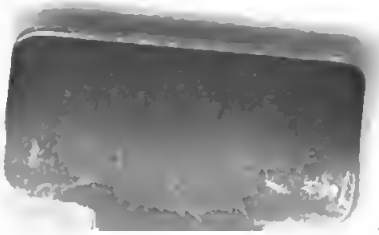
Enc. 253 b-6

erokopieren aus konservato-
schen Gründen nicht erlaubt
lur im Lesesaal benützbar



Digitized by Google

<36605915840012

<36605915840012

Bayer. Staatsbibliothek

Rheinisches Conversations-Lexicon

oder

encyclopädisches Handwörterbuch

für

gebildete Stände.

Herausgegeben

von

einer Gesellschaft rheinländischer Gelehrten.

(In zwölf Bänden.)

Sechster Band.

Grie – Jy.

Original-Ausgabe.

Mit Genehmigung einer Königl. Preuß. Censur-Behörde.

Köln und Bonn,

Comptoir für Kunst und Literatur.

1827.

Gmc. 253 b-6

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Digitized by Google

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Gri.

Griechen (Hülfs-Vereine der). So wurden jene Vereine in den verschiedenen Ländern Europa's genannt, die aus eigenem Antriebe zusammentraten, um, wie der Aufruf der Griechen erscholl, zu deren Hülfe theils durch Geld, theils durch Waffen und durch Mannschaften mitzuwirken. Zuerst trat der Professor Krug in Leipzig auf, stellte den Kampf der Griechen in das rechte Licht, und am 1. August 1821 erschien von ihm ein Aufruf an die deutschen Mitbürger zu Bildung von deutschen Hülfsvereinen für Griechenland, der überall den größten Beifall fand. Schnell traten mehrere würdige Männer auf, um solche Vereine zu bilden. In Stuttgard unterzeichneten sich zuerst zu diesem Zwecke beim Buchhändler Erhard über 100 Mitglieder, die am 14. August einen Ausschuß wählten, und den Prokurator Dr. Schott, Mitglied der würtembergischen Ständeversammlung, zum Vorstand desselben ernannten. Der Anstoß war einmal gegeben, und jetzt breiteten sich die Vereine immer mehr aus. Am 18. August schlug der Professor Thiersch in München, in einer eigenen damals herausgegebenen Broschüre vor, eine deutsche Legion für Griechenland zu bilden, zu deren Sammelplatz man Volo an der thessalischen Küste bestimmte; allein diesem Plane wurde von den Regierungen entgegengearbeitet, und von manchen auch nicht einmal die Hülfsvereine gebilligt; doch blieb der Verein von Stuttgard immer fest, und erhielt von Tage zu Tage einen immer größeren Umfang. Mit allen Seehäfen und mit Griechenland selbst knüpfte er Verbindungen an, und Marseille wurde zum Einschiffungsort gewählt. Ueberall sandte er Emissäre aus, und Viele bemühten sich nur um dieser Sache willen Neugriechisch zu lernen. Viele Hunderte von jungen Leuten strömten herbei; vorzüglich wurde auf gewesene Militärs, Aerzte und Wundärzte Rücksicht genommen, jedoch Keiner nach vorhergegangener Prüfung angestellt; wer mittellos war, wurde von den zahllos eingegangenen Geldbeiträgen unterstützt; so wie auch unglückliche Griechen, die nach ihrem Vaterlande zurückkehren wollten, besonders durchgeholfen. Auch an anderen Orten wurden sie von Griechenfreunden unterstützt; das Haus Sieveking Tandon et Comp. in Marseille übernahm alle Geschäfte der Vereine. Endlich am 24. Okt. 1821 war es schon so weit gediehen, daß die erste Expedition von Marseille mit dem vom Capitän Verité befehligten Schiffe St. Lucia, 31 Mann stark, unter Anführung des Hauptmanns v. Liesching, unter Segel ging, und am 8. Nov. zu Kalamata komplet gerüstet und gewaffnet ans Land stieg. Nach den von dem Vereine angenommenen Statuten sollte sich jede Philhellenen-Abtheilung (diesen Namen erhielten die nach Hellas Ziehenden) ihre Anführer selbst wählen; leider ist dieser Bestimmung nicht nachgekommen und dadurch manche Unzufriedenheit erregt worden. Am 11. Januar 1822 gingen abermals 33 Mann ab, und kurz darauf der Gene-

ral Normann (s. d. Art.) mit einem besonders gut ausgerüsteten Trupp von 49 Mann, der den Stamm des Philhellenen-Corps bildete, welches sich später bei Arta so rühmlich schlug, doch auch leider aufgerieben wurde. Immer mehrere Vereine bildeten sich jetzt; vorzüglich thätig waren Basel, Bern und Zürich, dann Heidelberg, Freiburg, Darmstadt; in letzterer besonders der Commerzienrath Hoffmann, der selbst Reisen nach Marseille unternahm, um darauf zu sehen, daß Alles in gehöriger Ordnung hergehe; und durch diese Vereine wurden bis zum Jahr 1823 mehr denn 300 Mann nach Griechenland eingeschifft. Was die Vereine hofften und zu bewirken suchten, ging dennoch wenig in Erfüllung, und mag man auch für die Griechen sagen, was man will; die Ankommenden wurden nicht allein sich selbst ohne alle Unterstützung überlassen, sondern nicht undeutlich schien ihnen mancher Blick zuzurufen: „Geht hin, wo ihr hergekommen!" Hieran waren aber auch theils mehrere Unwürdige, die aus Abenteuerungs- oder Beutesucht sich unter die mit edlem Muthe und Eifer hingehenden Besseren gemischt hatten; mehrere ehemalige Offiziere, die dort gleich in höheren Rang zu treten hofften, sahen sich getäuscht, und verbreiteten nur noch mehr Unzufriedenheit. Viele kehrten darauf zurück, schilderten das Benehmen der Griechen und ihre Aufnahme, und so wurde, zum Glück und Freude vieler Eltern, mancher edle Jüngling seinem Vaterlande erhalten. Am 15. Sept. 1822 traten nun mehrere Vereine zu Einem zusammen, um eine größere Expedition auszurüsten. Ein Grieche, Namens Kephalos, hatte sich in Darmstadt eingefunden, und ihm wurde die Führung einer Expedition von ganz komplet ausgerüsteten 150 Mann aller Waffengattungen und auch Handwerker, nebst Kriegs-Munition, chirurgischen Instrumenten und anderen nöthigen Sachen anvertraut, die am 22. Nov. 1822 unter Hoffmanns besonderer Anleitung abfuhren. Wie sie nach Griechenland aukamen, sahen sie sich noch ärger getäuscht, wie die Früheren. Die Regierung nahm gar keine Notiz von ihnen; Kephalos wurde als feiger Betrüger entlarvt, und als er sogar die Philhellenen gegen einander führen wollte, überfallen und verjagt; indem er selbst in vollem Ueberfluß lebend, seine Untergebenen darben ließ; worauf sich dann diese zerstreuten, und meistens in den armseligsten, unglücklichsten Umständen endlich in ihr Vaterland zurückkehrten. Die Einschiffungen hörten nun auf, aber nicht die Beiträge für die Hülfsvereine; bis zu Ende d. J. 1823 waren an 30 bis 36.000 Gulden verausgabt worden. Späterhin wurde den Griechen, die durch Deutschland nach ihrem Vaterlande zurückkehren wollten, der Eintritt an den französischen Gränzen untersagt, und dann auch in Würtemberg, worauf sie sich meistentheils in Hamburg, Amsterdam und Rotterdam einschifften. In Paris trat 1823 eine sogenannte Société de la morale chrétienne zum Besten der Griechen zusammen; auch in Neuyork bildete sich ein amerikanischer Hülfsverein, sowie ebenfalls in England. Im verflossenen Jahre machte die griechische Regierung mehrere vortheilhafte Anleihen; der Lord Byron (s. d. A.) opferte im glühenden Geistesgefühl der Sache der Griechen Vermögen und Leben. Ende des vorigen Jahres trat in Paris von Neuem ein Verein zu Gunsten der Griechen zusammen, bei welchem Jeder zum Mitgliede aufgenommen wurde, der einen jährlichen Beitrag von 50 Fr. unterzeichnete. Dieser Verein zählt 20 Commissäre, durch deren Bemühungen ein Anleihen von 10 — 15 Mill. Franken bewerkstelligt worden ist, welches in Antheilen von 2000 Fr. gegen 5 pCt. Zinsen zusammengebracht werden soll. Unter diesen Commissären nennt man den Vicomte von Chateaubriand, den Herzog von Fitz-James, die Herren Didot, Lafitte u. m. A. Ebenso wurde zu London kürzlich ein neues Anleihen für die Griechen eröffnet. Die Anerbietungen zu demselben betrugen am 9. Febr. 1825 schon 15 Mill. Pfd. Sterling, zur Instandsetzung für den nächsten Feldzug.

Griechen (Insurrektion und Kampf der Neu-). I. Einleitung. Selten hat wohl in der Geschichte ein Volk, in ganz Europa sowohl, als wie in anderen Welttheilen, ein so allgemeines Interesse und lebhafte Theilnahme, und mit größerm Rechte erregt, wie jetzt die Neu-Griechen in ihrem Kampfe gegen die Pforte; denn wenn auch gleich hin und wieder darüber gestritten wird: ob ihr Ergreifen der Waffen ein Aufstand oder Empörung zu nennen sey, so glauben wir doch, es nur eine kraftvolle Appellation an die Würde der Menschheit oder rechtmäßige Zurücknehmung dessen nennen zu dürfen, was ihnen durch gesetzlose Willkühr der Waffen von einem ungläubigen, zügellosen und barbarischen Volke einst entrissen wurde; nämlich das lang besessene Eigenthum ihrer Väter und ihre ehrwürdig gewordene Freiheit. Sie streiten nicht, gleich Spanien, Neapel und Piemont und einst Frankreich, gegen ihre legitimen Monarchen; sondern nur gegen einen die Würde der Menschheit erniedrigenden Usurpator, und gegen ein Volk, das jeden Christen nur als ein bestimmungsloses Wesen, gleich einer Marktwaare, als ein Mittel seiner selbstsüchtigen Laune betrachtet. Schon seit 331 Jahren, wo Constantin XI. von den Osmanen erschlagen wurde, und seit 110 Jahren, seitdem die damalige Venetianische Republik Morea und die Inseln des Archipels abtreten mußte, seufzten die Einwohner des schönsten Landes von Europa, auf dessen classischem Boden alle Künste und Wissenschaften in staunenswerther Herrlichkeit einst blühten, von welchem selbst die herrschsüchtigen Römer, die nicht mehr sind, sich ihre Gesetze, ihre Decemvire holten, unter dem despotischen Joche eines übermüthigen Volkes, das mit immer sich erneuernder Religionswuth, gepaart mit den größten Grausamkeiten, sie nur immer mehr verfolgte. Zeigt doch der tägliche Anblick der Natur, daß sich das geringste Wesen der Schöpfung gegen den Fußtritt des Menschen krümmt; warum wollten wir es denn einem von grausamer Willkühr fast zerknirschten Volke, welches seine Nationalität, seinen Karakter und seine Begeisterung für alles Hohe und Edle Jahrhunderte hindurch bewahrte, zum Verbrechen anrechnen, wenn es, endlich des Tretens müde, sich gegen den übermüthigen Unterdrücker zur Wehr stellt! Heterogene Prinzipe lassen sich selten einigen; eben so wenig werden auch die Paniere des Kreuzes mit den Roßschweifen des halben Mondes im Einklange bestehen können, da der Glaube der Christen, den die Griechen unter allen Drangsalen und Martern, gleich den heiligen Confessoren, treu behaupteten; sowie Sitten und Karakter beider Völker einen zu schroffen und gegenseitig abschneidenden Gegensatz bilden. Ständen die Griechen unter dem Scepter eines gebildeten europäischen Staates, längst würde der alte schöne Sinn und Geist, der bisher schlummerte, zu einem schönern Leben wieder erwacht seyn; längst würden die unter langer Knechtschaft mitunter entarteten Griechen ihre alte Thatenfrohheit wieder erlangt haben. Allein die Türkei ist kein Staat zu nennen; wo Willkühr des Sultans, Barbarei, Vertreibung aller wissenschaftlichen Cultur, und durch den Koran sogar anbefohlene Unterdrückung der christlichen Religion das Herrscheramt verwalten; wo der Uebermuth einzelner Pascha's, die selbst, wie das ungeregelte Corps der Janitscharen, dem Großherrn den Gehorsam aufkündigen, und ihn wohl gar ermorden, wie Selim III.; wo kein Gesetz herrscht, und das Recht nur auf Kosten der Sittlichkeit erkauft werden kann: da giebt es keine Staatsbürger, und das ist kein Staat, der nur, gleich einem morschen Gebäude, durch brutale Gewalt zusammengehalten wird. Das Vaterland der Griechen ist nie durch einen Vertrag unter die Herrschaft der Ungläubigen gekommen; nur die Gewalt der Waffen hat es erobert; selbst als 1718 im Passarowitzer Frieden die Republik Venedig die Halbinsel Morea abtrat, hielt es die Pforte durch kriegerische Macht besetzt, daß sich die unbeschützten Bewohner nicht widersetzen

konnten. Immer gab es auch viele entartete Griechen, die sich aus Vortheil erstrebender Kriecherei in Constantinopel unter dem Scepter des Großherrn beugten, und in der luxuriösen Hauptstadt, in der Nähe des Serails, ihr Vermögen verschwelgten, und ihren Geist im Genusse sinnlicher Vergnügungen entnervten, wie die Fanarioten (die reiche Familie der Fanats), und durch knechtische Dienste dem Sultan den Hof machten; aber auch noch freie, ihrer ehrwürdigen Altvordern würdige Stämme gab es in den Gebirgen der Haldinsel, wie die Montenegriner, die Sulioten, die Mainotten (s. d. A.) ꝛc., auf denen noch der Geist eines Kodros, Miltiades und anderer volksthümlichen Heroen ruhte; die stets mit den Türken in offener Fehde lebten, wie die heldenmüthigen Klephten, deren Thaten noch jetzt, wie die eines Herrmann in den Bardenliedern der Deutschen, in herrlichen Romanzen aus dem Munde von ganz Griechenland gleich einem Bardiet ertönen, wenn es gilt, die Kämpfer anzufeuern. Dem sogenannten griechischen Adel, von den Türken unterjocht und mit dem Namen Rajahs belegt, fiel das schlimmste Loos; ihr Leben und Vermögen hing stets nur von der wetterwendischen Laune des Pascha's ab, der diese Güter nicht selten seinem Durst nach Reichthum, seinem Hange zur Wollust und seiner Lust an Grausamkeiten hinopferte. Obgleich die Griechen, als fast ausschließlich gewerbetreibende Classe, fast alle Arbeiten und Handwerke verrichteten, und größtentheils den Handel betrieben, so wurden sie darum nie von den Türken geachtet, vielmehr nur schlechthin Giaurs (Ketzer) genannt, und nur für Bezahlung einer ansehnlichen Steuer, Haratsch, ihnen das Leben gesichert. Nur gegen fast unerschwingliche Abgaben war es ihnen gestattet, ihre, dem Einsturze drohenden Kirchen wieder aufzubauen, und darin ihre gottesdienstliche Andacht auszuüben. Wer möchte sich darüber wundern, wenn unter der Geißel eines solchen harten Druckes das griechische Volk fast seine früherhin so gepriesene herrliche Nationaleigenthümlichkeit verlor; stets mehr verwilderte, den Karakter der Hinterlist, die Maske der Betrügerei, und den Trotz eines Räubers annahm, so daß nur wenig Gebildete jenes schöne Hellas bevölkerte, wo einst die classische Bildung ihren Culminationspunkt erreichte? Doch das Gefühl der Liebe für's Vaterland erlosch in dem tiefgebeugten Herzen der Edlern nicht, und als der erste Ruf der heiligen Freiheitstrompete erscholl, fand sich auch der Kern jener heldenmüthigen Griechen wieder, die einst unter Leonidas bei Thermopylä einmüthig lieber den Heldentod für's Vaterland starben, als daß sie die Ketten eines orientalischen Siegers trugen. Aus einem flüchtigen Blicke auf den türkischen Staat und seine Politik ergiebt sich, daß die Türken weit hinter den übrigen europäischen Staaten zurückgeblieben sind. Kann man ein Volk eine Nation nennen, welches nur aus Kriegern und Sklaven unter seinen Befehlshabern und Ulema's besteht, die es nach Willkühr behandeln; wo das höchste Staatsoberhaupt, der Sultan, im Grunde nur ein Schatten von Macht, jeden Augenblick vor seinen Janitscharen zittert, die ihren eigenen Willen nur als Richtung ihrer Handlungen anerkennen, und Mord und Brand in der Hauptstadt verbreiten, wenn gegebene Befehle ihres Fürsten ihren selbstsüchtigen Zwecken nicht entsprechen? Was besonders die Ohnmacht des Großherrn darlegt, ist die außerordentliche Gewalt und die drückende Vormundschaft der Pascha's oder Statthalter, besonders in den entlegenen Provinzen, die sich mit jedem Augenblicke empören, selten durch Gewalt, häufig nur durch Hinterlist mit dem Dolche gestraft werden können, wie dies in neuester Zeit mit dem Pascha Ali von Janina der Fall war. So hält sich der türkische Staat nur noch mit Mühe durch den Bund anderer Staaten Europa's, und durch das Bestreben jener christlichen Mächte, das Gleichgewicht aufrecht zu erhalten: seine eigenen Stützen sind längst schon gebrochen. Gewaltsam ist er durch den Aufstand

der Griechen erschüttert worden, und die Folge wird lehren, auf welche Weise sich die Brandung der Griechen an den morschen Pfeilern des ottomanischen Staatsgebäudes brechen wird. II. Erster Versuch der Griechen zum Aufstand, oder das sogenannte Catharinen-Projekt. Müde der drückenden Last ihrer Ketten, beschlossen die Griechen, sie mit Gewalt zu zerbrechen, und schon im Jahr 1790 geschah der erste Versuch dazu. Catharina II. sandte damals die Strahlen ihrer Herrscherweisheit von dem russischen Kaiserthron in die Cabinette Europa's. Dem System Peters des Großen getreu, der seine glorreichen Waffen stets auf Rechnung der Türkei auszubreiten wußte, suchte auch sie die Fackel der Empörung im Peloponnes anzuzünden. Zu diesem Zwecke sandte sie einen gewissen Lambros-Catechioni aus Spezzia auf diese Halbinsel, um eine allgemeine Bewaffnung zu versuchen, zu welchem Ende sie 6 Mill. Rubel (damals mehr als 200.000 Dukaten) zahlte. Catechioni erhielt eine goldene Hand, die er stets als Zeichen ihres Schutzes über der Stirn tragen sollte. Sie schickte 1790 einen Griechen, Namens Sottiri, nach dem Archipel, um dort ganz Griechenland unter die Fahne der Empörung zu rufen; einen gewissen Psaro und andere Emissare nach Sicilien, um von dort aus die Griechen mit Waffen und Munition zu versehen. Drei Abgeordnete der Griechen kamen nach Petersburg, und legten am Throne der Kaiserin eine Bittschrift und einen Operationsplan nieder, deren Willfahrung und Ausführung sie von der weit hinaussehenden Kaiserin erflehten. Am Schlusse derselben erbaten sie sich einen russischen Prinzen zum Fürsten. Alle diese Anstrengungen waren jedoch fruchtlos, und der Friede senkte sie in ein noch tieferes Grab der Sklaverei zurück. Da trat Rigas, ein hochherziger, in Wien sich aufhaltender Grieche auf, dichtete Nationalgesänge, übertrug die besten patriotischen Hymnen aus der französischen Revolutionsperiode ins Neugriechische, errichtete einen Verein der gebildetsten Männer aus dem Volke, und suchte Alles aufzubieten, die Springfedern des Nationalsinnes unter seinen Mitbrüdern aufzuregen, und sie zur Thatenlust anzufeuern, das Joch der auf ihnen lastenden Tyrannei zu zerreißen. Die ausgestreueten Samenkörner waren auf keinen Felsen gefallen; die Krisis nahte, um zur Frucht aufzuschießen. Rigas begab sich mit einigen Freunden nach Triest, um nach Griechenland überzuschiffen. Da wurde der Plan durch den Griechen Ekonomos in Wien verrathen, und Rigas mit sechs Andern in Triest verhaftet und nach Wien gebracht. Rigas, Orgely und Anton von Koroneos wurden der türkischen Regierung ausgeliefert, welche sie auf gut türkisch ohne Weiteres nach Belgrad schleppen und daselbst zwischen Brettern zersägen ließ. So endeten die ersten Versuche der unglücklichen Griechen, sich ein glücklicheres Loos zu erkämpfen; verderblich für mehrere Edle und auch für das Volk, denen der orientalische Despot den Fuß nun noch tiefer auf den Nacken setzte. III. Vorbereitungen zum letzten Kampfe. Ungeachtet dieses mißlungenen Versuchs, fuhren die Griechen dennoch fort, im Geheimen auf die große Catastrophe, die erfolgen sollte, hinzuarbeiten. Zur Aufklärung und Bildung des Volkes wurden die Atheneen, Gymnasien, Lyceen verbessert und vermehrt; Bibliotheken und neue Dorfschulen errichtet; die wechselseitige Lehrmethode eingeführt, und mit jedem Jahre eine steigendere Zahl griechischer Jünglinge auf die Universitäten nach Deutschland und Italien geschickt, wozu sich 1815 eine eigene Gesellschaft zu Athen, unter dem Namen der Philomusen, bildete, die 1820 über 300 Mitglieder, meistens aus Griechen bestehend, zählte. Mehrere Gelehrte, besonders Korai, dann die Bambas, Gorgorios, Gazy, Kumas, Mustoxydy u. A. m. leiteten schon seit mehreren Jahren den öffentlichen Unterricht, und bereicherten die neu aufgrünende Literatur, durch deren Verbreitung sie den Geist des Volkes zu erstarken und zu kühnen Tha-

ten anzuflammen suchten, wie einst der edle Rigas, mit Uebersetzung französischer und deutscher Classiker. Alle diese herrlichen Anstalten versanken jedoch in dem wüthenden Freiheitskampfe in ihr voriges Nichts zurück; nur allein die Schule auf dem Berge Athos hat sich erhalten. Schon im Jahr 1809 hatte sich zu Paris eine Verbindung zum Besten der Griechen gebildet. Selbst Napoleon interessirte sich für sie. 1814 trat eine Gesellschaft zu eben dem Zwecke in Wien zusammen. 1815 wurde von einigen Griechen, Nikolas Skupho, Galaty aus Corfu und noch 7 Andern zu Moskau eine geheime Verbindung unter dem Namen Hetärie (Verbrüderung) geschlossen, die ebenfalls die Befreiung Griechenlands zum Zweck hatte. Doch auch sie wurde bald verrathen, Galaty gefangen genommen, und aus Rußland verwiesen, worauf sich die Mitglieder dieser politischen Verbrüderung zwar zerstreuten, aber den Zweck ihrer Verbindung selbst nicht aufgaben. Sie wandten sich in die Moldau, Walachei, Constantinopel, Morea ꝛc., und nahmen verschiedene Richtungen. Vorzüglich aber wurde Odessa der Sitz der Hetärie, von wo aus sie sich immer weiter verbreitete (s. d. Art. Hetärie). Zu ihrem Oberhaupte wählte sie, nachdem mehrere Andere die Ehre, wie z. B. der russische Minister Graf Capo d'Istrias, ausgeschlagen hatten, den Fürsten Alexander Ypsilanti. Dieser Fürst, zugleich kaiserlich-russischer Generalmajor, nahm diese Stelle, die der Zufall ihm übergab, ohne Weiteres an, und versicherte den Verbündeten zugleich den Schutz des russischen Kaisers, mit dem er mehrere Unterredungen gehabt zu haben vorgab. Dadurch gewann er bald die Herzen Aller, und rief den Aufstand in's Leben, der sich bald aller Edlen auf dem Gebiete des schönen Hellas mittheilte. Leider zeigte sich jedoch späterhin, daß dies meist Erdichtungen waren; indem der russische Kaiser, von Laibach aus, ihn aus den Listen der Armee und dem Unterthanen-Verbande ausstreichen ließ, und für immer die Rückkehr in's russische Reich untersagte. Ypsilanti's Benehmen ist überall und scharf getadelt worden, und das mit Recht. Man sagt, daß er pflichtwidrig gehandelt, weil er das Feuer der Insurrektion zu früh angezündet, und selbst das russische Cabinet in nicht geringe Verlegenheit gebracht habe. Seine Vorspiegelungen hatten jedoch den Erfolg, daß die Hetärie sich immer weiter ausbreitete, und in zahlreicher Menge Anhänger zu ihrem Paniere hinzuströmten, so daß beschlossen wurde, mit einem Aufstand in der Moldau die Herrschaft der Pforte über Griechenland zu vernichten. IV. Aufstand und Kampf in der Moldau und Walachei. Der bisherige Hospodar in der Moldau und Walachei, Alexander Suzzo, war gestorben, und an seine Stelle wurde am 1. Febr. 1821 der Fürst Carl Kallimachi ernannt. Die bisher schon hart gedrückten Einwohner der beiden Provinzen fürchteten nun noch härtere Erpressungen, wie unter seinem Vorgänger, und überall entstand Unzufriedenheit und der Wunsch, das verhaßte Joch zu zernichten, in welchem Vorsatze sie durch den Glauben an die Unterstützung Rußlands noch mehr bestärkt wurden. Ein junger Mann, ehemals russischer Offizier, Theodor Studzier Wladomirsko, aus einem Bauerndorfe gebürtig, der sich durch Getreidehandel einiges Vermögen erworben hatte, und mit seiner angestammten Tapferkeit und Kühnheit nur auf Abenteuer dachte, hatte sich schon seit längerer Zeit, auf einen solchen Zeitpunkt lauernd, einen großen Anhang unter den Bauern erworben; und wenn auch eigentlich stets Feind der Griechen, suchte er doch aus diesem Augenblicke der Unzufriedenheit Nutzen zu ziehen. Er ging von Bucharest aus am 30. Januar 1821 mit 50 bis 60 Panduren ab, durchzog das Land, und wiegelte die Einwohner gegen die Türken auf. Sein Plan gelang ihm bei dem vorgespiegelten Versprechen von Aufhebung aller Lasten und Steuern, Einsetzung in ihre alten Rechte, dem Schutze Rußlands, und bald gingen die von den Voja-

ren gegen ihn abgesandten Arnauten ebenfalls zu ihm über, so daß seine Schaar binnen kurzer Zeit, mit den 1000 Mann des ebenfalls übergetretenen Kaminar Sawa, sich auf 4 bis 5000 Mann verstärkte, mit denen er mit unglaublicher Schnelle die ganze kleine Walachei sich zu unterwerfen wußte. Jetzt setzte auch der Furst Alexander Ypsilanti mit seinen beiden Brüdern Nikolas und Georg, dem Fürsten Georg Kantakuzeno und einer Begleitung von ungefähr 20 Personen über den Pruth, und kam am 22. Febr. 1821 in Jassy an. Sogleich ließ er einen vom 7. März (23. Febr. a. St.) datirten Aufruf überall ausbreiten, in welchem er erklärte, daß alle Griechen sich gegen das Joch der türkischen Tyrannei aufgelehnt, und daß in diesem Kampfe sie eine große Macht beschützen würde. Zugleich befahl er den Ephoren (Anführer und Ordner der verschiedenen Abtheilungen der Hetärie) zu Odessa und Kischnew, Waffen und Kriegsvorrath nachzusenden, und alle Leute, die zu seiner Fahne eilen wollten, zu unterstützen. Am 28. Febr. (12. März) kamen auch Demetrius Ypsilanti und Alexander Kantakuzeno in Kischnew an. Durch den Aufruf Ypsilanti's stieg die Begeisterung der Griechen noch höher, und von allen Seiten strömten sie selbst auf den gefahrvollsten Wegen den Panieren der Freiheit zu. Wer einiges Vermögen hatte, unterstützte die Unbemittelten, oder übergab es der allgemeinen Casse, und behielt nur so viel zum Gebrauche übrig, die Reise zu Ypsilanti's Corps anzutreten, der währenddem eine sogenannte geweihte Schaar, gleich den alten Thebanern, errichtet hatte, die in schwarzer Tracht, gleich dem ehemaligen Braunschweigischen und Lützowischen Freicorps gekleidet, mit Todtenköpfen auf den Schultern, als Rächer der Unterdrückten, dem Vaterlandstode jubelnd entgegen zogen. Noch waren keine Feindseligkeiten vorgefallen; bis endlich durch den Zwist eines Türken mit einem Arnauten in Galacz, wo Ersterer den Letzteren mißhandelte, ein allgemeiner Auflauf sich durch die Straßen wälzte, bei welchem einige hundert Türken niedergehauen, ein mit Kriegsgeräthe beladenes Schiff weggenommen, und mehrere Türken als Gefangene hinweggeführt; worauf denn auch in Jassy Unordnungen ausbrachen, und von dem wüthenden Pöbel an 30 Türken ermordet wurden. Dieser zu frühe Einfall Ypsilanti's in die Moldau wirkte nachtheilig auf alle lange vorhergefaßte Plane. Der russische Gesandte und der österr. Internuntius bei der Pforte erklärten unumwunden: daß ihre Monarchen keinen Antheil an den innern Unruhen des türkischen Reichs nehmen würden. Die Pforte ersah endlich aus mehreren aufgefangenen Briefen der abgesandten Couriere, was man gegen sie im Schilde führe; und nun erfolgten die grausamsten Maßregeln gegen alle Griechen, die wir späterhin anführen, jetzt aber mit dem kurzen Feldzug in der Moldau und Walachei fortfahren werden. Der Fürst Alexander Ypsilanti hatte ungefähr 3600 Mann gesammelt, unter denen sich die oben erwähnte geweihte Schaar von 250 Mann und eine Eskadron Uhlanen von 70 Mann befand, mit denen er zu Trigovista und in der Gegend sich aufhielt; zu Galacz befanden sich angeblich 2600 Griechen mit 28 Stück Kanonen, und in Jassy 1400 Mann; die Ersteren wurden jedoch, noch ehe sie ihr Ziel erreichen konnten, von den Türken überfallen, und niedergehauen. Ungeachtet der geringen Streitkräfte, die Ypsilanti hatte, würde er dennoch mehr vollführt haben, wenn nicht bald Verrath sich unter den verschiedenen Hauptleuten eingeschlichen hätte, von denen besonders der oben erwähnte Theodor als Hauptanstifter in der Geschichte gebrandmarkt wird, der auch deßhalb in seinem Zelt, in der Mitte seiner Moldauer verhaftet, nach Trigovista geführt, und daselbst auf Ypsilanti's Befehl hingerichtet wurde. Die geweihte Schaar rechtfertigte ihren Namen, und that Wunder der Tapferkeit; sie starb endlich lieber in der unglücklichen Schlacht bei Dragaschan (19. Juni 1821) einmüthig den Heldentod für das

blutende Vaterland, als daß sie ein Leben voll Schande getragen hätte. Der heldenmüthige Anführer Jordaki wurde mit seinem Häuflein in einem Kloster bei Seco eingeschlossen, verdeppelte die Streiche seiner Waffen in seiner verzweiflungsvollen Lage lange, und da er sah, daß er der Uebermacht weichen mußte, sprengte er sich, gleich dem Helden Zrini, mit den Seinigen in die Luft; die beiden letzten Gefechte bei Skutari lieferten ebenfalls kein glückliches Resultat der Griechen, und so endete mit dem 1. Aug. 1821 eine unüberlegt begonnene Unternehmung mit der Verwüstung beider Provinzen, die einer langen Zeitreihe von Jahren bedürfen werden, um aus ihrem Schutte emporzusteigen. Alex. Ypsilanti wollte sich mit seinen beiden Brüdern über Triest nach Griechenland begeben, ging deßhalb nach Hermannstadt, wo er aber verhaftet und auf die Festung Munkatsch gebracht wurde. Seine übriggebliebenen Truppen zerstreuten sich nach allen Seiten. (Man sehe weitläuftiger über diesen Krieg in der Moldau und Walachei: die Denkschrift des Fürsten Kantakuzeno in den Briefen eines Augenzeugen der griechischen Revolution v. J. 1821. Halle, in der Rengerschen Verlagshandlung 1824.) V. Folgen des Aufruhrs der Moldau und Walachei in Constantinopel. Dieser zu frühe Aufstand Ypsilanti's hatte sehr verderbliche Folgen für die Griechen. Obgleich der russische Gesandte und der österr. Internuntius, nachdem Ypsilanti's Aufruf in Constantinopel bekannt wurde, erklärt hatten, daß ihre Monarchen keinen Theil an den innern Unruhen des türkischen Reichs nehmen würden, so blieb dennoch die Pforte immer mißtrauisch gegen die Gesandten obiger Mächte. Ungeachtet ein Engländer dem Gesandten seines Hofes die Verschwörung angezeigt, und dieser sie der Pforte mitgetheilt hatte, verordnete sie eine, allen Verträgen entgegenstreitende Durchsuchung der russischen Schiffe, und dadurch wurde mancher ernsthafte Notenwechsel zwischen dem russischen Gesandten, Baron v. Stroganow, und dem Reis-Effendi veranlaßt; wie auch noch nicht alle Mißhelligkeiten wegen Verletzungen der Verträge von Kainardschi ꝛc. nicht beigelegt worden waren. Die Griechen hätten daher, wenn sie alle zu gleicher Zeit gegen die ottomanische Pforte aufgestanden wären, keinen bessern Augenblick ergreifen können; denn die hohe Pforte befand sich von allen Seiten bedroht. Der mächtige Pascha von Janina war im Aufstande begriffen; sowie auch in Aegypten Mehmed Ali trotzte und Tribut verweigerte; mit Persien drohte, wie es auch späterhin der Fall wurde, der Krieg auszubrechen, da der älteste Sohn des Schachs, Mahomed Ali Mirza, auf mehrere türkische Provinzen Anspruch machte. Dennoch stand die Pforte von ihrem grausamen Systeme gegen die Griechen nicht ab, sondern ließ stets neue Bey's einsetzen, die jede Erpressung erneuerten. Das Aergste fürchtend nach Ali's Fall, beschlossen die Griechen, das Aeusserste für ihre Freiheit zu wagen; nur fehlte es noch an Mitteln, deren die der Sache beigetretenen Hellenen nicht genug hatten, da die reichen Fanarioten in Constantinopel sich um nichts bekümmerten, und nicht einmal von dem Vorhaben etwas wußten. Zu gleicher Zeit sollte, nach dem Plane der Hetäristen, die Revolution im ganzen europäischen Griechenland ausbrechen; auch in Constantinopel selbst, wo schon mehrere Ephoren (Führer der Angelegenheiten der Verbrüderung) vieles vorbereitet hatten. Man wollte den vorzüglichsten Theil der Stadt in Brand stecken, und dann den Sultan, der mit den Offizieren des Divans stets bei solchen Gelegenheiten erscheint, gefangen nehmen, dann sich des Artillerieparks von Thophana, in dem schon über 200 Griechen arbeiteten, bemächtigen, eben so des Arsenals (Tersana) und der Flotte, deren zweiter Befehlshaber, Konstandi Giusto, ein Grieche, mit einverstanden war. Alles war schon zum Aufbruch bereit, die Nacht anberaumt, als die Zögerung zweier Ephoren, Makros und Kumbaris, die zwei Ladungen mit Oel, nach Odessa bestimmt, gern retten wollten, den Plan

vereitelten; denn ihre an Ypsilanti abgesandten Couriere waren es, die ergriffen, und durch deren Briefe die Verschwörung entdeckt wurde. Die Wuth des Sultans stieg auf's Höchste; in Constantinopel nahm man die strengsten Maßregeln gegen alle daselbst befindlichen Griechen. Der Ephore Makros war einer der Ersten, der sich nach Odessa begab, wohin ihm noch mehrere nachfolgten; der obengenannte Konstandi Giusto war nicht so glücklich; er wurde gefangen, und mit 20 seiner Verwandten aufgeknüpft. Umsonst versammelte der ehrwürdige Patriarch Gregorius das heilige Collegium und die vornehmsten Griechen des ganzen Landes (denn auch Morea war schon im Aufstand begriffen); er war nicht im Stande, den Aufruhr zu unterdrücken; vergebens schleuderte er den Bannstrahl gegen alle Griechen, die daran Antheil nehmen würden; aber das lange unter der Asche glimmende Feuer war einmal ausgebrochen, und die Flamme in ihrem raschen Laufe nicht mehr zu hemmen. Jetzt war der Wuth der Türken kein Damm mehr entgegenzusetzen, und ihr erster Grimm fiel auf die Religion und ihre Diener. Der Patriarch Gregorius wurde mit mehreren Bischöfen an der Kirchenthüre aufgeknüpft, sein Leichnam alsdann den Juden vorgeworfen. Schande jenem knechtischen Volke auf ewig, daß es die Leiche dieses ehrwürdigen Greises im geistlichen Schmucke in den Straßen herumschleppte, und mit allen nur erdenklichen Schmähungen überhäufte, und ihn dann erst für 100.000 Piaster einigen Griechen überließ, die ihn nach Odessa brachten, wo er mit Zustimmung des russ. Kaisers mit allen ihm gebührenden Ehrenbezeugungen beerdigt wurde. Die Ermordungen der Griechen in Constantinopel gingen nun immer weiter; nichts wurde verschont, kein Geschlecht, kein Alter; Jungfrauen und Weiber auf den Straßen mit bestialer Wuth geschändet, und dann entweder niedergestoßen oder zur ewigen Sklaverei verdammt; Kinder und Mütter ins Meer geworfen; kein Grieche war auf der Straße mehr sicher, und nur mit Mühe rettete Baron von Stroganow Mehreren das Leben, wie z. B. dem Banquier Danesy (denn man durfte nur reich seyn, um auf den geringsten Verdacht hingerichtet zu werden); ja, der wüthende Pöbel achtete kein Völkerrecht mehr, brach in die Wohnung des russischen Gesandtschaftsraths Fonton ein, und zerstörte Alles; der Fürst Muruzi ward beim Ausgang aus dem Divan im Serail enthauptet. Zu Adrianopel wurde der Patriarch Cyrillus (3. Mai) und der Erzbischof Proïsos ermordet, und überall mehrere griechische Kirchen entweiht und niedergerissen. Am 31. März erließ der Sultan, um das Schreckenssystem zu vollenden, einen Hatti-Scheriff, worin er alle Muselmänner aufforderte, sich für Erhaltung des vom heiligen Mahomed begründeten Reichs, gegen die Rebellen zu bewaffnen, und sich in Feldlager zusammenzuziehen; auch brachte der am 10. April ernannte neue Großvezier Benderli Ali Pascha ein zuchtloses asiatisches Heer an den Bosphorus, das noch ärger, als die Türken, Gräuel des Entsetzens verbreitete. Die Grausamkeiten des Hatti-Scheriff hatten kein Ziel; und trotz allen Vorstellungen der fremden Gesandten, standen, nachdem der wilde Großvezier (1. Mai) seine Stelle verloren hatte, doch der Sultan Mahmud mit seinem Günstling Halet Effendi nicht von ihren Grausamkeiten ab; und Mahmud nahm später, um die Janitscharen, die Halet wegen neuer Einrichtungen haßten, zufrieden zu stellen, drei aus ihrer Mitte in den Divan auf, wodurch er seinem Ansehen nicht wenig schadete. Der russische Gesandte, Baron von Stroganow, sah alle seine Bemühungen scheitern; sein Ultimatum wurde nicht beantwortet; der Handel Rußlands auf dem schwarzen Meere durch Sperrung des Bosphorus gänzlich gehemmt; er erklärte daher dem Divan, „daß, wenn die Pforte ihre grausamen Verfolgungen der Griechen nicht einstellen, sein Monarch gewiß den Griechen in jeder Hinsicht Beistand bewilligen würde," brach darauf mit dem Reis-Effendi am 18. Juli alle Verhandlungen ab,

und schiffte sich darauf am 31. Juli nach Odessa ein. Die Horden der Janitscharen und die der Asiaten fuhren wie bisher in ihrem Schreckenssystem, besonders am 27. Juni und am 2. Juli in Constantinopel, zu wüthen und zu morden fort. Der Reis-Effendi sendete darauf eine schriftliche Gegenantwort nach Petersburg, und endlich brachte vorzüglich der englische Gesandte Lord Strangford es beim Sultan so weit, daß er die Bewaffnung der Muselmänner aufhob, und mit Strenge in Constantinopel gegen die Wüthenden verfuhr; allein der furchtbare Aufruf war schon zu weit im platten Lande verbreitet, und hier mordeten die Landleute Alles, was nur den Namen Grieche führte. Der Sultan verhieß den Griechen Amnestie; wie konnten sie aber den Worten eines Tyrannen trauen, der beim Versprechen einer ähnlichen Amnestie bei dem mit der Kaiserin Catharina II. abgeschlossenen Frieden, dennoch 200.000 Peloponnesier schändlich ermorden ließ; wo in Constantinopel noch immer die Hinrichtungen fortdauerten; wo der zum Hospodar der Walachei ernannte Fürst Kallimachi mit seiner Familie nach Kleinasien verbannt, und hier ein Opfer des Schrecks über den Tod seines Bruders wurde, und alle edle Fanariotenfamilien, trotz der Nichttheilnahme an der Empörung, vernichtet worden waren. Die Griechen bestanden, noch mehr gereizt durch alle diese sie schrecken sollende Hinrichtungen, desto fester in ihrem Entschluß, lieber ins Schattenreich hinabzusteigen, als eine solche Amnestie anzunehmen, wobei wohl auch im Hintergrunde die Hoffnung auf Rußlands Schutz, der ihnen schon in dem Frieden geworden war, mit zur Stütze diente. VI. Aufstand der Griechen im Peloponnes. 1) Kampf im Jahr 1821. Hatte der Aufruf Ypsilanti's die Peloponnesier schon begeistert, so wurden sie nach den Vorgängen in Constantinopel ꝛc. zur glühendsten Rache entflammt; doch war noch kein Aufstand erfolgt, bis endlich auch hier der blinde Fanatismus der Türken die Völkerschaften zu den Waffen rief. Der erste Aufstand brach am 23. März 1821 in der Provinz Achaja aus, wo mehrere Türken niedergehauen und einige 80 gefangen genommen wurden. Den Tag darauf loderte in Patras die Flamme der Insurrektion auf, wo die Türken die Ermordung der Griechen beschlossen und deßhalb Streit mit ihnen anfingen, auch viele unbarmherzig hinschlachteten und den Rest zwangen, sich in die feste Citadelle zu flüchten, woselbst sie sich hartnäckig vertheidigten. Als dieser Vorfall bekannt wurde, da war kein Halten mehr, und die ganze Halbinsel stand einmüthig auf; vergebens versammelten sich zu Tripolitza die Primaten, Bischöfe und die Ortsbehörden, um die Ordnung wieder herzustellen. Dem gegebenen Beispiele folgten schnell die Inseln Spezzia, Hydra und Ipsara. Sie rüsteten sehr bald eine Flotte von circa 180 bis 200 Briggs von 10 bis 12 neunpfündigen Kanonen, und steckten die Flagge der Hetärie auf. Auf der Insel Spezzia stellte sich sogleich die heldenmüthige, 40 Jahr alte Wittwe Bublina an die Spitze, und bald machten sie alle Gewässer unsicher, so daß sie selbst den europäischen Handelsschiffen gefährlich wurden, die sich genöthigt sahen, bewaffnete Fahrzeuge mitzugeben; so wie sie auch die Dardanellen schlossen, und kein türkisches Schiff ohne Gefahr auslaufen konnte. Die ersten, die ihrem Beispiele folgten, waren die Inseln Samos und Tine, die aber schonungslos alle Türken ermordeten, wodurch Repressalien an den Griechen in Smyrna, die besonders durch den französischen Consul David beschützt und viele gerettet wurden, und auf den noch nicht in Aufstand begriffenen Inseln genommen, und viele Griechen ermordet wurden. Die Mainotten, Abkömmlinge der alten Spartaner, verließen ihre Berge; überall fanden Bewaffnungen Statt, und an die Spitzen der Haufen stellten sich ein ehemaliger russischer Major, der wilde Kolokotroni, der bis dahin auf eigene Hand von den Bergen herab, stets mit den Türken gekriegt hatte, und Peter Mauro Michali. Vergebens suchten die Statthalter von Morea diese

Haufen zu entwaffnen; und eine grausame Hinterlist der Bey's fachte die Flamme der Zwietracht noch mehr an. Diese luden nämlich alle Bischöfe und vornehme Griechen zu einer Versammlung nach Tripolitza ein, um über das Wohl des Vaterlandes zu berathschlagen; diejenigen, die den gleißnerischen Worten trauten, wurden überfallen und ins Gefängniß geworfen. Der Erzbischof von Patras, Germanos, hatte diesen Lockungen weniger getraut; er besprach sich mit den Uebriggebliebenen, und pflanzte die Fahne des heiligen Kreuzes auf. Dies gab der Sache den Ausschlag. Glühende Begeisterung ergriff Alles, und jeder Grieche ward ein Held; überall sammelten sich neue Haufen, unter Germanos Banner zuerst Achaja's Bewohner; nur mit ihren Messern bewaffnet, wurden dennoch bald die Bodunioten (eine kriegerische Völkerschaft in der Nähe von Mistris) unterworfen; die Labioten vertrieben; überall die Türken angegriffen, in die Festungen gejagt und Waffen in Menge erobert. „Von Europa verlangen wir nichts, als Waffen, Geld und Rath!" sagte der hochherzige Oberanführer Peter Mauro Michali, in einer am 6. April 1821 im messenischen Senat zu Kalamata erlassenen Kundmachung, worin er erklärt: „der Peloponnes habe das Joch der Türken abgeworfen, um das alte Vaterland wieder erstehen zu lassen, und den heilig verwahrten Glauben zu retten!" Da erscholl die Kunde auch nach Europens andere Länder, und schnell ergriff sie Aller Herzen. In Deutschland, der Schweiz, Frankreich, dem freisinnigen England, bildeten sich Hülfs-Vereine (vergleiche den vorigen Artikel), an deren Spitze sich manche wackere Männer stellten, und Hunderte von Jünglingen, die noch im Busen das Gefühl trugen, mit dem sie den heiligen Freiheitskampf für Europa gefochten, entglühten von Neuem, und strömten von allen Seiten hin, ihren gedrückten christlichen Mitbrüdern zu helfen; leider aber auch so mancher Abenteurer, den eigennützige Absichten oder Verfolgungen irgend einer Art dorthin trieben, und dem Ruf der Anderen, so wie der Sache selbst schadeten. Immer wüthender wurde auf der Halbinsel der Kampf, und als endlich die über die steten Niederlagen aufgebrachten Türken am 15. April 1821 unter dem Wüthrich Jussuf Selim Pascha von Lepanto in Patras alle griechischen Einwohner ermordeten, und die Stadt, eine der blühendsten Handelsstädte, in Asche legten, da hörte alle Kriegsordnung auf, und es wurde nur ein Morden und Brennen. Der türkische Oberfeldherr in Epirus, Churschid Pascha, der den wilden Ali in Janina belagerte, sendete Truppen nach den aufgestandenen Morea und Thessalien, so wie gegen die Sulioten, ein tapferes Gebirgsvolk, die dem Ali bisher beigestanden hatten, doch von ihm betrogen, nun dem allgemeinen Aufstande beigetreten waren. Sie schlugen die Türken, und besetzten die Festung Kiapta, so wie sie ihre Stadt Suli wieder einnahmen. Ueberall siegten die Griechen, und auch Korinth mußte sich dem Mönch Gregorius, der, wie einst seine Brüder in Spanien gegen den Unterdrücker, das Skapulier mit dem Schwerte vertauscht hatte, ergeben. Alle Provinzen erhoben sich jetzt, und traten auch unter ihrem alten Namen wieder auf; so hörte man wieder die Jahrhunderte lang verloschenen Benennungen: Phokis, Attika, Böotien, Akarnanien, Aetolien ꝛc. Die Aetolier traten unter Rhangos auf; die Akarnanier unter den Gebrüdern Hyskos, und schnell sahen sich die Türken gezwungen, sich in Arta zu werfen, und Salonas den siegenden Griechen zu überlassen. In Thessalien hatte der, wegen seiner Schnelligkeit im Laufen und Reiten, der zweite Achilles genannte Odysseus einige Armatolier gesammelt, so wie die Bauern von dem Archimandriten Anthymos Gazis unter die Fahne des Kreuzes gerufen wurden. In Euböa (Negroponte) wurden die Türken von den bewaffneten Bauern in die festen Plätze eingeschlossen; bei Vrachori, der Hauptstadt Aetoliens, wurden sie geschlagen, und

Missolunghi, Anatoliko, Galaxide erobert, so wie mehrere von Ali Pascha erbaute Vesten, und Nigniza bei Prevesa belagert; auch griffen die Bewohner des athenienſischen Gebiets zu den Waffen, und belagerten Kariſto und mehrere andere Feſtungen; ſo wie die Bewohner der Halbinſel Kaſſandra ſich bewaffneten und am 28. Juni bis Salonichi vordrangen, doch mit weniger Glück, wie ihre Brüder; denn ſie wurden von vereinigten Türken und Juden in ihre Halbinſel zurückgedrängt; in Lariſſa ward der Pascha eingeſchloſſen, und wurde nur durch den Pascha von Salonichi befreit. Die Athenienſer wurden von Churſchid's Unterfeldherrn Omer Vrione, der in Livadien eindrang, genöthigt, auf die Inſeln zu flüchten und Akropolis den Türken zu überlaſſen; bald drangen jedoch die Griechen wieder vor, umlagerten die Akropolis und glaubten ſie auszuhungern; allein Omer Vrione eilte wieder herbei, und entſetzte die Veſte am 30. Juli 1821, ſo daß ſich Athens Einwohner wieder nach Salamis flüchteten. Alle dieſe mitunter glücklichen oder unglücklichen Gefechte lieferten noch kein Ganzes, denn noch fehlte ein allgemeines Oberhaupt, und jeder Anführer eines Trupps focht für ſich allein, ohne Taktik, ohne geregelte Waffen, faſt ſtets nur mit dem Säbel in der Fauſt, auf Mord und Plünderung ausgehend. Am 7. (19.) Juni kam endlich Dem. Ypſilanti, von ſeinem Bruder mit einer Vollmacht und einem Aufruf an die Peloponneſier verſehen, von Odeſſa aus zu Hydra an, und mit ihm der Fürſt Kantakuzeno mit 60 jungen Griechen, die auf deutſchen Univerſitäten geweſen und ſich bei ihm in Trieſt verſammelt hatten. Im Peloponnes war eine einſtweilige Regierung (Geruſia genannt) aus 7, und den Häuptern der 24 (Klozas oder Velaty genannt) Bezirke, in denen der Peloponnes abgetheilt war, errichtet worden. Ypſilanti ſchrieb an dieſe Regierung, ging darauf am 11. (28.) Juni nach Spezzia, und einige Tage ſpäter nach dem Peloponnes, wo er zu Aſtros landete, und ſich nach Vervena bei Tripolitza begab, wo ſich ein Lager von 4000 Mann und die Regierung befand; auch Theodor Kolokotroni ſtand mit 200 Mann daſelbſt. Statt daß hier jedoch etwas für Aufrechthaltung der Ordnung und eine beſſere Truppeneintheilung geſchehen ſollte, traten zwiſchen den eiferſüchtigen Griechen bald Uneinigkeiten ein. Kantakuzeno ging am 24. Juni zur Belagerung von Napoli di Malvaſia ab, und Ypſilanti, aufgebracht, daß ſich die Mitglieder der Geruſia nicht nach ſeinen Vorſchlägen fügen wollten, ging nach Kalamata, um ſich daſelbſt wieder einzuſchiffen, folgte aber einer ſpäteren Einladung der Belagerer von Tripolitza, und begab ſich zu ihnen, wo er bis zur Einnahme der Feſtung blieb. Die Mitglieder der Geruſia zerſtreuten ſich darauf, und Griechenland blieb eine Zeitlang ohne alle Regierung bis zum Monat April 1822, wo ſie ſich wieder verſammelte, und jede Provinz und Inſel ſich ſelbſt regierte. Währenddem dieſe Gefechte auf der Halbinſel vorfielen, waren auch die Inſeln nicht müſſig, und zur See mitunter noch glücklicher gegen die Türken. Am 19. Juli verließ das erſte türkiſche Geſchwader die Dardanellen, um die griechiſchen Schiffe anzugreifen; dieſe vermieden jedoch ſtets ein Gefecht, was ihnen bei ihren leichten ſchnellſegelnden Schiffen nicht ſchwer wurde, und erwarteten nur einen günſtigen Augenblick, um mit ihren neu erfundenen Brandern den Türken bedeutenden Schaden zuzufügen, was ihnen auch am 8. Juni vollkommen gelang. An dieſem Tage war ein großes türkiſches Kriegsſchiff von 74 Kanonen bei Tenedos auf eine Untiefe gerathen; ſchnell legten ſie ihre Brander, das Schiff flog in die Luft, und von 1200 Mann kamen nur 100 Mann, die ſich durch Böte gerettet hatten, davon; paniſcher Schrekken ergriff die Türken, und ſchnell ſegelte die Flotte nach den Dardanellen zurück. Nach dieſem erſten glücklichen Erfolge wurden ſie kühner, und am 15. Juni landeten die Ipſarioten, eins der kühnſten Inſelvölker, in Kleinaſien,

wo sie sogleich die blühende, wohlhabende, noch tief in Ruhe lebende griechische Handelsstadt Aywali (das alte Kydonia) eroberten; allein leider nur um ihren Brüdern dadurch zu schaden; denn die zum Abzug gezwungenen Türken verbrannten die Stadt, und überließen den Eroberern nur einen Aschenhaufen, dessen 35.000 Einwohner entweder ums Leben gekommen waren, oder in der Ferne sich eine neue Wohnung suchen mußten. Die Türken wurden dadurch noch mehr gereizt, und neue Ermordungen von Griechen begannen in Kleinasien sowohl wie in Constantinopel. So wurden die Einwohner von der, bisher dem Aufstand fremd gebliebenen Insel Candia entwaffnet und der Bischof mit mehreren Prälaten ermordet. Die Sphakioten, Bewohner der Insel Sphakia, Candias Sulioten, und auch die Bauern zogen sich in die Gebirge zurück; und selbst noch im J. 1822, durch ägyptische Truppen unterstützt, gaben sich die Türken vergebliche Mühe, sie von ihren Höhen zu verjagen; im Gegentheil nahmen sie die Stadt Kanea Ende 1822 ein, und die Türken saßen in den Städten Candia und Retimo fest, wo nebst dem Kriegsunglück noch die Pest schreckliche Verheerungen anrichtete. Auch die Griechen zählten bald darauf einen schwer zu ersetzenden Verlust, bei dem Mangel an tüchtigen Anführern, ihren tapferen Balleste, ehemaligen franz. Offizier aus Marseille. Im Jahr 1823 landeten abermals die Türken und mit ihnen der ägyptische Admiral Gibraltar, einige tausend Mann stark, eroberten (im September) Kanea wieder, und blieben bis Ende des Jahres Meister der Insel. Im November 1821 fingen die Türken auch auf Cypern, was bisher ruhig sich verhalten hatte, die Entwaffnung der Griechen an, und in der Stadt Larnika mordeten sie dieselben nebst ihrem Erzbischof und andern Prälaten; wer von den Einw. konnte, der rettete sich; sie traten bald enger zusammen, und die Rache der Türken verbrannte im Aug. 1822 62 Dörfer, wodurch zwar die Ruhe hergestellt, aber auch auf dem ganzen blühenden Eilande Todtenstille herrschte. Rhodos, Pergamos, Scala nuova, woselbst die Griechen mehrere Landungen gemacht hatten, erfuhren ein gleiches schreckliches Schicksal; ebenso wie es schon oben in Smyrna erwähnt worden, woselbst jedoch im Novbr. 1821, vorzüglich durch die Bemühungen der Consuln und der Befehlshaber der englischen, französischen und österreichischen Schiffe, die Ruhe wieder hergestellt; da der Pascha streng darauf hielt, und sie seitdem auch nicht mehr oder doch nur höchst selten und unbedeutend unterbrochen wurde. Wurde es hier einigermaßen Ruhe, so erging es in der europäischen Türkei, besonders in der Hauptstadt, desto schrecklicher den unglücklichen Griechen; abermals hatte der Sultan am 20. Sept. 1821 einen neuen Hatti-Scheriff erlassen, und allen seinen Unterthanen die Bewaffnung gegen die Giaurs geboten, jedoch nicht in Constantinopel bekannt machen lassen; und immerwährende Feuersbrünste, besonders wenn Nachrichten von verlornen Gefechten ihre Wuth anfachten, waren die Rache des aufgereizten Pöbels. Kapudan Pascha, Kara Ali, Befehlshaber der großen türkischen Flotte, war, nachdem der erste Schrecken von Tenedos vorüber gegangen, glücklich genug gewesen, die Gewässer in Verbindnng mit ägyptischen, tunesischen und algierischen Schiffen von den griechischen Flottillen zu reinigen, hatte dann die türkischen Festungen auf der Halbinsel Morea mit Munition und Lebensmittel versehen, am 20. Okt. 1821 das Städtchen Galaxidi am Golf von Lepanto, verbrannt, und kehrte nun als Sieger mit einigen weggenommenen Barken am 22. Oktober 1821 in die Dardanellen zurück, ohne jedoch was Wichtiges gewonnen zu haben; denn sogleich sperrten die Griechen wieder die Dardanellen, und blieben Herr auf dem ägäischen Meer und dem Golf von Salonichi. Demetrius Ypsilanti war währenddem im Lager vor Tripolitza nach langen Streitigkeiten, und nachdem er abermals

russischen Beistand und die neue Erschaffung eines griechischen Staates zugestanden hatte, am 24. Juli 1821 zum Archistrateg des Peloponnes ernannt, und an die Spitze aller Hellenen des Archipels und aller bereits befreiten Provinzen Moreas gestellt worden. Der Fürst Kantakuzeno hatte der Festung Monembasia (Napoli di Malvasia) hart zugesetzt; sie ergab sich endlich nach langwieriger Vertheidigung und fast gänzlicher Aushungerung. Die Griechen fanden daselbst 60 Kanonen, 8 Mörser, 8 bis 9000 Kugeln, 600 Bomben, 600 Tonnen Schießpulver, und einige Kisten mit fertigen Patronen, und Blei zu Flintenkugeln, Alles jedoch in schlechtem, fast unbrauchbarem Zustande. Kurz darauf eroberte Demetr. Ypsilanti auch die Veste Navarino am 1. bis 13. Aug.; trotz der Capitulation wurde dennoch die Stadt geplündert, die Besatzung niedergehauen, und nur Weiber und Kinder verschont. So ging es fast überall, und die Griechen, der Plünderungssucht ihrer Capitäne und der eigenen Raubsucht folgend, mordeten ebenso wie die Türken, so daß der Fürst Ypsilanti der Regierung erklärte, daß wenn der Krieg nicht nach den Gesetzen des Völkerrechts geführt, und ihm volle Macht gegeben würde, alle Zügellosigkeiten zu verhindern, er gleich der Theilnahme am Freiheitskampfe entsagen wolle. Die Regierung sah selbst das Verderben ein, das ihr ein ferner so fortgeführter Krieg bringen müsse, und ertheilte endlich dem Fürsten Demetr. Ypsilanti volle, fast diktatorische Gewalt. Fürst Kantakuzeno bekam ebenfalls neue Streitigkeiten mit den Poliarchen wegen der Verproviantirung der Veste Malvasia, und als man ihm diese abschlug, reiste er am 29. Juni nach Spezzia und Hydra, um daselbst die Organisation eines Nationalsenats zu bewerkstelligen. Es wurden Abgeordnete nach dem Peloponnes gesendet, mit denen er zurückkehrte, und am 20. August wurde eine Versammlung der ehemaligen Gerusia aller Bezirksvorsteher nach Jarachowa, ein 2 Stunden von Tripolitza entferntes Dorf, berufen, woselbst durch thätige Mitwirkung des edlen Fürsten Maurokordato sich endlich der Congreß von Kalamata mit den Hydrioten und Spezzioten, so wie den Abgeordneten von ganz Griechenland vereinigten, und eine baldige Versammlung zu Kalamata im nächsten Jahre beschlossen. Tripolitza, eine der Hauptfestungen der Türken in der Ebene von Mantinea, wurde noch immer von den Griechen unter Demetr. Ypsilanti hart belagert, und hätte sich bald ergeben, wenn sich nicht eine türkische Flotte zum Entsatz gezeigt hätte. Am 6. Okt. wurde jedoch die Veste mit Sturm eingenommen, und 2000 Albanesern der Abzug vergönnt; dem tapfern Kiaja Bey gelang es zwar, den letzten Posten auf Capitulation zu ergeben, allein die Wuth der Griechen war zu groß, als daß sie die Bedingungen halten konnten, und 8000 Muselmänner fielen als Opfer der Rache. Die beste Beute, die die Griechen hier machten, war das schwere Geschütz, welches noch in brauchbarem Stande war. Die Sitzung der einstweiligen Regierung wurde hierher verlegt, bis sie späterhin nach Argos kam. In Thessalien war Odysseus nicht minder glücklich, und schlug mit mehreren Anführern, Perevos u. A., am 5. Sept. ein aus Macedonien herangerücktes Heer bei Thermopylä mit ansehnlichem Verluste in die Flucht. Unglücklich dagegen ging es der Halbinsel Kassandra, die am 11. November durch den Pascha von Salonichi mit Sturm erobert wurde. 3000 Hellenen büßten die unter sich gehabte Uneinigkeit mit ihrem Leben; ihre Weiber und Kinder wurden zu Sklaven, und das Land zu einer Wüste gemacht, bis auf die Mönche auf dem Berge Athos, die, von den Türken selbst als heilig betrachtet, ihr Leben durch eine starke Geldbuße erhielten. Am 13. Nov. erstürmte auch Churschid Pascha die Veste Lathariza, und der alte Ali setzte sich auf seinem letzten Schlosse im See von Janina fest. So weit gediehen die Sachen Griechenlands im J. 1821; am Schlusse desselben einigten sich die verschiedenen Regierungen immer mehr; Ypsilanti erhielt einstimmig in Morea, Odysseus in Thessalien

und dann auch in Attika, und der Fürst Maurokordato in den albanesischen Provinzen den Oberbefehl. Man versuchte auch, den Fürsten Kantakuzeno nach Petersburg an den Kaiser abzuschicken, um dessen Schutz anzuflehen; doch vergebens, er konnte keinen Paß dahin erhalten; auch hätte wohl das System Europa's sich nicht dazu verstehen mögen. Den Vicekönig von Aegypten suchten die Griechen vergebens zu einer Neutralität zu bewegen, indem er im Gegentheil bei diesem Kampfe noch Creta zu erhalten glaubte. 2) Feldzug im Jahre 1822. Die erste glückliche Begebenheit im Anfang des Jahres 1822 war für die Griechen am 26. Januar die Einnahme Akrokorinths durch Capitulation. Währenddem auf allen Seiten die Griechen mit immer höherem Muthe und Feuer für ihre Freiheit fochten, und die Islams alle mögliche Kräfte aufboten, um sie wieder in die alten Ketten zu schmieden, waren auch die Erben des Landes, und besonders Maurokordato, der mit hohem Vaterlandssinn auch eine treffliche Erziehung vereinte, so wie die Primaten nicht müßig, für den Grundstein einer Verfassung des neu entstandenen Reichs der Hellenen thätig zu seyn; denn so lange wie keine feststehende Regierung vorhanden, und die Volkshaufen sich selbst und dem Willen der Bandenanführer überlassen waren, konnte wohl an kein Gedeihen des so herrlich begonnenen Werkes gedacht werden. Mit Mühe gelang es ihm, eine einstweilige Verfassung zu Stande zu bringen, dann am 10. Januar 1822 zu Epidauros die erste griechische Nationalversammlung zu halten, und am griechischen Neujahrstage (13. Jan.) eine Interimsverfassung aufzustellen. Hierzu hatten alle griechische Provinzen 67 Abgeordnete gesandt, und somit hier alle bisher einzeln getrennt gewesenen Regierungen in eine Central-Versammlung vereinigt worden. Die Grundbestimmungen derselben waren: 1) alle Provinz-, Bezirks- und Gemeindevorsteher nur auf ein Jahr zu erwählen; 2) Gesetze können nur durch übereinstimmende Beschlüsse des berathschlagenden und vollziehenden Raths gegeben werden; 3) Letzterer vollzieht dieselben, und ernennt zugleich die 8 Minister; 4) die Rechtspflege ist unabhängig, und soll in 3 Stufen von dem obersten Gerichtshofe, den Provinzgerichten und den Cantonalgerichten verwaltet werden. Vom Congreß wurden sodann 33 Mitglieder des berathschlagenden und 5 Glieder des vollziehenden Raths; Maurokordato zum Präsidenten (Proëdros) und zum Staatssekretär des Vollziehungsraths Theodor Negris ernannt; Ypsilanti, dessen Absichten auf diese Stelle gerichtet seyn mochten, machte von der ihm ertheilten Würde des Vorsitzes in der berathschlagenden Versammlung keinen Gebrauch. Zum Beschluß erklärte am 27. Januar 1822 der Congreß zu Epidauros in einem Manifest die Vereinigung Griechenlands zu einem unabhängigen Föderativstaate, allein leider herrscht auch bis jetzt noch keine Vereinigung. Im Anfang nahm die Central-Regierung in Korinth, und später in Argos ihren Zusammenkunftsort. Mit innerm Grimme sahen die Anhänger des Islams das allmählig immer sich mehr befestigende Griechenland an. Und um so mehr mußte dieser steigen, da die Pforte ihre Kräfte nach mehreren Seiten, am Euphrat gegen die Perser, und hier zwar ohne Glück, da letztere eine Stadt nach der andern eroberten; an der Donau, zu Beobachtung des in Bessarabien stehenden russ. Heeres, vertheilen mußte. Doch als Ali Pascha von Janina, durch falsche Versprechungen getäuscht, sich ergeben hatte, und darauf am 5. Februar 1822 von Mehmet Pascha von Morea erstochen wurde, der dem sich Widersetzenwollenden den Fetwa (Todesurtheil) des Sultans vorzeigte: da erhob sich der Muth der Pforte wieder, und sie beschloß, alle noch übrigen Kräfte gegen die Griechen aufzubieten. Noch immer kannte sie jedoch Rußlands Absichten nicht, und erst da, nach unsäglicher Mühe, die Gesandten Englands und Oesterreichs sie von den friedfertigen Gesinnungen des Kaisers Alexander überzeugten, ließ sie auf dessen Verlangen mehrere griechische Kirchen wieder aufbauen und herstellen; auch

ernannte sie einen neuen Patriarchen, den Bischof Anthymos von Chalkedonien, ließ ihn einweihen, und befahl ihm überall die gebührende Achtung zu erweisen. Doch die Griechen kannten der Türken Falschheit, und nichts konnte sie zur Annahme einer Amnestie bewegen. Nach langen Diskussionen mit Rußland zog endlich die Pforte ihre asiatischen Horden aus den Fürstenthümern Moldau und Walachei zurück, die es im Mai unter gewohnter Plünderung und Brand verließen; auch die europ. Türken mußten Jassy räumen, welches sie am 10. August 1822 niederbrannten und ausplünderten. Darauf wurden die Griechen von allen Stellen im Fürstenthume ausgeschlossen; und aus dem Stamme der Bojaren, für die Walachei Ghika, für die Moldau Sturdza, zu neuen Hospodaren, unter der Oberherrschaft türkischer Seraskiers ernannt. Ueberzeugt durch die früheren Begebenheiten, daß nur Einigkeit und ein gleichmäßiger Angriff oder Vertheidigungsplan ihnen etwas nützen könne, hatten sowohl die Türken als Griechen einen gewissen Kriegsplan entworfen. Churschid Pascha, der nach Ali's Falle die Hände mehr frei hatte, wollte Verstärkungen aus Rumelien zu sich nach Thessalien kommen lassen, um Morea und Livadien wieder zu unterwerfen; auch sollte Hali Bey die noch besetzten türkischen Festungen auf Morea verstärken, und dann sollte Jussuf Pascha von Patras und Lepanto aus seinen Angriff auf den Isthmus und den Einfall in Morea unterstützen. Beide Absichten mißlangen gänzlich; die tapferen Sulioten hielten Churschid in Epirus auf; die Flotte richtete ebenfalls nichts aus, und Kolokotroni schloß die eben gelandeten Truppen in Patras ein, und sendete Verstärkungen nach Akarnanien. Dennoch würde vielleicht die Halbinsel nicht in die Länge haben widerstehen können, wenn nicht ein neu ausgebrochener Aufstand der Insel Chios die Macht der Türken abermals zertheilt, und den Pascha von Morea abgezogen hätte. Diese Insel, eine der blühendsten und volkreichsten des Archipels, war bisher dem ganzen Kriege fremd geblieben, ungeachtet auch sie unter dem härtesten Drucke seufzte. Am 23. März 1822 erschien plötzlich eine griechische Flotte von Samos unter Logotheti an der Küste, und nun griffen auch hier die Einwohner zu den Waffen; viele Türken wurden ermordet, und die andern gezwungen, sich nach der Citadelle der Stadt zurückzuziehen, aus der sie jedoch 80 Geißeln aus den vornehmsten Familien mit sich nahmen. Kaum erfuhr dies Kapudan Pascha, so beschloß er seine Unternehmung auf Morea aufzugeben, und mit der ganzen großen türkischen Flotte aufzubrechen, um die Insel Chios zu züchtigen. Am 11. April erschien er an der Küste, und bot den Einwohnern Amnestie an, die aber, wie vorauszusehen war, von ihnen ausgeschlagen wurde. Hierauf setzte er 15.000 Mann der wildesten asiatischen Truppen an's Land; die Einwohner mußten trotz der heldenmüthigsten Gegenwehr unterliegen, und nun begann ein Morden, Plündern und Brennen, wie früher in Constantinopel, und binnen Kurzem war die herrliche Insel nichts als ein Aschenhaufen, aus dem die verunstalteten Leichen gräßlich hervorstarrten. Nur Wenige wurden durch die Befehlshaber der europäischen Schiffe, so wie durch den französischen Consul Digeon ihrem Verderben entzogen; der Rest floh in die Gebirge, und setzte hier den Kampf der Verzweiflung fort, währenddem ein Theil der Samier auf ihren Schiffen entfloh. Nach langer Anstrengung, und mittelst eines Hirtendriefs des Erzbischofs, gelang es den europäischen Consuln, die Chioten gegen Zusicherung der übrigen Geißeln zur Annahme der Amnestie des Kapudan Pascha zu bewegen; allein auch hier wurde nicht Wort gehalten, und noch stets mit unerhörter Grausamkeit gewüthet; über 41.000 Chioten, besonders weiblichen Geschlechts, wurden nach allen möglichen Mißhandlungen in die Sklaverei geschleppt. Jetzt wollte Kapudan Pascha auch die anderen Inseln, Ipsara, Samos und Tine züchtigen. Die Ipsarioten hatten jedoch solches schon

vorhergesehen, machten schnell mit den Hydrioten gemeinschaftliche Sache, schifften ihre Familien ein, um sie im Fall der Noth nach Morea zu flüchten, und umzingelten nun die türkische Flotte von allen Seiten. Ungefähr 70 bis 80 an der Zahl, zwar nur kleine Schiffe, doch deßhalb durch ihre Schnelligkeit den Türken noch schädlicher, führten sie noch mehrere Brander (Hephästia genannt) bei sich, die ein Einwohner aus Corfu erfunden hatte. Vergl. Griechische Brander. Der kühne Capitän Georg, ein Ipsariote, nahm 43 Ipsarioten und Hydrioten mit sich, und nachdem sich Alle hatten zum Tode bereitet, flogen sie mit ihren leichten halben Kanonierschaluppen (Skampavias genannt) mitten in die noch auf der Rhede von Chios liegende türkische Flotte. Capitän Georg leitete selbst das Steuer seines Branders, und heftete ihn in der Nacht vom 18. zum 19. Juni 1822 an das große Admiralschiff und an ein großes Linienschiff. Der Kapudan Pascha flog mit dem Admiralschiff und 2268 Mann in die Luft; er wurde schwer verwundet an die Küste gebracht, und starb daselbst. Das andre Linienschiff hatte sich gerettet: Die sich noch auf der Insel befindlichen Türken waren im ersten Augenblicke vom Schrecken betäubt; doch bald erstieg ihre Wuth den höchsten Gipfel, und nun wurde nichts Lebendes mehr verschont, Alles niedergemacht, und selbst die der Pforte jährlich ansehnliche Summen einbringenden Mastixdörfer in Asche gelegt. Als die Nachricht von diesem Schlage nach Constantinopel kam, gingen die Türken hier so weit, daß sie mehrere dort wohnende Chioten an sich kauften, und sie durch alle nur erdenkliche Martern langsam morden ließen; auch wurden viele chiotische Kaufleute theils heimlich, theils öffentlich erwürgt. Hierdurch gab die Pforte den Griechen auf der Halbinsel einen neuen Beweis, wie Vieles sie für ihre Zukunft zu fürchten hatten. Ein gleiches Schicksal mit Chios hatte Macedonien, dessen griechische Bewohner sich gegen die Ausschweifungen der zu Churschid's Heere stoßenden, durchziehenden asiatischen Horden empörten, unter den griechischen Capitäns Diamantis und Tassos des Olymps Pässe besetzten, und am 24sten Mai 1822 Kara-Veria, einen der wichtigsten Plätze Macedoniens, eroberten. Doch nicht lange erfreuten sie sich ihres Sieges, denn Abbolubut, Pascha von Salonichi, rückte gegen sie an, und schlug bei Niausta sie mit seiner Reiterei in die Flucht. Jetzt ließ der Bluthund Abbolubut mehr denn 1 ½ Hundert Dörfer niederbrennen, und wie auf Chios alles Lebende ermorden; ja es wurde so arg gewüthet, daß er sich selbst rühmte, in einem Tage 1500 Weiber niedergemacht zu haben. An 5000 christliche Familien kamen in diesem Gemetzel um, so daß selbst Sultan Mahmud über dieses grausame Verfahren aufgebracht wurde, und den Pascha erdrosseln lassen wollte. Es war jedoch nur bloß eine augenblickliche Regung des Gefühls, denn nachdem er sich, von seinen Trabanten umgeben, in seine Veste Salonichi zurückgezogen hatte, und so dem ersten Zorn des Sultans entging, wurde er späterhin zum Seraskier von Rumelien ernannt, und zog im Jahr 1823 mit 15.000 Mann von Larissa bis nach Zeitun. Durch alle diese Vorfälle erkannte endlich dennoch die Pforte die Macht der Griechen und den Kampf ihrer Verzweiflung, und um sie nicht noch mehr zu reizen, beschloß der Divan, ein einigermaßen billigeres System, wie früherhin, anzunehmen, und an alle Pascha's erging der strenge Befehl des Sultans, mit der größten Sorgsamkeit für Aufrechthaltung der Ruhe und Steuerung des Mordens und Plünderns thätig zu seyn. Besonders galt dieses dem Pascha zu Smyrna, und auf Cypern, wo ein weniger wüthender Unterbeamter des Pascha von Aegypten, Salih Bey, schon seinen Bezirk vor der Mordsucht der Türken geschützt hatte, und der Statthalter Seid Mehemet endlich anfangs 1823 die Ruhe gänzlich wieder herstellte. Auf Chios mußte Jussuf Bey, der neue Statthalter, den der Amnestie trauenden, zurückgekehrten Chioten ihre Ländereien wiedergeben. Während diesen blutigen Vorfällen hatte sich die

hellenische Centralregierung zu Korinth festgesetzt; Fürst Maurokordato war Chef des Vollziehungs-Raths, und gab, mit den Provinzialbehörden in Verbindung, sich alle Mühe, durch ein Gesetz vom 30. April 1822 (dem ersten Jahre der Unabhängigkeit) die Verwaltung des Landes einigermaßen zu bilden, mehr Ordnung in die streitenden Massen zu bringen, und vor allem, bei dem immer mehr überhandnehmenden Geldmangel, Anleihen zu eröffnen; auch gab er am 7. (19.) Mai 1822 ein Gesetz, in welchem den Soldaten Ländereien versprochen wurden; ferner sollte, da es bisher nur Zölle, und keine direkte Steuern gab, eine Abgabe auf die verschiedenartigen Erzeugnisse des Bodens gelegt werden. Doch seine Mühe war vergebens; und besonders der letzte Vorschlag fand bei den Anführern, die Niemanden gehorchen wollten, außerordentlichen Widerspruch. Weder Kolokotroni, noch Odysseus, — der sogar so weit ging, zwei an ihn abgeschickte Offiziere, Obrist Haverino Palasca und Cap. Alexis Nuzzo, niederhauen zu lassen — stimmte bei; selbst Mauro Michali versagte seine Einwilligung, und auch Ypsilanti gehorchte nur höchst ungern. Sie alle haßten Maurokordato, der Proëdros geworden war, ohne sich vorher im Kampfe bewährt zu haben; dennoch erhielt er, besonders durch Einfluß des Staatssekretärs Negris, die volle Militär- und Civil-Gewalt, und die oberste Leitung des Zuges nach Epirus. Am 8. Juni vereinigte er sich mit 2000 Peloponnesiern, und dem 300 Mann starken, unter Commando des Generals Normann stehenden Philhellenencorps mit den Albanesern, unter dem Chiliarchen Markos Bozzaris (s. d. Art.), um Westhella's Waffenplatz, Missolunghi, zu decken, sich zum Meister von Arta (s. d. A.) zu machen, und das belagerte Suli zu entsetzen. Gegen ihn standen hier der Pascha von Arta, Ruschid, der von Janina, Omer Vrione, und am 17. Juni brach endlich der Oberfeldherr Churschid Pascha über Trikali nach Larissa auf, nachdem er vergebens im Mai seine Macht gegen die Thermopylen gewendet hatte. Der Entsatz von Suli gelang; allein die Verrätherei des Capitän Gozo, der feig entfloh, bereitete bei Peta am 16. Juli den tapfern Griechen und den heldenmüthigen Philhellenen ein, schauderhaftes Grab; lange hielten sie gegen die ungeheure Uebermacht Stand, und erst nachdem sie an 150 Mann, ihre Kanonen und ihr Gepäck verloren hatten, warfen sich Normann und Bozzaris mit dem Rest in die Gebirge; auch mancher edle deutsche Jüngling büßte hier seinen Hochsinn mit dem Leben. Maurokordato ließ alle waffenfähige Männer auffodern, doch ohne Erfolg; Uneinigkeit verbreitete sich täglich mehr; Jeder wollte für sich handeln und Keiner den Andern unterstützen; besonders stark war die Uneinigkeit unter den Albanesern; der griechische General Varnakioti verrieth sein Vaterland, zum Feinde übergehend, und so erlangten die Türken bald wieder mehrere Vortheile. Am 20. September ward das ganz eingeäscherte Suli denselben übergeben, ein großer Theil der Einwohner, ungefähr 1800, flüchtete sich unter brittischen Schutz nach Cephalonia, der kühnere Theil zog in die Gebirge, und hatte noch Ende des Jahres, mit den Griechen vereint, das Glück, die Unterstadt wieder zu erobern. Maurokordato sah ein, daß er sich nicht mehr im Felde halten konnte; zog sich am 5ten November mit 300 Mann und 22 Sulioten unter dem tapfern Markos Bozzaris nach Missolunghi zurück, entschlossen, daselbst im Heldenkampfe für sein Vaterland mit demselben unterzugehen, und wurde auch sogleich von Omer Vrione und Ruschid mit 10.000 Mann eingeschlossen. Die Veste Akropolis war währenddem nach 4monatlicher hartnäckiger Vertheidigung und Aushungerung am 19. Juni 1822 durch die Griechen erobert worden, die hier leider ihre gerechte Sache durch Nichthaltung der Capitulation befleckten. Jetzt sandte Jussuf Pascha von Patras und Lepanto aus Truppen gegen Korinth, und nachdem Churschid zu Larissa frische Truppen aus der Bulgarei und Rumelien an sich gezogen, beabsich-

tigte er durch Livadien gegen den Isthmus zu ziehen, um sich daselbst mit Omer Vrione und Jussuf zu vereinigen. Durch den Haß, welchen Odysseus und Kolokotroni gegen die Regierung hegten, mußte das unglückliche Livadien viel leiden, und der Erstere ließ 25.000 Mann unangefochten durch die Thermopylen ziehen. Dieses Heer verwüstete ganz Livadien, ungeachtet einer angekündigten Amnestie, und besetzte am 19. Juli Korinth, welches dessen Befehlshaber, ein Priester, Achilleus, feig genug war, zu räumen. (Späterhin soll er aus Verzweiflung hierüber sich selbst ermordet haben.) Jetzt glaubte Odysseus, sich genug gerächt zu haben, und als Churschid Pascha, glücklich gleich den vorausgezogenen Truppen durch die Thermopylen nachfolgen wollte, schlug ihn Odysseus 3Mal hintereinander mit großem Verlust, und trieb ihn bis nach Larissa zurück. Der Sultan, aufgebracht über diese Verluste, sendete den Kapidschi Baschi nach Larissa mit dem Todesurtheil des Pascha ab, doch Churschid war schon vor Ankunft desselben am 29. Nov. gestorben. Sein vorausgegangenes Reiterheer hatte sich mit 5000 Mann von Jussufs Heere verstärkt, die Regierung war bei seinem Anrücken aus Argos geflohen, und es gelang ihm, Verstärkungen nach Napoli di Romania zu senden. Jetzt endlich sahen die verschiedenen Anführer ein, daß nur Einigkeit allein das drohende Ungewitter von ihnen ablenken könne. Vor Napoli di Romania stand Nikolas Nikitas; er hatte es fast schon bis zur Capitulation gedrängt, als es die unerwartete Hülfe erhielt, er zog sich also mit Ypsilanti und Mauro Michali auf die Berge bei Argos zurück, das ganze ebene Land hinter sich her verwüstend, und Ypsilanti glückte es von der Burg Argos, die Fortschritte des Feindes zu hemmen. Zu gleicher Zeit wurde durch die griechische Flotte der Entsatz von Nauplia vereitelt, und ein dorthin bestimmtes österreichisches Schiff mit Lebensmitteln, die Pässe des Geranion aber durch Odysseus genommen. Kolokotroni verließ Patras, erließ überall einen Aufruf zur Bewaffnung, stellte sich an die Spitze der zahlreich herbeigeströmten Schaaren, und schnitt die Türken von der Verbindung mit Thessalien und Churschid ab. Am Ende des Monats Juli besetzte er die Pässe zwischen Patras, Argos und Korinth. Ueberall eingeschlossen, wurden nun die Türken vom 1. bis 8. August von allen Seiten durch immerwährende kleine Gefechte beunruhigt, ihre Zahl vermindert, und so weit dem Verhungern nahe gebracht, daß sich der türkische Oberfeldherr Dram Ali (oder Tschar Hadschi Ali Pascha) Morea zu räumen erbot; denn schon lange ledten seine Truppen nur von Pferdefleisch. Sein Antrag wurde jedoch verworfen. Zur Verzweiflung gebracht, versuchte er nun das Letzte, nämlich sich durchzuschlagen. Doch am 9. und 10. August wurde er von Nikitas im Passe von Tretes in der Nacht überfallen, und in einem solchen Grade auf's Haupt geschlagen, daß nur 2000 Mann, nachdem sie Geschütz und Gepäck verloren hatten, nach dem Isthmus entkamen, wo sie Ypsilanti vernichtete; der andere sich nach Patras ziehende Heerhaufe fiel in Kolokotronis unsanfte Hände, und die Letzten endlich bei Nauplia am 26. August unter das verheerende Schwert der Mainotten. 20.000 Mann kostete dieser Schlag die Türken; die Truppenzahl, welche den Isthmus und Akrokorinth besetzt hielt, und nach Patras durchzukommen glaubte, erlag dem Arme des tapfern Nikitas, dem man den Namen Türkenfresser beilegte. Die Veste Akrokorinth allein behielten 500 Türken noch bis zum November 1823 besetzt. Auch in Epirus nahmen die Angelegenheiten der Griechen wieder eine günstigere Wendung. Mehrere albanesische Stämme entsagten der Pforte; am 20. Nov. wurde Missolunghi von der Seeseite befreit; die Bergschluchten der Chimära von den Sulioten, und die Küsten des Golfs von Lepanto von Maurokordato behauptet; nirgends fand die Amnestieverkündigung Omer Vriones Vertrauen; am wenigsten bei den Bergbewohnern. In Aetolien verlor er über-

all, und die ganze Gegend wurde von den griechischen Bauern verheert, die von den Gebirgen aus immer ihre Feinde überfielen. Endlich rückte er am 7. November 1822 vor Missolunghi, griff es mehrere Male mit Sturm an, und wurde beim letzten Versuch (6. Januar 1823) mit Verlust seines ganzen Geschützes zurückgeschlagen, so daß er sich genöthigt sah, schleunig die Belagerung aufzuheben, und, da ihm auch die Päße von Boötien und Thessalien keinen Schutz mehr gewährten, sich bis nach Vonizza zurückzuziehen. Kolokotroni erstieg mit Freiwilligen am Feste des h. Andreas am 29. Nov. a. St. (12. Dez.), an welchem Tage sich die Türken in dem fast ausgehungerten Napoli di Romania zu einem Kriegsrath versammelten, die dasselbe dominirende Veste Palamidi, und bekam dadurch auch die Stadt. Er hielt treu die Artikel der Capitulation, und ließ die türkische Besatzung nach Scala nuova eskortiren. Eben so glücklich, wie der Feldzug von 1822 für die Griechen zu Lande gewesen, war er es auch zur See. Vier Wochen lang hatte die große türkische Flotte sich im Golf von Lepanto aufgehalten, und vergebliche Angriffe auf Missolunghi gemacht, bis sie sich endlich genöthigt sah, da die Pest sich schon zeigte, am 1. September diese Gewässer zu verlassen. Auch scheiterte ihr Versuch, die Linie der griechischen Schiffe von 57 Briggs zu durchbrechen, und sie legte nun abermal am Eingange der Dardanellen bei Tenedos Anker. Hier ergriff sie zum zweiten Mal das Verderben. Die kühnen Anführer Konstantin Kanaris und Georg Minaulty nahmen siebzehn Tapfern ihrer Landesleute (Ipsarioten), als Türken verkleidet, auf 2 Brandern mit, und mit vollen Segeln, als flöhen sie vor den sie mit blinden Schüssen verfolgenden griech. Schiffen, gelangten sie mitten in die türkische Flotte. Beide Brander wurden glücklich am Admiralschiff und am Linienschiff des Kapidan-Bey angebracht; beide fingen an zu brennen, das erstere rettete sich jedoch glücklich, letzteres flog mit 1800 Mann in die Luft. Der Kapudan Pascha, Kara Mehemet, war glücklicher, wie sein Vorfahrer, und schon vor der Explosion ans Land gekommen. Ein Kriegsschiff von 36 Kanonen fiel den Siegern in die Hände, mehrere Fregatten scheiterten an Asiens Küsten, der Sturm that das Seinige dazu, und von 85 theils großen, theils kleinen Schiffen erreichten nur 13 in fast unbrauchbarem Zustande die Dardanellen wieder. Die siebzehn tapfern Ipsarioten kehrten nach ihrer Insel wohlbehalten zurück, und ihren muthigen Anführern wurden von den Ephoren Schiffskronen aufgesetzt; selbst ein englisches Schiff begrüßte die Helden mit Glückwünschen. Auf solche echt altgriechische Art ehren die Griechen ihre Tapfern; ist es ein Wunder, wenn es so viele giebt? Am 23sten Dezbr. 1822 beschlossen die Griechen ihren Seefeldzug mit der Einnahme der Insel Chios, verließen sie aber im Anfang des Jahres 1823 wieder, noch ehe die neu ausgerüstete türkische Flotte ankam. In allen Gewässern des Archipels waren die Griechen jetzt von Neuem Herr, und setzten wieder ihr Blokadesystem der Dardanellen fort, welches von mehreren europ. Monarchen, besonders von England, woselbst sich Griechenland anbetreffend, seitdem Canning ins Ministerium getreten war, in politischer Hinsicht Vieles gemindert hatte, anerkannt wurde. Ungeachtet aller dieser Vortheile wurde die innere Ruhe der Halbinsel fortwährend durch die ewige Hab-, Händel- und Herrschsucht der Capitäns gestört, und die Regierung konnte sich nicht einmal in Napoli di Romania unter dem Schutze der Veste Palamidi (seit der Eroberung Andreasburg genannt) niederlassen. In Constantinopel herrschte über den unglückl. Ausgang dieses Feldzuges erst Schrecken, der dann in die unbändigste Wuth ausbrach. Dazu kamen noch mehrere Unfälle in Asien, die Griechen hemmten die Zufuhr, und bald wurde in der Hauptstadt der Mangel sichtbar. Was die Unzufriedenheit auf den höchsten Gipfel brachte, waren die Verordnungen des Sultans gegen allen Kleideraufwand,

sowie der strenge Befehl, das Gold und Silber in die Münzen abzuliefern. Vollendet wurde die allgemeine Unzufriedenheit durch die Herabsetzung des innern Münzwerths bei der allgemeinen Handelsstockung. Ueberall murrten die Janitscharen, und zeigten einen verderblichen Empörungsgeist; sie sollten nach Morea ziehen, und weigerten sich hartnäckig, es zu thun. Der Günstling Mahmuds, Halet Effendi, der demselben vorschlug, sie durch asiatische Truppen zu zwingen, und europäische Kriegszucht einzuführen, war ihnen vorzüglich verhaßt; die Janitscharen tobten so lang, bis der Sultan sich gezwungen sah, Halets Anhänger, den Mufti, den Großvezier Salih-Pascha, sowie mehrere andere hohe Beamte abzusetzen. Halet verbannte er am 10. Nov. nach Asien. Doch Alles blieb fruchtlos. Er mußte ihn hinrichten lassen, und unter dem grausamsten Jubel der Janitscharen und des wüthenden Pöbels prangten am 4. Dezbr. 1822 Halets und seiner Anhänger Köpfe auf der Spitze der Thore des Serails. Abdullah Pascha, ein Anhänger der Janitscharen, wurde zum Großvezier ernannt, und der Sultan sagte ihm dabei die gewichtigen Worte: „Nimm deine Gedanken recht zusammen, denn Gott weiß, die Gefahr ist groß!" 3. Kampf der Griechen im Jahr 1823. Noch immer hatten die Griechen auf den Schutz und den Beistand der europäischen Mächte gehofft, und die Regierung Korinths hatte am 15. April 1822 eine Denkschrift an die alliirten Mächte, jedoch ohne Erfolg, erlassen. Denn weder in Wien noch in Verona geschah um so weniger etwas für die Sache der Griechen, da die Pforte in ihren Manifesten vom 28. Febr. und 18. April 1822 mildere Gesinnungen anzunehmen schien, und die immerwährenden Uneinigkeiten der griechischen Anführer ihre Sache in kein günstiges Licht setzten; und Alles, was geschah, waren mehrere Eröffnungen an die hohe Pforte, sie zu mildern Maßregeln zu bewegen. Der Abgeordnete der Griechen, Graf Metaro, kam nur bis Roveredo; er schrieb auch von Ankona aus am 2. Januar 1823 an den Papst Pius VII., ihn um Schutz für Griechenland anflehend, und erklärte in dieser Zuschrift, ebenso wie die Regierung zu Argos (29. Aug. 1822) an den Congreß zu Verona gethan hatte, daß die Griechen ihre Rechte der Prüfung des Congresses unterwerfen wollten, und sie nichts als eine dauerhafte, weise christliche Regierung wünschten, doch nie und unter keinem Fall je wieder mit der Pforte eine Verbindung eingehen würden. Alles war vergebens, und dem einmal angenommenen System der beiden Congresse zufolge, erfolgte keine Antwort darauf. Maurokordato mit Negris vereint, gaben sich alle mögliche Mühe, endlich einmal Einheit und Festigkeit in den bisherigen Chaos zu bringen, doch an Kolokotronis wildem, eigensüchtigen Karakter und Ehrgeiz scheiterten alle noch so weise gefaßten Plane. Er verweigerte der Regierung hartnäckig den Einzug in Napoli di Romania, ja er ging so weit, eine förmliche Verschwörung gegen dieselbe einzuleiten, indem er mehrere gleich ihm gesinnten herrschsüchtige Capitäns zu einer Theilung Morea's in erbliche Fürstenthümer zu bereden suchte. Mit großer Mühe gelang es der Regierung, einen Bürgerkrieg zu vermeiden, und sie schrieb endlich eine zweite Volksversammlung im Januar 1823 nach Astro aus. Durch die im vorigen Jahre am 21. Novbr. und am 3. Dezbr. ergangenen Wahlgesetze waren bereits zwei Wahlstufen zu Ernennung der Abgeordneten des Volks ernannt worden, nämlich die der Geronten oder Aeltesten (Einem auf 10 bis 30 Familien) und jene der Senatoren auch Estarchien. Von Verona aus kam endlich um diese Zeit durch die englische Gesandtschaft die Botschaft an die hohe Pforte und zugleich an die Griechen: daß sich die Griechen ihrem rechtmäßigen Herrn, dem Sultan, unterwerfen sollten, worauf denn die Türken von Neuem außerordentliche Zurüstungen zu Wasser und zu Lande gegen Morea begannen. Jetzt sahen die Griechen endlich ein, daß eigene Kraft nur das Mittel zur Wiedererlangung

ihrer Selbstständigkeit und Freiheit sey. Endlich gelang es Maurokordato, mehr Eintracht unter die Häupter zu bringen, die auch durch die dem Allgemeinen drohende Gefahr dazu bewogen wurden. Zu Astro trafen jetzt immer mehr Abgeordnete ein, so daß am 14. März die Nationalversammlung mit 100 Abgeordneten eröffnet wurde. Auch Odysseus fand sich von Tripolitza aus mit mehreren Capitäns ein, und selbst Kolokotroni unterwarf sich der Versammlung, die Mauro Michali zum ersten Vorstande, den Bischof Prashanes zum zweiten, und den Theodor Negris zum Kanzler erwählt hatte. Der 31. März 1823 war der wichtige Tag, an welchem sich endlich die verschiedenen Parteien über die neue Verfassung und Verwaltung einigten. Es wurden die neuen Mitglieder des gesetzgebenden und vollziehenden Raths gewählt; der Hydriote Kondorioti wurde Vorstand des erstern, und Petro Bei von Maina des letztern. Der erste Beschluß, den Beide nahmen, war, eine Steuer von 40 bis 50 Millionen Piaster zur Ausrüstung von 50.000 Mann und 100 Kriegsschiffen erheben zu lassen. Was übrigens im Congresse zu Epidauros festgesetzt worden war, bildete auch hier die Grundlage, und nur sehr Weniges, Unbedeutendes wurde umgeändert. Statt der Provinzial-Regierungen wurden Präfekte eingesetzt, und einem jeden dieser Präfekten (Eparchen), der jedoch ein nicht in die Provinz Einheimischer seyn mußte, von jeder Provinz (Eparchie) noch zwei Räthe an die Seite gestellt. Im Allgemeinen nahm man das französische Kriegsgesetz mit dem für die Nationalität nöthigen Umänderungen an, und man beschloß die Abfassung eines allgemeinen Strafgesetzbuches. Am 23. April 1823 machte die Versammlung das neue Verfassungsgesetz von Astro bekannt; die errichtete National-Regierung hatte ihren Sitz zu Tripolitza am 20. April genommen, und ging nun auseinander. Wer hätte nun nicht glauben sollen, daß jetzt nach so vielerlei Erfahrungen endlich die Einigkeit hergestellt seyn würde; keineswegs war es der Fall, und die Volkshäupter noch immer in Zwiespalt, weßhalb auch öftere Wechsel in dem Regierungspersonale vorfielen. Maurokordato ward nach Kurzem Präsident, Kolokotroni Vize-Präsident, der Staatssekretär Negris erhielt seine Entlassung, auch Demetrius Ypsilanti wurde von den Geschäften entfernt, und als untauglich für dieselben erklärt. Das Einzige, worin die Hellenen einig blieben, war der feste Entschluß, lieber auf dem Boden ihres Vaterlandes zu sterben, als irgend eine Amnestie der Türken anzunehmen. Obgleich die europäischen Mächte sich der griechischen Sache, ihrem System gemäß, nicht öffentlich annehmen konnten, so entstanden dennoch immer mehr Privat-Hülfsvereine ja selbst in Nord-Amerika fand die Sache der Griechen außerordentliche Unterstützung. Schon im April 1822 hatte eine amerikanische Fregatte Kriegsbedürfnisse und Geschütz nach Hydra gebracht, und eine amerikanische Eskadre kreuzte im Archipel, um sich der flüchtigen Griechen anzunehmen. Bei der hohen Pforte waren noch immer die Mißhelligkeiten mit dem russischen Cabinet nicht beseitiget; letzteres bestand fest auf die Räumung der Moldau und Walachei von den türkischen Truppen, und protestirte gegen alle Durchsuchung der nach dem schwarzen Meere durchgehenden Schiffe, worüber Lord Strangford manche Unterhandlung mit dem Divan hatte, bis er endlich am 30. August 1823 es dahin brachte, daß Oesterreich und England die Untersuchung der Schiffspässe zugaben, und daß eine neue Verbindung mit Rußland in diplomatischer Hinsicht eingeleitet wurde, zu welchem Ende der russische Etatsrath v. Minciaky von Petersburg abgesendet, und am Ende Dez. 1823 in Bucharest eingetroffen war. Dennoch hatte unterm 7. Novbr. der Reis-Effendi dem österr. Internuntius wegen abermaliger Anfrage Räumung der Fürstenthümer eine ausweichende Antwort gegeben. Die Unterhandlungen mit Rußland durch den Gesandten von Tatitschew begannen im Dezbr. In Constantinopel hatte sich beim Volke noch immer die Wuth über die unglück-

lichen Ereignisse des vorigen Jahres nicht gelegt, und da strenge darauf gehalten wurde, daß keine Mordthaten mehr geschahen, so übte der Pöbel seine Rache am Leblosen, und jeder Tag bezeichnete fast eine neue Brandstätte in dem ungeheuren Stambul. Am 1. März 1823 fing der Brand in den griechischen Magazinen an, welche die Türken in die Asche zu legen gedachten; allein als ob der Finger Gottes seine Wunderkraft an seinem christlichen Volke erwies, trieb der Wind den Brand an die Wohnungen der Anstifter, und ob er sich gleich 4 Mal wieder den christlichen Wohnungen näherte, so wurde er doch stets schnell wieder zurückgeworfen. So brannten 1000 türkische Häuser nieder, ein Theil des Arsenals und ein Theil der Stückgießerei wurden ebenfalls ein Opfer der wüthenden Flammen. Starres Entsetzen ergriff die Islams, und wüthend riefen sie aus: „Gott ist mit den Giaurs!" Der Sultan ließ seine Wuth an den Oberbeamten aus, und der Groß-Vezier Abdullah wurde abgesetzt; seine Stelle betrat Pascha Ali Bey, ein Feind der Janitscharen. Diese hierüber aufgebracht, erregten am 13. Juli abermals eine Feuersbrunst, durch welche 1500 Privathäuser und 3 türkische Fregatten in Asche gelegt wurden. Mit der größten Strenge wurde jedoch jetzt auf Ordnung gehalten, und da aus Asien die Nachrichten günstiger wurden, so erließ der Großherr einen abermaligen Hatti-Scheriff, in welchem er alle Türken von 15 bis 60 Jahren aufrief, die Waffen zu ergreifen, um einen Vertilgungskampf gegen Morea zu kämpfen. Hier waren die Griechen auch nicht müßig gewesen, und immer suchte die Regierung sich zu befestigen, und sowohl die Armee als das Finanzwesen zu ordnen. Maurokordato bekam den Oberbefehl über die Landmacht, dessen erstes Regiment der Rest des aufgelösten Philhellenen-Corps bildete, von welchem noch der Obristlieutenant v. Mandelsloh, und die Hauptleute v. Specht und v. Luptow, sowie der Chef der Artillerie, Obrist v. Stierz, übrig geblieben waren. General Normann war am 23ten November 1822 zu Missolunghi an den bei Tripolitza erhaltenen Wunden gestorben. Zur Fahne wählte sich die griechische Armee ein weißes Kreuz auf blauem Grunde mit Minerva's Eule. Allmählig suchte man auch mehr regelmäßige Kriegskunst und eine festere Taktik einzuführen; denn bisher fochten die Griechen immer nur noch nach ihrer alten Art Bandenweise mit schnellem Anlauf und heldenmäßiger Kühnheit, und immer nur zu Fuß, da es fast noch ganz an Cavallerie, sowie auch an Artillerie fehlte. Die Seemacht wurde durch den Hydrioten Orlandi, Seeminister, bald in besseren Zustand gebracht; zum Ober-Admiral wurde der Hydriote Miaulis Kondorioti, und zu Vize-Admiralen der Hydriote Manuel Tumbasis, der Spezziote Georg Demitrakki und der Ipsariote Nikolas Apostolos ernannt. Um nun aber auch das Verdienst mit Ehren krönen zu können, wurde ein Verdienstorden (hellblaues Kreuz) gestiftet. Durch die rastlosen Bemühungen Orlandis stieg die griechische Flotte bald auf 403 mit Kanonen versehene Schiffe, unter denen das größte ein Zweidecker von 26 Kanonen war, und den Namen Herakles führte. So gut nun auch die Einrichtung der Land- und Seemacht von Statten ging, einen desto langsamern Gang nahm die Ordnung des Finanzsystems bei den ewigen Streitigkeiten zwischen den Hellenen und den Insulanern, besonders den Hydrioten, die noch Soldrückstände zu fodern, und auch keinen Antheil von der Beute von Nauplia hatten. Diese Uneinigkeiten gingen so weit, daß das ganze Jahr hindurch, außer einigen Landungen der Ipsarioten und Samioten an Kleinasiens Küsten, die wenig oder gar keinen Vortheil einbrachten, wenig zur See gethan, und nur ein Gefecht (am 22. März 1823) vorfiel, wo eine türkische nach Candia bestimmte Flotte von den Griechen angegriffen und geschlagen wurde. Die türkische Flotte unter Kapudan Pascha, die im Juni auszog, wurde von den Griechen vermieden, und es gelang ihr daher ohne Mühe, zum großen Schaden der Landmacht, Karisto und Negroponte auf Euböa, und

Patras, Koron und Modon auf Morea, sowie auch Lepanto mit Truppen verstärken, und mit Lebensmitteln zu versehen, wodurch die Türken neuen Muth, und die Griechen nicht wenig zu thun bekamen. Maurokordato, oberster Heerführer, brachte es endlich dahin, daß der wilde Kolokotroni sich wieder mit der Regierung vereinigte; er wurde zum Vize-Präsidenten ernannt, und zweiter Heerführer; in Westhellas erhielt der tapfere Anführer der heldenmüthigen Sulioten, Markos Bozzaris (der einst in französischen Diensten stand, und erst 1820 in sein Vaterland zurückgekommen war), und in Osthellas der schon oft erwähnte Odysseus den Oberbefehl. Unter allen mit den Griechen verbündeten Gebirgsvölkern wären die Sulioten nicht allein die tapfersten, sondern auch die zuverlässigsten, die Albaneser hingegen wetterwendisch, und jeder Partei ergeben, auf deren Seite sie den meisten Vortheil glaubten. Als jedoch im Jahre 1823 der Pascha von Skutari mit einer ansehnlichen Macht gegen die Griechen ins Feld rückte, ging der größte Theil der Albaneser zu ihren griechischen Brüdern über. Der Grieche Diamantis hatte sich am 23. Februar 1823 der schon oft genommenen und wieder verlorenen Halbinsel Kassandra bemächtiget, und ging auf Seres und Saloniki los, sah sich jedoch bald wieder genöthigt, vor den aus Rumelien heranrükkenden Truppen sich zurückzuziehen. Zu selbiger Zeit wurde Mehemed Pascha, zweiter Nachfolger des Seraskiers Churschid, der den Rest dessen Heeres bei Larissa gesammelt hatte, durch den Aufstand im östlichen Thessalien wieder nach dem südlichen zurückgedrängt. Die außerordentlichen Zurüstungen zu einem verderblichen Feldzug für die Griechen hatten fünf Monat lang unablässlich die Pforte beschäftiget, und im Monat Juni zog ein Heer von 25.000 Mann, das sich bei Larissa versammelt hatte, unter Anführung des Seraskiers von Rumelien gegen die Griechen aus, mit dem festen Vorsatz, dem schon zweijährigen Kampfe ein Ende zu machen. Der Seraskier sah ein, daß die früher Statt gefundenen Verwüstungen nur nachtheilig auf die eigenen Truppen zurückwirken mußten, und mit mehr Schonung, denn bisher, rückte er, seine Macht in zwei Colonnen theilend, gegen Livadien an. Die Griechen hatten sich bei Megara aufgestellt, unter Maurokordatos und Mauro Michalis Anführung, und bei Platäa vereinigten sich die peloponnesischen Truppen mit denen das Odysseus und des Nikitas, über welche Kolokotroni den Oberbefehl bekam; und so vereiniget rückten sie auf den Seraskier von Rumelien los. Odysseus traf zuerst auf die Feinde, hatte mehrere kleine Scharmützel, bis er endlich bei den Thermopylen die Abtheilung des Mehemed Pascha in die Flucht schlug. Vereiniget mit Kolokotroni, wurde nun am 7. Juli das zwischen den Städten Livadia und Theben bei dem St. Lukas-Kloster aufgeschlagene Lager des Mustapha Pascha angegriffen, und nach einem äußerst hartnäckigen und blutigen Kampfe errangen Odysseus und Nikitas den Sieg. Ersterer verfolgte den Feind unablässig, und am 17. Juli in der Ebene von Chäronea sie erreichend, schlug er sie abermals mit ungeheurem Verlust zurück. Schnell zog der Seraskier neue Streitkräfte an sich, und rückte wieder vor, indem gleichzeitig Jussuf Pascha und Omer Vrione, von der Flotte des Kapudan Pascha bei Patras unterstützt, gegen Missolunghi, und der Pascha von Skutari durch Westhellas über Vrachori, Vonizza und Salona nach der Halbinsel Morea ziehen sollten. Keiner von allen diesen Planen des Seraskiers gelang; denn vergebens griff er Volos und die Halbinsel Trikori an, er wurde überall zurückgeschlagen; 8000 Albaneser fielen von Jussuf Pascha ab, und verhinderten sein Vordringen; endlich überfiel der heldenmüthige Bozzaris des Nachts am 20. August 1823 den Pascha von Skutari, der mit 20.000 M. im Lager bei Karpiniffi stand, und mit seinen Truppen, meistens Albanesern, Agrapha's Berge schon besetzt hatte, und drohend auf Aetolien hernieder sah, um Mit-

ternacht. Von vier Seiten wurde das Lager angegriffen, Bozzaris selbst drang mit 500 Sulioten mitten hinein bis zum Zelte des Pascha's. Hier aber ereilte den Helden sein Schicksal; denn in demselben Augenblick, als er den Pascha von Delvino gefangen nahm, traf ihn die tödtende Kugel, und seines Heldenruhms würdig, sank er auf die Leichen seiner erschlagenen Feinde. Wüthend und bereitwillig, mit jedem Opfer den Tod ihres Anführers zu rächen, stürmten nun die Sulioten unter Anführung Constantins, Bozzaris Bruder, auf den Feind an, und errangen einen vollständigen Sieg, wobei alles Gepäck und Geschütz der Türken in die Hände fiel. Noch erlebte Markos diese Nachricht, und mit den Worten: „Konnte ein Sulioten-Anführer eines schönern Todes sterben?" schlossen sich die Augen des Helden. Der Erfolg dieses Ueberfalls war ein Abfall der Albaneser, ein Aufstand der Montenegriner zu Gunsten der Griechen, wodurch der Pascha sich genöthigt sah, nach Skutari zurückzugehen. Die große türkische Flotte hatte bisher noch immer im Meerbusen von Patras gelegen, sah sich aber endlich am 30. August, da abermals die Pest am Bord ausgebrochen war, gezwungen, wieder nach dem Archipel zurückzukehren. Wenig Bedeutendes geschah jedoch hier, außer einem Gefecht am 23. Oktobr. a. St. bei der Insel Skiathos im Meerbusen von Volo, bei welchem Miauly einige Fahrzeuge eroberte, und eine türkische Fregatte verbrannte. Die türkische Flotte zog darauf bei den Inseln vorbei, ohne irgend etwas zu unternehmen, und kehrte Ende Okt. nach den Dardanellen zurück. Zwischen den Spezzioten und Hydrioten gab es indeß fortwährende Uneinigkeiten über die Theilung der Beute einiger eroberter Schiffe. Die Athenienser hatten sich während den Kämpfen in Morea und Livadien auf die Insel Salamine begeben, und nur Akropolis blieb noch durch den Feldherrn Gura besetzt; auch die Regierung mit dem Grafen Panuzzo Notara, Vorstand des berathschlagenden Raths, begaben sich auf Salamine, und von hier aus erst im Novbr. 1823 nach Nauplia und Argos. Die Sperrung von Missolunghi wurde im Monat Novbr. durch Maurokordato aufgehoben, und die Türken geschlagen; auch Korinth fiel in diesem Monat durch Capitulation an die Griechen, sowie ebenfalls Mustapha Pascha, der bei einem von Jussuf Pascha unterstützten Angriff auf Anatoliko und Missolunghi von Andreas Metaxa zurückgeschlagen wurde. Den Beschluß des Feldzuges machten die Unterhandlungen des Omer Vrione, der wegen seinen erlittenen Niederlagen enthauptet werden sollte, und nun zu den Griechen bei Patras übergehen wollte. Mustapha Pascha zog sich nach Janina zurück. Somit war der dritte Feldzug der Griechen abermals zu ihrem Vortheil beschlossen; wenig geschah noch, nur einige kleine Gefechte in Thessalien und Epirus, sowie ein Theil der griechischen Flotte bis in den Golf von Smyrna vordrang, und ein anderer Theil auf Chios landete. So weit war die Sache der Griechen am Schlusse des Jahres 1823, und Europa sah mit Staunen, was ein kühnes, freiheitathmendes Volk, selbst ohne die gehörigen Hülfsmittel, zu thun im Stande sey. Die Loose sind geworfen, und auch das vorige Jahr gab den neuen Beweis, daß Griechenland und die Pforte sich nie mehr einigen, oder jenes sich dieser jemals unterwerfen kann. Das Jahr 1824 begann für Griechenland drohender zu werden, als die vorherigen; denn die Uneinigkeiten mit Persien waren durch den am 28. Juli 1823 abgeschlossenen Frieden beigelegt worden. Die Verhältnisse mit Rußland fingen auch an, sich immer mehr auszugleichen, wodurch die Armee in den Fürstenthümern überflüssig wurde, und der Pascha von St. Jean d'Acre hatte sich ebenfalls unterworfen. Der Groß-Vezier Galib Pascha und der im Dezember 1823 neu ernannte Reis-Effendi, Sadik, hielten mit Strenge auf Ordnung und die Janitscharen im Zaum, so daß selten die Ruhe der Hauptstadt mehr gestört wurde. Die Zurüstungen für den Feldzug von 1824 wurden noch weit stärker, wie zu einem der

früheren betrieben; auch der Pascha von Aegypten versprach Flotte und Mannschaft herzugeben, wie es auch späterhin geschah. Der Begebenheiten des verflossenen Jahres sind noch zu wenig, bis auf einige Seeschlachten, wie jene bei Ipsara, offiziell dargelegt, und über den Fortgang des Kampfs der Griechen mit den Türken, s. den Art. Osmanisches Reich. Leider finden sich noch immer die lebhaftesten Uneinigkeiten zwischen den verschiedenen Anführern und der Regierung, und dennoch ist nur Einigkeit das einzige Mittel, wodurch die Griechen ihren Feinden widerstehen, und vielleicht endlich wieder einen eigenen Staat bilden können. Ihr Kampf ist ein wahrer Heldenkampf, und ganz Europa staunt ihn an; ja der edle Lord Byron, ergriffen von reinem Flammeneifer für die Griechen, erkämpfte sich auf Hellas Gefilden den Ruhm eines wackern Mitstreiters für der Griechen heiligstes Interesse. Seine kühnen Gesänge besiegelte er hier mit dem Schwerte und seinem Leben, und wurde in die Herrlichkeit derer, die mit der Glorie der Unsterblichkeit umringt, einst bei Marathon und Salamis stritten, jetzt als warnende und ermuthigende Geister ihre Seele dem blutenden Vaterlande hinabsenden, nicht abzulassen im Kampfe, bis die goldene Sonne der Freiheit über den christlichen Tempeln Griechenlands aufgeht, und das Lob des Höchsten in tausendstimmigen Chören für des Vaterlandes Rettung majestätisch zum Himmel empor wallt.

Griechenland. Dieser Name, an welchen sich die größten geschichtlichen und wissenschaftlichen Erinnerungen knüpfen, ist in verschiedenen Zeiten in sehr verschiedener Ausdehnung gebraucht worden. Wir wählen ihn daher zur allgemeinen Bezeichnung der Länder, welche jetzt den europäischen Theil des türkischen Reichs ausmachen, und, zwischen dem 34° 47′ und dem 48° 18′ N. Br. liegend, im Norden von Oesterreich und Rußland, im Westen von Oesterreich, dem adriatischen und ionischen Meere, im Süden vom mittelländischen Meere und im Osten vom ägäischen Meere oder dem Archipel, der Dardanellenstraße, dem Marmormeere, dem Bosporus, dem schwarzen Meere und Rußland begränzt werden. Die nördliche Gränze gegen Oesterreich wird von W. nach O. bestimmt durch den Lauf der Save, bis zu ihrem Einfluß in die Donau; von da an eine Zeitlang durch die Donau selbst, dann durch die Gebirge, welche die Walachei und Moldau von Siebenbürgen und Galizien trennen; der Pruth macht die östliche und die Donau bis zu ihrer Mündung die nördliche Gränze gegen Rußland. Alle diese Länder mögen einen Flächenraum von 8 bis 9000 □M. umfassen. Die Zahl der Einwohner läßt sich bei dem jetzigen Zustande dieser Länder durchaus nicht bestimmen, und die auf mehr oder weniger wahrscheinlichen Vermuthungen gegründeten Angaben europäischer Geographen weichen von 5 bis 10 Millionen ab. Acht bis 9 Millionen möchte daher wohl die Zahl seyn, welche sich der Wahrheit am meisten näherte. Wir wollen nun in einer mehr geschichtlichen als geographischen Darstellung den ältern und neuern Zustand jener merkwürdigen Gegenden aufzustellen versuchen. Aelterer Zustand, und zwar: Von den ersten Bewohnern dieser Länder, bis auf den Untergang der griechischen Freiheit. Die ersten Bewohner des heutigen Griechenlands wanderten aus Asien, und höchst wahrscheinlich aus den Gegenden zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere, oder dem Kaukasus, über Kleinasien und den Hellespont und den Bosporus ein. Gewöhnlich nimmt man zwei Hauptauswanderungen an, wovon die frühere die Gegenden um das Marmormeer, oder Phrygien und Thrazien, bevölkerte, die spätere aber bis an die südlichste Spitze des eigentlichen Griechenlands vordrang; einige Stämme kamen selbst bis nach Italien, wo nach den Namen ihrer Anführer, Oenotrus und Peucetius, einige Gegenden benannt wurden. Die ersten Aus-

wandrer werden der phrygisch-thrazische Stamm, die zweiten aber Pelasger genannt. Nach einer andern Sage soll Griechenland seine Bewohner unmittelbar zu Lande aus Kleinasien erhalten haben, mit welchem es damals durch ein großes, später, vielleicht beim Durchbruch des schwarzen Meeres in das mittelländische, untergegangenes Land, Lektonien genannt, wovon die Inseln im ägäischen Meere die schwachen Ueberbleibsel wären, zusammengehangen habe. Lange Zeit brachten die wilden Pelasger mit Hin- und Herzügen in dem neu besetzten Lande zu, wobei sie sich zuletzt am meisten in den später Thessalien genannten Gegenden gesammelt zu haben scheinen. Hier betrafen sie verschiedene verwüstende Naturereignisse, von welchen zwei große Ueberschwemmungen, die erste die ogygische Fluth, die zweite die deukalionische, am meisten in der Erinnerung blieben. Beide mögen wohl die wilden Stämme theils zerstreut, theils vernichtet haben, so daß Deukalion, entweder selbst einer der Uebriggebliebenen, oder an der Spitze neuerer Einwanderer, die Zerstreuten wieder sammelte, und sie zu den ersten schwachen Schritten menschlicher Bildung anleitete. Sein Sohn Hellen gab einem Stamm seinen Namen, welcher später der Gesammtname aller gebildeten Pelasger, Hellenen (was wir Griechen nennen), wurde. Von seinen Söhnen Aeolus und Dorus, und von den Söhnen des dritten Bruders Xuthus, welche Jon und Achäus hießen, erhielten die Hauptstämme der Griechen die Namen Aeolier, Dorier, Jonier und Achäer, wovon die beiden der Dorier und Jonier bei weitem die berühmtesten in der Geschichte geworden sind. Der Name Griechen, womit die neuern Sprachen und die lateinische (Graeci) dieses Volk belegen, war ursprünglich nur der Name eines kleinen nach Italien ausgewanderten Stammes, welchen die Römer wahrscheinlich zuerst kennen lernten. Das Land, in welchem die Pelasger sich niederließen, war wild und rauh, voller Wälder und Moräste, und mochte wohl damals (vielleicht 2000 Jahre vor unserer Zeitrechnung) noch deutliche Spuren des erst vor kurzem erfolgten Zurücktritts der Gewässer tragen. Die Ankömmlinge selbst waren in einem noch völlig wilden Zustande, so daß die Sage selbst den Namen dessen, der sie mit dem Feuer bekannt gemacht haben soll, Phoroneus, aufbewahrt hat. Jagd und etwas Viehzucht, Fischerei, und, wo sich die Gelegenheit dazu darbot, Seeräuberei, waren ihre Beschäftigungen; Höhlen und rohe Hütten ihre ersten Wohnungen; alle Gewerbe, alle bürgerliche Verfassungen waren ihnen unbekannt. So irrten sie in den Wäldern und Bergen und an den Küsten umher, als eine Reihe von Ankömmlingen aus entlegenen und schon gebildeteren Ländern die Wohlthäter dieser Wilden, und die ersten Gründer der geselligen Bildung unter ihnen wurden. Als den ältesten von diesen nennt die Sage den Inachus, welcher über 1850 Jahre vor Christus übers Meer gekommen, und die älteste Stadt Griechenlands, Argos, gegründet haben soll. Beinahe hundert Jahre später erschien Cekrops aus Aegypten; er landete in dem spätern Attika, und soll die dort herumstreifenden Wilden gesammelt, die Ehe unter ihnen eingeführt, ihnen einige Gesetze gegen den Mord gegeben, und die Anlage menschlicher Wohnungen an dem Ort begründet haben, wo später sich das prächtige Athen erhob. Kadmus aus Phönizien kam 1500 vor Chr. in die Gegend, wo nachher Theben stand; auch er brachte den dortigen Pelasgern die ersten Züge geselliger Bildung bei, und soll ihnen die erste Kenntniß nicht allein der Metallbearbeitung, sondern auch der Buchstabenschrift gegeben haben. Eine zwar allgemein angenommene Sage, welche aber dadurch sehr zweifelhaft wird, daß 500 Jahre später in den Gedichten Homers gar keine oder doch nur unendlich dunkle Spuren jener so höchst wichtigen Kunde sich zeigen. Merkwürdig ist noch, daß Kadmus gerade zu der Zeit nach Griechenland

kam, wo die Siege Josua's die phönizischen Stämme aus Canaan vertrieben, und wahrscheinlich dadurch manche Auswanderung dieser schon schifffahrtskundigen Völker veranlaßten. Kurz nachher brachte Danaos eine Colonie Aegyptier nach Argos, und ums J. 1350 vor Chr. erlangte Pelops mit seinen Phrygiern ein solches Ansehen in jenen Gegenden, daß die ganze Halbinsel von ihm den Namen Peloponnesus (Insel des Pelops) erhielt. Unendlich groß war der Einfluß dieser Fremdlinge, und ihrer höheren Bildung auf die rohen Pelasger. Durch sie ward der Ackerbau und feste Wohnsitze eingeführt; sie brachten die Cultur des Obstes und des Weines, die Kenntniß und den Gebrauch der Metalle, vielleicht sogar die Buchstabenschrift mit; durch sie wurden die ersten Schritte zur bürgerlichen Ordnung, und zur Gründung künftiger Staaten gethan. In ganz Griechenland erhoben sich Städte, die Familien verwandter Stämme vereinigten sich enger, und schon zeigten sich die ersten Spuren eines allgemeinen, alle pelasgischen Stände umfassenden Bandes in der Einrichtung der Amphiktyonen. Dies war die Versammlung Abgeordneter aus mehreren griechischen Stämmen, welche sich an den Gränzen des eigentlichen Griechenlands und Thessaliens, bei den Thermopylen vereinigten, um die Streitigkeiten der Stämme zu schlichten, und selbst im Kriege noch das Gefühl der Bundesverwandtschaft durch Aufrechthaltung milderer Sitten zu bewahren. Der Einfluß der Amphiktyonen sank in der Folge, als ein zelne griechische Staaten zu überwiegender Macht gelangten. Jene Fremdlinge brachten, außer den Kenntnissen des bürgerlichen Lebens, den Pelasgern noch die ausgebildeteren religiösen Ansichten ihrer Völker mit, und aus diesen ägyptischen, phönizischen und phrygischen Lehren, mit dem rohen Naturdienst der Pelasger verschmolzen, erwuchs in der Folge durch die Alles verschönernde und bildende Kraft des griechischen Sinnes jene allgemein bekannte blühende Mythologie der Griechen. Noch aber blieb viel zu thun, das rauhe Land zu besiegen, von gefährlichen Raubthieren zu säubern, den Anfall roher Horden abzuwehren, und besonders die Küsten gegen die Seeräuber aus Phrygien, Karien, Phönizien zu sichern. Die Sage hat die Namen vieler Helden verewigt, welche sich diesen wohlthätigen Geschäften widmeten; unter diesen leuchten am meisten hervor: Herkules (Herakles), auf dessen Haupt die Dichtung wohl die Thaten Vieler mag gehäuft haben; Theseus, König von Athen, und Minos, König von Kreta, welcher die Kenntniß der Schifffahrt dazu benutzte, die Inseln und Küsten von den Seeräubern zu befreien, und das erste Vorbild eines gesetzlich geordneten Staates aufstellte. Zu gleicher Zeit zeichneten sich durch friedlichere Künste aus: Dädalos, ein Meister in der Bildhauerei, dem die Sage daher zuschreibt, er habe die Statuen wandeln gelehrt, der wahrscheinliche Erfinder der Segel auf den Schiffen, daher die Sage von den Flügeln, womit er seine Flucht aus Kreta bewerkstelligt; der vergötterte Aeskulap (Asklepios) und Chiron übten die Heilkunde, und erhabene Sänger, meist aus Thrazien: Orpheos, Linos, Musäos, deren Werke aber untergegangen, sangen den Ursprung der Götter und der Welt, und lehrten die Pflichten der Menschen. Schon damals soll der Grund zu jenen geheimnißvollen Verbindungen, Mysterien, gelegt worden seyn, in welchen, wie es scheint, den Eingeweihten reinere Religionsbegriffe, als die der großen Menge, gelehrt und durch feierliche Gebräuche und heilige Gesänge dargestellt und ausgesprochen wurden. Kein Wunder, wenn man bedenkt, daß viele der gebildeten Ankömmlinge aus Aegypten und Phönizien waren, wo eine höhere Weisheit und tiefere Kenntnisse der Natur schon längst als das geheimnißvolle Eigenthum der Priester bewahrt wurden. — Mit den Anfängen einer bessern Cultur erwachte in Griechenland ein schöner ritterlicher Helden-

sinn, welcher viele Einzelne zu großen Thaten, zur Rettung der unterdrückten Unschuld, zur Bekämpfung gefährlicher Thiere, zur Sicherung des Landes gegen wilde Räuber antrieb, und oft Mehrere zu kühnen gemeinsamen Unternehmungen begeisterte. So wagten die Argonauten (von ihrem Schiffe Argo also benannt) unter des Thessaliers Jason Anführung den für die damalige Zeit unerhörten Zug nach dem Wunderlande Kolchis, am schwarzen Meere, wohin die Lust an Abenteuern sie wohl mehr noch, als die Sage von den dortigen Schätzen (das goldene Vließ) lockte. Spätere Dichter, der eine unbekannt und fälschlich für den viel älteren Orpheus ausgegeben, der andere noch neuere, Apollonius aus Rhodus, in Alexandrien ansässig, etwa 200 Jahre v. Chr., haben diese Unternehmung besungen. So verbündeten sich 7 Fürsten aus dem Peloponnes, um den von seinem Bruder Eteokles unterdrückten Polynices, Beide Söhne des Oedipus, zu rächen, und die Söhne der dabei umgekommenen Heiden führten einen zweiten Zug gegen Theben, um ihre Väter zu rächen. Das Unglück der Familie des Lajus, seines Sohnes Oedipus und dessen Söhne, gab später den größten Dichtern einen herrlichen Stoff zu ihren Darstellungen, unter welchen wir besonders einige Tragödien des Aeschylus und des Sophokles bewundern. Das größte und zugleich das erste wahre Nationalunternehmen der Griechen in jener Heldenzeit war der trojanische Krieg, zu welchem sich, 1184 v. Chr., alle Könige und Fürsten der verschiedenen griechischen Stämme verbanden, um den Raub der Helena, der Gemahlin des Menelaus, Königs von Sparta, an ihrem Entführer, dem Paris, Sohn des trojanischen Königs Priamus, zu rächen. Alle griechische Stämme standen damals unter Anführern, welche zwar Könige genannt werden, aber zum Theil nur eine sehr beschränkte Macht besaßen; unter allen leuchtete Agamemnon, der Bruder des Menelaus, König von Argos und Mykenä, durch die Ausdehnung seiner Macht hervor, und seinem überwiegenden Einfluß auf die minder mächtigen Fürsten ist wohl vorzüglich die Vereinigung aller Griechen zuzuschreiben, zur Rache einer damals gar nicht ungewöhnlichen That, wo Seeräuberei noch keineswegs zu den ehrlosen Gewerben, sondern vielmehr zu den Heldenthaten gezählt wurde. An der nordwestlichen Spitze von Kleinasien lag die für die damalige Zeit große und mächtige Stadt Troja oder Ilion, deren Beherrscher ihre Macht über weitläuftige Gegenden Kleinasiens, und selbst des gegenüber liegenden Thraziens ausgedehnt hatten. Nach allen Umständen zu urtheilen gehörten die Trojaner zu dem thrazisch-phrygischen Stamme der Pelasger, waren also den Griechen in Sprache und Sitten verwandt, aber ihnen in der Cultur vorangeschritten. Gegen dieses mächtige Reich zogen die verbündeten Griechen unter Agamemnons Anführung, wenn der Dichtung zu trauen ist, mit 1200 Schiffen und etwa 100.000 Mann. Wie sehr aber die Kriegskunst bei den Griechen noch in der Kindheit war, zeigt sich dadurch, daß sie mit weit überlegener Macht doch zehn Jahre vor Troja zubrachten, und mehrere ihrer berühmtesten Helden einbüßten, ehe es ihnen, und doch nur durch List gelang, Troja zu zerstören. Was sich von den Trojanern rettete, floh zum Theil in entlegene Gegenden, und die Sage, welche sich an diese Begebenheit vor allen andern geheftet hat, schreibt den entflohenen Trojanern nicht allein die Gründung mehrerer Städte in Italien, und den Ursprung des römischen Volkes, sondern selbst, wenigstens im Mittelalter, den Ursprung andrer noch jetzt vorhandenen Völker, vorzüglich der Franken zu. Die unsterblichen Gesänge des Jonlers Homeros, welcher etwa 150 Jahre nach dem trojanischen Kriege gelebt haben mag, die Ilias, welche den Kampf vor Troja, und die Odyssee, welche die wunderbaren Abenteuer und Irrfahrten des rückkehrenden Ulysses (Odysseus) schildern, haben die Alles überstrahlende

Tapferkeit des Achilles, den Ruhm der beiden Ajax, des Diomedes, die Kühnheit und List des Ulysses, die Weisheit Agamemnons und Nestors, den liebenswürdigen Heldenmuth Hektors, die Frömmigkeit und das Unglück des Greises Priamus verewigt, und sind, so lange die griechische Kunst blühte, die unerschöpfliche Quelle gewesen, aus welcher Dichter und Künstler den Stoff zu ihren Darstellungen schöpften. Und doch ist es mehr als wahrscheinlich, daß diese Gedichte bei ihrem Entstehen nicht aufgeschrieben, sondern im Gedächtniß bewahrt, von vielen Sängern, Rhapsoden genannt, hin und wieder in Griechenland Jahrhunderte lang mündlich und aus dem Gedächtnisse vorgetragen wurden; bis sie, etwa 350 Jahre nach Homer, von Pisistratus, dem Fürsten von Athen, zuerst gesammelt, aufgeschrieben und ungefähr in die Form und Ordnung gebracht worden, in welcher wir sie noch, als einen der köstlichsten Schätze des Alterthums, besitzen. Noch viel später sind diese Gedichte von Aristoteles, zur Zeit Alexanders und für ihn, und von mehreren späteren alexandrinischen Gelehrten und Grammatikern bearbeitet worden. Der trojanische Krieg, wie viel man auch von den einzelnen Begebenheiten desselben der Alles vergrößernden und verschönernden Dichtkunst zurechnen will, bildet immer eine entscheidende Epoche in der griechischen Geschichte. Mehrere der dazu versammelten Helden und Fürsten fanden im Kriege selbst, noch mehrere bei der Heimkehr, den Tod; einige wurden in entlegene Gegenden durch Stürme verschlagen, und die meisten von denen, welche wirklich heimkehrten, fanden ein ihnen seit 10 Jahren entfremdetes Geschlecht, und eine feindselige Stimmung, welche einigen den Tod in der Mitte der Ihrigen bereiteten, andere zur Auswanderung zwangen. Die unglücklichen Schicksale und der Untergang des Geschlechts Agamemnon haben vorzüglich den spätern dramatischen Dichtern, Aeschylus, Sophokles und Euripides, reichen Stoff geliefert. Alle Stämme Griechenlands geriethen in eine unruhige Bewegung, wozu am meisten der Einfall der Herakliden, Nachkommen des aus Mykenä verdrängten Herrschergeschlechts des Herkules, mit den ihnen verbündeten wilden Doriern in den Peloponnes, 80 Jahre nach dem trojanischen Kriege, beitrug. Die Herakliden und Dorier erwarben und behaupteten die Herrschaft über Sparta, und mehrere Völkerschaften wurden bei diesen Unruhen aus ihren frühern Sitzen gedrängt und genöthigt, andere, theils in Griechenland selbst, theils in entfernten Gegenden zu suchen. Dieser Zeitraum von 200 Jahren nach jenem Kriege ist daher durch die Entstehung der meisten und wichtigsten griechischen Colonien merkwürdig. Aeolier, von den Herakliden in Thessalien gedrängt, waren die ersten, welche die durch den trojanischen Krieg bekannt gewordene und verödete fruchtbare Küste Kleinasiens zu neuen Wohnsitzen aufsuchten, und daselbst mehrere Städte, worunter Cyme oder Kumä und Smyrna die wichtigsten waren, anlegten. Bald nachher folgten ihnen die aus dem Peloponnes verdrängten Jonier, nachdem sie eine Zeitlang bei ihren Stammgenossen in Attika Aufnahme gefunden, und gründeten auf dem, nach ihnen Jonien benannten, mittleren Theile der Küste von Kleinasien 12 Städte, worunter Ephesus und Milet die berühmtesten geworden. Dorier endlich ließen sich auf den Inseln Rhodus und Kos, und auf dem südlichen Theile jener Küste nieder, wo Halikarnaß und Knidos ihre bedeutendsten Städte wurden. Auch von einzelnen Städten Griechenlands gingen ähnliche Niederlassungen aus, worunter Byzanz, das heutige Constantinopel, merkwürdig genug fast im nämlichen Jahre mit seiner spätern Nebenbuhlerin Roma, von Korinth und Megara aus gegründet war. Aehnliche Auswanderungen und Ansiedelungen fanden auch nach einer westlichen Richtung Statt. Der untere Theil von Italien und die Küsten des fruchtbaren Siziliens bedeckten sich mit griechischen Pflanzstädten, daher jenen

Ländern der Name Groß-Griechenland ward. Von den Korinthiern ward das bald mächtige Syrakus, 731 v. Chr.; von den Argivern Kroton; von den Achäern das weichliche Sybaris; von den Lacedämoniern Tarent gegründet. In dem nämlichen Zeitraume ward die königliche Würde in allen griechischen Staaten, mit Ausnahme Sparta's, welches seine sehr beschränkten Könige bis zu seinem Untergange beibehielt, abgeschafft, theils durch unruhige Bewegungen des nach Freiheit dürstenden Volkes, theils durch den anderweitig erfolgten Untergang der bisher geachteten Fürstengeschlechter. In tausend verschiedenen und oft wechselnden Gestalten traten mehr oder weniger demokratische Formen an die Stelle der einst patriarchalischen, zuletzt aber drückend gewordenen königlichen Macht. Von einer durch heilige Gesetze und Verfassung gemilderten und geordneten Monarchie haben die Griechen und überhaupt die Alten nie etwas gewußt. Wie überall in der Geschichte, so war auch für Griechenland der Zeitpunkt der erwachenden Freiheit zugleich der, wo die raschesten Schritte zu höherer Cultur, zu Künsten, Wissenschaften und Handel gemacht wurden. Am schönsten und zuerst blühten die Pflanzstädte Kleinasiens auf. Hier, unter dem glücklichen Klima Joniens hatten schon Homer und Hesiodus (vergl. diese Art.) gelebt. Auf den nahgelegenen Inseln blühte die Dichtkunst, und wurde durch die lyrischen Gesänge des Alkäus und der Sappho verherrlicht. In Jonien lebten die ersten Erforscher der Natur, wie Thales aus Milet, und die wegen ihrer bürgerlichen Weisheit vorzugsweise benannten 7 Weisen, zu welchen auch Solon, der Gesetzgeber Athens, gehörte. Die Jonier rissen bald den Handel an sich, welchen früher Phönizier und Karier in diesen Gegenden geführt; sie bevölkerten die Küsten des schwarzen Meeres mit 80 neuen Pflanzstädten, und ihre Schiffe gingen nach Gallien und Spanien, wo sie ebenfalls Niederlassungen, die berühmteste ist Massilia, das heutige Marseille, gründeten. Auch das Mutterland kam nach langen Stürmen und bürgerlichen Unruhen endlich zu einem bleibenderen Zustande, in welchem die Anfänge der Künste und des Handels gedeihen. Korinth zeigte die ersten Prachtwerke der Baukunst, und Athen erhob sich durch Handel und Seemacht. Aus den vielen Verbindungen kleinerer, durch Stammverwandtschaft oder Lage an einander geknüpften Städte erhoben sich allmählig einige mächtigere, wie Sparta, Athen, Theben u. a., welche nun Häupter eben so vieler Bündnisse, und bald wahre Beherrscherinnen und Hauptstädte des sie umgebenden Landes wurden. So bildeten sich nach und nach die verschiedenen kleinen griechischen Staaten, welche mit geringen Ausnahmen ihr Daseyn bis auf den Untergang der griechischen Freiheit durch die Römer erhielten. 1. Das eigentliche Griechenland oder Hellas. Gewöhnlich versteht man unter diesem Namen die südliche Halbinsel, und die ihr nördlich gegenüber liegenden Küstenländer, oder diejenigen Länder, welche zur Zeit der höchsten Blüthe Griechenlands sich unter einander als stammverwandt betrachteten; ob das nördlichere Thessalien davon auszuschließen sey, oder nicht, darüber waren die Alten selbst nicht einig; wir werden es mit dazu rechnen, theils weil es unleugbar der älteste Stammsitz aller hellenischen Völker gewesen, theils weil mehrere thessalische Völkerschaften Sitz und Stimme im Rathe der Amphiktyonen hatten. Im allerengsten und eigentlichsten Sinne umfaßt Hellas nur diese nördlichen Küstenländer, mit Ausschluß der südlichen Halbinsel. Wir werden daher dieser natürlichen Eintheilung folgen, und zuerst vom Peloponnes und dann vom eigentlichen Hellas handeln. a) Der Peloponnesus, jetzt Morea. Diese große, in der Gestalt eines Platanusblattes sich ausbreitende Halbinsel wird vom ionischen und mittelländischen Meere umflossen. Mit dem

festen Lande hängt sie nördlich durch den etwa 1 Meile breiten Isthmus von Korinth zusammen, zu dessen beiden Seiten sich westlich der korinthische, östlich der saronische Meerbusen erstrecken. Das ganze Land, und vorzüglich die Mitte, ist mit Gebirgen bedeckt, wovon das bedeutendste der sich südlich in das Vorgebirge Tänarum erstreckende Taygetus ist. Die wichtigsten hierdurch entstehenden Vorgebirge sind: südlich das Vorgebirge Akritas im Westen, Tänarum, jetzt Capo Matapan, in der Mitte, zwischen welchen der messenische Meerbusen liegt, und östlich das Vorgebirge Malea, jetzt C. St. Angelo; zwischen diesem und dem Tänarum erstreckt sich der lakonische Meerbusen. Im Südosten endlich das Vorgebirge Skyllăum, jetzt C. Schilli, zwischen dem argolischen Meerbusen im Süden und dem saronischen im Norden. Unter den Flüssen sind die bedeutendsten: der Eurotos, welcher südlich sich in den lakonischen Meerbusen ergießt; der Alpheus, welcher westlich dem ionischen Meere zufließt; und der Peneus, welcher in derselben Richtung fließt. Alle diese und unzählige kleinere Bäche und Quellen hat die Geschichte und die Dichtung der Griechen verherrlicht, obgleich sie in Vergleich mit den Strömen andrer Länder nur unbedeutende Bäche sind. — Bis auf die Zeiten Homers hatte das Land noch keinen allgemeinen Namen, und wird nach einzelnen Theilen desselben bald Aegialea, d. h. Küstenland, bald Argos, zuweilen auch wohl Apia genannt, welcher letztere Name doch wohl nur ein entlegenes Land bedeutet. Später ward es allgemein Peloponnesus genannt, jetzt Morea. Es wird am gewöhnlichsten und am bequemsten in 6 Theile getheilt. 1. Laconica, oder Lakonien, der südöstliche Theil des Peloponnesus, von Argolis, Arkadien und Messenien eingeschlossen (s. Sparta). Von den Inseln, welche zu Lakonien gehören, war Cythera (jetzt Cerigo), mit dem ältesten Tempel der Venus (Aphrodite), die bedeutendste. 2. Messenien (s. d. Art.), der südwestliche Theil des Peloponnesus, zwischen Elis, Arkadien und Lakonien. 3. Elis (s. d. Art.), oder der westliche Küstenstrich des Peloponnesus, zwischen Achaja, Arkadien und Messenien. 4. Achaja, oder die nördliche Küste von Peloponnesus, von Elis, Arkadien, Argolis und dem Meere umgeben, welches hier den tiefen korinthischen Meerbusen bildet. In den ältesten Zeiten hieß das Land Aegialea, oder Küste, und ward von einem pelasgischen Stamme bewohnt; später nahmen es die Jonier ein, welche beim Eindruch der Dorier und Herakliden den aus Argos und Lakonien vertriebenen Achäern (s. d. Art.) welchen mußten, und von hier nach Attika und bald nach Kleinasien auswanderten. Von den Städten des eigentlichen Achaja verdienen nur Dyme und Paträ (jetzt Patrasso oder Patras) erwähnt zu werden. Zu Achaja rechnet man aber gewöhnlich noch zwei kleinere Freistaaten: a. Sikyon (s. d. Art.) zwischen dem eigentlichen Achaja und Corinth. b) Corinth (s. d. A.) mit der Hauptstadt gleiches Namens, in älterer Zeit auch Ephyra genannt. 5. Argolis (s. d. A.) bestand größtentheils aus einer nach S. Osten sich erstreckenden Halbinsel oder Landzunge, und wurde von Achaja, Arkadien, Lakonien und dem Meere begränzt. Die Achäer hatten zur Zeit des trojanischen Krieges hier das mächtigste Reich in ganz Griechenland. Sie wurden von den Herakliden verdrängt, und die monarchische Verfassung ging hier sehr bald in eine demokratische über. In dem nördlichen Theile des Landes erwarb Argos das gänzliche Uebergewicht; im südlichen erhielten Epidaurus und Trözen ihre Unabhängigkeit. Mit den Lacedämoniern hatten die Argiver unaufhörliche Gränzstreitigkeiten. Die bedeutendsten Oerter in Argolis sind: Argos (s. d. A.) am Fluß Inachos, mit einer Burg auf einer Anhöhe, und Lariſſa, welche zur Zeit des trojanischen Krieges die Residenz des Diomedes war. Der Hafen

von Argos war Nauplia, jetzt Napoli di Romania. Mikenä, in unbedeutender Entfernung von Argos, vom Perseus gegründet, und einst die Residenz des Agamemnon, welcher auch hier seinen Tod von der Hand seiner Gemahlin Klytämnestra fand. Sie ward bald nach den persischen Kriegen von den Argivern zerstört. Zwischen beiden Städten, und ihnen ehemals gemeinschaftlich zugehörend, lag das berühmte Heräon, ein Tempel der hier vorzugsweise verehrten Juno (Here). Tiryns, ebenfalls eine uralte Stadt, ward im peloponnesischen Kriege von den Argivern zerstört, und die Einwohner nach Argos verpflanzt. Trözen, am Ende der Halbinsel, hatte einen berühmten Tempel des Neptun. Nemea ist der Name eines Fleckens und einer Gegend, in welcher Herkules einen Löwen erlegte, wo die dem nemeischen Jupiter geweihten Kampfspiele gefeiert wurden. Bei dem Flecken Lerna, am lernäischen See, tödtete Herkules jene berühmte mehrköpfige Schlange, deren Häupter, so wie sie abgeschlagen wurden, sich wieder erzeugten. In der Nähe war ein Tempel der Ceres, bei welchem Mysterien gefeiert wurden. Von den Inseln bei Argolis sind vorzüglich zu merken: Aegina (s. d. Art.) im saronischen Meerbusen, einst durch Handel und Schifffahrt mächtig. 6. Arkadien (s. d. Art.). b. Das eigentliche Hellas mit Thessalien (jetzt Livadien). Es umfaßte folgende 9 kleinere unabhängige Staaten: 1. Attika (s. d. Art.), nördlich von Böotien, westlich von Megaris begränzt, östlich vom ägäischen Meere, westlich vom saronischen Meerbusen umflossen, bildete eine nach Süden in das Vorgebirge Sunium, jetzt C. Colonni, auslaufende gebirgige Halbinsel. Die Hauptstadt von Attika war Athen (s. d. Art.). Noch war in Attika berühmt Eleusis (vergleiche d. Art.), nordwestlich von Athen, an den Gränzen von Megara. Von den Inseln um Attika verdient vorzüglich Salamis, der Stadt Eleusis gegenüber, Erwähnung, weil zwischen ihr und der attischen Küste die ungeheure Flotte des Xerxes von den Griechen vernichtet ward. 2. Megaris, ein kleines gebirgiges Ländchen, von Attika, Böotien, Korinth, dem saronischen Meerbusen und dem alkyonischen Meere, der äußersten Spitze des korinthischen Meerbusens, eingeschlossen. 3. Böotien (s. d. Art.). 4. Prokis (s. d. Art.). Der einzige wichtige Ort des Ländchens war Delphi (s. d. Art.), jetzt Castri. Die kleine Seestadt Antikyra war wegen des Nießwurzes, welcher dabei gebaut wurde, und als ein Mittel gegen den Wahnsinn galt, bekannt. 5. Doris. Dieses kleine Stammland der Dorier (s. d. Art.), von wo aus sie mit den Herakliden nach dem Peloponnesus zogen, lag zwischen Phokis, Aetolien und Thessalien, von den Bergen Pindus, Oeta und Parnassus umgeben. Es enthielt nur 4 unbedeutende Städtchen, daher man das Land auch die dorische Tetrapolis (vier Städte) nannte. 6. Lokris (s. d. Art.). Naupaktus, jetzt Lepanto, am Eingange des korinthischen Meerbusens, im Lande der ozolischen Lokrier, wohin die Athener die von den Spartanern vertriebenen Messenier versetzten. 7. Aetolien, ein rauhes Gebirgsland, von Lokris und Doris im Osten, von Thessalien im Norden, von Akarnanien im Westen und dem ionischen Meere im Süden eingeschlossen. S. Aetolier. Als Städte verdienen nur genannt zu werden: Kalydon, am Evenus, eine uralte Stadt, in der Mythologie durch die Jagd berühmt, in welcher Meleager den kalydonischen Eber tödtete. Therma wurde in der letzten Zeit als die Hauptstadt Aetoliens betrachtet. 8. Akarnanien (s. Akarnanier) wurde östlich von Aetolien, nördlich von Epirus und dem ambrakischen Meerbusen, südlich und westlich vom ionischen Meere begränzt. An Städten sind zu merken: Argos, mit dem Beinamen das Amphilochische, Leukas und Aktium (s. diese Art.). 9. Thessalien (s. d. Art.), jetzt Janiah, welches von Mehreren nicht zum eigentlichen Hellas gerechnet wird. Die wich-

tigsten Oerter in Theſſalien waren: Lariſſa, am Peneus, die anſehnlichſte Stadt in Theſſalien; ſie beſteht noch unter dem Namen Jengiſcheher. Jolkos, von wo die Argonauten ausſchifften. Trachis, ſpäter Heraklea; hier hielt ſich Herkules in ſeinen letzten Jahren auf. Pharſalus, eine anſehnliche Stadt, bei welcher J. Cäſar den Pompejus beſiegte. In der Nähe lagen die Hügel Kynoskephalä genannt, wo der jüngere Philipp von den Römern geſchlagen wurde. 2. Die nördlichen Länder Griechenlands. Wir rechnen dazu die von den Griechen für halb barbariſch geachteten Länder Epirus, Mazedonien und Thrazien. a. Epirus (ſ. d. A.). Bekanntlich, ſind in Epirus folgende Oerter: Ambrakia, jetzt Arta (ſ. d. A.), einſt die Hauptſtadt des Landes und Reſidenz des Pyrrhus, an dem Meerbuſen, der von ihr den Namen führt. Nikopolis, jetzt Preveſa, am Eingange des nämlichen Meerbuſens, dem Vorgebirge Aktium gegenüber; ſie ward von Auguſt zum Andenken ſeines hier erfochtenen Sieges gegründet. Dodona (ſ. d. Art.). b. Mazedonien (ſ. d. Art.). Die wichtigſten Städte ſind: 1. Die eigentlich mazedoniſchen. Pella, Pydna, Methone, Theſſalonika, Stagira und Philippi. 2. Griechiſche Pflanzſtädte, welche ſpäter von den Königen erobert wurden: Olynthos, von den Athenienſern angelegt; ebenſo Potidäa. Amphipolis, früher Enneahodoi. 3. In dem mazedoniſchen Illyrien: Dyrrhachium, jetzt Durazzo, Apollonia. c. Thrazien (ſ. d. A.). Abdera (ſ. d. Art.), deren Gründung man dem Herkules zuſchrieb; obgleich zwei berühmte Philoſophen, Demokritos und Protagoras, hier geboren, ſtanden die Abderiten bei den Alten doch in dem Rufe, in welchem etwa die Schildbürger bei uns. Byzantion oder Byzanz (ſ. d. Art.), Seſtos und Aegospotamoi. Im Innern des Landes lag Philippopolis, früher Poneropolis. Sie iſt noch eine bedeutende Stadt und heißt jetzt Felibe. 3. Die Inſeln. Man unterſcheidet ſie am beſten in Inſeln im ioniſchen Meere und Inſeln im ägäiſchen Meere. a. Im ioniſchen Meere, oder an den weſtlichen Küſten Griechenlands, lagen eine Reihe größerer u. kleinerer Inſeln, welche jetzt die 7 Joniſchen Inſeln (ſ. d. Art.) heißen. Von Norden an gerechnet finden wir: Korkyra, jetzt Corfu (ſ. d. Art.); Kephalonia, jetzt Cefalonia (ſ. d. Art.); Ithaka, jetzt Teaki, auch Cefalonia piccola, eine kleine Felſeninſel zwiſchen Kephalonia und der Küſte, mit dem Vorgebirge Neïon und dem Hafen Rheitron, einſt das Reich des Ulyſſes; Zakynthos, jetzt Zante (ſ. d. Art.). b. Im ägäiſchen Meere oder Archipel, jetzt Adalar-Denghiſi. Südlich, quer vor, und dieſen Theil des Meeres gleichſam ſchließend, liegt die große Inſel Kreta, jetzt Candia (ſ. d. Art.). Hauptſtädte waren Gnoſſos oder Knoſſos; Gortynä, an der mittäglichen Seite der Inſel; Kydonia, am weſtlichen Ende der Inſel. Nordöſtlich von Kreta, an der aſiatiſchen Küſte lag die Inſel Rhodos (ſ. d. Art.), jetzt Rodos oder Rhodis. Nördlich von Kreta finden wir 2 Inſelgruppen, wovon die weſtliche die Cykladen oder im Kreiſe liegenden, die öſtliche die Sporaden oder die zerſtreuten genannt wurden. Zu den Cykladen gehören: Delos (ſ. d. Art.), jetzt Dilo; Paros, ſüdlich von Delos, durch den hier brechenden trefflichen weißen Marmor berühmt; Naxos (ſ. d. Art.). Die übrigen weniger bedeutenden cykladiſchen Inſeln ſind: Melos, Gyaros, zur Zeit der Römer ein gewöhnlicher Verbannungsort, Andros, Keos, jetzt Zia, Siphnos, Kimolos, Tenos und mehrere andre, welche auch wohl zu den Sporaden gezählt werden. Zu den Sporaden gehören mehrere kleinere ſüdlich von den Cykladen gelegene, als: Thera, jetzt Santorin; Aſtypaläa, jetzt Stampalia; Amorgos, jetzt Amorgo; auch kann man dazu einige der aſiatiſchen Küſte näher liegende Inſeln rechnen, als: Kos, jetzt

Stanchio; Pathmos, jetzt Patino, durch den Aufenthalt des Evangelisten Johannes bekannt. Ueberhaupt ist noch zu bemerken, daß die Alten selbst durchaus nicht darüber einig sind, welche Inseln zu den Cykladen, und welche zu den Sporaden zu rechnen sind. Nördlich von diesen Inselgruppen liegen noch mehrere einzelne Inseln, theils der griechischen, theils der asiatischen Küste näher, wovon die wichtigsten sind: Euböa, jetzt Negroponte. Der Hauptort war Chalkis, jetzt Egripos, am Euripos, einst so bedeutend, daß es mehrere Colonien aussenden konnte; außerdem ist nur noch Eretria, jetzt Rocco, zu merken. Lemnos, jetzt Stalimene, Thasos, Samothrake, jetzt Samondrachi u. a. Südlicher an der äolischen Küste die bedeutende Insel Lesbos, jetzt Mitylene oder Metelin, eine der berühmtesten Inseln des Archipels. Ihre Weine wurden zu den besten griechischen gezählt. Südlich von Lesbos an der ionischen Küste liegt Chios, jetzt Scio (s. d. Art.). Endlich noch weiter südlich an der nämlichen Küste die Insel Samos, auf welcher vorzüglich die Juno verehrt wurde. Sie ist berühmt als das Vaterland des Pythagoras. 4. Die griechischen Colonien. a) Wir betrachten zuerst die ältesten und wichtigsten von allen, die nämlich auf der Küste von Kleinasien. Die nördlichsten dieser Ansiedelungen waren die äolischen; zu ihnen gehörten die Städte Kumä, Phokäa, Grynäum, mit einem berühmten Tempel des Apollo. Das Gebiet der ionischen Städte war bedeutender, das mildeste und fruchtbarste jener Gegenden, und von dem im Alterthum berühmten Flüssen, dem Paktolos, welcher Goldsand führte, dem Hermos, dem Meles bei Smyrna, dem Kayster bei Ephesos, dem durch seine vielen Krümmungen bekannten Mäander u. a. Flüssen bewässert. Hier waren die bedeutendsten Oerter, welche den ionischen Bund bildeten: Smyrna, jetzt Ismir, Teïos, der Geburtsort des Anakreon; Kolophon war wegen seiner Seemacht berühmt; Ephesos (s. d. Art.), jetzt ein elendes Dorf, Aja Soluk; Priene, Miletos, Magnesia. Die Versammlungen des ionischen Bundes wurden der Insel Samos gegenüber in einem Tempel, Panïonium, gehalten. Die Dorier hatten an dieser Küste nur 2 bedeutende Städte: Halikarnassos u. Gnidos (s. d. Art.). Von diesen griech. Städten Kleinasiens, u. vorzüglich Milet, gingen wieder eine große Menge Pflanzstädte aus an den Küsten Thraziens, des Propontis und des schwarzen Meeres. Die bekanntesten waren: Heraklea und Byzanz in Thrazien; Abydos und Lampsakos am Hellespont; Chalkedon und Cyzikus an dem Propontis; Heraklea; Sinope, der Geburtsort des Diogenes; Trapezus an der südlichen Küste des schwarzen Meeres; Phanagoria auf der Halbinsel Taman; Pantikapäum in Taurien; Theodosia, jetzt Kaffa, und mehrere andre. Auch auf der entfernten, zwischen Kleinasien und Aegypten, an der ciliciischen Küste liegenden Insel Cypros (s. Cypern) gab es mehrere griechische Ansiedelungen. Griechische Städte auf der Insel waren: Palä Paphos (alt P.) im Innern, und Neo Paphos (neu P.) an der westlichen Küste, wo die Venus vorzüglich verehrt wurde. Amathos, an der Südküste, mit einem Venustempel; Cithium, der Geburtsort des Zeno, Stifters der stoischen Schule. Salamis, in der Folge Constantia, vom Teuker, Telamons Sohn, bei der Rückkehr aus dem trojanischen Kriege gegründet. b) In Afrika, diesem für europäische Cultur, wie es scheint, verschlossenen Welttheile, hatten auch die Griechen nur eine einzige bedeutende Pflanzstadt: Kyrene, an der Nordküste Afrika's, westlich von Aegypten, von welcher in der Folge die ganze Gegend den Namen Kyrenaika erhielt. c) Griechische Pflanzstädte in Italien und Sizilien. Nächst den ionischen waren diese die wichtigsten; sie ent-

standen meist alle kurz nach dem trojanischen Kriege. In Italien waren aber ihre Ansiedelungen so zahlreich und so weit verbreitet, daß das ganze untere Italien von ihnen den Namen Groß-Griechenland erhielt. Hier waren ihr wichtigsten Städte: Tarent, auch Taras, jetzt Tarant o, an dem Meerbusen gleiches Namens; Sybaris, zwischen den Flüssen Sybaris und Krathis, am tarentinischen Meerbusen; Kroton. An der äußersten Spitze der Ostküste hatte sich eine Colonie Lokrer, die Epizephyrischen (d. h. die gegen Abend wohnenden) genannt, niedergelassen. Ihre Hauptstadt Lokri, einst mächtig, ist durch ihren Gesetzgeber Zaleukos berühmt, der ein Schüler des Pythagoras gewesen seyn soll. Rhegium, jetzt Reggio, an der Meerenge von Sizilien, von den Einwohnern von Chalkis in Euböa angelegt, zu welchen sich noch geflüchtete Messenier gesellten. Hyela oder Elea, später Velia; Posidonia, später Pästum; Parthenope, später Neapolis, das heutige Neapel, waren weniger bedeutend. In Sizilien, dessen Beschreibung und Geschichte wir uns für Italien aufsparen, lagen die griechischen Pflanzstädte: Zankle, Katana, Leontini, Megara und Syrakusä, jetzt Siragossa (s. diese Art.). Nach dieser Uebersicht des alten Griechenlands und seiner Colonien kehren wir zur Geschichte zurück. Zum bessern Verständniß alles Folgenden müssen wir hier einen kurzen Abriß der persischen Geschichte einschalten. Die Gegenden des innern Asiens, zwischen dem kaspischen Meere und dem persischen Meerbusen, von den beiden großen Strömen, dem Euphrat und dem Tigris, bewässert, sind schon in den ältesten Zeiten der Sitz großer Reiche gewesen. Das älteste und mächtigste von allen, das Alt-Assyrische Reich, dessen Hauptstadt Ninive am Tigris war, mag leicht über 1000 Jahre vor dem trojanischen Kriege entstanden seyn. Es ist durch die Thaten der Semiramis, welche die Gränzen ihres Reichs bis nach Indien vorrückte, und durch seinen Untergang unter dem Weichling Sardanapal berühmt, welcher das Reich an einen Statthalter der Provinz Medien, am kaspischen Meere, verlor. Aus seinen Trümmern entstand das Medische Reich, das Babylonische und bald auch wieder ein jüngeres Assyrisches Reich. Zu dem medischen Reiche gehörte die Provinz Persien, welche sich bis an das nördliche Ufer des persischen Meerbusens erstreckte, und als ein rauhes Gebirgsland von rohen aber tapfern Hirtenvölkern bewohnt wurde. Das Volk zerfiel in 10 Stämme (s. Casten), unter welchen der Pasargaden für den edelsten galt, wie in diesem wiederum die Familie der Achämeniden, aus welcher die Fürsten stammten. Astyages, der letzte König der Meder (so erzählt uns Herodot) hatte, von einem Traume geschreckt, seine Tochter Mandane einem Perser, Cambyses, verheirathet, und abermals von einem Traume gewarnt, den Befehl gegeben, daß sein neugeborner Enkel, Khor oder Cyrus (s. d. Art.) wie ihn die Griechen nennen, ums Leben gebracht würde. Der Befehl ward nicht erfüllt, das Kind heimlich aufgezogen, später selbst von seinem Großvater mit Freuden erkannt. Die warnenden Träume gingen indeß in Erfüllung; Cyrus setzte sich an die Spitze seiner kriegerischen Perser, und überwand leicht die in Weichlichkeit versunkenen Meder, etwa 550 v. Chr. Ehrgeizig und tapfer, breitete er seine Waffen über das ganze vordere Asien aus. Das erste Reich, welches ihm unterlag, war das der Lydier, welches zwischen dem ägäischen Meere und dem Flusse Halys blühte. Dieses alte Reich hatte nach einander Fürsten aus dem Stamme der Atyaden, dann 500 Jahre lang aus dem der Herakliden, endlich von 720 v. Chr. bis auf Cyrus aus dem Stamme der Mermnaden gehabt; der letzte derselben, der durch seinen Reichthum berühmte Crösus (s. d. Art.), ward von den Persern überwunden, in seiner Hauptstadt Sardes gefangen genommen, anfänglich mit dem Tode bedroht, dann aber vom Cyrus gütig behandelt. Die Lydier verschwinden

seitdem aus der Geschichte. Cyrus fügte diesen Eroberungen die der griechischen Pflanzstädte an der ionischen Küste hinzu; wodurch die Phokäer zur Auswanderung nach Massilia bewogen wurden. Von da wendete er sich gegen die Babylonier, und eroberte nach einer langen Belagerung ihre mächtige Hauptstadt Babylon am Euphrat, und vernichtete auch dieses Reich, so daß nun ganz Asien vom Kaukasus und dem kaspischen Meere bis zum persischen Meerbusen und bis an das mittelländische Meer den Persern unterworfen war. Nach Einigen blieb Cyrus, 530 v. Chr., in einer Schlacht gegen die Massageten am kaspischen Meere; nach Andern starb er eines friedlichen Todes; wie denn überhaupt die Geschichte des Cyrus in den verschiedenen Erzählungen der griechischen Geschichtschreiber sehr verschieden und abweichend dargestellt wird. Dem Cyrus folgte sein ihm sehr unähnlicher Sohn Cambyses, welcher Aegypten eroberte, und mit toller Grausamkeit gegen den dort herrschenden Götzendienst wüthete. Argwöhnisch, wie jeder Despot, ließ Cambyses seinen Bruder Smerdis ermorden. Bald aber, während er noch von Aegypten aus an Unterjochung der Aethiopier dachte, verbreitete sich das Gerücht, Smerdis sey noch am Leben; ein Magier, der ihm sehr ähnlich sah, hatte seinen Namen angenommen, und sich auf den Thron geschwungen. Cambyses rüstete sich, ihm entgegen zu gehen, verwundete sich aber, beim Aufsteigen auf's Pferd, mit seinem eigenen Schwerte, und starb an der Wunde. Die Herrschaft des falschen Smerdis währte nur einige Monate. Sieben edle Perser entdeckten den Betrug, tödteten den Magier, und einer unter ihnen, Darius (s. d. Art), Sohn des Hystaspes, ward als König anerkannt. Er versuchte zuerst, das weite Reich, welches seine Vorgänger in wilder Eroberung gebildet, zu ordnen und zu befestigen. Unter den Nachfolgern des Darius verfiel diese Ordnung gar bald; ausschweifender Luxus herrschte an dem Hofe des beinahe göttlich verehrten Königs, welcher von zahllosen Weibern und Verschnittenen umgeben, sich nur selten dem Volke zeigte; die Satrapen rissen alle Gewalt an sich, und beherrschten ihre Provinzen unumschränkt; die Erbfolge der Könige wurde durch Meuchelmord und Hof-Intriguen häufig unterbrochen; mächtige Satrapen, welche eigne Truppen unterhielten, trotzten ungestraft dem königlichen Ansehen, so daß das Ganze in der Folge eine leichte Beute des kühnen Alexander ward. Sey es, um den neu erworbenen Thron durch Kriegsruhm zu befestigen, sey es, um gleich seinen Vorgängern die Gränzen des ungeheuern Reiches noch zu erweitern: Darius unternahm bald nach dem Antritt seiner Regierung einen gewaltigen Heereszug gegen die in Europa nördlich vom Ister (der Donau) und dem schwarzen Meere umherziehenden Skythen; ein Name, worunter man im Alterthum ohne Rücksicht auf Verschiedenheit der Völkerstämme alle nomadische Völker im östlichen Europa, dem heutigen Rußland, Ungarn und Polen verstand. Mangel und Strapatzen trieben den größten Theil seines Heeres auf, und er mußte ohne irgend einen Erfolg nach Asien zurückkehren, und sich noch glücklich schätzen, daß der Rath, welchen Miltiades der Athener, Fürst der thrazischen Halbinsel, gegeben, die Brücke über den Ister, der einzig mögliche Rückzugspunkt für das Heer des Darius, abzubrechen, welche er mit andern ionischen Griechen bewachte, nicht war ausgeführt worden. Die Unterwerfung Thraziens und Mazedoniens war die einzige Frucht dieses Feldzuges. Eine leichtere Eroberung lockte den Darius mit seinen Hunderttausenden nach Indien. Indessen empörten sich die Griechen in Kleinasien, welche schon längst das persische Joch ungeduldig getragen, und wurden von den Athenern und den Einwohnern von Eretria auf Euböa mit mehr Großmuth als Klugheit durch Schiffe und Mannschaft unterstützt. Rache dürstend kehrte Darius zurück, und von den Bitten des Hippias, der sich zu ihm gewendet, noch mehr angetrieben, bereitete er sich nicht allein, die kleinasiatischen,

sondern auch sämmtliche Griechen zu unterjochen. Mit den Städten an der ionischen Küste gelang es ihm zwar nach einem verzweifelten Kampfe; aber Mardonius, des Darius Schwiegersohn, mit einer Flotte und einem mächtigen Heere nach Europa gesandt, erlitt durch Schiffbruch dieser Flotte am Vorgebirge Athos und durch den Kampf mit den rohen thrazischen Stämmen so bedeutenden Verlust, daß er unverrichteter Sache nach Asien zurückkehrte. Datis und Artaphernes, welche Hippias begleitete, wurden nun mit einem neuen Heere gerade auf Athen zu gesendet, welches vorzüglich den Unwillen des großen Königs (so nannte man die Könige von Persien) gereizt hatte. Sie eroberten unterwegs mehrere Inseln, landete auf Euböa, eroberten Eretria, und sandten einen Theil der Einwohner gefesselt nach Asien, worauf sie nach dem Rathe des Hippias sogleich an der gegenüber liegenden Küste von Attika landeten. Die Athener, nachdem sie vergeblich Hülfe von Sparta gefodert (vor dem Neumonde dürften sie nicht ausziehen, war die Antwort der Spartaner), gingen ungebeugten Muthes mit ihren einzigen Bundesgenossen den Platäern, welche ihnen 1000 Mann sendeten, dem vielleicht zehnfach überlegenen Feinde entgegen. Die Kühnheit des Miltiades, eines der 10 Feldherren der Athener, siegte im Rathe, die Perser wurden bei Marathon, 490 v. Chr. angegriffen, und erlitten eine vollständige Niederlage, worauf sie sich nach Asien zurückzogen. Unerträglich dünkte dieser Schimpf dem stolzen Könige, aber eine in Aegypten ausgebrochene Empörung und sein bald darauf erfolgter Tod nöthigten ihn, die Rache seinem Sohne und Nachfolger Xerxes zu überlassen. Vier Jahre dauerten die Rüstungen zu dem ungeheuern Zuge. Phönizien und die unterjochten asiatischen Griechen mußten an 1200 Kriegsschiffe und über 3000 Transportschiffe stellen; alle Völkerschaften des weiten Reichs wurden aufgeboten, und so ein Heer zusammengebracht, welches nach Herodot über $2\frac{1}{2}$ Millionen Krieger, und, wenn man den unermeßlichen Troß an Knechten und Dienern aller Art mitrechnet, an 5 Millionen Menschen enthielt. Mit dieser unübersehbaren, unbehülflichen und schwer nur zu nährenden und zu tränkenden Menge (mehrere kleine Flüsse hatten nicht Wasser genug nur für die zum Heere gehörigen Thiere) näherte sich Xerxes dem Hellespont, über welchen eine Schiffbrücke geschlagen wurde, und durchzog langsam das unterwürfige Thrazien und Mazedonien. Ein Canal ward durch die Landenge des Vorgebirges Athos gezogen, um die Stürme an der Spitze desselben zu vermeiden. Beinahe nur Sparta und Athen verloren nicht die Fassung bei der Nachricht vom Anzuge der Perser. Die Thessalier unterwarfen sich; die Thebaner und alle Städte Böotiens, mit Ausnahme von Thespiä und Platäa, folgten diesem Beispiele. Argos, eifersüchtig auf Sparta, wollte neutral bleiben; die Korkyräer versprachen zwar Hülfe, warteten aber mit ihrer Flotte den Ausgang ab. Gelon (s. d. A.) von Syrakus verlangte zum Preis seines mächtigen Beistandes die Anführung des gesammten Heeres; sie ward ihm abgeschlagen, und er hatte ohnehin genug zu thun, sich der von Xerxes gegen die Griechen in Sizilien aufgeregten Karthager zu erwehren. Ein Mann rettete damals Griechenland vom Untergange, es war der Athener Themistokles, dem schon als Knabe die Siege des Miltiades den Schlaf geraubt hatten, der durch die Macht seiner Beredsamkeit seine Mitbürger bewog, die unmögliche Vertheidigung Athens aufzugeben, und ihr Heil von ihrer Seemacht zu erwarten; der eben so klug als kühn den eifersüchtigen Spartanern den Oberbefehl zu Lande überließ, um Athen zur ersten Seemacht Griechenlands zu erheben. Ueberzeugt von der Unmöglichkeit, der ungeheuern Uebermacht der Feinde in offener Schlacht zu widerstehen, hatten die Peloponnesier, der bei weitem mächtigste Theil des Bundes, beschlossen, Athen seinem Schicksale zu überlassen, und ihre ganze Macht an dem stark verschanzten und leicht zu vertheidigenden Isthmus zu vereinigen. Nur

Leonidas, König von Sparta, ward mit 400 Spartanern und einigen tausend Bundesgenossen an den Paß der Thermopylen, diesen einzigen gangbaren Eingang Griechenlands, geschickt, um ihn so lange als möglich zu vertheidigen. Mit Erstaunen und Unwillen bemerkte Xerxes dieses erste scheinbare unbedeutende Hinderniß, welches er auf seinem Zuge traf; versuchte aber vergebens mehrere Tage lang mit ungeheuerm Verlust, die Thermopylen zu erobern: als aber ein Verräther den Persern einen Fußpfad über das Gebirge gezeigt, wodurch sie den Griechen in den Rücken kommen konnten, entließ Leonidas die Bundesgenossen, und nach eingenommenem Festmahle fiel er, wie die Grabschrift dieser Helden lautete, mit allen seinen Spartanern, den Gesetzen seines Vaterlandes gehorsam. Am nämlichen Tage ward den Thermopylen gegenüber, beim Vorgebirge Artemisium, eine zwar unentschiedene, aber im Ganzen für die Griechen rühmliche Seeschlacht geliefert, 480 v. Chr. Die Athener verließen nun ihre Stadt; Weiber, Kinder, Greise wurden in die Städte des Peloponnesus vertheilt; jeder Waffenfähige eilte auf die Schiffe, diese hölzernen Bollwerke, von denen ein Orakel und Themistokles Geist ihnen Heil versprochen hatten; und bald verkündigten ihnen die Flammen, welche Athen verzehrten, den Einzug des rachsüchtigen Feindes. Bei der kleinen Insel Salamis, an der Küste von Athen, hatte sich die griechische Flotte, in allem keine 400 Schiffe, auf Themistokles Rath das hohe Meer weislich vermeidend, gesammelt. In dieser Enge war den Persern die Zahl und die Größe ihrer Schiffe selbst hinderlich; sie unterlagen dem Heldenmuthe der Griechen und ihrer eigenen Unbeholfenheit, und der stolze Xerxes, welcher von einem Throne am Ufer herab die Schlacht überschaute, verlor so gänzlich alle Besonnenheit, daß er in höchster Hast, einem Flüchtling gleich, über Mazedonien und Thrazien dem Hellespont zueilte, über den er in Ermangelung der vom Sturme zertrümmerten Brücke in einem Fischerfahrzeuge setzte, und seine Schande in dem entfernten Susa, der gewöhnlichen Residenz der Perser Könige, am Choaspes, verbarg. Der größte Theil seines durch Kampf und Mangel schon sehr geschwächten Heeres sollte ihm folgen, aber nur Wenige entgingen dem Hunger und dem Schwerte der Barbaren. Mit einem auserlesenen Heere von 300.000 Mann (mehr vermochte das arme Griechenland wohl nicht einen Winter über zu erhalten) sollte des Königs Schwager Mardonius die Unterjochung Griechenlands im folgenden Jahre versuchen: er überwinterte in dem weniger unfruchtbaren und weitern Thessalien. An dem Tage, oder doch um die Zeit, der Schlacht von Salamis erfocht Gelon einen glänzenden Sieg über die Karthager, die Bundesgenossen des Xerxes, am Flusse Himera. Im folgenden Jahre, 479 v. Chr., vereinigten sich die Heere aller Griechen in der Ebene bei Platäa, unter der Anführung des Spartaners Pausanias und des Athenienſers Aristides, der früher wegen seiner strengen Tugend, deren Einfluß gefährlich schien, verbannt worden, aber, in der allgemeinen Noth zurückgerufen, den Ruhm und die Anstrengungen des Themistokles getheilt hatte. Die etwa 3 Mal überlegenen Perser wurden, nachdem ihr Feldherr gefallen, so gänzlich geschlagen, daß nur wenige ihr Vaterland wiedersahen. Um die nämliche Zeit erfocht die griechische Flotte einen vollständigen Sieg über die persische beim Vorgebirge Mykale in Kleinasien. Die Macht der Perser war nun gänzlich gebrochen, und die Athener eilten, ihren Stammgenossen, den Joniern, die Freiheit zu bringen. Mit rastloser Thätigkeit vertrieben sie die persischen Besazzungen aus allen griechischen Städten Thraziens, Kleinasiens und den Inseln: Aristides und Cimon, des Miltiades Sohn, durch Geld, Schiffe und Mannschaft von den Joniern unterstützt, verfolgten noch mehrere Jahre ihre Siege; Cimon gewann 469 v. Chr. eine Doppelschlacht am Eurymedon in Pamphylien, an Einem Tage zu Wasser und zu Lande, gegen die Perser,

und nach manchen Unterbrechungen und Störungen des Krieges bestimmte endlich der Verlust der Insel Cyprus den Nachfolger des Xerxes, Artaxerxes Longimanus (Langhand) zu dem nach dem Sieger benannten Cimonischen Frieden 449 v. Chr., wodurch nicht allein alle Griechen Asiens befreit wurden, sondern die Perser sich auch anheischig machten, mit ihren Heeren drei Tagreisen weit von den von Griechen bewohnten Küsten entfernt zu bleiben, und mit ihren Schiffen nicht über die Insel Cyprus hinaus zu segeln. Athen näherte sich jetzt mit raschen Schritten dem Gipfel seiner Macht. Bereichert durch die unermeßliche Beute der Perser, und von Themistokles Weisheit geleitet, eilten die Athener, ihre Stadt wieder aufzubauen, und jene langen und starken Mauern, welche Athen mit den Hafen verbanden, gegen den Widerspruch der eifersüchtigen Spartaner, aufzuführen. Mehrere Umstände trugen dazu bei, Athen über seine Nebenbuhlerin zu erheben: Pausanias, Feldherr der Spartaner, von Glück und Reichthum verblendet, behandelte die Bundesgenossen mit empörendem Stolze, und kam bald in den nur allzu gegründeten Verdacht, von den Persern bestochen, ein Feind seines Vaterlandes geworden zu seyn. Er fand den Tod in dem Tempel der Minerva Chalkoikos (des ehernen Hauses), wohin er geflohen, und seine Mutter selbst half den Eingang des Gebäudes vermauern, in welchem er an Hunger starb. Dagegen gewann die Gerechtigkeit und Milde des Aristides alle Bundesgenossen für die Athener, und es ward ihm leicht, sie zu Geldbeiträgen zu bewegen zum gemeinsamen Kriege, welche in dem Tempel des Apollo auf Delos bewahrt wurden. Themistokles war ähnlicher treuloser Absichten, wiewohl ohne Grund, verdächtig geworden — er mußte sein undankbares Vaterland verlassen, und fand eine ehrenvolle Aufnahme bei den Persern. Ein furchtbares Erdbeben, welches in den letzten Jahren vor dem Cimonischen Frieden Lakonien verwüstete, und von einem Aufstande der Heloten und Messenier begleitet war, verbot überdies noch den Spartanern, lebhaften Antheil am Kriege zu nehmen, so daß in Kurzem Athen das Ziel aller seiner Wünsche, den Oberbefehl über die meisten griechischen Staaten, glücklich errang. Die Seemacht der Athener war jetzt ohne Vergleich die erste in Griechenland, und setzte sie in den Stand, nicht alleln ihre Colonien und ihren Handel an den Küsten von Mazedonien, Thrazien und des Hellesponts und Bosporus auszubreiten, sondern auch alle Griechen Kleinasiens und der Inseln von sich abhängig und zinsbar zu machen; ein Verhältniß, welches zwar durch die Siege der Athener sehr natürlich herbeigeführt, und durch Aristides Weisheit befestigt und geordnet worden war, welches aber in der Folge mit Unmäßigkeit und Herrschsucht benutzt, den spätern Sturz Athens herbeiführte. Wenn indeß Athen von einer Seite sich zur ersten Stadt Griechenlands und der damaligen Welt erhob, so wurde auch von der andern eben dadurch das Gebäude seiner Macht zuerst untergraben. Die beste Züge der Solonischen Verfassung verwischten sich immer mehr und mehr; Perikles, um zu herrschen, mußte sich dem Volke nachgiebig zeigen, und die Gewalt gerieth immer mehr, ohne von einem heilsamen Gegengewicht der Vornehmeren nach Solons Absicht gezügelt zu werden, in die Hände der niedern, leidenschaftlichen Volksklasse; die unermeßlichen Kosten aber, welche die Schauspiele und prächtige Kunstwerke verursachten, konnten zum Theil nicht anders, als durch harte und willkührliche Bedrückung der Colonien und der Bundesgenossen herbeigeschafft werden, wodurch denn Unzufriedenheit und späterer Abfall derselben vorbereitet ward. Gegenseitige Eifersucht und mancherlei kleine Neckereien hatten seit den Perserkriegen eine feindselige Spannung zwischen Sparta und Athen unterhalten; es bedurfte nur einer Veranlassung zum Ausbruch des Krieges. Diese fand sich bald. Korkyra, eine Pflanzstadt Korinths, war mit dem Mutter-

staate in Streit gerathen, und Athen ohne gerade Theil an dem Kriege zu nehmen, unterstützte die Korkyräer, welche zweimal zur See siegten. Korinth wendete sich nach Sparta, und die anmaßenden Abmahnungen und Vorschläge der Spartaner wurden auf Perikles Rath von den Athenern verworfen. Der peloponnesische Krieg brach 431 v. Chr. aus. Auf Seiten Sparta's standen der Peloponnes, mit Ausnahme der Achäer und Argiver, die Böotier, Megarer, Phokäer, Lokrer und mehrere Städte in Epirus und Akarnanien; auf Seiten der Athener die Plataer, die Akarnanier, beinahe sämmtliche Inseln und die meisten Städte an den Küsten von Mazedonien, Thrazien und Kleinasien. Die beiden ersten Jahre des Krieges vergingen ohne bedeutende Ereignisse; die Spartaner fielen jährlich in Attika ein, und verwüsteten das Land; aber die Athener, geschützt durch die Stärke ihrer Mauern, durch ihre Schiffe mit Lebensmitteln reichlich versehen, achteten des geringen Verlustes nicht, und rächten sich durch Landungen und Verwüstungen an den Küsten ihrer Feinde. Allein die in Athen zusammengedrängte Menschenmenge, verbunden mit einer ungünstigen Beschaffenheit der Witterung, erzeugte eine verheerende Pest, woran auch der damals größte unter den Griechen, Perikles, starb. Im nämlichen Jahre ward Plato geboren. Der Tod des Perikles ist als ein Wendepunkt der griechischen Geschichte zu betrachten. Seitdem gelang es niedrigen, leidenschaftlichen und unwissenden Menschen, wie dem Gerber Kleon, die blinde Menge zu den thörichtsten und verderblichsten Maßregeln hinzureißen; Achtung vor Würde und Sitte verschwand immer mehr, und durch gegenseitiges Unrecht stieg die Erbitterung und die Grausamkeit, womit der Krieg geführt wurde. Tausend Mitylener wurden hingerichtet, weil die Stadt von den Athenern abgefallen war, und nach Kleons kaum noch vereiteltem Beschlusse sollten sämmtliche Einwohner mit dem Leben büßen: Platäa, nach einer heldenmüthigen Vertheidigung von den Spartanern und Thebanern erobert, ward gänzlich zerstört, und sämmtliche Einwohner, die wenigen ausgenommen, welche sich einen Weg durch die Feinde gebahnt, hingerichtet. Nur wenig vermochte der edle aber schüchterne Nikias, an der Spitze der Wohlhabenderen, gegen die wüthenden Rathschläge des der Menge schmeichelnden und sie leitenden Kleon. Kaum war ein durch gegenseitiges Ungemach herbeigeführter Waffenstillstand, erst für ein Jahr, dann für zehn abgeschlossen, als auch Kleon auf der einen, und Brasidas, der treffliche Feldherr der Spartaner, auf der andern Seite die Erneuerung des Krieges herbeiführten. Als aber Beide 422 v. Chr. in der Schlacht von Amphipolis in Mazedonien, Brasidas als Sieger, Kleon auf der Flucht, geblieben waren, kam endlich ein Friede zu Stande, welcher zwar auf 50 Jahre abgeschlossen, aber durch neue Ereignisse nach wenigen Jahren wieder gebrochen wurde. Der Same der Zwietracht war einmal ausgestreut, Parteiungen bewegten und zerrütteten alle Städte Griechenlands, und überall hatten die Sitten von ihrer alten heilsamen Strenge verloren. In einem solchen Zustande der Dinge konnte es einem Alkibiades (s. d. A.) nicht entgehen, die erste Rolle in Athen zu spielen. An Schönheit, an Beredsamkeit, an Tapferkeit der Erste unter allen Griechen, unter Perikles Augen erzogen, vom Sokrates geliebt und gebildet, vereinigte er in sich alle Vorzüge, alle Tugenden, aber auch alle Fehler seiner Zeit. Mit unglaublicher Gewandtheit wußte er im gleichen Grade die gebildeten Athener, die rauheren Spartaner, die verderbten Perser zu gewinnen, und hätte er sein Vaterland geliebt, wie er nur sich liebte, so hätte er es auf den Gipfel der Macht erhoben, statt es zu verderben. Ein solcher Mann mußte die Gelegenheit herbeiwünschen, sich durch große Unternehmungen auszuzeichnen, und an Veranlassungen zum Kriege fehlte es nicht. Sparta und Athen warfen sich gegenseitig die nicht treue Erfüllung der Friedensbedingungen vor; die von den Athenern gedrückten Bundesgenossen

sehnten sich, das Joch abzuschütteln, und Sparta erschien den meisten Griechen als die Beschützerin der Freiheit gegen das übermächtige Athen: dies Alles erzeugte eine Spannung, welche vom Alkibiades sorgfältig unterhalten wurde. Um diese Zeit, 415 v. Chr., kamen Gesandte der Egestaner aus Sizilien nach Athen, und baten um Schutz gegen die Angriffe der Selinunter und der Syrakusier. Das von Alkibiades aufgeregte Volk ergriff mit Entzücken die Gelegenheit zu einer entlegenen, große Vortheile und Eroberungen versprechenden Fehde; die Warnungen des Nikias wurden nicht beachtet, und er selbst nebst Alkibiades und Lamachus mit einer mächtigen Flotte und einem bedeutenden Heere nach Sizilien gesendet. Nie ward eine Unternehmung mit mehr Eifer und Kraft ergriffen und nie endete eine unglückseliger. Schon der Empfang in Sizilien entsprach keineswegs den Erwartungen; die meisten Städte, auf die man gerechnet, verschlossen den Athenern ihre Thore, und zum größten Unglück für das Heer mußte Alkibiades es verlassen. Kurz vor dem Abgange der Flotte fand man in einer Nacht in Athen die in den Straßen zahlreichen Statuen des Hermes (Merkur) verstümmelt. Dieser Frevel veranlaßte die strengsten Untersuchungen; nach dem Abzuge des Heers wußten die Feinde des Alkibiades den Verdacht auf ihn zu werfen, und das leichtsinnige Volk, erbittert gegen seinen bisherigen Liebling, foderte seine Zurückberufung. Alkibiades, die Gefahr wohl kennend, floh nach Sparta, von wo er unrühmlich seinem Vaterlande Verderben bereitete. Trotz aller Langsamkeit der beiden übrigen Feldherren hatten sie dennoch in mehreren Gefechten gesiegt; schon war Syrakus selbst belagert und hart bedrängt, schon unterhandelte man wegen der Uebergabe, als die Ankunft einer geringen spartanischen Hülfe Alles zum Verderben der Athener wendete. Alkibiades hatte den Spartanern gerathen, den kleinen Ort Dekelia in Attika zu befestigen, und von da aus Athen zu beunruhigen, zugleich aber den Syrakusiern Hülfe zu senden. Mit wenigen Schiffen kam Gylippus nach Italien, sammelte eine geringe Mannschaft von Bundesgenossen, und warf sich in Syrakus. Seine Ankunft und seine Talente belebten den Muth der Syrakusier, welche mehrere kleine Vortheile erlangten, und selbst anfingen, Schiffe zu bauen, um die den Hafen schließenden Athener zur See anzugreifen. Nikias, der nach Lamachus Tode allein übrig geblieben, bat dringend um Verstärkung, und bald erschien Demosthenes mit einer neuen mächtigen Flotte; allein das Glück hatte sich von den Athenern gewendet; ein unkluger nächtlicher Angriff mißrieth so gänzlich, daß die Feldherren an den Rückzug dachten. Abergläubische Furcht vor einer Mondesfinsterniß veranlaßten eine Verzögerung von 3mal 9 Tagen, während welcher sie in 2 großen Seegefechten so bedeutenden Verlust erlitten, daß die muthlosen Seeleute nicht zu bewegen waren, die Schiffe abermals zu besteigen, um den sichern Rückzug zur See anzutreten. Der Rückzug zu Lande ward versucht, mit Hinterlassung aller Schiffe, aller Kranken, aller Verwundeten, und fiel durch eifrige Verfolgung der Feinde so verderblich aus, daß am fünften Tage Demosthenes sich mit seiner Heeresabtheilung, von allen Seiten umringt, ergeben mußte, und wenige Tage nachher auch Nikias mit den übrigen, beim Uebergang über den Fluß Asinarus, theils aufgerieben, theils gefangen wurde. Die Syrakusier befleckten ihren vollständigen Sieg durch Grausamkeit; nur mit Mühe rettete Gylippus das Leben vieler Athener, die Gefangenen wurden zu siebentausenden in die ungesunden Steinbrüche bei Syrakus gesperrt, wo viele vor Elend umkamen, und die beiden Feldherren wurden gegen den Willen des Gylippus heimlich umgebracht. Um die Größe dieser furchtbaren Begebenheit ganz zu fühlen, muß man sie im Thukydides lesen. Ueber 50.000 Mann und an 10 Millionen Thaler hatte der Feldzug nach Sizilien den Athenern gekostet. Unbeschreiblich war die Trauer in Athen bei der Nachricht von dem

gänzlichen Untergange ihres Heeres und ihrer Flotte; aber so groß war noch ihr Muth und so bedeutend noch immer ihre Hülfsquellen, daß sie bald mit einer neuen Flotte erschienen, und die Spartaner besiegten. Alkibiades hatte sich indeß auch in Sparta verhaßt gemacht, und war zu dem persischen Statthalter in Kleinasien, Tissaphernes, geflohen, welcher den Kampf der Griechen trefflich benutzte, um die persische Herrschaft in diesen Gegenden auszudehnen. Geneigt, die Spartaner zu unterstützen, begnügte er sich, auf Alkibiades verderblichen Rath, den Spartanern nur mit Geld beizustehen, übrigens aber die Griechen sich unter einander aufreiben zu lassen. Die meisten Bundesgenossen der Athener, mit Ausnahme der Samier, verließen sie in ihrem Unglück, um bald über die Härte und die Anmaßungen der spartanischen Feldherren eben so sehr zu klagen, als früher über die Athener. Noch einmal lächelte indeß das Glück diesen letzteren. Heftige Unruhen und Parteiungen hatten Athen erschüttert, und eine sich der Aristokratie mehr nähernde Verfassung herbeigeführt; das Heer auf der Flotte, unzufrieden mit diesen Veränderungen, trug dem Alkibiades den Oberbefehl an, und siegte unter seiner Führung zweimal über die Spartaner, das letzte Mal bei Cyzikus (410) zu Wasser und zu Lande; die Eroberung von Byzanz und mehrerer Städte in jener Gegend war die Folge dieser Vortheile. Leichtsinnig und wankelmüthig, wie immer, überhäufte nun das Volk Alkibiades mit Ehren, und rief ihn nach Athen zurück, um bald nachher, als die Flotte während seiner zufälligen Abwesenheit ein leichter Verlust getroffen, ihn auf's Neue zu verbannen. Er zog sich in einen festen Platz am Hellespont zurück. Zehn Feldherren, zugleich ernannt, sollten ihn ersetzen; sie siegen in einer Seeschlacht, werden aber zum Tode verurtheilt, weil ein Sturm sie gehindert, die Leichen und die Schiffstrümmer zu sammeln. Endlich 406 v. Chr. lagen die beiden feindlichen Flotten im Hellespont einander gegenüber; die athenienſische bei Aigospotamos (Ziegenfluß), die spartanische unter Lysander, von den Persern verstärkt, bei Lampsakos. Mehrere Tage täuschte Lysander die Athener durch Scheinangriffe; vergebens wagte sich Alkibiades in das Lager, und warnte sie, und so gelang es dem spartanischen Feldherrn endlich, die unbemannte Flotte zu überfallen, und die am Lande zerstreuten gänzlich zu besiegen; nur 8 Schiffe unter Conon entkamen, und 3000 gefangene Athener ließ Lysander mit kaltem Blute hinrichten. Dieser unersetzliche Verlust entschied das Schicksal Athens. Zu Lande von den spartanischen Königen Agis und Pausanias, zur See von Lysander angegriffen, mußten die Athener endlich sich ihren Feinden unterwerfen. Die rachsüchtigen Thebaner und Korinthier drangen auf Zerstörung der Stadt; aber das delphische Orakel warnte, nicht das eine Auge Griechenlands auszureißen, und selbst die harten Spartaner verwarfen die rohe Foderung. Aber die Mauern, welche die Stadt mit den Häfen verbanden, wurden niedergerissen; alle Schiffe bis auf 12 mußten ausgeliefert werden; allen fremden Besitzungen mußte Athen entsagen, und eine Verfassung von Sparta annehmen. So endete der peloponnesische Krieg, und mit ihm die Blüthe Griechenlands, 27 Jahre nachdem er begonnen; 86 Jahre nach der Schlacht bei Marathon; 404 v. Chr. Sparta führte nun die lang ersehnte unbestrittene Herrschaft über ganz Griechenland, aber nicht weiser geworden durch das Beispiel Athens, machte es seine Herrschaft durch Härte und Bedrückung in kurzer Zeit unerträglicher, als die frühere gewesen war; und die Verbindung mit den Persern, die im Kriege und durch Bedrückung der Bundesgenossen gewonnenen Reichthümer äußerten bald auch ihren verderblichen Einfluß auf die Verfassung und die Sitten der Spartaner. So wie sie es in allen Städten machten, wo sie herrschten, setzten die Spartaner auch zu Athen 30 ihnen ergebene Männer an die Spitze der Regierung, deren Grausamkeit ihnen den Namen der 30 Tyrannen erwarb. Viele der edelsten Bürger wurden hinge-

Digitized by Google

richtet, viele mußten fliehen. Unter diesen befand sich auch Thrasybulus, welcher an der Spitze anderer Vertriebenen sein Vaterland von den 30 befreite und die Gesetze des Solon wieder herstellte, 403 v. Chr. Die letzten Kriege hatten in Griechenland eine zahlreiche Jugend erzeugt, welche, unter den Waffen aufgewachsen, sich ungern in bürgerliche Ordnung fügte, und daher sehr bereit war, den Wünschen der nun auch ganz ausgearteten Perser gemäß, in ihre Dienste zu treten. Mit 10.000 solcher griechischen Söldlinge wagte es der junge Cyrus, Statthalter von Kleinasien, seinem Bruder Artaxerres Mnemon (s. d. Art.) den Thron streitig zu machen. Er drang vor bis nach Cunaxa in der Provinz Babylon, wo sein Tod den Sieg seines Bruders entschied. Verlassen von dem übrigen Heere, welches sich zerstreute, als der Führer gefallen, traten nun die 10.000 Griechen, welche auf ihrem Flügel gesiegt hatten, den Rückzug quer durch das innere Asien nach dem östlichen Ende des schwarzen Meeres an, und erreichten glücklich trotz aller Anstrengungen der sie verfolgenden Perser, über Ströme und wilde Gebirge, von feindlichen Völkern überall angegriffen, mit geringem Verlust die griechischen Städte an jenem Meere; von wo sie endlich in ihr Vaterland zurückkehrten. Xenophon (s. d. Art.), welcher einen großen Theil dieses Zuges selbst geleitet, hat ihn auch in seiner Anabasis (der Hinaufzug, vom Meere nach dem Innern Asiens nämlich) beschrieben. Aufgebracht über den Beistand, welchen die Griechen seinem Bruder geleistet, griff Artaxerres die griechischen Städte Kleinasiens an. Die Spartaner leisteten ihnen Hülfe, und ihr König Agesilaus erfocht so bedeutende Vortheile, und drang so tief in Asien ein, daß die Perser, welche jetzt schon überall für Geld eine Partei in Griechenland fanden, den kühnen Helden dadurch zu entfernen suchten, daß sie die Thebaner und Lokrier gegen Sparta waffneten, und diesen Staat zwangen, den Agesilaus zurückzurufen. Viele Jahre vergingen nun in unbedeutenden aber doch blutigen Fehden der Griechen unter einander, während welcher Athen, gehoben durch mehrere bedeutende Feldherren, den Chabrias, Timotheus, Iphikrates und vor allen Conon, welcher an der Spitze einer phönizischen Flotte die Spartaner schlug, und mit persischem Gelde die Mauern seiner Vaterstadt und den Piräeus wieder herstellte, sich wieder zu Einfluß und Macht erhob, und die meistens Inseln und mehrere asiatische Städte mit sich verband. Ueber die wachsende Macht Athens erschrocken und für ihr Ansehen fürchtend, schickten die Spartaner den Antalkidas nach Persien, welcher 387 v. Chr. den schimpflichen, nach ihm benannten Frieden zu Stande brachte, wodurch alle griechische Städte Vorderasiens den Persern preisgegeben wurden. Alle Griechen, nur die Thebaner nicht, erkannten diesen Frieden an, und diese bisher wenig geachtete Völkerschaft erhob sich nun durch zwei Männer, Pelopidas und Epaminondas (s. diese Art.), für kurze Zeit zur Oberherrschaft von ganz Griechenland. Die Spartaner, um sich Thebens zu versichern, hatten mitten im Frieden die Stadt und die Burg überrascht. Pelopidas vertrieb sie daraus 378, und Epaminondas, der durch Tugend wie durch Talente ausgezeichnete Feldherr, besiegte 371 die bis dahin beinahe für unbesieglich gehaltenen Spartaner in der Schlacht bei Leuktra. Er drang selbst bis nach Sparta vor, welches indeß von dem alten wieder erwachten Heldenmuthe seiner Bewohner beschützt wurde; doch versetzte er der Macht der Spartaner dadurch die empfindlichste Wunde, daß er die Jahrhunderte lang aus ihrem Vaterlande vertriebenen Messenier in ihre alte Wohnsitze zurückrief. Theben befand sich nun plötzlich auf dem Gipfel der Macht; alle Bundesgenossen Sparta's wandten sich zu Theben, welches aber seine kurze Oberherrschaft mit eben so wenig Mäßigung benutzte, als früher Athen u. Sparta. Athen, eifersüchtig auf das Glück der alten Feindin, verbündete sich mit Sparta, konnte aber doch nicht hindern, daß Epaminondas noch einmal die Spartaner bei Mantinea 363 besiegte; ein

Sieg, den er indeß mit dem Leben erkaufte. Mit ihm sank Theben schnell zu seiner alten Unbedeutenheit zurück. Alle griechische Staaten waren nunmehr durch ihre langen inneren Zwistigkeiten erschöpft, und mehr noch durch Erschlaffung der alten Gesetze und Verderbniß der alten Sitten entkräftet. Nur Athen war noch im Besitz einer ansehnlichen Macht, welche es indeß mühsam nur in einem 3jährigen Kriege mit seinen auf's Neue gedrückten Bundesgenossen behauptete. Dieser Zeitpunkt der allgemeinen Schwäche kam einem Manne sehr zu statten, Philipp von Mazedonien, welcher der erste bedeutende Herrscher in seinem Lande durch Klugheit und Tapferkeit, aber auch durch unwürdige List und Bestechung in kurzer Zeit die griechische Freiheit vernichtete. Philipp war als Jüngling von den damals mächtigen Thebanern als Geißel nach Theben geführt, und unter den Augen des Epaminondas erzogen worden. Nach dem Tode dieses Helden eilte er nach Mazedonien zurück, um die Vormundschaft über seinen Neffen Amyntas zu übernehmen, und führte sie im Kampfe mit mehreren Thronbewerbern so glücklich, daß er sich selbst auf den Thron schwang. Griechenlands Schwäche war ihm nicht unbekannt geblieben, und den günstigen Zeitpunkt, davon Gebrauch zu machen, abwartend, übte und stärkte er seine Macht in glücklichen Kriegen gegen die benachbarten barbarischen Völker, die Illyrier, Päonier und Thrazier. Letztern entriß er den durch reiche Goldbergwerke wichtigen Strich zwischen dem Strymon und Nessus, und beunruhigte die Athenienser, indem er die unter ihrem Schutze stehenden Städte Amphipolis, Potidäa, Olinth theils bedrohte, theils wirklich eroberte. Der erste sogenannte heilige Krieg gab ihm die längst ersehnte Gelegenheit, festen Fuß in Griechenland zu fassen. Die Phokäer hatten sich eines Raubes an dem Tempel zu Delphi schuldig gemacht, und die Thebaner, denen die Bestrafung des Frevels oblag, zu schwach die Schuldigen zu züchtigen, riefen Philipp zu Hülfe. Er eilte dahin, seine Ankunft erschreckte die Phokäer sehr, daß sie sich ohne Kampf dem Richterspruch der Amphiktyonen unterwarfen. Dieser fiel, auf Philipps Betrieb, dahin aus, daß die Städte der Schuldigen zerstört, sie in zerstreuten Flecken zu wohnen, und den Raub nach und nach zu ersetzen gezwungen wurden. Für seine Verdienste aber erhielt Philipp die Stelle im Rathe der Amphiktyonen, welche die Frevler verloren. Mit scheinbarer Mäßigung entfernte sich Philipp diesmal sogleich wieder aus Griechenland, fuhr aber fort, in Thrazien seine Eroberungen auszubreiten, wo er vorzüglich Byzanz und Perinth, zwei wichtige, den Athenern gehörige Städte, beunruhigte. Nur Ein Mann in Athen erkannte die arglistigen Plane Philipps, der größte Redner des Alterthums, Demosthenes (s. d. Art.), ein Schüler des Platon, geb. 375 v. Chr., und machte es zum Geschäft seines Lebens, seine Zeitgenossen auf die Gefahr, die ihnen von Philipp drohte, aufmerksam zu machen. Von seinen Reden sind uns einige sechszig aufbewahrt. Zwei Gegner hinderten die volle Wirkung seiner weisen Beredsamkeit; der redliche, aber von der Schwäche Athens allzu sehr überzeugte Feldherr Phokion, und der der mazedonischen Bestechung nicht unzugängliche Redner Aeschines, von welchem wir ebenfalls noch 3 Reden besitzen. Ein zweiter heiliger Krieg, durch die Lokrer veranlaßt, welche einige dem delphischen Tempel zugehörige Ländereien sich angemaßt hatten, führte Philipp zum zweiten Male in's Herz von Griechenland. Statt aber die Schuldigen anzugreifen, bemächtigte er sich der Stadt Elatea, und versetzte dadurch die Athener, die nunmehr die Bestätigung aller Warnungen des Demosthenes sahen, in die höchste Bestürzung. Vom Demosthenes angefeuert, bewaffneten sich Athener und Böotier in größter Eil', und es kam 338 v. Chr. bei Chäronea (s. d. Art.) in Böotien zu einer entscheidenden Schlacht, in welcher nur die mazedonische

Phalanx und die Ueberlegenheit der Talente Philipps und seines Sohnes Alexander den Heldenmuth zu besiegen vermochten, womit die schlecht geführten Athener und Thebaner zum letzten Male in einer großen Schlacht für ihre nunmehr verlorne Freiheit fochten. Auch jetzt noch benutzte Philipp seinen Sieg mit scheinbarer Mäßigung; vorzüglich wohl, um die Griechen, über das Gefühl ihrer Abhängigkeit zu zerstreuen, ließ er sich zum Oberfeldherrn gegen Persien ernennen, um die alte Schmach Griechenlands an seinem Erbfeinde zu rächen. Er überlebte indeß seinen Triumph nur kurze Zeit, und ward schon 336 bei der Hochzeitfeier seiner Tochter, von einem Jünglinge, Pausanias, dem er Gerechtigkeit verweigert, nicht ohne starken Verdacht des Mitwissens seiner verstoßenen Gemahlin Olympias, ermordet. Sein Tod war ein Freudenfest für die Griechen, unter welchen die Thebaner sich am lautesten äußerten, und die mazedonische Besatzung vernichteten. Sein Sohn Alexander, ein Zögling des Aristoteles, der selbst ein Schüler Plato's gewesen, war eben mit einem Kriege gegen die an der Donau wohnenden Triballer beschäftigt. Unerwartet schnell aber eilte er nach Griechenland und belagerte Theben, welches die Auslieferung der am Aufruhr Schuldigen verweigerte. Die Stadt ward trotz der hartnäckigsten Gegenwehr erobert, und zum abschreckenden Beispiele gänzlich zerstört; nur das Haus, wo einst Pindar gewohnt, blieb verschont; 30.000 Menschen wurden als Sklaven verkauft. Alles unterwarf sich nun ohne Widerstand, und Alexander ward an seines Vaters Stelle zum Feldherrn gegen die Perser ernannt; nur die Spartaner hatten den Muth, ihren Beitrag an Truppen nicht zu leisten. Mit kaum mehr als 35.000 Mann und wenigem Gelde unternahm nun Alexander jenen für die Weltgeschichte so unendlich wichtigen, in der Schnelligkeit des Erfolges beispiellosen Zug, wodurch er in wenigen Jahren die Gestalt eines großen Theils der alten Welt veränderte. Kaum über den Hellespont gegangen, schlug er die Perser zuerst 334 beim Uebergange über den Granikus, und die Unterwerfung des größten Theils von Kleinasien war die Folge dieses Sieges. Der Tod befreite ihn von dem einzigen seiner würdigen Gegner, dem Memnon, welcher den kühnen Gedanken gefaßt hatte, Mazedonien in seinem Rücken anzugreifen. Mit eitlem orientalischen Pompe führte der letzte König von Persien, Darius Codomannus, seine unzähligen aber meist unkriegerischen Schaaren dem jungen Helden entgegen, welcher bei einem unvorsichtigen Baden im Flusse Cydnus beinahe den Tod gefunden hätte. In den Engpässen Ciliciens, bei Issus, wo eben seine Uebermacht ihm nur hinderlich seyn konnte, erwartete Darius seinen Gegner, und ward, 333, so gänzlich geschlagen, daß er selbst nur mit Mühe entrann, seine sämmtliche Familie aber in die Hände des Siegers fiel, der sie mit ausgezeichneter Großmuth behandelte. Die Eroberung von ganz Syrien folgte diesem Siege; nur die alte berühmte Seestadt Tyrus, auf einer Insel unfern der Küste, leistete 7 Monate einen verzweifelten Widerstand, und ward gänzlich zerstört. Aegypten, wo die persische Herrschaft von jeher unsicher und verhaßt gewesen, ward ohne Widerstand erobert, und ein abenteuerlicher Zug durch die westlich von Aegypten sich ausbreitende Wüste führte Alexander nach der Oase, wo der berühmte Tempel des Jupiter Ammon stand, und wo die niedrige Schmeichelei der Priester den König für einen Sohn jenes Gottes erklärte. Seinen Aufenthalt in Aegypten bezeichnete Alexander weise und wohlthätig durch die Gründung einer Stadt an einer Nilmündung, Alexandrien, welche lange Zeit im Alterthum der Sitz des Welthandels und der Wissenschaften geblieben. Darius hatte diesen Aufschub bestens benutzt, und auf's Neue ein außerordentlich großes, aber wahrscheinlich noch weniger als die früheren geübtes Heer zusammengebracht, womit

er Alexandern in den weiten Ebenen von Babylonien, bei Arbela oder Gaugamela erwartete. Auch diesmal erfochten Einsicht und Tapferkeit den Sieg über die ungeordnete und unkriegerische Masse, 331. Susa, die eigentliche Residenz der persischen Könige, fiel nun mit außerordentlichen Schätzen in die Hände des Siegers, und bald darauf auch Persepolis, in d ren Nähe herrliche Paläste und die Grabmäler der Könige sich befanden. Im Taumel des Uebermuthes wurden jene noch jetzt in Trümmern merkwürdige Gebäude den Flammen preisgegeben. Der unglückliche Darius hatte sich indessen nach den nördlichen Provinzen gewendet, wo er von einem Verräther, Bessus, erst gefangen genommen und dann ermordet ward. Alexander beweinte seinen Tod, ließ den Leichnam seiner Familie übergeben, und eben so später den Verräther, der in seine Hände gefallen, und der geviertheilt wurde. Um die Eroberung des persischen Reiches zu vollenden, durchzog Alexander mit unglaublicher Schnelligkeit die am kaspischen Meere liegenden Provinzen Medien, Hyrkanien, Sogdiana, und überstieg mit großen Beschwerden und bedeutendem Verluste den Paropamisus, das heutige Ghaurgebirge. Damit noch nicht zufrieden, und um die fabelhaften Züge des Herkules und Bakchus zu erneuern, drang er nach Indien vor, und überschritt unter steten Siegen den Indus, jetzt Sind, und den Hydaspes, jetzt Betah. Der Hyphasis, der heutige Bejah, der östlichste Nebenfluß des Indus, ward die Gränze seiner Eroberungen; weil seine Mazedonier, durch die große Entfernung, und die Sandwüsten, die vor ihnen lagen, geschreckt, durchaus sich weigerten, ihm weiter zu folgen. Nun segelte er mit einer Flotte den Indus hinab bis zum Weltmeer, und während sein Admiral Nearch die Küste entlang durch den persischen Meerbusen zurückkehrte, zog Alexander mit dem Heere durch die furchtbaren Wüsten Gedrosiens nach Persien zurück. Ueberall auf seinen Zügen ordnete er den Anbau neuer Städte, deren an 70 gezählt werden, wovon freilich wohl die meisten in seiner Abwesenheit bald wieder verschwanden, aber sein Name hat sich doch den Sagen jener entlegenen Gegenden tief eingeprägt. Trotz aller Warnungen der chaldäischen Wahrsager, beschloß er nun, seine Residenz in Babylon aufzuschlagen, nicht sowohl um sich einer müßigen Ruhe zu überlassen, als vielmehr um sein ungeheures Reich zu ordnen, und auf neue Plane für die Zukunft zu sinnen. Allerdings sah der Alexander zu Babylon dem Alexander in Mazedonien nur noch wenig ähnlich. Mit der persischen Kleidung hatte er seit dem Siege bei Arbela auch persische Pracht und Sitten angenommen. Sein Hofstaat und seine Umgebungen glichen denen der besiegten Monarchen, und mehr als einmal schon hatten niedrige Schmeichelei und Uebermaaß des Glücks seine ursprüngliche Großmuth und Mäßigung in Grausamkeit und Uebermuth verwandelt. Einen seiner besten Feldherrn, den Philotas, hatte er auf einen leichten Verdacht hin foltern und hinrichten, dessen Vater Parmenio aber ermorden lassen, und einen seiner besten Freunde, Clitus, der ihn aber freilich im Trunke schwer beleidigt und gereizt, tödtete er in der ersten Wuth mit eigner Hand. Dennoch läßt sich nicht leugnen, daß Alexander, wie er es durch die Anlage von Alexandrien und vieler andern Städte bewiesen, ernstlich mit dem großen Gedanken umging, das verwilderte und in Sklaverei versunkene Morgenland durch Vermischung mit griechischer Bildung zu veredeln. Der Tod vereitelte seine Absichten. Den unmäßigsten Schwelgereien sich überlassend, ward er höchst wahrscheinlich von einem hitzigen Fieber, und nicht wie Einige behaupten von Gift, 323 im 33sten Jahre seines Alters dahingerafft. Er selbst hatte zwar seinen Siegelring dem Perdikkas noch in den letzten Augenblicken gereicht, aber keinen Nachfolger ernannt, und seine natürlichen

Erben, ein blödsinniger Halbbruder Arrhidäus, ein unehelicher 9jähriger Sohn Herkules, und der nach seinem Tode geborne Sohn Alexander von seiner Gemahlin Roxane, einer Perserin, waren wenig geeignet, das ungeheure Reich zu erhalten. So stürzte denn sein Tod die von ihm beherrschten Länder, um deren Besitz seine Feldherren in wilder Verwirrung stritten in 44jähriges Elend; während welcher Zeit alle Glieder seiner Familie von Ehrgeizigen und Verräthern ausgerottet wurden. Mit Uebergehung dieser höchst verworrenen und nur durch Gewaltthätigkeit und Verrath merkwürdigen Zeit bemerken wir nur, daß sich am Ende aus diesem blutigen Chaos vorzüglich 3 Reiche erhoben, von ehemaligen Feldherren Alexanders gegründet. Syrien, dessen Hauptstadt Antiochia, von Seleukus gegründet, umfaßte den größten Theil des alten persischen Reiches; verlor aber bald einen Theil von Kleinasien, in welchem sich verschiedene kleinere Reiche bildeten, ferner den größten Theil des Innern Asiens, welches ihm 256 v. Chr. durch Arsakas, dem Stifter des in der Folge so mächtig gewordenen partheischen Reiches, entrissen wurde; zuletzt ward Syrien eine Beute der Römer. Aegypten, von Ptolemäus, dem Sohne des Lagus, gegründet, erhielt sich in seiner Abgeschlossenheit am Längsten, und ward durch eine spätere Nachblüthe griechischer Wissenschaften, vorzüglich in Alexandrien, berühmt, bis es endlich auch 30 Jahre v. Chr. eine römische Provinz ward. Mazedonien endlich, wo nach langen und blutigen Abwechselungen der Herrschaft, und nach dem gänzlichen Untergange des Geschlechts Alexanders sich Antigonus Gonnatas 278 v. Chr. festsetzte. Die Geschichte dieses Reichs und die damit eng verflochtenen letzten Schicksale Griechenlands wollen wir nun noch einen Augenblick näher betrachten. Schon während der ersten Feldzüge Alexanders hatten die Griechen und vorzüglich die Spartaner auf eine Gelegenheit gewartet, das mazedonische Joch abzuwerfen, und sich deßhalb in Unterhandlungen mit Darius eingelassen. Nach der Schlacht von Arbela brachte Agis, König von Sparta, viele griechische Staaten unter die Waffen, ward aber vom Antipater, Statthalter in Mazedonien, bei Megalopolis geschlagen, und blieb in der Schlacht. Nach Alexanders Tode zeigte sich abermals eine mächtige Gährung in Griechenland und Athen, vorzüglich aber Demosthenes war es, welcher die Griechen zum Freiheitskampfe aufrief. Die ersten Unternehmungen waren glücklich, bald aber erhielt Antipater Verstärkungen und mit ihnen die Oberhand; Athen mußte mazedonische Besatzung aufnehmen, und Demosthenes, welcher nach der Insel Calauria geflohen war, nahm Gift, um nicht in die Hände der Feinde zu fallen. An den Kämpfen zwischen den Feldherren Alexanders nahm Griechenland nur leidend Antheil. In diese Zeit fallen noch verschiedene Raubzüge gallischer Völkerschaften, welche schon eine Zeitlang an der obern Donau im heutigen Oesterreich und Illyrien, gehaust hatten, und von welchen besonders der eine (278) merkwürdig ist, wobei die Gallier unter der Anführung eines Brennus durch Mazedonien bis ins Herz von Griechenland verwüstend eindrangen, bei den Thermopylen von den Athenern zurückgeschlagen wurden, und bei einem Versuche, den Tempel zu Delphi zu plündern, durch Ungewitter und Sturm geschreckt, eine bedeutende Niederlage erlitten. Die Gallier wendeten sich darauf ostwärts, und ließen sich in einem Theile von Kleinasien, am schwarzen Meere nieder, der von ihnen den Namen Galatien(s. d. A.) erhielt. Auch Pyrrhus, der abenteuerliche König von Epirus, vermehrte die Verwirrung in Griechenland, theils durch Angriffe auf Mazedonien, theils durch einen Einfall in den Peloponnes, wo er vor Sparta einen der ältern Zeit würdigen Widerstand, und in Argos, bei nächtlicher Einstürmung der Stadt, 272 den Tod fand. — Der alte Bund zwischen den achäischen

Städten, welcher lange Zeit unbedeutend geblieben, ward in diesen Zeiten der Verwirrung und der Gefahr auf's Neue begründet, und lockte bald durch den Schutz, welchen er der Freiheit zu gewähren schien, mehrere bedeutende Städte, ihm beizutreten. Zu diesen gehörten Argos, Sikyon, Korinth und selbst Athen. Nur Sparta, neidisch auf die Macht des Bundes, blieb ihm stets abgeneigt, und schloß sich lieber an den Bund der ätolischen Städte, welcher sich aus gleichen Gründen in der nämlichen Zeit gebildet hatte. Die Spartaner waren damals in allen Dingen von ihrer alten Verfassung abgewichen und gänzlich ausgeartet; ihr letzter bedeutender König Kleomenes suchte so viel als möglich die lykurgischen Einrichtungen wieder herzustellen, und erfocht bedeutende Vortheile über die Achäer. Als aber diese in der Noth Antigonus II. von Mazedonien zu Hülfe gerufen, ward Kleomens bei Sellasia 222 gänzlich geschlagen; er mußte nach Aegypten fliehen, und gab sich den Tod. Die Achäer beherrschten nun zwar scheinbar den Peloponnes, waren aber in der That von Mazedonien abhängig, und kaum im Stande, sich der beständigen Angriffe der Aetolier zu erwehren. Philipp, Antigonus Nachfolger, hatte sich indeß mit Hannibal, gegen die Römer verbündet, welche dagegen den bedrängten Aetoliern Hülfe sendeten, ohne daß von beiden Theilen irgend etwas Bedeutendes geschah. Als aber Rom jenen furchtbaren Feind entfernt und gedemüthigt, kehrte es seine Waffen gegen Philipp, welcher, nachdem er zwei Jahre lang manche Gelegenheit zu siegen unbenutzt gelassen, vom römischen Consul Quintius Flaminius in Thessalien bei Kynoskephalä 198 geschlagen, und zu einem Frieden gezwungen wurde, welcher ihn in der That schon in römische Abhängigkeit brachte. Das übrige Griechenland ward von den Römern auf den isthmischen und nemeischen Spielen feierlich für frei erklärt; doch trat Rom von nun an als mächtige Schiedsrichterin in allen griechischen Angelegenheiten auf. Kein Staat fühlte sich mehr gekränkt durch die Abhängigkeit von Rom, als der ätolische Bund, welcher doch zuerst die Freundschaft der Römer gesucht. Als daher Antiochus, König von Syrien, von den Römern beleidigt, und von dem zu ihm geflohenen Hannibal aufgereizt, Rom den Krieg ankündigte und ein Heer nach Griechenland schickte, erklärten sich die Aetolier für ihn, mußten aber dafür nach der bald erfolgten Niederlage der Syrier strenge büßen, und sich den härtesten Bedingungen unterwerfen, 139 v. Chr. Die einzige Macht in Griechenland, welche noch mit Hoffnung eines Erfolges sich Rom widersetzen konnte, Macedonien, war jetzt nach dem Tode Philipps in den Händen seines unehelichen Sohnes Perseus. Mehrere Jahre rüstete er sich im Stillen, aber er verstand es nicht, seine Macht zu gebrauchen, selbst als Rom ihm nur unbedeutende Feldherren entgegenstellte. Als aber endlich Paulus Aemilius nach Mazedonien gesendet worden, ward der Krieg in wenigen Wochen durch die Schlacht von Pydna 168 beendigt, ganz Mazedonien erobert, und Perseus, welcher sich feigherzig auf der Flucht ergeben, zu Rom im Triumph aufgeführt, und starb im Kerker. Mazedonien war für jetzt noch in 4 Provinzen getheilt, welche sich selbst regieren sollten; die Römer sahen voraus, daß ihnen die Beute nicht entgehen könnte. Nur der achäische Bund war noch übrig, und hatte an Philopömen den letzten griechischen Feldherrn gehabt. Die Römer hatten aber dafür gesorgt, daß die Achäer an Sparta einen beständigen Feind behielten, um jeden Augenblick als Vermittler auftreten zu können, und hatten überdies unmittelbar nach dem Kriege mit Perseus 1000 edle Achäer als Geißel nach Rom geführt, welche dort 17 Jahre behalten wurden. Ein letzter Krieg der Achäer mit Sparta veranlaßte endlich die Römer, den Consul Mummius nach Griechenland zu senden, welcher die Achäer schlug, Korinth belagerte, und

den Flammen und der Plünderung preisgab, den achäischen Bund auflöste, und 146 v. Chr. ganz Griechenland in eine römische Provinz, unter dem Namen Achaja, verwandelte, welche alle griechische Länder südlich von Epirus und von Thessalien umfaßte. Das folgende Jahr hatte Mazedonien, wo verschiedene Kron-Prätendenten aufgetreten und Unruhen erregt hatten, das nämliche Schicksal. B. Griechenland unter den Römern, bis auf die Eroberung von Constantinopel. Von nun an theilte Griechenland ohne alle Selbstständigkeit das Schicksal des römischen Reichs, und hatte noch bis auf die Zeiten Augusts harte Unfälle zu erdulden. Mithradates, gewöhnlich Mithridates genannt, König von Pontus in Kleinasien, der gefährlichste Feind der Römer, hatte nicht allein alle in Asien befindlichen Römer (es sollen über 100.000 gewesen seyn) ermorden lassen, sondern schickte auch mächtige Heere nach Griechenland, welche die Griechen und vorzüglich die Athener als Befreier aufnahmen, 88 v. Chr.; dafür aber vom Sulla, welcher die Feinde schlug, Athen belagerte und mit großem Blutvergießen eroberte, hart gezüchtigt wurden. Vierzig Jahre lang verwüsteten cilicische Seeräuber, deren Macht bis auf 1000 Schiffe angewachsen war, alle Küsten und Inseln Griechenlands, wobei viel herrliche Tempel geplündert und vernichtet wurden, bis sie endlich vom Pompejus, 17 v. Chr., gänzlich unterjocht wurden. Ein Theil von ihnen wurde in dem nun schon entvölkerten Peloponnes angesiedelt. Auch in den folgenden Bürgerkriegen Roms wurde Griechenland hart mitgenommen. Der große Streit zwischen Cäsar und Pompejus ward in Griechenland, bei Pharsalus in Thessalien, 48 v. Chr., ausgefochten; eben so war Griechenland ein Theil des Kriegsschauplatzes zwischen dem Antonius und Oktavius und den Mördern Cäsars, Cassius und Brutus, und endlich zwischen Oktavius und Antonius selbst. Der siegende Oktavius (Augustus) behandelte indeß die Griechen noch schonend genug, sowie auch früher Cäsar gethan, der selbst Korinth wieder aufbauen ließ. Jetzt folgte eine ruhigere Zeit, freilich in gänzlicher Ohnmacht, bis zum Nero, welcher Griechenland besuchte, und, von der niedrigen Schmeichelei der gänzlich entarteten Griechen entzückt, ihnen alle Abgaben erließ, und ihnen einen Schein von Freiheit gab, den sie aber gar bald, unter Vespasian, wieder verloren, und wie früher von einem römischen Proconsul beherrscht wurden. Unter allen Städten Griechenlands hatte Athen noch immer einen Schatten seines alten Glanzes, ja selbst von Freiheit erhalten. Es hatte noch seine eignen Archonten, seinen Senat, die aber freilich nur nach dem Willen der Römer herrschten, und die Wissenschaften wurden dort noch immer geliebt und gepflegt, so daß viele bedeutende Römer hier studirten, und sich auch wohl ganz daselbst niederließen. Besonders wurde es vom Hadrian begünstigt. Indeß war der Karakter der Nation jetzt so tief gesunken, daß die Römer einen Griechen in der Regel als das feilste und nichtswürdigste Geschöpf verachteten. Asiatischer Luxus hatte sie ganz verdorben; das ehemalige Gefühl von Freiheit und Selbstständigkeit war erstorben, und niedriger Sklavensinn an seine Stelle getreten. Die Nation ward immer ausschweifender, ärmer, verächtlicher, undedeutender, und zu Aurelians Zeiten, gegen den Anfang des vierten Jahrhunderts, war kaum noch eine Spur von derselben vorhanden, da zugleich die barbarischen Volker jetzt anfingen, ihre verheerenden Verwüstungen auch in Griechenland auszubreiten. Auch selbst in dieser Periode gänzlicher politischer Nichtigkeit und der äußersten Entartung, hatten dennoch die Griechen einige nicht undedeutende Schriftsteller, besonders in der Geschichte und in den mathematischen Wissenschaften, welche aber größtentheils weder im eigentlichen Griechenlande geboren waren, noch darin lebten. (Vergleiche die folgenden Artikel.) Im 3ten

Jahrhundert ward Griechenland zweimal, 257 und 266, von den über die Donau in das sinkende römische Reich hereingebrochenen Gothen verwüstet, und Athen selbst von ihnen erobert. Als 330 Constantin den Sitz seines Reichs nach Byzanz verlegt, welches nun Neu-Rom oder Constantinopel genannt wurde, und vorzüglich unter einem seiner Nachfolger, dem zum Heidenthum zurückgekehrten Kaiser Julian, 361—63, hatte Griechenland ruhigere Zeiten, und griechische Sprache und Bildung herrschten immer mehr an dem Hofe dieser nur noch dem Namen nach römischen Kaiser. Die endliche Theilung des Reichs nach Theodosius, unter seine Söhne Arkadius, dem das morgenländische, und Honorius, dem das abendländische Reich zufiel, 395, führte zwar einen neuen Einfall barbarischer Völker, der Westgothen unter Alarich, von Italien aus, herbei; seitdem aber blieb es lange Zeit verschont, während das immer schwächer werdende Reich an allen seinen Gränzen von Feinden bestürmt wurde. Aber das alte Griechenland war kaum mehr zu erkennen, in allen seinen Theilen war es verwüstet, verödet und entvölkert, und selbst die edle Sprache fing an, durch die Einmischung vieler barbarischen Fremdlinge zu entarten. Kaum giebt es in der ganzen Weltgeschichte einen Zeitraum, welcher durch schändliche Laster und Verbrechen der Großen und Ausartung und sittliches Verderben des Volks einen so widerwärtigen Anblick gewährte, als die Zeit von Constantin bis auf die Eroberung von Constantinopel. Hof-Intriguen, von Weibern und Verschnittenen geleitet, von Verrath und Meuchelmord begleitet, bestimmten gewöhnlich die Thronfolge; und geistlose theologische Streitigkeiten, von Kaisern und Höflingen, von ehrgeizigen Bischöfen und Mönchen geführt, zerrütteten den unglücklichen Staat im Innern, während die mächtigsten Feinde seine Gränzen bedrohten, und die schönsten Provinzen an sich rissen. Aus der Zahl der nichtswürdigen Kaiser jener Zeit leuchtete um nichts besser als die meisten, nur glücklicher, Justinian I., 527—65, hervor, welcher durch seine Feldherren Belisarius und Narses das zum weströmischen Reiche gehörige Afrika, und selbst Italien für einige Zeit wieder eroberte. Jetzt aber brach aus dem Innern Arabiens mit der ganzen Kraft neu entzündeter Religionsschwärmerei der furchtbare Feind hervor, die Araber, welcher mit unglaublicher Schnelligkeit den ohnmächtigen Römern die ganze Küste von Afrika, und den größten Theil ihrer asiatischen Besitzungen entriß, und selbst Constantinopel 676 mit einer Flotte angriff. Nur das griechische Feuer (vergleiche den Artikel), welches man brennend auf die Feinde schleuderte, rettete diesmal die Hauptstadt vom Untergange; mehrere Inseln aber, Kypros, Kreta, Rhodos, geriethen für einige Zeit in die Hände der Araber, während von einer andern Seite die Bulgaren von Norden her in das Reich eindrangen. Im 7ten und 8ten Jahrhundert wurde das Reich durch den bekannten Bilderstreit zerrüttet, indem zwei entgegengesetzte Parteien sich wüthend verfolgten, wovon die eine die Bilder und Statuen, welche zum Gegenstand der Verehrung wo nicht der Anbetung geworden waren, aus den Kirchen verbannen, die andre sie beibehalten wollte. Letztere behielt zwar die Oberhand, doch leitete dieser Streit zuerst die Trennung zwischen der morgenländischen oder griechischen, und der abendländischen oder lateinischen Kirche ein, welche auf den Untergang des oströmischen Reichs nur allzuviel Einfluß gehabt, indem die Christen beider Parteien sich gegenseitig als Ketzer verabscheuten. Unter diesen Umständen konnten selbst die bessern Kaiser aus dem mazedonischen Geschlecht, welche bis 1056 regierten, und anfänglich die Araber bis an den Euphrat zurückdrängten, den gänzlichen Verfall des Reichs nur verzögern, und als die seldschukischen Türken, ein wilder, kriegerischer Haufe aus dem Innern Asiens, statt der indeß ermatteten Araber seit 1050 hervordrangen, gingen

auch diese Eroberungen und selbst der größte Theil von Kleinasien bald wieder verloren. Noch einmal und zum letzten Male lächelte das Glück dem immer tiefer sinkenden Reiche. Die Heere der Kreuzfahrer wälzten sich mit unwiderstehlicher Macht nach Asien, und obwohl den Griechen als Ketzer, und wegen ihrer Ausschweifungen und des Stolzes ihrer Anführer verhaßt, halfen sie doch die Türken noch einmal aus Kleinasien verdrängen. Die Familie der Comnenen, welche 1096 — 1204 den Thron besaß, brachte einige staatskluge und tapfere Männer hervor, welche, wie Alexius Comnenus, sich mit großer Geschicklichkeit in den schwierigen Umständen zu finden wußten, andere, wie Johann und Manuel Comnenus, welche mit hoher Tapferkeit ihre Siege verfolgten. Als aber auch in dieser Familie die auf dem byzantinischen Throne gleichsam erblichen Zerrüttungen der Thronfolge durch Ehrgelz und Verbrechen eintraten, konnte nichts mehr den gänzlichen Sturz des Reichs aufhalten. Die Kraft der Kreuzfahrer ließ nach, die Türken drangen wieder nach Kleinasien vor, und ein neuer Feind, die im untern Italien angesiedelten Normänner, verheerte Griechenland. Aus den Unruhen, welche die gewaltsame Bewerbung um den Thron hervorgerufen, hatte sich ein griechischer Prinz, Alexius, nach Italien gerettet, und flehte ein aus Franzosen, Normännern und Venezianern bestehendes, nach Asien überzugehen bereitetes Heer Kreuzfahrer um Schutz an. Gern ward er ihm gewährt; denn den Franken (so nannte man und nennt noch jetzt alle christliche Europäer im Morgenlande) gelüstete schon lange nach den Schätzen der Kaiserstadt. Unter Anführung des 90jährigen Dogen von Venedig, Heinrich Dandolo, ward Constantinopel 1204 für Alexius erobert; als dieser aber von seinem Minister verrathen in einem Volksaufstande umgekommen, eroberten nun die Kreuzfahrer zum zweiten Male mit großer Wuth die Stadt, und machten eine unermeßliche Beute. Eine Theilung des Reichs war die Folge dieser Begebenheit. Balduin v. Flandern (s. d. Art.) ward zum Kaiser erwählt, und erhielt Thrazien mit der Hauptstadt. In Mazedonien entstand ein eigenes Königreich, dessen Hauptstadt Thessalonich war. Die Venezianer behielten die meisten Inseln und den Peloponnes, sowie einige Quartiere von Constantinopel, wohin sie den Alleinhandel führten. Das übrige Griechenland ward in viele kleine Fürstenthümer für französische und normännische Barone eingetheilt. Dies war der Zustand des sogenannten lateinischen Kaiserthums von 1204 — 1261. Mehrere entflohene griechische Prinzen bildeten in Asien eigene Reiche, das eine, wovon Nicäa die Hauptstadt, umfaßte das griechische Kleinasien; das andere, das Kaiserthum Trapezunt, einige Provinzen an den östlichen Theilen des schwarzen Meers. Ein so unnatürlicher Zustand konnte unmöglich lange bauern. Das Kaiserthum Nicäa erhob sich bald zu bedeutender Macht, und unterstützt von den Erbfeinden der Venezianer, den Genuesern, eroberte Michael Paläologus 1261 Constantinopel wieder, und vertrieb auch die Franken aus ihren übrigen Besitzungen. Aber in den Zerrüttungen, welche die unausbleibliche Folge dieser Ereignisse waren, gingen dagegen die asiatischen Provinzen an die Türken verloren, welche schon 1355 nach Europa übersetzten, sich des thrazischen Chersonesus und der Stadt Gallipoli bemächtigten, und von hier aus nach und nach Mazedonien, Thrazien und Thessalien eroberten, und Constantinopel hart bedrängten. Schon jetzt wäre das Reich, welches beinahe auf die Mauern von Constantinopel beschränkt war, verloren gewesen, wenn nicht ein wüthender Einfall der Mongolen unter Timur 1402 die Türken beschäftigt hätte. Der Sultan Bajazet (s. d. A.) ward von ihnen geschlagen und gefangen. Seine nächsten Nachfolger hatten genug mit Wiedereroberung der asiatischen Provinzen zu thun, und mußten einen Angriff der abendländischen Christen abwehren, welche Murad II. bei Varna

1444 besiegte. Sein Nachfolger Muhamed II. unternahm nun ernstlich die Belagerung von Constantinopel. Sie währte vom 6. April bis zum 29. Mai 1453; der letzte Kaiser Constantin Paläologus XI., welcher vergebens die Hülfe der abendländischen Christen angerufen, fand den Heldentod auf den Mauern seiner untergehenden Hauptstadt. Den übriggebliebenen Einwohnern ward Sicherheit und Religionsfreiheit zugesichert. So endete das oströmische Kaiserthum, nachdem es der Welt das ekelhafte Bild einer mehr als tausendjährigen (von 895—1458) Verwesung gegeben. Das kleine, unbekannte Reich Trapezunt fiel bald nachher in die Hände der Türken. Nur ein kleiner Theil von Morea und mehrere Inseln, worunter Creta und Cyprus, blieben fürs Erste den Venezianern. Die Insel Rhodos ward den Johanniterrittern 1522, Cyprus den Venezianern 1571, und Creta endlich 1659 entrissen. Schon vor dem Falle Constantinopels hatten sich mehrere gelehrte Griechen, worunter Manuel Chrysoloras, Johann Argyropulos, Demetrios Chalkondylas, Constantin Laskaris, Andronikos Kallistos und Andere die bedeutendsten sind, nach Italien geflüchtet, und dort die Liebe zu den Wissenschaften geweckt, welche bald nachher sich auch nach Deutschland verbreitete, und als die Grundlage der neuern Bildung Europa's und vorzüglich der Reformation betrachtet wird. — II. Das neuere Griechenland oder die europäische Türkei, s. die Artikel Osmanisches Reich und Griechen (Insurrektion und Kampf der Neu-).

Griechische Arzneikunde, s. Arzneikunde (Geschichte der) und Griechische Nationalliteratur.

Griechische Beredsamkeit. Wie das freie Gemeindewesen befestigt und geordnet war, und öffentliche Verhandlungen über gesellschaftliche Angelegenheiten Statt fanden, gewann die Wirkung auf den Willen des Volkes durch Rede eine immer höhere Bedeutung. Es läßt sich selbst in Ermangelung ausdrücklicher Zeugnisse kaum bezweifeln, daß in den ionischen Pflanzstädten, welche jeden geistigen Fortschritt zum Edleren begünstigten, und im vervollkommneten bürgerlichen Verkehr die Rechte des Verstandes und mit diesen das Gedeihen der Prosa hervortreten ließen, die natürliche Beredsamkeit zuerst geübt worden ist. Aber zum eigentlichen Schauplatz der Redekunst erhob sich Athen, und behauptete darin ein volles Jahrh. (Olym. 90 bis 114) unbestreitbaren klassischen Ruhm. Sie begann in einfacher Kunstlosigkeit seit Solon's Zeiten; Themistokles, Kimon, Perikles, Alkibiades und mehrere ihrer Zeitgenossen stellten große Redemuster gedankenreicher Kürze, der gehaltvollen Belehrung und Ueberzeugung im Staatsleben auf. Durch die Sizilier Korax, Tisias, Empedokles und besonders Gorgias wurde das kunstmäßige Studium der Beredsamkeit in Athen eingeführt; es entstanden rednerische Bildungsanstalten der Sophisten Protagoras aus Abdera, Hippias aus Elis, Prodikos aus Keos u. m. A., welche ihre Zöglinge an erdichteten Aufgaben übten, und den allmächtigen Zauber des rechten und schönen Ausdruckes lehrten. Mit Antiphon trat eigentlich die Kunst aus der Schule in das Leben über, erhielt ihre theoretische Vollendung durch Isokrates, nahm mit den Gefahren der Freiheit an gediegener Kraft zu, und erstarb mit ihr, ohne die sie kein wahres Leben haben kann. Viele Werke der attischen Redner sind verloren, oder nur aus Bruchstücken, welche aus Historikern, Philosophen und besonders Grammatikern und Scholiasten gesammelt zu werden verdienen, bekannt. Die berühmtesten Redner, von welchen sich Ueberbleibsel erhalten haben, sind folgende: der Leontiner Gorgias (st. um 398), Schüler der Empedokles, erregte durch Prunkreden die Aufmerksamkeit des für jede Kunstübung empfänglichen attischen Publikums

und eröffnete eine ſophiſtiſche Unterrichtsanſtalt. Antiphon Rhamnuſios (geb. 480, ſt. 411), Sohn des Redners Sophilos, Lehrer des Thukydides, ein vielthätiger Staatsmann, der durch Theramenes geſtürzt und zum Tode verurtheilt wurde, der erſte Meiſter in der kunſtmäßigen politiſchen und gerichtlichen Beredſamkeit, arbeitete gegen Bezahlung gerichtliche Reden für Andere aus; ſeine Darſtellung empfiehlt ſich durch Erfindung und Ueberredungskunſt. Andokides (geb. 468, ſt. n. 397), ein Ariſtokrat, der ſeine geſchäftige Theilnahme an Staatsangelegenheiten mit dem Exil büßte, iſt aus 4 Reden bekannt. Lyſias (geb. 458, ſt. 379), Freund des Sokrates, ſcheint ſelten öffentlich geredet, meiſt für Andere gearbeitet zu haben. Iſokrates (geb. 436, ſt. 338), als Lehrer und Muſter gleich merkwürdig, voll heiligem Vaterlandsgefühl, welches ihn den Unglückstag bei Chäronea (ſ. d. Art.) nicht überleben ließ; er war zu ſchüchtern, um öffentlich aufzutreten; Unterricht gab er in Chios und Athen. Wir beſitzen 21 Reden, unter welchen der öffentlich vorgetragene Panegyrikus und der Panathenaikus die gefeierteſten ſind; die Anordnung iſt anſpruchlos einfach, die Darſtellung überaus ſorgfältig und den Kunſtfoderungen enſprechend; der Periodenbau hat vollendete Ründung und Euphonie; die Sprache iſt ohne Flecken; Wärme und Kraft werden oft vermißt, Correktheit nie. Von ſeinen Zeitgenoſſen, dem Eleaten Alkidamas, welchen alte Kunſtrichter prunkender Ueberladung bezüchtigten, haben wir 3 einfache Deklamationen über erdichtete Gegenſtände. Iſaios aus Chalkis (ſt. n. 357), Schüler des Lyſias und Iſokrates, lebte ohne Theilnahme an Staatsgeſchäften, ganz dem Unterrichte in der Beredſamkeit, und arbeitete Reden für Andere aus; ſeine Darſtellung iſt einfach ſchön, nicht ohne Kraft. Lykurgos (geb. 408, ſt. 328), wegen ſeiner feſten Rechtlichkeit allgemein geachtet, zeichnet ſich in der, von 15 allein erhaltenen Rede gegen den Leokraten durch Kraft und Würde aus. Demoſthenes (geb. 384, ſt. 322), Schüler des Platon und des Meg. Eukleides, des Iſaios und Iſokrates, groß durch Blick und Einſicht, größer durch begeiſterte Freiheitsliebe und unbeſtechlichen Eifer für des Volkes Gemeinwohl, beurkundet gründliche Sachkenntniß; die Anordnung des Stoffes iſt kunſtlos, und doch für die beabſichtigte Wirkung auf das Beſonnenſte berechnet, die Ausführung den Bedürfniſſen und Foderungen des Volkes durchaus angemeſſen, daher nicht ſelten ſehr ausführlich, bisweilen hart und den Ton der niedern Umgangsſprache nicht verſchmähend. Aeſchines (geb. 393, ſt. n. 323), der weltmänniſche, aus Streben nach Einfluß und Bedeutſamkeit, ſophiſtiſch tückiſche Nebenbuhler des Demoſthenes, unterlag höfiſchen Verſuchungen, und lehrte nach ſeiner Verbannung die Beredſamkeit auf Rhodos und Samos. Seine 3 geiſtreichen Reden haben helle Anſchaulichkeit, und bei reicher Kraftfülle viel Milde.

Griechiſche Brander unterſcheiden ſich von denen, welche man bisher im Seeweſen brauchte, und beſtehen in alten Schiffen, die mit brennbaren Materialien, Pulver, Schwefel, Pech u. dgl. angefüllt ſind. Das Tauwerk iſt mit Werg überzogen, welches in eine Miſchung von Salpeter, Kampfer, Stein- und Leinöl, Weingeiſt u. ſ. w. getunkt iſt. Vom Zwiſchenverdecke bis zu dieſem Tauwerke ſind auf eine ſolche Art Leiter angebracht, daß ſich das Feuer ſogleich allen Theilen des Takelwerks mittheilen kann. Im Innern des Schiffes ſind Rinnen angebracht, um das Feuer nach allen ſeinen Theilen zu führen, und eine von dieſen Rinnen, welche mit den übrigen in Verbindung ſteht, geht nach einem der Fenſter des Schiffes hin. Außen iſt bei den Fenſtern ein Gerüſt angebracht; auf dieſes ſtellt ſich der Kapitän, um den Brander anzuzünden, und ſein Nachen iſt mit ſeiner Manuſchaft bereit, ihn ſogleich aufzunehmen, ſobald er das Feuer hinein gelegt hat. Der Kapitän, der immer unter den beſten Matroſen ausgewählt wird, be-

bachtet vor Sonnenuntergang das Schiff, das er verbrennen will, und in der Nacht leitet und führt er den Brander auf den Feind los. Wenn der Vordertheil in dem Takelwerke des feindlichen Schiffes fest hängt, und das Feuer zur rechten Zeit hineingethan ist, so schifft sich der Kapitain in seinen Nachen ein, und stößt mit seinen Leuten wieder zu dem Schiffe, das ihn erwartet. Diese Erfindung wird noch immer vervollkommnet. S. Brander.

Griechische Bühne. 1) Das Drama entwickelte sich aus Epos und Lyrik. Die dithyrambischen Chöre an den festlichen Dionysien, verbunden mit Tanz und Mimik, bereiteten die Erfindung vor; dithyrambische Sängerschulen richtete Arion in Korinth ein, und ähnliche mögen in Athen gewesen seyn; diese scheinen, um Silen und sein Satyrengefolge zu versinnlichen, sich mit Bocksfellen bekleidet zu haben; daher oder weil ein Bock der Preis für den Sieger im Wettstreite war, der Name Tragödie. Frühzeitig entstand der Gebrauch, daß der Chorgesang durch einen auf die Feier des Tages sich beziehenden und der wirklichen Welt bald näher tretenden Monolog hervorgehoben wurde. Thespis (594) scheint den epischen Monolog hervorgehoben zu haben; die heitere Scherzhaftigkeit des Inhalts wurde durch die Wahl ernsterer Stoffe verdrängt oder beschränkt, und so wurde aus dem ursprünglichen Satyrendrama ein mythologisches Heldenspiel oder die Tragödie, welcher Phrynichos (509) mehr Ausbildung gab. Aber bald entschied die Sehnsucht des Volks die Rückkehr des Satyrendrama; Pratinas aus Phlius (500) gab ihm seine Kunstgestalt. Es bestand nun neben der Tragödie, und wurde in die Tetralogie aufgenommen. Zu gleicher Zeit mit Thespis hatte Sufurion auf dem Lande das Lustspiel aus phallischen Chören gebildet und zog mit diesen in den Weilern herum; bald fand es willkommnen Eingang in Athen, und erhielt durch den Syrakusaner Epicharmos (486) reifere Kunstgestalt. Dem Mimenspiel, aus welchem späterhin die dukolische Poesie erwuchs, gab Sophron (431) zu Syrakus seine Vollendung. Seit Aristoteles kamen Didaskalien (s. d. Art.), kritische Repertorien der dramatischen Arbeiten auf. 2) Die Tragödie wurde von Aeschylos aus Eleusis (geb. Ol. 63, 3; st. Ol. 31.) zum dichterischen Kunstwerke erhoben. Er wandelte den Monolog in Dialog um, und veredelte das Aeußere der Aufführung; der Stoff der einfachen Handlung ist, mit Ausnahme der vom vaterländischen Hochgefühl eingegebenen Perser, aus der mythisch epischen Zeit entlehnt; die Karaktere sind idealisch, Darstellung und Sprache kühn lyrisch der Chor vorherrschend. Von 75 Tragödien sind 7 erhalten; von den Satyrenspielen kein's. Sein Schüler und Nebenbuhler Sophokles aus Athen (l. 449; geb. Ol. 71, 2; st. Ol. 93, 3) führte den dritten Schauspieler ein, beschränkte den im edelsten Tone der Religiösität gehaltenen Chor, fesselte die Gemüther durch sittliche Rührung in der Darstellung, lebendige Wahrheit der Charaktere und große Würde der Handlung, und gab der Sprache vollendete Einfachheit und ergreifende Lebendigkeit. Von mehr als 100 Trauerspielen haben wir 7; das von C. F. Mathäi bekannt gemachte Bruchstück der Klytämnestra ist erwiesen unecht. Euripides aus Salamis (l. 440; geb. Ol. 75, 1; st. Ol. 93. 3), Schüler des Anaxagoras, Freund des Sokrates, Kenner des menschlichen, besonders weiblichen Herzens, erstrebte unmittelbare sittliche Wirksamkeit, verfiel in breites Rhetorisiren, und hielt den Chor in zu geringer Verbindung mit der Handlung, ist reich an Sittensprüchen. Von 75 Tragödien sind 19 erhalten und mehrere Bruchstücke, darunter der Anfang der Danae. 3) Das Satyre-Drama, in seiner Mischung des Ernstes und Scherzes der Wahrheit des vielgestaltigen Lebens ähnlich, war bei dem Volke sehr beliebt, und wurde von vielen der vorzüglichsten dramatischen Dichter bearbeitet, Erhalten ist allein der Kyklope des Euripides vollständig. 4) Die Komödie hatte in ihrem Ursprunge ein

Recht auf die Gebundenheit, und gestaltete sich bald zum Gegensatze der Tragödie; diese lebte episch-aristokratisch in der Vergangenheit, die Komödie in der republikanisch-lyrischen Gegenwart, bald fortschreitend zu demokratisch-muthwilliger Ausgelassenheit, welche ohne Schonung die öffentliche Meinung über Personen und Ereignisse ausspricht. Die alte Komödie, mit einem Chor, von verschiedener politischer Richtung und Wirksamkeit, endete mit Athens Selbstständigkeit (404); die mittlere behielt zwar den politischen Karakter bei, barg aber die Persönlichkeiten unter erdichteten Namen, mäßigte den Tadel und spöttische Ausfälle, und näherte sich der allgemeineren Karakterzeichnung; aus ihr ging (nach 338) die neuere hervor, welche keinen Chor hatte, erdichteten Stoff aus dem häuslichen Leben darstellte, und durch regelmäßigere Anlegung eines Planes in der Entwickelung der dramatisirten Begebenheit sich auszeichnete. Von den sehr zahlreichen Werken der attischen Komiker sind nur einige eines Dichters, des ausgezeichnetsten, auf die Nachwelt gekommen: Aristophanes (i. 431) glänzt durch überschwenglich reichen Witz, unerschöpfliche Laune, vollendet schönen Ausdruck, wie ein Gestirn der ersten Größe am litterarischen Kunsthimmel des ganzen klassischen Alterthums; daß sein Spott nicht blos Sünder und Schelme trifft, und die ungeheure Lustigkeit auch in schaamlose Possenreißerei übergeht, der Witz bisweilen den sittlichen Anstand verletzt, kann nur durch die Eigenthümlichkeit des Zeitalters und Volkssinnes gerechtfertigt werden. Von 54 Lustspielen haben sich 11 erhalten, lauter Meisterstücke in ihrer Art, Sittengemälde vom höchsten politischen, geschichtlichen und statistischen Interesse; sie gehören alle, bis auf den in gemischter zwiefacher Rezension vorhandenen Plutus (Ol. 92, 4. u. Ol. 97, 4.) zur alten Komödie.

Griechisches Feuer, s. Feuer (Griechisches).

Griechische Geschichte. Der Griechen Historie und Epos sind Erzeugnisse desselben geistigen Bedürfnisses, die Gegenwart durch lebendige Bilder der Vergangenheit zu edlern Bedeutung und kräftiger Regsamkeit zu erheben. Die Cykliker (s. d. A.) vermitteten den Uebergang von diesem zu jener. Das himmlische Zauberspiel des religiösen Widerlebens trat erbleichend von dem behaglichen Genusse mannichfaltig froher und Kraftanstrengung aufregende Wirklichkeit zurück; die Alleinthätigkeit kindlich üppiger Phantasie wurde ermäßigt, indem der berechnende Verstand und die besonnene Betrachtung sich geltend macht; das Bewußtseyn der Gegenwart, ihre Bewegungen, Hoffnungen, Besorgnisse erfüllten das Gemüth; bürgerliche Theilnahme und Wißbegierde wurde geweckt, je wichtiger vielseitige Verbindungen und folgenreiche Herkömmlichkeiten und Rechte erschienen; zur Poesie des Lebens gesellte sich die Prosa. So war Geschichtschreibung bedingt, und fand in dem öffentlichen Gebrauche der Schreibkunst bald eine wichtige Unterstützung. Das Bestreben der Cykliker, ihrer Darstellung eines Sagenkreises Vollständigkeit und Einheit zu geben, auch wohl Zeitordnung dabei zu berücksichtigen, bereitete die Gestaltung der Historie vor; ihre Ausbildung verdankt dieselbe (s. Ol. 60 — 70) hauptsächlich den ionischen Pflanzstädten in Vorderasien, wo zuerst Freiheit und Wohlstand aufblühten, und mannichfache Erfahrungen zum Vergleichen und Nachdenken auffoderten. Die ältern Sagensammler, Logographen, Mythographen, scheinen in Auffassung ihres Stoffes sich oft genau an Epiker und Cykliker angeschlossen zu haben; so Aristeas aus Prokonnesos u. Akusilaos aus Argos, dessen Hauptquelle die hesiodischen Genealogien gewesen seyn sollen; so die Milesier Kadmos u. Dionysios; die spätern wurden unabhängiger von ihnen; aber weit merklicher entfernten sie sich von den Lyrikern und Tragikern. Die Wahrnehmung vieler Abweichungen und Widersprüche in den Mythen und Ueberlieferungen veranlaßte die ersten Forschungsversuche und engere Beschränkung auf örtliche Kreise. Es wurde Sitte, die

Gründung der Städte zu beschreiben, nicht blos nach Sagen, sondern auch mit Benutzung der vorhandenen Denkmäler, Weihgeschenke, Inschriften und Feste; durch Handelsverkehr und politische Verbindungen erweiterte sich der Umfang der historischen Thätigkeit: benachbarte und entfernte Städte und Völkerschaften wurden in das Auge gefaßt, und Erde und Völkerkunde trat mit der Geschichte in Verbindung; der Milesier Dionysios war einer der Ersten, von welchen die allgemeine neuere Geschichte bearbeitet wurde. Vieles beruhte nur auf eigner Anschauung, eingezogener Erkundigung, angestellter Untersuchung und Prüfung; Manches wurde bezweifelt, nicht selten über Einzelnes eine eigenthümliche Meinung geäußert. Die historischen Darstellungen wurden, wie die Gesänge, in Volksversammlungen bei religiösen Festen vorgetragen, und gewannen durch öffentlichen Wetteifer fortschreitend an künstlicher Reife. Nach solchen Vorbereitungen trat Herodotos, der Vater der wahren Geschichte, auf, mit welchem die Reihe der klassischen Historiker Griechenlands beginnt. Die Werke der Logographen vor ihm sind bis auf die, meist von Scholiasten erhaltenen Bruchstücke verloren gegangen. Die wichtigeren sind folgende: Kadmos aus Miletos (521) schrieb die Geschichte seiner Vaterstadt und Joniens. Dionysios aus Miletos (513) stellte die Sagenkreise von Dionysos, Herakles und Theseus dar, und bearbeitete die neuere Geschichte, mit vorzüglicher Rücksicht auf Persien; Diodoros von Sizilien hat seine Vorarbeit benutzt. Hekataios aus Miletos (509), bisweilen kritisch mißtrauisch gegen Sagen, gab in einer Art von geographisch-genealogischer Weltchronik Nachricht von fremden Ländern. Charon von Lampsakes (500) schrieb über Perser, Aethiopier, Hellenen, und gab die erste ausführliche Kunde vom westlichen Europa. Xanthos aus Lydien (509) erzählte die Geschichte seines Vaterlandes. Der Athener Pherekydes aus Leros (509) sammelte die ältern Sagen Athens und anderer griech. Staaten. Der fruchtbare Hellanikos aus Mitylene (450) schrieb über die meisten bekannten Länder, mit Benutzung der Vorarbeiten des Hekataios und Hippys aus Rhegium (513), welcher eine, von Myes in Auszug gebrachte sizilische Geschichte in 12 Büchern verfaßt hatte. Ueber den Dorer Herodotos, den Athener Thukydides und Xenophon, den Lieblingsschüler des Sokrates, s. d. Art. Geschichte (Gesch. d.). Ktesias aus Knidos (400), Arzt am persischen Hofe, schrieb die Geschichte Persiens und Indiens im morgenländischen Geiste, einheimische Quellen und Sagen benutzend, daher oft mit Abendländern in Widerspruch. Die rhetorisirende Manier gewann nun in historischen Darstellungen die Oberhand; einer der Ersten, welche diesen Ton angeben, scheint Philistos aus Syrakus (geb. 431, st. 358) gewesen zu seyn, dessen Geschichte Siziliens in 11 Büchern verloren ist. Theopompos aus Chios (355) setzte in 10 Büchern die Geschichte des Thukydides fort, mit vielen Einschaltungen, und schrieb die Geschichte des Makedoniers Philipp in 58 Büchern. Ephoros aus Kumä (355) verfaßte eine, von Diodor v. Sizilien benutzte, viel umfassende, methodisch geordnete, allgemeine Geschichte in 30 Büchern, von der Rückkehr der Herakleiden bis auf seine Zeit, wovon einige Bruchstücke erhalten sind. Die Geschichtschreiber des großen Alexandros sind uns nur aus spätern Benutzungen und Anführungen, Auszügen und Beurtheilungen bekannt. Unter ihren Werken waren die wichtigsten: die von dem treuen Eumenes aus Karsia und von dem erythrakischen Diokles geführten Tagebücher, aus welchen Plutarchos einige Bruchstücke aufbewahrt hat; Ptolemaios Lagu Denkwürdigkeiten, und Aristobulos aus Kassandrina in Makedonien Geschichte des großen Königs, beide nach Alexandros Tode geschrieben, und von Arrhianos zu Führern gewählt; von späteren Schriftstellern sind der Polyhistor Eratosthenes, wegen seiner Prüfung der ältern, besonders geographischen Nachrichten über Alexandros Züge, der samische Duris (285), wegen

der, von Diodorus und Plutarchos zu Rath gezogenen, reichhaltigen makedonischen Geschichte, und der Alexandriner Timagenes (20), der Geschichtschreiber des Kaisers Augustus, dessen Buch von den Königen Curtius benutzt hat, als die merkwürdigern anzuführen. Einen edleren Ton in der Geschichte gaben Polybios (st. 120), Strabon und Diodoros aus Argyrion in Sizilien (8 n. Chr.), s. Geschichte (Gesch. d.). Die Chronologie erhielt durch Timaios, der die Olympiadenrechnung in die Geschichte einführte, Demetrios Phalereios, Eratosthenes, Philochoros, Polemon, Periegetes, Kastor aus Rhodos, Apollodoros aus Athen u. A. mannichfache Bereicherungen und Berichtigungen. Wichtig für die griechische Zeitrechnung ist die, vielleicht nach der gelehrten Vorarbeit des Demetrios Phalereios verfaßte Parische Chronik auf Marmor (264), das älteste Werk, welches wir im Original besitzen, ein Archontenverzeichniß von Kekrops Zeiten an; sie wurden durch W. Petty 1627 für den Grafen Arundel (s. d. A.) angekauft, und von dessen Erben 1667 der Universität Oxford sehr beschädigt geschenkt.

Griechische Kirche. Sie erkennt wie die katholische, eine doppelte Quelle des Glaubens an, Bibel und Tradition, worunter sie die Lehren versteht, welche die Apostel bloß mündlich vorgetragen, und die griechischen Kirchenväter, besonders Johannes von Damask, und die 7 allgemeinen Kirchenversammlungen bestätigt haben. Eigenthümlich ist ihr die Lehre, daß der heil. Geist nur vom Vater ausgehe, wodurch sie von den Katholiken und Evangelischen, die ein Ausgehen desselben vom Vater und Sohn annehmen, abweicht. Sie zählt, wie die Katholiken, 7 Sakramente: Taufe, Chrisma, Abendmahl mit vorhergehender Ohrenbeichte, Buße, Priesterthum, Ehe und heiliges Oel. Aber bei der Taufe hält sie das dreimalige Eintauchen des ganzen Körpers der Kinder oder der erwachsenen Proselyten für nothwendig, und verbindet das Chrisma (Firmung), als die Vollendung der Taufe, gleich mit derselben; beim Abendmahl nimmt sie zwar die Transsubstantiation und die katholische Ansicht des Meßopfers an, schreibt aber vor, daß das Brod gesäuert, der Wein nach morgenländischer Sitte mit Wasser vermischt, und beide Gestalten Jedermann, auch den Kindern, gereicht werde, indem der Kommunikant das abgebrochene Brot in einem mit dem konsekrirten Wein gefüllten Löffel erhält; bei dem Priesterthum gebietet sie allen Geistlichen, ausgenommen den Klostergeistlichen und der aus ihnen zu wählenden höhern Geistlichkeit bis zum Bischof hinab, die Ehe mit einer Jungfrau, untersagt die mit einer Wittwe und eine zweite Ehe, und läßt daher verwittwete Geistliche ihre Pfarrämter nicht beibehalten, sondern in ein Kloster gehen, wo sie Hieromonachie heißen. Nur selten verstatten die Bischöfe einem Wittwer, sein Pfarramt beizubehalten aber von dem Grundsatz, daß sich für die höhere Geistlichkeit die Ehe überhaupt, und für die niedere wenigstens die zweite Ehe nicht schicke, giebt es keine Ausnahme. Die Ehe der Laien hält die griechische Kirche nicht für unauflöslich, und verstattet Ehescheidungen; aber die verbotenen Grade der Verwandtschaft, besonders der geistlichen zwischen Pathen und Gevattern, beobachtet sie eben so strenge, wie die katholische Kirche und erlaubt auch den Laien die vierte Ehe nicht. Von dieser letztern Kirche unterscheidet sie sich auch darin, daß sie mit dem heil. Oele nicht nur Sterbende, sondern auch Kranke überhaupt, zur Wiederherstellung der Gesundheit, zur Vergebung der Sünden und zur Heiligung der Seele, salben läßt, daß sie das Fegefeuer, die Prädestination, überverdienstliche Werke, Indulgenzen und Ablaß nicht annimmt, den Papst nicht als Oberhaupt der Christenheit anerkennt, keine geschnitzte oder gegossene Heiligenbilder, sondern nur gemalte duldet, u. s. w. Die Fasten der griechischen Kirche sind zahlreich und streng: außer dem Mittwoch und Freitag jeder Woche werden noch 40 Tage

vor Oſtern, einige Wochen nach Pfingſten, ferner vom 1. bis 15. Auguſt und vom 15. Nov. bis zum 21. Dez. gefaſtet. Alle thieriſche Nahrung, Fiſche ausgenommen, iſt während den Faſten gänzlich verboten. Jahrhunderte lang theils unter türkiſchem Joche ſeufzend, theils nur bei rohen Völkern eingeführt, blieb ſie in der Bildung ſehr zurück. Alle Angelegenheiten der griechiſchen Kirche in Rußland werden unter der Auktorität des Kaiſers, welcher ſeit 1702 die Stelle des Patriarchen vertritt, von der heiligen dirigirenden Synode zu Petersburg beſorgt, welche aus Mitgliedern der höhern Geiſtlichkeit und einigen weltlichen Gliedern beſteht. Die ganze Geiſtlichkeit theilt ſich in eine höhere, eine niedere und eine Kloſtergeiſtlichkeit. Zu der höhern gehören die Metropoliten, die Erzbiſchöfe und die Biſchöfe, ſie werden aus der Kloſtergeiſtlichkeit gewählt, und ſind allein der Synode unterworfen. Die Titel Metropolit und Erzbiſchof ertheilt der Kaiſer, welchen Biſchöfen er will. Die niedere Geiſtlichkeit beſteht aus Protojerei (griechiſch ſo viel als Erzprieſter), Jerei und Diakonen. Die Kloſtergeiſtlichen, männliche und weibliche, folgen alle der ſtrengen Regel des heil. Baſilius, welche den Genuß thieriſcher Nahrung unterſagt, und außerdem noch ſtrenge Faſten gebietet. Das reichſte und bedeutendſte Kloſter iſt das auf dem Berge Athos. Die Aebte der Klöſter heißen Igumenen oder Higumenen; die Aebtiſſinnen Igumenjas; Vorſteher mehrerer Klöſter, Archimandriten. In einigen Gegenden zeichnen ſich die Mönche durch fleißigen Anbau ihrer Aecker und gute Sitten aus, dagegen aber ſind ſie meiſtens unreinlich, und auf eine unbegreifliche Weiſe unwiſſend. Die Papas, eben ſo unwiſſend wie ſie, von den gemeinſten Sitten, voll Habſucht und Abergiauben, tragen am meiſten dazu bei, das unglückliche Volk in der tiefſten Unwiſſenheit zu erhalten. Der ganze Gottesdienſt beſteht beinahe nur in gedankenlos verrichteten Gebräuchen, widrig klingenden Geſängen, und er wird in der dem Volke unverſtändlichen ſlavoniſchen Sprache gehalten. Eine hohe Verehrung bezeigen ſie der Jungfrau Maria, deren Bild in allen Kirchen ſich befindet, und welche ſie Panagia (Allerheiligſte) nennen. Die griechiſche Kirche hat beinahe eben ſo viel Feſttage, als die römiſche, das größte iſt das Oſterfeſt, welches mit meiſt höchſt ſinnlicher Fröhlichkeit begangen wird, weil es die langen, 40tägigen Faſten beendigt. Die Faſten pünktlich zu beobachten, das gilt bei dem Volke für den einzigen Beweis der Frömmigkeit; der größte Verbrecher würde ſich ein Gewiſſen daraus machen, das Faſten zu brechen; für jede Sünde iſt für Geid leicht Abſolution zu erhalten. Bei ſolcher beklagenswerthen Unwiſſenheit darf uns der Glaube an Zauberei, Beſchwörung, an die Wirkſamkeit des böſen, neidiſchen Blicks, und an die Kraft unzähliger abergläubiſcher Mittel dagegen nicht wundern. Dabei iſt der Grieche für den Vorzug ſeines Glaubens über alle Begriffe eingenommen, und haßt den Katholiken unendlich mehr, als ſelbſt den Türken; unbedenklich giebt er ſeine Tochter einem reichen Muſelmanne zur Frau, obwohl die Kinder den Glauben des Vaters annehmen müſſen, und würde ſich ſchwerlich entſchließen, ſie einem Katholiken zu geben. Die griechiſche Kirche in der Türkei hat 4 Patriarchen zu Conſtantinopel, Alexandrien, Antiochien und Jeruſalem; doch nur der erſte hat das alte Anſehen der ehemaligen Erzbiſchöfe von Conſtantinopel, führt als ökumeniſcher Patriarch auf der aus den 4 Patriarchen, einigen Metropoliten und Biſchöfen und 12 vornehmen weltlichen Griechen gebildeten heiligen Synode zu Conſtantinopel den Verſitz, übt durch ſie im ganzen türkiſchen Reiche die obere geiſtliche Gerichtsbarkeit über die Griechen aus, und wird auch von den nicht unirten Griechen in Galizien Slavonien und Jonien als das Oberhaupt der griechiſchen Kirche angeſehn. Die übrigen 3 Patriarchen haben, da ſich in ihren Sprengeln faſt Alles zum Muhamedanismus oder zur monophyſitiſch-chriſtlichen Religions-

partei bekennt, einen geringen Wirkungskreis; der zu Alexandrien hat nur 2 Kirchen zu Cairo unter sich. Der Patriarch von Constantinopel hat zwar beträchtliche Einkünfte, muß aber davon beinahe die Hälfte als Tribut an den Großherrn abgeben. Uebrigens dürfen die Griechen in der Türkei keine neuen Kirchen bauen, müssen die Erlaubniß, alte auszubessern, theuer bezahlen, dürfen keine Thürme und Glocken an ihren Kirchen haben, und die türkische Kleidung nicht tragen, müssen meist nur bei Nacht den Gottesdienst halten, auf Morea nur des Nachts Messe lesen, entrichten Wegzölle, von denen die Türken frei sind, und bezahlen vom 15ten Jahre an (mit Ausnahme des weiblichen Geschlechts) eine starke Kopfsteuer, unter dem Titel: Loskaufen vom Kopfabschneiden, an den Großherrn. Von der herrschenden Kirche haben sich 1152 die Roskoliken, d. i. Abtrünnige, getrennt, die sich selbst Starobriadzy, die bei alten Gebräuchen bleiben, und Starowjerzi, d. i. Altgläubige, nennen, weil sie bloß die alte Liturgie und Glaubensbücher annehmen, und die vom Patriarchen Nikon gemachten Verbesserungen verwerfen. Sie genießen jetzt die freie Religionsübung gegen eine kleine Abgabe, die sie außer dem gewöhnlichen Kopfgelde bezahlen. Viele Kosakenstämme und ein großer Theil der Bewohner Sibiriens bekennen sich zu dieser Partei, die 300,000 Seelen in 72 Sekten zählt. Ein Zweig dieser Sekte sind die Philipponen, die in Neuostpreußen einige Gemeinden bilden. Sie weichen darin von der griechischen Kirche ab, daß sie statt der Popen Aelteste haben, von denen sie keine Absolution annehmen, Firmung und Ehe für keine Sakramente, und die Trauung für unnöthig halten, den Eid und die Kriegsdienste verweigern, und die alten Agenden und Kreuzeszeichen unverändert lassen. Am weitesten haben sich vom Glauben der griechischen Kirche entfernt die Duchoporzy, eine auf den Steppen jenseits des Dons angesiedelte Sekte, die die Trinitätslehre verwirft, und nur die Evangelien annimmt, keine Kirchen und Priester hat, und den Eid, wie die Kriegsdienste für unerlaubt hält. Ihnen ähnlich sind die unpopischen Russen im Gouv. Archangel und Catharinoslaw, die weder Christum noch die Heiligen verehren, selbst die Taufe verwerfen, und weder Priester noch Kirche haben. Unirte Griechen sind griechische Christen, welche die römische Kirche unter gewissen Bedingungen mit sich vereinigt (unirt) hat. Sie unterscheiden sich von der griechischen Mutterkirche dadurch, daß sie alle Dogmen der römischen Kirche anerkennen; übrigens haben sie ihre innere Kirchenverfassung, die Namen der geistlichen Würden, die Verstattung der Ehe, der Bärte und Mützen für ihre Priester, die alte Liturgie mit Beibehaltung der griechischen Sprache beim Gottesdienste, die strengeren Fasten und die Austheilung des Abendmahls in beiden Gestalten noch mit der orthodoxen griechischen Kirche gemein, weil die Jesuiten, welche ihre Bekehrung im 17ten und 18ten Jahrh. allmählig bewerkstelligten, nur durch diese Nachgiebigkeit bei ihnen Eingang finden konnten. Solche unirte Griechen sind in Italien, besonders zu Venedig und Rom, im südlichen Neapel und Sizilien, in den östlichen Gränzländern der österr. Monarchie, wie in Siebenbürgen, Ungarn, Croatien, Slavonien, Dalmatien u. s. w., wo Hunderttausende griech. Christen theils durch Eroberungen, theils als Flüchtlinge, welche unter österr. Scepter Schutz vor dem türkischen Despotismus suchten, einheimisch wurden, und im östlichen Polen, zu dessen alten Einwohnern sie gehören. Im Ganzen wird die Anzahl dieser mit der römischen Kirche verbundenen Griechen auf zwei Mill. geschätzt.

Griechische Kunst, s. Baukunst, Bildhauerkunst, Malerei und Musik (Geschichte der).

Griechische Nationalliteratur. Die griechische Literatur umfaßt Poesie (s. Griechische Poesie) in ihrer ganzen Mannichfaltig-

keit und Herrlichkeit; Beredsamkeit (s. Griechische Beredsamkeit), in ihrer höchsten Bedeutung für's öffentliche Leben; Geschichte (s. Griechische Geschichte), in reifer Vollendung; Philosophie (s. Griechische Philosophie), geahnet in ihrem letzten Grunde und aufgefaßt nach allen ihren Beziehungen; Staatswissenschaft, aus vielseitiger Erfahrung zur sinnvollen Theorie gestaltet; Naturbeschreibung und Heilkunde, in kindlich heller Wahrheit und tiefer Einfachheit. Späterhin gewannen Mathematik und Astronomie, Grammatik und Kritik treffliche wissenschaftliche Begründung. Da wir einigen dieser wissenschaftlichen Fächer besondere Artikel gewidmet haben, so wenden wir uns hier zu einer kurzen Aufzeichnuug dessen, was die Griechen auf andern Feldern des menschlichen Wissens mit literärisch besonnener Thätigkeit geleistet haben. Die Länderkunde der Griechen (vergl. Geographie, Geschichte der) behielt lange eine mythische Gestalt, und war von herkömmlichen Ansichten und epischen Ueberlieferungen abhängig. In den philosophischen Schulen des Anaximander und Pythagoras scheint ein Theil der mathematischen Geographie hypothetisch bearbeitet geworden zu seyn. Wenn man bei Hekataos, Charon, Hellanikos und Damastes wohl ausgebreitete, aber nicht hinlänglich bewahrheitete Völkerkunde annehmen darf, so steht Herodot in wohlverdienter und dauerhaft steigender Achtung. Skylax und Eudoxos Arbeiten werden dankbar verehrt. Durch Alexandros Eroberungszüge wurden der Erdkunde ansehnliche Bereicherungen zu Theil. Die Ptolemäer veranstalteten Seereisen nach Taprobana und Indien, von welchen die des Timosthenes vorzüglich reich an Ergebnissen zu seyn scheinen. Von den zahlreichen Reisebeschreibungen aus dem Zeitalter des Alexandros sind alle verloren, bis auf das von Arrhianos aufbewahrte Tagebuch des Nearchos, welcher (334) den indischen Ocean, von der Mündung des Indus an der persischen Küste hin, bis zum Euphrat beschifft hatte. Von den geographischen Arbeiten eines Agatharchides (150), Artemidoros (100), Skymnos (90), Dionysios Periegetes (3?) haben sich, wie von den Chorographien, z. B. Dikaiarchos, dieser Zeit, meist nur Bruchstücke erhalten. Der Alles umfassende und mit gründlichem Tiefblick ordnende Aristoteles brach die, durch frühere astronomische Wahrnehmungen bezeichnete Bahn der wissenschaftlichen Behandlung der, bisher meist von hypothetischer Kosmologie abhängigen Geographie. Nach ihm erfolgte die wissenschaftliche Verbindung zwischen Geographie und Astronomie durch alexandrinische Gelehrte, von welchen sich Folgende um Vervollkommnung der Geographie unmittelbares Verdienst erworben: Eratosthenes (geb. 276, st. 296), Hipparchos (um 161) und Poseidonios. Die mathematischen Kenntnisse wurden durch ionische Philosophen, noch mehr durch Pythagoräer eingeführt, angebaut und verbreitet. Viele Erfahrungssätze, Aufgaben und Methoden sind aus dem Auslande, besonders aus Aegypten, nach Griechenland verpflanzt worden; aber die wissenschaftliche Gestalt der Mathematik, und Alles, was über die ersten Grundlehren derselben hinausgeht, ist den Griechen zu verdanken. Aristoteles gab ihnen wissenschaftliche Gestalt. Um Arithmetik erwarb sich Pythagoras bedeutendes Verdienst; nach ihm Archytas, Philolaos, Eukleides, Eratosthenes und Archimedes. Die Geometrie bereicherte Pythagoras mit dem nach ihm benannten wichtigen Lehrsatze; sie wurde nicht ohne Erfolg von Mehrern, auch von Anaxagoras, bearbeitet; Hippokrates aus Chios (450) stellte die Grundlehren in einem jetzt verlornen Werke dar, und versuchte die Aufgabe von Verdopplung des Würfels zu lösen. Den bedeutendsten Zuwachs erhielt sie von Platon. Nächst ihm waren Archytas und Eudoxos die berühmtesten Geometer. Der bis dahin nur praktisch bearbeiteten Mechanik gab der Tarentiner Archytas (400) zuerst wis-

ſenſchaftliche Form, und ſie wurde von Archimedes trefflich bearbeitet. Die Kriegswiſſenſchaft, für welche Mechanik bald benutzt worden war, bearbeitete Xenophon und der arkadiſche Feldherr Aineias (378), von dem wir eine Abhandlung über Vertheidigung der feſten Plätze, und Bruchſtücke aus der Taktik haben. Die Aſtronomie beſtand lange in überlieferten Beobachtungen und in kosmologiſchen Vermuthungen. Die ioniſchen Philoſophen Thales, Anaximandros, Anaximenes kannten die Urſachen der Aequinoktien, berechneten das Sonnenjahr und Sonnenfinſterniſſe, und beſtimmten die Sterngruppen. Pythagoras und ſeine Schüler nahmen die ſphäriſche Ausdehnung der Erdoberfläche wahr. Kleoſtratos aus Tenedos (550) ſchlug, um die Bewegung der Sonne und des Mondes auszugleichen, eine ungenügende achtjährige Periode für die Jahresrechnung vor, welche durch Euklemon's und Meton's neunjährigen Kreis oder die goldene Zahl (den 16. Juli 433) verbeſſert, und durch Kallipos (330) Zuſammenſtellung vier metoniſcher Kreiſe noch mehr vervollkommnet wurde. Viel geſchah von Anaxagoras, Platon und ihren Schülern für die Aſtronomie; der knidiſche Eudoxos legte Sternwarten zu Knidos und bei Heliopolis an; ſeine Beobachtungen lagen bei Aratos Gedicht zu Grunde. Pytheas aus Marſeille (382) trug viele aſtronomiſche Sätze auf Erdkunde über. Unter den aſtronomiſchen Schriftſtellern ſind die bemerkenswertheren: Ariſtarchos aus Samos (264) lehrte die Bewegung der Erde um die unbewegliche Sonne, berechnete die Entfernung der Sonne von der Erde durch die Dichotomie des Mondes, und erörterte die feinſten Grundlehren der Aſtronomie; Eratoſthenes; Hipparchos (ſt. 125) berechnete die Länge des Sonnesjahres nach den in ihrem Vorrücken ſchärfer beobachteten Nachtgleichen, und dem monatlichen Mondslauf, fand die Excentricität der Sonne von $^1/_{24}$ des Halbmeſſers ihrer Bahn und den Ort ihrer Erdferne in 240 der Zwillinge, ſtellte die erſten Sonn- und Mondtafeln auf, und beſtimmte nach einer eigenen Methode, Diagramma, Hipparchi, die Entfernung der Himmelskörper von einander, und die Größe des Weltgebäudes. S. d. Art. Aſtronomie. Die Phyſik behielt in den philoſophiſchen Syſtemen, denen ſie als Hauptbeſtandtheil einverleibt war, ihre hypothetiſche Geſtalt; der ſcharfſinnige Ariſtoteles bereicherte ſie mit mehreren wiſſenſchaftlichen Anſichten. Die Naturbeſchreibung wurde von Ariſtoteles und Theophraſtos zur Wiſſenſchaft erhoben. Jenem verdankt die Zoologie ebenſoviel, als dieſem die Botanik und Mineralogie. Die mediciniſche Theorie wurde dialektiſch, in Alexandria ſophiſtiſch behandelt; die fleißigere Beobachtung der Natur führte zum Materialismus, und gab zur Vernachläſſigung der pſychiſchen Heilkunde Veranlaſſung. Durch Ariſtoteles, der zuerſt auch Thierkrankheiten beobachtete, gewann die Anatomie, durch Theophraſtos die Pſychologie, Auf dieſe und auf Pathologie hatte das ſtoiſche Syſtem nicht unbedeutenden Einfluß. Die Philologie, wahre Polymathie oder Polyhiſtorie, entſtand aus dem Bewußtſeyn einer vergangenen Vollendung und jetzt unerreichbaren Herrlichkeit der Nationalliteratur, und aus dem Beſtreben, für die Meiſterſtücke der Vorfahren allgemeine Achtung zu erregen und zu erhalten, ſowie auch die Gründe der Bewunderung dieſer klaſſiſchen Werke zu erklären und geltend zu machen. Sie iſt ein Inbegriff geſchichtlich-alterthümlicher, grammatiſcher, kritiſcher und äſthetiſcher Unterſuchungen. So kamen die Byzantiner Ariſtophanes und Ariſtarchos in Beſtimmung eines Kanons der Klaſſiker, nach einzelnen Fächern, in welchen ſie als Muſter galten, überein, und nahmen etwa 60 in denſelben auf; ſo wurden von Mehreren Didaskalien, dramaturgiſche Sammlungen, entworfen. Viele beſchäftigten ſich mit kritiſcher Durchſicht und Textesberichtigung der vorhandenen Abſchriften, Andere mit Erklärungen und Anmerkun-

gen oder Wortbüchern, Andere mit einzelnen Untersuchungen Viele mit Ausmittelung, Prüfung und Zusammenstellung der Sprachgesetze. Aristoteles hatte in vieler Hinsicht vorgearbeitet und die Wege bezeichnet, welche nachher verfolgt wurden. Die philologische Thätigkeit von Philotas, Lykophron, Kallimachos, Aratos, Kleanthes, Eratosthenes, Apollonios der Rhodier, Rhianos u. A. kennen wir nur aus Erwähnung. Als Philologen, deren Verdienst um Erhaltung und Erklärung der großen Klassiker nicht verkannt werden kann, verdienen Erwähnung: Zenodotos aus Ephesos (278); sein Schüler Aristophanes aus Byzanz (250); Aristarchos aus Samothrake (150); Dionysios der Thraker (60); Didymos aus Alexandria (30) u. A. Mit Sorgfalt und Vorliebe wurde auch die Mythologie von Vielen bearbeitet. Viele Werke darüber, darunter die des gelehrten Kallimachos, sind verloren. Erhalten hat sich jedoch Manches vom Athener Palaiphatos (320?), dem pontischen Herakleides, dem Athener Apollodoros (145) u. A.

Griechische Philosophie. Die ersten Keime der griechischen Philosophie hatten einen mytisch religiösen Karakter, und waren Hauptbestandtheile der priesterlichen Geistesbildung; sie gingen auf die epischen Barden über, und finden sich am Vollständigsten und volksthümlich gestaltet in den homerischen und hesiodischen Gedichten. Die Ergebnisse des angeregten Nachdenkens über Göttliches und Menschliches, über gesellschaftliche Pflichten und Rechte wurden durch Gesetzgeber, Lykurgos in Sparta, den lokrischen Zaleukos und den katanischen Charondas in Großgriechenland, und Solon in Athen, in das Leben eingeführt, und durch Weise, von denen sieben vorzugsweise diesen Namen führen, in kurzen gehaltvollen Sprüchen, oder von Dichtern in Gnomen, ausgedrückt und zur öffentlichen Ansicht erhoben. So war der Weg zur philosophischen Forschung gebahnt, welche bei einem, zur geistigen Entwickelung vorzüglich geeigneten Volke rasche Fortschritte machen mußte, und als Grundlage aller philosophischen Bestrebungen der folgenden Zeiten anerkannt wird. Sie ging im Freien von äußerer Naturbetrachtung aus, und wurde bald durch den dorischen Pythagoros auf geistige Anschauung gerichtet; die Eleaten hoben den Gegensatz zwischen Vernunft und Erfahrung hervor, welchen die Atomisten auszugleichen suchten. Die Form blieb, auch lange nach Einführung der Prosa, dichterisch; die Mittheilung geschah mündlich; seit Thales (515) wurden philosophische Schriften abgefaßt. Die ionische Philosophie war eigentliche Betrachtung des Lebens in der Natur, und stellte dynamische Ansichten auf, in welchen tiefe Ahnung des Wesens der Natur liegt. Anaxagoras versuchte sie mit der mechanischen zu vereinigen, welches mißlingen mußte. Urheber der ionischen Naturphilosophie war der Milesier Thales (600). Er nahm Wasser als Ursubstanz und eine selbstthätige Kraft oder Seele an. Ihm folgten Pherekydes aus Syros (550), einer der ältesten Prosaisten; dessen Zeitgenosse, Anaximandros, der schon ein Unbegränztes, Unvergängliches behauptet haben soll, und dessen Schüler Anaximenes (520), der die Luft als Urelement geltend machen wollte. Einige Menschenalter später entstand die italische Schule in Kroton; ihr Stifter war Pythagoras aus Samos (550), eine vielseitig gedeutete und mißverstandene räthselhaft wundersame Erscheinung, von unbestreitbar gewaltiger Wirksamkeit für die Menschheit, welche dieser Mann über das Sinnliche zum Göttlich-Sittlichen zu erheben suchte. Von seinen ältesten Anhängern sind nur meist verdächtige Ueberbleibsel vorhanden. Einen eigenthümlichen Weg verfolgte die eleatische Schule, welche das erste folgerichtige System aufstellte, trügerischer Erfahrung den Verstandesbegriff entgegen setzte, und die vollkommenste Einheit des Universums behauptete. Ihr Stifter war Xenophanes aus Kolophon (500), welcher in Elea lehrte; er fand die Vorstellung vom Werden unbegreiflich, und behauptete das ewige

Seyn des Wirklichen und Denkkraft als das einzige Wirkliche, und begründete Pantheismus und Idealphilosophie. Parmenides aus Elea (446) führte die Ansicht des Xenophanes dogmatisch durch. Sein Schüler Zenon aus Elea (444) vertheidigte dieses System mit strenger Beharrlichkeit. Noch schärfer wurde dasselbe von Melissos aus Samos (444) ausgesprochen. Die der eleaschen entgegengesetzte neuere eleatische oder atomistische, oder mechanische Schule lehrte Materialismus, erwarb sich aber um Naturkunde nicht geringes Verdienst. Leukippos aus Abdera oder Elea (500) legte den Grund zur Naturwissenschaft, indem er die Natur aus sich selbst zu erklären unternahm. Sein scharfsinniger Schüler Demokritos aus Abdera (450, st. 404) suchte die Wahrheitskritereien der Erkenntniß zu berichtigen, begründete die Klugheitslehre, und bereicherte die Naturlehre mit den Gesetzen von Schwere und Undurchdringlichkeit der Körper und mit genaueren Bestimmungen über die Bewegung. Seine Schüler und Anhänger von ihm waren Metrodoros aus Chios, Nausiphanes, Epikurs Lehrer, die Abderiten Protagoras der Sophist, Anaxarchos u. A. Herakleitos aus Ephesos (500), der Dunkle, ging in der Kosmologie von ionischer Naturphilosophie aus, und hielt Feuer für die Urkraft der Natur. Ein Geistesverwandter von ihm ist Empedokles aus Agrigent (450). Anaxagoras aus Klazomenä (geb. 500, st. 425), Schüler des Hermotimos, begründete den philosophischen Theismus und Spiritualismus. Ihm folgten in der Grundansicht der kretische Diogenes v. Apollonia und der Milesier Archelaos. Im Zeitalter des Perikles (444) wurde Athen die Heimath der im jonischen Asien gereiften Philosophie und der in Sizilien und Großgriechenland ausgebildeten, jetzt in einander verschmelzenden Dialektik und Sophistik. Den aus Platon's und Aristoteles Schriften bekannten Sophisten galt die Wahrheit als etwas ausschließlich Subjektives, war aber bei aller ihrer Hinneigung zur Skepsis ein entschiedener Dogmatismus eigenthümlich. Sie blendeten in Prunkreden durch Vielwisserei, anmaßend absprechende Untrüglichkeit, eröffneten Schulen, welche ihrem Ehrgeize und ihrer Gewinnsucht reichliche Nahrung gewährten, und führten, bei leidenschaftlicher Aufregung der Gemüther, und bei der mit dem Luxus überhand nehmenden Verschlechterung der Sitten, Zweifelsucht und rabulistisch zudringliche Rechthaderei, aber auch das allgemeinere Bestreben, über die vorliegenden Aufgaben nachzudenken, und die Kunst, schön zu sprechen, in das Leben ein. Allerdings war ein sittlich-wissenschaftlicher Sinn ihnen in der Regel fremd, und das Höhere und Heilige, welches die edlere philosophische Bestrebung nie aus dem Auge verliert, ging in äußerlichem Geräusch und in gemein weltlicher Absichtlichkeit unter. Aber doch ist das Verdienst dieser, gewöhnlich ihres Dünkels, und der in dem Herzen der Jugend angerichteten Verwüstungen wegen, verrufenen Männer nicht gering zu achten; sie weckten die allgemeinere Theilnahme an philosophischen Bestrebungen, hoben die Beziehungen derselben auf das, was dem Menschen das Nähere ist, glücklich hervor, und veranlaßten folgenreiche Forschungen über Gesetze des Denkens, über sittliche und politische Grundsätze, über Sprache, Redekunst und Poesie. Einige der berühmteren Sophisten sind: Gorgias, Protagoras der Abderite, Schüler des Herakleitos, Hippias von Elis, Prodikos aus Keos (420), Polos aus Agrigent, Thrasymachos aus Chalkedon, Diagoras aus Melos, Kritias aus Athen. Die verführerischen Täuschungen und Gaukeleien der Sophisten bekämpfte der Athener Sokrates (geb. 463, st. 400), ein ethisch frommer Theist, die Menschheit mit uneigennütziger Liebe umfassend, und ihre höhere Bestimmung ahnend. Unter seinen Schülern scheint Xenophon die sokratischen Grundsätze am reinsten aufgefaßt und dargestellt zu haben. Als treue Anhänger werden noch genannt: Aeschines, Sohn des Lysias, Simon, Kriton u. A. Da die sokratische Philosophie weder

einen obersten Grundsatz an ihrer Spitze, noch wissenschaftlich bestimmte Gränzen hatte, so trennten sich ihre Anhänger frühzeitig in mehrere Sekten, von denen jedoch die meisten eine ethische Richtung und die Lehre vom höchsten Gute fest hielten. Die von dem Athener Antisthenes (404) gestiftete, von dem seltsamen Diogenes aus Sinope (geb. 414, † 324) in ihren Grundsätzen mit folgerichtiger Strenge auf das Leben angewendete, und durch Krates und Hipparchia praktisch geltend gemachte kynische Schule, die Mutter der stoischen, erstrebte Unabhängigkeit von der Natur und Bedürfnißlosigkeit. Die kyrenäische oder hedonische Schule, des Epikurismus Vorgängerin, wollte alle Bedürfnisse befriedigt wissen, leitete Wohlseyn und Wahrheit vom inneren Sinne ab, u. sokratisirte sophistisch über Lebensgenüsse. Ihr Urheber war Aristippos aus Kyrene (404); von dessen Enkel Aristippos Metrodidaktos wurden ihre Grundsätze vollständiger entwickelt, von Annikeris gemildert, von Hegesias, Theodoros und Euhemeros verschiedentlich verändert. Die von Euklides aus Megara (400) gestiftete, und von seinen Schülern, dem Milesier Eubulides und Stilpo aus Megara (340), vervollkommnete megarische Schule nahm vieles aus der eleatischen auf, und legte der Dialektik einen vorzüglichen Werth bei. Die von Phaedon aus Elis und Menedemos aus Eretria begründete elische Schule scheint in der Spekulation einen eigenthümlichen Weg verfolgt zu haben. Pyrrhon aus Elis (340) und noch schärfer der Phliesier Timon gingen vom sokratischen Mißtrauen gegen das menschliche theoretische Wissen zum Skeptizismus über. Aus der akademischen Schule, welche die praktischen Elementargrundsätze des Sokrates beibehielt, ging ein hochwichtiges wissenschaftliches System der Philosophie hervor. Ihr Haupt und Meister war Platon. Den sittlich praktischen Gesichtspunkt unwandelbar festhaltend, erstrebte er in der Philosophie, als Wissenschaft des Allgemeinen und Nothwendigen, das höchste Ziel der Menschheit, das Ideal der Vernunft, deren letzter Zweck nur Sittlichkeit seyn kann. Platons Anhänger waren Jahrh. hindurch sehr zahlreich, und bildeten mehrere, besonders in Beziehung auf die Gewißheit der menschlichen Erkenntniß sich von einander unterscheidende Schulen. Die ältere Akademie, in welcher Speusippos, eine engere Verbindung des Platonismus mit dem Pythagoräismus beabsichtigend, Xenokrates aus Chalkedon, die Athener Polemon und Krates und Krantor aus Soli lehrten, blieb den Grundsätzen und Ansichten des Meisters im Wesentlichen treu, und war eine geachtete Bildungsanstalt für denkende Köpfe und gute Bürger. Die mittlere und neuere Akademie, in der sich Arkesilaos aus Pitane (300), Lakydes (250) und Karneades (155), Beide aus Kyrene, auszeichneten, die vierte, von Philon aus Larissa (86), und die fünfte, von dessen Zeitgenossen Antiochos aus Askalon gegründet, näherten sich immer merklicher der von den Letztern ermäßigten Skepsis. Die Neu-Platoniker (s. 222 n. Chr.) glaubten an die wundersame Offenbarung des inneren Lichtes. Die Philosophie wurde in mehreren Schulen mit fruchtbarem Erfolge bearbeitet; alle Denker gingen von Beobachtung der menschlichen Natur aus, um sich zu höheren Grundsätzen zu erheben; bei vielen Eigenthümlichkeiten und bei wesentlichen Abweichungen von den Ansichten ihrer Vorgänger, schließen sie sich durch ethische Richtung und praktischen Geist an Sokrates an; Alle glauben an die Autonomie der Vernunft u. an die Idee vom höchsten Gute; trennen sich aber sowohl in der praktischen Auffassung des Letztern, als in der näheren Bestimmung der Vernunftgesetze. Aristoteles, dessen Intellektualsystem auf rationalem Empirismus ruhete, Epikuros, der den Grundsätzen des Aristippos und Demokritos folgte, und die Stoiker, welche Kynismus mit Dialektik vereinten, waren Dogmatiker; die neueren Akademiker und die Schüler des Pyrrhon bekannten sich zum Skeptizismus. Mit dem

Reichthum, mit der folgerichtigen Anordnung und streng wissenschaftlichen Bearbeitung des philosophischen Stoffes vermehrten sich Systemeneifer und Schulgeist, welche oft die Denkfreiheit beschränkten, und steife Anhänglichkeit am Buchstaben zu Folge haben. Immer anschaulicher tritt jetzt der Zusammenhang hervor, in welchem die philosophischen Bestrebungen der neuern Zeit mit denen der Griechen stehen. Vergl. die einzelnen biographischen Art.

Griechische Poesie. Die Poesie der griechischen Vorzeit war religiösen Ursprungs und Inhalts, und scheint durch Priester aus Lykien nach Thrakien gebracht, und dann nach Thessalien und Böotien verpflanzt worden zu seyn. Sie bestand in Götterspruchen der Seher und Sibyllen, in gottesdienstlichen Gebeten und feierlichen Gesängen, in Ausdrücken begeisterter Frömmigkeit, verbunden mit Musik und Tanz, in Sittensprüchen und in sinnbildlichen Betrachtungen über Natur und Welt, auch in Verherrlichung der Lieblinge der Gottheit, oder in Kosmogonien, Theogonien und Heregonien. Vielleicht waren bei Mysterien und unter den religiösen Brüderschaften eigenthümliche Feierlieder im Gebrauche, welche nach dem Stifter oder Vorsteher derselben benannt wurden, und es kamen so die mythischen Namen Eumolpos, Thamyris, Philammon, Melampos, Olenos, Linos u. A. auf die Nachwelt. Als Hauptmuster waren vorzüglich berühmt der mythische Orpheus (1250) und sein Zögling Musaios. Die unter Beider Namen auf uns gekommene Dichterwerke sind aus späterer Zeit. Dem Orpheus werden beigelegt: Hymnen im alterthümlichen Tempelstyl, reich an mythischen Ueberlieferungen und Andeutungen, nach Einigen von Onomakritos (555), wahrscheinlicher von Mehreren im Alexandrinischen Zeitalter (s. d. Art.) verfaßt; Argonautika, von einem Alexandriner des 4ten christl. Jahrh.; Lithika, von den geheimen Kräften der Steine, nicht vor dem 4ten christl. Jahrh. verfertigt. Unter zahlreichen Bruchstücken ist das über Erdbeben das bedeutendste. Unter Musaios Namen sollen von Onomakritos Orakel in Umlauf gebracht worden seyn. Der gleichnamige Verfasser des freundlichen, schmuckreichen erotischen Epos Hero und Leander lebte spät (500? n. Chr.). Zuerst im ionischen Vorderasien trat die Poesie aus den Gränzen des religiösen Lebens in das weltliche über. Das Epos mit dem ihm nun eigenthümlich gewordenen heroischen Vers verherrlichte die Helden der Vorzeit; das von den Aiolern ausgegangene didaktische Epos nahm den Ton der Reflexion an. Bald wurden auch Betrachtungen über äußere Lebensverhältnisse angestellt, und im verkleinerten heroischen Sylbenmaaß, dem elegischen, ausgedrückt. Aus der Spruchpoesie entwickelte sich die tadelnde Hervorhebung menschlicher Gebrechen und Lächerlichkeiten; es entstand der Jambus. Das Epische und Jambische flossen in der Lyrik zusammen; die höhere Lyrik mit dreigliedrigem Strophenbau gehört den Dorern; die leidenschaftliche Lyrik des verzehrend heißen Gefühles den Aiolern; die tändelnd leichte den Joniern. Das Drama vereinte Epos, Jambus und Lyrik in sich mit dialogischer Wechselwirkung, und diese Einheit gelangte in Athen zu reifer Vollendung. Daneben bildete sich die Kunstgestalt der Dithyramben, Sillen und Epigramme aus. Durch Barden, welche im Heldenzeitalter großes Ansehen genossen, und zünftige Vereine und Schulen gebildet zu haben scheinen, wurde Poesie aus dem heiligen Tempelkreise in das weltliche Leben eingeführt, und zur religiös-mythischen Feier großer Menschenthaten und zur Darstellung des Göttlichen in seiner nähern Beziehung auf das Irdische gestaltet. Obgleich die Lyrik älter ist, so mußte doch aus demselben Grunde, welcher das höhere Alterthum der monarchischen Regierung erklärt, das Epos zuerst ausgebildet werden. Im ionischen Vorderasien verherrlichten Barden die Unternehmung der griechischen Helden gegen Troja nicht lange nach dieser, die allgemeinste Volkstheil-

nahme erregenden Begebenheit. Was mehrere, Einer Schule angehörige, von Einer Idee begeisterte, mit gleicher Vorbildung ausgestattete Sänger über diesen Gegenstand mitgetheilt, und theils durch Vollständigkeit der einzelnen, sich wechselweise ergänzenden Bestandtheile, theils durch innere Trefflichkeit der Darstellung zum geistigen Gemeingute des für Nationallehre empfänglichen Volkes erhoben hatten, bildete eine Reihe epischer Gesänge, welche eine sie verbindende Zusammenstellung zuließ, und nach dem geachtetsten Barden, Homeros, der die Idee angegeben, und dadurch die Ausführung geleitet hatte, benannt wurde. Diese epische Sammlung hat sich in einer, vom religiösen Volksgefühl beschützten Ueberlieferung erhalten; nicht ohne jüngere Zuthat in der Form, aber in unverletzter Echtheit des mythologisch-heroischen Stoffes; sie ist der Inbegriff des mythologischen Geistes der Griechen, das Muster der vollendeten epischen Sprache; für die hohe Alterthümlichkeit des Inhalts giebt schon hinreichendes Zeugniß, daß des Republikanismus nirgends Erwähnung geschieht. Ueber Homeros Leben herrscht räthselhafte Dunkelheit; sein Zeitalter ist ungewiß (907 ? v. Chr. oder 277 J. n. Troja's Erob.); die späteren Sagen und Deutungen gewähren geringeren Aufschluß, als in den seinen Namen tragenden Werken gefunden wird. Wir besitzen zwei echt homerische Epopöen; die Ilias in 24 Rhapsodien besingt die Genugthuung, welche Zeus seinem von Agamemnon beleidigten Sohn Achilleus vor Troja verschaffte; die Odyssee in 20 Rh. stellt die Abenteuer des Odysseus dar. Jahrhunderte lang erhielten und verbreiteten sich diese homerische Gedichte durch mündliche Barden- oder Rhapsoden-Ueberlieferung, und lebten in den Herzen des Volkes. Kunde von ihnen und vermuthlich Bruchstücke soll Lykurgos durch eine Homeriden-Familie des Kreophilos auf Kreta erhalten (890?) nach Griechenland gebracht haben; dem attischen Gesetzgeber Solon und den Pisistratiden (590—512) wird das Verdienst zugeschrieben, beide Epopöen in Griechenland bekannt gemacht zu haben; jener, oder Hipparchos, soll die Einrichtung getroffen haben, daß sie in den Panathenen von mehrern einander ablösenden Rhapsoden vorgetragen wurden. Die schriftliche Aufzeichnung erfolgte später. In Sokrates Zeitalter wurden sie bei dem Jugendunterrichte gebraucht. Nicht lange nachher beschäftigten sich Mehrere mit kritischer Anordnung des Textes; die ältesten 6 Rezensionen waren nach Städten benannt; eine 7te soll Antimachos der Kolophonier, und eine 8te, die mit unserer heutigen übereinstimmend gewesen zu seyn scheint, der Stagerit Aristoteles veranstaltet haben; an diese Vorarbeiten schlossen sich Rezensionen der alexandrinischen Kritiker Zenodotos, Aristophanes von Byzanz, Kratos und Aristarchos an; die des Letztern, dem auch die Eintheilung jedes Epos in 24 Rhapsodien zugeschrieben wird, haben wir am Vollständigsten. Die 30 homerischen Hymnen sind zum Theil sehr alt, viele als Prooimien zu betrachten; die Epigramme kündigen bald ihren jüngeren Ursprung an; die Batrachomyomachie (vergleiche den Art.) soll Sigtes aus Halikarnaß (540) verfaßt haben. Dem Vorgange der Homeriden folgten (777 fll.) mehrere Dichter in der Wahl eines bestimmten epischen Kreises, dessen Stoff bald aus den ältesten Zeiten, bald aus den spätern bis zur Rückkehr des Odysseus entlehnt wurde; so entstanden epische Darstellungen des Titanenkampfes, der Argonautenfahrt, der Dionysia, des Herakles, Theseus, der Thebanischen Unruhen u. s. w. Diese Cyklische Dichter (s. d. Art.) sind meist nur dem Namen nach bekannt, und ihre Werke einigermaßen aus den Nachahmungen und Umbildungen im 5 christl. Jahrh. Sie bereiteten den Uebergang zur Historie vor, und verlieren sich (nach 550), als diese reifer ausgebildet wurde. Noch gab es mehrere im Alterthume berühmte epische Dichter, von denen wir kaum etwas weiter als die Namen wissen. Bruchstücke

sind enthalten aus: Epimenides aus Kreta (Ol. 46) epischen Gesängen; Panyasis (Ol. 79) Herakleia, und die meisten aus Antimachos aus Kolophon (Ol. 94) Thebaide und Elegien. Zu dem epischen Kanon der alexandrinischen Kritiker Aristophanes und Aristarchos gehörten Homeros, Hesiodos, Peisandros, Panyasis und Antimachos. Eine ähnliche Bewandtniß scheint für das, mit dem Namen des Hesiodos aus Kumä in Aiolien, von wo er nach Askra in Bootien gewandeet seyn soll, wahrscheinlich fast eines Zeitgenossen des Homeros, bezeichnete aiolische Epos angenommen werden zu dürfen; theils war es der Tempelpoesie näher verwandt, theils umfaßte es die Beschäftigungen des häuslichen Stillebens, und blieb in nationaler Feierlichkeit und Kraft weit hinter den homerischen zurück. Die Zusammenfügung einzelner Bestandtheile von verschiedenen Urhebern ist bei ihm sichtbarer. Aus dieser hesiodischen Bardenschule sind auf uns gekommen: Sittliche Lebens- und Haushaltungsvorschriften, ἔργα καὶ ἡμέραι, offenbar mehrere sehr alte epische und gnomische Bruchstücke zu einem Ganzen vereinigt; Theogonie, eine Zusammenstellung merkwürdiger Bruchstücke über Götter, Welt und Heroen, aus sehr verschiedenen Zeitalter; Bruchstücke aus epischen Sagen von berühmten Männern und Weibern des Heldenzeitalters; darunter am bedeutendsten das Schild des Herakles. In den Zeiten der werdenden Freiheit sprach sich das bewegte Gefühl des Einzelnen in kräftiger Eigenthümlichkeit aus; der Pentameter trat zum Hexameter hinzu; mit dem Distichon (s. d. Art.), der ersten einfachen lyrischen Strophe, entstand die ionische Elegie (s. d. Art.), den Uebergang zur Lyrik vermittelnd; sie hielt sich an äußerlich gegebene Verhältnisse, des Gemeinwesens Wohl und Gefahren, oder den Genuß des Lebens, oder die Belehrung sittlicher Weisheit erfassend; daher ist sie bald kriegerisch und politisch, bald erotisch, bald didaktisch; erst später durch den Athener Simonides: Sohn des Leoprepides, trauernd und tröstend; und an sie schließt sich unmittelbar das Epigramm (s. d. Art.), welches von dieser Zeit an fruchtbarer und glücklicher, als alle andere Dichtarten, angebaut worden ist. Des vorherrschenden sententiösen Karakters wegen werden die elegischen Dichter Gnomiker (s. Gnomen) benannt. Kallinos aus Ephesos (715?) scheint die patriotisch kriegerische Elegie eingeführt zu haben; Tyrtaios, der milesische Athener (647), sang herrliche Kriegslieder, durch Verein tief ergreifender Macht und lieblichen Wohllauts wundersam wirkend, von denen 5, nebst mehreren Bruchstücken, übrig sind. Der Kolophonier Mimnermos (600), welcher vielleicht der Dichtart den Namen gab, zeichnet sich durch schmeichlerische Milde und üppige Weichlichkeit aus. Von dem Gesetzgeber Solon (594) haben sich viele Bruchstücke, vaterländischen Geist, Kriegslust, Streben nach sittlicher Veredlung ausdrückend, zum Theil auch in Jamben erhalten. Unter Theognis aus Megara (550) Namen ist eine elegisch-gnomische Blumenlese von mehrern Verfassern aus verschiedenen Zeitaltern auf uns gekommen. Von dem Milesier Phokylides (550) sind wenige Bruchstücke erhalten; das ihm beigelegte Lehrgedicht ist eine späte christliche Kompilation. Die dem Pythagoras (550) zugeschriebenen goldenen Sprüche, im ionischen Dialekte, sind von einem jüngeren Pythagoräer verfaßt. Der Alexandriner Hierokles (450 n. Chr.) schrieb einen Kommentar darüber. Simonides aus Keos († 694), Freund des Hipparchos, berühmt durch seine Gedächtnißkunst, stimmte den elegischen Trauerton an, pries gefallene Helden, tröstete in Widerwärtigkeiten, und sang auch patriotische Feierlieder. Von vielen Andern sind nur kleine Bruchstücke vorhanden; über die sieben Weisen und philosophischen Lehrdichter, s. Griechische Philosophie. Ebenfalls Frucht der bürgerlichen Freiheit war die öffentliche Rüge

menschlicher Gebrechen und Thorheiten oder Lächerlichkeiten und Schlechtigkeiten. Dazu diente der Jambus, ein uralter, aus dem wirklichen Leben hervorgegangener, Rhythmus, zu dem die ganze Sprache sich hinneigt, und welche in einer festen Regel die Annäherung zum Strophischen begünstigte. Der in den alexandrinischen Kanon aufgenommenen züchtigenden Jambendichter waren drei: Archilochos aus Paros (715), Sohn des Telesikles, bei vielen Widersprüchen in den ihn betreffenden Ueberlieferungen, hochberühmt im Alterthum, und dem Homeros zur Seite gestellt, gab dem Trochäus, katalektischen Tetrameter seine Vollendung, dem Nachgedicht Kunstgestalt, und wurde Muster der ionischen Lyrik in Hymnen und Skolien. Simonides aus Amorgos (666) schilderte launig spottend den Ursprung und die Eigenschaften der Weiber. Hipponax aus Ephesos (500), bitter schmähsüchtig, Erfinder des Choliambus. Gleichzeitig bildete sich öffentliche und gesellschaftliche Verhältnisse die Lyrik aus, nahe verwandt der uralten religiösen Poesie. In Beziehung auf öffentliches Leben bestand sie in Hymnen, Päanen, Prooimien, Epinikien und Epänen; für das Privatleben waren Liebe und Wein, gesellschaftliche Freuden und Genüsse ihr Gegenstand, und da gab es Erotika, Sädika, Parthenika, Epithalamien. Die Skolien verhalten sich zur Lyrik, wie das Epigramm zum Epos; die Tafelgesänge, singbar nach bekannten Weisen, hatten meist nur eine einzige Strophe; Terpandros aus Antissa (650) soll sie eingeführt haben; wahrscheinlich wurden sie bisweilen aus dem Stegreife gedichtet. Der Dithyrambus, ein großes rhythmisches System, wurde von einem Kreise zugleich gesungen. Als Urheber desselben wird der aolische Arion aus Methymna (624) genannt; berühmte Dithyrambendichter waren Lasos aus Hermione (500) und Jon aus Chios (490); die berühmtesten Pindaros und Bakchylides. Die griechischen Lyriker theilten sich in zwei, wesentlich verschiedene, Kreise, die ionischen und aiolisch-dorischen. Die ionische Lyrik ist tändelnd leicht und hat rhythmische Einfachheit. Ihr Haupt und Muster ist Anakreon aus Teos (l. 500), mit naiver Laune und süßer Würde frohsinnigen Lebensgenuß und das sinnlich Schöne feiernd, im Wandel nüchtern weise, im Gesange begeistert trunken. Seine Elegien, Jamben, Trinklieder sind verloren; allein übrig sind echte Epigramme in Brunks Analec. I. p. 16. Die auf uns gekommene anakreontischen Gedichte haben kaum eine Spur des Jonismus, enthalten auch Nichts, was mit den von Strabon, Athenaios, Grammatikern und Scholiasten angeführten Bruchstücken oder horazischen Nachahmungen übereinstimmte; sie sind in seinem Geiste, nach seinem Muster gedichtet, theils ältern, theils jüngern Ursprungs, viele von ausgezeichneter Anmuth und zauberhafter Kindlichkeit. Die aiolisch-dorische Lyrik geht von glühend heftiger Leidenschaftlichkeit des Gefühles aus, und findet in der sinnvollen Tiefe des ernsten dorischen Gemüths, und in dessen begeisterter Erhebung zum idealisch Großen ihre Vollendung mit vielfach wechselnden Weisen in dreigliedrigem Strophenbau, Strophe, Antistrophe und Epodos. Sie hielt sich unabhängiger von politischen Beziehungen, und drückte die eigenthümliche Empfindung des Einzelnen, der den Nationalgeist in sich aufgenommen hatte, lebendig kräftig aus. Alkman, freigelassener Sohn eines spartanischen Sklaven aus Lydien (l. 633), sang Hymnen, Päane, Hymenäen, Erotika, Parthenien, nach dorischer Sitte und gab der höhern Lyrik ihre Kunstgestalt. Nach ihm bildete sich der Dithyrambendichter Arion aus Methymna (624). Alkaios aus Mitylene (600), eben so tapfer als lebensfroh, vermuthlich Erfinder des Barditon, Schöpfer eines nach ihm benannten strophischen Rhythmus, sang kriegerische Lieder voll Freiheitsliebe und Tyrannenhasses, Hymnen und Erotika. Sappho von Mitylene (nach 600) kennen wir nach ihrem üppig, reichen und

innigen Gefühl aus zwei Oden an die Stärke und Bruchstücke. Nur Fragmente besitzen wir von dem kriegerischen Stesichoros aus Himera († 556). In der Umgebung der Korinna und Myron, des Lasos und vieler andrer ausgezeichneten Sänger erhob sich mit himmlischer Kraft Pindaros der Thebaner († 424), der Ausleger des Göttlichen und der heiligen Sagen des Volkes, seine wahrhaft prophetischen Gesichte, Ahnungen, Betrachtungen nach fest kühnem Entwurfe ausströmend in die feierlich gestimmten Herzen seiner Zeitgenossen, wie der für das Höhere empfänglichen Nachwelt. Wir haben von ihm 45 Siegeshymnen, welche spätere Grammatiker in olympische, pythische, nemäische und isthmische eingetheilt haben, und Bruchstücke aus Oden, Hymnen, Dithyramben. Als Uebergang vom gnomischen Epos zur Staatsberedsamkeit (s. Griechische Beredsamkeit) kann der Apolog (s. d. Art.) betrachtet werden. Dieser sinnbildliche Ausdruck einer allgemeinen Belehrung bildete sich in den für Rathschläge empfänglichen Kreisen des gesellschaftlichen Vereins aus, und die Versinnlichungsmittel der sittlichen oder politischen Wahrheit, welche erörtert werden sollte, wurden aus der Natur, besonders aus dem den Menschen auf niedern Stufen der Cultur mehr befremdeten Thierwelt entlehnt. Aus seiner frühern Heimath Indien scheint sich der Apolog zu den westl. Völkern Asiens verbreitet zu haben, und unter andern auch in Phrygien mit Liebe bearbeitet worden zu seyn; daß er früh bei griechischen Völkerschaften Eingang gefunden hat, ist aus den hesiodischen Werken und Tagen und aus Archilochos Bruchstücken zu ersehen. Als den fruchtbarsten und sinnreichsten Fabulisten nennt das griechische Alterthum den Aisopos, nach Herodot einen phrygischen Sklaven in Samos (l. 570), welcher bei mehrfachen Veranlassungen den Apolog als Ueberredungsmittel angewendet, und angemessen dem bürgerlichen Zwecke, in prosaischer Umgangssprache vorgetragen zu haben scheint: seine Darstellungen mögen in zahlreichen Ueberlieferungen erhalten, und dem Grundgedanken nach in Nachbildungen auf uns gekommen seyn; vollständige echte Ueberbleibsel sind nicht vorhanden. Die Gattung wurde nach ihm benannt, und sehr bald müssen kleinere Sammlungen oder Fabeln-Anthologien entstanden seyn und natürlich in dichterischer Form; so finden wir sie bei Aristophanes, Xenophon, Aristoteles u. And.; Sokrates versifizirte einige Fabeln. Als eine der ältesten Sammlungen wird die des Demetrios Phalereios (300) von Diogenes aus Laerte aufgeführt. Babrios (275? oder 400?) brachte die aisopischen Fabeln in Choliamben; seine im 12ten Jahrh. n. Chr. noch vorhandene Sammlung muß Grundlage der sie verdrängenden spätern gewesen seyn, und dient auch jetzt noch zur kritischen Richtschnur, in soweit eine Annäherung zur Wiederherstellung der babriosischen Choliamben gelingen kann. Ignatios, Magister oder Diakon (im 9. christl. Jahrh.), wandelte die Choliamben in Senarien um, und führte jede Fabel auf tetrastische zurück. Von prosaischen Sammlungen sind uns bekannt: die des Grammatikers Dositheos (200 n. Chr.); die barbarische des Syntipas (v. 1300) und die des konstantinopolitanischen Mönchs Maximos Planudes (1350), welche 149 Fabeln enthalten, und die Grundlage unserer gewöhnlichen Ausgaben ausmacht. Die griechische Poesie war mit dem öffentlichen Leben zu innig verbunden, als daß sie den Untergang der bürgerlichen Freiheit hätte überdauern können. Außer mehreren, in der Anthologie erhaltenen Epigrammen, einigermaßen Skolien von Aristoteles, Krates v. Theben u. And. und einem ausgezeichnet schönen (von Athenaios aufbewahrten) Ueberbleibsel des Hermesianer aus Kolophon, der mit seinem Zeitgenossen Phanokles (284) die erste Stelle unter den spätern Elegikern einnimmt, sind nur noch Bruchstücke einiger Komiker vorhanden, von

welchen Mehrere, z. B. Apollodoros v. Athen (320), Diphilos v. Sinope (300) u. A. dem Namen nach bekannt sind. Von dem fruchtbaren, anmuthig witzigen Alexis aus Thurion (325) stehet Vieles in Athenaios und Stobaios Komplilationen. Noch mehr Bruchstücke besitzen wir aus den Lustspielen des durch Feinheit des Scherzes und treue Sittenschilderung ausgezeichneten Atheners Menandros (geb. 342, † 290), welchem Vorbilde Terentius folgte, und seines in komischer Kräftigkeit ihm überlegenen Nebenbuhlers Philemon aus Soli († 252). Von Sizilien, welches auch einige Tragiker erzeugte, gingen die durch Sophron, dem Zeitgenossen des Euripides, meisterhaft bearbeiteten Mimen aus, dialogisirte Lebensgemälde in rhythmischer dorischer Prosa, theils ernsten, theils scherzhaften Inhalts, von denen wir Nachbildungen in den theokritischen Adoniazousen haben. Einen eigenen Kreis bilden die alexandrinischen Dichter, sämmtlich, nur die vom sizilischen Naturleben ergriffenen Bukoliker ausgenommen, mehr durch Gelehrsamkeit, Kunstfleiß und sprachliche Korrektheit, als durch freischaffende Begeisterung und gemüthliches Gefühl ausgezeichnet. Von den in den alexand. Kanon aufgenommenen sieben Epikern, Lykophron, Theokritos, Kallimachos, Aratos, Apollonios d. Rhodier, Nikandros und Homeros aus Byzanz, sind nur des zuletzt Genannten Werke ganz verloren. Die Epiker Lykophron und Apollonios haben schwere mythische Stoffe zur Bearbeitung gewählt, und mit vielseitiger Belesenheit untersucht und gesammelt; die didaktischen Dichter Aratos und Nikandros sind mit den, von ihnen dargestellten, wissenschaftlichen Gegenständen gründlich genug bekannt, ohne jedoch dichterischer Veranschaulichung derselben mächtig zu seyn; Kallimachos Hymnen strömen von alterthümlichen Kenntnissen über; die Bukoliker Theokritos, Bion und Moschos dürfen Dichterruhm im strengern und durch klassische Vorgänger bestimmten Sinne in Anspruch nehmen. Die merkwürdigern alexandrinischen Dichter folgen der Zeitordnung nach also auf einander: Philetas aus Kos (300), aus dessen grammatischen Schriften, gelehrten Elegien, welche Propertius vor Augen gehabt hat, und Epigrammen Bruchstücke erhalten sind. Als unerfreuliche Zeichen des ausartenden Geschmackes sind die figurirten Epigramma des Rhodiers Simmias (300) und Dosiades, vielleicht seines Zeitgenossen, zu betrachten. Von des Phliosiers Timon (220) Sillen 3 B., einem sarkastischen Spottgedichte auf die dogmatischen Philosophen, in Hexametern, sind Bruchstücke auf uns gekommen. Lykophron aus Chalkis (275), Erfinder des Anagramms, verfaßte ein prophetisches Monodrama in Jamben, Kassandra, voll mythologischer Gelehrsamkeit und absichtlicher Dunkelheit, welche auch auf die Sprache übergegangen ist. Kallimachos aus Kyrene (275), Mitglied und Lehrer im alexandrinischen Museum, hinterließ viele gelehrte, grammatisch, mythologische, historische Schriften, welche verloren sind, Elegien, von Propertius nachgeahmt, aus denen wir Bruchstücke haben, 6 gelehrte und für mythologische Studien ergiebige, durch elegante Korrektheit ausgezeichnete, bis auf das dorisch geschriebene Bad der Pallas, in ionischem Dialekte abgefaßte Hymnen und 73 Epigramme; die Scholien dazu sind aus jüngerer Zeit. Aratos aus Soli in Kilikien (275) wurde durch den makedonischen König Antigonos Gonatas veranlaßt, die Stellung und Bewegung der Gestirne, Phainomea, Diosemeia, in Hexametern darzustellen; Eudoxos wissenschaftliche Vorarbeit lag dabei zu Grunde und frühere dichterische Versuche über denselben Gegenstand werden benutzt. Die Anlage und Darstellung dieses, durch musterhafte Sprache ausgezeichneten Lehrgedichts haben großen künstlerischen Gehalt; an dichterischem Werthe steht der zweite Theil desselben dem ersten nach; es wurde unter den

Römern sehr geachtet, und von Cicero, Germanikus Cäsar, und später von Rufus Festus Avienus in das Lateinische übersetzt; von der ersten Uebersetzung sind Bruchstücke, die zweite ist größeren Theils, die dritte vollständig erhalten; sie sind in Grotius und Buhle's Ausgaben abgedruckt. Von den vielen Erklärungen und Einleitungen der älteren Gelehrten besitzen wir die des Hipparchos, Achilles Tatios, zweier Ungenannten und die dem Alexandriner Theon beigelegte Scholien. Das seinem Zeitgenossen Manethon aus Diospolis zugeschriebene Lehrgedicht von den Wirkungen der Gestirne in 6 B. wird, nach Th. Tyrwhitts und G. Herrmanns Ansicht, in das Ende des 5ten christlichen Jahrh. zu verweisen seyn. Die von Josephus und in Synkellos Chronographie erhaltenen Bruchstücke aus der manethonischen chronologisch wichtigen, in Hinsicht auf Glaubwürdigkeit nicht unangefochtenen ägyptischen Chronik stehen in Scaligers Oss. de emendat. temp. Theokritos aus Syrakus (275), der einige Zeit in Alexandrien, meist in Sizilien lebte, gab der in Sizilien einheimischen bukolischen Poesie ihre Vollendung. Die unter seinem Namen erhaltenen, meist in dorischem, ionisch verfeinerten Dialekte geschriebenen 30 Idyllen sind dem Inhalte und Tone nach sehr verschieden, der Mehrheit nach veredelte Natur- und Gesellschafts-Gemälde, zu welchen letztern die sophronischen Mimen das Vorbild waren; einige, z. B. 13, 22, 24, 25, sind epische, andere auf Veranlassungen im Hofleben verfertigte Gedichte. Wenn auch die Arbeiten mehrerer Dichter unter einen Gattungsnamen vereinigt worden sind, so lassen sich doch die dem Theokritos selbst angehörigen ausmitteln, und an eigenthümlicher Trefflichkeit, naiver Einfachheit und lebendiger Anschaulichkeit, mit zarter Anmuth und strenger Richtigkeit verbunden, sicher genug erkennen. Bion aus Smyrna, und Moschos aus Syrakus, Theokritos Zeitgenossen, unterscheiden sich durch reichgeschmückte dorische Sprache; in den Gedichten des Erstern waltet anmuthige Leichtigkeit und Liebeswärme. Von dem Stoiker Kleanthes aus Assos (265) besitzen wir einen gedankenreichen Hymnus an Zeus; von Rhianus aus Kreta (225), einem der besseren homerischen Kritiker, und geachteten fruchtbaren Dichter, sind Epigramme und Bruchstücke erhalten. Ebenso haben wir nur Bruchstücke von Euphorions aus Chalkis Dichterwerken. Apollonius der Rhodier, aus Taukratis, Kallimachos Schüler, ein gelehrter Grammatiker, stellte in einem Epos von 4 B. die Sagen über die Argonautenfahrt dar. Reichthum des mythischen Stoffes, besonnene Anordnung desselben, preiswürdige kunstgerechte Sprache, geben dem Werke bedeutenden Werth; aber es ermangelt dichterischer Begeisterung und Kraft. Der Kolophonier Nikandros (160), welcher am pergamenischen Hofe lebte, und unter dessen verlorenen Werken Georgika und Metamorphosen waren, wählte die Schilderung der Gifte im Thier- und Pflanzenreiche und deren Gegenmittel, einen für dichterische Behandlung kaum geeigneten Stoff, zum Gegenstande zwei hexametrischer, durch schmuckreiche Korrektheit der Sprache ausgezeichneter Lehrgedichte, Theriaka, und Alexipharmaka, worüber alte Scholien, welche für die Geschichte der griechischen Natur- und Heilkunde beträchtliche Ausbeute gewähren, und des Soph. Eutekneios Metaphrase vorhanden sind. Meleagros aus Gadara in Syrien (100) behauptet unter den geistvollen Dichtern dieses Zeitraums eine der ersten Stellen; seine uns erhaltene 128 kleine Gedichte sind voll zarter Anmuth und Liedlichkeit. Auch sammelte er eine Anthologie, einen Kranz epigrammatischer Gedichte von 44 Verfassern, nach alphabetischer Ordnung der Dichternamen, welche jetzt verlorne Sammlung die Grundlage der folgen-

den war. Der Thessalonicher Philippos (1 n. Chr.) behielt in seiner Sammlung die alphabetische Ordnung bei, und nahm mehrere spätere Epigramme auf; sie ist nicht mehr vorhanden, so wenig wie die von Straton aus Sardes (130 n. Chr.) getroffene Auswahl der auf Knabenliebe sich beziehenden Gedichte, und die von Agathias aus Myrina (390 n. Chr.) nach Inhaltsfächern geordnete Sammlung. Die letzte legte Konstantinos Kephalas (910 n. Chr.) bei der seinigen zu Grunde, ließ manche Gedichte aus, und nahm andere aus früheren Sammlungen auf. Die Theorie der Poesie wurde von Aristoteles bearbeitet, und nach ihm von Aristoxenos, Lykophron, Duris aus Samos, Eratosthenes, Didymos u. A., deren Schriften verloren sind.

Griechische Prosa, s. Griechische Beredsamkeit und Griechische Geschichte.

Griechische Sprache. Die Zerspaltung der alten Hellenen in eine Menge Völkerschaften, und ihre theilweise Vermischung mit Pelasgern und fremden Ankömmlingen, nebst Allem, was in Griechenland zur Erhöhung des Nationallebens geschah, erklärt die in mehreren Mundarten mit der reichsten Mannichfaltigkeit ausgeprägte Form einer und derselben Stammsprache, in deren Urkeimen jedoch der Orientalismus nicht zu verkennen ist. Indem zugleich Wissenschaften und Kunst, Glaube und Sitte, Staat und Handel, das Nationalleben vielfach b wegten und reich gestalteten, mußte die Sprache eines solchen Volkslebens den Reichthum gewinnen an bedeutungsvollen Wörtern, Zusammensetzungen, Wortfügungen, und Wendungen, und die prosodische Vollendung in der Wortbildung und Wortstellung, die sie vor allen übrigen Sprachen voraus hat. Unter den vier Mundarten, der dorischen, aiolischen, ionischen und attischen, war die letztere in der Zeit der höchsten Blüthe der Literatur, deren Sitz Athen war, die herrschende, deren sich auch die nicht in Attika gebornen Schriftsteller bedienten, z. B. Aristoteles, Polybios, Plutarchos, Lukianos. Doch haben Pindar und Theokrit im dorischen, Sappho und Alkaios im aiolischen, Herodotos u. A. im ionischen, Homer und die ihm folgenden epischen Dichter in mehrern Dialekten gedichtet oder geschrieben. In der Aussprache des Griechischen wird jetzt die Era mische der Reuchlinschen vorgezogen. Fürs Studium der Sprache empfehlen wir: Matthiäs und Buttmanns Grammatiken, Schmidts (sehr brauchbare) griechische Schul-Grammat. Lpz. 1816 Herrmann: de emendanda ratione graecae grammat. desselben Metrik, u. s. Ausg. von Vigerus de idiotismis ling. graecae. Für die homerische Sprache insbesondere: die Grammat. v. Thiersch. Ferner: Schneiders krit. griech. deutsches Wörterb. und als Auszug: Riemers klein. gr. deutsch. Handwörterb. 2 Th. Jena 1815 und 1816; so wie die neuesten lexikographischen Prachtwerke der Britten: Morelli Lexicon graecoprosodicum, von Maltby, und Henr. Stephani Thesaur. linguae graecae, von Parr und Barker (mit des deutschen Philologen Schäfer Beiträgen) verbessert herausgegeben. London 1815 u. flg. Das Neugriechische, oder Romaische, die Redesprache von zwei bis drei Millionen Menschen, die im ganzen türkischen Reiche mehr oder weniger verstanden, und in Joannina am besten gesprochen wird, verhält sich zum Altgriechischen, wie die Armuth und Herabwürdigung des gegenwärtigen Geschlechts zu dem Wohlstande und der Bildung ihrer Vorfahren. Die Hauptabweichungen des Neugriechischen bestehn in der Aussprache einiger Consonanten oder Diphthongen, in der Artentuirung und in verschiedenen Abänderungen in der Deklination und Conjugation. Indeß nähert sich die Schriftsprache der neugriechischen Schriftsteller immer mehr dem Altgriechischen. Ueber das Neugriechische s. Martin

Leake's Researches in Greece I. Remarks on the languages spoken in Greebeat present day. London 1814. Diese Sprache reden auch die Albaneſen, das kräftigſte Volk im heutigen Griechenland, das immer weiter ſich ausbreitet. Sie haben einen athletiſchen Bau, ſind frei und kriegeriſch, und halten ſich für Nachkommen der Macedonier. Ueberdies ſind die Grichen von Janina, ſowohl wegen ihrer literariſchen Bildung, als auch wegen ihrer Geſchicklichkeit und Thätigkeit im Handel berühmt. Das daſelbſt befindliche Gymnaſium ſteht in Ruf. S. Dr. Hollands Reiſe nach Albanien. Vergl. d. Art. Neugriechiſche Sprache und Literatur.

Griesbach, ein Geſundbrunnen im badiſchen Kinzigkreiſe, liegt im Hintergrunde des ſchönen Renchthales, wo ſich die Rench mit dem Griesbach vereiniget, ringsum mit hohen Gebirgen umgeben, beſteht aus 20 Häuſern, einer Kirche und einem alten Badehauſe, das in den letzten Jahren zum Theil neu hergeſtellt worden iſt. Der Geſundbrunnen gehört zu den ſaliniſchen Stahlwäſſen. Zum Baden wird das Mineralwaſſer in einem großen Keſſel erwärmt. Die Quelle iſt mit Steinplatten gefaßt, und bildet ein viereckiges Becken, das 3 Fuß 6 Zoll Tiefe unter dem Waſſerſpiegel, und 1 Fuß 10 Zoll ins Gevierte hat. Der ausgeſchöpfte Brunnen füllt ſich in 1 Stunde 36 Minuten wieder völlig an; die Quelle liefert alſo in einem Jahr 4.543.980 Pfund. Für die Trinker iſt an der Quelle eine geräumige Brunnenlaube errichtet.

Griesbach (Johann Jakob), geb. zu Butzbach im Heſſendarmſtädtiſchen 1745, ſtudirte zu Halle und Leipzig, unternahm dann 1769 und 70 eine gelehrte Reiſe durch Deutſchland, Holland, England und Frankreich, lehrte von 1771 an zu Halle die Theologie, ſpäter zu Jena, wo er als geheimer Kirchenrath und erſter Profeſſor der Theologie 1812 ſtarb. Um die kritiſche Erklärung des neuen Teſtaments ſowohl, als durch eine Ausgabe des neuen Teſtaments hat er ſich einen bedeutenden Namen in der Theologie erworben. Das Eigenthümliche der griesbachiſchen Textbearbeitung, welche ſich bekanntlich von allen frühern unterſcheidet, iſt, daß bei ihr nicht bloß von aufgenommenen und verworfenen Lesarten die Rede iſt, ſondern auch die verſchiedenen Grade der Wahrſcheinlichkeit, wie ſie nach Autorität und nach innern Gründen ſich ergeben, beſtimmt, und durch leicht verſtändliche Zeichen unter dem Text angeführt werden. Neben der Kirchengeſchichte und Exegeſe ſo wie den dazu gehörigen Hülfswiſſenſchaften ſtiftete er auch durch ſeine „populäre Dogmatik" (4te Ausg. 1779—80) großen Nutzen.

Grimaldi, eine genueſiſche Familie, die zu den vieren gehörte, die ſich bis in die Mitte des 14. Jahrh. die Herrſchaft ſtreitig machten. Mit den Fieschi's ſtand ſie an der Spitze der Guelfen, und breitete ſich in der Provence und der Grafſchaft Nizza in mehrern Zweigen aus, die zum Theil noch exiſtiren. 1) Regner Grimaldi war der erſte Genueſe, der ein Kriegsſchiff dieſer Republik in's Meer führte. Er trat ſpäter in franz. Dienſte als Admiral (1304) und zeichnete ſich unter Philipp dem Schönen gegen die Flammänder aus. — 2) Antonio, genueſiſcher Admiral, rächte 1382 ſein Vaterland an den Beleidigungen, die es ein Jahr früher von den Cataloniern hatte erdulden müſſen, durch Verheerung der cataloniſchen Küſte. 21 Jahre ſpäter hatte er jedoch das Unglück, von Nikkolo Piſani, dem venetianiſchen Admiral, geſchlagen zu werden, nach welcher Niederlage die Genueſer die Oberherrſchaft über ihre Stadt dem Herzog Johann Visconti freiwillig überließen. — 3) Franceſko Marie, berühmter Mathematiker, geb. zu Bologna 1618 wurde 1632 Jeſuit, lehrte und ſtarb in ſeiner Vaterſtadt 1664. Seine Abhandlung de lumine et coloribus Iridis (Bologna 1665. 4.) diente nachher dem großen Newton bei der Lehre vom Licht zur Grundlage. Er entdeckte zuerſt die Difraktion des Lichts. Mit Riccioli gemeinſchaftlich gab er heraus: Amalgestum novum. Bologna 1651, Fol.

Grimm (Friedrich Melchior, Freiherr von), russischer Staatsrath und Ritter des Wladimirordens, geb. zu Regensburg 1723 von armen Eltern, die ihm jedoch eine gute Erziehung gaben, hielt sich lange in Paris auf, und genoß dort des Umgangs von Rousseau, Diderot u. A., entzweite sich aber mit Ersterem, der ihn nun bei jeder Gelegenheit scharf kritisirte. Die Verbindungen Grimms mit den Unternehmern der Encyklopädie, seine Verhältnisse mit den Großen Frankreichs, seine Kenntnisse so wie die Geschmeidigkeit seines Geistes eröffneten ihm bald eine glänzende Laufbahn. Friedrich der Große, Gustav III. und die Kaiserin von Rußland gaben ihm die ausgezeichnetsten Beweise ihrer Hochachtung. 1776 ernannte ihn der Herzog von Gotha zu seinem Minister am franz. Hofe; damals ward er Baron. Zu Anfang der Revolution verließ er Paris, und ging nach Gotha. Catharina II., die ihn zu ihrem devollmächtigten Minister am niedersächsischen Kreise ernannte, erhielt ihm ihre Gunst bis an den Tod, und stand in ununterbrochenem Briefwechsel mit ihm. Auch unter Paul I. verwaltete Grimm seinen Posten. In Gotha verlebte er seine letzten Jahre, stets seinen theuern Studien treu, stets, so viel ihm die Kräfte gestatteten, mit Kunst und Wissenschaft beschäftigt, und starb daselbst am 15. Dez. 1807. Sein Ansehn als Schriftsteller ist in Frankreich größer, als in Deutschland, wo seine ersten Versuche, namentlich sein Trauerspiel Banise, starke Gegner fanden. Den Beifall der Kenner erhalten jedoch: seine in Verein mit Diderot unterhaltene Korrespondenz über Literatur, Philosophie und Kritik an einen deutschen Souverän (Paris 1812—13, 16 Bde. 8.), eine Geschichte der franz. Literatur von 1753 — 90, wozu Barbier noch einen Supplementband von Grimm und von Diderot (Paris 1814, 8.) lieferte.

Grimma, schriftsässige Stadt im Leipziger Kreise des Königreichs Sachsen, in einer angenehmen Gegend an der Mulde, mit Mauern, 3000 Einw., einem Schlosse, 5 Kirchen und einem Hospital. Merkwürdig ist Grimma durch seine Fürstenschule mit einem Inspektor, 5 Lehrern, 2 Sprachmeistern, 68 Frei- und 17 Koststellen: zu ihrem Unterhalt ist ein eignes Schulamt bestimmt, das aus 3 Dörfern, 5 Vorwerken und 1640 Einwohnern besteht. Sie hat bis jetzt noch ihre altklösterliche Form beibehalten. 1550 wurde diese Schule eingeweiht. Sämmtliche Schüler sind in 3 Classen getheilt. In den Zellen wohnen drei und drei zusammen. Neuerlich sind wichtige Verbesserungen vorgenommen worden, und die alte Form hat sich im Aeußern nur darum erhalten, weil der Fonds zu ihrem Bedarf nicht hinreicht. Die Bibliothek ist 4000 Bände stark. Hier studirten Samuel und Esaias v. Pufendorf, J. A. Cramer Kanzler in Kiel, Hederich, Tittmann (in Dresden) und andere berühmte und verdiente Männer. Grimma hat ferner eine Stadtschule, starke Tuchweberei, Tabakspfeifen- u. a. Fabriken, und ansehnlichen Handel.

Griphi, alles das, was man unter Räthsel, Logogriphen, Akrostichen u. s. w. versteht. Eigentlich bedeutet das Wort Griphus ein Netz, und man benannte damit die nach der Abendmahlzeit zum Scherz aufgeworfenen Fragen und Aufgaben, weil ihre Auflösung die Gäste oft in Verlegenheit setzte, denn unbeantwortet zog es Strafe nach sich, daß ein mit Salz vermischtes Getränke in Einem Zuge ausgetrunken werden mußte; dagegen derjenige einen Kranz zur Belohnung bekam, der die Auflösung gefunden hatte.

Grisaille, s. Grau in Grau.

Gröningen, eine Provinz des Königreichs der Niederlande, im Norden an das deutsche Meer, im Osten und Süden an das Königreich Hannover und im Westen an Friesland gränzend. Der Boden ist niedrig, torf- und

weidereich, durch starke Dämme gegen die Meersfluthen geschützt, von Canälen durchschnitten, und von der Fivel, Hunse, Westwolderaa und Lauwerz durchflossen. Ihre Staatsabgaben betragen 1.300.000 Gulden. Sie wird eingetheilt in die Distrikte Gröningen (mit 52.000 Einwohnern), Appingadam, Winschoten. Die befestigte Hauptstadt Gröningen, am Zusammenlauf mehrerer Flüsse, aus denen die Hunse ꝛc. entstehn, und an einem bis zu dem 4 Meilen entfernten Meere schiffbaren Canal, mit tiefen Graben, hohen Wällen und 17 Bollwerken umgeben, 3 großen Plätzen und 26.000 Einw. Unter den Sehenswürdigkeiten der Stadt sind die 12 Kirchen, das Rathhaus, des Statthalters Pallast, das Haus der Stände, das Zeughaus, die Börse ꝛc. Gröningen ist der Sitz des Gouverneurs und der Dikasterien, hat ein Handelsgericht, eine Universität mit 5 Fakultäten und 19 Professoren, botanischer Garten, lat. Schule, Taubstummenanstalt, Akademie der Zeichen-, Bau- und Schifffahrtskunst, Gesellschaft pro excolendo jure patriae, physikalisch-chemische Gesellschaft, naturforschende Gesellschaft, Schreibfedern-, Lein- und Wollenzeugfabriken, Handel mit Getreide, Fettwaaren und Vieh. Merkwürdige Belagerung 1672 durch den kriegerischen Bischof von Münster, Christoph Bernhard v. Galen (s. d. Art.), zu dessen Andenken jährlich am 28. August bis 1772 ein Dankfest gefeiert ward.

Grönland, ein unter dänischer Landeshoheit stehen des Polarland, welches man sonst zu Europa rechnete, ist uns nur an der Westküste, von seinem südlichsten Vorgebirge, dem Cap Farewell oder Staatenhoek an, einigermaßen bekannt. Ob es im höhern Norden, nach welchem zu es sich immer mehr und mehr ausbreitet, mit Nordamerika zusammenhange, oder aus lauter einzelnen Inselgruppen bestehe, ist nicht ausgemacht. Ersteres hält man für wahrscheinlich. Grönland bestehet, da es an dem größten Theil seiner Küste mit Eiswällen verschanzt ist, im Innern aus Eisfeldern und Eisbergen und ist über den 65sten Grad hinaus fast nicht mehr bewohnbar, konnte auch nicht näher untersucht werden. Wenn wirklich Wallfischjäger bis 81 Grad 45 Minuten vorgedrungen seyn sollten, so hat das doch unserer Kenntniß nichts geholfen. Am Ende Augusts gefriert die See, und thauet erst im Mai wieder. Die strengste Kälte bringt der Nordostwind, der über die Eisfelder weht. Im Norden ist ein Vulkan, der noch 1783 spie. Heiße Quellen und Spuren ausgebrannter Vulkane will man an mehreren Orten bemerkt haben. So weit man absehen kann, besteht das Land aus höheren und niederen, mit Eis bedeckten, und überall damit überzogenen sehr steilen Bergen und Felsen, von welchen jedoch schwerlich einer von außerordentlicher Höhe seyn mag, da nach allgemeiner Bemerkung die Berge um so niedriger werden, je mehr sie von dem Aequator sich nach den Polen zu entfernen. Die Küsten sind durch tiefe, weit ins Land vordringende Meerbusen, oder Fiorden, eingeschnitten, und mit einer unabsehlichen Menge kleiner Inseln und mit gefährlichen blinden Klippen besetzt. Die von den Spitzen der nahe liegenden Felsen herabstürzenden Eisgletscher verstopfen ganze Durchfahrten im Meere, und wenigstens ein großer Meerbusen ist jetzt mit einem Eisfelde ganz bedeckt. Mehrere Arme des Meers, durch welche Grönland von Westen nach Osten zerschnitten war, sind jetzt durch Eis ebenfalls ganz verdämmt. Noch gehen da und dort Strömungen unter dem festen Eise hervor, und treiben unter furchtbarem Getöse schwere Schollen Treibeis weit in das Meer. Eine Straße unter dem 68sten Breitengrade, die fast an 100 Meilen lang ist, ist völlig vom Eise verstopft. Heiße Quellen findet man an mehreren Orten. Andere Quellen fehlen, und das meiste Wasser erhält man in den Thälern aus geschmolzenem Schnee. Die bekanntesten Produkte sind: rother mit Goldtheilchen besetzter Bergkrystall, weißer deßgl., Kupfer, Asbestgebirge, Mar-

mor, Schwefel, Steinkohlen, mineralische Quellen; aus dem Pflanzenreiche findet man folgende: Wachholdersträuchr, kleine Gebüsche von Birken und Weiden, Löffelkraut, in kaum glaublicher Menge, welches die Natur hier wohlthätig gegen die dem Polarländer furchtbarste Krankheit, den Skorbut, selbst auf kahlen Felsen, wachsen läßt. Alle einfallende Hütten sind ganz damit bedeckt; es wird häufig als Gemüse und als Salat genossen, und ist von der kräftigsten Wirkung; ferner Thymian, Heidelbeeren, Kartoffeln, 23 Arten Moos, worunter mehrere eßbare. Unter der kärglichen Zahl der Landthiere sind zu bemerken: große Hunde, Rinder, Schaafe, weiße Haasen, kleine Hirsche, Eisbären, weiße und bläuliche Füchse, Schneehühner, Rabn, Falken, Adler, wilde Gänse, Schnepfen, Eider-, Land- und Wasservögel. Die See ist reich an vielen und mancherlei Thieren, und giebt dem Grönländer die Hauptmittel zu seiner Erhaltung; besonders sind zu erwähnen: sehr viele Wallfische, Seehunde, Kabliaue, Robben, Biber, Wallrosse, Seekühe, Heringe ꝛc. — Grönland ward im 10ten Jahrh. von einem normännischen Seefahrer entdeckt, und im 12ten Jahrh. gab es daselbst schon bedeutende Colonien angesiedelter Normänner, welche von dem milden Clima und der Fruchtbarkeit des Landes hierher gelockt wurden. 1276 erschien ein grönländischer Bischof auf der Generalsynode zu Lyon, und im J. 1400 zählte Grönland über 300 christliche Gemeinden. Um diese Zeit wüthete eine fürchterliche pestartige, die sogenannte schwarze Krankheit, die in ganz Europa die schrecklichsten Verwüstungen anrichtete, auch hier; das durch die Bewegungen des Polarmeers gegen Westen und Südwesten getriebene Eis häufte sich zu unermeßlichen Massen an den Küsten an, und eine dem Leben tödtliche Kälte, die allmählige Aufhörung aller Vegetation, waren traurige Folgen für die Grönländer; die Küsten wurden immer unzugänglicher, und so fand sich die Königin Margaretha († 1412) bewogen, wegen der langwierigen und gefährlichen Schifffahrt, den Handel dahin zu verbieten. Das Land war zuletzt ganz vergessen und verschwand. Mehrere Versuche zu seiner Wiederauffindung, welche die dänische Regierung anstellte, sind bis jetzt vergeblich gewesen; nur so viel ist gewiß, daß die Colonie noch im 16. Jahrh. bestand. In der neuesten Zeit, wo sich das Eis im höchsten Norden vermindert, und die Britten mehrere Expeditionen zur Vordringung nach dem Nordpol aussenden, können wir vielleicht einiger Aufklärung über das Schicksal jener Gegenden entgegensehen. Auf der Westküste von Grönland wurde indeß schon im J. 1721 durch den Missionär Egede (s. d. A.) eine europ. Niederlassung unter dem 64 Gr. n. Br. gegründet, und es gelang ihm einige der daselbst lebenden Menschen, ein Zweig der Eskimo's in Labrador, nach unsäglicher Mühe zum Christenthum zu bekehren. Das menschenfreundliche Unternehmen Egede's würde zu Grunde gegangen seyn, wenn nicht die mährischen Brüder, angefacht durch den religiösen Enthusiasmus des Grafen Zinzendorf (seit 1736), das Missionsgeschäft übernommen hätten. Es ist fast über alle Vorstellung, welche Hindernisse und Mühseligkeiten, welche Noth und welches Elend diese Missionärs über diesem traurigen Himmel, und in diesem höchst unfruchtbaren Lande seit ihrer ersten Landung bis jetzt zu überstehen gehabt haben. Sie siedelten sich indeß nach und nach in mehreren Colonien an, und es giebt jetzt auf der Westküste von Grönland 20 Pflanzorte, von denen der südlichste Lichtenau heißt, und unter dem 69° 34′ n. Br. liegt. Gleich über ihm liegt der zweite Pflanzort, Julianens Hoffnung, in dessen Nähe man noch die Trümmer einer alten isländischen oder norwegischen Kirche sieht. Dann folgen immer nördlicher, Friedrichs Hoffnung, Lichtenfels, Gute Hoffnung, Neuherrenhut, Zuckerhut, Holsteinburg, Egedesminde, Christianshoffnung, Jakobshaven, Omenack und Upernamick im 72° 22′ n. B.

die nördlichste Niederlassung, welche aber jetzt, von Europäern verlassen, bloß noch von Grönländern bewohnt wird. Der Statthalter von Südgrönland hat seinen Sitz in Gute Hoffnung, und der von Nordgrönland in Guthaven auf der Dieslo-Insel, 75° n. Br. Auf der ganzen Küste sind fünf protestantische Kirchen, worin das Evangelium grönländisch und dänisch gepredigt wird. Die mährischen Brüder haben drei Gemeinhäuser, in Lichtenau, Lichtenfels und Neuherrenhut. Die Ureinwohner, von den ältern normännischen Schriftstellern Skrellinger genannt, gehören zum Völkerstamme der Eskimo's, welcher über den ganzen Norden von Amerika bis an die westliche Küste hin sich verbreitet hat. Sie sind von kleiner Statur, haben schwarze lange, straffe Haare, schwarze Augen, große Köpfe, dünne Beine und eine braungelbe Körperfarbe. Die Weiber, von Jugend auf zum Lasttragen angehalten, bekommen dadurch so breite Schultern, daß sie, auch ihres Anzugs wegen, alles weibliche Ansehen verlieren. Das dem Grönländer von Natur zugetheilte Fett macht ihm die Härte seines Clima's erträglich. Sie halten die dortige Kälte bei sehr leichter Kleidung und mit bloßem Kopfe und Halse aus. In ihren Häusern sitzen sie sogar gewöhnlich bis auf die Beinkleider nackt, und heitzen durch ihre heißen Ausdünstungen dermaßen ein, daß die ihnen nahe stehenden Europäer es weder vor Wärme noch vor Ekel lange aushalten können. Der Grönländer genießt fast alles Frische und Faulende, Reine und Unreine, selbst sein eignes Ungeziefer; jedoch nur selten und wenig rohes Fleisch. Trinkt er gleich keinen Thran in vollen Bechern, so ist ihm doch das Fett, welches beim Zerlegen der Seehunde heradtröpfelt, ein Leckerbissen. Er genießt den Kopf und die Schenkel des thranigten Seehundes, nachdem diese im Winter unter dem Schnee verwahrt und im Frühjahr wieder aufgethauet sind, in einem halb erfrornen und vermoderten Zustande; man nennt dieses Gericht Mikiak. Die Kleidung der Grönländer besteht gewöhnlich in einem Pelze von den Fellen der Seevögel oder der Rennthiere, die Haare gegen die Haut gekehrt. Hierüber trägt der Grönländer ein großes Kleid von Seehundsfellen, fast in der Form eines Mönchsrocks, nur ist er vorn ohne Oeffnung, und wird zum Anziehen über die Schultern geworfen. Bei dem andern Geschlechte ist das Oberkleid weiter, damit im Rücken zugleich ein Kind Platz finden möge. Dieses wohnt darin, des Clima's ungeachtet, völlig nackt; ein um den Leib gebundener Riemen hindert das Durchfallen. Uebrigens ist die weibliche Kleidung der männlichen sehr ähnlich, nur das Oberkleid ist länger. Seit dem Verkehr mit den Europäern findet man bei den Vermögenden auch blaues Tuch. Beinkleider, Strümpfe und Schuhe sind von Seehundsleder. Die Männer tragen das Haar kurz, die Weiber hingegen rechnen ein langes Haupthaar für eine große Zierde, binden es über dem Kopfe zusammen, und schmücken es oftmals mit Glasperlen. Nur als Zeichen der tiefsten Trauer schneiden sie es kurz. Ihr größter Putz besteht darin, daß sie sich die Haut des Kinnes, der Backen, der Hände und Füße mit schwarz gefärbten Fäden durchnähen; tatouiren. Im Sommer wohnt der Grönländer in Gezelten; das Winterhaus ist gewöhnlich auf mehrere Familien eingerichtet. Sodann besteht das Ganze aus einem viereckigen Gebäude unweit des Strandes, dessen Wände von Steinen zusammengelegt, und mit Moos ausgestopft sind. Das Dach ist aus Querbalken verfertigt, und diese sind mit Heidekraut und Rasen bedeckt, zwischen die man Erde streuet. Dies friert im Winter zusammen, läßt aber im Sommer den Regen durch. Für jede Abtheilung des Hauses, also für jede Familie ist eine große gemeinschaftliche hölzerne Pritsche, mit Fellen bedeckt, zum Schlafen und Sitzen eingerichtet; eine Lampe zum Kochen und Heitzen voll Thran, und darüber ein Kessel, beides von Topfstein über den Kessel noch ein Rost

zum Trocknen. Ein Rauchfang ist nirgends; hierzu dient ein langer Gang oder eine Gallerie vor dem ganzen Gebäude, die sich dann in einen einzigen kleinen, lothrecht daranstoßenden, hackenförmig angebogenen Eingang endigt. Man denke sich den Dunst der vielen Menschen, der Thranlampen, der darüber kochenden Kessel voll thranigter Fische, Seevögel und Seehunde, nebst mehreren Ausleerungsgefäßen; und zwar letztere mit Vorsatz nicht ausgeleert, da der Grönländer die Felle mit Urin gerbet. Dieser unreinliche, dürftige Mensch ist dennoch stolz, und blickt mit Verachtung auf den Europäer. Im Ganzen kann man diesen Polarzwergen weder gesunden Verstand noch Thätigkeit absprechen. Ihre Arbeit, ihre Produkte des Kunstfleißes sind nicht nur ihren Bedürfnissen völlig angemessen; sie sind überhaupt genommen nichts weniger als schlecht. Ihre Geräthe und Werkzeuge sind einfach aber sehr zweckmäßig. Sie bestehen in Pfeil und Bogen, in Lanzen, Wurfspießen und Harpunen. Ihre Kähne sind von Brettern, mit Fischbein zusammengefügt und mit Robbenfell überzogen. Diese wissen sie selbst bei stürmischer See vortrefflich und sicher zu behandeln. Auch fahren sie über die gefrorne See 6 bis 8 Meilen weit vom Lande in Schlitten mit Hunden gespannt. Die Schnelligkeit dieser Thiere ist so groß, daß sie 14 deutsche Meilen in 9 bis 10 Stunden zurücklegen können. Die Sprache dieser Völker ist dieselbe, welche von den Eskimo's an der Hudsonsbai geredet wird. Spuren derselben sich an der Nordwestküste von Amerika und bis zum Nutkasund. Bewundernswürdig ist in dieser Sprache die Mannichfaltigkeit der Formen, für die Verben und die Pronomen. Die Deklination ist leicht; nur der Genitiv bekommt ein d, oder, wenn ein Vokal folgt, ein m. Die übrigen Kasus bekommen ein affixum von einer Präposition. Bei den Verben giebt es nur drei Tempora, das Praesens, Praeteritum und Futurum. Die Schreibart ist nicht hochtrabend, nicht orientalisch, wie dies doch gleichfalls bei mehreren nordamerikanischen der Fall ist, sondern einfach; indeß bedienen sie sich dennoch der Gleichnisse. Auch haben sie eine Art von Poesie, jedoch ohne Sylbenmaaß, und auch ohne Reime; ihre kurzen Sätze werden nach einer gewissen Kadenz oder Takt gesungen. Dem gröbsten Aberglauben ergeben, verehren die Grönländer Zauberer, die ihre Priester und Aerzte zugleich sind. Vom höchsten Wesen haben sie nur rohe und unvollkommne Begriffe. Unter den sogenannten Wilden, ist der Grönländer unstreitig einer der gutartigsten; vielleicht weil er seine Schwäche fühlt; denn eben daher ist er furchtsam. Diebstahl, Völlerei, Schlägerei oder wohl gar Mord, ist etwas seltenes. Grobe Ausschweifungen scheinen ihnen sehr außerordentlich. Auch zeigt sich bei ihnen kein geringer Grad von wechselseitiger Liebe der Eltern und Kinder, ein Fall, der nur bei wenigen Nationen des nördlichsten Amerika Statt findet. Die Zahl sämmtlicher Grönländer ist durch mehrfällige Blatternepidemien sehr verringert, und im Anfange des jetzigen Jahrhunderts konnte man nur noch 6000 Eingeborne rechnen. Die Ausfuhr von Grönland besteht in Fischbein, Thran, Robbenfellen, Fuchsbälgen, den Bälgen von weißen Bären und Rennthieren, Eiderdunen und Narwallhörnern. Dafür aber muß Mehl und Brot, Thee und Kaffee, Bier und Gemüse, ferner Pulver und Blei, alle Eisenwaaren, Leinwand und Baumwolle, Tücher und Glaswaaren eingeführt werden, und doch rechnet man, daß noch Vortheil bei diesem Handel ist: denn der Werth der grönländischen Erzeugnisse, die jährlich nach Kopenhagen gehen, wird auf 85.000, dagegen die Einfuhr in Grönland auf 65.000 Rthlr. berechnet.

Grönlandsfahrer, die Schiffer, welche aus den Niederlanden, England, Dänemark, Hamburg, Bremen ꝛc. nach Grönland auf den Wallfischfang gehen. Grönland heißen aber bei ihnen die über Lappland liegenden Inseln, Spitzbergen, nebst den gegenüber liegenden unbewohnten Ostseite

Grönlands; die bewohnte Westseite hingegen nennen sie, nach ihrem Entdecker, die Straße Davis.

Gröpper (Johann), ein ausgezeichneter katholischer Theolog aus dem Reformationszeitalter, stammte aus einer durch gelehrte und angesehene Männer berühmten Familie, und wurde zu Soest in Westphalen 1501 geboren. Wegen der in dieser Stadt entstandenen Neuerungen zog sein Vater nach Köln, wo der junge Gröpper sich mit Eifer dem Studium der Wissenschaften widmete, und durch Talente begünstigt, die reißendsten Fortschritte machte. Er trat in den geistlichen Stand, erhielt die Würde eines Doktors des Kirchenrechts, und in der Folge die eines Propstes zu Bonn, Scholasters zu St. Gereon und eines Domkapitulars zu Köln. Seine große Gelehrsamkeit ward durch seinen liebenswürdigen, edeln Karakter, und die hohe Reinheit seines Wandels noch mehr verherrlicht. Er war des damaligen Churfürsten Herrmann von Wied vertrauter Rathgeber, und durch seine Bemühungen kam 1530 zu Köln eine Synode zu Stande, welche mehrere heilsame Verordnungen gab, und viele Mißbräuche abzustellen suchte. Auch war er auf Befehl des Churfürsten bei dem Religionsgespräche zu Regensburg 1541; wie er aber merkte, daß der Churfürst sich auf Luthers Seite neigte, widersetzte er sich ihm mit allem Ernste, wodurch er sein Ansehen und seine Aemter bei ihm verlor. Gröpper war eine der Hauptursachen, wie Gündling sagt, daß die Reformation in den kölnischen Landen nicht eingeführt wurde, so viele Mühe sich auch der Churfürst Herrmann gab. Auch auf dem Concilium zu Trient erschien er, und erhielt 1555 vom Papst Paul IV. den Cardinalshut, den er aber aus Demuth wieder zurückschickte. Er starb zu Rom 1558, und liegt dort an der Seite Adrians VI. in der Kirche St. Maria de Anima begraben. Unter seinen Schriften wird am höchsten geschätzt: Institutio ad planioram religionis Christianae cognitionem.

Größe, Größenlehre, s. Mathematik.

Gronov (Johann Friedrich), einer der gefeiertesten Humanisten, welcher römische Schriftsteller in ihrer geistigen Gesammtheit tief und scharf auffaßte, und als Kritiker und Ausleger einer der ersten Stellen behauptet, wurde zu Hamburg 1611 geboren. Er studirte zu Altorf, reiste dann durch Holland, England, Frankreich und Italien, ward Professor der Geschichte und Beredsamkeit zu Deventer und Leyden. Gronov starb in letzterer Stadt im Jahr 1671. Seine Ausgaben des Livius, Seneca, Sallust, Plinius, Plautus u. s. w., so wie Comment. de sestertiis, Deventer 1643, Observ. lib. III., IV. cur. Fr. Platuro, Leipzig 1755, werden mit Recht geschätzt, und sind üppig reich an glücklichen Ansichten. — 2) Jakob, Sohn des Vorigen, geb. zu Deventer 1645, durchreiste England und Italien, wurde vom Großherzog von Toskana zu Pisa angestellt, welches er aber 1679 verließ, um den Lehrstuhl seines Vaters in Leyden in Besitz zu nehmen, wo er auch den 21. Oktober 1716 starb. Er war ein guter Philolog, rüstig im Forschen, Sammlen und Streiten; gab des Tacitus, Herodot, Polybius, Pomponius Mela, Cicero, Ammianus Marcellinus Schriften heraus, und ist Verfasser des Thesaurus antiquitatum graecarum. — 3) Lorenz Theodor, Sohn von Johann Friedrich Gronov und Bruder des Vorigen, starb sehr jung, und schrieb: Emdationes Pandectarum, Leyden 1685, 8; Marmorea basis colossi Tib. Caesari erecti ob civitates Asiae restitutas post horrendos terrae tempores, eben daselbst 1697, Fol. — 4) Abraham, ältester Sohn von Jakob, aus Leyden gebürtig, starb daselbst 1775 im 80. Jahre als Universitätsbibliothekar, und ist als Herausgeber des Justin, Pomponius Mela, Claudius Aelianus und Tacitus bekannt. — 5) Johann Friedrich, II. Bruder des Vorigen, als Botaniker bekannt, starb 1760, und hinterließ

Flora Virginica, 2 Thle. Index suppellecitilis lapideae, Leyden 1750, 8. — 6) Lorenz Theodor, Sohn des Vorigen, war Rathsherr zu Leyden und Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften. Er starb 1773, und hinterließ mehrere historische Werke.

Groschen, deutsche silberne Scheidemünze zu 12 Pfennige; aber nur die sächsischen und einige andere mit „320 eine feine Mark" bezeichnete, haben diesen Werth im Conventionsfuß, da die brandenburgischen und andere niederdeutschen $^3/_4$ desselben haben. Die preußischen Groschen sind dem Werthe nach Kreuzer; von ihnen gehen 35 auf einen preußischen Gulden (8 gr.) und 90 auf einen Thaler. Groschen ist überhaupt ein allgemeiner Münzname, der durch den Zusatz bestimmt wird, z. B. Silbergroschen, Kaiser-, Maler-, Weiß-, guter Groschen ꝛc., und in der Münzkunde nennt man alle kleinere Silbermünzen Groschen. Ehemals verstand man darunter alle dicke Pfennige (daher ihr Name), im Gegensatz der Blechmünzen. Die ersten Groschen wurden zu Ende des 13ten Jahrhunderts in Böhmen nach dem französischen Gros Tournois geprägt.

Gros de Tours, ein vormals noch weit schwereres seidenes Gewebe, als es jetzt erscheint. In solchem, mit großen bunten Blumen geziert, prangten bei ihren Festen und Familientagen unsre Ahnenmütter und manchmal auch unsre männlichen Vorfahren. Einst lieferte das meiste die Stadt Tours an der Loire, jetzt nicht mehr, seitdem sie der Hauptversorgungsort der aus Sparsamkeit oder Mißverständnissen mit der Luft, den Familien und der Lebensart des Vaterlandes unzufriedner Britten des Mittelstandes und der ärmeren Klassen geworden sind.

Groß-Admiral, s. Admiral. — Groß-Fürst hießen ehedem die Beherrscher der russischen Monarchie, gegenwärtig bekommen diesen Namen die männlichen Glieder der Dynastie ohne den Kaiser; Großfürstin ist der Titel ihrer weiblichen Glieder ohne die Kaiserin. — Großherr wird der türkische Kaiser genannt, weil er über mehrere kleine Sultane oder souveräne Herren zu gebieten hat. — Groß-Herzog, der vor andern den Rang hat, und zwischen diesen und den Königen mitten inne steht. Diesen Titel führen jetzt die Regenten von Toskana, Baden, Darmstadt, Churhessen wegen Fulda, Weimar, Meklenburg-Schwerin und Strelitz, mit der Anrede königliche Hoheit. Der Herzog von Oldenburg und der König von Dänemark haben den Titel, den ihnen der Congreß zu Wien beilegte, bisher nicht angenommen. — Groß-Hundert heißt im gemeinen Leben eine Zahl von 120, so wie Groß-Tausend eine Zahl von 1200. — Großkreuz heißen diejenigen ersten und vornehmsten Ordensritter, welche unmittelbar auf den Groß-Meister oder das Oberhaupt des Ordens folgen. — Großprior, das Haupt eines Ritterordens in einem Lande, der aber unter dem Großmeister steht. Besonders gebraucht man diese Benennung bei den Malteserrittern, die in Frankreich vor der Revolution 6 Priorate besaßen. Der ehemalige Großprior von Deutschland hieß Johannitermeister durch Deutschland, hatte auf den Reichstagen eine Virilstimme, führte den Titel: Fürst des heiligen römischen Reichs, und wohnte zu Heitersheim. Er verwaltete die Güter des Malteserritterordens in Deutschland, Böhmen, Ungarn und Dänemark; aber Böhmen, Mähren und Oestreich machte ein eigenes Großpriorat der deutschen Zunge aus, das große Einkünfte hatte, und mit dem Obermeisterthum zu Heitersheim nur in geringem Zusammenhange stand. Der Johannitermeister stand unter dem Großmeister zu Malta, dem er alle Jahre gewisse Türkensteuern und Responsgelder lieferte, die man auf 170.000 Gulden berechnete. Auch England hatte vor 1550 einen Großprior dieses Ordens. Der Großprior von Castilien, das Haupt der Zungen von Castilien und Portugal, ist Großkanzler des Johanniterordens (vrgl. den

Artikel). — Großvezier, türk. Wesprathsem, der Generalstatthalter des türkischen Reichs, der unter der Autorität des Sultans dem ganzen Staat vorsteht, und unter Beidrückung des Reichssiegels, welches er deßhalb beständig am Halse trägt, ohne weitere Anfrage, Befehle für das ganze Reich ausfertigt. Der Name Vezier bedeutet eine Stütze, oder den, der eine Last trägt. Neben dem Großvezier sind noch 6 andere, Veziere der Bank oder Kübbe, oder auch nur Veziere genannt, eigentlich Staatsräthe, die Sitz im Diwan haben, auf Befragen des Großveziers ihr Gutachten eröffnen, und die ihnen aufgetragenen Sachen besorgen. Sie erhalten, so wie der Großvezier, vom Sultan das Prädikat Lala, d. i. Vormund oder Pflegevater Veziers der Schulter (Koltuk-Wesyr) sind die obersten Hofbedienten des Sultans, die ihm zur Unterstützung der Schultern und zum Aufstehen dienen.

Groß-Avantur, Groß-Avantur-Gesellschaft, ein kaufmännisches Unternehmen, wenn zwei Personen verschiedene Waaren und Sachen gewagt, oder mit vielem Risiko, über See schicken, wovon die eine die Güter, die andere aber eine Summe Geldes dazu hergiebt, und für diesen Vorschuß sich einen gewissen Vortheil bedingt, wenn die Güter glücklich an den Ort ihrer Bestimmung gelangen, und der Absicht gemäß, zu Gelde gemacht werden, wogegen aber das Geld verloren ist, wenn die Waaren auf der Reise verunglücken.

Groß-Beeren (Treffen bei) am 23. August 1813. Napoleons Operationsplan, nach Aufkündigung des großen Waffenstillstandes im Sommer 1813 war tief durchdacht. Drei Heere sollten die Verbündeten in ihren Stellungen trennen. Das eine rückte nach Böhmen, das zweite nach Schlesien, das dritte nach Berlin. Den Oberbefehl über dieses letztere führte Oudinot; unter ihm befehligten Regnier, Viktor und Bertrand über Baiern, Würtemberger, Sachsen, Hessen-Darmstädter und Franzosen; Arrighi führte die Reiterei an. Das ganze Heer zählte 70.000 Mann, und bestand aus dem 4ten, 7ten und 6ten Armee-Korps und der Division Durutte. Die Bestimmung dieser Streitmassen war, Berlin zu erobern. Die verschiedenen Abtheilungen vereinigten sich am 17. August bei Luckau in der Niederlausitz, überschritten sofort die preuß. sche Gränze, und zogen die Reserve-Kavallerie des Herzogs von Padua am 21. an sich. Der General Girard mit der Besatzung von Magdeburg sollte den Zug Oudinots unterstützen. Ihm entgegen stand als Hüter der Hauptstadt Preußens, Carl Johann, der Kronprinz von Schweden, mit 22.000 Schweden, dem 3. und 4. preußischen Armee-Korps unter Bülow und Tauenzien, und den russ. Divisionen unter Czernitscheff, Woronzow und Winzingerode. Das Herr der Verbündeten, die Nordarmee, dem der Franzosen gleich, wurde noch durch den Landsturm unterstützt. Als der Feind heranrückte, stellte der Kronprinz seine kampfgierigen Schaaren in eine Halbmonds-Stellung. Der äußerste linke Flügel, stand bei Buchholz. Von hier zog sich die Linie über Mittelwalde, Kleinbeeren, Heinersdorf, Blankenfelde und Rühlsdorf bis Belitz und Treuenbrietzen. Hier schlossen sich die Russen bis Jüterbogk an. Am 18. August griffen die Franzosen diese Stellung an. Bertrand, welcher bei Mittelwalde auf Tauenzien stieß, wurde von diesem nachdrücklich zurückgewiesen. Dagegen drang Regnier im Mitteltreffen vor, und warf die Preußen bis hinter Groß Beeren, wo die Verbindung der geschwankten Flügel der Verbündeten Statt fand. Die größte Gefahr drohete der Hauptstadt auf diesem nur 3 Meilen davon entfernten Punkte. Doch die Gefahr war nur vorübergehend. Nicht leicht war der Kampf, den der preußische Muth hier zu bestehen hatte. Grimmiger aber noch als den Feinden wuchs den Vaterlandvertheidi-

gern die Verzweiflung. Sie nahmen eine ſächſiſche Batterie, und griffen raſch die in Groß-Beeren haltenden Feinde an. Ein außerordentlicher Regen, welcher die Gewehre ganz durchnäßt hatte, gab der Entwickelung der Mannskraft rühmliche Gelegenheit. Mit den Bayonnetten und Kolben wurde gefochten, Groß-Beeren genommen, und die darin befindlichen Sachſen niedergemacht oder gefangen. Da half es nichts, daß der Herzog von Padua mit ſeinen Reitern heranſprengte, er wurde zurückgeworfen und verſprengt. Verzweifelt wehrte ſich die Diviſion Durutte, ſie wurde aber überritten und in die Moräſte gejagt. Oudinot zweifelte nicht daran, das Treffen wieder herzuſtellen, und ließ die Reſerven vorrücken. Sie entwickelten ſich ſchnell, wurden aber eben ſo bald von den Schweden und Ruſſen angefallen; ſie verloren Geſchütz und Boden. Jetzt gab Oudinet das Unternehmen auf, und zog ſich mit einem Verluſte von 2000 Gefangenen und 26 Kanonen nach Wittenberg, über 2000 Todte auf dem Schlachtfelde hinterlaſſend. Auch die Preußen hatten ſtarken Verluſt erlitten. Die Bewohner Berlins wetteiferten aber in der Verpflegung der Verwundeten. Girard wurde am 17. Auguſt von dem General Hirſchfeld geſchlagen, und ſo war Berlin alſo gerettet.

Großbritannien, ſ. England.

Großbritanniſche Geſellſchaftsunternehmungen. Kein andres Volk iſt der alten deutſchen Nationalidee, durch vereinte, für einen nützliche Idee entflammte Köpfe, große Dinge zu wirken ſo treu geblieben als die britiſche. Deutſch iſt dieſer Geiſt, er lebte und webte in unſern Gefolgen der kühnen deutſchen Jünglinge, die das Römerreich unterwarfen, und ſogar nach Großbritannien eine Völkerwanderung der kräftigen deutſchen Jugend veranlaßten. So wie unſre Altvordern ihren Nebelhimmel nicht liebten, als ſie den freundlicheren Süden kennen gelernt hatten: ſo wandert auch der Britte gern aus, beſonders wenn ihm der Druck im Vaterlande, ſey er nun finanziell, kirchlich oder politiſch, zu arg wird. Dann warf ſich im 16ten und 17ten Jahrhunderte z. B. eine Anzahl reiche und arme Menſchen, die ſich einander vertrauten, zuſammen, und ſuchten in Nordamerika ein neues, mildes und patriarchaliſch regiertes Vaterland auf. Daher war die ſchnelle Bevölkerung Nordamerika's und die Vertreibung andrer dort angeſiedelter Nationen durch die Kraft der energiſchen Colonien der Britten möglich. Der Himmel wirkt Großes durch entfernte Urſachen, die unſre Geſchichtsforſcher leider gewöhnlich überſehen, wenn ſie etwa vom Volke und nicht von weiſen Regierungen ausgingen. Barbariſche Grundeigenthümer Hochſchottlands, welche die unvorſichtige Parlamentsakte nach 1746 (der Schlacht bei Culloden) wegen Aufhebung des Feudalſyſtems in Hochſchottland zum Vortheile der Lairds, die man fürchtete, und zum Nachtheile der armen Hüttenbewohner, deren Dummheit und phyſiſche Kraft die Lairdsfamilien benutzten, die nur obrigkeitlichem Befehle gehorchten, wenn ſie inſurgirten, vertrieben die alten Heidebauern der Vorzeit mit Eigenthum an der Steinhütte, die ſie bewohnten, und dem Recht der Urbarmachung der Gemeinheit, wenn ſie dazu Muth und Luſt hatten, mit ſtehenden Abgaben, die aber keinen feſten oder wechſelnden Boden zur Pflügung zu benutzen erlaubten, nach der Küſte, und machten ſie dort, napoleoniſch verfahrend, zu Beſitzern von Fiſcher-, Lootſen- oder Matroſenplantagen. Das undiegſamere Alter wanderte aber bei Tauſenden in des Landsmanns Lord Selkirk Colonien im nordweſtlichen Amerika aus. Schon erſchracken die Nordamerikaner vor des Privaten kühner Idee, ſich einen neuen Staat mitten unter den Wilden zu gründen, als den Verwegenen in der Blüthe ſeiner Jahre die Hippe des Todes mähete, und es wird nun darauf ankommen, ob ſeine Wittwe in die Fortführung des genialiſchen Geiſtes des Gatten einzugehen, und die unglücklichen Bergſchotten und Irländer eben ſo, wie jener zu Vereinbarungen Reicher und Armer, ein gegen

die unbeschützte Armuth grausames Vaterland, in zahlreicher Auswanderung aufzugeben, zu ermuntern und hinzureißen versteht. Die Gesetzgebung des viel zu hoch gewürdigten Großbritanniens läßt ihre Armuth zwar nicht verhungern, behandelt sie aber bis zu diesem Ziele nichts weniger als zart. — Gesellschaftsunternehmungen bloßer Kaufleute eroberten ganz Ostindien, bedrohen das Reich der Birmanen, und stürzten vielleicht Chinas Kaiserthum ein Jahrhundert später, oder zwingen solches zu Handelstraktaten, wie sie der abgefeimteste Eigennutz zu ersinnen vermag. — Gesellschaftsunternehmungen benutzten, als Napoleons Sonne sank, die Tausende kühner Abenteurer in dieser und in der französischen Nation, voll wilden Lebensgenusses und idealischer Freiheitsplane, sie sammelten solche in Regimentern, für Colombia, Mexiko, Peru, Chile und Buenos Ayres (man lese die wahre Geschichte ihres Freiheitskampfes, wie sie sich allmählig dem Forscher enthüllt). Diese entschieden den anarchischen Kampf der Freiheitsmänner unter sich, sobald sie keine Spanier mehr zu fürchten hatten. — Jene Gesellschaftsunternehmungen haben den Kampf für die neuen südamerikanischen Staaten mit angeworbenem, im Vaterlande abgedanktem Militär aufs Kräftigste unterstützt, als 1816 der Muth der Amerikaner und die letzten Kräfte Bolivars z. B. zu schwinden anfingen. Diese gemeinschaftlichen Unternehmungen gaben ferner den Insurgenten auf Credit Waffen, Kriegsschiffe, Kriegsmaterial, Monturen und selbst Geld, und haben unstreitig den Freiheitskampf zum Vortheile der Insurrektion vollendet, als sich die neuen Coriolane und Catilina's nur um die Ehre der ersten Magistraturen, und feste, dem Bürgerthum nicht zu abholde Gesetze zu vereinigen vermochten. Jene brittischen Gesellschaften setzten durch Vorschüsse, so wucherisch die Bedingungen auch seyn mögen, die ertrunkenen Bergwerke wieder in Blüthe, geben Vorschuß zu Kanal-, und schnell zu schaffende nützlichen Social- und klimatischen Einrichtungen, und drohen, der neuen Welt eine beneidenswerthe neue Stellung unter den Staaten der civilisirten Erde zu geben. — Darum, so wollte es die Vorsehung, mußte Napoleon fallen, und die freieste Energie des schöpferischen menschlichen Geistes in Tugenden und Excentricitäten sich nach jenseitiger Hemisphäre versetzen. Was Napoleon nicht zu vollbringen vermochte, das scheint, weil er in Europa mit allen Planen fiel, in Amerika wieder hervorzugehen, jedoch in verbesserter und ganz andrer Gestalt. Also durch Großbritanniens Gesellschaftsunternehmungen gegen Willen und erste Absicht der brittischen Regierung scheint jenseit des stillen Oceans christliche Denkfreiheit und Duldung fremder Meinungen in Religion und Politik, eine Colonisation für eine Europa gleiche Bevölkerung sich zu bilden, deren schnellen Bau man kaum wahrnimmt, und schon die unermeßlichsten Folgen für Europa und dessen Regierungen, Verfassungen, Handel und Menschenverkehr berechnen kann.

Großbritannisches Kanalsystem. Bloß England hat 317 verschiedne Kanalgesellschaften, und die Summe, welche für Kanalbauten seit 1792 verwandt wurde, steigt über 200 Millionen Rthlr. hinaus. Diese gewaltigen Wasserbauten umfassen aber nicht das Dockenwesen, d. h. die ganz sichern Kunsthäfen in den alten Fluß-, Bai- und Meerhäfen, welche ebenfalls die ungeheuersten Ausgaben veranlaßten. Alles ist in Letztern bloß auf den Gewinn, und aus äußere Schönheit fast nichts verwandt, wie das sehr recht ist. Auch wäre die Nation der Britten nie zu der spekulativen Größe der gegenwärtigen Zeit gelangt, wenn solche den Kleinigkeitssinn der Italiener besäße, ihre Ersparungen auf Sammlungen verstümmelter Kunstwerke des Alterthums, idealische Bilder von Naturgegenständen, Musikfreuden u. s. w. zu verwenden. Die allgemeinere Tendenz der Nation für das den Zeitgenossen Nützliche Kraft der Volks- und Privaterziehung, so egoistisch solche auch seyn

mag, ſpannt doch die Denkkraft der verſtändigen Mäßigen in dieſem Volke auf gemeinnützige Gegenſtände, die den Verkehr der Völker, ihre höhere moraliſche Bildung durch Bibelgeſellſchaften und Bell-Lancaſter'ſche Schulen befördern ꝛc. Alles iſt auf Größe in dieſem berechnet, ja aufs Gigantiſche des Vermögens Vieler, die zu Einem Zwecke zuſammen wirken. Schon aber erhält jenes ſcheinbar aufs Höchſte getriebene Kanalſyſtem, welches das 3500 Fuß hohe Mittelgebirge zwiſchen Oſt- und Weſtengland durch künſtliche Waſſerfahrten und Hebemaſchinen ſchiffbar machte, eine Modifikation durch die ins Große projektirten Eiſenbahnen, weil ſie wohlfeileren und noch ſchnelleren Transport liefern. Aber man denke ja nicht, daß hier die Gränze der menſchlichen Erfindungskraft im Nützlichen aufgeſtellt worden ſey. Das ungeheure Balkenſchiff aus Canada nach London wird größere Revolutionen veranlaſſen. Ehe man den Nachfolger aus einander legt, wie er zuvor, da er ſehr viele Menſchen und Güter zu faſſen vermag, mit armen Familien und in England koſtbar zu erziehenden Waiſenkindern, beſonders weiblichen Geſchlechts, eine Fahrt nach Auſtralien machen, und dies ſchneller als nach alter Methode zum Heile der Menſchheit bevölkern u. ſ. w.

Großbritanniſche Politik ſeit dem Pariſer Frieden. Das Reſultat deſſelben war Verminderung der Macht Frankreichs in Europa, Verringerung ſeiner Colonien, Auflöſung der abſoluten napoleoniſchen Reichsverfaſſung, und Herſtellung der Bourbons auf dem Thron; augenblicklich war die Seemacht Frankreichs ſehr geſchwächt, und die franzöſiſche Nationalſchuld ſehr vermehrt worden. Die Regierung ſtrebt jetzt ſichtbar, die drückendſten Auflagen zu vermindern, und die den Finanzen ſo nachtheilig gewordenen Kriege zu vermeiden. Die Beibehaltung der Einkommentaxe wünſchte das Miniſterium, mußte aber ſolche wegen des Einfluſſes der Reicheren in beiden Häuſern aufgeben, und aus gleicher Urſache die Baarzahlung der Bank in Golde wieder herſtellen. Die Unabhängigkeit der ſpaniſchen und portugieſiſchen Colonien auf dem feſten Lande in Amerika, wurde indirekt von der Regierung und direkt von Capitaliſten und Kaufherren in England unterſtützt. In den ſehr fehlerhaften Erbfolgen und andern Geſetzen Englands wurde nichts verändert, die Zahl der Grundeigenthümer verminderte ſich daher immer mehr, und die Regierung fuhr fort, das zu dulden. In Hinſicht des Handels gab die Regierung ſolchem immer mehr Freiheit, ſcheinbar im Intereſſe der Ausländer, in der That zum Vortheil des brittiſchen Handels im Ganzen; auch den Colonien gab man manche Handelsfreiheiten. Die Aufhebung der Navigationsakte iſt zum Vortheil der brittiſchen Nation, die bei ihrem durch Reichthum, Macht und Induſtrie beſſer begründeten Wohlſeyn der elenden Baſis der ungleichen Conkurrenz in Frachtſchiffen aus fremden Staaten nach England nicht mehr bedurfte, aber immer noch keine unter ſchwerem Zoll bewilligte Getreideeinfuhr im Bedürfniß der ärmeren Britten, die ihr Brot ſehr theuer kaufen müſſen, erlangt werden können; doch die Bahn iſt gebrochen, und allmählig wird der Handel des reichſten Volks der Erde mit den ärmeren Völkern, welche Getreide übrig haben, d. h. mit Europa ſich liberaler ausbilden. Jetzt nimmt jährlich der Handels- und Waarenverkehr mit Europa immer mehr ab und mit Amerika immer mehr zu. In Liverpool iſt der Verkehr mit Amerika ſchon weit größer als nach Europa. In Europas Continentalangelegenheiten, in der Herſtellung der durch Militärinſurrektion unterbrochenen Ruhe, durch fremde Militärmacht miſchte ſich England keineswegs, wenn es gleich das Princip der nothwendigen Einmiſchung fremder Staaten leugnete. — Noch immer fürchtet das Miniſterium und die Oppoſition die Radikalreformer, welche nichts weniger als auf den Umſturz der Monarchie und Verfaſſung denken, aber allerdings die vielen, in Großbritannien eingeführten Mißbräuche und die Obermacht des Reich

Reichthums über die Eigenthumsloſen im politiſchen Einfluß brechen möchten. Deßwegen wollen ſie eine allgemeinere Volksrepräſentation, Abſchaffung aller Sinekuren und Abgaben, die mehr den großen als den kleinen Erwerb beläſtigen, eine Reduktion der überflüſſigen Einkünfte der vornehmen Hierarchie geiſtlichen Standes, und Verbeſſerung der wirklichen Kirchen- und Schullehrer, Abſchaffung oder Milderung der Zehnten. Wenn nun gleich Canning's Verwaltung nichts weniger als unariſtokratiſch iſt: ſo ſchafft ſie doch allmählig vielen Druck der Meiſtbeerbten ab, und hat dem König Georg dem Vierten dadurch eine Popularität gegeben, die ſeine Vorfahren aus dem Hauſe Braunſchweig bisher entbehrten. Canning verdient den Ruhm des erſten brittiſchen Miniſters, der ſeinen Einfluß dazu benutzte, von der einen Seite Frieden zu erhalten und von der andern, ſeiner Nation einen neuen Abſatz ihrer Induſtrie in den fernſten Weltgegenden zu verſchaffen, in Europa die Grundſätze der heil. Allianz walten zu laſſen, und jenſeit des Oceans nirgends, ſobald dies der Handelsluſt ſeiner Landsleute entgegen ſteht. Statt dort den Bürgerkrieg zu verlängern, vermittelt Großbritannien in Amerika immer mehr Ruhe, und legt hierin mit der Politik der nordamerikaniſchen Freiſtaaten ganz gleiche Grundſätze, indem es von beiden engliſchen Nationen mit einer den Republikanern angenehmen Sanftung redet, und die Auswanderung und Verſetzung mißvergnügter und armer Individuen in allen Theilen Großbritanniens nach den brittiſchen Colonien in allen Welttheilen befördert. — Am auffallendſten iſt, daß England ſich bis zum Ruin in Schulden ſtürzte, um Napoleons Macht auf dem Continent zu brechen, und jetzt, ſeinen Handel und politiſchen Einfluß auf Europa für ſeine Wohlfahrt als Nebenſache mit Recht betrachtet, und folglich vielleicht für ſeinen wahren Nutzen den Kampf wider Frankreichs Revolution niemals hätte beginnen müſſen, wenn Pitt und Caſtlereagh Männer kalten Blutes geweſen wären!

Großbritanniſches oder Brittiſches Reich. Unter dieſem Namen verſtehen wir nicht die europ. Beſitzungen der Inſeln Großbritannien und Ireland, nicht Helgoland, nicht Gibraltar, nicht Malta und die joniſchen Inſeln, denn dieſe ſtehen alle in naher Verbindung mit der Krone, und die Macht der Beamten iſt in dieſen von der Oberbehörde ſehr abhängig. Dies iſt aber ganz anders in den Außenſtaaten der Krone Großbritannien, wo zwar, außer in den Provinzen der oſtindiſchen Handelsgeſellſchaft, die Colonialverwaltung die ſtatthalteriſche Gewalt etwas controllirt, aber das Kronenrecht von Statthalter, ungeachtet der vorbehaltenen ſtrengen Verantwortlichkeit, nicht auszuſchreiten, nur zu häufig willkürlich uſurpirt wird. Manches wagte hier der Stellvertreter, was im Mutterlande König und Miniſter gegen Herkommen und Verfaſſung zu verſuchen ſich nicht erkühnen würden. Solche Mißgriffe der Obrigkeit koſteten der Krone den Verluſt der colonialen Abhängigkeit der nordamerikaniſchen Freiſtaaten; und doch kommen immer von Zeit zu Zeit Thaten vor, die es der Krone und dem Parlamente beweiſen müßten, daß die Aufſicht auf ſo entfernte Beamte nicht ſtreng genug ſeyn kann. Auſtralien iſt die einzige Colonie, wo eine wahre Militärregierung, ohne alle Controlle und Milderung von Seiten der eingeſeſſenen Grundeigenthümer, Statt findet. Dies rührt aber davon her, daß man noch immer dieſe Colonie als eine Verbrecherſtrafanſtalt anſieht, da in anderer Rückſicht die unbeſchränkte Gewaltsvollmacht ſehr zum Beſten der Colonie wirken kann. In den Colonien mit den weiteſten Regierungsvollmachten der Statthalter werden ſie in 5 bis 6 Jahren beſtändig gewechſelt; welches ſowohl bei dem Generalgouverneur in Calcutta, als zu Port Jackſon in Auſtralien der Fall zu ſeyn pflegt. Jene Außenſtaaten ſind; I. Direkt der Krone England unter-

worfene. A. In Nordamerika die Gouvernements Quebek, mit 430.000, York, (Oberkanada), mit 370.000, Neu-Braunschweig, mit 70.000, Neu-Schottland, mit 180.000, und Bermudas, mit 30.000 Einwohnern. B. In Westindien die Gouvernements Jamaika, mit 360.000, Leewards-inseln, mit 105.000, Dominika, mit 26.000, Sainte Lucie, mit 25.000, Barbadoes, mit 82 000, St. Vinzent, mit 76.000, Tabago, mit 18.000, Trinidad, mit 34.000, Bahama, mit 15.000, Muskito, mit 5000, und Honduras, mit 4000 Einw. C. In Südamerika die 3 Colonien Demerary, Berbice und Essequebo, mit 104.000 Einwohn. D. In Afrika das Kapland, mit 120.000, Insel Mauritius, mit 80.000, Sechellen und Amiranten, mit 8000, und Guineakolonien, mit 15.000 Einwohn. E. In Asien die Insel Ceilon, mit 800.000 Einwohn. F. In Australien, mit 70.000 Einw. Zusammen 3.027.000 Einwohnee. II. Unmittelbare Besitzungen der ostindischen Handelsgesellschaft: A. Bengalen, Bahar und Benares, mit 39.000.000 Einw. B. Neue Erwerbungen in Hindostan, die sich bei dem fortgehenden Mediatisations-System des Oberstatthalteramts vermehren, mit 18 000.000 Einw. C. Gurval, Kumaon, mit 500.000 Einw. D. Präsidentschaft Madras, mit 15 000.000 Einw. E. Bombay, mit 2.500.000 Einw. F. Neue Gebiete in Dekan, mit 8.000.000 Einw. G. Colonie Benkoolen auf Sumatra, mit 500.000 Einw. H. Die Insel Prinz Wales, mit 18.000 Einw. I. Die Insel St. Helena, mit 6000 Einw. III. Die der ostindischen Handelsgesellschaft zinsbare Fürsten. A. Der Nizam, mit 10.000.000 Einw. B. Der Raja von Nagpoor, mit 3 000.000 Einw. C. Der Nabob von Oude, mit 3.000.000 Einw. D. Guikowar, mit 2.000.000 Einw. E Rotah, Bondee, Bopaul, mit 1.600.000 Einw. F. Der Raja von Mysore, mit 3.000.000 Einwohn. G. Der Raja von Sattarah, mit 3.000.000 Einwohn. H. Die Raja's von Travancore und Cochin, mit 1.000.000 Einw. I. Die Raja's der Rajsbuten und übrigen kleinen Fürsten, mit 15.000.000 Einw. Total-Summe 127.551.000 Einwohner. Der Generalstatthalter und die Präsidenten haben mehr Macht in ihrem Distrikt, als ihr König und sein Ministerium in England besitzt. Der dem Präsidenten und dem Oberstatthalter zur Seite stehende Rath, der das Civile unter ihm leitet, wird vom ostindischen Hause in London eben sowohl gewählt, als der übrigen Großbeamten Zahl. Leider werden diese Stellen mehr durch Gunst als dem Verdienste ertheilt. Viele der hohen Räthe mit einem Einkommen, dem nur das Gewissen Schranken setzt, waren vormals Residenten. d. h. Civil- und Militairgesandte, wie Roms Proconsules einst an Asiens und Afrika's Könige vom Senat geschickt wurden, die zugleich ein Truppencorps in dem Senat befehligen, oder an der Gränze, wenn der Regent, an dessen Hofe er akkreditirt ist, etwa keine brittischen Truppen auf seines Landes Kosten besoldet, oder der Handelsgesellschaft als Pfänder treuen Bundes-Festungen eingeräumt hat. Gebildet werden diese Männer, immer geborne Britten, im Unterrichtskollegium zu Calkutta und zu Hereford in England, die sich beide einander um ihren Seminarieneinfluß beneiden. Diese Männer sind oft Verwandte oder Begünstigte der hauptsächlichsten Aktieninhaber, deren Aktien jetzt fast eben so fest in Familienhand sitzen, als Grundeigenthum, welches das bisherige Gesetz immer einem Sohne in England als Erben transmitirt. Oft sind dies höchst verdorbne Menschen in Folge vernachlässigter Jugendzucht, ehe sie in das Bildungsinstitut ostindischer Beamten eingeschrieben werden. Schändlich ist der häufige Luxus mancher unwürdigen Söhne Merkurs, oder vornehmer Nachgebornen, die für Justiz, Verwaltung, Diplomatik, Finanz- und Centralstellen in Hereford und Calkutta gebildet werden. Doch wurden auch große Männer hier gezogen, und die Linguistik Ostindiens er-

hält hier die vollkommenſte Weihe. Sie iſt den dortigen Beamten unentbehrlich, wird übrigens dort noch eben ſo mönchiſch, als auf den Hochſchulen Englands ſelbſt betrieben, denn in Schottland ſind die geiſtigen Bildungsanſtalten rationaler, als im eigentlichen England, obgleich viele ſchlechter dotirt. In Hinſicht der orientaliſchen Politik, die auf Eigennutz und Verderbtheit der Menſchen, die man zu ſeinen Zwecken bearbeiten will, berechnet iſt, wird nirgends wohl mehr als in Calkutta, die vornehme Jugend zur Führung der Staatsgewalt einſtudirt, aber leider weckt ihre Leidenſchaft der Reiz der Bajaderen und die Creditgabe der Goldwechsler (Banianen) noch mehr. Doch hat gewiß kein Hof in Europa ſchlauere, aber leider auch willkürliche Diplomaten, als das Bildungsinſtitut in Calkutta geliefert. Vielleicht zu voreilig fürchtet man jetzt in England einmal den Umſturz des Compagniereichs von den Söhnen jener Väter und indiſcher Mütter, die mit orientaliſchen Anſprüchen erzogen, kaſtilianiſchen Geiſt haben mögen, aber da ſie nur in ſehr niedern Aemtern Anſtellung finden können, deſto eifriger darnach ſtreben, die Familien der eingebornen Heiden und Muſelmänner von der Direktion der Diſtriktspachtungen auszuſchließen, die in Oſtindien für die Hindus eben ſo blutſaugeriſch waren, jedoch ein beſſerer Finanzgeiſt jetzt zu beſchneiden ſtrebt. So lang indeß die Compagnieverwaltung in Oſtindien fortdauert, dürfte für die eigentliche Volkserziehung Hindoſtans wenig geſchehen, zumal der heimiſche Chriſtenhaß der Braminen, bei aller brittiſchen Verwaltungsmilde gegen ſie fortdauert. Es war eine Zeit, als die Politik die ſchwache Regierungen des brittiſch-orientaliſchen Reichs zwang, die Heuchler zu ſchonen, die eine Plage ihrer Landsleute ſind, aber ihrer jetzigen Macht wäre es angemeſſen, eine würdigere menſchenfreundlichere Politik zu wählen. Uebrigens hat die ganze Geſchichte der Vorwelt kein ähnliches Beiſpiel eines gewaltigen Unterthanenreichs einer Anzahl Aktionäre (etwa 800), deſſen Staatskalender noch bisher von keinem Statiſtiker anders, als in mageren Zahlenregiſtern benutzt worden iſt, vielleicht aber nächſtens beleuchtet werden dürfte. Kein anderer Staat bezahlt großmüthiger ſeine Diener aller Rangarten, hat mehr beweibtes Militär, und wird doch nicht immer treu bedient. Die Konſulentſchaft der Aktionäre des oſtindiſchen Hauſes in London, gab bei geringerer Beſchäftigung denn die Behörden in Madras, Bombay und Calkutta berichten nicht viel, dem Miniſter Canning das jetzige Gewicht der brittiſchen Handels- und Colonialariſtokratie auf ihn und den ſeinigen auf ſie. Die Macht der brittiſchen Handelsgeſellſchaft, welche 220.000 Mann disciplinirte Truppen unterhält, iſt wohl größer, als diejenige des Römerſtaats in ſeiner glänzendſten Periode. Die Vollendung des Enthronungsſyſtems der mächtigen indiſchen Dynaſtien muſelmänniſchen Glaubens, die bei der Menge der heidniſchen Hindus äußerſt verhaßt waren, und daher verdrängt werden konnten, und Mediatiſation der ſogenannten Tributfürſten, die Ausrundung der großen Präſidentſchaften, die Aufſtellung eines beträchtlichen ſteten Cordons gegen die Seiks um den Indus, gegen die Birmanen, um die Gränzen gegen ſolche zu bewachen, und im Nepaulthale, um gegen die Chineſen ſtets gerüſtet zu ſeyn, und die anſcheinend völlige Unterdrückung der Pindarees im Innern, ſind das große Werk des eben zurückgekehrten Generalgouverneurs. Der Tribut, der von den enklavirten indiſchen Fürſten gezählt wird, iſt indeß mäßig, und bezahlt kaum 40—50.000 Mann, die in feſter Poſition in den Staaten der Tributfürſten ſtehen, und dispenſirt dieſe von der Nothwendigkeit eines eigenen Heeres. Jene auf Koſten des alliirten Staats beſoldete Truppen der Compagnie empfangen von den Reſidenten (Miniſtern bei dieſen Höfen) ihre Befehle, um im Nothfalle jeden neuen Bund wider die mächtige Handelsgeſellſchaft ſo fort zu unter-

drücken. Die innere Regierung haben diese Fürsten ganz. Als die ostindische Handelsgesellschaft ohne Autorisation so kühne Beamten, als ihre Residenten sind, in Indien anstellte, wurde es Pflicht der Selbsterhaltung des Staatenbundes zwischen dem Indus und Ganges für die ostind. Handelsgesellschaft und deren Oberstatthalter, als Direktorium desselben, für Hindostans innere Ruhe zu wachen. Diese ward aber verrückt durch unbekömmliche Allianzen der Verbündeten mit andern Staaten, als der Handelsgesellschaft, oder durch Insurrektion ihrer Unterthanen. Beschweren sich diese über die Ungerechtigkeiten ihrer Regierungen bei der Handelsgesellschaft: so untersucht die Residentschaft den Fall, welche die Beschwerde veranlaßt, und die Entlassung der Behörden wird bei dem Fürsten requirirt, die dieser als Alliirter Statt finden läßt. Eben so regulirt dies Direktorium von seinem Tribunal die Thronansprüche und die Vormundschaften, theilt auch bisweilen ein zu mächtiges Reich unter mehrere Mitglieder der Dynastie. Mehrere gänzlich der Regierung enthobene Familien genießen von der Handelsgesellschaft Pensionen, halten einen Hof und Ehrenwachen und leben unter dem unmittelbaren Schutze der Statthalter frei. Uebrigens ist das brittische Abgabensystem niedriger, als jenes der übrigen indischen Fürsten, deßwegen bevolkert sich ihr Gebiet immer mehr. Die Priestergesellschaft der Hindus ist in hoher Achtung, und bisher den Britten scheinbar zugethan, als Feindin des Islams. Die Garnisonen der Regimenter wechseln flißig. Die alten Monopole schafft die Handelsgesellschaft immer mehr ab, und vermehrt die Handels- und Industriefreiheit der Eingebornen. Es scheint daher das Reich der Britten am Ganges nicht leicht umgestoßen werden zu können. Die englische Regierung selbst regiert die Insel Ceylon völlig nach gleichen Grundsätzen, und erfährt dort jetzt ebenfalls keinen großen Widerstand mehr. Alle Kolonien, welche die Krone selbst verwalten läßt, kosten jährlich einen sehr ansehnlichen Zuschuß, nur Ostindien, das die Handelsgesellschaft nach brittischen Gesetzen selbst verwaltet, kostet der Krone nichts. — Es hat aber die Handelsgesellschaft 50 bis 1000 Mill. Pfd. Sterling Schulden, an ihre Beamte und an die reichen indische Unterthanen, in Folge der beständigen kostbaren Kriege, welche erst seit zwei Jahren ganz aufgehört haben. Von dem Detail der verwickelten indischen Verwaltung ist man selbst in Großbritannien nicht vollkommen unterrichtet.

Groß-Görschen (Schlacht bei), am 1.—2. Mai 1813, s. Lützen.

Groß-Griechenland, s. Griechenland.

Groß-Jägerndorf (Schlacht bei), am 30. August 1757. Die Feinde Friedrichs II., durch die Schlacht bei Prag (6. Mai 1757) vorsichtig gemacht, erhoben sich nach der Preußen Niederlage bei Collin (18. Juni 1757) mit erneuter Zuversicht. Russen rückten in Preußen, Franzosen in Westphalen ein; ein zweites französisches Heer unter dem Prinzen Soubise vereinigte sich mit dem Reichs-Contingente, und drang in Sachsen vor. Friedrich, obgleich aus allen Provinzen seines Reichs kraftthätig unterstützt, konnte so vielen Gegnern unmöglich zugleich in den Weg treten. Die geringste Vorstellung hatte er von der Taktik der Russen, darum stellte er diesen nur ein Corps von 22.000 Mann entgegen. Den Oberbefehl gab er dem Feldmarschall Lehwald. Die Russen unter dem Fürsten Apraxin gingen über die Memel, bemächtigten sich der Stadt gleiches Namens, sammelten sich hierauf an dem rechten Ufer des Ruß, der sich ins kurische Haff ergießt, und zählten allein über 80.000 Mann reguläre Truppen, ohne die Tausende von Kosaken und Kalmucken, welche im Lande herumschwärmten. Apraxin sollte Preußen erobern. Ob nun gleich seine Bewegungen schwerfällig und planlos waren, so befahl doch Friedrich, ihn zuerst anzugreifen und aus dem Lande zu jagen. Lehwald stellte sich bei Groß-Jägerndorf in dem Bezirke Insterburg in Ost-

preußen auf, wo er auf dem rechten Ufer des Pregels sich hinter einem dichten Walde lagerte. Obgleich Lehwald oft Proben seiner Tapferkeit abgelegt hatte, so traute der König doch seinen Kenntnissen nicht, und sandte ihm seinen Adjudanten, den Major von Golz, als Rathgeber. Lehwald achtete sich klug genug, und gab ihm kein Gehör. Apraxin griff die Preußen am 31. August 1757 in ihrer Stellung bei Groß-Jägerndorf an. Die Ueberlegenheit der Letzteren bestand einzig in der Pünktlichkeit der Ausführung eines entworfenen Planes; denn an Mannszahl standen sie dem Feinde dreifach nach. Aber Lehwalds Anordnung war fehlerhaft. Der Angriff seiner Leute wurde durch einen Mißverstand falsch gerichtet. Während man sich nun bemühete, das Versehen gut zu machen, gewannen die Russen Zeit, für sich eine zweckmäßigere Stellung zu nehmen, und Lehwalds Plan zu vereiteln. Das Unglück wollte, daß eine zweite Direktion falsch genommen wurde, so daß das zweite preußische Treffen, durch den Pulverdampf getäuscht, auf das erste feuerte. Die natürliche Folge war eine Auflösung der Linien. Doch selbst bei dem Rückzuge bewiesen die Soldaten Friedrichs eine rühmliche Ruhe. Er wurde in Ordnung angetreten und bewerkstelligt, so daß das Heer keine Niederlage erlitt. Als Golz die Schlacht verloren sah, gerieth er in Verzweiflung und erschoß sich, oder er stürzte sich unter die Feinde, und wurde von einer Kanonen-Kugel getödtet. Apraxin benutzte den leichterrungenen Sieg schlecht; er zog sich eilends über den Pregel zurück und hielt bloß Memel besetzt, und die Preußen konnten sich Glück wünschen, in einer verlornen Schlacht gewonnen zuhaben, was sie nur durch eine gewonnene hätten hoffen können.

Großmann (Gustav Friedrich Wilhelm), geboren zu Berlin 1746, starb 1796. Nachdem er sich aus eigner Kraft und eignen Mitteln zum Legationssekretär des preußischen Gesandten zu Danzig geschwungen hatte, bestimmte ihn Lessings Umgang für die Schaubühne und dramatische Dichtung. Hier machte er sehr glänzende Fortschritte. 1774 trat er zur damals ausgezeichneten Seilerischen Gesellschaft in Gotha; darauf übernahm er die Direktion des Hoftheaters in Bonn; 1783 die von Mainz und Frankfurt; endlich die von Bremen und Hannover. Ein von ihm geschriebenes Stück: „Wer wird sie bekommen?" worin er allzuschneidend persönliche Anzüglichkeiten herausstellte, beraubte ihn auf 6 Monate seiner Freiheit, worauf er in eine Art von Wahnsinn verfiel und starb. Sein Verdienst als Schauspieler und Direktor ist größer, als sein dichterisches, obschon seine „sechs Schüssein" ein sehr achtbares dramatisches Gemälde liefern.

Großwarbein, feste bischöfliche Stadt in der ungarischen Gespanschaft Bihar, am Koröscher, mit 5000 Einw., meistens Magyaren, Walachen und Deutschen, einer katholischen Cathedrale (in der König Sigismund begraben liegt, nach dessen Verordnung hier unaufhörlich Psalmen und Lieder gesungen werden), einer unirten und einer reformirten Kirche, Klöster der barmherzigen Brüder, Prämonstratenser und Ursulinerinnen; Sitz eines katholischen und unirten Bischofs und eines griechischen Protopopen, Akademie, Archigymnasium, Normalschule, adeliches Convikt; Fabrik von der in der Biharer Gespanschaft gewonnenen Seide, starker Weinbau, Handel, warme Bäder (19—20° Wärme), Bruch von aschgrauem Marmor mit röthlichen Flecken. Von der Stadt liegt abgesondert Neuwarbein.

Grotius, oder van Groot (Hugo), stammte aus einer edeln Familie, und wurde zu Delft 1583 geboren. Die Natur hatte ihn, so sehr als irgend einen ihrer Lieblinge, mit ihren schönsten und seltensten Gaben ausgestattet. Seine schöne Gestalt, seine einnehmende Gesichtsbildung und die Anmuth, welche über sein ganzes Wesen verbreitet war, entsprachen vollkommen der innern Schönheit seiner Seele, so wie sein sanftes, treffliches

Herz mit seinem großen, Alles umfassenden Verstande stets in dem schönsten harmonischen Einklange stand. Eine sehr zweckmäßige Erziehung hatte frühzeitig seine außerordentliche Talente auf das Glücklichste entwickelt. Kaum acht Jahre alt, dichtete er in lateinischer Sprache schöne Verse, und in seinem vierzehnten Jahre vertheidigte er öffentlich Theses über Mathematik, Philosophie und Rechtsgelehrsamkeit, und sah sich mit dem lautesten Beifall begrüßt. 1598 begleitete er den berühmten Staatspensionär von Barneveldt (s. d. Art.) auf seiner Gesandtschaftsreise nach Paris, und der erst angehende Jüngling von 17 Jahren hatte allda schon das Glück, die Aufmerksamkeit des großen Heinrichs IV. auf sich zu ziehen; denn im Erstaunen über die großen Geistesvorzüge, die der junge Grotius vor ihm in einer lateinischen Rede gezeigt hatte, rief dieser Monarch aus: Siehe da Hollands Wunder! Nach seiner Rückkehr nach Holland trat er als Sachwalter auf, ward einige Zeit darauf zum General-Advokaten ernannt, und bald nachher zu dem damals in Holland, sehr bedeutenden Posten eines Syndikus von Rotterdam erhoben. Aus Liebe zu seinem Freunde Barneveldt ward Grotius in die, zwischen den Arminianeen und Gommaristen entstandenen Streitigkeiten verwickelt. Um seine geheimen Vergrößerungsplane auszuführen, hatte Prinz Moritz sich an die Spitze der Gommaristen gestellt. Barneveldt wurde verhaftet; das Haupt der Patrioten fiel auf dem Schaffot, und Grotius wurde zu lebenslänglichem Gefängniß auf dem Schloß Löwenstein verurtheilt. Die List seiner Gattin verschaffte ihm die Freiheit. Oefters hatte diese ihm schon große Kisten mit Büchern angefüllt in das Gefängniß geschickt, gegen welche Grotius gewöhnlich eben so viele wieder zurücksandte. Sehr genau durchsuchten jedesmal die Wachen genau diese Kisten; da sie aber stets nichts als Bücher und abermal Bücher darin fanden; so wurden sie des zwecklosen Bücherdurchwühlens bald müde, und ließen nun die ihnen schon bekannten Kisten undurchsucht hin und her passiren. Jetzt schloß sich der Gefangene in eine solche leer gemachte Kiste ein, und entkam auf diese Art glücklich den Händen seiner Feinde. Anfänglich durchreiste er die spanischen Niederlande, und ging hierauf nach Frankreich. Wo er hinkam, fand er Gönner, Freunde und Verehrer, und Ludwig XIII. setzte ihm einen Jahrgehalt von 3000 Livres aus, den er aber durch die Feindschaft des Kardinals Richelieu bald wieder verlor. Die jeder schönen Seele eigene Anhänglichkeit an den heimischen Boden machte jedoch, daß er sein, obschon undankbares Vaterland so leicht noch nicht vergessen konnte, und da Prinz Moritz indessen gestorben war, so ging er wieder nach Holland zurück. Aber mit dem Tode des Prinzen war der politische und religiöse Faktionsgeist, welcher die Gemüther der Niederländer jahrelang gegen einander erbittert hatte, noch nicht erloschen. Auch schon halb erstickte Leidenschaften werden durch Rückerinnerung nicht selten auf das Neue wieder entflammt, und so fand es Grotius bald für rathsam, sein Vaterland wieder zu verlassen. Nun ging er nach Hamburg. Während seines dasigen Aufenthalts erhielt er von mehreren Monarchen, wie den Königen von Spanien, von Polen, von Dänemark, die freundlichsten Einladungen, in ihre Staaten zu ziehen, welche er aber alle ausschlug, und endlich dem Rufe des schwedischen Kanzlers Oxenstierna nach Stockholm folgte. Des großen Gustav Adolphs Tochter saß damals auf dem schwedischen Thron. Liebe zu soliden Wissenschaften und hohe Werthschätzung des verdienstvollen, wirklichen Gelehrten waren bekanntlich hervorstechende Züge in dem Karakter dieser Fürstin. Mit offenen Armen nahm Christine den edlen Verbannten auf, ernannte ihn zum Geheimen Rathe, und bald darauf zu ihrem bevollmächtigten Minister in Paris. Diese Wahl mißfiel dem Kardinal Richelieu, der ungern einen Mann zurückkehren sah, dem

man auf eine unwürdige Weise ein Asyl in Frankreich versagt hatte; allein Oxenstierna wollte keinen Andern ernennen, und so erschien Grotius im März 1635 in Paris. Elf Jahre bekleidete er diese Würde auf eine Art, welche das große Zutrauen der Monarchin zu ihm vollkommen rechtfertigte. Aber für Grotius waren Würden und Ehrenstellen nicht das höchste Gut. Sein Geist sehnte sich nach etwas Höherem. „Für mich ist," schrieb er von Paris an seinen Vater, „ein stilles ruhiges Leben weit anziehender, als das Geräusch der Höfe und das Getümmel der Welt. Mein sehnlichster Wunsch ist, von Geschäften entfesselt, mich bloß mit Gott zu beschäftigen, und dann der Nachwelt noch einige nützliche Werke hinterlassen zu können." Um diesen heißen Wunsch seines Herzens zu befriedigen, entschloß er sich zu einer Reise nach Stockholm, die Königin um seine Entlassung zu bitten. Sein Weg ging über Holland, wo sich inzwischen die Sache bedeutend geändert hatte. Er wurde in Amsterdam mit außerordentlichen Ehrenbezeigungen empfangen; denn man bereuete es jetzt, den Mann, der die Ehre seines Vaterlandes war, aus demselben verbannt zu haben. Ungern willigte Christine in sein Verlangen, gab jedoch seinen wiederholten Bitten nach, und entließ ihn, überhäuft mit allen Merkmalen ihrer Gnade und innigsten Hochachtung. Grotius wollte nun in seinem Vaterlande sich in die Einsamkeit zurückziehen; doch der Tod überraschte ihn auf seiner Rückreise in Rostock 1648, zwar in dem 65. Jahre seines Lebens, aber dennoch viel zu frühe für die Wissenschaften, für seine Zeitgenossen und die Nachwelt. Seine entseelte Hülle wurde nach Delft, seiner Vaterstadt, gebracht, die ihm 100 Jahre nachher ein prächtiges Monument errichten, und Denkmünzen prägen ließ mit der — etwas übertriebenen — Inschrift: „Hugo Grotius, dem Phönix seines Vaterlandes, dem Orakel von Delft, dem großen Geist, dessen Licht die ganze Welt erleuchtet." Indessen war dieser ausgezeichnete Mann, der die seltenste Ueberlegenheit des Geistes, veredelt durch die seltenste Reinheit des Gemüthes, in allen Verhältnissen seines Lebens entfaltete, unstreitig eine der größten Zierden des 17ten Jahrhunderts. Er war nicht nur ein, alle Zweige des Rechts, so wie das ganze Gebiet der Politik umfassender Jurist und vollendeter Diplomat, sondern er war auch ein scharfsinniger Philosoph, gründlicher Theolog, glücklicher Dichter und trefflicher Geschichtschreiber, und in dieser letztern Eigenschaft wird er rücksichtlich des gedrängten, kraftvollen und energischen Styls, in welchem seine historischen Schriften geschrieben sind, Roms größtem Geschichtschreiber, einem Tacitus, an die Seite gesetzt. Seine humanistischen Arbeiten behaupten fortwährend ihren Werth; der eigenthümliche Geist des Schriftstellers hat er tief und richtig aufgefaßt; seine Erläuterung ist treffend und gedrängt, die Kritik angemessen und meist gelungen; seine metrischen Uebersetzungen griech. Dichter haben poetisches Verdienst bei nicht geringer Treue. Von allen seinen Schriften hat man Uebersetzungen in mehreren Sprachen, und sein Buch „von den Wahrheiten der christlichen Religion" ward nebst dem, daß es in das Französische, Deutsche und Englische überging, auch noch in das Neugriechische, Arabische und Persische übersetzt. Auch seine exegetischen Schriften über die Bibel haben Epoche gemacht. — Bei einem wahrhaft genialischen Kopfe, bei außerordentlichen, ganz ungewöhnlichen, intellektuellen Kräften, und bei einem ungeheueren Schatz von wissenschaftlichen Kenntnissen und Erfahrungen, blieben Verstand und Herz bei ihm stets unverdorben, und von jeder Anwandlung des Stolzes, von jedem philosophischen Eigendünkel unendlich weit entfernt. Aber eben so unwillig trug auch sein stets freier Geist die Fesseln irgend eines Systems, und sein tiefer mit dem reinsten Willen unzertrennlich gepaarter Sinn wußte das Gute und Schöne, wo er es fand, zu erkennen und zu schätzen. Sein

Werk: De jure belli et pacis, welches zuerst 1625 erschien, hat den Grund zu einer neuen Wissenschaft, des Natur-, Staats- und Völkerrechts gelegt, und sich — wie fast alle seine übrigen Werke — bis jetzt in Ansehn und Achtung erhalten. Vergl. Hugo Grotius nach seinen Schicksalen und Schriften, dargestellt von H. Luden, Berlin 1806. 8vo.

Grotte, eine natürliche und künstliche Höhle in einem Berge, oder mit solcher Anlage, daß sie, wenn sie künstlich angelegt worden, Kühlung gewährt. S. Höhle.

Grotesk. Grotesken, in Hinsicht der Malerei, nennt man eine besondere und seltsame Gattung malerischer Verzierungen. Sie bestehen aus kleinen Figuren von Menschen und Thieren mit Blumen und Laubwerk durchflochten. Die Römer brachten in ihren Zimmern und Grotten den Moresken oder Arabesken (vergl. d. Art.) ähnliche Verzierungen an, vermischten sie mit Genien, Menschen und Thieren, und nannten sie Grotesken. Diese ganze Erfindung soll eine Nachahmung der persischen Teppiche gewesen seyn. Zu Einfassungen und Borduren werden sie noch heut zu Tage angewandt. Durch ihre Mischung, welche stets etwas Phantastisches hat, ist der Kunstausdeuck Grotesk in alle Künste übergegangen, und nicht selten pflegt man damit das Ueberladene und Lächerliche zu bezeichnen, woher so dann der Auedruck grotesk-komisch entstanden ist. In dee Dramaturgie gränzt das Groteske-Komische mit der Buffonerie zusammen, und man hat sehr unrecht, wenn man geradezu und immer es als etwas Abgeschmacktes verwerfen will; denn wo es mit Geist und Witz behandelt wird, bietet ja selbst die Satyre der Komik schwesterlich die Hand, um durch das umgekehrte Ideal für das Ideal zu wirken.

Grube, jedes Berggebäude oder jede zur Herausschaffung der Erze in einem Berg gemachte Oeffnung, sie sey Stollen oder Schacht; in engerer Bedeutung ein Schacht; 2) in gegossenem Metallgeräthe diejenigen fehlerhaften Stellen, welche man auch Gallen nennt.

Grubenbau, Bergbau unter der Erde. Er beschäftiget sich damit, die Erze, die Steinkohlen, das Steinsalz u. s. w. aufzufinden, und zu Tage zu fördern. Es erfodert also der Grubenbau nicht nur Kenntnisse und Geschicklichkeit, die Mineralien aus der Erde zu bringen, sondern er setzt auch Kenntnisse ihrer Geburtsstätte voraus. Die meisten Erze, der Hauptgegenstand des Bergbaues, findet man in Ganggebirgen, welche diesen Namen von den Gängen, Spalten oder Klüften haben, die in verschiedenen Richtungen die Masse der Gebirge durchschneiden. Weniger reich an Erz sind die Flötzgebirge, in welchen die Mineralien in horizontalen Schichten liegen. — Zur Auflösung der Gesteine und Erze bedient man sich des Feuers, des Schießpulvers, oder des Schlegels und Eisens (Fimmel, Fäustel). Durch das Feuer (Feuersetzen) wird das Gestein mürde, und kann dann leichter losgebrochen werden; mit dem Pulver sprenget man große Steinmassen, die man nicht ohne großen Zeitverlust, mit dem Fimmel und anderen Werkzeugen zermalmen kann. — Zu einem Bergwerke macht man nicht nue mehrere Gruben, sondern auch verschiedene Oeffnungen. Die senkrechten, meistens viereckigen Löcher, die vom Tage, d. i. von der Dammerde bis zue Grube gemacht werden, heißen Schächte; die horizontalen Gänge, die von außen in den Berg führen, Stollen. Bei allen diesen Arbeiten muß man auch immer dahin sehen, daß der Einsturz der Gruben verhindert werde. Diese Gefahr sucht man theils dadurch, daß man die Erze und Gesteine mit Vorsicht bricht, die Gruben wölbet, und nöthige Pfeiler (Bergfesten) stehen läßt, theils aber auch durch Vorzimmern mit Holz und Steinen zu verhindern. — Nicht selten verursacht das, durch Klüfte und Ritzen der Berge in die Gruben dringende Wasser große Beschwerden,

und überschwemmt (ersäuft) oft ganze Bergwerke, wenn es nicht herausgeschafft (gewältiget) werden kann. Die Gewältigung geschiehet durch Wasserleitungen (Stollen), durch Kübel mit einem Haspel und durch Pumpwerke, welche durch Pferde, Wasser, Wind oder Feuer getrieben werden. Noch anderer Maschine, z. B. Blasebälge, Windladen ꝛc. bedarf man bei manchen Gruben, um die unreinen Dünsten (böse Wetter), die den Bergleuten bisweilen schwerlich und gefährlich sind, herauszuschaffen. Das in den Gruben gewonnene Erz und das Gestein wird vermittelst der Kübel mit Haspeln durch den Schacht zu Tage gefördert.

Gruber (Georg Maximilian), Professor der Diplomatik zu Wien, geb. zu Horn in Oesterreich unter der Ens, den 7. Aug. 1739, trat 1755 in den geistlichen Stand, lehrte zu Wien Universalgeschichte und Geographie an der Ritterakademie, und von 1788 an auch an der Universität, und starb daselbst den 20. April 1799. Vorzügliche Schriften: Abriß akadem. Vorlesungen über die synchronistische Universalhistorie, Wien 1777, 2 Th. 8.; Lehrsystem einer allgemeinen Diplomatik, ebend. 1783, 3 Th. 8., und Auszug 1784, 1789.

Grübel (Joh. Conr.), geb. 1736 zu Nürnberg, Sohn eines Flaschners daselbst, verfertigte in seiner Jugend mancherlei mechanische Arbeiten, welche zu ihrer Zeit geschätzt wurden. Seine Berühmtheit erlangte er aber durch seine Gedichte in Nürnberger Mundart (4 Bde. 1789—1812, der letzte Band herausgegeben von Dr. Osterhausen und Witschel), durch welche er eine herrliche Geistesverwandtschaft mit seinem wackern Landsmann, Hans Sachs, an den Tag legte. Nach einem geräuschlosen, bürgerlich einfachen Lebenswandel starb er 1809. Seine Gedichte tragen das Gepräge seines durchaus geraden, von schlichtem Verstande und trefflichen Grundsätzen geleiteten Charakters an sich. Das bürgerliche Leben, in seinen verschiedenen Verzweigungen, Berührungen und Wirkungen, ist der Gegenstand seiner Dichtungen, denen er einen überraschenden Humor zur Grundlage gab. Sein oft breiter Dialekt schadet in seiner Dichtung nichts; in dem Sylbenmaße variirt er häufig.

Grüner Donnerstag, s. Donnerstag.

Grünspan, ein durch Essigsäure zerrissenes Kupferoxyde. Ein guter Grünspan muß trocken seyn, eine lebhafte grüne Farbe besitzen, nicht schwarz oder weiß gefleckt seyn, und sich ziemlich in destillirtem Essig auflösen lassen, und damit krystallisirten Grünspan geben. Der Grünspan ist, nach Proust's Untersuchung, ein essigsaures Kupfer mit überflüssigem Kupferoxyd, auch enthält er gewöhnliche etwas metallisches Kupfer und verschiedene Unreinigkeiten. Man bereitet ihn vorzüglich häufig in Frankreich, doch auch an verschiedenen Orten in Deutschland, am gewöhnlichsten aus Weintrestern und Kupfer.

Grünstadt in Rheinbaiern, am Fuße der Fortsetzung des Haartgebirges gelegen, ist ein heiteres Landstädtchen, von einem Obsthaine umgeben, mit 3200 Einwohnern. Es ist der Hauptort eines Cantons und hat ein Progymnasium. Grünstadt war vor der Revolution die Residenz der Grafen von Leiningen-Westerburg, in deren ehemaligem Schloß sich nun eine blühende Steingutfabrik befindet. Die Trautwein'sche Baumwolldruckerei, von bedeutendem Umfange, hat durch die neuern Zeitumstände sehr gelitten. Sowohl Leinen- als Baumwollzeuge werden darin sehr dauerhaft und geschmackvoll gedruckt. Grünstadt ist der Geburtsort des berühmten Malers Holbein; auch Seekatz ist darin geboren, so wie der junge talentvolle Maler J. Schlesiner.

Grüßen oder Begrüßung, die durch Sitte, Gewohnheit oder stillschweigende Uebereinkunft gewöhnlich gewordenen Zeichen, Andern im Um-

gance seine Achtung, Liebe, Ergebenheit oder Wohlwollen zu erkennen zu geben. Sobald die Menschen aus dem rohen Naturzustand herausgetreten waren, und sich zu kleinern oder größern Gesellschaften vereinigten, erfanden sie Grüße. Unser deutsches Wort Gruß, Grüßen, kommt von dem Plattdeutschen Gröten, groß machen, her. Also: Gott grüße dich! heißt: Gott mache dich groß (beglücke, segne dich)! Obgleich der Zweck der Begrüßungen überall derselbe ist, so herrscht doch darin eine große Verschiedenheit. Hier bestehet die Begrüßung bloß in gewissen Geberden, dort fügt man diesen stummen Zeichen der Ehrerbietung und Liebe noch eine ausdrückliche Versicherung dieser Gesinnung oder Wunschformel bei. Die Verschiedenheit gehet oft so weit, daß das, was bei einem Volke als Höflichkeitsbezeugung, als vorzügliche Artigkeit gilt, bei einem andern für ein Merkmal der Ungeschliffenheit und Grobheit gehalten wird. Schon bei den in Europa üblichen Begrüßungen findet eine auffallende Verschiedenheit Statt. Wenn man es in den meisten deutschen Ländern für eine Pflicht des Anstandes hielt, und zum Theil noch dafür ansieht, Damen die Hand zu küssen, so gilt dieser Handkuß in Italien für ein Zeichen der Vertraulichkeit, die sich nur die nächsten Freunde erlauben dürfen; dagegen lassen sich die russischen Damen nicht die Hand, sondern die Stirn küssen, und würden sich durch Unterlassung dieser Sitte oder durch den Handkuß beleidigt fühlen. Statt der in dem protestantischen Deutschland üblichen Grußformeln: Guten Morgen! Ihr Diener! u. s. w. grüßt der katholische Bewohner Deutschlands mit dem vom Papst Benedikt dem Dreizehnten im Jahre 1728 empfohlnen katholischen Bundesgruß: Gelobt sey Jesus Christus! welcher mit dem Gegengruß: In Ewigkeit Amen! erwidert wird. Der Bergmann ruft dem Bergmanne zu: Glück auf! Fast bei allen Völkern gelten wechselseitige Berührungen als Ausdruck freundschaftlicher Gesinnungen. Händedruck, Umarmung und Kuß sind auch bei nicht-europäischen Völkern Zeichen der Achtung und Liebe. Aber einige europäische Völker berühren auch noch andere Theile des Körpers bei der Grüßung. Ueber die militärische Begrüßung s. Salutiren.

Grumbach (Wilhelm v.), ein fränkischer Reichsritter, hauste im 16ten Jahrhundert mörderisch in dem Gebiete des Bischofs von Würzburg, den Grumbach zuerst förmlich befehdete, dann gar in seiner Residenz erschießen ließ. Das Kammergericht sprach die Acht über den Mörder aus, sie konnte aber nicht sogleich vollzogen werden, weil Grumbachs Anhang noch immer sehr groß war und noch viel größer vermuthet wurde, da Grumbach sich merken ließ, er stehe mit einem ansehnlichen Theile der Reichs-Ritterschaft und mit den Franzosen in einem geheimen Bunde. Als er indessen die Gefahr herannahen sah, flüchtete er zu dem ältesten Sohne des unglücklichen Churfürsten Johann Friedrich nach Gotha, einem Prinzen von schwachem Verstande, der des Moritzens Bruder August nicht vergeben konnte, daß er ein Land besitze, welches eigenthümlich ihm gehörte. Es kostete dem schlauen Grumbach gar nicht viel Kunst, ihn bei dieser schwachen Seite zu fassen; er bemächtigte sich seiner ganz, spiegelte ihm wundersüße Hoffnungen vor, wie er ihm zu seinem Churfürstenthum wieder verhelfen könnte, wie alle Protestanten die Gelegenheit ergreifen würden, diese Handlung der Gerechtigkeit zu fördern, und wie selbst der König von Frankreich bereit sey, die Sache kräftig zu unterstützen; ja wie schon Alles unter den Protestanten verabredet sey, ihn nach erlangtem Churfürstenthume zum Kaiser auszurufen. Der junge Herzog überließ sich diesen süßen Träumen um so leichter, da es Grumbachen gelang, die Täuschung durch allerhand astrologische Gaukeleien, wie sie damals im Schwunge waren, zu erhöhen, ja selbst den Kanzler Brück, des Herzogs vertrauten Rath, für sich zu gewinnen. Und so ging der schwache Mann, seinen falschen Freunden und den

Sternen vertrauend, einem Unglück entgegen, gegen welches das Schicksal seines Vaters noch beneidenswerth gewesen war. Vom nächsten Reichstage aus (1560) erhielt er den Befehl, den geächteten Grumbach von sich zu entlassen, wenn er nicht für dessen Mitschuldigen angesehen seyn und mit ihm in gleiche Strafe verfallen wolle. Diesem Befehl folgten noch mehrere freundschaftliche Ermahnungen, gegen welche aber der Herzog immer taub blieb, weil seine Vertrauten ihm vorstellten, die Drohungen, daß er von Land und Leuten gejagt werden könne, seyen erdichtet, und um eines alten Mannes willen, wie Grumbach, werde der Kaiser, der doch wohl genug mit den Türken zu thun habe, keinen Mann marschiren lassen. Indessen wurden auf dem Reichstage zu Augsburg die Vollstrecker der Acht wirklich vom Kaiser ernannt, und auch diese foderten den Herzog noch einmal in Güte auf, den geächteten Grumbach und seine Mitschuldigen, die Ritter Wilhelm von Stein und Ernst von Mandelsloh, auszuliefern: aber umsonst. Johann Friedrich weigerte sich dessen durchaus, schrieb eine lange Rechtfertigung seines Betragens; dem Churfürsten August aber warf er in einem dritten Briefe seine Unredlichkeit vor, und fragte ihn, ob er noch nicht zufrieden sey, ihm sein rechtmäßiges Erbe entrissen zu haben, und ob er auch etwa die wenigen Brocken noch verlange, die ihm sein Bruder Moritz noch übrig lassen müssen. Ja er maßte sich in seinen Schriften noch immer den churfürstlichen Titel und das ehemalige Wappen an. Endlich, nach langen fruchtlosen Auffoderungen, kam die Reichsexekutionsarmee an. Ihr Führer war der Churfürst August von Sachsen. Er foderte des Herzogs Bruder, Johann Wilhelm, auf, seines Bruders böse Sache zu verlassen, welches derselbe auch that. Darauf berennte er Gotha am Christabend 1566, fand aber tapfern Widerstand, und mußte während des ganzen Winters vor der Stadt liegen bleiben. Die Besatzung, selbst unzufrieden mit dem Kriege, drang endlich selber in den Herzog, Grumbachen und den Kanzler Brück auszuliefern, und da er nicht drein willigen wollte, bemächtigten sie sich beider Personen von freien Stücken, setzten sie auf das Rathhaus in Verwahrung und öffneten dem Churfürsten die Thore (13. April 1567). Der unglückliche Herzog ward hierauf, als Rebell, seiner Güter und seiner Freiheit verlustig erklärt und nach Wien gebracht. Hier ward er auf einem offenen Wagen, mit einem Strohhut auf dem Kopfe, wie im Triumph, durch die Straßen gefahren und dann nach Presburg geschickt. Späterhin kam er wieder nach Wienerisch-Neustadt zurück, und von da ward er nach Steyer in Oberösterreich gebracht, wo er nach 23jährigem Gefängnisse 1595 gestorben ist. Alle Fürbitten für seine Lossprechung waren vergeblich; nur seiner treuen Gemahlin Elisabeth, einer Tochter Friedrichs III. von der Pfalz, konnte man die Bitte nicht versagen, sein Unglück mit ihm zu theilen. Sie reisete ihm im Jahr 1572 nach, und blieb bei ihm in der Gefangenschaft bis an ihren Tod, der ein Jahr vor dem seinigen erfolgte. Das kleine Herzogthum fiel an seinen Bruder Johann Wilhelm. Grumbachs und Brücks Schicksal war noch viel härter. Man erkennt darin noch den rohen Charakter des Zeitalters. In dem Urtheil, welches deßhalb publizirt wurde, hieß es: sie hätten für ihr rebellisches Unternehmen eine sehr ernstliche Strafe verdient; jedoch wolle der Churfürst aus angedorner Güte den Richterspruch dahin mildern, daß sie nur geviertheilt würden. Dies geschah, nachdem Beide erst ein peinliches Verhör auf der Folter ausgestanden, wobei der Schmerz ihnen jedes verlangte Bekenntniß abgepreßt hatte. Indem die Pferde an Grumbachs Gliedern zogen, schlitzte der Scharfrichter dem Unglücklichen den Leib auf, riß ihm das Herz heraus und schlug es ihm mit den Worten ins Gesicht: „Siehe da, Grumbach, dein falsches Herz!“

Mehrere andere Mitschuldige wurden enthauptet, einige gehenkt. Seit dieser scheußlichen Scene verschwand die letzte Scene des ehemaligen Faustrechts unter dem deutschen Adel.

Grund, Grundiren. Den Ausdruck Grund gebraucht man bei den zeichnenden Künsten in mannichfaltiger Bedeutung. Er bezeichnet 1) die Materie, auf welche eine Zeichnung oder ein Gemälde verfertigt ist; 2) die Zubereitung dieser Materie und die darüber verbreitete erste Farbenlage, worauf das Gemälde sodann fortgesetzt wird; 3) denjenigen Farbenauftrag, vor welchem man die Gegenstände des Gemäldes erblickt; 4) die Fläche überhaupt, auf welche die Gegenstände gestellt sind. Die 1ste Bezeichnung wird im eigentlichen Sinne Grundiren genannt. Allegorisch behandelt man in der Rede- und Dichtkunst einen Gegenstand als Grundgegenstand, erste Anlage, Hauptidee, deren oft bilderreiche Ausschmückung sodann darauf sich gründet. Von der auszudrückenden Hauptidee des Künstlers hängt die verschiedene Art des Grundes ab, ob er warm, frisch, reich, mager oder überladen ist. Dieses ist jedoch nur vom Grunde in der 3ten Bezeichnung zu verstehen.

Grund-Akkord, Grundakkorde oder Grund-Harmonien, sind diejenigen Akkorde, welche durch die Uebereinandersetzung zweier oder mehrerer Terzen entstehen, und von welchen wieder andere Akkorde abstammen oder hergeleitet werden. Solcher Akkorde hat man eigentlich nur zwei: den Dreiklang und den Septimen-Akkord. Vom Dreiklange, dem Grundakkorde aller wesentlich konsonirten Akkorde, kommt her der Sextenakkord, wenn man die Terz, und der Quartsextenakkord, wenn man die Quinte in den Baß nimmt, z. B. G. e. g. c. (Dreiklang) E. e. g. c. oder E. c. g. c. (Sextenakkord) G. e. g. c. oder G. c. g. c. (Quartsextenakkord). Der wesentliche Septimenakkord, als Grund- und Stammakkord aller wesentlich dissonirenden Akkorde, leidet, da er ursprünglich vierstimmig ist, eine dreifache Verwechselung. Man kann nämlich die Terz, b, die Quinte und c, die Septime selbst in den Baß versetzen. Der aus der ersten Verwechselung des Septimenakkords entstehende Akkord heißt der Quintsextenakkord, der zweite der Terzquartsextenakkord und der dritte der Sekundquartsexten-Akkord oder schlechtweg der Sekundakkord, z. B. G. h. d. f. (Septimenakkord) H. g. d. f. (Quintsextakkord) D. h. f. g. (Terzquartsextakkord) F. h. d. g. (Sekundakkord). Diese Grundakkorde werden übrigens von einigen Tonlehrern Grundakkorde vom ersten Range genannt, da sie den Nonenakkord, den Undecimenakkord und Terzdecimenakkord zu Grundakkorden vom zweiten Range zählen, welche aber nur Versetzungen der dissonirenden Akkorde sind. Grundnote, Grundton. Mit diesen Wörtern bezeichnet man den tiefsten Ton eines Grundakkordes sowohl als eines versetzten Akkordes. In der Lehre vom Generalbaß wird gezeigt, daß sich jeder Akkord, ja selbst die ganze diatonische Tonleiter in lauter Terzen übereinandersetzen, oder auflösen läßt. Man kann daher den Grundton eines versetzten Akkordes leicht finden, wenn man die Töne desselben so lange umkehrt oder versetzt, als dieselben in lauter Terzen übereinander zu stehen kommen. Grundbaß, diejenigen tiefern (gemeiniglich nicht vorgeschriebenen) Töne, die das Gehör bei verwechselten Akkorden als die Grundtöne fühlt, ob sie gleich nicht angeschlagen werden.

Grundeis bildet sich bei strenger Kälte auf der Oberfläche des Wassers. Zuerst setzt es sich an fremdartige Theile, die auf dem Wasser schwimmen, mit einer stets zunehmenden Eiskruste an, woraus kleine, mit der Kälte anwachsende, Eisschollen entstehen. Es ist trübe, das Ufereis hingegen klar.

Bayerische Staatsbibliothek MUNCHEN

Grundkräfte, wesentliche Kräfte, ohne welche eine Materie nicht gedacht werden kann. S. Anziehung.

Grundrente, Landrente, Bodenrente. Die Idee dieser besondern Rente entstand in England, wo es so wenige Grundeigenthümer gibt, daß an der Straße von London nach Portsmouth nur 17 verschiedene Eigenthümer von Landgütern ihre Gütermassen gelagert haben. Man fand aber frühe von Seiten dieser Grundherren, daß die Verwaltung durch Verwalten nach deutscher Art für Rechnung des Gutsherrn die kleinste reine Rente abwürfe, und entschloß sich daher zum Verpachten der einzeln Landgüter auf kurze oder lange Fristen, machte stets dem Pächter bedeutende Bodenverbesserungen auf seine Kosten zur Pflicht, und lieferte ihm durchaus kein Inventar. Alle während der Pacht neu auferlegte Staats- und Communalabgaben trägt der Pächter; dagegen ist die Pacht von den Grundherren stets nur sehr mäßig gesteigert worden, wenn auch die Einkünfte des Pächters sehr stiegen, da freilich die in England so drückende Armentaxe fast allein die Pächter belästigt. Nun ist aber seit 1817 auch in England der Preis der Bodenerzeugnisse an Getreide, Hülsenfrüchten, Milchprodukten und Mastungsvieh bedeutend gefallen, und dieses eine natürliche Folge der reicheren Produktion und des gestiegenen Werths der Umlaufsmünze, als man den um 23 Procent höheren alten Goldfuß vor 1797 wieder herstellte und die Zahlungen in Silber und Papier im Großen abschaffte, weil dies den Anleihern der Kapitale an den Staat, den Beamten und den reichen Landherrn billig schien, ungeachtet man 20 Jahre hindurch alle Contrakte in einer während der Kriegsperiode immer schlechtergewordenen Münze geschlossen hatte. Daher mußten die Landherren ihren Pächtern, wenn sie solche erhalten wollten, und neue Pachtungen in letzteren Jahren geschlossen hatten, sehr ansehnliche Nachlässe bewilligen, oder solchen Alles nehmen, und dann unzahlbaren Pächter mit kleinen Pachtgeldern annehmen. Glücklicher Weise hat man Mittel gefunden, die Armensteuern sehr zu reduciren, und die Grundherren, welche als Friedensrichter u. s. w. zur Verminderung der Gemeindeanlagen viel mitwirken konnten, waren auch darin so thätig, daß zumal der Zinsfuß sehr sank, und die Schulden durch Landverkäufe vermindert wurden, die Landherren in ihren großen Klagen, weniger auf ihr Vergnügen verwenden zu können, sehr nachgelassen haben, da Pächter, Landherren und Tagelöhner alle drei sich in ihren Bedürfnissen eingeschränkt haben. Uebrigens wird die alte, sehr mäßige Landtaxe immer mehr von den Landherren freiwillig abgelöset, und das Kapital zur Tilgung der Nationalschuld verwandt. Sollte der Getreide-, Fleisch- und Produktenhandel kleiner Haushaltungen mit Familienkultur vom Continent nach England auch nominal erlaubt werden: so dürfte er doch durch den Einfluß der Landherren, die im Parlament, sowohl im Oberhause, als Unterhause, ungeachtet aller Publicität, die Gesetzgebung leiten, und selbst auf die Ministerwahlen großen Einfluß üben, mit solchen Einfuhrzöllen belästigt werden, daß der Continent anfangs wenig gewinnen dürfte. Da aber gerade die deutsche Nordküste mit Einschluß der preußischen Ostseehäfen, die englischen Einfuhren am mildesten behandelt, und der verständige Canning erklärt hat, daß die neue Ermäßigungen der alten Einfuhradgaben nur die Staaten begünstigen sollen, welche eine Reciprocität anbieten: so werden Oesterreich, Rußland, Frankreich und die Niederlande, wegen ihrer hohen Zollansätze oder gänzlichen Verbote englischer Industrie- und Colonialerzeugnisse, davon nichts gewinnen, und Schweden wird seinen Zolltarif mäßigen müssen; doch dürfen die übrigen Staaten Deutschlands davon allerdings Gewinn ziehen, aber auch um

so nöthiger werden, daß selbst ein Binnenland, ohne daß es ihm viel Kosten verursachte, sich durch einen Handelstraktat und Consulate ohne Besoldung, denn Politik darf ihre Mission nicht umfassen; mit England und den neuen Staaten der jenseitigen Halbkugel in die genauesten Handelsbeziehungen setze. Reiche Kaufleute suchen solche Stellen, welche die Handelsverbindungen erweitern und indirekten Nutzen gewähren, und sie dabei im Vaterlande unabhängig stellen. Die deutschen Staaten müssen mit Besoldungen zeigen, welche begünstigte Amtsbewerber herbeiführen können, die hernach weniger leisten, als die unbesoldeten. Allerdings ist theoretisch möglich, eine Grundrente bei urbaren Ländereien zu denken, die nicht Folge der Industrie, sondern Geschenk der Natur, oder fortgehenden Bodenverbesserung ist, aber daß der, welcher den Boden bauet, den kleinsten Gewinn, und der, welcher sein uraltes Nutzungsrecht abtritt, den höchsten Nutzen von dem Fleiße und wohlthätigen Klima ziehe, und daß in der Beförderung hoher Pachtpreise eine Pflicht weiser Regierung liegt, ist zwar in Frankreich, England und Italien behauptet worden, es läßt sich aber nicht rechtfertigen, daß der bloß verzehrende Gutsherr vom Staat mehr Rücksicht verdiene, als dessen arbeitender Pächter oder Tagelöhner, da die Grundrente nicht ohne Schaden für den Staat kleiner als jetzt werden darf. Zwingt dies Sinken den Grundherrn zur Vererbpachtung oder zu anderer Veräußerung; so mehrt sich, wie im vergötterten Mittelalter, die Zahl der das Land bebauenden mäßigen Familienstellen — im Ganzen ein Segen für den allgemeinen Wohlstand.

Grundriß, eine Art gezeichneter Entwürfe von einem schon aufgeführten oder noch aufzuführenden Gebäude. Man hat Hauptrisse, Grundrisse, Aufrisse, Durchschnitte, perspektivische und Deckenrisse, weil mehrere Arten von Rissen erforderlich sind, um sich nicht nur eine Vorstellung von dem Baue zu machen, sondern ihn auch wirklich nach Rissen ausführen zu können. Daher ist der Grundriß ein nach dem verjüngten Maßstabe niedergezeichneter Entwurf aller Horizontalflächen, worauf die Bestandtheile eines Gebäudes zu stehen kommen.

Grundsteuer, s. **Steuer**.

Grundstoffe, s. **Elemente**.

Grundverträge nennt man diejenigen Verträge oder wesentliche Punkte eines einzigen Grundvertrags, welche das Daseyn und die Form einer Gesellschaft bestimmen. Dies geschieht, wenn 1) mehrere Individuen einen gemeinschaftlichen Zweck festsetzten, zu dessen Bestrebung sich jeder Einzelne verpflichtet — dies heißt der Vereinigungsvertrag, pactum unionis; 2) wenn die Bedingungen festgesetzt werden, unter welchen dieser Zweck gesellschaftlich bestrebt werden soll. — Verfassungsvertrag, pactum ordinationis. Letzterer betrifft die Form der Gesellschaft, welche insbesondere auf der Ausübung der gesellschaftlichen Rechte (Verfassung) beruht, daher im engern Sinne von einem Verfassungsvertrage (pactum constitutionis) oder Grundverfassungsvertrage gesprochen wird. Ist die Gesellschaft eine ungleiche (s. **Gesellschaft**), so ist der **Verfassungsvertrag** zugleich ein **Unterwerfungsvertrag** (pactum subjectionis). Diese Grundverträge, deren Anerkennung in Hinsicht jedes später Eintretenden als ein **Aufnahmevertrag** (pactum receptionis) angesehen wird, bilden die Grundgesetze (leges fundamentales) jeder Gesellschaft. Als solche Verträge beurtheilt man auch die Staatsgrundgesetze, welche jedoch öfter freie Anordnungen des Regenten, als Verträge der Stände eines Reichs mit demselben sind. S. **Staatsverfassung** und **Staatsgrundgesetze**.

Gruner (Carl Justus von), Sohn des fürstlich-osnabrückischen Vicekanzleidirektors Johann Christian Gruner, geb. 1777. Durch den frühzeitigen Tod seines Vaters in eine beschränkte Lage versetzt, studirte er in Göttingen und Halle, ward nach Vollendung seiner Studien als Richter in seiner Vaterstadt angestellt, entsagte aber bald diesem Amte, um sich auf Reisen weiter auszubilden. Die Bekanntschaft mit dem damaligen Oberpräsidenten in Minden, nachherigen Minister Stein, und Blücher war für sein künftiges äußeres Leben folgereich. Durch Vermittelung des Generallieutenants von Knesebeck erhielt er 1803 bei dem Colonisationsgeschäfte für Südpreußen in den preußischen Staatrn eine seinen Talenten angemessene Anstellung. In der Folge ernannte ihn der in den fränkischen Herzogthümern dirigirende Minister von Hardenberg zum Kammerrathe in Anspach. 1805 ward ihm die Würde eines Direktors der Kriegs- und Domänenkammer in Posen zu Theil. Als die Franzosen (Nov. 1806) in Posen einrückten, suchten ihm seine Feinde dadurch zu schaden, daß sie ihn bei Davoust deshalb anklagten, weil er eine Collekte für die Wittwe des unglücklichen Palm veranstaltet hatte. Mit seltener Freimüthigkeit verfügte er sich aber, mit der Liste in der Hand, zum französischen General, und hatte die Freude, Davoust selbst eine Summe unterzeichnen zu sehen. Die Ereignisse der damaligen Zeit nöthigten ihn, Posen zu verlassen und sich nach Königsberg zu flüchten, von wo er sich nach dem Einrücken der Franzosen nach Tilsit begab. 1809 erblicken wir ihn in Berlin, um die neue Stadtordnung einzuführen und dabei das Amt eines Polizeipräsidenten verwalten. Die Franzosen zwangen ihn jedoch indirekt (1811) seine Stelle niederzulegen. Er zog sich hierauf (1812) nach Friedland in Böhmen zurück, wo er im Verein mit England und Rußland am Sturze der napoleonischen Zwangsherrschaft arbeitete. Durch mehrere, den Franzosen verderbliche, jedoch vereitelte Plane ward er in Prag auf Preußens Requisition festgenommen und nach Peterwardein, an der slavonischen Gränze, abgeführt. Als ihn aber am Ende des folgenden Jahres Rußland als russischen Staatsrath reklamirte, erhielt er seine Freilassung. Bei der **Centralverwaltung** (s. d. Art.) Deutschlands übertrug ihm der Minister von Stein die Direktion des Niederrheins, worauf er seinen Sitz in Düsseldorf nahm. Um diese Zeit trat er auch mit Görres in freundschaftliche Verbindung, und arbeitete Mehreres für den rheinischen Merkur. Nach der Schlacht von Waterloo vertraute ihm Preußen die Leitung der hohen Polizei in Paris und in der Umgegend an. Nach dem Frieden (1815) mit Frankreich ging er, nachdem er früher in den Adelstand erhoben war, als Gesandter bei der Eidgenossenschaft nach Bern ab. Um seine zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen, begab er sich 1819 nach Wiesbaden und starb daselbst 1820 im 43sten Jahre seines Alters.

Grupello (Ritter Gabriel von) wurde 1643 zu Brüssel geboren, und starb 1780 auf dem Rittergute Erenstein zu Kirchrath bei Aachen. Er war Großstatuarius Kaiser Carls VI., Carls II., Königs von Spanien, und Johann Wilhelms, Churfürsten von der Pfalz. Die Equesterstatue des Letztern auf dem Marktplatze zu Düsseldorf, eine der geschätztesten, die wir besitzen, ist sein Werk. Außerdem befinden sich an diesem Orte, in Brüssel, Antwerpen, Wien und Petersburg viele seiner kunstreichen Arbeiten in Erz und Marmor. Er war einer der größten Bildhauer seiner Zeit und zeichnete sich noch dazu durch mannichfaltige Eigenheiten aus, die seinem Leben einen Anstrich des Abenteuerlichen gaben. Zu Brüssel und Düsseldorf haben sich mehrere Sagen von ihm in dem Munde des Volkes erhalten. Man findet ihn auch unter dem Namen Crepello oder Cripello aufgeführt; seineigentlicher Familiennamen war Grippel, den er, als er zum Ritter des römischen Reiches ernannt wurde, in Grupello, nach Art der Abenteurer, umwan-

delte. Kurze Notizen über ihn findet man bei Hagedorn, Uffenbach und im allgemeinen Künſtlerlexikon. Sein als Dichter und Biograph Wallraf bekannter Urenkel W. Smets hat in dem Taſchenbuche für Rheinreiſende (Coblenz 1818) eine Biographie dieſes, beſonders für die Rheinlande ſo merkwürdigen Künſtlers verſprochen, die aber bis heran noch nicht erſchienen iſt.

Gruppe. Dieſes Wort iſt bis jetzt nur in den zeichnenden Künſten im ſtrengſten Sinne aufgenommen worden, obgleich die Sache ſelbſt, welche es ausdrückt, allen Künſten gemein iſt. Man verſteht nämlich dadurch die Zuſammenſtellung oder Vereinigung mehrerer einzelner zuſammengehöriger Gegenſtände in eine einzige Maſſe, ſo daß die Gegenſtände, welche man ſonſt einzeln als für ſich beſtehende Dinge würde angeſehen haben, durch dieſe Zuſammenſetzung als Theil eines größeren Ganzen erſcheinen. Nicht jede Vereinigung der Theile in ein Ganzes iſt eine Gruppe, ſondern die, wo jeder Theil ſchon für ſich ein Ganzes ſeyn kann. Da die Gruppirung der einzelnen Gegenſtände in allen Kunſtwerken eine Hauptſache ausmacht, ſo iſt ihre Theorie dem Künſtler ſehr wichtig. Ein jedes Werk des Geſchmacks, welches aus vielen einzelnen Gegenſtänden zuſammengeſetzt iſt, darf dieſe Theile nicht zerſtreut und einzeln darſtellen, ſondern muß dieſe in eine oder mehrere Gruppen ſammeln, und dieſe Gruppe wieder in einem einzigen Gegenſtande verbinden. Es iſt weder der Phantaſie noch dem Verſtande möglich, ſich viele einzelne Dinge auf einmal klar vorzuſtellen; ein aus vielen einzelnen Gegenſtänden beſtehendes Werk bekömmt dadurch, daß die ſich zu einander paſſenden einzelnen Theile in wenige Maſſen geſammelt werden, eine Einfalt, welche uns erleichtert, das Ganze zu faſſen. In den Gegenſtänden, welche man auf einmal überſieht, dienen die Gruppen auch, der Menge der auf einmal vorſchwebenden Gegenſtände Ordnung zu geben. Endlich dient das Gruppiren auch dazu, daß jedes Einzelne des Werkes in ſeinem Range, in ſeiner Abhänglichkeit und in ſeinem wahren Verhältniß zu dem Uebrigen erſcheine. Nicht nur die Gegenſtände, welche man auf einmal überſieht, ſondern auch die, welche ſich nach und nach darſtellen, müſſen gruppirt ſeyn, und haben dieſes um ſo nöthiger, je größer die Menge und die Mannichfaltigkeit der Dinge, die dazu gehören, ſich darſtellt.

Gruſinien oder Gruſien gehört zu den Kaukaſusländern der Monarchie Rußland, das nach neuern Angaben 833 Q. M. und 400.000 E. enthielt. Das Land und deſſen Fürſten ergaben ſich der ruſſiſchen Oberhoheit, als ſie ſahen, daß ihre ſchwachen und leider uneinigen Kräfte, ſie wider die Kurden, Perſer, Türken und Tſcherkeſſen nicht zu behaupten im Stande waren. Uebrigens iſt die Erwerbung für Rußland, ſo lange ſie nicht zu größerer Ausdehnung nach der Küſte des ſchwarzen Meeres und Perſiens Ebenen gelangt, eine ſehr koſtbare und keinesweges nützliche Beſitzung: denn die Länder jenſeits des Kaukaſus bringen dem Staate wenig ein, und müſſen wenigſtens von 40.000 Mann in Silber bezahlter Mannſchaft gegen die Einfälle der raubſüchtigen Nachbaren vertheidigt werden. Der ewige Angriffskrieg der Gränzebewohner von türkiſcher Seite, nicht um zu erobern, ſondern um zu plündern, zu morden und zu verheeren, auch die ergriffenen waffenloſen Unterthanen Rußlands in die Sklaverei zu führen, zwingt, der leichteren Vertheidigung halber, die ruſſiſche Statthalterſchaft, ohne Eroberer ſeyn oder werden zu wollen, ihre Militärpoſitionen immer weiter ins türkiſche Schutzgebiet, ſowohl nach dem Ararat als nach dem ſchwarzen Meere, zu verbreiten. Die Pforte legte dieſes Vorrücken der ruſſiſchen Cordonslinien als Anmaßung aus: und die türkiſchen Gränzbeamten beſtürmen den türkiſchen Hof mit Klagen, daß die Ruſſen immer vordringen. In dieſer Nothwehr für Rußland, das

Gouvernement Tiflis stets weiter auszudehnen, weil die türkischen Gränztruppen bei Gelegenheit ins alte oder neue russische Gebiet streifen, liegt der Hauptgrund der jetzigen Mißverhältnisse beider Regierungen. So wahr es ist, daß die Pforte selbst diese Angriffe ihrer Schutzverwandten auf russische Schutzverwandte mißbilligt; so wahr ist von der andern Seite, daß sie diese Thätlichkeiten nicht zu hindern vermag, und daß, wenn die russische Regierung der Pforte die im Frieden versprochenen starken Bergfestungen zurück gäbe, Rußland unfähig wäre, sich in Grusinien zu behaupten, dessen christliche Bewohner, sich wegen ihrer Unfähigkeit, sich selbst zu beschützen, ihre Unabhängigkeit sehr vernünftig lieber einer christlichen als einer muhamedanischen Nation aufopferten. Die Regierung strebt durch Ansässigkeit der alten und Einwanderung neuer Einwohner die Produktion zu vermehren, wodurch natürlich die Unterhaltung der starken Armeedivision dort minder kostbar wird. Die Residenz des Statthalters ist Tiflis, ehemalige Hauptstadt in der Landschaft Georgien in Asien, am Flusse Kur, und Residenz des so bekannt gewordenen Fürsten Heraklius (s. Georgien), hat 4000 Häuser und 20.000 Einw., von denen die Hälfte armenische, die übrigen georgische und grusinische, d. h. altgriechische Christen, und ungefähr 100 Familien von der muhamedanischen Religion sind. Die Stadt besteht aus drei Haupttheilen, dem eigentlichen Tiflis und Kala, auf der Westseite, und der Vorstadt Ißni, auf der Ostseite des Flusses, über welchen eine einzige Brücke führt. Auf einem Berge bei der Stadt erhebt sich die Festung Narakea. Die Häuser sind schlecht gebaut und die Straßen so enge, daß in den breitesten nur ein Wagen bequem fahren kann, da hingegen in den kleinen Nebenstraßen kaum Platz für einen Reiter ist. Es sind hier 15 griechische, 20 armenische und 2 katholische Kirchen, zwei Basars mit 704 Buden, in denen vorzüglich armenische, tatarische und georgische Kaufleute handeln; auch giebt es einige wollene, baumwollene und halbseidene Webereien und eine Salzraffinerie. Die berühmten warmen Bäder sind jetzt sehr verfallen und schlecht erhalten, doch findet man in mehreren noch Boden und Bekleidung von Marmor. Das Wasser ist wenig schwefelhaltig, aber beim Gebrauche sehr heilsam. Sie haben der Stadt den Namen gegeben, die eigentlich Tbilißi, d. i. Warmstadt, heißt. Friede zwischen Rußland und Persien 1814 (s. Friedensschlüsse). Im erträglichen Friedensstande geht über Tiflis ein starker Karawanenhandel nach allen benachbarten asiatischen Staaten, der aber mehr ein- als ausführt. Bisher gelangte Rußland nur mit Persien und der Türkei unter den Asiaten zu einer Gattung von Commerztraktaten. Vergl. d. Art. Kurden.

Grypph (Andreas), einer der originellsten Dichter der älteren deutschen Literatur, ward 1616 zu Großglogau in Schlesien geboren. Vor seinem fünften Jahre verlor er schon seinen Vater. Den ersten Unterricht empfing er zu Fraustadt, und machte seine Gymnasialstudien in Danzig. Auf der Akademie studirte er mit vielem Eifer die Rechtswissenschaft, und nachdem er sich gründliche Kenntnisse erworben, kehrte er 1636 in seine Heimath zurück, und übernahm eine Hauslehrerstelle. Wegen der Unruhen des dreißigjährigen Krieges unternahm er mehrere Reisen in fremde Länder, und zwar in Holland, England, Frankreich und Italien, die ihn fast zehn Jahre von seinem Vaterlande entfernt hielten. Auf diesen Reisen machte er mit den größten Gelehrten der damaligen Zeit Bekanntschaft. Nach seiner Rückkehr in seine Heimath und nach Fraustadt, wurden ihm von mehreren Seiten akademische Lehrstellen angeboten, die er aber alle ausschlug, weil er seinem Vaterlande als praktischer Geschäftsmann dienen wollte. Im Jahre 1647 erhielt er die Stelle eines Landsyndikus des Fürstenthums Glogau, und starb als solcher, vom Schlage getroffen, 1664. In der

„fruchtbringenden Gesellschaft," in welche er 1662 aufgenommen worden war, führte er den Namen des Unsterblichen. Wir besitzen von ihm Lust- und Trauerspiele, Oden, Lieder, Sonette und Epigramme. Das deutsche Drama nennt ihn seinen Schöpfer, da vor ihm nichts, außer den Versuchen von Opitz und den geistlichen Trauerspielen des Joh. Clajus, für dasselbe gethan war. Wir finden freilich Fehler und Schwächen genug in seinen dramatischen Poesien, die nicht durch die ungünstige Zeit entschuldigt werden können, in der Gryph für die deutsche Bühne schrieb, denn der wahrhaft große Dichter soll über der Zeit stehen; jedoch das Urtheil, das A. W. v. Schlegel in seinen dramatischen Vorlesungen über ihn fällt, ist etwas zu absprechend und hart. Gryph entwickelt in seinen Dramen eine ausgebreitete Kenntniß der Alten, der Natur und des menschlichen Herzens. Seine Sprache ist meist edel und würdevoll, die Anordnung seiner Stücke regelmäßig, die Wahl des Stoffes glücklich, und die Zeichnung der Charaktere richtig. Fast allen seinen Stücken mangelt es nicht an einzelnen genialen und gelungenen Stellen. Als Trauerspieldichter war er sehr fruchtbar. Zu den Eigenheiten seiner Trauerspiele gehören die vielen Geistererscheinungen, die den Griechen nachgebildete Chöre und die in ihnen auftretende allegorischen Personen. Sie sind sämmtlich in Alexandrinern geschrieben. Seine Lustspiele zeugen von nicht geringem Talente für das Komische; doch fehlt es sehr oft seinem Witze an Feinheit. Am berühmtesten von seinen Poesien ist die Posse: Peter Squez, eine Erweiterung des Zwischenspieles Pyramus und Thisbe in Shakespears Sommernachtstraume. Es ist nebst guten biographischen Nachrichten von Gryph in Bredows nachgelassenen Schriften wieder abgedruckt. Einen höhern Werth haben seine lyrischen Gedichte, Sonette und Epigramme; sie blühen um die Stirne des edlen Dichtes als ein reicher Kranz, den keine Stürme der Zeit zerreißen werden. Die vollst. Ausg. seiner Gedichte erschien nach seinem Tode, Breslau u. Leipz. 1698. Vrgl. Deutsche Bühne.

Guadeloupe, eine der antillischen Inseln, jetzt nebst Martinique die wichtigste französisch-westindische Besitzung, hat 42⅓ Q. M. mit 110.000 kathol. und franz. redenden Einw., worunter 87.000 Neger. Sie ist vulkanischen Ursprungs und hat hohe steinige Berge, z. B. den Schwefelberg, einen Vulkan auf Basse-Terre, auf dessen Gipfel nur Moos und Farrenkräuter fortkommen, an dessen Fuß man aber die schönsten Waldungen und mehrere Teiche mit sehr heißem Wasser findet; den St. Annenberg ꝛc. Die Küsten sind mit Korallenfelsen umgeben. Die vorzüglichsten Produkte sind: gediegener Schwefel, Zucker, Kaffee, Baumwolle, Indigo, Kakao, Reis, Mais, die Milchstaude, der Corbarbaum, mit sehr gutem Gummi, Schildkröten. Außer diesen Erzeugnissen werden Teufelsvögel mit schwarzen Federn genannt, die nur Nachts auf den Fischfang gehen, und schwarze Bienen ohne Stachel, die den Honig in Blasen aus Wachs sammeln, welche so groß wie ein Taubenei sind. Im Jahre 1788 betrugen, bei sehr wohlfeilen Zeiten, die Exporten doch fast an 3½ Millionen Thaler Zu den Einfuhrartikeln gehört auch Eis zum Luxus und zur Arznei; 1812 hat der Bürger Tudor vom nordamerikanischen Freistaat auf zehn Jahre das Privilegium der Einfuhr desselben erhalten. Ein Edikt von 1727, das 1818 als ferner gültig vom Gouverneur in Erinnerung gebracht worden, untersagt den Fremden, selbst wenn sie naturalisirt sind, die Betreibung aller Art Handelsgeschäfte, außer dem Verkauf der in ihren Plantagen erzeugten Waaren, bei 3000 Livres Strafe. Den Namen erhielt die Insel von Colombo wegen der Aehnlichkeit ihrer Berge mit denen in Spanien gleiches Namens an der Gränze von Neucastilien und Estramadura. Die Franzosen legten schon im Jahre 1635 daselbst eine Colonie an, die aber in schlechtem Zu-

stande blieb, bis 1674 der König die Insel von der westindischen Gesellschaft übernahm, worauf sie bald eine der blühendsten französischen Colonien ward. Ein Meeresarm, der Salzfluß genannt, theilt die Insel in die östliche und westliche, oder in Grande terre und Basse terre. Die Hauptstadt der Insel und der Sitz des Gouverneurs ist Basse terre, mit einem Fort, ein offener, niedlicher Ort, dessen Hauptstraße mit einer Tamarinden-Allee bepflanzt ist, der auch sogar gesundes Trinkwasser hat; er ist mit lieblichen bewässerten Gärten umgeben. Pointa Pietre, am Salzfluß, ist regelmäßig gebaut, und wird durch ein Fort und eine Batterie vertheidigt.

Guajakharz, ein aus den Ritzen und Einschnitten des Franzosenbaums rinnendes Harz von brauner, röthlicher und grünlicher Farbe und bittern Geschmacks, wird aus den Antillen zum Handel gebraucht, und ist ein treffliches Mittel gegen die Gicht.

Guarini, auch Varinus genannt, geb. zu Verona 1370, unternahm eine Reise nach Konstantinopel, um unter Chrysoloras griechisch zu erlernen, das er dann wieder zu Florenz, Venedig, Verona, Trient und Ferrara lehrte. Man erzählt von ihm, daß er aus Konstantinopel zwei große Kisten griechischer Handschriften mitgenommen habe, von denen er jedoch nur die eine nach Italien brachte; denn die andere ging mit dem Schiffe unter. Aus Gram über diesen großen Verlust sollen seine Haare weiß geworden seyn. Er starb 1460, und hinterließ: Comp. grammat. graecae ab Emm. Chrysoloras digestae; ferner Uebersetzungen griechischer und lateinischer Klassiker. Von seinen 23 Kindern lehrte Giambattista zu Ferrara schöne Wissenschaften und alte Sprachen, hinterließ Bemerkungen über Cicero, Ovid und Lucan, lateinische Gedichte und Anderes. Ein anderer Sohn von ihm, Alexander, war Vater von — 2) Giambattista, geb. zu Ferrara, 1537, Sekretär beim Herzog Alfons II. von Ferrara, wurde von diesem als Gesandter an mehrere Höfe von Europa geschickt. Nach dem Tode dieses Fürsten trat er in die Dienste Vincenzs von Gonzaga, dann in die des Großherzogs von Toskana, Ferdinand von Medicis, und endlich in die des Herzogs von Urbino. Er ward mehrmals des Hoflebens überdrüssig, ließ sich aber immer durch den Glanz und goldene Versprechungen bethören, der Sklave eines andern Willens zu seyn, und starb zu Venedig 1612. Guarini gehört zu den trefflichsten und zierlichsten Schriftstellern und Dichtern Italiens. Seine poetischen Erzeugnisse zeichnen sich vorzüglich durch Anmuth, Leichtigkeit und lebhafte Bilder aus; leider aber wird natürliche Einfalt und Anständigkeit oft vernachläßigt. Das bekannteste und fast in alle Sprachen übersetzte Gedicht ist sein Pastor fido. Es zeichnet sich durch sinnreiche Wendungen, epigrammatische Wortspiele und dichterischen Schmuck aus; indeß haben diese Eigenschaften, weil man sie für das Schäferdrama wenig passend hielt, ihm häufigen aber ungerechten Tadel zugezogen. Außerdem hinterließ er ein Lustspiel, Idropiko, Rime und Madrigale. Seine sämmtlichen Gedichte erschienen in Verona 1737, 4 Bd. 4. S. Italien. Theater.

Guatimala, s. Mittelamerika.

Guébriant (Jean Baptiste Budes, Graf de), einer der größten Feldherren seiner Zeit, geb. im Schlosse du Plessis-Budes in Bretagne 1602, verrichtete seine ersten Waffenthaten in holländischen Diensten, und nachdem er sich bei verschiedenen Gelegenheiten ausgezeichnet hatte, wurde er zum Maréchal de Camp ernannt. Beauftragt, die franz. Armee aus dem Veltlin in die Franche Comté zu führen, um sie daselbst mit dem Herzog von Longueville zu vereinigen, richtete er dies glücklich in's Werk, und wurde darauf nach Deutschland zum Herzog Bernhard von Weimar gesadt, an dessen Siegen über die Kaiserlichen im Jahre 1638 er den rühmlichsten Antheil nahm. Nach dem Tode des Herzogs Bernhard vereinigten sich die

weimarischen Truppen unter Guébriant mit Banner (s. d. Art.), waren aber 1641 eben nicht sonderlich glücklich, woran Banners Hochmuth am meisten Schuld war. Beide trennten sich darauf, eben nicht als die besten Freunde. Dennoch eilte Guébriant Bannern zu Hülfe, als dieser von seinen Feinden fast erdrückt wurde. Deßhalb vermachte aber auch Banner bei seinem Tode dem franz. Generale seine Waffen. Noch in demselben Jahre siegte er bei Wolfenbüttel über die Kaiserlichen, so wie im folgenden Jahre (1642) bei Oerdingen am Rhein, bei Nuitz und bei Kempen, welches er belagerte und nahm. Ludwig XIII. belohnte ihn für so viele Siege mit dem Marschallstabe. Er wurde in der Belagerung von Rotweil in Schwaben verwundet, und starb in der kurz vorher eroberten Stadt den 7. Nov. 1648. Seine Gemahlin, Rene du Bec-Crespin, Marschallin de Guébriant, zeichnete sich fast eben so sehr aus, als ihr Gemahl. Sie begleitete nämlich 1645 die Prinzessin Louise von Gonzaga, welche an den König Uladislaus vermählt war, nach letzterem Lande als Oberhofmeisterin und Ambassadrice extraordinaire, und wußte diesen Charakter auch selbst gegen den franz. Gesandten von Bregi zu behaupten. Sie starb 1659.

Gülden, ehemals so viel als Gulden, in welcher Bedeutung es auch jetzt noch in manchen Gegenden üblich ist; in Meißen, Thüringen und Franken versteht man aber darunter eine andere Rechnungsmünze, indem ein Gulden meißnisch oder ein guter meißnischer Gulden 21 Gr.; ein Gulden in Franken aber 20 Gr. gilt. In Aachen ist es eine Münze zu 2 Gr. 2½ Pf. — 2) veraltete Form statt golden, welche noch in den Ausdrücken die güldene Ader, die güldene Aue vorwaltet. Ein Güldengroschen ist in manchen Gegenden so viel, als ein Gulden, oder 16 Groschen; im sächsischen Erzbaue wird darunter alle Mal Ein Thaler verstanden.

Güldene Zahl, s. Calender.

Guelfen, s. Welfen.

Güldenstädt (Joh. Ant.), geb. zu Riga 1745, gebildet in Berlin und Frankfurt a. d. O., folgte 1767 einem Rufe der Kaiserin Catharina II., eine Reise im Innern ihres großen Reiches anzutreten. Sorgfältig bereisete er den Kaukasus, wo ihn, außer der Naturgeschichte, besonders das Studium der Geschichte und der Sprachen der dortigen Nationen beschäftigte. 1775 zurückgekehrt, ward er Lehrer der Naturgeschichte und Präsident der ökonomischen Gesellschaft zu Petersburg. Während er seine reichhaltige Reisebeschreibung ordnete, überraschte ihn der Tod 1780. Güldenstädt hinterließ den Ruhm eines ausgezeichneten Arztes und Naturforschers. Seine Reise gab Pallas (Petersburg 1787 — 94. 2 Bde. 4.) heraus. Da aber der erste Bd. von Druckfehlern sehr entstellt war, so besorgte der berühmte Klaproth eine korrektere Ausgabe (Berlin 1815, 1 Bd.), nebst einer ganz neuen Karte.

Günther, Mönch in der Gegend von Basel, starb nach 1208, verfertigte unter dem Titel Ligurius, ein Heldengedicht von Kaiser Friedrich dem Rothbart in 10 Büchern in Hexametern, welches nicht ohne alles Verdienst ist, und welches mit den Anmerkungen verschiedener Gelehrten G. E. Johannes, Frankfurt a. M. 1726, Fol. herausgab. — Johann, Arzt, geb. zu Andernach 1487, ward erst Professor der griech. Sprache zu Löwen, dann Leibarzt des Königs von Frankreich, und starb in Straßburg, Uebersetzungen der Schriften von Galen, Alexander, Paulus und Hases hinterlassend. — 8) Johann Christian, geb. zu Striegau in Schlesien 1695, studirte zu Wittenberg und Leipzig, und starb zu Jena 1765. Seine Gedichte (Breslau 1723 — 35, 4 Bde. 8.) mangeln der Feile, sind doch nicht ohne dichterisches Verdienst.

Günz (Simon), geboren 1751 zu Ansbach, gestorben 1824 in Prag, studirte den Talmud zu Fürth und Frankfurt am Main auf den dortigen Hochschulen, und legte sich hernach in Berlin auf Sprachen und Mathematik; 1782 wurde er Lehrer an der israelitischen Hauptschule in Prag. Sein theoretisch-praktisches Rechenbuch erlebte fünf Auflagen, sein Handbuch für Kaufleute, und Verhältniß des niederöstreichischen Gewichts und Maßes gegen das altböhmische u. s. w., fanden ebenfalls Beifall.

Guercino (G. B.), eigentlich da Cento, ein ausgezeichneter italienischer Maler, geb. zu Bologna 1590, starb 1617, war ein Schüler der Carracci (s. d. Art.), unter deren Leitung sich sein Genie für die Kunst herrlich ausbildete. Seine trefflichen Werke verschafften ihm bald eine große Celebrität, und als er 1611 eine Akademie eröffnete, ward diese von Schülern aus allen Theilen Europa's besucht. Die höchsten Monarchen ließen sich auf das Freundschaftlichste zu ihm herab. Die als Beförderin der Künste und Wissenschaften berühmte schwedische Königin Christina besuchte ihn einst, und reichte ihm ihre Hand dar, „um diejenige zu berühren, die so viele Meisterwerke hervorgebracht habe." Vom Könige von Frankreich erhielt er die ehrenvolle Einladung als erster Maler am Hofe, welche er aber ausschlug, weil ihn die Gunst und Freundschaft des Herzoges von Modena, in dessen Pallast er wohnte, stärker anzog. Da Cento hatte einen sanften, liebenswürdigen Charakter; seine Aufrichtigkeit ward eben so gelobt wie seine Wohlthätigkeit, welche letztere Tugend er vorzüglich gegen seine Kunstgenossen ausübte. Die Schnelligkeit, womit er malte, war bewundernswürdig.

Guerike (Otto von), Bürgermeister zu Magdeburg, und ein verdienstvoller Physiker seiner Zeit, geb. daselbst 1602, legte sich in Leipzig, Helmstädt und Jena auf das Studium der Rechte, trieb in Leyden Mathematik, Geometie und Mechanik, machte mehrere Reisen nach Frankreich und England, diente als Oberingenieur zu Erfurt, bekleidete 1627 eine Rathsherrnstelle zu Magdeburg, ward 1646 Bürgermeister und brandenburgischer Rath, und starb 1686 bei seinem Sohne in Hamburg, zu welchem er sich nach Niederlegung aller seiner Aemter begeben hatte. In den Annalen der Physik wird er als Erfinder (1650) der Luftpumpe (s. d. Art,) aufgeführt, wodurch die Ausbildung der Experimentalphysik merklich gewann. Auch erfand er eine Luftwage und die kleinen Glasfiguren, deren man sich vor der Erfindung des Barometers bediente, um die Veränderungen der Temperatur anzuzeigen. Ueber seine Beobachtungen wegen des Drucks der Luft, s. d. Art. Halbkugeln (Magdeburger). Die Astronomie machte ebenfalls einen Bestandtheil seiner Untersuchungen aus; auch stellte er die Ansicht von der Bestimmung der Wiederkehr der Cometen auf. Die Resultate seiner wissenschaftlichen Bestrebung findet man in: Experimentala nova vocant Magdeburgica etc. Amsterdam 1672.

Guerillas sind Freikorps, die sich im spanischen Revolutionskriege wider Napoleon bildeten, und auf die Eigenthümlichkeiten des Gebirgskriegs und der Nation berechnet waren. So verstand man schnell ein Heer aufzulösen, das sich in Masse nicht länger behaupten konnte, dagegen aber oft im Rücken des Feindes desto kräftiger wirkte. Die Einrichtung derselben wurde 1823 wieder von der Partei der Cortes, jedoch ohne Erfolg, versucht.

Guernsey, Jersey, Alderney, Sarke, eine Inselgruppe unweit der Küsten der Normandie, zu England gehörend; sie enthalten 24 Q. Meilen Flächeninhalt, und haben ihre eigenen Gesetze. Die erste dieser Inseln, Guernsey, 6 Q. Meilen groß, hat 15.000 Bewohner französischer Abkunft und Sprache; sie ist bis auf einige Stellen an der Ostseite mit Felsen umgeben, hat Berge und Thäler, trefflich bebauten Boden,

große Rinderheerden, und treibt Fischerei, Schleichhandel, Schifffahrt, und auch mit Frankreich und Portugal einst einen großen Handel. Das Fort Castle vertheidigt die Insel, welche die Stadt St. Pierre mit einem trefflichen Hafen und 12 Kirchspiele hat. Der König ernennt einen Statthalter, einen Amtmann und 12 Geschworne, die über alle Rechtssachen, Hochverrath allein ausgenommen, entscheiden. — Jersey, ziemlich von gleicher Größe und Beschaffenheit mit der vorigen, erzeugt starken Obstbau, hat Rinder- und Schafheerden, beträchtliche Pferdezucht, liefert Cyder, Butter, Honig ꝛc. Die über 20.000 Einwohner reden die französische Sprache, haben gleiche Verfassung mit Guernsey, treiben Stickereien, unterhalten zur Schifffahrt 78 Fahrzeuge von 7100 Tonnen mit 700 Seeleuten, und gehen selbst bis Neufundland. Die Insel ist stark befestigt, auch durch die Forts Elisabeth und Montorgueil, und hat eine starke Besatzung, zwei Städte (St. Hellier, die Hauptstadt, und St. Aubri), mit einem guten Hafen und 12 Kirchspiele. — Alderney, ein aus dem Meere hervorragender Felsen, mit 1000 armen, aber genügsamen Einw. — Sarke, von 300 Menschen bewohnt, hat fruchtbaren Boden, exportirt Schöpse und Cyder, und treibt Schleichhandel.

Gürtelthier, s. Armadill und Brasilien.

Guesclin (Bertrand du), Connetable von Frankreich, geboren in Bretagne 1311. Körperliche Stärke, und mehr als dies, große Feldherrntalente erhoben ihn zu diesem Posten vom gemeinen rohen Soldaten. Seine Heldenthaten fallen in die Zeiten, als Frankreich durch die Tapferkeit Edwards III. und des schwarzen Prinzen aufs Aeußerste gebracht, und König Johann selbst gefangen war. Du Guesclins Dienste, die er König Carl V., Johanns Sohne, geleistet, sind äußerst wichtig. Er stellte Frankreich gleichsam wieder her, da er durch eine schlaue Defensive den Engländern die schönsten Besitzungen wegnahm. Du Guesclin erwuchs in Unwissenheit und lernte nie weder Lesen oder Schreiben; aber die Natur hatte ihm große Talente geschenkt, Umstände hatten selbe entfaltet und so herrlich gebildet, daß er alle vor ihm gewesene Generale Frankreichs übertraf. Er war der erste Feldherr in diesem Reiche, der in Feldzügen auf die Vortheile der Märsche, des Lagerschlagens und der Positionen Rücksicht nahm. Sein Tod fällt in das Jahr 1380. Du Guesclin hinterließ keine Kinder, nur einen natürlichen Sohn Michael. 1783 starb die männliche Nachkommenschaft dieses erlauchten Hauses ganz aus. Kaiser Napoleon bewilligte nun dem Andenken des Connetables zu Ehren im J. 1806 der Frau von Grotes, dem letzten noch übrigen Zweige der Familie, eine Pension von 6000 Franken.

Güter sind alle Dinge und Mittel zum allgemeinen Wohle und in specieller Bedeutung der Inbegriff alles Eigenthums. — Güterbeschauer, eine verflichtete Person, welche die Waaren u. s. w. beschaut, besonders um zu erfahren, ob verbotene Artikel darunter sind. — Güterbestäter, eine vereidete Person, welche die mit Fuhrleuten u. s. w. ankommenden Waaren in Empfang nimmt, und dafür sorgt, daß sie richtig wieder befördert werden. — Gütergemeinschaft ist die Verbindung mehrerer Personen, welche Vermögen, Gewerbe, Kräfte oder Arbeiten zur Erlangung eines gemeinschaftlichen Zweckes bestimmen. Die eheliche Gütergemeinschaft verschiedener Städte oder Provinzen Deutschlands weicht von einander sehr ab; bald betrifft sie alles Erworbene, bald nur das Zugewonnene, bald setzen Eheleute die Gütergemeinschaft fort, bald durch überlebende Kinder, bald wird solche dadurch gebrochen.

Guevara (Antonio de), spanischer Prälat und Schriftsteller des 16ten Jahrh., geb. in der Provinz Alava, trat in den Franziskanerorden und zeichnete sich in demselben durch Talente und Frömmigkeit aus. Kaiser

Carl V. wählte ihn zum Beichtvater und Historiographen, und ernannte ihn zum Bischof von Guadix in Grenada, und später von Mondonedo. Er starb den 10. April 1544 zu Valladolid. Seine Schriften sind meistens mit rednerischem Prunk überladen, und sind: Redox de Principes, oder Lebensbeschreibung Mark Aurels, Epistolas familiares u. a. — 2) Luis Velez de Guevara y Duennas, geb. zu Ecija in Andalusien 1546, verdient wegen seiner Lustspiele und des, nachher durch Le Sage's Umarbeitung bekannt gewordenen Romans, „der hinkende Teufel," mit Recht der spanische Scarron genannt zu werden.

Guglielmi (Pietro), geb. 1727 zu Massa-Carrara, wo sein Vater, Giacomo Guglielmi, Kapellmeister war, erlangte durch seine komischen und heroischen Opern einen bedeutenden Ruf, der ihm zu Wien, Madrid, London und Neapel den glänzendsten Beifall verschaffte. Papst Pius VI. ernannte ihn 1793 zum Kapellmeister von St. Peter, wo er Gelegenheit hatte, sein Talent auch in der Kirchenmusik zu zeigen. Er starb zu Rom 1804. Seine zahlreichen Werke zeichnen sich durch einfachen und lieblichen Gesang, durch klare volltönende Harmonie, und durch Begeisterung und Originalität vorzüglich aus. Unter seinen heroischen Opern sind berühmt: Artaserse, la Clemenza di Tito, la Didonne; von seinen Oratorien: la Morte d'Oloferne, Debora e Sisara, und von seinen komischen Opern: la Virtuosa in Mengellina, la Serva innamorata, la bellePescatrice.

Gulielmi (Gregorio), ein berühmter Maler, geb. zu Rom 1714, ein Schüler Trevisani's, hielt sich zu Dresden, Wien und Augsburg auf, und starb zu Petersburg 1773, mehrere historische Gemälde in Lanfranco's Manier hinterlassend.

Guiana, Guyana, ein 400 franz. Meilen langes Land in Südamerika zwischen den Flüssen Maranon und Orinoco, dem atlantischen Meere und Rio negro, von dessen marsitanischem Namen Guainia das anliegende Land den Namen hat. Auf den an 9600 Fuß hohen Gebirgen, die auch den Vulkanen Duida am Hauptstrom enthalten, entspringen die Flüsse Cachipur, Oyapok, Camopi, Essequebo, Caura ꝛc. Auch ist hier der See Parime. Das Klima ist heiß, und des vielen Regens wegen ungesund. Die Produkte sind: Baumwolle, Zucker, Kaffee, Kakao, Tabak, Aloe, Gummigut, Pomeranzen, Citronen, Seidenpflanzen, Vanille, Färbehölzer, Kokosnüsse, Ananas, Bananen, Mais, Maniok, Reis, Fische, Schildkröten, Alligatoren, Affen, Jaguare, Muskitos ꝛc. Das Land ist unter die Spanier, Franzosen, Niederländer, Engländer und Portugiesen getheilt; den größten Theil besitzen mehrere Indianerstämme. Das span. Guiana von Essequebo bis an den Orinoco hat auf 14.785 Q. M. 52.000 Einw., wovon 30.000 Indier (Caraiben, Maypures, Atures, Guaraouns ꝛc.), wovon über 15.000 in den Missionen der Capuciner und Franciskaner leben, 8000 Weiße in den Hates oder natürlichen Wiesen zerstreut, 6000 Mestizen und 3000 Sklaven. Die Hauptstadt ist St. Thomas. Von 1791–1794 wurden aus dieser Provinz und Varinas nach den Intendanzregistern 10.381 Ochsen und 3140 Maulesel aus- und 200 Negersklaven und 349.480 harte Piaster eingeführt; aber der außerordentlich große Schleichhandel mit St. Barthelemy, Trinidad und der dänischen Insel St. Thomas kann nicht berechnet werden, der wenigstens ⅔ der Erzeugnisse der Provinz ausführt. — Das franz. Guiana, Cayenne genannt von der dazu gehörigen Insel, vom Meer, Surinam und Brasilien eingeschlossen, und im Westen von Maranon, im Osten vom Oyapok begränzt, außer welchen Flüssen auch der Approuagur und Sinnamary hier fließen. Das Land enthielt 1788 auf 2701½ Q. M. 1307 weiße, 394 farbige und 10.748 schwarze Einw. Fünf Reihen von Gebirgen verbreiten sich in Flächenform aus dem Innern nach der flachen und mit Savannen be-

deckten Küste, auf der fast ½ Jahre lang das Wasser steht. 1788 erhielt das Mutterland aus dieser Colonie Zucker 20, Kaffee 159, Baumwolle 925, Kakao 210, Indigo 50 Centner, außerdem Orleans, Vanille, Gewürznelken, Holz, Häute ꝛc. Das Land enthält 8 Colonien oder Cantone, z. B. St. Paul, Oyapok, Sinnamary. Ueber das niederl. und engl. Guiana s. d. Art. Surinam, Berbice, Demerary, Essequebo. Das portugiesische Guiana ist mit Brasilien verbunden, im Norden des Aequators vom Cap Nord bis an den sich ⅓ N. W. in die Seeergießenden Carapanatuba (Aravari), und durch den Oyapokfluß vom franz. Guiana getrennt, mit den Forts Macapa und Paru am Maranon.

Guibert (François Antoine, Graf von), Generallieutenant, Großkreuz des Ludwigs-Ordens, Gouverneur des Invalidenhausen zu Paris, geb. zu Montauban 1743, starb 1790. Er diente seit dem 14. Jahr unter dem Militär, und bildete sich im 7jährigen Kriege, vorzüglich unter der Leitung seines Vaters, der Maréchal de Camp war. In dem korsikanischen Kriege trug er viel zum Siege bei Ponto-Nuovo, der Korsika's Schicksal entschied, bei. Darauf ward er Ludwigsritter, Oberster, Maréchal de Camp, und Generalinspektor der Infanterie der Division Artois. Ruhmbegierde und eine Alles umfassende Thätigkeit waren die Grundzüge seines Karakters, Kriegskunst und Kriegswissenschaft sein Lieblingsstudium. Als Schriftsteller zeichnete er sich rühmlich aus durch sein Essai général de Tactique, die Défence du système de la guerre moderne, Refutation complète du systeme de M. Menil Durand, die vortrefflichen und musterhaften Lobreden auf Thomas, Catinat, l'Hopital, l'Espinasse und Friedrich II. (letztere gehört zu den würdigsten Denkmälern, die dem großen Könige gesetzt worden sind), in welchen Energie, Phantasie, Klarheit und eine gewisse Kunstlosigkeit den Leser fesseln, und ihn für manche Nachlässigkeit entschädigen. Noch sind berühmt die Schrift de la force publique und die Voyages dans diverses parties de laFrance et en Suisse faits en 1775—78—84 und 85. Seine 3 Trauerspiele, le Connetable de Bourbon, die Gracchen, und Anna Bolen, sind nicht gelungen.

Guicciardini (Francesco), einer der berühmtesten unter den klassischen Geschichtschreibern Italiens, geboren zu Florenz 1472, studirte, nachdem er in den alten Schriftstellern hinlänglich bewandert war, das bürgerliche Recht zu Pisa, Ferrara, Padua und in seiner Vaterstadt. Er war Willens, in den geistlichen Stand zu treten; weil ihn aber sein Vater nicht dazu ermunterte, so faßte er einen andern Entschluß, wurde Doktor der Rechte auf der von Pisa nach Florenz verpflanzten Universität, und hier 1505 angestellt, um Justinians Institutionen in öffentlichen Vorlesungen zu erklären. Hiedurch sowohl, als durch seine Entscheidungen von Rechtsfragen, gelangte er zu großem Rufe. 1512 ward er von der Republik als Gesandter an den König Ferdinand von Spanien angestellt, obgleich er das nach den Landesgesetzen erfoderliche Alter zu diesem Staatsamte noch nicht erreicht hatte. Er blieb zwei Jahre in der Fremde, und bei seiner Abreise aus Spanien beschenkte ihn der König mit mehrern schönen Stücken von Silbergeschirr. Als Papst Leo X. gegen 1515 einen Besuch in Florenz machte, wurden ihm Guicciardini mit mehrern der angesehensten Einwohner dieser Stadt nach Cortona entgegengeschickt. Sein schon erworbener Ruhm, sein angemessenes und gesetztes Betragen, und sein gesunder Verstand, gewannen ihm bald die vorzügliche Gewogenheit dieses Papstes, der ihn zum Anwalte des heiligen Collegiums ernannte. Diese Begebenheit legte den Grund zu seinem nachherigen Glücke. Leo war noch nicht lange wieder nach Rom zurückgekehrt, als er Guicciardini zu sich berief, und nachdem er seine Treue und Wachsamkeit durch mehrere wichtige Aufträge geprüft hatte, übergab er ihm 1518

die wegen der bedenklichen Lage, worin sich damals der Papst in Hinsicht auf den Besitz dieser Städte befand, als der höchste Beweis von Vertrauen, den er ihm geben konnte, betrachtet werden darf. Die Schwierigkeiten, mit welchen er auf diesem Posten zu kämpfen hatte, weckten die ihm eingepflanzten großen Anlagen, und gaben ihm häufigen Anlaß, durch die That zu beweisen, wie fruchtbar sein Geist, wie reif und gründlich sein Urtheil, und wie unerschütterlich fest sein Karakter war. So lange Leo X. lebte, blieb er im Dienste als erster Befehlshaber der Trupen und höchster bürgerlicher Beamter in jenen Statthalterschaften. In gleichem Ansehen stand er bei Adrian VI. und Clemens VII. Letzterer ernannte ihn zum Präsidenten von Romagna; diese Würde überließ er aber nachher seinem Bruder Jakob, als er selbst 1526 Oberbefehlshaber des päpstlichen Heeres wurde. An den mancherlei Umstaltungen der florentinischen Regierung, die der Alleinherrschaft den Weg bahnten, hatte Guicciardini großen Antheil; aber bald nach dieser Begebenheit zog er sich auf sein Landgut zu Montici zurück, wo er sich mit Ausarbeitung seiner Geschichte beschäftigte. Er starb 1540, nachdem er das Werk vollendet, welches seinen Namen unsterblich machte. Er erhebt sich nicht allein über alle Geschichtschreiber Italiens, sondern kann auch allen andern Meistern in dieser Kunst, die irgend ein Land und Zeitalter aufzuweisen hat, gleichgestellt werden. Sein erster großer Vorzug besteht darin, daß er mit den Begebenheiten, die er erzählt, als Augenzeuge genau bekannt war, und häufig daran sehr thätigen Antheil nahm. Auch vereinigte er in sich alle zu einem vollkommnen Geschichtschreiber erforderlichen Eigenschaften, furchtlose Unpartheilichkeit, reife und schnelle, von Aberglauben und Ungebundenheit gleichweit entfernte Beurtheilungskraft, und Scharfsichtigkeit, die in die verborgensten Schleichwege, auf welchen der listige Staatsmann seinen Zweck verfolgt, einzudringen vermag. Er erzählt vollständig, einfach, deutlich, und streuet gelegentlich richtige, wohl angebrachte und allgemein überzeugende Bemerkungen ein. Der hauptsächlichste Vorwurf, den man ihm als Schriftsteller macht, besteht darin, daß er oft auf minder bedeutende Vorfälle zu vieles Gewicht legt, und daß er, nach dem Beispiel der alten Geschichtschreiber, manchen Helden seiner Geschichte Reden in den Mund legt, die zwar in ihrem Geiste geschrieben, aber doch nie von ihnen so ausgesprochen worden sind. Indessen wenn auch alle Schriften seiner Zeitgenossen verloren gegangen wären, so würde gleichwohl sein Werk allein uns ein treues Bild seines Zeitalters darstellen, und immer müssen wir es als die Quelle betrachten, aus welcher spätere Geschichtschreiber ihre wichtigsten Nachrichten bisher geschöpft haben und ferner schöpfen werden. Grämliche Kunstrichter und träge Leser werden sich vielleicht über die Ausführlichkeit seiner Erzählung und über die Länge seiner Perioden beschweren; allein jede Periode ist reich an Gedanken, jeder Abschnitt überflüssig lehrreich durch seinen Inhalt, und wen sein Vortrag oft das Ohr nicht kitzelt, so befriedigt er doch immer den Verstand. Der Hauptfehler seiner Geschichte ist vielleicht unzertrennlich von dem Karakter des Staatsmannes und des Soldaten, und besteht darin, daß er allen Unternehmungen nur ehrgeizige und eigennützige Beweggründe unterschiebt, und so manche andere Triebfedern übersieht, die oft genug in allen Zeitaltern großen Einfluß auf das Schicksal der Völker hatten. Erst 50 Jahre nach seinem Tode erschien seine Istoria d'Italia, welche den kurzen aber thatenreichen Zeitraum von 1494—1522 umfaßt; man hat sehr viele Ausgaben davon, und sie ist in fast alle europäische Sprachen übergegangen.

Guido Aretinus oder d'Arezzo, ein Benediktiner-Mönch und Abt von Avallana, ist einer der ersten und berühmtesten unter den Pflegern der Musik. Seine Lebenszeit fällt in die Jahre von 1010 bis 1050

Eine von ihm gestiftete Singschule, deren treffliche Erfolge ihm die Verfolgung vieler Ignoranten zuzog, breitete auf der andern Seite auch seinen Ruhm dergestalt aus, daß er dem Papste Johann XX. vorgestellt wurde, der ihn zum Lehrer des Gesanges nach Rom berief. Er erfand die Schlüssel, setzte die Noten, welche vor seiner Zeit bloß auf die Linien geschrieben wurden, auch zwischen die Linien, und da sich jeder Vers der Hymne: Ut dueant laxis etc. mit einem der sechs Töne c d e f g a anfing, so gab er einem jeden dieser Töne den Namen von der Sylbe, welche unter ihm stand, und nach ihm gesungen wurden. Auf diese Weise entstanden die sechs Töne: ut re mi fa solla, welche bei dem damaligen, noch auf einer niedrigen Stufe von Ausbildung stehenden Gesange, zur Bezeichnung der nöthigen Töne, hinlänglich waren. Mit dem allmähligen Steigen seiner Kunst nahm er seine Zuflucht zu der mühsamen Mutation. Gerbert (s. d. Art.) hat in seinem klassischen Werke über die kirchlichen Schriftsteller der heil. Musik Alles gesammelt, was er von Guido's liter. Nachlaß auffinden konnte. Vrgl. auch d. Art. Aretino.

Guido Calvacanti, ein Sohn Calvacantis de Calvacante, lebte im 13. Jahrh., und war, wie seine Familie, ein exaltirter Anhänger der Ghibellinen, dabei aber ein vortrefflicher Dichter und guter Philosoph. Durch das politische Treiben, in welches er sich verwickelte, wurde er mit seinem Anhang nach Sarzana exilirt, von wo er aber bald, wegen des ungesunden, dort herrschenden Clima's wieder zurückberufen wurde. Er starb zu Florenz 1300. Dante nennt ihn unter der Zahl seiner Freunde. Er hinterließ verschiedene Schriften, in gebundener und ungebundener Rede. Seine in italienischer Sprache verfaßte Regeln der guten Schreibart fanden zu seiner Zeit vielen Beifall. Unter seinen Poesien zeichnet sich seine berühmte Canzone über Natur und Liebe aus, worüber die Philosophen Egidio Colonna, del Garbo, Mini u. A. Comentare geschrieben haben. Cittadini gab seine Lebensgeschichte, mit mehrern Gedichten des Calvacanti, 1602 zu Siena heraus.

Guido Reni, s. Reni.

Guido da Siena, ein berühmter Maler, der mit Namen bekannte älteste von ganz Italien, blühte in der ersten Hälfte des 13. Jahrh., und ist als der Stifter der Malerschule zu Siena anzusehen. In der Kirche St. Domenico prangt sein ältestes Werk: Die Madonna mit dem Christuskinde auf ihrem Arme sitzend, über Lebensgröße und der Jahrszahl 1223. Abgesehen von seinem Alter und seiner Wohlerhaltenheit, trägt dieses Bild, wie einer der neuesten Kunstrichter, Speth, sagt, einen entschiedenen Werth für die Kunst und ihre Geschichte an sich. Wer in einer Madonna so deutliche Spuren von Würde und Holdseligkeit vereint zu legen verstand, dem mußte damals schon das Wesen der Kunst im Innern aufgegangen seyn, dem war das Ziel nicht fremd, nachdem sie sich ins Unendliche fortgerungen hat. Dieses Gemälde steht, ungeachtet der Härte, Steifheit und des Eckigen in den Bewegungen, in jedem Betracht schon höher, als die Gemälde seiner griechischen Vorgänger. Sein Inhalt war damals ein leitender Stern auf der dunklen Bahn seiner Zeit. Das Wesen ward durch ihn angeregt, obwohl der Geist nur rohen Formen eingehaucht, dessen weiterer Ausbildung es noch bedurfte, um aus lebendiger Innigkeit jenen erst die Freiheit der Bewegungen zu geben. Aus seiner letzten Zeit besitzt der Saal des Instituts der Kunst zu Siena noch eine Madonna von 1261.

Guignes (Joseph de), einer der gelehrtesten Orientalisten des vorigen Jahrh., geb. zu Pontoise 1721, starb zu Paris 1800. Frühe studiete er unter dem berühmten Etienne Fourmont die Sprachen des Orients, und ward schon 1741 zum königl. Dollmetscher und 1753 zum Mitglied der Akademie der schönen Wissenschaften ernannt. De Guignes legte sich besonders

aufs Studium der chin. Karaktere, und glaubte, als er diese Sprache mit den alten Sprachen verglich, zu entdecken, daß sie nur eine Art von Monogrammen seyen, gebildet aus drei ägypt. Buchstaben, woraus er schloß, daß China durch eine ägypt. Colonie bevölkert worden sey. Vor ihm hatten schon Huet, Kircher und Moiran dasselbe gedacht, aber andere Gelehrte, Deshautrayes, Paw und die Missionairen von China haben diese Meinung widerlegt. Deguignes war 35 Jahr lang Mitarbeiter am Journal des savans, und hat es, so wie die Memoiren der Akademie, mit einer großen Anzahl von Artikeln und Aufsätzen bereichert, in denen sich tiefe Gelehrsamkeit, neue Ansichten und scharfsinnige Kritik zeigen. Er entdeckte die längst für verloren gehaltenen Stempel und Matrizen der orientalischen Karaktere, die Savary de Breves, Gesandter Heinrichs IV. in Constantinopel, nach Frankreich gebracht; ordnete sie, und lieferte eine vollständige arabische, türkische, persische, syrische, armenische,, hebräische und chinesische Schrift. Er selbst unterwies die Setzer im Gebrauch derselben. Ein Greis, nahe an 80 Jahren, gerieth er durch die Revolution fast in Mangel und Noth, dennoch behielt er seine Gemüthsruhe, seine Uneigennützigkeit und Unabhängigkeit, die ihm, eine Unterstützung anzunehmen, nicht erlaubten. Grosley, sein College bei der Akademie, mit dem er fast in gar keiner Beziehung gestanden, setzte ihm in seinem Testamente ein ansehnliches Legat aus. Unter seinen zahlreichen Werken ist das ausgezeichnetste seine Geschichte der Hunnen, Türken, Mongolen und Tataren (5 Vol. 4), die mit unermeßlichem Fleiße bearbeitet, und zu welcher der Verfasser die Materialien aus den wichtigsten orientalischen Quellen schöpfte. Sie ertheilt viele Aufschlüsse über die Geschichte der Kalifen, der Kreuzzüge und des Morgenlandes überhaupt. Mehr Philosophie war aber nöthig, um die Poesien des Orients zu ergründen, die wahren Ereignisse zu enthüllen, und die Hauptsachen zu erörtern, über welche er oft zu leicht hinwegeilt. Da er aus einer Masse von Manuskripten geschöpft, so ist er in häufige Wiederholungen und Widersprüchen verfallen. Außerdem haben noch großen Werth sein Mémoire dans lequel on prouve queles Chinois sont une Colonie egyptienne; Chou-King, eines der heil. Bücher der Chinesen, übersetzt in's Französische, u. m. a.

Guillotine ist eine zum Hinrichten der Verbrecher bestimmte Köpfmaschine. Auf einem Gerüste aufgestellt, dient die untere horizontale Hälfte zur Britsche, auf welche man den gebundenen Verbrecher unter das Beil schiebt. Die obere auf der untern senkrecht stehende Hälfte diene zum Aufziehen des Richtbeiles. Dieses, mit einer schrägen Schneide, ist an einem in Falsen oder Fugen laufenden Klotz befestigt, und wird mit diesem durch einen oben befestigten Strick in die Höhe gezogen, von der es herabfallend dem unten Liegenden den Kopf vom Rumpfe trennt. Die Guillotine bietet unter allen Arten der Hinrichtung die größte Sicherheit dar, indem der Schnitt des Beiles niemals fehlt, so daß auf ihr kein Unglücklicher gemartert werden kann. Sie verdankt ihren Namen, aber weder die Erfindung noch die Ausbildung, dem berühmten Arzte Guillotin, welcher 1738 zu Saintes in Frankreich geboren, und am 26. Mai 1814 zu Paris gestorben ist. Die Art, Menschen hinzurichten, wie es mit der Guillotine geschieht, ist schon alt; man behauptet sogar, die Erfindung sey im Orient, und namentlich in Persien gemacht worden. Ein Zeugniß früheren Gebrauches einer solchen Köpfmaschine haben wir in der Hinrichtung des letzten Sprossen der schwäbischen Kaiser, Conradin, welchen der gefühllose Carl von Anjou sammt seinem Freunde Friedrich von Baden auf dem Marktplatz in Neapel am 25. Oktober 1269 auf solche Weise enthaupten ließ. Auch in andern Ländern Europa's kannte man die Maschine, zog aber überall das Schwert und den Strang vor; ja man verachtete sie, und nannte sie wälsche Falle. Guil-

lotin, der im Jahr 1789 in die Nationalversammlung gewählt wurde, mußte im Dezember desselben Jahres einen Bericht über das peinliche Gesetzbuch abstatten. Hierin that der Menschenfreundliche den Vorschlag, statt des martervollen Todes durch den Strang, die Hinrichtungen durch obendezeichnete Maschine zu bestimmen. Der Vorschlag wurde später angenommen, und die Maschine erhielt den Namen Guillotine. Den Blutmenschen der Revolution war sie ein willkommnes Werkzeug der Tyrannei; von ihnen wurde sie auf das Schändlichste mißbraucht. Daher das Vorurtheil gegen sie, das noch an manchen Orten herrscht. Die erste Hinrichtung in Paris mit der Guillotine wurde 1792 am 26. April vorgenommen. Und noch in diesem Jahrhundert hat man behauptet, Guillotins Kopf sey selbst von derselben gefallen. Die Zeit hat den Namen des würdigen Mannes von jenen gehässigen Verleumdungen gereinigt, mit denen er von Menschen besudelt wurde, die ihrer Zeit alles Französische verwünschten. Nach der Rückkehr der Bourbonen wurde die Guillotine in Frankreich außer Gebrauch gesetzt, weil sich an sie das Andenken an die Hinrichtung Ludwigs XVI anknüpft. Man gebraucht jetzt nur noch die bewegliche Guillotine, wie man sie in den ehemals französischen Rheinprovinzen beibehalten hat.

Guinea, ein großes westafrikanisches Küstenland in 2 Theilen. 1) Ober- oder eigentliches Guinea, vom Sierra Leona-Distrikt bis zum Cap Lopez Gonsalva, 9° 19′ N. B. — 2° 31′ S. B., begränzt im Norden von Senegambien und Nigritien, im Osten von unbekannten Ländern des innern Afrika, im Süden von Nieder-Guinea, und im Westen vom Meerbusen von Guinea, einem Theil des äthiopischen Meeres, der hier weder Klippen noch Sandbänke hat, und den Seefahrern einen sichern Ankergrund gewährt, 424 Meilen lang und 80 — 130 Meilen breit. Hier sind die Gebirge: Sierra Leona, Kong ꝛc., die Vorgebirge: Cap Verga, Tagrin, Vorgeb. der Untiefen, Palmenvorgeb., Vorgebirge der 3 Spitzen, C. Formoso, C. St. Johann, C. Gonsalvo, C. Lopez. Die Ströme Sierra Leona oder Mitomdo, Volta, Benin, Rio Formosa (in Benin, wahrscheinlich die Hauptmündung des Niger), Calabar (der in den Meerbusen von Benin fällt, nur einige Tagreisen weit aufwärts schiffbar, und weiterhin wegen der Wasserfälle unschiffbar, deren erster so gewaltig rauscht, daß man ihn mehrere englische Meilen weit vernimmt) ꝛc. fallen sämmtlich in den Meerbusen von Guinea, außerdem hier auch die Baien von Benin und Bifra sind. Das Clima ist durch beständige Tag- und Nachtgleiche, die Nähe des Meeres und die häufigen Regen gemildert. Der Wind Harmattan richtet zwar oft Verwüstungen an, verhindert aber auch die Ausbreitung vieler Krankheiten. Die Produkte sind: Gold (von blässerer Farbe, als das europäische), Kupfer, Ambra, Reis, Hirse, Gerste (zweimal des Jahrs geerntet) Yams, Pisang, Melonen, Kürbisse, Ananas, Zucker, Ingwer, Malaghetta oder langer Pfeffer, Tabak, Baumwolle, Indigo, Südfrüchte, Palmen, Mango- und Talgbäume, Färbehölzer, Rindvieh, Büffel, Schafe, Schweine, Elephanten, Dromedare, Löwen, Tiger, Affen, Astelopen, Papageien, Singvögel, Fische, Schlangen (Riesenschlangen) ꝛc. Die Einwohner sind Neger mit äußerst widrigem Geruch, und unter mehrere Reiche oder Freistaaten vertheilt. Das Land wird in den Sierra Leona-Distrikt, Malaghetta- oder Pfeffer-(Körner), Zahn- oder Elfenbein-, Gold- und Sklavenküste getheilt. Schiffer von Dieppe kamen 1314 zuerst hieher, aber sie bauten sich nicht an. Dies thaten die Portugiesen im Anfang des 15ten Jahrhunderts; sie wurden aber von den Holländern vertrieben, deren wichtigste Besitzung St. Georg de la Mina ist. Auch die Engländer, Franzosen und Dänen haben hier Niederlassungen. Man führt Goldstaub, Elfenbein, Gummi, Häute ꝛc. aus, vormals auch Sklaven, die man gegen Tuch-, Woll- und Baumwollenzeuge,

Leinwand, Gewehre, Schießpulver ꝛc. vertauscht. 2) Niederguinea, die meist von Portugiesen besetzten Küstenländer vom Cap Lopez Gonsalvo bis Cap Negro, 210 Meilen lang, enthält 7 Provinzen: Loango, Cacongo, Congo, Angola, Matamba, Benguela, Jago Caconda. Im Norden und Osten sind viele Berge. Die Hauptflüsse sind: Zaire oder Congo, Coanza, Bembaroeghe oder Cuneni. Das sehr heiße Clima wird von häufigen Seewinden, Regen, besonders vom Oktober bis April, nächtlichem starken Thau ꝛc. gemäßigt. Der Boden ist an den Küsten sandig, und wegen der brennenden Sonnenhitze des Anbaus unfähig. Die Produkte sind: Silber, Kupfer, Eisen, Getreide, Wälder von Palm-, Affenbrot-, Wunder-, Mangiebäumen, Affen, Gazellen, Elephanten, Krokodile, Schlangen ꝛc. Die Einwohner sind Neger, olivenfarbig oder schwarz, mit krausem, schwarzem oder röthlichem Haar und seegrünen Augäpfeln; unter ihnen auch Kakerlaken ꝛc. S. Congo.

Guinee, Guiney, Ginny, eine englische Goldmünze, seit Carl II. 1652 zuerst aus dem Gold von Guinea geschlagen, etwas größer als ein Friedrichsd'or; die halben Guineen sind von Dukatengröße; auch hat man Drittel-, Viertel-, doppelte und einfache Guineen. Das Gold ist 22 Karat fein, mit 2 Karat Silberzusatz, und von den ganzen gehen 28½ Stück auf die rauhe, 31 auf die feine Mark. Bis 1718 galt die Guinee 90 Shillings oder ein Pfund Sterling: in diesem Jahre wurden sie aber auf 21 Shillings gesetzt, weßhalb seitdem alle in Pfund Sterling ausgedrückte Summen in Gold ausgezahlt werden. Nach unserm Gelde beträgt die ganze mit dem Agio 6 Thlr. 8 — 10 Gr., die halbe (10 Shill. 6 Pence) einen Dukaten, die Drittelguinee (7 Shill.) 2 Thlr. 4 Gr. Conv.

Guiscard (Robert), Herzog von Apulien und Calabrien, geb. um 1015, war ein Sohn Tankreds von Hauteville aus zweiter Ehe. Nach dem Beispiel seiner Stiefbrüder, die in Unteritalien sich Besitzungen erkämpften, verließ er sein Vaterland, die Normandie, und ging nach Apulien, wo sein Bruder Humphrey an der Spitze eines Freistaates stand, der 12 Grafschaften in sich begriff. Nach dem Tode desselben wurde er Graf von Apulien und Feldherr dieses Freistaates. Nach vollendeter Eroberung Calabriens verlieh ihm der Papst den Herzogtitel, und belehnte ihn und seine Nachkommenschaft feierlichst mit den genannten Ländern und allen Besitzungen in Italien und Sizilien, die er den schismatischen Griechen und Saracenen entreißen würde. Die unter ihm stehenden Grafen, so wie Humphrey's Sohn, widersetzten sich umsonst seinen Anmaßungen, und erregten mehrere Verschwörungen, die Guiscard glücklich dämpfte. Aber auch nach Außen breitete er seine Eroberungen aus; Griechen, Lombarden und Saracenen fühlten die Schwere seines Arms, und bald nannte er alle Provinzen, die jetzt das Königreich Neapel bilden, sein Eigenthum. Um 1060 rief er seinen jüngsten Bruder, Roger, aus der Normandie zu sich, der bald darauf Sizilien eroberte, und dort eine Dynastie von Königen stiftete. Der Rest seines Lebens brachte er mit glücklichen Kriegen gegen den byzantinischen Kaiser Alexis und Kaiser Heinrich III. zu. Er starb den 17. Juli 1085 an einer ansteckenden Krankheit auf der Insel Cephalonia, als er eben im Beariff stand, Constantinopel zu erobern, und hinterließ einen einzigen Sohn, Bohemund.

Guitschard (Carl Gottlieb), gewöhnlich Quintus Icilius genannt, geb. zu Magdeburg 1724, widmete sich anfangs der Theologie, vertauschte diese aber mit dem Degen, und trat 1747 in sachsen-hildburghausische Dienste. 1757 ging er zur alliirten Armee, worauf er kurz darauf eine Anstellung als Hauptmann in dem preußischen Heere erhielt. Friedrich II. lernte ihn kennen, und legte ihm den Namen Quintus Icilius bei. Während der Dauer des siebenjährigen Krieges beförderte er verschiedene Frei-

bataillone, und verrichtete mit denſelben große Thaten. Er ſtarb als Obriſter 1775, folgende Schriften hinterlaſſend: Mémoires militaires sur les Grecs et les Romains, Lyon 1760. 2 Bde. Berl. 1774. 4 Bde. Mémoires critiques et historiques sur plusieurs points d'Antiquités militaires, Berlin 1773. 2 Bde., welche ſeine großen Militärkenntniſſe beurkunden.

Guiſe (Claude de Lorraine (Lothringen), Herzog von), fünfter Sohn des Herzogs Renatus II. von Lothringen, geb. 1496, ließ ſich in Frankreich nieder, und vermählte ſich daſelbſt mit der Prinzeſſin Antoinette von Bourbon. Seine kühne Tapferkeit und großen Eigenſchaften, ſo wie das Anſehen ſeines Bruders, des Cardinals Johann von Lothringen (geb. 1499, ſt. 1550, Staatsminiſter unter Franz. I. und Heinrich II.), machten ihn berühmt. Zu ſeinen Gunſten wurde 1527 die Grafſchaft Guiſe in ein Herzogthum verwandelt, ſo wie er auch Aumale beſaß. Er ſtarb 1550, und hinterließ 6 Söhne und 4 Töchter. Berühmt ſind: 1) Franz ois von Lothringen, Herzog von Guiſe und Aumale, geb. im Schloſſe Bar 1519, nahm Kriegsdienſte, und zeichnete ſich bei der Belagerung von Boulogne 1545, und durch Vertheidigung der Stadt Metz 1558 gegen Kaiſer Karl V., ſo wie in der Schlacht von Renti 1554 vorzüglich aus. Auch entriß er den Engländern Calais nach 210 jährigem Beſitz, und den Spaniern Thionville. Unter Heinrich II., mit deſſen Schweſter er ſich vermählt hatte, und unter Franz II. herrſchte er faſt unumſchränkt. Sein Eifer gegen die Reformirten bewog dieſe, die Verſchwörung von Amboiſe gegen ihn zu veranſtalten, die jedoch nur dazu diente, ſein Anſehen zu vergrößern (1511), worauf ſich die beiden Parteien Guiſe und Condé bildeten, durch deren gegenſeitigen Haß und feindſelige Unternehmungen das Glück Frankreichs auf lange Zeit geſtört wurde. Vergl. Bluthochzeit. In dem, kurz nach der Verſchwörung von Amboiſe ausgebrochenen, Bürgerkriege entriß er den Hugonotten Rouen, Bourges und viele andere Oerter, ſiegte in der Schlacht von Dreux 1562, wurde aber kurz darauf, als er eben im Begriff war, Orleans zu belagern, und auf dem Gipfel ſeines Glücks ſtand, von einem hugonottiſchen Edelmanne, Poltrot de Méray, den 24. Febr. 1563 erſchoſſen. 2) Carl, Herzog von Guiſe, bekannter unter dem Namen des Cardinals von Lothringen, geb. zu Joinville 1525, trat in den geiſtlichen Stand, wurde 1547 von Papſt Paul III. zum Cardinal ernannt, beſaß die Erzbisthümer Rheims und Narbonne, ſo wie die Bisthümer Metz, Toul, Verdun und andere Pfründen, und zeigte ſich ebenfalls als eifriger Gegner der Reformirten. Er ſtarb 1574. 2) Louis I. von Lothringen, Cardinal von Guiſe, geb. 1528, ward Biſchof von Troyes, Albi, Sens und endlich von Metz, wurde 1552 Cardinal, und ſtarb zu Paris 1578. 4) Franz ois Guiſe, Großprior und General der Galeeren, ſtarb 1563.

Guiſe (Heinrich von Lothringen, Herzog von), älteſter Sohn von Franz von Lothringen und Guiſe, geb. 1550, berüchtigt durch die St. Bartholomäusnacht, die auf ſeinen Rath unternommen wurde, und andere ehrgeizige Plane, die wohl keinen andern Zweck hatten, als die königliche Macht zu vermindern, und das Haus Guiſe auf den Thron zu erheben. Die Hugonotten dienten zum Vorwand, um die nöthige Anzahl Truppen zu erhalten. 1588 zwang er Heinrich III., Paris zu verlaſſen, machte aber dadurch auch die Zahl ſeiner Verbrechen voll; denn von dieſem Augenblicke an ſann der König darauf, ſeiner los zu werden. Er wurde im Cabinette des Königs den 23. Dez. 1588 ermordet. Gleiches Geſchick hatte ſein Bruder Ludwig II. von Lothringen, Cardinal von Guiſe (geb. zu Dampiere 1551), eins der vorzüglichſten Häupter der Ligue, welchen Heinrich III. zu Blois den 24. Dez. 1538 ermorden ließ. Vergl. Bluthochzeit. Heinrich von Lothringen und Guiſe hinterließ von einer Prinzeſſin von Cleve zwei Söhne, von welchen der älteſte, Carl von Lothringen, geb. 1571, nach

ſeines Vaters Ermordung, als Gefangener im Schloſſe zu Tours bis 1591 ſaß, wo er ſich durch die Flucht rettete. Heinrich IV. ernannte ihn zum Statthalter der Provence, er mußte aber unter Ludwig XIII. Frankreich verlaſſen, weil Richelieu die Macht dieſes Hauſes fürchtete. Er begab ſich hierauf nach Florenz und ſtarb zu Cuna im Gebiete von Siena 1640. Der zweite Sohn, Louis III. von Lothringen, Cardinal von Guiſe, geb. 1575, trat zwar in den geiſtlichen Stand und wurde Erzbiſchof von Rheims und Cardinal, zeichnete ſich aber in den Kriegen Ludwigs XIII., vorzüglich im Feldzuge von Poitou (1621), als Krieger aus, und ſtarb an empfangenen Wunden zu Saintes 1622.

Guiſe (Heinrich II. von Lothringen, Herzog von), vierter Sohn von Carl von Lothringen und Guiſe, und Enkel von Heinrich I., geb. zu Blois 1614, verließ den geiſtlichen Stand nach dem Tod ſeines Bruders, und wünſchte die Prinzeſſin Anna von Mantua zu heirathen, welches jedoch der Cardinal Richelieu, der alte Feind des Hauſes, verhinderte. Er vermählte ſich hierauf mit der Gräfin Boſſut zu Köln, verließ ſie aber bald darauf wieder, und kehrte nach Frankreich zurück. Um die alte Macht ſeines Hauſes wieder zu erlangen, ließ er ſich mit dem Grafen von Soiſſons in ein Bündniß mit Spanien gegen Richelieu ein; der Cardinal erhielt davon Nachricht, forderte ihn vor Gericht, und ließ ihn, als er nicht erſchien, 1641 des Hochverraths wegen zum Tode verdammen. Nicht lange darauf ſöhnte er ſich jedoch wieder mit Richelieu aus (1643), begleitete 1644 den Herzog von Orleans zur Belagerung von Grävelingen, und war eben in Rom, als die Neapolitaner ſich gegen Philipp IV. empörten. Die Aufrührer übertrugen ihm unter ſehr ſchmeichelhaftem Titel den Oberbefehl über ihre Armee, und gewiß würde das Reſultat ſeiner Unternehmungen größer geweſen ſeyn, wenn er von Frankreich aus kräftiger unterſtützt worden wäre. Von den Spaniern bei Caſerta gefangen genommen, wurde er als Gefangener nach Spanien geführt, wo er bis 1652 blieb. Er ſtarb zu Paris 1664. Man hat unter ſeinem Namen Memoiren, 2 Bde., wovon jedoch der erſte von Raymund, Grafen von Modena, der zweite von Sainctyon, Sekretär des Herzogs, iſt.

Guitarre, ein muſikaliſches, mit Darmſaiten bezogenes Inſtrument, welches beſonders in Italien und Spanien zur Begleitung des Geſanges üblich iſt. Es hat gewöhnlich 5 Saiten, welche A, D, G, H, E geſtimmt ſind; bisweilen fügt man noch ein 6te tiefere Baßſaite hinzu. In Neapel verfertigt man die beſten Guitarren. Man kann auch Muſikſtücke ohne Geſang auf dieſem Inſtrumente ausführen, doch dann iſt es äußerſt ſchwierig. Es eignet ſich am beſten zu vollen Akkorden und mannichfaltigen Arpeggiaturen. Die ſchönſten Guitarren ſind die, welche in neuerer Zeit in der Form einer Lyra gebauet werden.

Gulden, Guldener, Guldiner, eine Silbermünze der deutſchen und angränzenden Staaten, die nach mancherlei Verringerungen aus dem Gülden oder Goldgülden entſtand, indem dieſer um 1500 die Güldengroſchen, um 1600 die Güldenthaler, und in der Mitte des 17ten Jahrhunderts die Gulden erzeugte. Die wichtigſten Münzſorten derſelben ſind: 1) Der Reichs-, Kaiſer-, rheiniſche, Conventions-Gulden, Floren, eine einlöthige deutſche Silbermünze, die ſeit der Einführung des zinniſchen Münzfußes 1667 exiſtirt. Nach dem Conventionsfuß gehn 20 Stück auf die feine Mark, daher er der Zwanzigguldenfuß genannt wird, und das Stück macht 16 Gr. Conv. Der Werth iſt darauf mit $\frac{2}{3}$, oder 60 (Kreuzer), oder 1 G. oder 16 (Gr.), oder 24 (Mariengroſchen) bemerkt. 2)

Der holländische Gulden, Silbermünze von ¾ Loth Gewicht; das Silber ist 13 Loth 6 Grän fein, und 24⅝ gehen auf die rauhe, 29⅝ auf die feine Mark, wonach der Werth auf 12 Gr. Conv. kommt. 3) Zu den leichten Gulden gehören: der preußische Gulden in Danzig, der 30 Kreuzer oder 10 Kaisergroschen, oder 8 Gr. Conv. seit 1766 gilt; der polnische Gulden gilt 30 polnische Groschen, oder 5 Kaisergroschen, oder seit 1766 4 Gr. Conv.; der Genfer Gulden gilt 12 Genfer Sous, oder 6 französische Sous, oder etwas über 2 Gr. Conv. — Der rheinische Gulden mit 10 Kreuzern und der fränkische Gulden mit 75 Kr. sind erdichtete Münzen. Der meißnische Gulden hat 21 Gr., und nach diesem wird in verschiedenen Orten des meißnischen Kreises noch gerechnet.

Gummi, ein verhärteter Pflanzensaft von keinem besonderen Geschmack oder Geruch; der klebrig oder zähe ist, wenner angefeuchtet oder im Wasser aufgelöst wird; der sich durch Wasser völlig auflösen läßt, aber nicht durch Weingeist oder durch Oel; der zur schwarzen Kohle brennt, ohne zu schmelzen oder in Flamme zu gerathen; und der sich durch die Hitze des kochenden Wassers nicht verflüchtigen läßt. Reine Gummi's sind: das arabische Gummi, das Gummitraganth, das Senega-Gummi, und das Gummi von Kirsch- und Pflaumenbäumen. Das arabische Gummi hat den mannichfaltigsten Nutzen für Manufakturen; in den Apotheken benutzt man es als ein schleimiges, entwickelndes Mittel.

Gummilack, eine wachsartige Masse, woraus der Gummilackwurm, der sich auf dem Götzenfeigenbaum befindet, seine Zellen baut. Dieses Thier sticht in die jungen Zweige, wodurch ein wachsartiger Saft hervorfließt. Wenn einige dieser Thiere in den von ihnen gebauten Zellen zurückbleiben, so wird die ganze Masse dadurch roth gefärbt. Im Handel kennt man 3 Sorten von Gummilack: den Stablack, der noch nicht zubereitet ist, und sich an den Zweigen findet; wird dieser abgelöst, grob gepulvert und von der Farbe gereinigt, so erhält man Samenlack; wird der Stablack durch Schmelzen über einem gelinden Feuer gereinigt und in Kuchen geformt, so nennt man ihn Klump- oder Schalenlack. Man benutzet diesen Lack zu verschiedenen Firnissen und zum Siegellack.

Gundling (Jakob Paul, Freiherr von), Sohn des nürnbergischen Pfarrers zu Kirchen-Sittenbach, Wolfgang Grundling, geb. 1673 zu Hersbruck, studirte auf mehreren deutschen Universitäten, unternahm auch eine Reise nach Holland und England, und ward 1705 Professor an der Ritterakademie zu Berlin. König Friedrich Wilhelm I. ernannte ihn zu seinem Zeitungsvorleser, und gab ihm den Titel eines Kriegs-Kammer- Ober-Appellations- und Kammergerichtsraths, brauchte ihn aber eigentlich zum Hofnarren. Er starb 1731 zu Potsdam, und wurde zu Bornstädt in einem Weinfasse begraben, weil er dem Trunke sehr ergeben gewesen. Er hinterließ einige historische und geographische Schriften, welche die Mark Brandenburg betreffen. 2) Nikolaus Hieronymus, Bruder des Vorigen, ein seltener Polyhistor, geb. zu Kirchen-Sittenbach 1671, studirte zu Altdorf, Jena und Leipzig Theologie, zu Halle Jurisprudenz, wo er sich 1703 habilitirte. Er starb 1729 als Professor der Rechte und geheimer Rath zu Halle, sowohl als Lehrer als auch als Schriftsteller Vieles nützend. Doch tragen seine zahlreichen Schriften fast alle die Spuren der Eilfertigkeit an sich.

Gustav I., König von Schweden, bekannt unter dem Namen Gustav Wasa, geb. 1490, war ein Sohn Herzogs Erich Wasa von Gryppsholm, eines Reichssenators, der sein Geschlecht von der alten

schwedischen Königsfamilie herleitete. Seine erste Erziehung war sehr mangelhaft; jedoch dafür hatte ihn die Natur mit desto herrlichern Gaben beglückt. Sein edler Wuchs, sein schöner, freundlicher Blick, und eine seltene Ueberredungsgabe gewannen ihm gleich alle Herzen. Er liebte feurig sein Vaterland; mit Klugheit und Muth strebte er, dasselbe von dem Drucke, unter welchem es während Christians II. von Dänemark Regierung schmachtete, zu befreien. Als Christian, gemäß der kalmarischen Union, sich die schwedische Königskrone aufsetzen ließ, vertheidigte Gustav schon als ein junger Offizier sein Vaterland gegen die Eingriffe des allverhaßten Fremden. Nicht nur wegen mehrerer Siege über die von Zeit zu Zeit landenden Dänen, sondern auch wegen seiner tiefdurchdachten und weisen Rathschläge in den Reichsversamm.ungen, fürchtete ihn Christian so sehr, daß er 1510 ihn mit sechs andern vornehmen Schweden als Geißel gefangen nach Kopenhagen bringen ließ. Eine Reihe von traurigen Monaten verlebte der Gefangene auf dem Schlosse eines dänischen Edelmanns, der sich seiner angenommen und 6000 Rthlr. Bürgschaft für ihn gestellt hatte. Mehrmals hielt ihn Gefühl von Rechtlichkeit zurück, die Gelegenheit zur Flucht zu benutzen. Als aber Christian im Begriff war, die Schweden wirklich unter seine strenge Herrschaft zu beugen, da hielt er sich nicht länger, sondern beschloß, Untreu mit Untreu zu vergelten. In Bauernkleidern entwischte er des Nachts, und entging zwei Tage auf abgelegenen Wegen den Forschungen seiner Verfolger. In Flensburg schloß er sich an eine kleine Gesellschaft deutscher Viehhändler an, und ließ sich als Viehhüter in ihre Dienste nehmen. Mit diesen kam er nach Lübeck (im Sept. 1519); diese mächtigste unter den deutschen Hansestädten, von Christian vielfacht beleidigt, nahm Gustaven gleich in Schutz, und versprach ihm für sein Vaterland Unterstützung mit Geld und Soldaten. Hierauf schiffte er sich ein, und landete glücklich in Schweden im Mai 1520 an. Er entdeckte sich zuerst dem schwedischen Befehlshaber von Kalmar; dieser aber, der dänisch gesinnt war, stieß ihn kalt zurück, und Gustav mußte in Bauerntracht schnell weiter fliehen. Er wandte sich nach Südermannland zu seinen Verwandten, fand aber auch dort keine Theilnahme. Da floh er in die äußerste Gränze Schwedens, in die bekannten Thäler an den norwegischen Gebirgen, die von den Dalekarliern bewohnt werden, einem kräftigen und freiheitliebenden Volke. Mit Mühe den Verfolgungen der dänischen Späher und den Verräthereien falscher Freunde entronnen, fand er endlich Aufnahme bei einem redlichen Pfarrer im Dorfe Isala, der ihn acht Tage in seiner Kirche verschlossen hielt, und ihn dann bei einem rechtschaffenen Bauer unterbrachte. Allein auch hier kamen die dänischen Späher auf seine Spur, und Gustav mußte weiter fliehen. Nachdem die Gemüther der Dalekarlier durch eine lebhafte Schilderung der Grausamkeiten Christians vorbereitet worden waren, benutzte Gustav das Weihnachtsfest, zu welchem sich sämmtliche Bauern versammelt hatten, sie für die Sache des Vaterlandes zu gewinnen. Von einem Hügel herab hielt er eine feurige Rede an sie; sein einnehmendes Aeußere, seine unglücklichen Schicksale, der Abscheu gegen den tyrannischen Christian, der eben seine Regierung mit den schrecklichsten Greuelthaten in Stockholm begonnen hatte, erhöhte die Wirkung seiner siegenden Beredsamkeit. Die Dalekarlier, zur Rache fortgerissen, griffen zu den Waffen, tödteten den ersten Bergvoigt, und plünderten sein Schloß. In wenig Tagen hatte Gustav schon gegen 3000 Mann beisammen. Im Mai 1521 erklärte er dem dänischen König förmlich den Krieg, eroberte Westerås durch List, und sammelte eine Menge schwedischer Truppen unter seine Fahnen, die von des Königs Heer zu ihm übergingen. Bald ward Upsala erobert; von da gings auf die Hauptstadt los, deren Uebergabe er durch den Beistand der Lübecker erzwang (21. Juni 1523). Früher schon im August 1521 von

einem Reichstage in Wadstena zum Großvorsteher und Oberhauptmann des Königreichs ernannt, ward Gustav nun auf dem Reichstage zu Strengnäs zum Könige ausgerufen. Durch die Schwierigkeiten, die mit der Organisirung eines so gestattlichen Reichs verbunden seyn mußten, zurückgescheucht, schien er anfangs die Königswürde ablehnen, und in den Privatstand zurück kehren zu wollen, allein von den dringenden Bitten des ganzen Volkes überwältigt, widerstand er nicht länger, und schwur, nach den schwedischen Gesetzen regieren zu wollen; Schon im Jahre 1624 ward die kalmarische Union durch den Frieden zu Malmö aufgelöset, und Schweden als ein selbstständiges Reich von Dänemark anerkannt. Gustav hatte die Feierlichkeit der Königskrönung noch aufgeschoben, um dem Eide auszuweichen, die katholische Religion und die Privilegien der Geistlichkeit aufrecht zu halten. Denn die lutherische Lehre, die er schon früher in Lübeck um ihrer selbst liebgewonnen hatte, hieß ihn nun auch die Politik in Schweden einzuführen, da die Wohlfahrt des Landes eine Kirchenreformation durchaus erheischte. Anfänglich begünstigte er insgeheim das Reformationswerk, das er durch zwei junge Schweden, Olaus und Lorenz Petri, Schüler des Luther, unternehmen ließ. Der katholischen Geistlichkeit entriß er ihre reichen und wohlangebauten, seit 1473 an sie gekommene Güter, und theilte sie mit dem Adel. Bald ging er noch weiter; im Jahre 1527 erlangte er von den Ständen die Abschaffung der Privilegien der Bischöfe. Auch war es von großer Wichtigkeit, daß der Bürger- und Bauernstand unter die Reichsstände aufgenommen wurde; indem dadurch das königliche Ansehen ein bedeutendes Uebergewicht über die Macht des Adels erhielt. Indessen gewann die lutherische Lehre täglich größern Anhang, trotz dem kräftigen Widerstande, den sie erfuhr; denn Gustav hatte so viele Schwierigkeiten zu bekämpfen, so viele Verschwörungen, Verlästerungen und Aufstände zu unterdrücken, daß er fast an der Verwirklichung seiner edelsten Wünsche verzweifelte, und abermals in vollem Ernste den Ständen seinen Entschluß kund that, die Regierung niederzulegen. Endlich wagte er selbst den Schritt, öffentlich zu der Religionspartei überzutreten, welcher der größte Theil seines Volkes schon anhing; und ein Volksbeschluß nahm im Jahr 1530 das augsburgische Religionsbekenntniß als Glaubensvorschrift an. So wurden also doch die Bemühungen des edlen Mannes endlich gekrönt. Auch gelang es ihm, in seinem Geschlechte die Königswürde erblich zu erhalten, indem er auf dem Reichstage von 1545 von den Ständen erlangte, daß das bisherige Wahlreich in ein Erbreich verwandelt wurde. Obgleich die schwedischen Könige durch die Reichskonstitution beschränkt waren, so herrschte doch Gustav unumschränkt; aber dies war ihm vergönnt, weil er seine Gewalt nie die Schranken des Gesetzes überspringen ließ, und sein Volk Vertrauen zu ihm zu fassen gelernt hatte. Um den Wohlstand des Landes hat er sich unendliche Verdienste erworben. Er erhob den Ackerbau, gab den Schweden Handel, Schifffahrt, milderte durch einige Künste ihre rohen Sitten, führte mehrere gute Gesetze ein, erhöhte außerordentlich die Einkünfte der Krone, machte den Anfang zu einem stehenden Heere, und verschaffte dem schwedischen Namen zuerst Ehre und Vortheile im Auslande. Nach einer 37. jährigen ruhmvollen Regierung starb er 1560 im 70. Jahre seines Lebens. S. Archenholz's Geschichte Gustav Wasa's. Kotzebue hat ihn zum Helden eines dramatischen Gedichts gewählt.

Gustav II. Adolph ist nicht allein einer der vorzüglichsten Regenten Schwedens, er ist einer der berühmtesten Könige Europa's. Er war ein Sohns Carl's IV., ein Enkel Gustav Wasa's, und geboren zu Stockholm 1594. Als sein Vater 1611 starb, hinterließ er den Prinzen unter der Vormundschaft der Königin, des Herzogs Johann von Ostgothland, und

sechs der ersten Reichsräthe. Die Erziehung, welche er empfangen hatte, war sorgfältig, und hatte das Talent des ungewöhnlichen Knaben (man erzählt, daß der Prinz in seinem sechsten Jahre auf einem Spaziergang von seinem Aufseher gewarnt worden sey, nicht in ein gewisses Gebüsch zu gehen, weil sich Schlangen darin befänden, und hierauf rasch geantwortet habe: „So gebt mit einem Stock! Ich will sie alle todt schlagen, damit sie Niemanden mehr verletzen können") trefflich aufgeweckt, so daß er schon bei Lebzeiten seines Vaters als heranwachsender Jüngling im Kriegsdienst und in der Staatsverwaltung sich herrlich auszeichnete. Darum trugen die Reichsstände um so viel weniger Bedenken, bei dem Ableben des Königs ihn selbst gegen das Gesetz, vor dem zurückgelegten vier und zwanzigsten Jahre für großjährig und zum Nachfolger in der Regierung zu erklären. Schweden war damals in einer bedenklichen Lage, von Feinden auf allen Seiten bedroht. Der junge König beurtheilte mit richtigem Blick das Schwierige der zu lösenden Aufgabe, und obwohl er seiner Kraft sich bewußt war, so suchte er sich doch aus den tüchtigsten Männern des Reiches einen Rathgeber, dessen umfassender Geist in seine kräftigen Plane einzugreifen im Stande war. Ax. Oxenstierna, einer der Reichsräthe, wurde von ihm zu diesem hohen Posten gewürdigt, und rechtfertigte vollkommen die Erwartungen seines Fürsten. Anfangs suchte Gustav Adolph seinen Feinden mit Gewalt zu begegnen, bald aber überzeugte er sich, daß seine Macht ihrer vereinten Kraft nicht gewachsen sey, und schloß am 28. Jänner 1613 mit Dänemark den Frieden zu Knäröd. Nachdem er sich auf diese Weise eines Hauptgegners entledigt hatte, setzte er den Krieg mit Rußland glücklich fort, in dem er sich zu dem großen Krieger bildete, als welchen ihn die Welt bewundert. Man behauptet, er habe selbst die Absicht gehabt, seinem Bruder zur russischen Krone zu verhelfen. Auch dieser Krieg wurde zur Ehre Gustav's und zum Besten seines Reichs beendigt durch den Frieden zu Stolbora im Anfang des Jahres 1617. Noch war Polen zu bekämpfen. Ein Waffenstillstand gab einige Zeit den Kämpfenden Ruhe. Dieser bedurfte Gustav zur Ausführung seiner größeren Plane. Bisher hatte nur der Norden seine Aufmerksamkeit beschäftigt; jetzt wurde sie auf andere Gegenden gerichtet. In Deutschland hatte sich durch den Aufstand in Böhmen das Kriegsfeuer entzündet, und durch Tillys Glück und Tapferkeit war die Sache der Protestanten schwankend geworden. Der Kaiser Ferdinand strebte nach der Alleinherrschaft des Reiches und zugleich nach der Herrschaft in der Ostsee. Einem solchen Vorhaben in den Weg zu treten, war Gustavs Entschluß. Bevor er aber an das Werk schritt, mußte er sich der feindseligen Polen entledigen. Nachdem er am 12. Oktober 1617 gekrönt worden war, dachte er auf den Krieg gegen diese auf's Neue. Lange dauerten die Rüstungen, während welcher sich Gustav mit der Prinzessin Eleonore, der Tochter des Churfürsten von Brandenburg, vermählte. Mit 30.000 Mann und einer neugerüsteten Flotte eröffnete er den Krieg im Anfang 1621, eroberte polnisch Preußen und ließ die Gegner seine ganze Ueberlegenheit fühlen. Als Wallenstein seine Versuche zur Beherrschung der Ostsee zur ernstlichen That werden ließ, unterstützte Gustav im Bunde mit Dänemark die bedrängten Stralsunder, die bei ihm Hülfe suchten. Der Uebermuth Wallensteins auf dem Congreß zu Lübeck 1629 reizte ihn zu gerechtem Unwillen, er beendigte den Krieg mit Polen durch einen sehr vortheilhaften sechsjährigen Waffenstillstand (bis 1635), rüstete sich zum Kriege gegen den Kaiser, berief die Stände seines Reiches, theilte ihnen seinen Vorsatz und seine Beweggründe mit, und empfahl ihnen während seiner Abwesenheit seine Tochter und Thronerbin Christina. Auf 30 Kriegs- und 200 Transportschiffen setzte er

15.000 Mann nach Pommern über, und vereinigte sich mit einem gleichstarken Heere, das unter Oxenstierna in Preußen stand; ein vorzüglicher Artilleriepark war die Hauptstärke seines vortrefflichen Heeres. Nachdem er einige Vortheile über die Kaiserlichen errungen hatte, bezog er bei Stettin ein festes Lager, wo er beinahe von einem fanatischen Mönche ermordet worden wäre. Mit dem Anfang des Jahres 1631 schloß er ein Schutz- und Trutzbündniß mit dem von den Kaiserlichen bedrängten Churfürsten von Sachsen, und zog sodann seinem Freunde zu Hülfe. Magdeburg zu retten vermochte er nicht, aber rächen wollte er es desto nachdrücklicher. Nördlich von Leipzig in der Ebene von Breitenfeld traf er mit Tilly, dem Verwüster Deutschlands, zusammen. Es war am 4. Septbr. 1631, als er hier den für unbesiegbar gehaltenen Gegner auf's Haupt schlug. (Vergl. Deutschland, Gesch. v.) Von dem Tage an sank die Wage für ihn. Ein entschiedenes Uebergewicht hatte er in Deutschland erlangt, und sein Name wurde der Schrecken der Feinde. Aller Enden in Deutschland erhoben sich die Protestanten, zu kämpfen für ihr unterdrücktes Recht, und schlossen sich an den Bund des gefeierten Königs. Aus Sachsen zog dieser nach dem Rheine, eroberte Franken, die Pfalz, drang in Baiern ein, und schlug Tilly nochmals an dem Lech unweit Rain, 5. April 1632. Indessen hatte Wallenstein von Neuem den Oberbefehl über das kaiserliche Heer übernommen, und war im Begriff, in Sachsen einzubrechen. Bei Nürnberg hielten beide Feldherrn in ihren verschanzten Lagern lange gegenüber. Vergebens bestürmte der König das des Wallenstein; er mußte abziehen. Wallensteins verheerender Zug nach Leipzig zog auch ihn dahin. In der Ebene von Lützen, südlich von Leipzig, kam es am 6. Novemb. 1632 zu der großen entscheidenden Schlacht, in der die Taktik Gustav's den Sieg davon trug. Aber der edle Monarch erkaufte ihn mit seinem Leben. Vollständige Gewißheit über den Tod des Königs hat man nicht. Wahrscheinlich ist es, und fast zuverlässig, daß er durch Verrätherei umkam. Er griff in Begleitung des Herzogs von Lauenburg, eines Ritters, den er einst in Schweden beleidigt hatte, und der seit einiger Zeit von den Kaiserlichen zu ihm übergegangen war, mit einigen Schwadronen die friedländischen Kürassiere an, sah sich plötzlich allein, wurde durch den Arm und durch einen zweiten Schuß in die Brust verwundet. Mit dem Ausruf: „Mein Gott, mein Gott!" stürzte er vom Pferde. Es entstand ein Getümmel, und man fand die Leiche des Königs nach der Schlacht entkleidet, und von den Hufen der Pferde verunstaltet. Er fiel nah bei der Stelle, wo an der Straße von Leipzig nach Lützen der sogenannte Schwedenstein liegt. So erzählt es ein Augenzeuge. Der Herzog von Lauenburg floh hierauf von den Schweden wieder zu Wallenstein; er hatte während der Schlacht die wallensteinische Schärpe umgehabt. Der lederne Koller des Königs, an dem noch der Schuß sichtbar ist, wird zu Wien aufbewahrt; seine Rüstung besitzt der Graf von Erbach, wo sie in dem Rittersaale gezeigt wird. Gustav Adolph war ein trefflicher Regent, ein ausgezeichneter Feldherr, ein edler Mensch, ein frommer Mann. Er war bescheiden, klug, treu und ohne Wankelmuth, furchtlos, tadellos in seinem Leben, wie er unbesiegt im Felde war. Er war ernst, streng im Dienste, aber edel, milde und schonend im Umgang.

Gustav III., König von Schweden, geboren den 24. Januar 1746, war der älteste Sohn Adolph Friedrichs und Ulrike Luisens, einer Schwester Friedrichs II. Sein erster Lehrer, Graf Tessin, so wie sein Nachfolger, Graf Scheffer, suchten ihm von seiner frühesten Jugend an Hochachtung gegen Schwedens Grundgesetze, welche die Beschränkung der königlichen Macht zum Zwecke hatten, einzuflößen. Doch trotz der Lehren seiner Erzie-

her keimten im feurigen Gemüthe des jungen Fürsten eine unbändige Ehr- und Herrschbegierde, und schon frühe erwachte in ihm das Gefühl der Kraft, die engen Schranken der Dienstbarkeit zu sprengen, und die Umkreise königlicher Herrschaft zu erweitern. Jedoch schlau wußte er seine geheime Bestrebung in die innersten Gefühle seines Herzens zu verbergen durch bezaubernde Freundlichkeit und Leutseligkeit gegen das Volk, durch fleißiges Betreiben der Wissenschaften und schönen Künste, durch ritterliche Uebungen, durch Theilnahme an allen feinern Vergnügungen des gesellschaftlichen Lebens. Es bekämpften sich damals in Schweden fortdauernd zwei Parteien, die Hüte und die Mützen, unter einander; darin aber vereinigten sie sich, daß sie die königliche Macht immer mehr zu beschränkten suchten. Gustavs Vater, Adolph Friedrich, ein verständiger und wohlwollender Fürst, vermochte ihnen keinen Widerstand zu leisten; seine Charakterschwäche und Unentschlossenheit gaben diesen Feinden der königlichen Macht nur immer größern Spielraum. Desto thätiger arbeitete nun sein kühnerer und kraftvoller Sohn im Verborgenen, das sichere Gebäude der königlichen Alleinherrschaft und Selbstständigkeit zu erbauen. Kurz vor dem Tode seines Vaters war er nach Frankreich gereist, um sich von dort eine Unterstützung für sein Unternehmen zu holen, welche er durch die Auszahlung einer seit dem 7jährigen Kriege noch rückständigen Geldforderung und durch Vergönnes Annahme zum französischen Gesandten am schwedischen Hofe erhielt. Nachdem er nach dem Tode seines Vaters am 19. Febr. 1772 die Regierung angetreten, und am 29. Mai 1772 in Stockholm die Krönung vorgegangen, that er mit bewunderungswürdiger Klugheit und Umsicht die letzten Schritte, zu seinem Ziele zu gelangen. Er begann damit, daß er sich mit mehreren Offizieren, und unter diesen vorzüglich mit dem Obristen Sprengporten, näher verband, und ihnen sein Vorhaben anvertraute. Diese übten nun ihre Künste nicht allein in der Hauptstadt, sondern auch in den Provinzen. So waren die Brüder des Königs, Carl und Friedrich, unter andern Vorwänden in Schonen und Ostgothland, Sprengporten war in Finnland, Hellichius, ein eben so großer Freund des Königs, als kühner Thaten, war in der Festung Christianstadt. Hier sollte auch Hellichius das ganze Drama beginnen, an einem bestimmten Tage ein Manifest ergehen lassen, und darin die bisherige Verwirrung und deren Urheber anklagen. Ein Offizier, scheinbar entflohen, sollte dann zum Prinzen Carl kommen, und durch eine Aufforderung, den entstandenen Aufruhr zu stillen, diesem eine Gelegenheit geben, die Truppen zusammenziehen zu können. Einzelne Vorkehrungen der königl. Partei schienen einige Ahnungen der vorhandenen und im Stillen bewirkten Unternehmungen den Aristokraten zu verrathen; aber der König nahm durch seine Sorglosigkeit ihnen allen Verdacht. Am 12. August 1772 eröffnete der Hauptmann Hellichius sein Spiel, der Prinz Carl folgte in seiner Rolle, und sammelte Soldaten. Es erfolgte eine scheinbare Belagerung und Vertheidigung, wobei natürlich keinem Menschen was zu Leide gethan wurde. Als die Nachrichten von diesem ersten Auftritte nach Stockholm gekommen war, täuschte Gustav seine Gegner durch seine Gleichgültigkeit und Unbefangenheit so sehr, daß sie allen Verdacht, den sie nun allerdings gegen ihn zu hegen anfingen, aufgaben. Der König bedurfte einer Verstellung um so mehr, da seine ausübende Gewalt in der bisherigen Form so beschränkt war, daß er nicht einmal ein Garderegiment völlig nach seinem Willen befehligen konnte. Er hatte sich indessen schon bemühet um die Gunst und Anhänglichkeit der Bürgerreiterei, und zog mit ihr bei ihren Streifwachen durch die Straßen; andere Vertraute ließen sich mit der Garde und dem Artillerieregiment in Unterhandlungen ein. Da nun aber der Reichsrath dem Prinzen Carl befahl, seine von ihm versammelten

Truppen einem andern vom Reichsrathe Gesendeten zu übergeben, andere Truppen auch nach der Hauptstadt beorderte, da glaubte der König, nun keinen Augenblick mehr zaudern zu dürfen. Der 29. August sollte der entscheidende Tag seyn, der über Freiheit oder Sklaverei, über Leben oder Tod, über Ehre oder Schimpf für ihn entscheiden mußte. Die Wichtigkeit des folgenden Tages, und den Drang seiner bewegten Empfindungen wußte der König den Abend vorher noch unter Spiel und Fröhlichkeit zu verstecken; ja er wohnte sogar noch einer Oper ganz heiter bei; aber an dem Morgen, als Gustav aus seinem Schlosse trat, sah sein Auge feucht, und in dem mit Schwermuth überzogenen Angesichte drückte sich die Bewegung seines Innern aus. Nachdem er dem Reicherathe beigewohnt, eilte er nach dem Zeughause zu der bereit stehenden Wache, umgeben von den ihm ergebenen Offizieren. Mit ihnen begab sich der König nach dem Schlosse, wo indessen sowohl die ausziehende, als abziehende Wache versammelt unterm Gewehr war. Er berief darauf die sämmtlichen Offiziere in die Wachstube, und redete zu ihnen mit der Begeisterung, die eine solche Lage einem bewegten Geiste einflößen muß, von seinem Vorhaben, sein Vaterland aus den von fremdem Golde geschmiedeten Ketten zu befreien, und in vollem Abscheu gegen die Willkühr, des Reiches Freiheiten gegen übermüthige Aristokraten zu vertheidigen. Alle schwuren ihm Treue, bis auf drei denen er sogleich die Degen abfordern ließ. Mit einem weißen Tuche um den Arm, woran sich damals alle Anhänger des Königs, jetzt alle schwedischen Offiziere erkannten, verließ er die Wachstube, und trat unter die versammelten Soldaten. Der königlichen Rede und Aufforderung erfolgte ein allgemeiner Beifall auf; das Volk, auf die absichtlich verbreitete falsche Nachricht, der König sey gefangen, herbeigeströmt, hallte das freudige Jauchzen nach. Indessen sah der Reichsrath, von 30 Grenadieren, mit aufgepflanzten Bayonnetten vor der Thüre des Saales, zurückgedrängt, in seinem Versammlungszimmer, der fernen geräuschvollen Bewegung lauschend, sich zum ersten Male genöthigt, einem königlichen Befehle zu gehorchen. Das Volk legte Gustaven freiwillig und auf den Knien das Gelübde des Gehorsams ab, so wie der Magistrat auf dem Rathhause und die Admiralität auf dem Schiffsholm, einer wichtigen nur durch eine Zugbrücke mit der Stadt verbundenen Insel. So ohne alles Blutvergießen lief diese wichtige Veränderung ab durch Gustav's Sorgfalt und Umsicht. Am 21. August berief er die Stände zusammen. Den Versammlungsort ließ er mit bewaffneten Soldaten und scharfgeladenen Kanonen umschließen, und machte dadurch jeden Widerstand gefährlich. So konnte er ohne Furcht vor Widerspruch seine Rede voll zürnender Heftigkeit gegen die bisherige Verfassung und Verwaltung des Reiches halten, und ihnen die Constitution vom J. 1680 vorlegen. Der König theilte nach derselben die höchste Gewalt mit den Ständen, dem Adel, der Geistlichkeit, dem Bürger- und Bauernstande, in deren Hände er die gesetzgebende Gewalt und das Zustimmungsrecht zu einem Angriffskriege niederlegte, sich aber die vollziehende Gewalt in einem größern Umfange vorbehielt. Er ließ diese Constitution von den Reichsständen beschwören, und die Brüder des Königs nahmen in den Provinzen den Eid der Treue ab. Seit dieser Zeit gewann Schweden von Neuem durch eine beglückende Ruhe, Wohlstand und Kraft, und obgleich der König sich den Haß des Adels zuzog, so wurde doch die neue Verfassung vom Bürger- und Bauernstande mit Enthusiasmus angenommen. Um sein Land genauer kennen zu lernen und den Zustand aller seiner Unterthanen zu verbessern, unternahm Gustav im folgenden Winter die alte bei schwedischen Königen hergebrachte inländische Reise bis hoch an die Gränzen von Norwegen. Je mehr sich Gustav seines wohlthätigen Einflusses auf Schweden bewußt

war, desto mehr schmerzte ihn die Abneigung des Adels und die immer sichtbarer werdende Opposition desselben gegen seine Absichten. Im Unmuthe darüber überschritt er die ersten mäßigen Gränzen seiner Gewalt. Dadurch vermehrte er noch die Unzufriedenheit, deren Keime sich auf dem Reichstage von 1779 entwickelten. Doch knüpfte er auf demselben die Geistlichkeit und den Bauernstand fester an den Thron, weil er ein Gegengewicht gegen die Partei des Adels brauchte. Im J. 1783 reiste er durch Deutschland nach Italien und von da nach Frankreich, das ihm 1784 für ansehnliche Rückstände von Subsidiengeldern die kleine Insel Barthelemy, eine der Antillen, abtrat, wo Gustav einen Freihafen errichten ließ. Nach seiner Rückkehr fand er eine allgemeine Unzufriedenheit und Schweden in dem traurigsten Zustande. Während seiner Abwesenheit hatte ein Mißwachs große Noth über das Land und Volk verhängt; die Reichsstände verwarfen allgemein fast alle Vorschläge Gustavs und zwangen den König zu mehreren Opfern. Dadurch bildete sich bei ihm eine mißvergnügte Stimmung immer stärker aus; auch fing das Volk an, über ihn zu murren. Noch mehr entfernte er die Gemüther von sich durch seine leidenschaftliche Vorliebe für Frankreich, indem er durch die Einführung französischer Sitten und Literatur die Eigenthümlichkeit seines Volkes beleidigte. Jetzt verwickelte ihn auch noch seine unbändige Begierde nach Kriegsruhm in einen Krieg mit Rußland, das damals in einem Kampfe mit der Pforte begriffen war. Vermöge eines alten Vertheidigungsbündnisses Schwedens mit der Pforte gegen Rußland, beschloß er das letztere Reich anzugreifen, von dessen Regentin Catharina er sich sehr beleidigt hielt. Ermuthigt durch die Hoffnung der Unterstützung von Seiten Englands und Preußens, erklärte nun Gustav förmlich den Krieg, und ließ ein zahlreiches Heer nach Finnland aufbrechen. Als nach dem unentschieden gebliebenen Seetreffen bei der Insel Hugland (18. Juli 1788) Gustav Anstalten treffen wollte, die Festung Friedrichsham anzugreifen, brach plötzlich eine allgemeine Verschwörung unter den adlichen Offizieren des Heeres aus, die diesen Angriff nicht allein für die Armee zu gefährlich, sondern auch den ganzen Krieg für der Konstitution zuwider hielten; denn es sey ein Angriffskrieg, der ohne die durch die Gesetze erfoderliche Genehmigung des Volkes begonnen sey. Sie legten die Waffen nieder und erklärten, keinen Schritt weiter zu thun. Ein augenblicklicher Waffenstillstand wird mit Rußland abgeschlossen, während dessen sich Gustav nach Haga begab, und Hülfe bei den Dalekarliern suchte. Bald hatte sich ein beträchtliches Heer freiwillig zur Vertheidigung des Vaterlands unter seinen Fahnen versammelt; mit ihm befreite er zuerst Gothenburg von einer Belagerung der Dänen, die sich auf die Vermittlung der Gesandten von England und Preußen zurückzogen. Darauf eilte Gustav mit seinen treuen Dalekarliern nach der Hauptstadt, wohin er auf den 20. Februar 1789 einen Reichstag ausgeschrieben hatte. Auf diesem Reichstage waren die drei übrigen Stände außer dem Adel mit dem entschiedensten Uebergewichte auf seine Seite getreten, und seiner Meinung beigepflichtet, daß man zur Erlangung eines ehrenvollen Friedens den Krieg fortsetzen müsse. Dreißig der Hauptwortführer des Adels, der diesen Anordnungen widerstrebte, wurden verhaftet. Hierauf erzwang der König von den Ständen eine Vereinigungs- und Sicherheitsakte, wodurch die Rechte der Krone vor aller Beeinträchtigung von Neuem geschützt wurden. Der Reichsrath wurde gänzlich aufgehoben und an seiner Stelle ein höchstes Justiztribunal und ein Vorbereitungsausschuß errichtet, worin dem König zwei Stimmen zukommen, und Adliche und Unadliche zur Hälfte sitzen sollten. Nun setzte Gustav den Krieg gegen Rußland mit den größten Anstrengungen fort, der zunächst ein Seekrieg war. Im Kampfe der Scheerenflotten siegten zwar die Russen unter dem Prinzen v. Nassau im Schwen-

kasunde (24. August 1789) und die große schwedische Flotte mußte sich (14. Mai 1790) nach ihrem Angriff auf die russische unweit Reval zurückziehen; aber Gustav selbst siegte (15 Mai 1790) mit seiner Scheerenflotte über die russische bei Friedrichsham. Edenso vergütete Gustav den Verlust, welchen der von der russischen Flotte im Wyburger Sunde eingeschlossene Herzog von Südermannland bei seinem Durchschlagen durch die feindliche Flotte erlitt, in der mörderischen Schlacht vom 9. und 10. Juli 1790, die er gegen den Prinzen von Nassau mit seiner Scheerenflotte gewann. Da ihn aber England und Preußen nicht gegen Rußland unterstützten, schloß Gustav (14. August 1790) den Frieden zu Werelä, der zwar ihm ein ehrenvolles, aber vortheilloses Ende des Krieges gewährte. Aber obgleich sein durch die vielen Kriege erschöpftes Land der Ruhe bedurfte, so riß ihn doch sein unersättlicher Ehrgeiz wieder zu neuen Kriegsunternehmungen hin. Hiezu bot ihm die Noth des französischen Königs beim Ausbruche der französischen Revolution bald Gelegenheit dar. Er beschloß, Ludwig XVI wider den Willen seines Volkes zu seinen Rechten zurückzuführen. Um ein Bündniß mit Oesterreich, Preußen und Rußland zu Stande zu bringen, reiste er im Frühlinge 1791 nach Spaa und Aachen, wo er mit Catharina, der Kaiserin von Rußland, einen Freundschaftsvertrag schloß. Hierauf hielt er im Januar und Februar 1792 einen Reichstag zu Gefle, auf dem Gustavs schlaue Politik die Versicherung und Deckung der durch den Krieg vermehrten Staatsschuld durch die Stände bewirkte. Allein hier war es auch, wo ein Mordanschlag gegen ihn gefaßt wurde. Mehrere der vornehmsten Aristokraten verschworen sich gegen den König, und beschlossen die alte aristokratische Verfassung wieder herzustellen. Ein gewisser Jakob von Ankarström, von Rachsucht gegen Gustav getrieben, bot den Verschworenen seine Hand zur Ausführung der blutigen That. Auf dem Maskenball in Stockholm in der Nacht vom 16. auf den 17. März 1792 sollte der König fallen. Gustav erhielt kurz vor dem Anfange des Balles noch eine Warnung; allein ihn trieb sein böses Schicksal, und er ging dennoch auf die Redoute. Sobald er in den Saal trat, umringte ihn ein Gewühl von Masken, und indem eine derselben ihm zurief: Gute Nacht, Maske! erhielt der König einen tödtlichen Pistolenschuß von Ankarström durch den Rücken. Nachdem er noch mit ungeschwächter Geisteskraft die nöthigsten Verfügungen gemacht, und seinen Sohn Gustav IV. zum Thronfolger bestimmt hatte, verschied er am 29. März 1792 mitten im Entwurfe riesenhafter Plane.

Gut ist überhaupt das, was durch den Begriff gefällt. Dadurch unterscheidet es sich von dem Angenehmen, dem Wohl, was den Sinnen in der Empfindung, und von dem Schönen, was durch seine Form gefällt; oder was nach einem Vernunftprinzip Gegenstand des Begehrungsvermögens seyn kann. Das Gute ist 1) relativ gut, in Beziehung auf das Wohl unsers Zustandes, nicht auf den Werth unserer Person; oder jedes von der praktischen Vernunft gebilligte Mittel zur Beförderung unseres inneren und äußeren Wohls; 2) absolut gut, was in dem Urtheile jedes vernünftigen Wesens als nothwendiger Gegenstand des Begehrungsvermögens erscheint; was nicht sowohl das Wohl unsers Zustandes, als den Werth unserer Person befördert. Dieses absolute Gut ist nur ein einziges, nämlich die Sittlichkeit, oder der gute Wille, d. i. derjenige Wille, der überall zum Gesetz des Handelns für alle vernünftige Wesen dienen kann. Aus dieser Erklärung erhellet, daß das, was absolut gut seyn soll, durch ein moralisches Prinzip, d. i. durch ein Gesetz bestimmt werde, welches der Handelnde sich selbst durch seine Vernunft vorstellt, wonach er handeln müsse, welches er auch übertreten kann. Daß es daher die Wirkung eines Gesetzes, nicht aber der Grund sey, aus welchem erst ein Prinzip der Befolgung, d. i.

ein Moralgesetz hervorgehe. Denn wenn dieses der Fall wäre: so könnte nie etwas absolut gut seyn, sondern ein jeder Mensch würde sich den Begriff des Guten, so wie es auch gemeiniglich geschieht, nach seinen subjektiven Neigungen und Empfindungen bilden; 3) das absolute höchste Gut ist die Tugend, d. i. der reine Sinn für Alles, was dem allgemeinen praktischen Vernunftgesetze gemäß ist, verbunden mit der höchsten Seligkeit, d. i. der höchsten Freude an unserm Daseyn und seinem Zustande: a) unvollendet, als Gegenstand des Strebens in dieser Welt; Würdigkeit zur Seligkeit; b) vollendet, der volle Genuß der Seligkeit selbst in jener bessern Welt c) nothwendig, in Gott, als der einzig denkbaren Ursache der Verknüpfung der Sittlichkeit mit der Seligkeit. Das absolute Gute ist auch objektiv gut. Sein Werth besteht in seinem Daseyn für alle vernünftige Wesen. Das relative Gute, einerlei mit dem Nützlichen, ist nur subjektiv gut, in sofern seine Existenz nur für Menschen, alle oder einzelne, einen Werth hat, z. B. menschliche, d. i. eingeschränkte Vernunft, körperliche Gesundheit ꝛc. — In der Nationalökonomie begreift man unter Gut dasjenige Ding, welches der menschliche Geist als taugliches Mittel zur Beförderung menschlicher Zwecke anerkennt. Das Ding, welches der menschliche Geist zu einem Gut erhebt, kann sowohl ein sinnliches (körperliches), als auch ein geistiges (unkörperliches) seyn; daher sinnliche und geistige Güter.

Guthrie (Will.), geb. 1708 zu Brichen in Schottland, war Schullehrer in seiner Vaterstadt, ward aber durch Familienverhältnisse gezwungen, seine Heimath zu verlassen. Er wanderte nach London, wo er, nicht ohne Talente und Kenntnisse, der Ministerialpartei seine Feder lieh, und zur Belohnung eine Pension erhielt. Er starb 1770. In Verbindung mit Gray gab er eine Weltgeschichte heraus; ferner ist er Verfasser einer Menge von Compilationen, einer Geschichte Englands und Schottlands, welche aber in Vergessenheit gerathen. Die unter seinem Namen erschienene Grammatik der Geschichte, Geographie und des Commerzes, welche wirklich Verdienst hat, soll den Buchhändler Knox zum Verfasser haben.

Guttenberg (Johann), eigentlich Johann von Sorgenloch, genannt Gänsefleisch von Guttenberg, der berühmte Erfinder der Buchdruckerkunst, aus ritterlichem Geschlechte zu Mainz entsprossen, starb daselbst 1468. Die Franziskanerkirche in Mainz erhielt zwar Guttenbergs Gebeine; aber kein die Nachwelt belehrender Grabstein deckt seine Gruft. Die Bescheidenheit, die auch im Leben ihn so rühmlich bezeichnete, ging mit ihm zu Grabe, und macht hier alles Lob für den Edeln verstummen — für einen großer Erfinder, der gewiß einer Pyramide von Marmor schon längst würdig war. Doch lebt sein Name gleich nicht in Gold auf carrarischem Marmor, so lebt doch sein Andenken heilig in den Herzen aller Buchdrucker und aller für Kunst und Edelsinn fühlbarer Menschen. Von seiner Erfindung und deren stufenweisen Entwickelung s. d. Art. Buchdruckerkunst, Typographie und Faust.

Gyges, ein Günstling des lydischen Königs Kandaules. Dieser war in seine reizende Gemahlin so verliebt, daß er alle Welt von ihrer Schönheit überzeugen wollte; besonders sollte Gyges durch den Augenschein sich davon belehren, und deßwegen verschaffte er ihm Gelegenheit, sie, als sie sich niederlegen wollte, ganz entkleidet zu sehen. Ungeachtet aller Vorsicht des Königs, hatte aber die Königin den Gyges beim Weggehen bemerkt, und ward über ihren Gemahl wegen dieser Beschimpfung so erbittert, daß sie dem Gyges den andern Tag ankündigte, entweder selbst mit dem Tode seine strafbare Neugierde zu büßen, oder seinen König zu tödten und als ihr Gemahl das Königreich Lydien zu beherrschen. Zwar suchte Gyges durch die ernstliche

sten Vorstellungen sie von ihrem Entschlusse abzubringen; aber vergebens. Da er sich also in die Nothwendigkeit versetzt sah, zu wählen, so hielt er es doch für besser, an der Seite einer schönen Königin ein Reich zu beherrschen, als selbst zu sterben. Er mordete also den König Kandaules im Schlafe, heirathete die Königin und bemächtigte sich des Reichs. Als die Lydier, aufgebracht über den Mord des Königs, sich gegen ihn empören wollten, so machte er mit ihnen den Vergleich, daß das delphische Orakel über die Rechtmäßigkeit seiner Herrschaft entscheiden sollte. Dieses bestätigte nun den neuen König, der aus Dankbarkeit dem Orakel ein außerordentlich kostbares Geschenk schickte, bei dem sich unter andern 6 goldene Trinkschaalen, 30 Talente werth, befanden. — Noch ist die Fabel von seinem Zauberringe zu bemerken, den er als Hirt in einer unterirdischen Höhle gefunden, und welcher die Kraft gehabt haben soll, seinen Besitzer unsichtbar zu machen, sobald dieser den Stein desselben einwärts kehrte. Mit Hülfe dieses Ringes soll er die Umarmungen der Königin genossen und seinen Herrn ermordet haben.

Gymnasium hieß in Griechenland jedes Gebäude, in welchem die Jugend ihre Kampfübungen anstellte. In Lacedämon hatte man die ersten erbaut, welche man bald in allen andern griechischen Staaten nachahmte. Sie bestanden aus mehrern an einander hängenden Gebäuden, die gewöhnlich von Gärten und heil. Hainen umgeben waren. Sie waren von großem Umfange und konnten viele Tausende fassen; Lehrer jeder Art Kunst und Wissenschaft konnten sich mit ihren Schülern darinnen beschäftigen, ohne einander zu stören. Von ihrer architektonischen Einrichtung giebt Pausanias nur allgemeine Nachrichten, welche uns nicht genügen können. Was Vitruv, 5. B. 11. Cap. (nach Rode's Uebers.), darüber sagt, erhält vielleicht durch eine Zeichnung das gehörige Licht. Als die Römer sie bei sich einführten, wurde der Plan verbessert (vergl., Vieth Encyklop. d. Leibesübung. 1. S. 28 flg. Hochheimer üb. d. Erz. d. Griech. 1. S. 193). Die berühmtesten Gymnasien waren: zu Sparta, das Kranium; zu Athen, die Akademie, das Lyceum und die Kynosarge. In Italien scheint Nero das erste erbaut zu haben. Zu unsern Zeiten wird die Benennung Gymnasium von gelehrten Schulanstalten gebraucht, welche gleich nach den Universitäten ihren Platz haben, und sich außer der alten classischen Literatur, auch mit der neuen und mit den schönen Künsten beschäftigen. Vergl. Schule.

Gymnastik, die Kunst der Leibesübungen, oder die Fertigkeit, mancherlei Leibesübungen, welche dem Körper Gewandtheit und Stärke geben, theils selbst vorzunehmen, theils Andere zu lehren. Es giebt eine kriegerische, athletische und medizinische. Die erste bestand in Uebungen des Laufens zu Fuß, Pferd und Wagen, im Springen, Ringen, Werfen und Bogenschießen; die zweite, die berühmteste von allen, welche ihren Ursprung dem Vergnügen verdankt, bestand aus Kämpfen (s. Athleten); die dritte vereinte mit einigen der ersten Tanz, Ballspiel, Bäder und Salbungen. In neuerer Zeit ist die Gymnastik unter dem Namen Turnkunst wieder in den Jugendunterricht eingeführt worden. Vergl. d. Art. Turnkunst. Die Gymnastik der Alten ist aus Vegetius, Hieron. Merkurialis, Potters, Meiners und andere Schriften hinlänglich bekannt.

Gymnosophisten, indische Philosophen schon zur Zeit Alexanders des Großen, die die Seelenwanderung annahmen, und den Menschen eine strenge Lebensweise und die Verachtung aller irdischen Güter zur Pflicht machten. Sie standen lange als Rathgeber der Könige und Richter in Ansehen. Einige von ihnen lebten getrennt von der menschlichen Gesellschaft in Einöden, und verschmähten gewöhnlich Kost und Kleidung (daher vielleicht ihr Name). Es werden von ihnen zwei Classen genannt: Brachmanen und Samanäer, oder Germanen.

Gynäceum, derjenige Theil des Hauses bei den Griechen wo, die Frauen von den Männern abgesondert lebten. Er befand sich im innern, entlegensten Theile des Hauses, noch hinter der Aulä. In der Folge nannte man auch denjenigen Ort so, wo die Frauenzimmer für den Kaiser weben und spinnen mußten.

Gyps (schwefelsaurer Kalk) heißt die mit Schwefelsäure gesättigte Kalkerde. Nach den Untersuchungen von Buchholz besteht der Gyps aus 33 Procent Kalkerde, 43 Procent Schwefelsäure, und 24 Procent Krystallisationswasser. Sein Krystallisationswasser verliert der Gyps an der Luft nicht; daher zerfallen die Gypskrystalle an der Luft eben so wenig, wie sie Feuchtigkeit aus der Luft anziehen. Wenn aber der Gyps erhitzt wird, so läßt er sein Krystallisationswasser völlig fahren, ohne zu knistern; und verliert von seinem Gewichte so viel, als dieses Wasser beträgt. Die Hitze, bei welcher dies geschieht, braucht nicht groß zu seyn, bei weitem nicht so stark, wie die zum Brennen des Kalks erforderliche. Wenn der Gyps, in mäßige Stücke zerschlagen, gebrannt wird, so wird er durch das Brennen ganz mürde und leicht zerreiblich; er wird dann gebrannter Gyps genannt und wird als Mörtel gebraucht. — Eine Zersetzung und Trennung der Schwefelsäure vom Kalk erleidet der Gyps in der Hitze nicht. Es ist bloß sein Wasser, was er darin verliert. Nur wenn er mit brennbaren Substanzen, mit Kohle oder vegetabilischen Körpern in der Glühhitze zusammen kommt, so wird er zersetzt, seine Schwefelsäure verliert dann ihr Oxygen, und der aus ihr sich ausscheidende Schwefel wird zum Theil verflüchtiget, zum Theil bleibt er mit der Kalkerde verbunden und liefert damit Schwefelkalk oder Schwefelleber. Es ist wahrscheinlich, daß eine ähnliche Zersetzung aber weit langsamer, in geringerer Temperatur vorgeht, wenn er mit andern kohlenstoffhaltigen Körpern zusammenkömmt, und daß daher seine düngende Eigenschaft zum Theil herrühre. — Die Kalkerde ist der Schwefelsäure näher verwandt wie die Alkalien, mithin läßt sich der Gyps durch diese nicht zerlegen. Kohlensaure Alkalien bringen aber eine völlige Zersetzung des Gypses leicht hervor, welches vermöge einer doppelten Wahlanziehung bewerkstelliget wird. Kocht man z. B. gepulverten Gyps in einer Auflösung des kohlensauren Kali, so geht das Kali mit der Schwefelsäure, und die Kalkerde mit der Kohlensäure zusammen. Die Kalkerde bleibt dann als kohlensaurer Kalk unaufgelöst als ein weißes Pulver zurück, das schwefelsaure Kali wird aber in der Flüssigkeit aufgelöst. Diese chemischen Eigenschaften des Gypses werden hier bloß in Hinsicht auf die Lehre von der Gypsdüngung bemerkt, welche bisher noch dunkel, obwohl durch die augenscheinlichsten Resultate genug bestätiget war. — Der Gyps kommt als Mehl in dichten Massen und krystallisirt vor, auch ist er in vielen Wässern enthalten, die dann harte Wässer heißen, und zu mancherlei Gebrauch, als z. B. Kochen der Hülsenfrüchte, zum Branntweinbrennen u. s. w. zulänglich sind. Zuweilen, jedoch sehr selten, trifft man ihn in der Ackerkrumme an, und auch mit Mergel und Thon vermengt.

Gyromanthie (vom griech. Gyros, Kreis, und Manthia, Weissagekunst) ist die Weissagekunst vermittelst gewisser Kreise, welche der Weissager unter mancherlei Förmlichkeiten beschreibt, um dadurch seiner Kunst ein höheres Grad von Wunderbarkeit zu geben.

H.

H ist der achte Buchstabe des deutschen Alphabets. Man hört solchen als Hauch am deutlichsten im Anfange eines Worts und weniger in der Mitte desselben nach einem Selbstlauter. Als Zeichen der Dehnung eines Grundlauts dient er am Ende eines Worts und als Milderungszeichen einiger hartlautenden Buchstaben. Geschichtlich ist zu bemerken, daß in der ältern fränkischen Mundart H oft vor Wörtern, die mit L, R und W anfangen, gesetzt wurde, wo es später in Ch oder K überging. Im neueren Tonsystem bezeichnen H die siebente diatonische Klangstufe, oder die zwölfte Saite der diatonisch-chromatischen Tonleiter, deren Länge $^{8}/_{15}$ von der Länge der ganzen Saite C beträgt. Nach der älteren Bezeichnung der Töne pflegt man diesen Ton b mi zu nennen. S. Ton, Tonleiter.

Haag (sonst auch Gravenhaag), vormals die beständige Residenz des Erbstatthalters der vereinigten Niederlande, jetzige Winterresidenz des Königs der Niederlande, liegt in Holland unter 52° 4′ N. Br. und 4° 18′ O. L. ½ Meile von der Nordsee, zählt in 5400 Häusern über 42.000 Einw. Der Ursprung dieser ganz offenen Stadt verliert sich in das 9. Jahrhundert, wo hier ein Schloß und Forst war, in welchem die Grafen von Holland zu jagen pflegten. Die Luft ist hier, wegen der etwas höheren Lage der Stadt, trockner und gesunder, als in manchen andern Städten Hollands. Umgeben von einem Kanal auf der einen Seite und einem herrlichen Wald (bekannt unter dem Namen des Haager-Busch, mit einem schönen Lustschloß, l'Orange-Zaal, dem ehemaligen Aufenthalte der Statthalter und Großpensionäre), Wiesen und Landsitzen auf der andern, zeichnet sich die Stadt aus durch schöne Straßen, große, prächtige Wohnungen und Paläste. Unter letztern bemerken wir den Pallast der ehemaligen Staaten von Holland, den des Königs und der andern Glieder der königl. Familie; das Stadthaus, ferner Schutter-Dreien, wo vor der Revolution die Fahnen der Bürgerschaft lagen; die neue Kirche. Im Schloß ist das Merkwürdigste das schöne, vom Hause Oranien allmählig gesammelte Kunst- und Naturalien-Kabinet. Auch versammeln sich hier oft die Generalstaaten, so wie viele Behörden des Reichs hier ihren Sitz haben; jedoch folgen die Minister dem Hofe nach Brüssel während der Sommerresidenz. Haag ist außerdem noch der Sitz des Gouverneurs von Süd-Holland, hat eine Gesellschaft zur Vertheidigung der christl. Religion, Malerakademie, Dichtergesellschaft ꝛc.; mehrere naturhistor. und Gemäldesammlungen und Bibliotheken. Unter den reizenden Umgebungen dieser Stadt, wozu besonders das obenbemerkte Gehölze gehört, verdient ausgezeichnet zu werden, das eine Stunde von Haag hart am Meere gelegene Fischerdorf Scheveling, wo der erhabenste Anblick des Meers sich plötzlich öffnet.

Haare sind die dünnen kegelförmigen, mehr und weniger elastischen Fäden, welche den Säugethieren zur Bedeckung und zum Schutz gegen das Klima dienen. Der Nahrungssaft der Haare wird durch kleine hohle Kanäle emporgeleitet; bei genauer Untersuchung finden wir, daß sie aus dem äußeren

Ueberzuge, der innern Röhre und dem in derselben erhaltenen Marke zusammengesetzt ist. Bei den Menschen ist der Ueberzug durchsichtig und ungefärbt. Zwischen den Haaren der Thiere ist hinsichtlich der Feinheit, der Farbe, der Biegsamkeit, der Länge und des Baues eine große Verschiedenheit. Bei den haarähnlichen Fasern der Pflanzen finden wir auch sehr viele Verschiedenheiten; man behauptet, daß sie nicht allein die Oberfläche der Pflanze schützen, sondern auch bei vielen die in der Luft enthaltenen Feuchtigkeiten einsaugen und die Gewächse nähren. Wenn man die Haare einer trocknen Destillation unterwirft, so geben sie ein stinkendes, brandiges Oel, kohlenstoffsaures Ammoniak und Kohlenwasserstoffgas. Bei dem Kochen im papinianischen Topfe werden sie so weich, daß sie sich zerdrücken lassen; das Wasser hat dann eine gelbe Farbe angenommen und giebt bei dem Verdunsten eine Gallerte. Bei dem Einäschern hinterlassen die Haare einen geringen Rückstand, der aus phosphorsaurem Kalk und Eisenoxyd besteht. Aetzendes Kali löset die Haare völlig auf, auch Salpetersäure; letztere verwandelt sie in Sauerkleesäure. Alkohol, Aether, ätherische und fette Oele wirken weder in der Wärme noch in der Kälte auf die Haare. Es scheint als wenn die Haare vorzüglich den fadenartigen Theil oder Faserstoff zur Basis haben, der mit etwas Gallerte innigst verbunden ist. Die beitzende Kraft der Asche zum Färben der Haare war schon den Römern bekannt. Um rothe Haare schwarz zu färben, nimmt man nach Thenard 1 Theil Bleiglätte, ½ Theil gelöschten Kalk und 1 Theil Kreide; sämmtliches wird mit Wasser zu einem steifen Brei angerührt; man streicht hievon eine dünne Lage auf Papier und wickelt die Haare darein. In 4 Stunden ist die Wirkung geschehen. — Die Malerei mit gestreuten Haaren ist eine Erfindung des Juweliers Scharf († 1785 zu Coburg).

Haargefäße nennt man die letzten Endungen der Schlag- oder Pulsadern, die wegen ihrer Feinheit mit einem Haare verglichen werden und kaum dem Auge noch deutlich erkennbar sind. Ihre Endigung aber ist sehr verschieden. Je nachdem die Eingeweide oder Theile verschieden sind, in welche sie sich endigen, bilden sie ganze Büschel von Haargefäßchen, oder Netze, Sterne u. s. w. Der arterielle Charakter verlischt zuletzt und der Indifferenzstand — ein Schweben zwischen Arteriosität und Venosität — tritt ein. Es herrscht in den Haargefäßen gänzlich die Plastizität (Produktivität, der Bildungstrieb), und das Blut wird theils in die Masse des Organs, zu dem sie gehören, verwandelt, z. B. in Muskelfaser, oder die abzusondernden Stoffe werden aus ihm geschieden, z. B. wässerige Flüssigkeit oder Duft, oder andere, z. B. Galle u. s. w., aus ihm gebildet, oder die ernährenden Stoffe zum Ersatz der abgegangenen in ihm ersetzt.

Haarhandel. Rechnen wir zum Haar vom Hasenhaar, das lange die zierende Substanz unsrer Hüte war, bis Italiens Fabrikanten, um das theure Haar zu sparen, dem Filz roher Haare einen Ueberzug von grober, zum Gespinnst unfähiger, Seide gaben, das Ziegenhaar, die seidenhaarige Ziege Angora's und die thibetanische oder Kaschemirziege mit eingeschlossen, welche sich in Europa's Gebirgen überall noch mehr nationalisiren mußte; das Haar des Seehundes, die Borsten des Schweines, Pferdehaar, Kuhhaare, Wolle des Schafviehes, das feine Pelzwerk mit allen seinen Gattungen: so ist kaum ein andrer Handelsartikel auf der Erde, der so mächtig rohe und civilisirte Völker verbindet, als der weitschichtige Haarhandel, und eben so mannichfaltig die Benutzung der groben und feinen Haare, bald zur Wärme, bald zur Zierde. Selbst die Nationen, welche sich von der Civilisation Europa's gern ganz ausscheiden möchten, China und Japan, lassen sich von uns Pelzwerk zuführen. Mit Menschenhaar nahm der Handel ab, seitdem die Staatsperücken verschwanden. Freilich sucht sich das Alter durch falsches Haar jugendlicher Farben bei Männern und Damen in den Touren zu ver-

ſtecken, wenn auch die Zähne fehlen, die Haut runzelt und fleckig geworden iſt; aber man kauft doch weniger, als vormals, der Jugend ihren Hauptſchmuck ab; und plündert man auch die Kirchhöfe, um Knochen nach England zu ſenden: ſo ließ man doch bisher dem Scheitel der Leichen ſein langes unverwesliches Haar.

Haarröhrchen, Röhren, deren Weite von dem Durchmeſſer eines Haares bis zu $\frac{1}{6}$ Zoll ſich erſtreckt. Eine Flüſſigkeit, welche mit der Subſtanz der Röhre Cohäſion hat und in die Röhre gebracht wird, zeigt dieſe Cohäſion ſo auffallend, daß ſie höher in ihr ſteigt, als es die Geſetze der Hydroſtatik ſonſt erlauben. Aus demſelben Grunde ziehen poröſe Körper, wie Tuch, Löſchpapier, Flüſſigkeiten in ſich, weil ſie aus einer Menge Haarröhrchen beſtehen. — R. Boyle ſoll die Haarröhrchen zuerſt in England bekannt gemacht haben. Nach H. Fabri hat man die erſten Verſuche damit zu Florenz gemacht. Nach de la Lande hat Fr. Aggiunti, Leibarzt des Großherzogs von Toskana, der 1635 ſtarb, die Erſcheinungen bei den Haarröhrchen zuerſt bemerkt. Iſ. Voſſius (geb. 1618, † 1689) bemerkte zuerſt, daß das Queckſilber in den Haarröhrchen nicht ſo hoch hinaufſteigt, als es außerhalb derſelben im Gefäße ſteht. Borellus, L. Carre, Geoffroy, Jurin, Muſchenbroek, de la Lande, Hook u. A. haben nachher noch wichtige Verſuche mit den Haarröhrchen angeſtellt.

Haas (Wilhelm), ein berühmter Kupferſtecher und Schriftgießer, geb. zu Baſel 1741, war einer der thätigſten und ausgezeichneiſten Männer ſeines Vaterlandes, machte verſchiedene Verſuche zur Verſchönerung der Schriften, erfand eine neue Buchdruckerpreſſe (1772), und bekleidete zur Zeit der Schweizerrevolution die Stelle eines Majors bei der Artillerie, ſo wie er nachher Mitglied des großen helvetiſchen Raths zu Bern war. Er ſtarb 1800, mehrere Abhandlungen über ſtaatswirthſchaftliche Gegenſtände in den Memoiren der ökonomiſchen Geſellſchaft zu Baſel und geſchätzte Landkarten hinterlaſſend.

Habakuk, ſ. Abacuc.

Habeas-Corpus-Akte, ein mit dieſen beiden Worten ſich anfangendes, von dem engliſchen Parlament im J. 1679 zur Sicherſtellung der perſönlichen Freiheit gegen das deſpotiſche Verfahren Carls II. erlaſſenes Geſetz, nach welchem jeder verhaftete Britte das Recht hat, die Urſache ſeiner Gefangennehmung ſogleich zu erfahren und binnen 24 Stunden vorläufig verhört zu werden, worauf er, wenn er kein Capitalverbrechen begangen hat, gegen Bürgſchaft, daß er ſich vor Gericht ſtellen und ſeine Sache nach den Geſetzen ausmachen wolle, frei gelaſſen werden muß. Die nächſte Veranlaſſung zu dieſem Geſetz gab die ungerechte Bedrückung eines unbedeutenden Individuums. Perſonen, welche geringer Vergehen, beſonders Schulden wegen verhaftet werden ſollen und keinen Bürgen ſtellen können, haben zu Folge eines nachgeſuchten Habeas Corpus die Freiheit, ſich nach irgend einem Gefängniß im Königreich bringen zu laſſen, das ihnen zu einer ſichern Freiſtätte gegen die Verfolgung ihrer Gläubiger dient. Sie pflegen dazu die weitläuftigen Gefängniſſe Kings-bench oder Fleet in London zu wählen, wo ſie frei herum gehen und ihr Gewerbe, wenn ſie keinen zu großen Raum und keine Maſchinen erfordern, ungeſtört fortſetzen können. Nur dürfen ſie ſich aus dem Gerichtsbezirk derſelben nicht entfernen; denn werden ſie von ihren Gläubigern erwiſcht und von Neuem verhaftet, ſo genießen ſie die ihnen durch die Habeas-Corpus-Akte zuſtehende Rechtswohlthat nicht zum zweiten Male, ſondern werden in das ſchimpflichere Gefängniß Newgate zu engerer Verwahrung gebracht. Dieſes wichtige Grundgeſetz, welches die Engländer, nebſt der berühmten Magna Charta, als das Bollwerk ihrer Freiheit betrachten, da es vor jeder geſetzwidrigen Einkerkerung und der willkührlichen Unter-

drückung der Großen sichert, kann nur bei aufrührerischen Zeitumständen, wo die vollziehende Gewalt einer unumschränkten Macht bedarf, von dem Parlament auf einige Zeit suspendirt werden, wodurch der König das Recht erhält, diejenigen, welche wegen Unternehmungen gegen seine Person und den Staat verdächtig sind, ohne Rücksicht auf dieses Gesetz verhaften zu lassen. Dies war der Fall im J. 1722, wo sich das Gerücht von einer Verschwörung gegen den König Georg I. und den Staat verbreitet hatte, und in neuern Zeiten im J. 1794, wo Pitt und das Parlament befürchteten, die Begebenheiten der franz. Revolution möchten in England Nachahmung finden, und eine Veränderung der Constitution herbei führen; so nachdrücklich auch mehrere berühmte Redner der Volkspartei, besonders Sheridan, dawider sprachen. Auch 1817 trat ein solcher Fall ein, auf Veranlassung der in mehreren Theilen des Reichs ausgebrochenen Unruhen, wo die Habeas-Corpus-Akte auf eine Zeitlang außer Kraft gesetzt wurde, aber dann wieder ihre Wirkung erhielt.

Häberlin (Carl Friedrich), geheimer Justizrath und Professor der Rechte zu Helmstädt, wurde daselbst 1756 geboren. Sein Vater war der nicht unberühmte deutsche Staatsrechtslehrer Franz Dominikus Häberlin. Nachdem er die Rechte studirt hatte, bildete er sich in der Justizkanzlei zu Wolfenbüttel praktisch aus. Hierauf ging er als Professor des deutschen Staatsrechts nach Erlangen. Dort begann er den Stoff zu seinem Repertorium für deutsches Staats- und Lehnrecht zu sammeln, und trat bald mit einer Literatur dieser Wissenschaft als Schriftsteller auf. Er hatte sich nun schon einen so guten Ruf erworben, daß er nicht lange darnach als öffentlicher Professor der Rechte nach Helmstädt berufen wurde. Durch sein Handbuch des deutschen Staatsrechts, in welchem er Schlözern auf eine würdige Weise nachgeeifert hat, begründete er seinen Ruhm. Besonders hat er sich aber durch die ausgezeichnete Führung der Berlepschen Streitsache berühmt gemacht. Er wurde verschiedentlich in wichtigen öffentlichen Geschäften zu Rathe gezogen, und stets zeigte er sich als einen Mann von edler Freimüthigkeit und unermüdlicher Thätigkeit. Sein Ruhm stieg noch höher, als er die Staatsanzeigen herausgab, eine treffliche Darstellung des Zeitgeist. Der Herzog von Braunschweig sandte ihn hierauf als Geschäftsträger zu der Reichsdeputation in Rastadt. Sein scharfer politischen Blick ließ ihn hier den Wiederausbruch des Krieges und Deutschlands nahes, schreckliches Schicksal voraus sehen. Nach Errichtung des Königreichs Westphalen ward Häberlin zum Reichsstand und Mitglied der Gesetzkommission erwählt; allein diese Ehre genoß er nicht lange. Kränklichkeit bewog ihn bald darauf, von Cassel zu den Seinigen nach Helmstädt sich zu begeben, wo er wenige Tage nach seiner Ankunft in der Mitte seiner Familie starb (1808).

Habesch, s. Abyssinien.

Habicht, Raubvogel, ein zahlreiches, über die Erde verbreitetes Geschlecht, um die überflüssige kleine animalische Thierwelt in der Luft und auf der Erde zu vermindern, und zu verhüten, daß die Luft durch faulende Aeser nicht zu stickstoffhaltig werde. — 2) Eine Art eßbarer Erdschwämme, die wie viele in einander gesteckte Dütchen aussehen, fahl und grau von Farbe sind und in Eichenwäldern häufig wachsen.

Habsburg, ein ruinirtes altes Bergschloß im Schweizer-Canton Aargau, am rechten Ufer der Aar, das alte Stammhaus des Hauses Habsburg-Lothringen. Beide ehrwürdige Geschlechter verloren ihre westlichen Stammbesitzungen, und erwarben dagegen erst unter Kaiser Franz I. von Oestreich einen völlig ausgerundeten Staat, dessen und der Dynastie Schicksale wir bei dem Art. Oestreich berühren. Erbauer der Burg soll Werner, Bischof von Straßburg, gewesen seyn. Er nannte die Veste Habichtsburg, weil sie mitten unter hohen Felsen liegt; und war einst der Stolz der

Habsburger; doch hat, wegen sehr zerstreuter Besitzungen, kein Habsburger beständig dort gewohnt. Die Größe des Hauses hob die von den Ahnen ererbte Rechtlichkeit und besonders damals seltene Uneigennützigkeit ihres ritterlichen Armes; und diese Eigenschaften waren es auch, welche den Kaiser Rudolph, den Ersten dieses Stammes auf dem Kaiserthrone, mit den größten persönlichen Aufopferungen des Adels und Bürgerstandes in Oestreich, gegen seinen Gegner Ottokar von Böhmen, behauptete (s. beide Art.).

Hack-Balken, der oberste Balken am Hintertheile eines Schiffes, worauf der Hack-Bord ruht. Letztere ist der oberste, oft mit Bildhauerarbeit verzierte Theil am Hintertheile eines Schiffes, worauf die Flagge steckt, und wird zuweilen auch Hack-Brett genannt.

Hackert (Philipp), ein großer, zu Prenzlau im Brandenburgischen 1737 geborner Landschaftsmaler, dessen Familie dem Gewerbe nach freilich früher eine Malerfamilie war, aber erst durch ihn und seine Brüder Johann († 1779 zu Bath in England, ausgezeichnet als Thiermaler), Wilhelm († 1780 in Rußland), Carl († zu Lausanne 1800) und Georg, Kupferstecher von Landschaften († 1805 zu Florenz), in der Kunstgeschichte sich einen berühmten Namen erwarb. Seinen ersten Unterricht erhielt er von seinem Vater, erwarb sich dann unter Anleitung seines Oheims in Berlin viele technische Gewandtheit, bis endlich der Bildhauer Glumme seine großen Naturanlagen entdeckte und ihn bewog, sich höheren Gegenständen der Kunst zu widmen. Le Suer, Direktor der Berliner Akademie, bildete ihn ausschließlich zur Landschaftsmalerei, und Hackert verfertigte manches gelungene Werk nach den großen Meistern Claude Lorrain, Bergnem, Swanefeld u. m. A., bis sein Genius allmählig zu eigenen Originalen hinaufstieg. Durch Sulzer an den Baron Olthof in Stralsund empfohlen, reiste Hackert 1760 mit einer kleinen, durch anhaltenden Fleiß erworbenen Summe nach der an Naturschönheiten reichen Insel Rügen, wo er seine Kunst fortsetzte, dann nach einiger Zeit Copenhagen besuchte und durch den Baron Olthof nach Paris gebracht wurde. Hier erwarb er sich besonders durch seine beliebten Gouache-Landschaften vielen Beifall und Gönner, so wie auch ein kleines Vermögen, welches ihn in den Stand setzte, mit seinem Bruder Johann 1768 die reizenden Gegenden des kunstliebenden Italiens zu bereisen. In Roms lehrreichem Aufenthalte suchten sich Beide völlig auszubilden, gingen dann 1770 nach Neapel. Philipp erhielt bei seiner Rückkehr nach Rom von der russischen Kaiserin Catharina den Auftrag, die zwei Treffen bei Tschesme darzustellen; sechs Gemälde, welche seinen Ruhm und seinen häuslichen Wohlstand begründeten. Graf Orloff ließ, um dem Künstler eine lebendige Anschauung von einem auffliegenden Schiffe zu geben, eine russ. Fregatte in die Luft sprengen, welches, in allen Tageblättern Europa's vorher bekannt gemacht, nicht wenig dazu beitrug, Hackerts Ruhm von diesen Kunstschöpfungen zu verbreiten. Seit 1775 war er auf Reisen durch Italien und die romantisch-schöne Schweiz. 1782 durch den russ. Gesandten dem König von Neapel vorgestellt, gewann er bald, sowohl durch seine Kunst, als durch seinen Charakter, das volle Zutrauen dieses Monarchen, und wurde 4 Jahre später nebst seinem Bruder in Neapel in königl. Dienste genommen, Philipp in der Landschafts-, See- und Jagdmalerei, sein Bruder Johann aber als Landschaftskupferstecher. Als die Franzosen siegend in Neapel einrückten und die königl. Familie nach Sicilien floh, mußte auch der von den Republikanern und Royalisten angefeindete Künstler seine bisherige Wohnung im königl. Pallaste verlassen. Großen Verlust erleidend, flüchtete er sich nach Florenz, wo er 1808 ein schönes Landhaus kaufte, und ganz seiner Kunst lebte. Ein Schlagfluß raubte ihm 1805 zu Florenz das Leben. Hackert hat die Prospektmalerei auf einen so hohen Grad von Vollkommenheit gebracht, daß es unmöglich scheint, den realistischen Forderungen mit ge-

ringerem Nachtheile für die Kunst besser Genüge zu leisten, als es in seinen Bildern geschieht. Mit unendlicher Treue und Wahrheit stellt er uns die Gegenden von Rom, Tivoli, Neapel u. s. w. vor Augen; der Beschauer erhält Rechenschaft vom geringsten Detail, und doch ist Alles ohne ängstliche, kleinliche Mühe, meisterhaft sicher, ja sogar mit Leichtigkeit vorgetragen. Diese Vorzüge werden noch durch sein harmonisches und kräftiges Colorit gehoben. Auf Erfindung machen indeß seine Werke keinen Anspruch, aber in Nachbildung der Gestalt und des Verhältnisses der Gegenstände, so wie in Andeutung des Charakters der verschiedenen, in einem Gemälde befindlichen Gegenstände durch Gestalt und Umrisse erreichen ihn Wenige. Hackerts große Anzahl Oelgemälde, viele Gouachen und beinahe unzählige Sepiazeichnungen sind durch ganz Europa verbreitet. Auch zum Bilderrestauriren hatte Hackert ein ausgezeichnetes Talent. Seine Schrift über diesen Gegenstand hat Riebel in Dresden 1801 aus dem Italienischen verdeutscht. Die theoretischen Bruchstücke dieses berühmten Künstlers über Landschaftsmalerei hat uns Göthe mitgetheilt.

Hades bedeutet ursprünglich nichts anders, als das, was unsichtbar ist, was nicht mehr gesehen wird, und ward sowohl von Menschen, als Oertern und Gegenden gebraucht. Gewöhnlich wird Pluto, der Sohn des Kronos und der Rhea, und der Bruder des Zeus und Poseidon, so genannt, der bei der Theilung des väterlichen Reiches die Unterwelt zu seinem Antheil erhielt, und daher König der Unterirdischen ward, wo er majestätisch auf seinem Throne sitzt und über die Schatten mit seinem Szepter gebietet. Schrecklich und öde ist das Land der Schatten; es liegt an der äußersten westlichen Gränze der Erde. Um dahin zu gelangen, muß man über den Ozeanus fahren. Am jenseitigen niedrigen Ufer sind hohe Wälder von schattigen Pappeln und eine Wiese, und das dunkle, von ewiger Finsterniß beherrschte Land der Cimmerier. Weiter an diesem Ufer hinab kommt man dann zu den Pforten des Hades, zu dem Volke der Träume und zu dem weißen Felsen, bei dem sich der Cocytus und Pyriphlegeton mit dem Acheron vereinigen, der dann grasreiche und mit Fruchtbäumen prangende Auen durchwässert. Dort herrscht Pluto der Unerbittliche, Unversönliche, Göttern und Menschen Verhaßte, über die luftigen Schatten der Abgeschiedenen, die ohne Knochen, Fleisch und Blut ein traumähnliches, trauriges Daseyn fortsetzen. Die Pforten seines düstern Pallastes bewahrt der dreiköpfige starke Hund Cerberus. Gegen Alle, die in seines Herrn Wohnung eingehen, ist er freundlich und schmeichelt ihnen; aber Niemand läßt er wieder heraus, sondern ergreift und verschlingt ihn. Pluto fährt auf einem von vier schwarzen Rossen gezogenen Wagen, die er mit goldenem Zügel lenkt. Auf ihm entführte er Demeters Tochter, Proserpina, zur Unterwelt, als sie, die schöne Jungfrau, auf den blumigen Gefilden Siziliens wandelte, und sich Kränze um das Haupt flocht. Sein Helm, den ihm die Cyklopen im Kampfe gegen die Titanen geschenkt, hatte die Kraft, unsichtbar zu machen. Denn er kämpfte auch als Krieger gegen seine Feinde, und ward daher einst vom Herkules, der mehrmals mit ihm kämpfte, mit einem Pfeil in der Schulter verwundet. Seine Diener sind Hermes, der schnelle Götterbote, der ihm die Verstorbenen zu seinem Reiche führt, und die Erinnyen, die auf sein und seiner Gemahlin Geheiß die Verbrecher verfolgen und bestrafen. Unter den griechischen Staaten wurde Pluto besonders in Böotia verehrt, und zwar in Koronea; in der Nachbarschaft dieser Stadt befand sich nämlich ein Schlund, den die Böotier für einen Eingang in den Hades hielten, und von dem sie erzählten, daß Herkules aus ihm den Cerberus heraufgebracht habe. Bei den Römern war er unter denjenigen Göttern, die man dem Staate an dem Säkularfeste gnädig zu machen suchte, damit sie ihm nicht schadeten. Die Opfer, die man ihm brachte, waren Thiere, vorzüglich Schafe von schwarzer Farbe; im Schatten der Nacht

ward ihm das Opfer dargeboten, und zu diesem Zwecke eine Grube ausgegraben, in die man das Blut des Opferthieres hineinlaufen ließ; dies geschah hauptsächlich bei Begräbnissen, bei welchen man ihn und die andern unterirdischen Götter zu versöhnen und den Verstorbenen günstig zu machen suchte. Die Kunst hat den Hades weit seltener, als jeden andern mythischen Gegenstand vorgestellt, wenn man seinen Raub der Proserpina ausnimmt. In den Abbildungen erscheint er als der Zeus der Unterwelt. Cerberus steht gewöhnlich neben ihm und macht ihn kenntlich. Zuweilen hat er das Fruchtmaß auf dem Haupte, und heißt davon auch Serapis, der, wenn er den Cerberus oder sonst ein Zeichen der Unterwelt bei sich hat, mit dem Hades völlig eins ist. Seine Bildung hat nichts Besonderes, seine Miene ist trüb und krag. Sein Kopf ist verschleiert, um das Dunkle und Geheimnißvolle seines Wesens auszudrücken. Vergl. Pluto.

Hadrian (P. Aelius), s. Adrian.

Hadrian (Päpste), s. Adrian (Päpste).

Hadschi heißt bei den Türken ein nach Mekka wallfahrender Pilger, auch derjenige, welcher die Wallfahrt dahin gemacht hat, welche Personen, obgleich diese Wallfahrt durch die Religion vorgeschrieben ist, bei den Türken wenig in Ansehen stehen, weil auf einer solchen Reise vielerlei Unfug getrieben wird, und die Pilgrime gewöhnlich schlechtere Sitten mit nach Hause bringen, weßhalb auch viele Türken diese Reise nicht selbst verrichten, sondern sie, da die Religion ihnen diese Freiheit verstattet, durch Andere verrichten lassen; 2) die griechischen und armenischen Christen, welche nach dem heil. Grabe zu Jerusalem gewallfahrtet sind.

Hafen, Haven, ein Platz am Seeufer, gemeiniglich aus einer Bucht bestehend, wo die Schiffe vor gewöhnlichen Seegefahren sicher vor Anker liegen können, und welcher entweder von der Natur gebildet, oder von der Kunst angelegt, auch gegen feindliche Ueberfälle gedeckt ist. Er ist von der Rhede, wo die Schiffe ebenfalls vor Anker gehen, dadurch unterschieden, daß er einen guten Ankergrund haben und gegen Stürme völlig sicher seyn muß. Es giebt nach den Schiffen, welche sie aufnehmen, Kriegs-, Kauffahrtei-, Fluß- und Seehäfen. Die Hafendämme erstrecken sich von dem zurückliegenden Hafen bis ans freie Fahrwasser und befassen die Einfahrt. Molen, Höfter sind Werke, die an der Mündung des Hafens zum Schutz gegen Wellen erbaut werden. Einer der merkwürdigsten neueren Hafenbaue ist der zu Cherbourg (s. d. Art.) S. v. Wiebeking's theor. prakt. Wasserbaukunst. Hafen-Capitän, ein in den vorzüglichern Häfen angestellter Seeoffizier, welcher für die Sicherheit des Hafens und der aus- und einfahrenden Schiffe sorgt, und unter dessen Aufsicht die zur Bewachung des Hafens nöthige Schiffe und Truppen nebst den Zeughäusern stehen. In Häfen von minderer Bedeutung heißt er Hafen-Inspektor oder Hafen-Meister. Hafen-Geld, eine gewisse Abgabe, welche Schiffe für die Freiheit, in einen Hafen einlaufen, erlegen müssen. Hafen-Kette, eine Kette, einen Seehafen zu versperren und Schiffe am Eingange zu verhindern. Hafen-Leuchte, s. Baake. Hafen-Sperren geschieht im Kriege durch die feindlichen Schiffe auf zweierlei Art, wenn entweder einer in einem Hafen liegenden Flotte der Ausgang unmöglich gemacht wird, oder eine feindliche Flotte auf einer gewissen Höhe hält, und die aus und in den Hafen fahrenden Schiffe wegnimmt. Hafen-Zeit, die Stunde, in welcher zur Neu- oder Vollmondszeit die größte Ebbe und Fluth an einem Orte eintritt.

Haff, in einigen Marschgegenden überhaupt der unbegrünte kahle Vorgrund, welcher sich von der Ebbe an bis auf die höchste Fluth erstreckt, und in andern Gegenden Waat oder kahle Watt heißt: auch ein seichter Ort im Wasser, wodurch man waden kann; 2) Name von 3 großen Landseen mit

süßem Wasser und starken nach der Ostsee ausgehenden Strom in Preußen, s. Curische Haff.

Hafiz (Muhammed Schemseddyn), einer der berühmtesten persischen Dichter, geb. zu Schiras zu Anfange des 8. Jahrh. der Hedschra (14. Jahrh. n. Chr.), blühte zur Zeit, als Tamerlan den Schach Mansor besiegte. Die Fürsten des Morgenlandes wetteiferten, sich von ihm in seinen Gedichten besingen zu lassen, allein vergebens strebte Tamerlan, gleiche Gunst von ihm zu erlangen. Taub gegen alle Anträge dieser Art, erhob er dagegen in einem neuen Gedichte die Freigebigkeit und die edlen Eigenschaften seines alten Herrn. Auch in andern Wissenschaften erfahren, lehrte er die Rechte und die Grundsätze seiner Religion in öffentlichen Schulen. Er starb im J. d. H. 791 (1389 n. Chr.). In seinem Leben galt er bei Vielen für einen Christen; indeß wird seine Grabstätte bei Schiras von frommen Moslemin mit Ehrfurcht bewachtet. Hafiz's Poesien (Oden und Elegien, nach seinem Tode in einem Divan gesammelt, der 1791 zu Calcutta persisch erschien) zeichnen sich durch Feinheit und Lieblichkeit aus. Es duftet der Moschus, es säuselt der Zephyr, es rinnen die Becher; Wein, Liebe, Rose und Nachtigall geben den Stoff zu den niedlichsten und Wollust athmenden Dichtungen her. Feridun, Sururi, Sudi u. A. haben sich um die Erörterung ihres geheimen Sinnes Verdienst erworben. Früher waren von verschiedenen Orientalisten, wie Jones Friedel, Rott, Hendley u. A., nur einzelne Gedichte mitgetheilt worden, bis Joseph von Hammer den ganzen Divan des Hafiz verdeutscht 1813 herausgab.

Hagedorn (Friedrich von). Dieser liebenswürdige Dichter wurde 1708 zu Hamburg, wo sein Vater dänischer Resident war, geboren. Schon im frühen Knabenalter gewann er die Poesie lieb. Seine erste literärische Bildung erhielt er im Gymnasium seiner Vaterstadt, wo er sich im Studium der alten und neuern Klassiker auszeichnete. Er besuchte hierauf die Hochschule zu Jena, sich den Rechtswissenschaften widmend. Während dieser Zeit gab er einige politische Abhandlungen im hamburgischen Patrioten heraus, und wurde darauf Sekretär, beim dänischen Abgesandten, Freiherrn von Söhlenthal, in London, wo er sich bis 1731 aufhielt. Nach Hamburg zurückgekehrt, bekleidete er die Stelle eines Sekretärs bei der englischen Court, einer Gesellschaft von Kaufleuten, deren Ursprung bis zum 13. Jahrh. hinauf reichen soll. Er verheirathete sich, lebte ein sorgenfreies Leben im Umgange mit den Wissenschaften und Musen, und starb 1754 an der Wassersucht. In seinem Charakter herrschte eine seltne Humanität vor; Bescheidenheit, Mildthätigkeit, Liebe und Freundschaft, machten die Grundzüge desselben aus. Als Dichter erwarb sich Hagedorn besonders in der leichtern lyrischen Poesie, die er mit seltner Gewandtheit behandelte, großes Verdienst, und nicht wenige seiner Lieder, obgleich der Stoff hin und wieder von den Engländern und Franzosen entlehnt war, werden seinen Namen bei der Nachwelt erhalten. Minder glücklich zeigte sich im ernsten Gebiet der zum Frohsinn geschaffene Dichter. Einen ausnehmenden Fleiß verwandte er auf die Feile, so, daß Sprache und Versbau bei ihm in Hinsicht der Correktheit wenig zu wünschen übrig lassen. Die neueste Ausgabe seiner Poesien, bestehend aus Fabeln, Erzählungen, Lehrgedichten u. s. w., besorgte Eschenburg in 5 Theilen (Hamburg 1800), und begleitete dieselbe mit einer Lebensbeschreibung und Charakteristik des Dichters, so wie mit Auszügen des Hagedorn'schen Briefwechsels. — Christian Ludwig, des Vorigen Bruder, geb. zu Hamburg 1712, studirte zu Altorf und Jena, ward dann sächsischer Legationssekretär, dann geheimer Legationsrath und Direktor der Kunstakademien zu Dresden und Leipzig, und starb zu Dresden 1780, hinterlassend: Betrachtungen über die Malerei (ein klassisches Werk, voll unerschöpf-

lichem Reichthum, voll Kritik und mannichfacher Wissenschaft) 2 Th. Leipzig 1762, 8. (franz von Michael Huber, ebend. 1775); Lettre à un amateur de la peinture, Dresden 1755, 8.; Briefe über die Kunst, nach seinem Tode, herausgegeben von Torkel Baden, Leipzig 1797, 8. Sein Versuch von charakteristischen Köpfen und Landschaften, die er theils nach eigenen Erfindungen, theils nach andern Meistern geätzt hat, beweisen sein Talent auch in Ausführung der schönen Künste.

Hagel oder Schlossen sind Regentropfen (einzeln oder durch den Wind vereinigte), denen durch irgend eine Ursache der ihnen in tropfbaren Zustande zukommende Wärmestoff plötzlich entzogen ist, und die daher in Eisklumpen zusammenfrieren. Andere halten den Hagel für zusammen getriebenen und an einander gehalten Schnee. Er verdankt seinen Ursprung schnelleren Abkühlungen der Atmosphäre als der Schnee; auch gehört er schon mehr zu den elektrischen Erscheinungen, wie er denn auch beinahe immer von Gewittern begleitet ist. Der Hagel ist selten im Winter, häufig im Sommer, gewöhnlich wenn nach einer drückenden Hitze das Wetter durch ein Gewitter plötzlich abgekühlt wird; selten oder nie fällt er bei Nacht. Die Größe der Hagelkörner ist sehr verschieden; man will sie von der Schwere eines Pfundes gesehen haben. Zuweilen ist der Hagel mit Regen vermischt.

Hagel-Assekuranz. Da man Hagel besonders in Regionen vieler stehender Gewässer und Harzbaumwälder findet, so ist in solchen Gegenden Hagelschaden an Getreiden, Gerstenfrüchten und Gebäuden, sehr häufig, und es entstanden in diesen Gegenden Deutschlands, wo der Schaden sehr häufig eintraf, und im Neu-Strelitzischen zu Neu-Brandenburg im Jahr 1797 die erste Hagel-Assekuranz, welche die sich meldenden Interessenten aufnimmt, und unter den Bedingungen der Statuten den Beschädigungen ihren Verlust nach einer Taxation ganz oder zum Theil ersetzt. Die Interessenten leisten sich in dieser Gattung der Assekuranz, wie in der Gothaer Feuerversicherungs-Gesellschaft, direkte einander die Gewähr, da in anderen Assekuranzgesellschaften gewöhnlich eine Gesellschaft von Rentenierern die Gefahr der Versicherung gegen eine feste Prämie übernimmt. In den Hagelassekuranzgesellschaften richtet sich dagen der Beitrag nach den größeren oder geringeren Schäden der Interessenten.

Hagen, Kreisstadt der preuß. Provinz Westphalen im Regier.-Bezirk Arnsberg mit 300 Häusern und 2300 Einw. an der Volme, hat Tuch-, Zeug-, Baumwollenfabriken; Stahl-, Eisen-, Klingen-, Sensen-, Schlösser-, Winden- und Schraubenfabriken. Die Ausfuhr der Kleineisen- und Tuchwaaren ist beträchtlich; auch mit Papier, Leder und Hüten macht man Geschäfte. Hagen hat eine Handelsschule. Von hier liegt bis nach dem Flusse Empe die sogenannte Enneperstraße (s. d. Art.).

Hagen (Thomas Philipp, Freiherr von der), preußischer Oberkonsistorialpräsident, geb. 1729 zu Hohennauen bei Rathenau, zog sich nach beendigten Studien auf seine Güter zurück, wurde aber von Friedrich II. als Präsident des Oberkonsistoriums zu Berlin 1767 angestellt, und vergalt das Vertrauen seines Königs nicht allein durch pünktliche Amtsführung, sondern auch durch eine Menge guter Einrichtungen, namentlich im Armenwesen. 1780 erhielt er die Stelle eines Chefs des mediz. Oberkollegiums und die Aufsicht über sämmtliche Medizinalanstalten im preußischen Staate, und Friedrich Wilhelm II. ernannte ihn 1789 zum Präsidenten des Oberschulkollegiums. Seine Erholungsstunden widmete er den Wissenschaften; er schrieb Topographien der Städte Teltow, Freienwalde, über die adlichen Geschlechter derer von Brun, Dornstadt, Wilxnersdorf und über die Kalksteinbrüche bei Rüdersdorf. Er starb 1797.

Hageſtolze. So nennt man Unverehelichte, welche ungeachtet erlangter Jahre und Unabhängigkeit durch Vermögen od. Gewerbe, keine Ehe ſchließen, und ſich den Laſten und Freuden der Familienverhaltniſſe entziehen. Der Urſprung des Wortes Hageſtolz hat man verſchiedentlich etymologiſch hergeleitet; die wahrſcheinlichſte ſcheint dieſe zu ſeyn: Haga heißt im Altdeutſchen ein begranzter, abgezäunter Hof; Stolze, Sitz, Wohnung. Nach der Feudal-Verfaſſung der Deutſchen konnte nur der älteſte Sohn der Familie den Hof erben und die jüngeren Geſchwiſter mußten ſich damit begnügen, innerhalb des Gehegs einen freien Wohnſitz zu erhalten. Da dieſe wegen Mangel an Gütern meiſtentheils ehelos lebten, und auch nicht gerne die Familie, weil jene rohen, ſtürmiſchen Zeiten die Familienbande enger zuſammenzogen und alle Glieder nur im Verein Schutz und Sicherheit fanden, verlaſſen wollte, ſo bauten ſie ſich auf dem Haupthofe kleinere Wohnungen, und erhielten hienach den Namen: Stolze im Haga. Im Laufe der Zeit ging zwar die eigentliche Bedeutung des Ausdrucks verloren, der Name erhielt ſich aber und ging auf eheloſe Männer über. Der eheloſe Stand ward faſt von allen Nationen gemißbilligt, und ſie ſuchten denſelben durch Geſetze und Begünſtigungen der Verheiratheten zu beſchränken. Sie hatten den richtigen Grundſatz, daß ein Mann, dem Natur und Stand es erlaubten, den ſchönen Beruf, Gatte und Vater zu ſeyn, von ſich weiſe, kein guter Bürger ſeyn könne. Schon die Cenſoren erhuben zur Zeit der römiſchen Republik von den Hageſtolzen eine Steuer (aes uxorium) zum Beſten des Staatsſchatzes. In den unruhigen Zeiten des Triumvirats, in denen kein häusliches Glück auf feſten Boden ſtand, Verſchwendung, Zügelloſigkeit und Libertinismus alle ſittliche Bande abzuſtreiten ſuchten, die häufigen mörderiſchen Kriege die Bevölkerung Roms und Italiens aufgerieben hatten, ſuchte Auguſtus durch Vortheile zu Heirathen zu bewegen, Ergab im J. Roms 763 die Lex Julia Papia Poppaea, wodurch er den Ehemännern, und beſonders den Vätern von 3—5 Kindern, je nachdem ſie ſich in Rom, Italien oder in den Provinzen aufhielten, Vorrechte, welche das Jus trium liberum beſtimmte, zugeſtand. Dieſe Vorrechte waren ſehr geſucht und wurden zuletzt ſelbſt zu einer kaiſerlichen Gunſtbezeugung an kinderloſe Väter, ſogar an Unverheirathete. Unter Plinius Briefen an Trajan finden ſich viele Geſuche zur Gewährung dieſes Dreikinderrechts für ſeine Freunde. Auguſtus drohte den Eheloſen Strafe an. Dies Geſetz blieb bis unter Conſtantin dem Großen in Wirkſamkeit; wo es bei der Verbreitung des Chriſtenthums, das in dem eheloſen Stande etwas Heiliges ſah, ſeine Kraft verlor. Bei dem Deutſchen, der von Natur eine Neigung zur Häuslichkeit hat, bedurfte es eigentlich keines Jus trium liberum, und ihre Feudal-Verfaſſung würde es auch auf der andern Seite ohne Wirkſamkeit gelaſſen haben. Nichtsdeſtoweniger beſtand in einigen deutſchen Gauen (in der Unterpfalz, am Ober- und Unterrheine) ein Hageſtolzenrecht. Das Alter der Hageſtolzen wurde bei beiden Geſchlechtern auf 50 Jahre feſtgeſetzt, und zu denſelben auch ſolche Perſonen gerechnet, welche verwittwet waren, und ſich in Zeit von 30 Jahren nicht wieder verheiratheten. Jetzt exiſtirt dieſes Recht, Hageſtolziat genannt, nirgends mehr. Seitdem in Großbritannien Malthus ſeine ſonderbaren Berechnungen über zu große Vermehrung des Menſchengeſchlechts dienender Klaſſe, zur Freude mancher Individuen, welche die Zahl und den Einfluß ärmerer und vom Glücke weniger begünſtigter Mitbürger fürchten, bekannt machte, ſchloß er aus der Vermehrung der Menſchen, daß die Lebensmittel immer theurer werden müßten, und gleich darauf erfolgte überall Vermehrung der natur- und künſtlichen Produkten auf der ganzen Erde zum klaren Beweiſe, daß ſich die Nahrungsmittel zu viel und die Conſumenten zu wenig vermehrt hatten. Man hat folglich, da auch die Transportmittel aus einem Klima ins andere ſich vermehrt haben, und die Optimaten nirgends von der dienenden Klaſſe

verdrängt worden sind, keineswegs Ursache, die unproportionirliche Menschenmenge zu fürchten, als etwa da, wo nicht zeitgemäße Gesetze die größere Zahl der Sterblichen gewissermaßen zwingen, Manufakturarbeiter zu werden, und der natürlichen Bearbeitung des Bodens zu entsagen. Es ist folglich noch kein Bedürfniß vorhanden, die Neigung der untern Klassen, jung zu heirathen, durch neue Gesetze einzuschränken. Vergl. Cölibat.

Haggai, einer der letzten Propheten des A. T., lebte zu der Zeit, als Serubabel und der Hohepriester Josua den Tempel wieder aufbaueten, an welche er oft seine Reden richtet, die Ermunterungen enthalten, im Bau eifrig fortzufahren. Doch sind diese nur kurz.

Hahn (Phil. Math.), Pfarrer zu Echterdingen in Würtemberg, geb. 1739 zu Scharnhausen, wo sein Vater Prediger war, starb 1790, ist weniger als Theolog, sondern mehr als Mechaniker bekannt: denn er verfertigte mehrere sehr nützliche mechanische Kunstwerke, z. B. eine grobe astronomische Pendeluhr, welche den Lauf der Planeten und ihrer Trabanten zeigt; eine kleine astronomische Setzuhr, welche die Phasen und Knoten des Mondes, so wie eine allgemeine Aequinoktial-Sonnenuhr, die durch Räder die Minuten mit der Sonnendeklination angiebt. Auch erfand er eine Rechnungsmaschine und eine Waage für Flüssigkeiten u. s. w.

Hahnengefechte wurden zu Athen als öffentliche Spiele auf Veranlassung des Themistokles (450 Jahre vor unserer Zeitrechnung) angeordnet. Mit der Zeit wurden diese Kämpfe in ganz Griechenland beliebte Volksspiele, und jetzt sind sie fast nur noch bei den Engländern gebräuchlich. Es werden z. B. 16 Paar Hähne zum Kampfe gebracht; die 16 Sieger müssen zum zweiten Male kämpfen, und diese 8 Sieger zum dritten Male, die 4 alsdann übrig gebliebenen zum vierten Male; bis endlich die 2 letzten zum fünften Male dies abscheuliche Spiel endigen.

Haimonskinder. Eine unter dem Volke sehr verbreitete Rittermythe, wenn man sich dieses Ausdruckes bedienen darf, bilden die Waffenthaten und Schicksale der vier Haimonskinder, Adelhart, Ritsart, Writsart und Reinold (Alard, Richard, Renaul, Regnaut, Guichard, Reinhold); alle Söhne des Herzogs (Aymont) Heymon von Dordonne. Historisches ist wenig von ihnen bekannt, und selbst das, was Froissart von ihnen sagt, ist schwankend und ohne großes Interesse: ihre wichtigste Seite ist die poetische und ihr Leben in Volksmährchen aus der uralten Ritterzeit, und zugleich, daß sie Stoff zu vielen schönen Dichtungen der neuern Zeit hergaben. Carl der Große und seine Pairs (eigentlich seine Comites palatini) bildeten einen ähnlichen Heroenkreis für die epische Poesie, wie Agamemnon und seine Helden; nur mit dem Unterschiede, daß diese einen Homer fanden, und jene nur einen fabelhaften Erzbischof und trocknen mehr Chroniken- als Geschichtschreiber: sie lebten aber im Munde des Volkes fort, das sich, wie gewöhnlich, wenig um historische Genauigkeit kümmerte, nach eigner Phantasie die alten Gestalten vergrößerte und umbildete, und Carl den Großen nebst seiner mannhaften Pairschaft als Kern gebrauchte, woran es Alles, was es sich als groß, wundersam, ritterlich entweder selbst dichtete, oder was ihm von ganz andern Seiten zugetragen wurde, und dies Gepräge an sich trug, krystallisiren ließ. Man kann daher leicht denken, daß die vier Söhne des Herzogs von Dordonne, welche auch in jenen Ritter-Mythenkreis fallen, alle historische Wahrheiten verlieren und zu ganz poetischen Gestalten werden mußten. Der Titel der großen Simmerer Folioausgabe von 1535 enthält in gedrängter Kürze die Geschichte des Zwiespalts zwischen Carl und den vier Gebrüdern: Reinold soll mit einem Schachbrette einen Pair des Kaisers erschlagen haben; Carl, hierüber entrüstet, kriegte mit ihnen 16 Jahre und vertrieb sie endlich aus Frankreich: doch die mythi-

gen Helden fuhren fort, gegen ihn die Waffen zu führen, und erkämpften sich zuletzt einen rühmlichen Frieden. Welch eine Panaze für die romantische Dichtung des Volks! und welche Wunder, ritterliche Thaten, Abenteuer ꝛc. ließen sich nicht in einen Zeitraum von 16 Jahren fassen. Und er wurde denn auch redlich ausgefüllt. Auf dem Titel der großen Simmerer Folioausgabe steht ferner: daß dies schön lustig Gedicht aus dem Französischen ins Deutsche übertragen sey. Man hat daher die Frage aufgeworfen, ob dies Gedicht die einzige Quelle gewesen sey, aus der alle die folgenden Historienbücher geflossen? Man hat dies bezweifelt, und unser deutsches Volksbuch der Haimonskinder (was Tieck bearbeitet hat) als Beweis aufgestellt, da es viel mehr Aehnlichkeit mit dem niederländischen Volksbuche hat. Hierüber läßt sich nichts Bestimmtes sagen. Auch Görres ist der Meinung, daß zwar der Stoff alter Sagen und Romanzen Frankreich angehöre, aber von den verschiedenen Nationen auf die ihnen eigenthümliche Weise bearbeitet sey: nur hält er dafür, das dies zur Zeit der Trennung des carolingischen Reiches in ein fränkisches und deutsches geschehen sey. Es läßt sich hier immer fragen, ob es möglich war, daß zur Zeit der Spaltung schon so poetisch ausgeschmückte Sagen über die vier Gebrüder Haimons haben vorhanden seyn können? Carl der Große starb 814, die Söhne Ludwigs des Frommen theilten das Reich 843; also noch keine 30 Jahre nach dem Tode des Hauptheldens; viele seiner Ritter mußten damals noch leben, und selbst über ein Drittel der Nation Augenzeugen der nackten Thatsachen gewesen seyn. In diesem kurzen Zeitraume konnten sich noch keine Sagen gebildet haben; die kaum verflossene Zeit stand noch zu hell vor dem Geiste der Nation, als daß sie jenes mythische Dunkel hätte geben können, das nothwendig zu einer romantisch-mythischen Dichtung erfordert wird. Aus Sagen und Romanzen hat sich allerdings diese Dichtungsart herausgebildet: doch zur Schaffung jener bedurfte es einer geraumen Periode zwischen den Begebenheiten und dem eigentlichen Zeitpunkt, wo das Historische Jener unter den Händen des Volkes sich verloren hatte, und in epische Sage und Romanze überging. Daß beide Nationen, die fränkische und deutsche, in spätern Jahrhunderten auf einer jeder eigenthümlichen Weise Carls und seiner Ritter kräftig große Thaten in Sagen kleideten, und episch-romantisch ausstatteten, ist sehr wahrscheinlich: denn der große Kaiser hatte beide gleich mit seinem kräftigen Arme geleitet, und mit mächtigem Schöpfergeiste belebt und umgebildet.

Hain unterscheidet sich vom Walde durch geringeren Umfang und durch nach einem besondern Zweck modifizirte Schönheit. Die Baumgruppen, aus welchen er zusammengesetzt ist, müssen so verbunden seyn, das sie ein fortgehendes Ganzes bilden. Die Gänge werden so angelegt, daß der Herumwandelnde bald heitere Aussichten auf entfernte Gegenstände erblickt, bald aber wieder einen kühlen düstern Schatten genießen kann. — Hain (Freund). Jedes organische Wesen im Thier- und Pflanzenreiche wächst, blüht und stirbt ab, so auch die körperlich Hülle des Menschen, wenn auch sein Geist unsterblich ist. Dies Absterben Jedermanns bezeichnete die Dichtung durch den Tod mit der Hippe, und nannt das personifizirte Geschick, das uns frühe oder spät aus der irdischen Welt abruft, Freund Hain; stellte ihn unter civilisirten Völkern, z. B. unter dem Bilde eines Jünglings, der eine Fackel auslöscht, bar, u. s. w., und wollte den Uebergang in eine bessere Welt als eine Trauer für den Ueberlebenden, aber nicht für den zuerst Versterbenden dadurch bezeichnen.

Hakim, bei den Türken und Persern ein Arzt; Hakim-Baschi, der Leibarzt.

Halberstadt, eine altmodisch und unregelmäßig gebaute Stadt, Hauptort des gleichnamigen Kreises im preuß. Reg.-Bez. Magdeburg, Provinz Sachsen, und Sitz eines Oberlandgerichts, mit 1789 Häusern und

14,500 Einw. am Flüßchen Holzemme, einer schönen Dom- und zehn andern Kirchen, Schloß und Synagoge, Dom-, Martins- und Johannisschule ꝛc. Die Stadt lebt von den bedeutenden Tuch- und Wollenmanufakturen, so wie von andern städtischen Gewerben. In der Nähe gab den wüsten Spiegelbergen der Domdechant v. Spiegel zum Desenberg schöne Spaziergänge. In der zweiten Hälfte des 12. Jahrh. hatte Halberstadt in den Fehden seiner Bischöfe mit dem Herzog Heinrich dem Löwen (s. d. Art.) das traurige Schicksal, von Letzterm (1179) eingeäschert zu werden. Indeß erstand sie bald wieder verjüngt aus ihrem Schutte; sie wurde mit Mauern und Gräben umgeben, und nahm an Bevölkerung so zu, daß sie noch 3 Vorstädte erhielt. Ihre Bedeutung stieg, als sie als Mitglied in den Hansabund aufgenommen wurde. Im 7jährigen Kriege rissen die Franzosen ihre Thore und ein Theil ihrer Mauern nieder. In der neuen Zeitgeschichte ist Halberstadt durch den berühmten Zug des Herzogs F. W. v. Braunschweig (vergl. d. A.) nach der Wesermündung merkwürdig geworden. Das ehemalige Bisthum, seit dem westphäl. Frieden (wo es Churbrandenburg zufiel) Fürstenthum, Halberstadt, ein fruchtbares Ländchen mit gutem Getreide- und Flachsbau, vortrefflicher Vieh- und Schafzucht, hat nur unbedeutende Flüsse, aber beim Thaleschen Kupferbergwerke, in der bekannten Roßtrappe, der wildesten Gebirgsgegend und schönsten Partie des Harzes, aus zwei hohen Felsen bestehend, den zwischen beiden sich hindurch drängenden Bodefluß, bildend einen berühmten Wasserfall. Die eigentliche Roßtrappe ist eine Felsmauer, die aus dem Gebirge heraufläuft, und an drei Seiten bis zu einer Tiefe von 5—800 Fuß abgeschnitten ist. Die Breite ihrer obern Fläche beträgt 4—6 Fuß. Ein Denkmal alter Größe besitzt das Land in den ansehnlichen Ruinen des ehemals festen Bergschlosses Regenstein, merkwürdig wegen seiner vielen Felsenhöhlen und schönen Aussicht.

Halber Mond, in der Kriegswissenschaft ein Außenwerk einer abgesonderten Bastion ähnlich. Es besteht aus zwei Facen, die einen Winkel machen, dessen Spitze gegen das Feld geht, und ist die allgemeine Benennung aller Ravelins. Es wird auf das äußerste Ufer des Grabens vor die Courtine gebaut, sowohl das Thor, die Scheeren und Brücken zu bedecken, als zu verhindern, daß die Flaqdecken der Bastion nicht beschossen werden können, ehe die Belagerer den bedeckten Weg erobert haben; 2 eine tropische Benennung der Pforte oder des türkischen Reiches, entlehnt von dem Wappen, das in einem halben Monde besteht. Vormals war dies das Wappen von Constantinopel und wurde erst nach der Eroberung dieser Stadt von den Türken zu dem ihrigen gewählt.

Halber Ton, jeder Ton oder jedes Intervall zwischen den zwei nächsten Saiten oder Tönen der Tonleiter. Die halben Tönen sind zwar in ihren Schwebungen verschieden, allein sie werden ohne Rücksicht auf enharmonische Verhältnisse als gleichgeltend in diesem und jenem Intervall genommen, nachdem die Beschaffenheit des Tons ist, aus welchem gespielt wird.

Halbfläche, eine solche, die nicht vollkommen eine Fläche oder Ebene, sondern etwas gerundet und oberwärts nur flach ist; in der Malerei besonders die Stellen an den runden Theilen der dargestellten Körper, welche ein wenig flach sind. In der Kupferstecherkunst, die Darstellung mit etwas harten und rohen Einschnitten, um die Schatten zu verstärken und ihre Gränzen schärfer zu bestimmen.

Halbgötter oder Heroen werden in der griechischen Mythologie jene starken, freien und edlen, gefühl- und muthvollen Menschenkinder der Vorwelt genannt, die Dinge thaten, die ein großer Theil ihrer Zeitgenossen bewunderte und die schwächere entartete Nachwelt anstaunte, die Alles erdulden konnten und ohne Murren erduldeten, was ihnen Natur oder

Nothwendigkeit auflegten, die wagten, was sie sich auszuführen getrauten, die so gut und böse waren, wie es ihnen gelüstete, und die im steten Kampfe mit Abenteuern lebten, wie Herkules, Cyknus, Jason. Ferner diejenigen Menschen, die durch Bogenschießen, durch Wettlauf, durch Ringen und Faustkampf, durch Ueberschauung der Zukunft, durch Dichtkunst und Musik, durch Kenntniß heilsamer Kräuter, durch List und Gewandtheit sich unter ihres Gleichen ausgezeichnet und berühmt gemacht, oder die sich als wohlthätige Städterbauer oder als weise Gesetzgeber, oder als muthvolle und reiche Fremdlinge hervorgethan hatten, wie Eurytus, Tiresias, Orpheus, Nestor, Autolykus, Ulysses, Theseus, Minos, Kadmus, Pelops u. A. Das Andenken dieser großen Männer ihrer Zeit und dessen, was sie thaten, erhielt sich nämlich Jahrhunderte lang unter ihren Stämmen lebendig. Der Vater und Großvater erzählten ihren Kindern und Enkeln mit verjüngter Wärme, kühnen Zusätzen und Hyperbeln ihre Geschichte, und begeisterte Dichter sangen ihre Großthaten unter starken und erhabenen Bildern in Liedern und Hymnen. Beide gingen Hand an Hand von einer Generation zur andern. Spätere Dichter sangen diese Geschichten von Neuem, und erhöhten sie durch Lobpreisung und dichterische Begeisterungen, stets in dem Grade, in welchem man sich von jenen Zeiten entfernte, in der Versittigung, Verfeinerung und Verweichlichung fortschritt, und jenen Kraftmännern an Stärke, Muth und Tüchtigkeit nachstand und unähnlich wurde. Natürlich, daß endlich eine Zeit kommen mußte, wo man sich diesen gewaltigen Menschen so ungleich fühlte, daß man sie als Halbgötter betrachtete und als von Göttern entstammte Wesen ansah. Ueberdies war es Geist der Zeit, alle Vorzüge des Körpers und der Seele, als hervorstechende Fähigkeiten, für unmittelbare Gaben und Geschenke wohlwollender Gottheiten zu halten; und da man in diesem Glauben einige dieser Heroen bereits ganz vorzüglich in verschiedenen Gegenden verehrte, ja selbst ausländische religiöse Begriffe auf sie übertrug, wie das Beispiel des Herkules, Bakchus, der Dioskuren und Anderer lehren, und dieselben dadurch zu ordentlichen Göttern wurden. So geschah es endlich, daß Heros und Dämon gleichbedeutende Ausdrücke, und der Glaube an Gotterzeugte und übermenschliche Erdenkinder allgemein in der Vorstellung und Sprache zu werden anfing. Doch hatte man nicht bloß Heroen, sondern auch Heroinnen. Diese Benennung gab man nämlich allen denjenigen Frauen der Vorwelt, deren Schönheit, List und Geschicklichkeit ihnen einen großen Namen erworben hatte; oder welche Töchter oder Gattinnen der Heroen, oder Geliebte der Götter gewesen waren, von denen Ulysses eine Menge bei seinem Besuche in der Unterwelt sah, und unter die Alkmene, Leda, Ariadne, Danae, Tyro, Semele, Penelope, Helena u. A. gezählt wurden.

Halbkadenz (unvollkommener Tonschluß), darunter versteht man im Satze eine solche Tonformel, die auf Grundlage des Dreiklanges der Dominante einen Absatz oder Ruhepunkt ausmacht, nach welchem das Ohr noch etwas Nachfolgendes erwartet, und womit gewöhnlicher Weise kein Tonstück geschlossen, sondern nur ein Theil einer Hauptperiode von dem andern abgesondert werden kann.

Halbkugel. Jeder größte, um eine Kugel gezogene Kreis theilt den Inhalt (Cubus) und die Oberfläche in zwei gleiche Hälften. Der Aequator theilt die Erdkugel in die nördliche und südliche Hälfte, der Meridian oder Mittagskreis jeden Orts aber schneidet den Horizont in die östliche und westliche Hälfte; der Horizont hat eine obere und untere Halbkugel.

Halbkugeln (magdeburgische) nennt man einen, von Otto von Guerike erfundenen, zur Luftpumpe gehörigen, Apparat. Er besteht aus 2 hohlen, auf einander passenden Halbkugeln, wovon die eine einen Hahn hat. Wenn durch denselben, vermittelst der Luftpumpe, nachdem die Ränder beider Halb-

kugeln durch einen, mit Wachs und Terpentin getränkten, ledernen Ring vereinigt sind, die Luft herausgezogen und dann der Hahn verschlossen wird, vereinigt der Druck der äußern Luft die Kugeln so fest, daß nur einige Pferde mit Mühe sie auseinander reißen können, wobei man einen Knall gleich einem Büchsenschusse hört; öffnet man aber, durch Umdrehung des Hahns, der äußern Luft den Zugang, so kann Jeder die Kugel leicht mit der bloßen Hand auseinander bringen.

Halbmesser, s. Diameter.

Halbmetalle, Mineralien, welche alle Eigenschaften der Metalle haben, als Schwere, Undurchsichtigkeit, Glanz, Unvereindarkeit mit erdigen Materien, nur die Dehnbarkeit ausgenommen, aber vom Feuer in Dämpfe verwandelt werden, als Spießglaskönig, Wismuth, Kobaltkönig, Arsenikkönig, Nickel, Braunsteinkönig u. s. w. Der Zink, welchen man sonst auch zu den Halbmetallen rechnete, ist von den Neuern unter die wahren Metalle geordnet worden, so wie das Quecksilber, welches man vormals flüssiges Halbmetall nannte. Diese Eintheilung hat jedoch die neuere Physik verworfen.

Halbschatten ist die Erscheinung an Körpern, welche entsteht, wenn auf ihn die Strahlen des leuchtenden Körpers nur von einigen, aber nicht allen Punkten fallen; ein Schatten, der zwischen Licht und dem wahren oder Kernschatten fällt. Diesem Halbschatten ist es beizumessen, warum bei Mondfinsternissen der Mond vor der wirklichen Verfinsterung schon ein schwächeres Licht bekömmt. Der Maler erhält die Verdunkelung in einem Gemälde durch Beimischung einer dunkeln Farbe zur hellen, wodurch die Farbe gebrochen wird. Auch nennt man die Mittelfarben überhaupt Halbschatten.

Halbzirkel, die Hälfte einer Zirkellinie oder einer Zirkelfläche; auch ein körperlicher Bogen, der die Hälfte eines Zirkels oder Kreises, d. h. 180 Grade ausmacht, dessen sich z. B. die Seefahrer zur Messung der Höhen bedienen. In der Tonkunst solche Läufer, die aus vier Noten bestehen, von welchen die 2te und 4te auf derselben Linie stehen, zum Unterschiede von einer Walze, wo die erste und dritte Note eine gleiche Stelle einnehmen.

Haleb, s. Aleppo.

Halem (Ant. Wilh. v.), königl. dän. Kanzleirath, geb. zu Oldenburg, besaß in der Civil- und Staatsrechtswissenschaft große Kenntnisse, und ward daher vom dänischen Statthalter zu Oldenburg, Grafen v. Lynar, mit mehreren wichtigen Geschäften beauftragt. Besonderes Verdienst erwarb sich v. Halem als Consulent bei Vermittlung der Convention von Kloster-Seven. Er starb in seiner Vaterstadt 1772, und hinterließ eine politisch-staatsrechtliche Abhandlung über die damalige Ansiedlung der Jesuiten in Paraguay. — 2) G. A. v. Halem, der älteste Sohn des Vorigen, ausgezeichnet als Dichter, Jurist und Geschichtschreiber, war 1752 zu Oldenburg geboren. Er widmete sich unter Leitung seines Vaters dem Studium der Jurisprudenz, bezog dann, um sich in dieser Wissenschaft zu vervollkommnen, die Hochschulen Frankfurt a. d. O., Copenhagen und Straßburg, erhielt an letzterm Orte die Doktorwürde der Rechte, und verweilte hierauf eine Zeitlang in Wetzlar, um sich mit dem Reichsprozesse genauer bekannt zu machen. Sein Talent als Dichter beurkundete er indeß durch poetische Beiträge zu den geachtetsten Zeitschriften, z. B. dem deutschen Museum, und zu mehreren Musenalmanachen. Nach Uebertragung seines Gebietslandes an Friedrich August, Herzog v. Holstein-Gottorp und Bischof von Lübeck, ward v. Halem erster Assessor des Landgerichts zu Oldenburg, welchen Posten er so würdig behauptete, daß ihn der Herzog nach wenigen Jahren zum Kanzlei- und Regierungsrath erhob. In diesem Amte bewies er ausgezeichnete Thätigkeit, namentlich in der Entwerfung einer neuen Prozeßordnung, der Armeneinrichtung und eines neuen Gesangbuchs, wozu er

selbst treffliche Lieder dichtete. 1783 stiftete er die oldenburgische literarische Gesellschaft. Auch gab er in Vereinigung mit Gramberg (Hofmedikus und geschätzter Literator und Dichter) eine Zeitschrift für das Herzogthum Oldenburg heraus, welche wegen ihrer Gemeinnützigkeit viele Leser fand. Von 1801—1805 gab er die Monatsschrift Irene heraus. 1811 entließ der Herzog, als Napoleon Oldenburg in Besitz nehmen ließ, seine Dienerschaft ihrer Eidespflichten, und der ergrauete Staatsdiener mußte, um zu leben, sich als französischer Appellationsrath in Hamburg anstellen lassen. Er wurde nach 1813 erfolgter Wiederbesitznahme des Herzogs Regierungsrath in Eutin, woselbst ihn, den thätigen Mann, am 4. Jan. 1819 der Tod ereilte. Sein Hinscheiden war, wie sein Leben, ein Muster sanfter Ergebung und frommer Standhaftigkeit. Er ward 3 Mal verheirathet und hinterließ von seiner zweiten Gattin sechs Kinder. Sein Talent als pragmatischer Geschichtschreiber hat er in mehreren historischen Schriften bewährt. Den meisten Beifall fand seine Geschichte Oldenburgs, die aber seit 1666, wo die dänische Regierung begann, einen Fortsetzer erwartet; Peters des Großen und des Grafen Münnich Leben, auch eine Zeitlang „Blicke auf einen Theil Deutschlands, der Schweiz und Italiens. 2 Bände 1791. Die von ihm gemeinschaftlich mit C. L. Runde herausgegebene Sammlung der wichtigsten Aktenstücke zur neuesten Zeitgeschichte, nebst chronol. Uebersicht der merkw. Begebenheiten (Oldenb. 1806 u. 1807), verbindet mit diplomatischer Genauigkeit zweckmäßige Auswahl der Urkunden. Er war befreundet besonders mit allen Dichtern seiner Zeit, und von seinen poetischen Schriften ist sein bestes: Jesus, Stifter des Gottesreichs. Ueber v. Halem's kleinere Schriften s. Meusels gelehrtes Deutschland 5te Aufl. — 3) B. J. F. v. Halem, des Vorhergehenden jüngerer Bruder, geb. 1768, starb in Leipzig 1823 als ein Mann vieler Kenntnisse. Bemittelter, als seine Brüder, genoß er jung des Lebens, war jedoch auch in Geschäften höchst thätig, erst als preußischer Kriegsrath in Berlin, dann als Landgerichts-Assessor zu Neuenburg und Delmenhorst, und als Generalsekretär des Departements der Wesermündungen. Dies Amt schadete dem Manne, der manche Pflichten geübt hatte, die ihn gewiß persönlich nicht ansprachen, und er beschloß seine Tage in Jena und Leipzig in literarischen Geschäften, meistens aber in Uebersetzungen aus neuern Sprachen, da ein früherer Schlagfluß ihm freilich die freiere Geistesumfassung geschwächt hatte. Frei bearbeitet hat er: Hallems Geschichte des Mittelalters (2 Bde. Leipzig 1826); Moores Geschichte der drittischen Revolution von 1808, mit Anmerkungen (Leipzig 1821); Lucchesinis Geschichte des Rheinbundes (2 Bde. Leipzig 1821 u. 1822); Florentina Macarthy, von Lady Morgan, mit Anmerkungen (3 Bd. Leipz. 1821). Viele Scott'sche Romane übersetzte er bei seiner tiefen Kenntniß auch des schottischen Dialekts glücklicher, als seine Conkurrenten, und war, wenn er darin jemals hätte glänzen wollen, ein guter deutscher Dichter. Ein paar Jahre vor seinem Ende zeigte sich ihm eine vortheilhafte Aussicht in preußische Dienste zurückzukehren, die er nicht benutzte, weil den früher Beneideten ein Unstern nicht zum Entschlusse gelangen ließ.

Hali Beigh, erster Dragoman oder Dollmetscher zu Constantinopel, war in Polen von christlichen Eltern geboren, und hieß eigentlich Albrecht Bodawsky, wurde aber noch sehr jung von den Tataren gefangen, und an die Türken verkauft, die ihn im Serail in ihrer Religion aufzogen. Er verstand viele Sprachen, und soll Paul Ricaut die Nachrichten zu: l'état présent de l'Empire Ottoman geliefert haben. Er übersetzte die Bibel und den engl. Katechismus in's Türkische, und schrieb: eine türkische Grammatik, ein Wörterbuch, über die Liturgie der Türken, von ihren Wallfahrten nach Mekka,

von der Beschneidung, von ihrer Art, die Kranken zu heilen, u. a. m. Er starb um 1675.

Halifax, große und volkreiche Handelsstadt in Yorkshire in England, am Calder, ist gut gebaut, und zählt über 8900 Einw. Sie hat eine ehrwürdige Domkirche, ist der Hauptsitz der Wollenzeugmanufakturen, so wie der Marktplatz für dünne, wollene Zeuge, Chalons und Serge; besitzt eigne Manufakturen in Tuch, Spitzen ꝛc., und liefert, mittelst Maschinerie, gute Cylinderkratzen, und die besten Wollkämme. Zum Verkauf giebt es hier zwei Hallen. — 2) Halifax, Hauptstadt des britt. Gouvernements Neuschottland in Nord-Amerika, an der Chebabuktobai, ist regelmäßig angelegt und gut gebaut, hat wichtige Schiffswerfte und einen vortrefflichen Hafen, welcher 1000 der größten Schiffe fassen kann. Hier ist der Sammelplatz der königl. Flotte in Nord-Amerika. Die 12.000 Einw. treiben beträchtlichen Handel nach Boston und Westindien. Die Einfuhr beträgt den Werth von 600.000 Pf. St.; die Ausfuhr besteht vorzüglich in Stockfischen und Kabliau, die meistens nach den Antillen versandt werden.

Halifax (George Savile, Marquis de), englischer Staatsmann, geb. 1630, starb 1695. König Carl II. erhob ihn 1683 zum Marquis, und ernannte ihn zum geh. Staatsrath und Siegelbewahrer. Mehrere andere wichtige Staatsämter aber schlug er aus. Unter Jakob II. verlor er auch jene Stellen, weil er seinen Eid gegen die Katholiken nicht zurücknehmen wollte, erhielt sie aber wieder bei der Thronbesteigung Wilhelms; doch trat er 1689, seine Aemter niederlegend, zur Opposition über. Er hinterließ: Schilderung Carls II. London 1750, 8.; und Winke eines Vaters an seine Tochter, in's Franz. übersetzt unter dem Titel: Avis d'un pére à sa fille, Berlin 1752; Paris 1756. — 2) (Charles Montague, Graf von), Staatsmann und Dichter, geb. zu Horton in Northamptonshire 1661, zeigte schon in früher Jugend eine große Anlage zum Redner, bildete sich nachher noch mehr aus, und benutzte diese Talente mit Glück als Parlamentsredner, indem er mit glänzender Beredsamkeit für Wilhelm III. sprach. Da nun Wilhelm König von England geworden war, belohnte ihn derselbe durch Ertheilung mehrerer wichtiger Aemter. Als Schatzmeister gab er die erste Idee zur Einführung der Banknoten. Eben so treu diente er auch später der Königin Anna und Georg I., und wurde von Letzterm zum Grafen von Halifax und Ritter des Hosenbandes ernannt. Er starb 1715. Seine Gedichte (London 1715) haben wenig Werth, obwohl sie zu seiner Zeit in großem Ansehen standen.

Halikarnaß, einst Kariens Hauptstadt und die Residenz seiner Könige, jetzt Bodrum im asiatisch-türkischen Paschalik Anadoli, der Insel Stauchia gegenüberliegend, einst berühmt durch das Mausoleum. S. d. Art. Artemisia. Geburtsort Herodots, Dionysius u. A. (s. diese Art.)

Hall (Schwäbisch-) im würtemb. Jaxtkreise am Kocher, in einer bergigen schönen Gegend, eine alte Stadt von 6600 Einw., hat 3 Vorstädte, welche auf dem linken Ufer des Kochers liegen, ein Gymnasium und 2 Bibliotheken. Merkwürdig ist unter den 7 Kirchen der Stadt die schöne gothische Hauptkirche zu St. Michael, zu der man auf 44 Stufen steigt, und das schöne Rathhaus. In der hiesigen alten Münze wurden die ersten Häller geprägt. Hall hat ein bedeutendes Salzwerk, in welchem jährlich, in 16 Siedhäusern, an 80.000 Ctr. Salz gesotten wird, und starker Fruchthandel.

Hall, Stadt im Unterinnthalkreise in Tyrol zwischen hohem Gebirge am Inn, welcher hier fahrbar wird, mit 4200 Einw., die sich zum Theil mit einem ½ St. entferneten Steinsalzwerke beschäftigen. Die Sur (Salzwasser oder Sulz) wird hier in 9 Pfannen gesotten; jährlich werden über 300.000 und täglich (mit weniger Unterbrechung) bei tausend Centner Salz versotten. Hall hat ein Fräulein-Stift, von der Kaiserin Maria Theresia, zum An-

denken ihres Gemahls, Kaisers Franz († 1765), gestiftet; ferner ein Gymnasium, eine sehr künstlich eingerichtete Münze, nebst einigen Baumwollenmanufakturen. Das hiesige Salzwerk wurde schon 1236, also vor der Regierung des, oft als Urheber desselben genannten Mainhard II., Grafen v. Tyrol, betrieben.

Halle, preuß. Hauptstadt eines Kreises im Regierungsbezirk Merseburg, Provinz Sachsen, liegt am Ufer der Saale in einer Ebene, ist im Ganzen unregelmäßig und schlecht gebaut, und zählt, mit den Vorstädten Glaucha und Neumarkt, über 20.000 Einw. in 2240 Häusern. In der Geschichte kommt Halle zuerst im J. 806 vor, und zwar als eine Burg, die Carl der Große gegen die Einfälle der Wenden anlegte. Otto I. schenkte dieselbe dem Erzbisthum Magdeburg, und sein Nachfolger (Otto II.) gab ihr Stadtrecht. 1681 kam sie an Churbrandenburg. Zu den merkwürdigsten Gebäuden gehören: die noch zum Theil bewohnten Ruinen der Veste Moritzburg, welche im dreißigjährigen Kriege zerstört wurde, mit einer Schloßkapelle; die Marienkirche mit einer Bibliothek; der schöne, auf dem großen Markt isolirt stehende, 268 Fuß hohe, rothe Glockenthurm; das von Franke in der Vorstadt Glaucha gestiftete berühmte Waisenhaus ꝛc. Am bedeutendsten ist Halle durch seine Universität, welche der Cardinal Erzbischof Albrecht von Brandenburg für Katholiken während der Reformation begründete, die aber in jenen stürmischen Zeiten nicht empor kommen konnte. 1683 ward vom großen Churfürsten Friedrich Wilhelm hier eine Ritterakademie gestiftet, welche unter Churfürst Friedrich III. auf Thomasius Betrieb zur Universität umgeschaffen wurde. Man wirkte vom kaiserlichen Hofe deßhalb einen Freiheitsbrief aus (unterm 19. Okt. 1693), und am nächsten Geburtstage des Churfürsten (1. Jul. a. St. 1694) geschah die feierliche Einweihung in Gegenwart des ganzen Hofes; ein Fest nach Friedrichs III. Art, denn es kostete 20.000 Thaler. Die neue Universität machte gleich anfangs in der evangelischen Kirche Epoche, da sie ein Hauptsitz der sogenannten pietistischen Theologen wurde, die, ungeachtet ihrer Einseitigkeiten und Sonderbarkeiten, einen wohlthätigen Einfluß auf die Religiosität ihrer Zeit hatten (s. Franke, Spener). Unter Wolf (s. d. A.) ward dagegen eine strengere mathematisch philosophischere Richtung herrschend, und Semler (s. d. A.) bahnte, etwas später, einer gelehrten historisch-philosophisch-kritischen Behandlung der theologischen Wissenschaften den Weg. Im Anfange dieses Jahrh. durch reiche Unterstützung Königs Friedrich Wilhelms III., so wie durch treffliche Lehrer, zur höchsten Blüthe gelangt, erlebte sie wegen ihres Patriotismus während Napoleons Zwingherrschaft 1806 das traurige Schicksal ihrer Auflösung, welches ihr 1812, nachdem sie von der westphäl. Regierung wieder hergestellt worden war, abermals widerfuhr. Als Halle 1814 wieder unter Preußens Scepter kam, entschied der König für die Erhaltung der Universität, und verband 1817 die Wittenberger mit derselben, welche seitdem den Namen: vereinigte Friedrichs-Universität (Halle-Wittenberg) erhielt. Verjüngt erhob sich diese Hochschule aus ihrem Ruin, und zählt jetzt über 1100 Studirende, worunter an 750 Theologen. Die berühmtesten Professoren, welche jetzt dort lehren, sind: in der theologischen Fakultät Knapp (Senior), Niemeyer (Kanzler), Wegscheider und Gesenius; in der medizinischen: Meckel und Sprengel; in der juristischen: Mühlenbruch, Salchow, Pfotenhauer; in der philosophischen: Gruber und Gerlach; außerdem sind der Mathematiker Pfaff, die Philologen Seidler und Reising, der Naturhistoriker Nitsch, so wie der Kameralist von Jakobs als treffliche Lehrer berühmt. Die Universität besitzt ein theologisches und pädagogisches Seminarium, einen schönen in Neumarkt gelegenen, von Sprengel wohleingerichteten, botanischen Garten, eine Sternwarte, eine 50.000 Bände starke Bibliothek, mit einem Münzkabinet und einer Kupferstichsammlung, Entbindungsanstalt, mediz. und chirur. Klinikum, physisch-

chemisches Institut, philologisches Seminar, ein bergwissenschaftliches Institut mit einem Mineralienkabinette; mehrere andere wissenschaftliche Privatinstitute für Theologen, Philologen, Mediziner und Philosophen. Nächst den akademischen Instituten sind noch zu bemerken: die berühmten Franke'schen Stiftungen (s. Franke), die naturforschende Gesellschaft, zwei Gymnasien, und außer andern periodischen Blättern die allgemeine (ehemals in Jena; seit 1804 aber in Halle erscheinende) Literatur-Zeitung. Halle ist der Sitz eines Oberbergamtes, hat ein Theater, ein Irrenhaus ꝛc. Zu den Hauptmerkwürdigkeiten gehören noch: die vortrefflichen Salzquellen im sogenannten Thale, hart am Ufer der Saale gelegen. Die Soole ist so stark, daß sie des Gradirens nicht bedarf, und wird theils an Ort und Stelle von der pfannerschaftlichen Gewerkschaft, theils auf der königl. Saline, auf einer Insel der Saale, wohin die Soole durch Röhren geleitet wird, versotten. Die Arbeiter sind Halloren (s. d. Art.) Die Quellen sind seit undenklichen Zeiten bekannt und liefern jährlich über 220.000 Centn. Die Soole wird seit einigen Jahren, so wie auch mehrere in und bei der Stadt befindliche Eisenquellen, zu Heilbädern benutzt. Die ehemals blühenden Fabriken, besonders Stärkemacherei und Strumpfstrickerei, sind außerordentlich herunter gekommen. In der Gegend werden unter andern auch viel Kümmel und Tuchmacherkarden gebaut. Die berühmten Leipziger Lerchen werden meistens von den Halloren im Stadtgebiete gefangen. Eine kleine halbe Stunde nördlich von Halle liegen auf einem schroffen Felsen hart am Ufer der Saale, in dem gleichnamigen Dorfe, die Ruinen der ehemaligen Burg Giebichenstein (s. d. Art.). Die Gegend von Halle ist reich an Braunkohlen so wie an gutem Porzellanthon.

Halleluja h, „Lobet Gott!" ein hebräisch. Wort, das in den Psalmen häufig vorkommt. Die Psalmen 113 bis 117 nannten die Juden das große Halleluja h, weil dieselben bei der Paschahfeier abgesungen wurden. Aus den jüdischen Synagogen ging dieses Wort unverändert in die christlichen Kirchen über. Die vierte tolebanische Kirchenversammlung (im J. 633) untersagte den Gebrauch desselben während der Fastenzeit und bei Trauerfeierlichkeiten.

Haller (Albrecht von). Seine Mitwelt nannte ihn schon den Großen; die Nachwelt erklärt dies für keine Schmeichelei und nennt ihn noch so. Er wurde 1708 zu Bern geboren, und war unter 4 Brüdern der jüngste. Seine Familie gehörte zu den Patriziern der Stadt Bern. Sein Vater war zuerst Advokat und hernach Kanzler der Landvogtei Baden. Haller zeichnete sich in seinen frühern Jahren durch eine lebhafte Neigung zu den Wissenschaften und durch ungemeine Lehrfähigkeit aus; schon als Knabe von 9 Jahren soll er den Bayle und Moreri gelesen und aus jenem mehr als 2000 Lebensbeschreibungen gesammelt und übersetzt haben. Um dieselbe Zeit war er auch der griechischen Sprache nicht wenig mächtig, übersetzte ihre Classiker und fing selbst mit dem Hebräischen an. Als 10jähriger Jüngling arbeitete er eine Aufgabe, welche er lateinisch liefern sollte, in griechischer Sprache aus. Im 16. Jahr ging er nach Tübingen, um die Arzneiwissenschaft zu studiren. Boerhaavens weit verbreiteter Ruhm zog ihn nach Leyden, wo er in seinem 18. J. die Doktorwürde erlangte. Hierauf bereiste er England und Frankreich und nach seiner Rückkehr mit Joh. Geßner die Alpen. Die Ansicht dieser imposanten Naturmassen begeisterte ihn zu seinem Gedichte: „die Alpen"; ein Meisterwerk, das zuerst seinen Ruhm als Dichter begründete. Der Geist, welcher in diesem Gedichte weht, ist der der Natur, als sie mit kühner Hand jene wolkentragende Berge pflanzte. Haller ist im Gedichte oft hart und schroff, wie sie in ihren Alpenschöpfungen; aber auch immer erhaben und kühn, wie sein Vorbild. Eine fernere Frucht dieser Reisen

waren seine „Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben.“ Zugleich sammelte er den Stoff zu seinem spätern Lehrgedichte: „die Schweizerpflanzen.“ Haller hatte während seinem Aufenthalte in England sein früheres Dichterfeuer, das einige Zeit erloschen schien, wieder an den besten Werken der Britten, besonders des Pope, belebt und erwärmt, und fühlte sich zu einem Wettstreite mit demselben angeregt. Doch war Dichtkunst nur eine Beschäftigung seiner Nebenstunden. Nach der Rückkunft in seine Vaterstadt lebte er daselbst als praktischer Arzt; er bewarb sich vergebens um die erledigte Stelle eines Spitalarztes und um ein Professorat, man schlug sie ihm ab, weil er ein Dichter sey. Endlich erhielt er 1736 die unbedeutende Stelle eines Bibliothekars. Doch im folgenden Jahre bekam er den Ruf als Professor der Anatomie, Botanik und Chirurgie nach der neu errichteten Universität zu Göttingen. Während seinem 17jährigen Aufenthalt in Göttingen wirkte Haller mit rastlosem Eifer für den Flor dieser Bildungsanstalt. Er legte einen botanischen Garten und ein anatomisches Theater an; er brachte eine reformirte Kirche zu Stande, errichtete eine Hebammenschule, stiftete ein Collegium für Wundärzte und endlich die königliche Sozietät der Wissenschaften, von der er beständiger Repräsentant war. Er gab mit den kleinen Aufsätzen und Abhandlungen 86 anatomische, medizinische und botanische Schriften heraus, unter denen die vorzüglichsten sind: Historia stirpium indigenarum Helvetiae inchoata, Bern 1768, 3 Thle.; Opera minora, Lausanne 1752 — 1763, 3 Bde.; Disputationum anatomicarum selectarum, Göttingen 1751, 7 Bde.; Disputationes ad morborum historiam et curiationem facientes, Lausanne 1755 — 57, 7 Bde.; Disputationes chirurgicae selectae, Lausanne 1755, 5 Bde.; Bibliotheca medicinae theoreticae et practicae, Bern 1776 u. 1787, 4 Bde.; Elementa physiologiae corporis humani, Lausanne 1757 — 1768, 8 Bde.; Icones anatomicae (Fasc.) I — IV. Göttingen 1743 — 1756, Folio. Schweizergedichte von 1725 — 1736. Die Romane Alfried, Usong, Fabius und Cato; Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Religion und über Einwürfe noch lebender Freigeister; und endlich seine Vorlesungen zum Boerhaave in 6 Bänden. Sein Ruhm verbreitete sich durch ganz Europa; er wurde mit Ehrenbezeugungen und Belohnungen überhäuft. 1734 wurde er Mitglied der Akademie zu Upsal; 1739 der deutschen Gesellschaft zu Leipzig und großbritannischer Leibarzt. 1747 wurde er in die königl. Gesellschaft zu London, 1745 mit in die Regierung seiner vaterländischen Republik und 1747 in die Akademie zu Stockholm aufgenommen. 1748 wurde er mit seiner Familie vom Kaiser in den Reichsadelstand erhoben; der König von England ernannte ihn zum Staatsrath und der König von Preußen zum Mitglied der Akademie zu Berlin und trug ihm selbst die Präsidentenstelle an. Hallern gefiel es nicht sonderlich in Göttingen, die Feindschaften und Kabalen seiner Collegen verleideten ihm den Aufenthalt; er ging daher 1753 mit Beibehaltung seines Gehaltes nach Bern und wurde Amtmann der Republik. 1755 bot ihm Friedrich der Große die Würde eines Curators aller preußischen Universitäten und die Kanzlerstelle bei der hohen Schule in Halle an; Haller schlug dies Anerbieten aus und blieb im Vaterlande. Hier hatte er Sitz im akademischen Senate, im Oberkonsistorium, in der landesfriedlichen Kammer, beschäftigte sich mit der Verbesserung der Salzwerke und mit dem Entwurfe eines Waisenhauses. 1757 gab er der Akademie zu Lausanne eine vortheilhaftere Einrichtung; im folgenden Jahre entdeckte er bei Culm eine große Anzahl römischer Alterthümer und führte die Aufsicht über das Salzwesen von Roche, das ihm jährlich 500 Gulden einbrachte. Er lebte am Genfersee im Schooße der Ruhe und Freiheit, und brachte in diesem Pathmos sein Riesenwerk, die große Physiologie, zu Stande. Bei seiner

Rückkunft nach Bern ward er in die Oberappellations-Kammer für den deutschen Theil des Berner-Gebiets gewählt; schlichtete Prozesse und revidirte das Gesetzbuch des Amtes Aelen. 1772 nahmen ihn die Aerzte zu Edinburgh in ihr Collegium. 1776 ertheilte ihm der König von Schweden den Nordsternorden. Unter allen diesen Ehrenbezeugungen, bei den seltensten und glücklichsten Erfolgen seiner Thätigkeit, bei der Bewunderung des Ganzen, war Haller in seinem Alter nicht glücklich. Ein unbegränzter Ehrgeiz und eine kleinliche religiöse Aengstlichkeit verbitterten sein Leben. Er versank in eine finstere Orthodoxie, worin ihn Zweifel an seine Seligkeit quälten. Er hing mit festem Glauben an den Chimären seiner Kindheit, und diese umgaben als Schreckbilder den Abend seines thatenreichen Lebens. Krankheit, Brustübel und Harndrang vermehrten die unglückliche Stimmung seines Geistes. Um sich Linderung und Vergessenheit seiner Schmerzen zu verschaffen, brauchte er unmäßig Bier. Dies brachte ihm zwar Linderung, verschlimmerte aber seinen Zustand. Er starb in seinem 70. Jahre 1772, nachdem er noch in demselben Jahre mit einem Besuche des Kaisers Joseph beehrt worden war. Haller ist als Dichter eine bleibende Zierde Deutschlands mit der der bessere Geschmack begann; seine Werke, voll hoher Schönheit und klassischem Geiste, erwarben dem deutschen Genius im Auslande Achtung. Er war eben so weit entfernt von dem Lohensteinischen Schwulst und der falschen Erhabenheit, als von der faden wässerigen Geschwätzigkeit der Lohensteinischen Gegner. Er drang in das Heiligthum der Wissenschaften und gebrauchte die gewonnenen Schätze, um die verarmte deutsche Muse zu bereichern. Als Arzt, Anatom und Botaniker sind seine Verdienste so allgemein anerkannt, daß sie ihm den Beinamen des Großen erwarben. Biörnstahl stellt zwischen Haller und Voltaire folgende Parallele auf: „Der Letztere ist oberflächlich, der andere tief; der Eine dichtet über alle Gegenstände, gießt über Alles die lebhaften Farben seines Geistes aus und kümmert sich um Wahrheit wenig, wenn das, was er sagt, nur glänzt; der Andere ist Dichter und Philosoph, liebt aber vor Allem Wahrheit und Tugend; der Eine spricht nur von Duldung und kann weder Gott noch die Menschen ertragen; der Andere übt die Moral und lebt nach dem Evangelium; der Eine zerstört, der Andere baut auf."

Halley (Edmund), einer der größten Astronomen Englands, geb. zu London 1656, widmete sich anfangs der Literatur und alten Sprachen, später aber ausschließlich der Astronomie, wofür ihn auch die Natur bestimmt zu haben schien; denn schon im 19. Jahre löste er ein schwers Problem, wodurch der Streit über die Aphelien und excentrischen Bahnen der Planeten beendigt wurde, weßhalb ihn die Regierung 1679 nach St. Helena geschickt hatte. Diese Reise brachte ihn aber auch noch auf mehrere andere wichtige Entdeckungen. Seine gemachten Beobachtungen gab er 1679 unter dem Titel: Catalogus stellarum australium, seu supplementum catalogi Tychonici heraus. Nach seiner Rückkehr wurde er Mitglied der königlichen Gesellschaft zu London und bald darauf auch von der zu Paris, reiste darauf zu Hevelius nach Danzig und von da nach Frankreich, und entdeckte auf der Straße von Calais nach Paris 1680 jenen berühmten Kometen, der in eben demselben Jahre von der Sonne abwärts noch einmal sichtbar wurde. Der Zweck dieser Reise nach Frankreich war übrigens nur, mit Cassini in genauere Verbindung zu treten. Um die Theorie der Magnetnadel zu ergründen, unternahm er eine große Seereise, von der er, viermal die Linie passirend, erst 1702 zurückkehrte, worauf er 1703 Lehrer der Geometrie zu Oxford und endlich 1720 königl. Astronom zu Greenwich wurde. In der letzten Zeit seines Lebens beschäftigte ihn am lebhaftesten der Vorübergang der Venus vor der Sonnenscheibe, wodurch, wie er meinte, allein der wahre Abstand der Sonne von der Erde bestimmt werden könnte; da er aber 1742 zu Greenwich

starb und dieser Durchgang erst 1761 erfolgen sollte, so konnte er nur die Gelehrten darauf aufmerksam machen. Schriften: Astronomische Tafeln, 1749; Synopsis Astronomiae Cometarum und viele Abhandlungen in den Philos. Transactions.

Hall-Jahr, Jubel-Jahr, heißt im alten Testamente jedes 50ste Jahr, in welchem nach der Mosaischen Verfassung (s. 3 Mos. 25, 10 bis 13) bei den alten Juden alle Gefangene und Leibeigene ihre Freiheit, die Schuldner einen Erlaß bekamen, und die gekauften oder vielmehr nur gepachteten Güter an den frühern Besitzer zurück gegeben wurden. Alle Feindschaft mußte aufhören, und um das ganze Volk, dessen Sünden als ein Abfall von Gott betrachtet wurden, auch mit Gott zu versöhnen, ging der Hohepriester in das Allerheiligste des Tempels, und wirkte dem Volke durch sein Gebet und Opfer Vergebungen aus; dann herrschte überall im ganzen jüdischen Lande Friede und Freude. Der Anfang dieses glücklichen Jahres wurde mit Trompeten oder Hallhörnern eingeblasen. Vergl. Jubeljahr.

Halloren, die in der Salzgewinnung zu Halle in Sachsen arbeitenden Familien, Nachkommen der alten Wenden, die vormals manche Vorrechte besaßen, welche ihnen aber meistens die Alles generalisirende westphälische Regierung nahm. Ihre Geschicklichkeit im Schwimmen und Klettern ist bekannt. Sie fangen jetzt allmählig an, immer mehr alte Sitte, Tracht und Gewohnheit abzulegen.

Halsgerichtsordnung, peinliche, oder die Carolina, das Criminalgesetz Kaiser Carls V. Ursprünglich ist sie Privatarbeit des Freiherrn Joh. v. Schwarzenberg und Hohenlandsberg, welche zuerst 1507 im Bambergischen als peinl. Gesetzbuch für diese Lande angenommen wurde. Bei Abfassung eines allgemeinen Strafgesetzbuchs für Deutschland legte man dieses Werk ebenfalls zum Grunde, und so entstand die auf dem Reichstage zu Regensburg 1532 bekannt gemachte sogenannte Carolina. Sie besteht aus 222 Artikel, und nach ihr sollten fortan die Criminalsachen untersucht, entschieden und bestraft werden. Wenn man bedenkt, in welchem Zustande sich damals die wissenschaftliche Bildung und besonders die Philosophie in Deutschland befand; so wird man diesem Strafgesetzbuche, als dem ersten Versuch, immer volle Gerechtigkeit widerfahren lassen müssen, obgleich nicht geläugnet werken kann, daß es ihm an Bestimmtheit und einem festen Plan fehlt. Die Carolina hat, wegen der vielen Staatenamalgamationen der kleineren deutschen Lande mit größeren, weit weniger als vormals Gesetzeskraft, da die Staaten noch kleiner waren, ist auch nirgends mehr in strenger Uebung, weil der Gerichtsgebrauch oder klare Gesetze, oder die Begnadigungen deren Anwendung überall gemildert haben. Auch hat sich unser Prozeßverfahren in Criminalsachen überall philosophischer durch Herkommen oder Gesetze gebildet. Zu wünschen wäre eine allgemeine Revision der ältern peinlichen Gesetzgebung, welche z. B. in Oestreich, Preußen und Baiern statt gefunden hat.

Haltung wird 1) vom Körper gesagt und ist das Charakteristische, wodurch sich jeder Mensch von dem andern in der Stellung, Bewegung und Geberden auszeichnet, und wodurch der Mensch im Stande ist, seinen ganzen sittlichen Charakter, z. B. Heuchelei, Frechheit ꝛc. auszudrücken. Daher wird das Wort Haltung besonders in der Schauspielkunst gebraucht, wo es das Verhältniß zwischen den einzelnen Theilen der Darstellung einer Rede, Rolle und einzelner Theile derselben bezeichnet, vermöge dessen sie gerade dieses und kein anderes Ganzes bilden. Deklamation und Mimik haben kein angelegentlicheres Geschäft, als durch zweckmäßige Vertheilung der Stärke und Schwäche ihrer Züge in ihre Darstellungen diese Haltung zu bringen, und sie bewirken dies theils durch das Allgemeine ihres Tons, theils durch Modifikationen desselben in besondern Fällen. Die verschiedenen

Charaktere und Eigenthümlichkeiten in allen Nuanzen aufzufassen, bedarf es eines scharfsinnigen Beobachters, aber sie darzustellen des Genies; daher auch die echte individuelle Charakteristik, für die besonders komische Charaktere sich eignen, selten auf den Bühnen gesehen werden. 2) Ein Kunstausdruck in der Malerei, wodurch die Eigenschaft eines Gemäldes angezeigt wird, nach welchem alle Theile desselben in der gehörigen Entfernung von einander zu stehen, und also die Fläche keine Fläche, sondern ein nach allen Dimensionen erfüllter Raum zu seyn scheint. Die Haltung z. B. macht, das eine gemalte Kugel nicht wie eine Zirkelfläche erscheint. Auch die Vorlesung eines Gedichts, oder eine Rede fordert zur gehörigen Haltung, daß der Ton und die Stimme, nach dem Eindrucke, welchen das Gedicht oder die Rede erregen wollen, sich bilden.

Hamadryaden. Die Mythologie der Griechen liebte, die edleren Gewächse als Wohnungen höherer, die Menschheit umgebenden Wesen darzustellen, und hatte die Tradition, daß Waldnymphen (Hamadryaden, Untergottheiten weiblichen Geschlechts) in manchen Waldbäumen wohnten, die nach dieser Darstellung in Griechenland eben so, wie die deutschen Hochwälder, unter priesterlicher Direktion standen.

Hamann (Johann Georg). Dieser große, tiefsinnige Philosoph, der das seltene Schicksal erfuhr, fast gar nicht verstanden zu werden, und daher in seinem Leben und noch lange nach seinem Tode unbemerkt geblieben ist, wurde am 7. August 1730 zu Königsberg in Preußen geboren. Er besuchte die dortige Domschule, und zog von da 1746 auf die Universität, wo er anfangs Theologie, nachher Jurisprudenz studirte, aber mit geringem Erfolge, da ihm durch die Bekanntschaft mit der schönen Literatur jedes Brotstudium verleidet war. Nachdem er sich fünf Jahre auf der Universität aufgehalten, ohne sich durch eine positive Wissenschaft einen sichern Weg zum Fortkommen in der Welt gebahnt zu haben, nahm er eine Hofmeisterstelle bei der Baronin von Buttberg in Kurland an, die er aber schon nach kurzer Zeit wegen verschiedener Mißverständnisse wieder abgab. Er wandte sich zu einigen Freunden in Riga, und blieb daselbst, bis er 1753 Hofmeister beim General von Witten ward. Nach zwei Jahren kehrte er nach Riga wieder zurück, wo er von einigen Kaufleuten mit offenen Armen aufgenommen wurde. Er legte hier durch ein eifriges Studium der Theorie der politischen und Handlungswissenschaften eine Grundlage zu seiner fernern Subsistenz. Unterdeß bewog ihn eine schmeichelnde Einladung, wieder in das Buttbergische Haus zurückzukehren, allein in kurzer Zeit (1756) verließ er dasselbe wider, und eilte nach Königsberg, wo seiner der Segen einer sterbenden Mutter harrte. In demselben Jahre erhielt er durch Unterstützung eines Handelshauses in Riga die Mittel zu einer längst gewünschten Reise, auf welcher er Berlin, Lübeck, Holland und England besuchte. In London blieb er über ein Jahr, und würde es zu seinem beständigen Aufenthalte gemacht haben, wenn ihn nicht Mangel an Mitteln und mancherlei Schicksale, die stark auf sein Gemüth einwirkten, bestimmt hätten, 1758 nach Riga wieder zurückzukehren. Dort blieb er ein Jahr; darauf ging er auf seines Vaters Wunsch wieder nach Königsberg, und lebte hier in seinem väterlichen Hause in einer glücklichen literarischen Muße, in welcher er sich mit der alten Literatur und den orientalischen Sprachen beschäftigte. Um sich indeß für die Zukunft eine sichere Subsistenz zu verschaffen, trat er als undesoldeter Kopist beim Stadtmagistrate und als Kanzellist bei der Kriegs- und Domänenkammer in Dienste. Da diese Geschäfte aber seine Gesundheit untergruben, so gab er dieselben 1764 wieder ab, und suchte sich durch eine Reise nach Deutschland, dem Elsaß und Basel wieder zu erholen, von der er noch in demselben Jahre in seine Vaterstadt zurückkehrte. Nachdem er 1765 abermals eine Hofmeisterstelle in Mi-

tan angenommen und seinen Prinzipal auf einer Reise nach Warschau begleitet hatte, begab er sich 1767 wiederum nach Königsberg, und wurde daselbst als Sekretär u. Translateur bei der damals neueingerichteten Provinzial-Accise- und Zolldirektion angestellt. 1777 erhielt er die Stelle eines Packhofverwalters bei dem königl. Licent; jetzt hatte er zwar Muße genug zu literarischen Beschäftigungen; allein sein Körper war zu anstrengenden Geistesarbeiten bereits zu sehr geschwächt. 1787 erhielt er bei einer Accisereform seinen schon längst begehrten Abschied mit einer anständigen Pension; nachdem er einige Jahre zuvor durch das Wohlwollen eines Unbekannten in eine sorgenfreie Lage versetzt worden war. Um seine Gesundheit wieder herzustellen, trat er nun eine Reise nach Deutschland an, lebte bald zu Münster, bald zu Düsseldorf bei Jacobi, und wurde endlich von der beständigen Plage eines siechen Körpers zu Münster 1788 durch den Tod befreit. Als Schriftsteller wurde Hamann von seiner Zeit fast gar nicht beachtet. Seine Schriften vermochte man nicht zu verstehen, fand sie deßhalb geschmacklos und schlecht und warf sie auf Seite. Nur der einzige Herder (s. d. Art.) würdigte ihn und nahm sich seiner an in den Fragmenten über deutsche Literatur, wo er unter andern über ihn sagt: „Der Kern seiner Schriften enthält viele Samenkörner von großen Wahrheiten, neuen Beobachtungen und eine merkwürdige Belesenheit; die Schale derselben ist ein mühsam geflochtenes Gewebe von Kernausdrücken, Anspielungen und Wortblumen. Der Philolog hat gelesen, und allerdings sehr viel, sehr weitläufig und mit Geschmack gelesen (multa, legit et multum). Allein die Balsamdüfte vom ätherischen Tisch der Alten, mit einigen Vapeurs der Gallier und den Brocken der britischen Laune vermischt, sind zu einer Wolke geworden. Diese umhüllt ihn, er mag strafen oder weissagen, wie die Juno, wann sie den Ehebrecher belauscht, oder die Pythisse, wenn sie Weissagungen in kabbalistischer Prosa murmelt. Seine Belesenheit ist also zusammengeflossen, so wie die königliche Schrift, auf unzusammenhängend Papier geschrieben, dies zuerst thut." u. s. w. Allein Herders Hindeutung auf ihn wurde nicht sehr beachtet. Es ging zuletzt so weit, daß Niemand mehr etwas von ihm wußte. Ein tiefsinnig edler Geist wandelte unter den Deutschen und sie hatten des nicht Acht. Man ließ ihn dort am Ufer der Ostsee mit einigen geistvollen Freunden, die ihm die Welt ersetzen mußten, sein Wesen treiben, und setzte die alte Gleichgültigkeit gegen ihn fort. Auch über Hamanns Grabe ruhte noch immer ein tiefes Schweigen. Man fand noch immer zu unbequem, ihn zu lesen und über ihn zu reden. Da vernahm man endlich von neuem Herders rühmendes Wort, Jean Pauls freudiges Anerkennen, und das häufige Hindeuten Jacobi's auf ihn, als auf einen tiefen, seltsamen Geist. Nun begann sich aber hier und da ein besseres Sinn zu regen, und man griff nach Hamanns Schriften; allein sie waren leider vergriffen, nicht eben von Lesern, sondern wahrscheinlich von nicht lesenden Kaufleuten und Krämern. Im dritten Bande seiner Biographie versprach Göthe, eine Herausgabe der Hamann'schen Schriften zu besorgen, und entwarf folgende Schilderung von ihm: „Das Prinzip, auf welches die sämmtlichen Aeußerungen Hamann's sich zurückführen lassen, ist dieses: „„Alles, was der Mensch zu leisten unternimmt, es werde nun durch That oder Wort, oder sonst hervorgebracht, muß aus sämmtlichen vereinigten Kräften entspringen; alles Vereinzelte ist verwerflich."" Eine herrliche Maxime! aber schwer zu befolgen. Vom Leben und der Kunst mag sie freilich gelten. Bei jeder Ueberlieferung durchs Wort hingegen, die nicht gerade poetisch ist, findet sich eine große Schwierigkeit: denn das Wort muß sich ablösen, es muß sich vereinzeln, um etwas zu sagen, zu bedeuten. Der Mensch, indem er spricht, muß für den Augenblick einseitig werden; es giebt keine Mittheilung, keine Lehre, ohne Sonderung. Da aber Ha-

mann ein für alle Mal dieser Trennung widerstrebte, und wie er in einer Einheit empfing, imaginirte dachte, so auch sprechen wollte, und das Gleiche von Andern verlangte, so trat er seinem eigenen Style und mit Allem, was die Andern hervorbringen konnten, in Widerstreit. Um das Unmögliche zu leisten, greift er daher nach allen Elementen; die tiefsten, geheimsten Anschauungen, wo sich Natur und Geist im Verborgenen begegnen; erleuchtende Verstandesblitze, die aus einem solchen Zusammentreffen hervorstrahlen; bedeutende Bilder, die in diesen Regionen schweben; eindringende Sprüche der heiligen und Profanschribenten, und was sich sonst noch humoristisch herzufügen mag: dieses Alles bildet die wundersame Gesammtheit seines Styls, seiner Mittheilungen. Kann man sich nun in der Tiefe nicht zu ihm gesellen, auf den Höhen nicht mit ihm wandeln, der Gestalten, die ihm vorschweben, sich nicht bemächtigen, aus einer unendlich ausgebreiteten Literatur nicht gerade den Sinn einer nur angedeuteten Stelle herausfinden; so wird es um uns nur trüber und dunkler, je mehr wir ihn studiren, und diese Finsterniß wird mit den Jahren immer zunehmen, weil seine Anspielungen auf bestimmte im Leben und in der Literatur augenblicklich herrschende Eigenheiten vorzüglich gerichtet waren. Unter meiner Sammlung befinden sich einige seiner gedruckten Bücher, wo er am Rande eigenhändig die Stelle citirt hat, auf die sich seine Andeutungen beziehen. Schlägt man sie auf, so giebt es abermals ein zweideutiges Doppellicht, das uns höchst angenehm erscheint; nur muß man durchaus auf das Verzicht thun, was man gewöhnlich Verstehen nennt. Solche Blätter verdienen deswegen sibyllinische genannt zu werden, weil man sie nicht an und für sich betrachten kann, sondern auf Gelegenheit warten muß, etwa zu Orakeln seine Zuflucht zu nehmen. Jedesmal, wenn man sie aufschlägt, glaubt man etwas Neues zu finden, weil der einer jeden Stelle inwohnende Sinn uns auf eine vielfache Weise berührt und aufregt." Das Verzeichniß von Hamanns Werken befindet sich in Meusels Lexikon der von 1750—1800 verstorbener deutscher Schriftsteller B. V. S. 108. Fragmente aus seinen Werken sind 1819 unter dem Titel erschienen: Sibyllinische Blätter des Magus aus Norden, herausgegeben von Dr. Friedr. Cramer. Mit Hamanns Portrait (Leipzig bei Brockhaus).

Hamburg, eine der ersten Handelsstädte Europa's, die wichtigste der vier frei gebliebenen deutschen Städte, mit einer Bevölkerung von mehr als 110.000 Menschen, mit Einschluß von 8000 Juden, welche bloß der Handel in seinem engeren und weiteren Kreise ernährt. Hamburg liegt an der Elbe am rechten Ufer, meistens in der Gabel der Elbe, der Alster und der Bille. Der obere Hafen der Stadt, Oberbaum genannt, dient für die Flußschiffe. Der untere Hafen, Mündung der Alster in der Elbe, erstreckt sich bis Altona, und ist jetzt in der Gränze mit Holstein streitig; ein Streitpunkt, der beim Bundestage anhängig ist. Ihn verschließt der sogenannte Baum, und zur Zeit der höchsten Fluth hat er zwanzig Fuß Tiefe: 2 bis 3000 Schiffe laufen hier jährlich ein, und es ist wahrscheinlich, daß auch künftig der Oberhafen in Folge der wachsenden Elbschifffahrt viel lebhafter als vormals werden muß. Die Stadt hat über 8000 Häuser und 227 zum Theil krumme und winkelige Gassen, und da diese der Elbe und den Kanälen am nächsten liegen, gerade dort die stärkste Bevölkerung. Die meisten Häuser werden jetzt sehr hoch gebaut und haben schöne einfache Façaden, aber nicht immer fallen gerade die neuen Paläste mit Vortheil ins Auge. Das Straßenpflaster und dessen Abwässerung wird immer vollkommener. Die Stadt hat 3 aus dem Schutte der Zerstörung durch die französische Vertheidigung 1813 und 1814 verjüngte Vorstädte, St. Georg, Stadtdeich und Hamburger Berg. Spaziergänge mit herrlichen Aussichten umgeben die Stadt auf dem Platze der geschleiften Festungswerke. Der See, den das breite Bette der moorigen Alster in der Stadt bildet und welcher nach Be-

lieben aufgestauet werden kann, treibt eine Zahl Mühlen, reinigt Kanäle und giebt dem Wasser, das, lange der Luft und der Sonne ausgesetzt, fast stille steht, eine füe Auflösung und Heftung dee Farben und für die chemische Destillation seltene Weichheit. Die Stadt hat 5 lutherische Haupt- und 3 Nebenkirchen, zwei reformirte und eine katholische Kieche, 2 Synagogen, ein Zucht- und Arbeitshaus, 25 Hospitäler und Krankenhäuser u. s. w. Unter iheen Gebäuden zeichnen sich aus die Michaeliskirche mit einem 456 Fuß hohen und schönen Thurm, das Admiralitätshaus, das Waisenhaus, die Schauspielhäuser, die Böesenhalle, das Baumhaus, das Einbecksche Haus u. m. a. Die hamburgischen Armenanstalten sind zweckmäßig und weitumfassend; noch ist hier eine Rettungsanstalt und feener an geleteten Anstalten: ein Gymnasium illustre mit 6 Professoren, die Johannisschuie mit 8 Klassen, eine Gesellschaft zue Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe mit einer Zeichnenschule, eine Lehranstalt für junge Künstler, eine Bibliothek mit 100.000 Bänden, eine Handelsakademie, das Rödingsche Museum, die schöne Commerzbibliothek, eine Börse, eine Assekueanzgesellschaft, 1200 Handelshäuser, eine Lebensversicherungsanstalt mit einem Fond von mehr als 750.000 Thlr. Das Gewerde dee Einwohner besteht in einer geoßen Anzahi von Manufakturen und Fadeiken, untee diesen sind: gegen 200 Zuckerraffineeien, 10 Kattundruckereien mit mehe als 1500 Arbeiteen, 14 Wachsbleichen, 25 Zwirnmühlen, 10 Hutfadriken, 11 Nadelfabeiken, Sammet- und Zeugwederei mit 300 Stühlen, Leinewebeeei mit 100 Stühien, große Tabaksfadriken, Fischbeinreißereien, Korkschneidereien, Geid- und Silberfadriken, Thransiedereien, Peltereien, Grädereien, Selfensiedereien, Segeltuchmanufakturen, Veefertigung vieler Federposen, künstlicher Blumen und Storhhüte, Räucherung von voetrefflichem Rindfleische. Auf dem Gebiete sind 20 Kupferhütten und 8 Messinghütten. Hamburg hat feenee eine Giro- und Leih-Bank, errichtet 1619. Sie leiht bloß auf Gold, Silber und Kupfer im Faustpfand gegen niedrige Zinsen, nimmt die Mark Silbee fein zu 27 Mark 4 Schill. an und giebt sie zu 27 Mk. 6 Schill. bei baarer Rückzahl aus. (Es wae ein Bruch dee natürlichen Staatsobliegenheit Frankreichs, das, was der Staat unter Napoleon zum Staatsbehuf in den Jahren 1813 und 1814, durch den Civil- und Militärgouverneur Davoust, aus der Bank und andeem Eigenthum dee Kaufmannschaft und der Hauseigenthümee in Hamburg eequieirt hatte [7.489.343 Mark Banko aus dee Bank. nebst mehreren Millionen Franken an Contribution] unten der königlichen folgenden Regieeung bloß mit $\frac{1}{2}$ Million Fe. Renten zu erstatten, da doch der erste Staatsbeamte des Reichs in einee berennten Stadt sich des fremden Eigenthums zur Sustentation seiner Militärmacht bemächtigen zu dürfen glaubte, und die Requisitionen nach seiner Anweisung zum Besten des franz. Staats veewandt worden waren. Im alten Frankreich hat die bourbonische Regierung alle napoleonische Requisitionen richtig bezahlt). Nach hergestellter Freiheit 1815 hat die Bank und ihe Credit sich schnell wieder hergestellt. Das Maximum ihees Baardesitzes war 47 Millionen Mk. Banko, welche ungefähr einen Begeiff von der Größe des Handels- und Wechselsverkehrs Hamburgs giebt. Die Einkünfte der Stadt mögen sich auf 2 Mill. Mk. Banko und die Schulden auf 15 Mill. belaufen, die in hohem Preise stehen. In dem mit Lübeck gemeinschaftlichen Amt Bergedorf und den Vierlanden und in dem übrigen Stadtgebiet leben 25.000 Menschen unter den mildesten Abgaben, und nur in wenigen städtischen Nahrungszweigen im Erwerde beschränkt, weil auch da rin die Polizei jetzt milder denkt. An Linientruppen unterhält die Stadt ihr Bundeskontingent und ein zahlreiches Bürgermilitär. Oligarchisch-demokratisch ist die Verfassung, aber niegends bekümmert sich um die Aufrechthaltung der Verfassung der Bürger wenigee, weil der Rath sorgfältig jede Verletzung vermeidet und die Kämmereiböeger den Seckel des Staats veewalten. Der

Hauptrecess von 1712, die Unionsrecesse und die Reglements der Raths- und Bürgerkonvente regieren den Staat. Die gelehrten Rathsherren und 3 Bürgermeister besetzen in bestimmten Formen die erledigten gelehrten Stellen im Rathe, die 13 kaufmännischen Rathsherren und der Bürgermeister aus dem Handelsstande die neuen Glieder ihrer Kaste. Die erbgesessene Bürgerschaft hat an ihrer Spitze die 15 Oberalten, die zum Collegium der Schweizer und Hundert Achtziger gehören, und deren volle Zahl kaum 1600 ausmachen mag. 35 Raths- und bürgerliche Deputationen vollziehen die Gesetze. Manche Gerichte erster Instanz hat die Stadt, aber der Rath übt überall die zweite, auch aus dem Stadtgebiet, so wie das Oberappellationsgericht in Lübeck die letzte Instanz. Vorsteher des Handelsstandes sind die 6 Börsenalten. Nur der Senat erhält mit den Oberalten eine mäßige Besoldung und eine höhere die Gelehrtenbank, die anderen, oft lästigen Stadtämter sind ehrenvoll, aber ohne Einkommen. Manche untergeordnete, aber in Sporteln sehr einträgliche Aemter werden verkauft. Die 4 freien Städte haben die 17te Stelle im engern Rath des deutschen Bundes und jede im Plenum eine eigene Stimme. Das Contingent gehört zum 10ten Heerhaufen. Mit Lübeck und Bremen erneuerte Hamburg 1815 den hanseatischen Verein. Die meisten bei diesem angestellten Residenten und Generalkonsuls haben in Hamburg ihren Amtssitz. — Ihren Ursprung hat die Stadt Hamburg Karl dem Großen zu verdanken, welcher zu Anfang des 9. Jahrh. auf der Höhe zwischen der Elbe und dem östlichen Ufer Alster eine Burg und eine Domkirche erbaute; beide sollten als Vormauer gegen die benachbarten Heiden dienen. Die Bequemlichkeit des Orts zum Handel und zur Fischerei zog viele Anbauer hin. Obgleich die wilden Nachbarn alle diese Anlagen mehrmals zerstörten, so wurden sie doch jedesmal schnell wieder hergestellt und die Stadt durch neue Anbaue erweitert. Nach Einführung des Christenthums an der Niederelber, wurde Hamburg eine sächsische herzogliche privilegirte Municipalstadt, die dortige gräfliche holsteinische Macht war dem Herzoge und dem Erzbischofe untergeordnet und mußte die vom Herzoge ertheilten Statuten respektiren. Hamburg hatte schon 1072 einen fungirenden Rath, den es aber erst 1604 zu besolden anfing, dagegen aber bis dahin derselbe zu den Staatslasten persönlich nichts beitrug. Nur hoher Reichthum mit Popularität des Besitzers vermochte diesen zu den höchsten Municipalwürden zu führen. Die Willkühr beschnitt aber die Bürgerschaft sehr, nachdem sie ihren Rath zu besolden angefangen hatte. — Als Herzog Heinrich der Löwe von Sachsen proskribirt wurde und die herzogliche Würde auf die schwachen Askanier überging, benutzte die Bürgerschaft die Geldverlegenheit der Grafen Holsteins und kaufte ihre Rechte, so wie die diejenigen des dänischen Eroberers, Grafen Heinrich von Orlamünde, für 1500 Mark Silber 1225 aus. Dem tapfern Schauenburger Grafen Adolph IV. in Holstein standen die Hamburger in seinem Siege bei Bernhövet über König Waldemar als Alliirte, aber nicht als Unterthanen bei. Der fromme Krieger nahm nach dem Siege die Mönchskutte und Hamburgs Deputirte nahmen, als Beobachter ihres städtischen Interesse, auf den Landtagen von Schleswig-Holstein Sitz, trugen aber zu den Geldbewilligungen an die Grafen, hernach Herzoge, seit jener Periode niemals bei. 1241 schlossen Hamburg und Lübeck ihren ersten Verein wider diejenigen, welche ihren Handel stören würden. Durch die Hansa (s. d. Art.) wuchs besonders die Macht und der Reichthum der Stadt mit der Colonisation der Handwerksgilden unter dem Schutz der Comptoire. Aber Hamburgs jetzige Größe entstand durch den Untergang der Antwerpener Börse und durch die portugiesischen Juden, welche den deutschen Leinewandhandel nach Amerika begründeten. 1769 entsagten beide holsteinische Dynastien für immer der Landeshoheit über Hamburg, das nun auf der Bank der Reichsstädte Sitz nahm. 1802 wurd ihr der Dom nebst Zubehör, zufolge des Reichsdeputationsschlusses, ab-

getreten, und ihre Selbstständigkeit, die sie besonders gegen Dänemark behauptet hatte, von neuem versichert. So war Hamburg zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts einer der reichsten und glücklichsten Freistaaten und wurde mit Recht für die dritte Handelsstadt von Europa gehalten. Aber mit dem Einrücken der Franzosen in das Hannöverische begannen Hamburgs widrige Schicksale. Sie bemächtigten sich des Amtes Ritzebüttel und sperrten den Engländern die Elbe; diese verfügten dagegen eine strenge Blokade dieses Flusses. Den hannöverischen Ständen mußte Hamburg 2.125.000 Mark Banco vorschießen. Nach der Schlacht bei Lübeck rückte Mortier (19. Nov. 1806) in Hamburg ein, und obgleich die Stadt nach dem Frieden von Tilsit wieder von den franz. Truppen geräumt ward und noch auf einige Jahre wenigstens den Schatten ihrer vorigen Unabhängigkeit wieder erhielt; so ward sie doch während dieser Zeit von franz. Gewalthabern aller Art auf mancherlei Weise ausgesogen und mußte, nebst den andern Hansestädten, schon damals ihre Postgerechtsame dem Prinzen Murat überlassen. Zuletzt wurde Hamburg, wie das ganze nordwestliche Deutschland, dem französischen Reiche förmlich einverleibt (13. Dez. 1810), und ward der Hauptort des neugeschaffenen Departements der Elbmündungen. Aber zu Anfange 1813 nöthigte Tettenborns Annäherung die franz. Behörden zur Flucht (13. März). Dieser forderte Hamburg auf, die durch feindliche Gewalt unterdrückte freie Verfassung wieder in Thätigkeit zu setzen und sich zur Theilnahme an dem großen Kampfe zu rüsten. Beides geschah. Schon im April konnte ein Theil der Hanseaten zu Felde ziehen, die Reiterei derselben zeichnete sich am 22. April bei Ottersberg sehr vortheilhaft aus. Aber bald drückten die verstärkten Franzosen die schwächeren Schaaren der Verbündeten allenthalben zurück. Sie begannen in der Nacht auf den 29. Nov. die Stadt mit Haubitzgranaten zu beschießen. Mißverständnisse entstanden zwischen den Militärpersonen und dem Senat, welcher letztere auf den Nothfall die dänische Vermittelung nachsuchte. Dieser trat schon am 29. ein, wo Tettenborn die Stadt räumte und Herr von Heß, der Befehlshaber der Bürgergarde, diese sofort auflöste. Ehe noch eine Capitulation zu Stande gebracht werden konnte, rückten die Dänen als franz. Bundesgenossen ein und am 30. Abends erschienen Eckmühl und Vandamme mit zahlreichen franz. Truppen. Theils um die Stadt möglichst zu befestigen, theils um sie für ihren Widerstand zu züchtigen, wurden die härtesten Maßregeln verfügt und schonungslos ins Werk gesetzt (vrgl. d. Art. Davoust). Weil die Schaaren, welche erst unter Wallmoden und dann unter Bennigsen gegen Hamburg standen, zu einer Belagerung derselben viel zu schwach waren, so konnte Hamburg nicht eher, als nach der Beendigung des Krieges in Frankreich von seinen Peinigern befreit werden. Erst in den letzten Tagen des Mais 1814 zogen die k. franz. Truppen aus der Stadt, und nahmen die Beute des Requisitionssystems mit. Statt der Franzosen zogen die Russen unter Bennigsen ein und blieben bis zu Ende des Jahres. Da erst wurde Hamburg sich selbst und dem deutschen Vaterlande wiedergegeben. S. Zimmermanns neue Chronik von Hamburg. 1820.—Die einzige jetzige Streitigkeit mit Holstein betrifft den dänischen Bau des Rummelhafens, der die Versandung des hamburgischen befördern soll. Vielleicht könnte ein angelegtes Busch Schlengenwerk an einer gegenüberliegenden hamburgischen Elbinsel die Reinigung des Hafens vor jeder Auffchlickung sichern! Die Sache liegt jetzt vor dem Bundestage. Höchst merkwürdig bleibt in Hamburgs Geschichte zur Belehrung für die Enkel der häufige Kampf des Raths und der Bürgerschaft um Abstellung oder Gründung eingeschlichener Mißbräuche, geschöpft aus den Stadtarchiven und aus den Akten der Reichskanzlei, des Reichshofraths und des Reichskammergerichts. Ein, Hamburg und den übrigen freien Städten noch fehlender, Geschichtsforscher mit Spittlers Geiste wird einmal entdecken, was jetzt noch

eine archivalische Nacht verhüllt: die Schwächen, Kabalen und unbürgerlichen Ränke mancher Bürgermeister feüherer Zeit, versuchte und gelungene Bestechungen bei dem Reichshofrath und der Reichskanzlei und freilich auch die Umtriebe mancher unpatriotischer Demagogen, welche zum Beispiel nach dem westphälischen Frieden den wohlfeilen Loskauf aller Anspeüche der beiden holsteinischen Regentenlinien an Hamburg verhinderten. — Der jetzige Handel Hamburg mußte sich gleich einem Phönix, seit der Zerstörung desselben in der Stadt durch Napoleon, von Neuem wieder bilden, als sie ihre Unabhängigkeit 1814 erreicht hatte. Damals war der Hafen öde, die Bevölkerung auf die Hälfte herabgesunken, die Niederweser seit sechs Monaten im Besitz des freiesten Welthandels und Bremen vollee Erwartung durch die nahe Erlösung vom elsflether Zoll der größeren Mitschwester den Rang abzugewinnen. Der Wallfischfang in den nördlichen Meeren und das Assekuranzwesen blühen mehr als je; der Wechselverkehr der hiesigen Bankiers zwischen Nord- und Südeuropa ist unstreitig gewachsen; am Staatspapierhandel nimmt Hamburgs Börse Antheil, allein nüchterner als selbst viele geringere Städte des Vaterlandes; die Rhederei ist nur ein Schatten des voemaligen Verkehrs der Hamburger Flagge, wenn sie auch jetzt wieder 200 Seeschiffe zählt; nach Südamerika macht Bremen vielleicht größere Geschäfte als Hamburg; an Staatsanleihen nimmt dieser Platz nur sehr mäßig Antheil; allein die nordamerikanische Flagge der Freistaaten überschwemmt mehr als jemals Hamburg mit den Gegenständen seiner Spekulation und weit minder die brittische Fabrikatur und Manufaktur, weil jene jetzt bessere Abnehmer in Ostindien und den jungen Staaten in Amerika finden. Alle Waaren sind wohlfeiler geworden, das darin umlaufende Kapital ist folglich geringee, der englische Handel nach dem europäischen Continent ist in Hamburg fortgehend im Abnehmen, der kaufmännische Speditionshandel in Hamburg ist weniger einträglicher und wohl gar gefährlicher geworden. Die freie Elbschifffahrt und die wahrscheinliche Freiheit der spanischen Colonien des amerikanischen Festlandes scheinen dem Handel und Deutschlands Fabrikatur einige Hoffnungen zu geben, aber auch nur Hoffnungen, zumal den dahin gerichteten deutschen Compagnie-Unternehmungen bald eine niederländische Gesellschaft mit größerem Kapital folgte. Hamburgs Speditions- und eigene Handelsverhältnisse leiden durch den fast überall erhöheten Einfuhrzoll fremder Produkte, welcher den Verbrauch der Waaren natürlich einschränkt, wenn auch der innere Handelsverkehr der meistens vergrößerten deutschen Staaten sich allerdings erweitert haben dürfte bei gestiegener Volksmenge. Aller Großhandel wird noch immee im hiesigen Bankgeld getrieben. Hamburg ist weniger eine deutsche, aber mehr eine Welthandelsstadt geworden und dürfte einer von dessen Hauptwechselplätzen lange bleiben; denn solcher Verkehr kann im Interesse der Ausländer nur an einem Orte blühen, wo die öffentliche Meinung den Männern, welche ihn ins Große treiben, den Glauben in die Hand giebt, daß weder die eigene Regierung, noch eine Volkspartei, welche sie zu stürzen strebt, noch ein mächtiger Nachbar, der auf diesen Handelsplatz wirken kann, im Stande ist, auf solchen die Operationen des Kaufmanns zu beschränken, oder für sich zu benutzen. Nicht mehr so reich als vormals kehren die Handelsherren hamburgischer Comptoire aus Spanien, Portugal, Italien und St. Thomas zurück, um jüngern Familiengliedern wieder Platz zu machen. Auch leben hier jetzt weniger als vormals, gefallene Große, apanagirte Prinzen und fürstliche Witwen. Amsterdams Wechsel- und Handelsverkehr nimmt ab und seine Villen werden geschleift, indeß in Hamburg, das so Vieles litt, selbst fremde Staatsanleihen bisweilen Unternehmer finden, der Wechselverkehr steigt, die Bevölkerung sich mehrt, die Villen wieder aus ihrer Asche entstanden sind. — In Hamburg erscheint seit 1721 ununterbrochen (mit Ausnahme der kurzen Periode während der französ. Besitznahme der han-

seatischen Depart.) eine der berühmtesten Zeitungen Deutschlands, nämlich der „unparteiische Correspondent." Nicht leicht wird eine Zeitung eine so ungeheure Verbreitung in alle civilisirte Staaten aller Erdtheile wieder erleben, wie dieser unparteiische Correspondent, welcher 5mal gesetzt wurde und in der Zeit seines höchsten Flors 30.000 Abonnenten hatte. Er ist, obgleich sein Absatz etwas abgenommen hat, das gelesenste Zeitungsblatt in Deutschland, indem noch immer an 14.000 Exemplare abgesetzt werden. Er beschränkt sich bloß auf Erzählung von Ereignissen mit Enthaltung jeden Urtheils in Folge des Censurrechts, welches die Agenten fremder Höfe in Hamburg auf solchen anzuwenden im Besitz sind. Die Grund'sche Familie besitzt noch diese gelungene Unternehmung ihres Ahnherrn, des Buchdruckers Grund, und war auf Verbesserung des Correspondenten zum Vortheil des Publikums unablässig bedacht. Davoust nahm diesem Blatte die Bezeichnung des Unparteiischen und verwandelte es in ein Journal du département des Bouches de l'Elbe, wobei es theils an Unparteilichkeit, theils an Absatz verlor.

Hamilkar, mit dem Beinamen Barkas, berühmter karthagischer Feldherr und Vater Hannibals, befehligte die Truppen seines Vaterlandes im ersten punischen Kriege, vertheidigte mit vieler Tapferkeit die Stadt Eryce, und brachte 512 d. St. R. den Frieden mit Rom zu Stande. Darauf rettete er sein Vaterland aus drohender Gefahr durch Besiegung der Hülfsvölker, die sich in Afrika, Sardinien und Korsika empört hatten, und bewog die Karthager, in Spanien Eroberungen zu machen, um dadurch den Verlust von Sizilien zu ersetzen. Mit seinem neunjährigen Sohne Hannibal und Asdrubal, dem er seine Tochter zur Gemahlin gab, ging er nach Spanien, und fiel in der Schlacht gegen die Vettonen (228 v. Chr.), worauf Asdrubal den Oberbefehl in Spanien übernahm. Noch mehrere andere Karthager führen ebenfalls diesen Namen.

Hamilton (Antony, Graf von), aus dem alten schottischen Geschlechte dieses Namens, geb. in Irland um 1646, ging mit seinen Eltern nach Frankreich, als Carl II. dort einen Zufluchtsort suchte, so wie er nach der Thronbesteigung desselben ihm nach England folgte. Die Verheirathung seiner Schwester an den Grafen Grammont, der sich mit derselben in Frankreich aufhielt, gab jedoch später Veranlassung, daß er sich für immer daselbst niederließ, und zu St. Germain en Laye starb den 6. Aug. 1720. Er galt für einen der witzigsten Köpfe seiner Zeit und bewies dies auch in seinen Schriften, worunter die vorzüglichsten: Gedichte (vorzüglich geschätzt wird seine Epître an den Grafen von Grammont); Contes de féerie (nämlich: Zénéide; les quatre Facardins; le bélier; Fleur d'épine) und les Mémoires du Comte de Grammont. Eine vollständige Ausgabe seiner Werke erschien zu Paris 1805, 3 Bde, 8. und 1812, 5 Bde. 4., so wie 1813.

Hamilton (Alexander), erster Schatzsekretär der vereinten Staaten von Nordamerika, geb. 1757 in der Insel St. Croix, zeigte schon in früher Jugend außerordentliche Talente, welche die an Ideen so reiche Zeit des nordamerikanischen Kriegs schnell entwickelte; denn schon im 17. Jahre galt er für einen sehr geschickten Sachwalter. Der Ausbruch des Kriegs mit dem Mutterlande rief ihn aufs Schlachtfeld, und er zeigte so viel Muth und Besonnenheit, daß ihn Washington 1777 zu seinem Adjutanten und Obristlieutenant ernannte, als welcher er sich bei mehrern Gelegenheiten auszeichnete. Nach dem Frieden überließ er sich von neuem dem Studium der Gesetze, wurde 1781 Mitglied des Congresses und 1789 Sekretär des Schatzes. Seinen Planen verdankte der eben erst entstandene Staat seinen Credit, so wie er auch mit Weisheit in den kritischsten Lagen, während des Revolutionskrieges, die Angelegenheiten Nordamerika's vor allen Gefahren glücklich zu bewahren

wußte. Zu früh für sein Vaterland fiel er im Duell mit dem Obristen Burr im Juni 1804, mehrere Abhandlungen in Zeitschriften hinterlassend.

Hamilton (Sir William), Natur- und Alterthumsforscher, geb. 1720, ging 1764 als englischer Gesandter nach Neapel, und benutzte den Aufenthalt daselbst, Kunstsachen und Alterthümer zu sammeln, die er dann, oft mit großem Gewinn, verkaufte. Sein Haus in Neapel war der Sammelplatz aller gebildeten Reisenden und besten Köpfe Italiens. Den Vesuv und Aetna bereisend, stellte er die genauesten Forschungen über die feuerspeienden Berge an, und theilte seine Beobachtungen mit in Observations on mount Vesuvius und in Campi phlegraei. Außerdem hinterließ er noch mehrere Abhandlungen in den Philosophical Transactions über antiquarische Gegenstände. Als Gesandter unterzeichnete er den 12. Juli 1793 einen Allianzvertrag zwischen England und Neapel, welches er erst bei Annäherung der Franzosen mit seinen Kunstschätzen verließ, wovon jedoch ein Theil der Vasen in der Nähe der englischen Küste durch Schiffbruch ein Raub des Meeres wurde. Er starb zu London 1803.

Hamilton (Emma Lyon oder Harte, nachmals Lady), geb. 1760 in der Grafschaft Chester, war die Tochter eines armen Dienstmädchens, trat, 13 Jahr alt, als Kindermädchen selbst in Dienst, kam dann nach London, diente bei mehreren Herrschaften, und wurde mit dem damaligen Capitän (nachherigen Admiral) John Willet Payne bekannt, der ihre natürlichen Anlagen durch Unterricht ausbilden ließ. Aus seinen Händen ging sie bald in die des Chevalier Featherstonhough über, der sich jedoch, wegen ihrer Anmaßung, bald von ihr trennte. Verlassen sank sie immer tiefer, und wurde von dem Doktor Graham in dünnen Flor gehüllt, als Göttin Hygiea Malern, Bildhauern und Andern gezeigt. Darauf zeugte Charles Greville 3 Kinder mit ihr und stand eben im Begriff, sie zu heirathen, als er 1789 Aemter und Würden verlor, und genöthigt wurde, sie seinem Oheim, Sir William Hamilton, nach Neapel zu senden, dessen Neigung sie bald in so hohem Grade auf sich zog, daß er gern, um ihres Besitzes willen, die Schulden seines Neffen bezahlte, und sich 1791 mit ihr vermählte. Durch ihre Attitüden entzückte sie Alle, die Sir Williams Haus besuchten, und von ihr soll der Shawltanz erfunden worden seyn. Groß und schlank von Gestalt, und mit einem Gesicht, das nahe an das Ideal der Antike gränzte, besaß sie das seltenste Talent der Pantomime. Ihr ausgezeichnetes Nachahmungstalent, welches sie, wie mehrere englische Schauspieler, auch in der täuschenden Nachahmung lebender Personen (von den Engländern vorzugsweise imitations genannt) gezeigt hatte, wendete sie vorzüglich auf die Nachbildung der Antiken, so daß sie bald an mehreren bedeutenden Orten, selbst in Deutschland, ihre pantomimischen Nachbildungen antiker Statuen mit dem größtem Beifalle öffentlich zeigte, und Lord Hamilton von ihr sagen durfte, er besitze in seiner Gattin eine ganze Sammlung von Antiken. Ihr Anzug bestand dabei nur aus einem einfachen langen weißen Kleid, daß gleich einer Tunica unter der Brust mit einem Bande gegürtet war, und einem weiten, sehr feinen indischen Schleier. Diese leichte vortheilhafte Kleidung, und ihr langes kastanienbraunes Haar, richtete sich augenblicklich nach jeder Stellung und machten bei ihren ausdrucksvollen Zügen das lieblichste Bild. Zwölf ihrer interessantesten Stellungen wurden von dem geschickten Maler Rehberg aus Hannover gezeichnet. Die in Kupfer gestochenen Umrisse danach sind bekannt, man sieht darin Lady Hamilton in folgenden Darstellungen: als Sibylle, Maria Magdalena, die liebende einsame Träumerin, Sophonisbe, die aufgeschreckte Nymphe Amymone, die Muse der Tanzkunst, Iphigeniae die Nymphe mit dem Tambourin, die betende Priesterin, die heil. Rosa, Cleopatra und Niobe. Kurz nach ihrer Vermählung bei Hofe vorgestellt, erlangte sie die Gunst, der Königin in einem hohen Grade, so daß sie selbst Zeuge der geheimen Sou-

pers der Königin mit Akton war. Ihre Hauptrolle spielte sie jedoch erst, als Capitän Nelson in Neapel erschien, der mit ihr und Sir William Hamilton in die freundschaftlichste Verbindung trat. Durch Lady Hamilton erfuhr das Londner Cabinet, daß der König von Spanien Willens sey, England den Krieg anzukündigen, worauf die Engländer ohne Kriegserklärung sogleich alle spanischen Schiffe für gute Prisen erklärten. Nach Nelsons Sieg bei Abukir erreichte sie den größten Triumph, den gepriesenen Helden in Neapel zu zeigen; doch während die Freudenfeste noch nicht beendigt waren, nöthigten anrückende Franzosen die königliche Familie und das englische Gesandtschaftspersonal, aus Neapel nach Sicilien zu entfliehen (den 24. Dez. 1798). Als aber nach der Rückkehr des Hofes in Neapel die grausamsten Verfolgungen über alle Franzosenfreunde losbrachen, hielt man sie allgemein für die Anstifterin dieser Gräuel. Bald darauf wurde ihr Gemahl nach England zurückberufen, und nach dessen Tode zog sie sich nach Merton place, einem Landhause, welches Nelson ihr gekauft hatte, zurück, der mit ihr, bei Ledzeiten ihres Gemahls, eine Tochter, gewöhnlich Miß Nelson genannt, gezeugt hatte. Nach Nelsons Tode (1805) überließ sie sich von neuem allen Ausschweifungen ihres frühern Lebens, gerieth in drückende Armuth, verließ England, und verlebte den Rest ihres Lebens auf einem Landhause bei Calais, wo sie den 16. Jan. 1815 starb. Entehrt hat sie das Andenken ihres Freundes und Wohlthäters, des großen Helden Nelson, dadurch, daß sie, Sittlichkeit und Anstand verletzend, dessen vertraute Briefe an sie der Publicität übergab.

Hammerwerk, ein Hüttenwerk, worauf Metall, besonders Eisen und Kupfer, von den groben Schlacken mit Zuziehung des Frischherdes und großer vom Wasser getriebener Hämmer, befreit, auch vorläufig in Stangen, Platten und Schalen gebildet, und zu feinerer Verarbeitung in den Werkstätten vorbereitet wird.

Hämorrhoiden ist eine jetzt häufige Krankheit, unter allen denen verbreitet, welche eine sitzende Lebensart führen, und nicht zugleich die höchste Mäßigkeit verbinden, oder verbunden haben. Wenn die Leber nicht mehr mit Thätigkeit im Körper fungirt, so strömt zu viel Blut nach dem Unterleibe, oder kehrt von dort nicht ordentlich nach der Leber zurück, und die Ausleerung des Bluts, was sich widernatürlich dort anhäufte, ist eine Wohlthat in gegebener Lage der desorganisirten Gesundheit, in den fließenden Hämorrhoiden. Blinde nennt man solche bei Blutknoten, die sich in den Blutadern der Eingeweide sammeln, und Schleimhämorrhoiden den Anfang dieser Desorganisation, der aber doch schon sehr schmerzhaft ist. Wenn die Eltern nur nicht beide an diesem Uebel leiden, oder die Nachkommen nicht gleiche Fehler wider die gesunde Lebensdauer begehen: so ist die Erblichkeit dieser Krankheit ein Phantom.

Hampden (John), geb. zu London 1594, war ein Verwandter Cromwells, studirte zu Oxford, erhielt 1625 eine Stelle im Unterhause, und wohnte dann in gleicher Eigenschaft noch den beiden folgenden Versammlungen des Parlaments bei, ohne sich eben viel auszuzeichnen, bis 1636 sein Prozeß mit der königlich. Bank, weil er sich weigerte, das Shipmoney (wegen des Baues eines Schiffes) zu bezahlen, die Aufmerksamkeit Aller auf sich zog. Er benahm sich dabei mit eben so viel Mäßigung, als Bescheidenheit, wurde, als er seinen Prozeß verlor, der Abgott des Volks und eben deßhalb Mitglied des sogenannten langen Parlaments. Nachdem er im Unterhause lange das Haupt der Partei gegen den König gewesen war, ergriff er aus gleichem Beweggrunde die Waffen, und fing die Feindseligkeiten mit einem Angriffe auf das Schloß Brill, 5 Stunden von Oxford, an, in welchem eine königliche Besatzung lag. Unter dem Grafen Esser befehligte er ein Regiment Infanterie, und würde sich sicherlich bald noch höher geschwungen haben, wenn nicht eine Wunde, welche er im

Gefechte von Chalgrove-Field in Oxfordshire erhalten hatte, den 24. Juni 1643, zum großen Bedauern seiner Partei, seinem Leben ein Ende gemacht hätte. S. Cromwell.

Hämus oder Balkan, ein hohes und rauhes Gebirge, das auf der Nordseite der europäischen Türkei bis an das schwarze Meer hinstreicht, 41 bis 45° Länge. Dies, vormals Hämus und von den Türken Emineh Slag genannte, Gebirge trennt sich bei Sulu Derbent von Rhodope, und scheidet das Donauthal Bulgariens von Rum-Ili. Ein Arm läuft von Norden aus nach Süden gegen den ganz vereinzelt stehenden Berg Athos; ein anderer zieht sich durch Griechenland, und hat die Berge Olymp (6100 Fuß hoch), der Oeta, jetzt Cumayta, Pindus oder Mezzovo, Parnaß und Helikon. Der höchste Punkt ist der Orbelos in der Landschaft Rum-Ili, der ungefähr 5000 Fuß hoch, und reich an Gold-, Silber, Kupfer und Eisen ist.

Hanna, Landstrich in der Mitte Mährens, an den fruchtbaren Ufern des Hannaflusses, von Neustadt bis Napagelt. Die Bewohner dieses Landstrichs, die Hannaken, sind die ältesten slavischen Einw. Mährens, stämmige kräftige Menschen, mit guten Anlagen, aber sehr sinnlich, und durch eine mit der böhmischen Mundart übereinkommende Sprache, besondere Tracht und eigenthümliche Sitten ausgezeichnet. Ihr Vaterland verlassen sie nur in Kriegsdiensten.

Hanau, churhess. Provinz (vormals Grafschaft) von 22 □ M. Flächeninhalt, liegt in der Nähe des Mains, des Spessart und am Flusse Kinzig, zwischen dem hessischen, baierischen, nassauischen und frankfurter Gebiet; hat eine ebene, mit Hügeln und Waldungen abwechselnde Oberfläche und fruchtbaren Boden, so wie ein mildes und gesundes Klima. Der Einw. sind über 70.000, von welchen sich der größte Theil zum reformirten, 22.000 zum lutherischen, 1000 zum katholischen und 800 zum mosaischen Ritus bekennen. Die gleichnamige Hauptstadt liegt beim Einflusse der Kinzig in den Main, in einer schönen, vortrefflich angebauten Gegend. Sie wird in die alte und neue Stadt eingetheilt. Die letztere übertrifft jene an Größe und Regelmäßigkeit. Unter den Gebäuden sind zu bemerken: das weitläufige Residenzschloß mit anmuthigen Gartenanlagen; eine deutschreform., französischreform., wallonische, luther. Kirche, Synagoge, Hospital, 2 Waisenhäuser. Hanau ist der Sitz der Regierung, des Hof- und Ehegerichts, des Pupillenkollegiums, der reform. und luther. Consistorien, der Rentkammer, der Steuer- und Landeskassenkommission, Sanitätskollegien, Gymnasium, Zeichnen-Akademie; ferner ist hier die wetterauische Gesellschaft für Naturkunde, mit einem schönen Naturalienkabinet und einer Bibliothek. In der Stadt, deren Festungswerke jetzt geschleift sind, zählt man 12.000 Einw. Unter diesen befinden sich viele fleißige Manufakturisten; denn Hanau hat unter allen Städten des churhess. Lande die meisten Fabriken. Die Seiden-, Leder-, Handschuh-, Strumpf-, Kamelotten- und Bijouteriefabriken sind bedeutend. Die letztern liefern Waaren aller Art in Gold, die zu einem sehr hohen Grade der Vollkommenheit gebracht worden sind. Auch hat Hanau eine bedeutende Kutschenfabrik, Tabaks-, Spielkartenfabriken etc.; beträchtlichen Handel und Spedition, besonders mit Fabrikaten, Holz, Dielen und Colonialwaaren. Bei Hanau liegt das Schloß Philippsruhe, das Wilhelmsbad mit andern Vergnügungsörtern; deßwegen lebt hier Mancher mit kleinen Einkünften dennoch angenehm.

Hanau (Schlacht bei). Dies war die letzte Schlacht, welche die Verbündeten zur Befreiung Europa's auf Deutschlands Boden liefern mußten. Den 8. Oktbr. 1813 riß sich Baiern von dem Rheinbunde durch einen Traktat mit den Alliirten los, und schon den 16. zog Wrede mit einem östreichisch-baierischen Heere von Braunau über Landshut, Neuburg an der Donau, Nördlingen, Anspach nach Würzburg, in welcher Stadt der General Tur-

reau mit 6000 Mann in Besatzung lag. Wrede, der dem mit 80.000 Mann dem Rheine zufliehenden Napoleon den Weg verrennen wollte, beschoß Würzburg mit Haubitzen, richtete einen bedeutenden Schaden an, und nahm am 26. Oktbr. durch Capitulation die Stadt ein, mit Ausschluß der Citadelle Marienberg, in die sich Turreau zurückgezogen hatte. Inzwischen hatte sich nach der Schlacht bei Leipzig Napoleon über Erfurt nach Fulda gezogen, indem er stets der großen Heerstraße folgte. Am 26. Oktbr. kam in Schlüchtern schon die französische Avantgarde an, am 27. marschirte das Gros der Armee durch; am 28. kam Napoleon nach Schlüchtern; den 29. rückten Wrede und die Kosacken-Generale Czernitscheff und Platow in Hanau ein, und ließen die Stadt und die Umgegend besetzen, während die Franzosen über Gelnhausen nach Hanau sich drängten, welchen Paß, da er die Straße nach Frankfurt beherrscht sie nothwendig nehmen mußten, um den Rückzug über den Rhein zu vollführen. Schon am 28. entspann sich ein Kampf um den Besitz der Kinzigbrücke, im Norden der Stadt gelegen. Wrede nahm hier eine feste Stellung, und ließ die beiden Ausgänge des Waldes, der die Stadt umgiebt, besetzen; nur der Wertheimer Engpaß blieb unbesetzt, und dies rettete das französische Heer vom gänzlichen Untergange. Am 29. brachen 4000 Franzosen über Schlüchtern und Gelnhausen aus dem Walde, und warfen eine Abtheilung Baiern, die der Uebermacht weichen mußten, auf Rücklingen zurück. Am 30. Oktbr. um 8 Uhr Morgens ließ Napoleon die Vorposten der Baiern bei Rücklingen, wo die Division Lamotte stand, angreifen; sie mußten sich in die Schlachtlinie zurückziehen. So begann die Schlacht. Wrede, der sich durch ein Detachement gegen Frankfurt geschwächt hatte, konnte dem 48.000 M. Infanterie und 12.000 M. Cavallerie starken Feinde nur 40.000 M. entgegen stellen, doch bot ihm seine Stellung große Vortheile. Die Schlachtordnung der Alliirten war folgende: den rechten Flügel bildete ein Theil der Division Beckers, und stand auf den beiden Ufern der Kinzig, von dem Vorwerke Neuhof an bis in die Bulauwaldung, parallel mit dem Rodenbacher Chausseehaus. Hinter der Lamboybrücke befand sich die österreichische Infanterie zum Soutien dieses Flügels. Das Centrum nahm den Raum zwischen dem rechten Ufer der Kinzig und der großen Heerstraße nach Gelnhausen ein, indem sie den Lamboywald en fronte vor sich hatte. Der linke Flügel, meist Cavallerie, war links der Gelnhäuser Landstraße nach dem Bruchködeler- und Puppenwald zu en échelons aufgestellt. Im Rücken des linken Flügels, auf der nach Friedberg führenden Chaussee, hielten die Kosacken. Die Reserve war hinter dem linken Kinzigufer längst dem Rodenbacher Hohlwege postirt. Eine österreichische Grenadier-Brigade hatte die inneren Plätze der Stadt besetzt. Um 10 Uhr begann das Gefecht mit einer lebhaften Kanonade auf der Gelnhäuser Chaussee, wo die Franzosen in dichten Massen aus dem Lamboywalde hervorbrachen; sie griffen wiederholt das Centrum der Verbündeten an, wurden aber mit Verlust zurückgeworfen. Um 3 Uhr formirte sich die französische Garde-Cavallerie unter einem fürchterlichen Kanonenfeuer in drei Linien, während welcher Zeit im Rücken der Verbündeten sich eine Batterie von 12pfündern aufgestellt hatte; sie fing zugleich an zu spielen, als der Cavallerie-Angriff geschah. Die Verbündeten geriethen in Unordnung, als stürmend die Reitergarde Napoleons die Reiterei der Baiern im Mitteltreffen nieder warf. Sie wich; jetzt warf sich auch das franz. Fußvolk auf den linken Flügel; auch dieser wurde geworfen, und floh über die Kinzigbrücke nach Hanau. Der Feind drängte nach, und beschoß Hanau mit Haubitzen. Bald darauf mußte auch das Mitteltreffen den Rückzug über die Lamboybrücke antreten, dies geschah nicht ohne großen Verlust; die Brücke über die Kinzig brach, und Viele fanden ihren Tod in den Wellen. Ein Bataillon des östreichischen Regiments Jordis und einige Hundert

Baiern wurden nach der Herrnmühle hingedrängt, und suchten über das Wehr in die Stadt zu gelangen; sie wurden aber abgeschnitten. Der rechte Flügel, der nur theilweise im Gefechte und bloß mit französischer Infanterie engagirt gewesen war, zog sich unter Czernitscheffs Deckung auf die Straße nach Aschaffenburg zurück. Diese Straße hatte die Franzosen in den Besitz der Straße nördlich von Hanau gesetzt, und nach Wegnahme der Lämdoybrücke auch der andern. Die Nacht hindurch wurde Hanau beschossen; am 31. räumten es die Verbündeten. Die Franzosen zogen ein. Die Stellung der Alliirten war am 31. diese: sie erstreckte sich aufwärts der Kinzig nach den Freigerichter Bergen hin, so daß die Linie die Aschaffenburger Straße durchschnitt. Der linke Flügel hatte die Stadt Hanau in einer Entfernung von ungefähr 800 Schritten, der rechte die Lamdoybrücke, etwa eine Viertelstunde, in der Fronte vor sich. Mit dem Anbrechen des Tages griff Napoleon den rechten Flügel der Verbündeten an, und forcirte, nach einem äußerst hartnäckigen Widerstande, den Durch- und Rückzug, der dann auch ungestört am rechten Ufer der Kinzig nach Frankfurt ausgeführt wurde, wo Napoleon um 3 Uhr Nachmittags ankam. Die Franzosen hatten, um ihren Rücken zu decken, Hanau mit zwei Regimentern besetzt; Wrede ließ die Stadt mit Sturm nehmen, doch gelang es ihm nicht, sich der Kinzigbrücke, die durch eine Batterie vertheidigt wurde, zu bemächtigen, und dadurch den feindlichen Nachtrab abzuschneiden. Wrede stellte sich selbst an die Spitze der Kämpfenden, eine Flintenkugel verletzte ihn gefährlich im Unterleibe; der östreichische Feldmarschall-Lieutenant von Tresnel übernahm an seiner Statt das Oberkommando. Die Baiern stürmten muthiger, die Oestreicher setzten durch die Kinzig, und griffen die Franzosen in die Flanke; diese steckten die Brücke in Brand, warfen Haubitzen in die Stadt, bis endlich Mortier den Nachtrab von 14.000 Mann, von Platow und Haddick verfolgt, über die Lamdoybrücke nach Frankfurt führte, von wo Napoleon am 1. November nach Mainz aufbrach. Die Verbündeten schrieben sich den Sieg zu, und gaben ihren Verlust auf 9000 Mann an; der des Feindes aber auf 15.000 Todte und Verwundete, und 10.000 Gefangene; überdies soll er 200 Offiziere verloren haben. Am 2. Novbr. zogen die Alliirten in Frankfurt ein. Wrede hatte in dieser Schlacht keine hinlänglichen Kräfte, um, wie es in seinem Plane lag, dem weitüberlegenen Feinde den Rückzug abzuschneiden; nichtsdestoweniger haben die Baiern in dieser Schlacht den alten Ruhm ihrer Tapferkeit bewährt, und dem französischen Heere durch ihren Widerstand einen großen Schaden zugefügt.

Händel (Georg Friedr.), einer der originellsten, tiefsten, gedankenreichsten musikalischen Dichter, der Sohn eines Wundarztes, war zu Halle 1684 geb. Er zeigte schon frühe einen unwiderstehlichen Hang zur Tonkunst, den sein Vater, ihn zum Rechtsgelehrten bestimmend, auf alle Weise zu unterdrücken suchte. Aber der junge Händel übte seine Fertigkeit auf einem schlechten Clavier meistens zur Nachtszeit, und war bereits als Knabe von 7 Jahren, ohne besondere Anweisung, im Besitze seltener Kenntnisse auf diesem Instrumente. Um diese Zeit folgte sein Vater einem Rufe nach Weißenfels, wo er dem kleinen Musiker erlaubte, sein Talent auf der Orgel zu zeigen, welches der dasige Herzog bewunderte, der dann den Vater vermochte, der Neigung seines Sohnes freien Lauf zu lassen. Unter Zachau, dem geschickten Organisten an der Domkirche zu Halle, entwickelten sich nun Händels seltene Geistesgaben, so daß er bald seinen Lehrer übertraf. In seinem 9. Jahre begann er die Komposition einer vollständigen Kirchenmusik mit Stimmen und Instrumenten. 1698 ward er nach Berlin gesandt, wo besonders Attilio seine fernere Ausbildung beförderte. Am brandenburgischen Hofe erregte er allgemeine Bewunderung, lehnte aber die Anerbietungen des Churfürsten ab, und kehrte nach

Halle zurück. Schwach bemittelt, konnte er seine Sehnsucht nach Italien nicht befriedigen, und ging nach Hamburg, ward als Mitglied des Orchesters aufgenommen, und einige Zeit nachher zum Direktor der Oper erhoben, ungeachtet der Gegenwirkung eines Mitbewerbers, der ihm beim Weggehen aus der Oper einen heftigen Degenstich auf die Brust gab, welcher aber durch ein Notenbuch aufgefangen wurde. 1700 erschien Händels erste Oper, Almeria, welche so außerordentlichen Beifall fand, daß sie 30 Abende hintereinander gegeben wurde. Dann komponirte er zwei andere Opern, Florinde und Nero, welche sich ebenfalls einer ausgezeichneten Aufnahme erfreuten. Nach 5 Jahren trat er von Hamburg aus, mit einem Ersparniß von 200 Dukaten, seine Reise nach Italien an und erregte am großherz. Hofe zu Florenz durch sein Spiel und die Komposition der Oper Rodrigo allgemeine Bewunderung; so wie ein Jahr darauf in Venedig, wo der berühmte Scarlatti, als Händel bei einer Maskerade sich auf dem Flügel hören ließ, begeisterungsvoll ausrief: „Nur der Sachse oder der Teufel kann so spielen!" Auf vieles Verlangen entschloß sich Händel, auch den Venetianern eine Oper zu komponieren, es war die Agrippina, welche er in 3 Wochen vollendete. Sie wurde 27 Abende hintereinander gegeben. Bald verbreitete sich Händels Ruf, sowohl wegen seiner Komposition als auch wegen der Vollkommenheit, mit der er mehrere Instrumente spielte, durch ganz Italien. In Rom fand er die glänzendste Aufnahme, und besonders wetteiferten die Cardinäle Pamfili, Ottoboni und Colonna, ihm ihre Gunst zu bezeigen. Dort erschien sein großes Oratorium la Resurrezione und viele Cantaten und Sonaten. Einer Einladung nach Neapel folgend, verfertigte er hier seine berühmte Serenade Alcide e Galatea und Händel freute sich unter den Neapolitanern der größten Anerkennung seiner Talente. Mit den Schätzen der italienischen Satzkunst bereichert, kam er 1710 nach Deutschland zurück, und wurde vom Kurfürsten von Hannover zum Kapellmeister ernannt. Zu Ende des Jahres erhielt er Erlaubniß zu einer Reise nach England. Er ward in London bei Hofe sowohl, als bei den ersten Großen und Kunstfreunden, mit Enthusiasmus aufgenommen, und komponirte hier binnen 14 Tagen seine Oper Rinaldo, welche lange Zeit ein Lieblingsstück des englischen Publikums war. Nachdem er beinahe ein Jahr in London verweilt und viele Auszeichnung genossen hatte, kehrte er wieder nach Hannover zurück; aber 1712 ging er zum zweiten Male nach England, wo er bei Gelegenheit des Utrechter Friedens sein berühmtes Te Deum setzte. In dem rauschenden Beifall vergaß er seine Verpflichtung in Hannover, und übernahm die Aufsicht der Oper auf dem Hay-Market-Theater zu London mit einer Pension von 200 Pf. Er brachte dieselbe auf eine in England bisher unerreichbare Höhe. Als Georg I., vormal. Churfürst von Hannover, den Thron Großbritanniens bestieg, verzieh er ihm, auf Verwendung mächtiger Freunde, seine Dienstvernachlässigung in Hannover, und erhöhete ihm seinen Jahrgehalt auf 600 Pf., wobei er den Auftrag erhielt, die Prinzessinnen in der Musik zu unterrichten. Neun Jahre stand er an der Spitze der von ihm errichteten Musikakademie, welche zu immer größerer Vollkommenheit zu bringen, sein rastloses Bemühen war; seine indeß erschienene Opern, worunter Amadis, Theseus, il Pastor Fido und besonders Radamiste vorzüglich zu erwähnen, wurden mit rauschendem Beifalle gekrönt. Privatstreitigkeiten zertrümmerten endlich dieses Institut, und nun hüllte sich Händels Glück in düstre Wolken. Nicht allein seine Nebenbuhler, an deren Spitze Buononcini stand, sondern auch Farinelli's (s. d. Art.) allgemein bewunderte Stimme brachte ihn um die Gunst des Hofes und des Publikums, und Wohlstand und Gesundheit schwanden dahin. Dieses drückte seinen Geist nieder, und ein Schlagfluß lähmte ihm den rechten Arm. Als er nachher 1736 aus dem Aachner Bad, das er seiner zerrütteten Gesundheit wegen gebraucht hatte, zurückkehrte, führte er sein Alexanderfest mit großem

Beifall auf dem Covent-Garden-Theater auf. Das Glück lächelte ihm wieder, als Lord Middleser die Direktion der durch schlechte Verwaltung gesunkenen italienischen Oper übernahm und Händeln als Componisten anstellte, der zu dem Ende die beiden Opern Faramond und Alexander Severus setzte, und dafür 1000 Pfund erhielt. Einige andere Opern, die er noch im Covent-Garden-Theater gab, fanden weniger Beifall. Sein Wunsch war, unabhängig zu leben, und deßhalb fiel er auf die Erfindung oder vielmehr weitere Ausbildung der Oratorien, die jedoch nicht als Opern—denn man hielt dies für eine Entweihung des heiligen Stoffs — sondern als Konzerte gegeben wurden. Aber dieser Umstand machte, daß selbst sein im höchsten und vollendetsten Kirchenstyle geschriebener Messias anfänglich nur kaltsinnig aufgenommen wurde. Einen größern Beifall fand er in Dublin, wo er einige Vorstellungen gab, und als er nach 9 Monaten nach London zurückkehrte, ward er auch hier nach Verdienste anerkannt. Der Messias ward das Lieblingsstück des Publikums, und Händel gab ihn jährlich ein Mal zum Besten des damals noch schlecht fundirten Findlingshospitals. 1751 befiel ihn eine Augenkrankheit. Er unterwarf sich vergebens den schmerzhaftesten Operationen, das Uebel war unheilbar. Aber auch der Verlust des Gesichts hemmte seine Thätigkeit nicht; er setzte seine Oratorien bis 8 Tage vor seinem Tode fort, welcher den 14. Aug. 1759 erfolgte. Die brittische Nation ehrte sein Andenken, wie das Andenken ihrer größten Männer, und in der Westminster-Kirche zu London bezeichnet ein prächtiges Denkmal in Marmor das Grab dieses großen Verherrlichers der Tonkunst. Seine Opern wußte er immer nach dem Geschmacke der Nationen, für deren Bühne er sie schrieb, einzurichten; daher der Beifall in England, wo oft ein beliebtes Volkslied, das er mit Verschönerung und künstlichen Abwechselungen aufs Theater brachte, ihm die enthusiastische Verehrung der Engländer zuzog. Seine Kirchenstücke, wo er sich zugleich als großen Kontrapunktisten zeigte, und unter denen auch noch Judas Makkabäus, Saul ꝛc. sich auszeichnen, bleiben besonders in Rücksicht der Chöre unnachahmlich. Als Orgelspieler endlich war er einer der berühmtesten, so daß man ihn dem berühmten Joh. Sebastian Bach hat an die Seite setzen wollen. An körperlicher Kraft hierzu hat es ihm wenigstens bei seiner ungewöhnlichen Stärke nicht gefehlt, und Stunden lang konnte er mit dem größten Nachdruck auf der Orgel spielen, ohne zu ermüden.

Handel. Jeder Verkehr unter einzelnen Menschen oder Völkern, worin sie sich wechselseitig ihren Ueberfluß mittheilen, und dafür irgend ein anderes Erzeugniß der Natur oder der Kunst als Aequivalent wieder eintauschen, heißt Handel. Die Geschichte der Nationen liefert den Beweis, daß es kein kräftigeres Bildungsmittel, und keine reichhaltigere Quelle des Wohlstandes giebt, als der Handel; nicht allein werden auf seinem Wege die unumgänglich nothwendigen und eine Menge künstlicher Bedürfnisse befriedigt, sondern die Fortschritte des Menschengeschlechts auf der Bahn der Kultur, die Erwerbung und Erweiterung unserer Kenntnisse, sind die Resultate des Handels; selbst die Vermehrung der Menschenanattung, indem er eine Menge Hände beschäftigt, ihnen Felder zum Erwerbe eröffnet, und so die Heirathen befördert, knüpft sich an denselben. Manche Nation, die keine Bergwerke besitzen, zieht allein aus dem Verkehr ihren Geldreichthum, und macht durch sich ihre Kunst- und Naturprodukte eine andere, die reich an Gold- und Silberwerken ist, zinsbar. Der erste Ursprung des Handels ist so alt, als das Menschengeschlecht; seine Entstehung muß zum Wenigsten in die ersten Jahrh. fallen, weil die Menschen auch in der Kindheit ihre verschiedenen Bedürfnisse hatte, und der Eine im Besitze dieses, und der Andere im Besitze jenes Befriedigungsmittels war: zwischen beiden mußte sich daher bald ein

Umtausch der Genußmittel bilden, so daß man sich kein Zusammenwohnen einer Menge Menschen denken kann, ohne einen Handels-Verkehr, ohne einen Eintausch der verschiedenen Genußmittel, die dem Einen mangeln, und der Andere besitzt. Aus diesem Grunde findet man, daß bei allen Völkern das Aufkeimen des Handels mit den ersten Schritten zur Civilisation zusammenfällt, und daß keine Nation, und triebe sie sich auch wild in den Wäldern und auf Heiden herum, ohne Handelsverbindung und Verkehr, entweder unter sich, oder mit ihren Nachbarn ist. Der Natur der Sache gemäß konnte der Anfang des Handels nur in einem Umtausch der Landeserzeugnisse bestehen, und dies bleibt er auch das ganze Alterthum hindurch, und ist es im Grunde noch jetzt, da man das geprägte Geld immer für einen Handelsartikel ansehen kann. Man theilt den Handel in den der alten und neuen Welt. Den historischen Daten nach war Baktrien und Babylon die Wiege des größern Welthandels der alten Welt. Die Lage eignete diese Länder nur zum Landhandel, und die großen Steppen, die zwischen ihnen und Syrien, Arabien und Kleinasien lagen, mußten nothwendig diesen Landhandel zu einem Karavanenhandel ausbilden. Landhandel war daher der Charakter des Verkehrs der alter Völker untereinander, und selbst ihre Seereisen kann man nur für eine Fortsetzung ihrer Caravanen ansehen, weil ihre Fahrten immer nur von Insel zu Insel gingen, und längst der Küste geschahen; und wenn auch die Phönizier von Kanaans Küsten nach Spanien fuhren, Zinn aus England und Bernstein von den Gestaden der Ostsee holten, hielten sie sich doch stets an den Küsten, und wagten es nicht, die hohe See zu befahren. Selbst die berühmte Umschiffung Afrika's der Phönizier, die sie auf Befehl des Königs Nero von Aegypten ausführten, war nur eine Uferbefahrung. Die Handelsartikel, womit der Babylonier und auch die Phönizier die Märkte bezogen, waren vorzüglich einheimische Kunstprodukte, und unter diesen Fußteppiche, wollene und leinene Gewänder, die unter dem Namen Sindones berühmt waren; ferner eine Menge Putz- und Luxuswaaren, als wohriechende Wasser, Handstöcke und geschnittene Steine. Mit ihren spanischen Kolonien trieben die Phönizier einen Tauschhandel, und gaben für Gold und Silber Putzsachen und Spielereien wieder. Von Elath und Eziongeber aus fuhren sie nach Ophir, das die Geschichtsforscher bald in Ceylon, bald im glücklichen Arabien, und Bochart sogar auf der Ostküste von Afrika suchten. Zwischen den Hauptländern des persischen Reiches und Babylon fand ein lebhafter Landhandel statt: eine treffliche Kunststraße lief von letzterer Stadt nach Susa. In nicht weniger lebhaftem Verkehre stand es mit dem persischen Indien, dem jetzigen Belurlande, aus dem es Edelsteine, indische Hunde, Färbehölzer und Goldsand bezog; die Landstraße, wodurch diese Länder mit Babylon in Verbindung standen, lief durch die kaspischen Thore, durch Hirkanien und Aria über die hyrkanischen und parthischen Gebirge nach Alexandrien in Aria, ging dann östlich über Prophatasia, Arachotus und Ortospana, wo sie sich in drei Wege spaltete. Der eine lief in gerader östlicher Richtung nach den Gränzen Indiens; der zweite hatte dasselbe Ziel, nur mit einer mehr südlichen Biegung; ein dritter aber bog nördlich nach Baktra, und bildete die große Handelsstraße, die von Indien nach diesem Lande und dieser Hauptstadt führte. Eine andere Caravanstraße lief von Babylon nach den Ufern des Mittelmeers, und eine große Heerstraße (von den Persern angelegt) führte nach Vorderasien, nach Sardes und den griechischen Handelsstädten. Die Zweige des babylonisch-phönizischen Handels dehnten sich bis an den persischen Meerbusen und die Küsten Arabiens aus. Die Städte Herrha und Tylos waren Stapelplätze: im Meerbusen fischten sie Perlen, von Ceylon (dem alten Taprobane) empfingen sie über Dadus und Aratus Elfenbein, Ebenholz, Zimmt, arabischen Weihrauch und indische Spezereien.

Nebst dem phönizischen und babylonischen Handel war der der Carthager am weitesten verbreitet. Sie besaßen Niederlassungen in Spanien, wo sie Gades und Carthagena gründeten, legten Handelsplätze auf Sizilien und Sardinien an, und dehnten selbst bis ins Innere von Afrika ihre kaufmännischen Unternehmungen aus; als sie sich auch auf der Küste von Italien Niederlassungen zu erwerben, und Handelsverbindungen mit den Völkern Italiens einzugehen strebten, geriethen sie mit den Römern in feindliche Berührung, und mußten nach zwei hartnäckigen Kriegen fast alle ihre Colonien außer Afrika erobert und ihren Handel zerstört sehen, und in einem dritten Kriege wurde diese große Handelstochter der phönizischen Stadt Tyrus von der Erde vertilgt. Dies sind die Hauptzüge des Handels der alten Welt. Bei dem Einbruche der Barbaren aus Norden in die römischen Provinzen, und bei den Eroberungszügen der Araber wurde zum Theil der Völkerverkehr aufgehoben, und der Handel beschränkte sich nun lange Zeit hindurch bloß auf den Verkehr der Völker in ihrem Innern. In Italien erwachte er zuerst wieder; die Bildung der vielen kleinen Republiken in diesem Lande war ihm sehr günstig; seine thätigste Richtung hatte er nach der Levante, und besonders nahm Venedig und Genua hieran Theil; doch seine große Ausdehnung erhielt, und zum Welt- und wahren Seehandel wurde er erst, als die Portugiesen sich einen Weg nach Indien bahnten, und Amerika entdeckt ward. Ferner theilt sich der Handel in Groß- und Kleinhandel. Schlägt ein Kaufmann bedeutende Waarenmassen um, läßt er für eigne Rechnung arbeiten, und hält er eine Waarenniederlage, aus dem der Kleinhändler seinen Bedarf entnehmen kann, so ist er ein Großhändler. Der Zweck, den der Großhändler bei der Anlegung seiner Kapitalien zu erreichen sucht, kann dreifach seyn. Erstens. Er will bloß mit Handelsartikeln handeln, die im Lande erzielt und auch wieder verbraucht werden; man nennt diesen Handel den inländischen Consumtionshandel. Auf ihm beruhen die kommerciellen Verbindungen, in welchen eine Provinz des Vaterlandes mit der andern steht. Diese Gattung des Verkehrs wirft für den Staat den größten Nutzen ab. Denn der auswärtige Handel kann leicht, wenn die Nation an Geldwerth eine größere Waarenmenge einführt, oder von Fremden bei sich einführen läßt, als sie wieder ausführt, zum Ableitungs-Kanal für das Geld im Lande werden; der bloß inländische Handel hingegen hat diese Nachtheile nicht; er zieht zwar keinen größern Geldreichthum an, dafür erhält er aber das schon vorhandene im Umlauf; auf der andern Seite beschäftigt er eine bedeutende Anzahl Menschen, und vermehrt so den Betrieb, trägt zur Bevölkerung und Consumtion bei. Der auswärtige Handel kann, bei sonst gleichen Verhältnissen, für die Nation nur den halben Nutzen, den ihr der inländische gewährt, abtragen, weil mit demselben immer nur ein Kapital auf Unterhaltung und Beförderung werthschaffender Arbeiten gewandt wird; z. B. tauschet die eine ein, so bleibt der Gewinn ihnen beiden, während, wenn dieser Tausch zwischen den vaterländischen und fremden Erzeugnissen statt findet, das Ausland den Vortheil theilt. Ein anderer nicht geringer Vortheil des vaterländischen Handels ist die schnellere Rückkehr der darauf verwandten Kapitale, weil die Ausführung der kaufmännischen Unternehmungen beim auswärtigen Handel eine größere Zeit erfordert; oft müssen die Produkte eines fremden Landes durch die eines dritten erstanden werden: das Mittel, wodurch die letztern eingetauscht werden, sind zwar die vaterländischen; doch dieser zusammengesetzte Weg verzögert das Einlaufen der Kapitale. Die zweite Gattung des Großhandels ist der auswärtige Handel, wo vaterländische Produkte gegen fremde eingetauscht werden; die dritte endlich ist der Zwischenhandel oder der bloße Transporthandel; wenn der Kaufmann auswärtige Waaren von

dem Orte ihrer Gewinnung nach einem andern auswärtigen Lande verführt. Er hat hier keinen andern Gewinn, als bei der Transportkosten, und der Staat keinen andern, als daß er die Steuern von durchgeführten Waaren erhebt; treibt hingegen der Großhändler diesen Zwischenhandel auf eigene Kosten, so hat er allerdings Prozente von seinem Kapitale, wenn gleich diese nie so bedeutend seyn können, als bei den andern Gattungen.

Handel (deutscher). A. zu Wasser. Unter allen Flaggen des Mittelmeers ist zur Frachtschifffahrt von Hafen zu Hafen die östreichische jetzt die zahlreichste; vormals war es die venetianische, welche an Oestreich überging. Die griechische Insurrektion nahm der griechischen, wegen ihrer jetzigen Unsicherheit, die frühern Vorzüge. Die preußische Flagge in der Ost- und Nordsee ist natürlich sehr bedeutend; aber eine Kriegsmarine hat sie nicht, sie schützt sich indeß durch ihren Namen. Die Zahl der Schiffe hanseatischer, hannöverischer, oldenburgischer und meklenburgischer Flagge ist sehr mäßig in Folge der unglücklichen Idee des Auslandes, mit Vermehrung der Handelsverwirrungen, der eigenen Flagge vor jeder ausländischen im Hafen- und Tonnengelde und im Zolle Vortheile einzuräumen. Nach den jüngsten Handelstraktaten scheint sich überall das Vorurtheil zu brechen, daß der Ausländer ein schweres Hafengeld erlegen muß. Die Retorsion erzwang diese vernünftigere Einrichtung, da gerade die größten Frachtschiffer (Nordamerika und England) am meisten in fremden Häfen ihre Anker werfen. Aber in Hinsicht der Zölle ist das Uebel im Auslande ärger geworden. Mehrere Staaten untersagen die Einfuhr deutscher Industrie entweder ganz, oder gestatten jene nur unter den drückendsten Zöllen. Letzteres erwählten die Nordamerikaner und die Insurgenten der ehemaligen spanischen Kolonien. Erstere drohen sogar dies Ausschließungssystem immer weiter zu treiben, nachdem die gesetzgebende Gewalt den Planen der vollziehenden ihren Beifall ertheilt hat. Für die Erweiterung der deutschen nordischen Frachtschifffahrt ist nichts zu wünschen, denn sie ist unnatürlich beim jetzigen Prohibitivsystem: aber warum sollten wir nicht, gleich andern Völkern, unsere Heringe, Stockfische und Wallfischfang in der Süd- und Nordsee eigenen Bedarfs durch thätige Assoziationen uns zu verschaffen suchen? Dafür müssen unsere Küstenregierungen besser als bisher sorgen. Die Elberfelder westindische und die Eidhandlungsgesellschaft hoffen unsern Produkten Abzug jenseits des Meeres zu verschaffen. Kaum sahen das die Niederländer und das kleine Glück der ersten Versuche: so trat mit größeren Mitteln eine niederländische Aktiengesellschaft zu gleichem Zwecke zusammen. Denn es ist der Vorzug der Oeffentlichkeit und Civilisation, daß jede nützliche Idee von Volke zu Volke überspringt. Aber eben daher muß man auch nichts übertreiben, und auf keine andere Beziehungen, als Absatz in Deutschland rechnen. Werden unsere beiden neuen Handelsgesellschaften nicht durch untreue Beamte bedient, und erleiden sie im Anfange keine zu große Verluste: so bestehen sie hoffentlich, und können unsern Fabrikanten Nutzen gewähren. B. Zu Lande. Wir haben zu Darmstadt und Arnstadt Handelskongresse zusammen treten und auseinander gehen gesehen. Zu viel Fabrikatur haben einige Staaten, und Mitteldeutschland besonders. Sie sind souverän. Warum versucht man nicht vor allem zuerst mit Preußen sich durch einen Handelstraktat in Verbindung zu setzen? Das preußische Kabinet kann sein eigenes Interesse nicht verkennen, gegen politische Maßregeln wider die Smugler von Seiten der Nachbarstaaten, der Industrie der kleinen Staaten und ihrem unschuldigen Transit Concessionen zu bewilligen, die ältern allgemeinen Einrichtungen mildern; aber es wird dieser Verein, weil er sonst für solches wenigen Werth hätte, nur mit den Staaten zwischen Oestreich, Königreich Sachsen und Preußen, gemeinschaftlich schließen wollen. Was besonders unsern Meßhandel und Transitohandel betrifft, so

wachsen die Zölle und die Prohibitionen im Auslande, und das brittische Lagerhaussystem droht sehr unser direkten Ausfuhr. Freilich werden die Fabrikanten nicht Alles erlangen, was sie sich wünschen, aber doch Manches erlangen können. Schlossen sich kleine und große Staaten im deutschen Bunde zusammen, warum nicht auch im Handelsverkehr? Zu den unmoralischen Erwerben kleiner Gränzländer sind zu rechnen der verrufene Schleichhandel und die Assekuranz für glückliches Einschleichen. Selten befaßt sich die jüdische Industrie mit der Vollziehung des Einbringens persönlich; aber sie leitet solche oft, und kauft dazu den ärmeren Mitbürger. Trunkenheit und Liederlichkeit herrschen gemeiniglich in den dienstbaren Smugglerklassen. Mag dieser Erwerb untergehen und dagegen der ehrliche Fabrikarbeiter sich weniger kümmerlich ernähren! Es scheint Letzteres ein nützlicherer Gewinn. Uebrigens ist wohl Deutschland nicht so geldarm, als man es darstellt. Der verrufene Staatspapierhandel ist das Hauptrad der neuern Spekulationen. Er schleudert Millionen von einem Platze auf den andern, und ist die Hauptquelle vieles Unregelmäßigen, was uns drückt. Der Trieb, alles Eigenthum zu mobilisiren, hat Christen und Juden unserer Handelsplätze angesteckt, erschüttert so gut wie die französische Revolution die civilisirte Menschheit, und wird wahrscheinlich durch Willen der gütigen Vorsehung auf sehr indirektem Wege das erzwingen, was Wenige ahnen, Zerschlagung des großen Grundeigenthums in Erbpachten, weil der große Grundeigenthümer bei eigener Verwaltung oder Verpachtung im Ganzen und schweren Zinslasten, die ihn drücken, nicht mehr fortexistiren kann. Aber wie viele neue Reiche und neue Arme werden bis dahin sich bilden?

Handel und Schifffahrt auf der Donau. Bei Ulm beginnt die Schifffahrt dieses großen, bei Donaueschingen entspringenden Stromes, einen zweiten Stapel übt Regensburg, einen dritten Wien, einen vierten Pesth, einen fünften Belgrad bis ins Meer; je näher diesem Ziele, desto reißender wird die Donau. Die meiste Schifffahrt geht stromunterwärts. Aufwärts war sie sehr schwierig, wegen des starken Falls und der vielen Sandbänke, so lange wir keine Dampfschifffahrt kannten. Bald wird in Folge der letztern die Donauschifffahrt wenigstens so lebhaft werden müssen, als diejenige des an seinen Ufern öden Ohio und Missisippi, oder es müßten die Regierungen Würtembergs, Baierns, Oestreichs und der Pforte die großen Vortheile nicht einsehen, die aus einem lebhaften Handel der Ober- und Niederdonau bis ins Meer entspringen können. Bis jetzt ist das Haupthinderniß der hoch besteuerte Verkehr Ungarns und Oestreichs gegen einander, und der Grundsatz der östreichischen Handelspolitik, ihren Staat aller fremden Industrie durchaus zu verschließen. Für eine allgemeinere Waarensendung auf der Donau spricht indeß, daß man z. B. auf der großen Donaustraße allem Contrebandiren kräftig entgegen wirken kann, und daß Ungarns Niederungen und Marschinseln auf dem allerwohlfeilsten Wege Baiern und Würtemberg z. B. mit Reiß versorgen können, und mit Manchem, was dies herrliche Land entbehren, und für seine Bedürfnisse andrer Art ausführen kann. Bisher wird der Donauhandel jährlich immer bedeutungsloser; denn der Ulmer darf nur bis Regensburg und dieser bis Wien schiffen, und an Waaren nichts als Wein zurück nehmen. Der Wiener dagegen darf alle Güter nach Regensburg fördern, bringt aber bei der Industriesperre Oestreichs gegen Baiern fast nur türkische Waaren und Kupfer aus Ungarn dahin. Der Hauptstapelplatz des Donauhandels in Ungarn ist Pesth, an dessen Ufern jährlich zum innern und äußern Verkehr bei 8000 Fahrzeuge landen. Hätte die Save und Kulpe eine weniger beschwerliche Schifffahrt, so würde sie die Haupttheile Ungarns mit dem adriatischen Meere verbinden. Schöne Hoffnungen für die Zukunft blühen durch den Franzens- und Theresien-Kanal, so wie die Vereinigung mit dem Carlstädter Kanal,

der bis Brod fortgeführt wird. Die Donau und der Main, und dadurch auch der Rhein und die Donau, bedürfen einer, nicht in zu seichten Dimensionen angelegten Kanalverbindung, die Wiebeking bereits umständlich angab, und die bessere Schiffbarmachung der Einströmungen Baierns in die Donau herbei führen wird. Die baierischen Landstände empfahlen diesen Kanal der Vollziehung ihrer Regierung; die östreichischen Landstände, wenn sie für Landesverbesserungen unabsehlicher Vortheile für die Enkel Sinn haben, werden gleichen Wunsch äußern. Die Wegschaffung der Hindernisse der Schifffahrt ist in unserm, in Sprengungen selbst unter dem Wasser durch Taucher und in Umleitungen eines versandeten Flußbeets erfahrnen Zeitalter, nicht mehr zurückschreckend, und die wachsende östreichische Industrie in Tuch und Baumwolle läßt solche wünschen, um in Baiern und Würtemberg ihre Produkte mit billiger Fracht und mäßigem Zoll absetzen zu können.

Handelsbilanz nennt man das Resultat der Vergleichung des Gesammtwerths der Ausfuhr mit dem der Einfuhr eines Landes. Dieselbe ist als günstig anzusehen, wenn der Werth der Ausfuhr den der Einfuhr überwiegt, und ungünstig im entgegengesetzten Falle. Die Mittel zur Ergründung der Handelsbilanz eines Landes, welche man gewöhnlich zu diesem Zwecke angibt, sind eben so unzulänglich, als die Folgerungen, welche man in staatswirthschaftlicher Hinsicht daraus zieht, höchst schwankend und trüglich, und daher nicht selten schädlich sind. Zu diesen Mitteln zieht man vorzüglich Erstens, die Zollregister: diese sind aber deßhalb unbefriedigend, weil Alles darin fehlt, was durch den Schleichhandel ein- und ausgeht; ferner werden darin bloß die aus- oder eingehenden Genußmittel verzeichnet; dann werden die Waaren nicht nach ihrem wirklichen Preise aufgeführt, sondern nach den einmal bestimmten Tarifsätzen, die gar sehr von den wirklichen Preisen abweichen können; endlich sind in den Zollregistern selten die Bestimmungen genau angegeben, in wiefern die Waaren für ein gewisses fremdes Land geladen sind, oder von ihm kommen. So steht z. B. in den engl. Zollregistern die Einfuhr der Waaren aus Deutschland tief unter der Ausfuhr der Waaren nach Deutschland; die Angaben sind aber falsch, denn auf Deutschland sind die Waaren gerechnet, die gar nicht in diesem Lande bleiben, sondern auf den Leipziger Messen weiter nach Polen, Rußland, Ungarn und der Türkei, so wie auf den Frankfurter Messen nach Italien, Frankreich und der Schweiz verkauft werden; dahingegen stehen die deutschen Waaren, die den Rhein hinab durch Holland nach England gebracht werden, in den englischen Aus- und Einfuhrlisten als Einfuhr von Holland und nicht von Deutschen. Zweitens sieht man auch den Wechselcours als ein Mittel an, die Handelsbilanz eines Landes zu ergründen. Allein es ist eben so unzureichend; denn der Wechselcours kann allenfalls die Zahlungsbilanz oder das Verhältniß des Debet und Kredit zwischen zwei Plätzen anzeigen; da sich aber die Bilanz der Zahlungen zwischen zweien Plätzen nicht lediglich nach dem Handel, den beide miteinander führen, richtet, sondern oft auch zugleich nach dem Verkehr, den jeder dieser Plätze mit andern treibt, so folgt daraus noch gar nicht, daß der Wechselcours auch eine richtige Handelsbilanz anzeigen müsse. Dann kann auch wegen des besondern Handels mit Wechseln, die seiner Natur nach die Course an allen Handelsplätzen in ein Gleichgewicht zu stellen strebt, der Cours zwischen zwei gegebenen Plätzen nicht mehr das Verhältniß ihrer gegenseitigen Aus- und Einfuhr anzeigen. Dazu ist die gewöhnliche Methode, den Wechselcours zu berechnen, so mangelhaft daß gar kein sicheres Resultat vom Verhältniß des Debet und Kredit zweier Länder aufzustellen ist. Lange Zeit hindurch hat die Lehre von den Handelsbilanzen eine wichtige Rolle in der Staatswirthschaft gespielt, denn auf sie ist hauptsächlich das sogenannte Merkantilsystem gegründet worden; in neuern Zeiten hat man sich aber durch eine genauere Entwicklung der Natur des Handels von ihrer Unsicherheit und Trüglichkeit vollkommen überzeugt.

Hauptsächlich hat wohl ihre Verwechselung mit der National-Wirthschaftsbilanz, die wirklich von hoher Wichtigkeit ist, und das Verhältniß zwischen Erzeugung und Verbrauch eines Landes angibt, veranlaßt, daß die Lehre von der Handelsbilanz ein so hohes Ansehen erlangt hat.

Handelsfreiheit, d. h. Aufhebung aller Einschränkungen und Hemmungsmittel des Handelsverkehrs der Völker untereinander, erklärt A. L. v. Schölzer für eine fromme Chimäre, für einen philantropischen Wunsch unserer Tage. „Uneingeschränkte Handelsfreiheit, sagt er, ist ein eben so auffallend widersinniges Ding, wie die uneingeschränkte Freiheit zu handeln überhaupt; beide sind möglich, wenn in jenem Falle alle Kaufleute, und in diesem alle Menschen höchsterleuchtet und grundehrlich sind." Ganz Unrecht kann man Schölzern in dieser Hinsicht nicht geben; denn so lange noch die Staaten in den Beschränkungen des Handels eine Quelle ihrer Einkünfte sehen; so lange ein Staat den Verkehr mit einem andern durch Zölle und Einfuhrverbote drückt und beengt, und hiedurch den andern zu Repressalien auffordert; so lange man in den Hindernissen, die man der Einfuhr der Erzeugnisse des fremden Landes in den Weg legt, ein Mittel sieht, die vaterländischen Produkte und Manufakturen zu heben; und so lange dies System von den meisten Staaten angenommen und in Ausübung gebracht wird, würde für den Staat, der den Grundsatz der völligen Handelsfreiheit annähme, ein großer Nachtheil daraus entstehen. Inzwischen ist es auf der andern Seite nicht weniger wahr, daß jede Staatsverwaltung diesen Grundsatz auffassen und in ihrem Handeln sich ihm so sehr als möglich nähern sollte; für den ausländischen Handel mag die Maxime, den Verkehr einzuschränken, beibehalten werden; im Inlande hingegen müssen alle Schranken fallen, wenn überhaupt der Betrieb gedeihen soll. Es ist allerdings ein schöner Traum, unbedingte Handelsfreiheit, und das Geschrei nach derselben wurde vorzüglich durch Napoleon's Gesetz von Trianon, wodurch er die Continental-Sperre (vergl. d. Art. Continentalsystem) von Europa dekretirte, das man für die empörendste Ausgeburt der Tyrannei ausgab, und das zugleich eine gänzliche Unkunde mit den Verhältnissen des Handels und Verkehrs beweisen sollte, in allen Ländern geweckt. Der Theorie nach mag es wahr und ausgemacht seyn, daß der Wohlstand der Nationen ungemein befördert würde, wenn sie sich wechselseitig freien Spielraum im Anbaue ihres Bodens, in Erzielung ihrer Manufakturen und in Absetzung beider Produktions-Arten nach Außen gönnten. Die Natur scheint auch einen solchen freien Handelsverkehr zu verlangen; kein Boden bringt alle Bedürfnisse, die seine Einwohner zum Genusse verlangen, hervor, oder doch nicht in hinlänglicher Menge; kein Land ist zu jeglicher Art des Erwerbs und des kaufmännischen Betriebs geeignet, und wenn auch die Natur Eins so begünstigt haben sollte, daß es alle Gewerbszweige zu ihrer möglichsten Vollkommenheit treiben, und jegliche Gattung von Naturprodukten hervorbringen könnte, so würde es doch hierzu an Kapitalien und Menschen fehlen. Ein Volk vermag aus dem Gewerbszweige, zu dem die Natur des Landes sich günstig zeigt und aufmuntert, den größten Vortheil zu ziehen, wenn es den Willen der Natur nicht verkennt, und treu und fleißig seine Kräfte auf denselben verwendet; es wird dann im Verhältnisse zu einem andern Lande, dem diese Naturgunst nicht ward, seine Waare in größerer Menge und Güte liefern, und andere, zu deren Gewinnung ihm entweder sein Klima oder Boden die Mittel versagte, oder in der es doch mit Auswärtigen nicht wetteifern kann, für seine Güter eintauschen. In so weit würde allerdings eine völlige Handelsfreiheit wünschenswerth seyn. Doch der jetzige Stand der Staaten gegeneinander, und ihr Egoismus, dem es gleich ist, unter welchen Lasten und Einschränkungen sein Nachbar leidet, wenn er sich nur wohlbefindet, wird diesen Grundsatz nicht sobald aufkommen lassen, und die unbedingte

Handelsfreiheit dürfte noch lange ein frommer Wunsch bleiben. In unsern Tagen scheint sich England der Maxime der Handelsfreiheit mehr zu nähern als Frankreich; zum wenigsten haben die berühmtesten Redner und Staatsmänner im Parlamente Grundsätze ausgesprochen, die ganz in diesem Geiste gedacht sind. Frankreich handelt hingegen durch den Vorschlag seiner Douanen-Gesetze wieder in dem Geiste der napoleonischen Handelssperre.

Handelsgerichte. Die Natur des Handels und der aus ihm fließende Gewinn, der oft von der schnellen Ausführung eines kaufmännischen Unternehmens abhängt, und deßwegen die Güter nicht lange unbenutzt liegen lassen darf, verlangt bei vorkommenden Mißhelligkeiten und Streitigkeiten über die wechselseitigen Rechte der Kaufleute eine pünktliche und rasche Gerechtigkeitspflege. Um diese dem Kaufmannsstande zu gewähren, sind in den meisten Handelsplätzen eigne Handelsgerichte niedergesetzt worden, die aus Kaufleuten und Rechtsgelehrten bestehen; vor welchen in einem abgekürzten Verfahren, und ohne die Weitläufigkeiten des gewöhnlichen Prozeßganges, alle in einer Handelsstadt oder einer Fabrikgegend vorkommenden Streitigkeiten, die auf den Handel Bezug haben, nach Gesetz, Herkommen und Billigkeit abgeurtheilt werden. Zu demselben Zwecke besolden die meisten handelnden Nationen in den Hauptstädten ihres Verkehrs Konsuln, deren vorzüglichste Beschäftigung es zwar ist, die Gerechtsame und die Ehre ihrer Nation gegen die Angriffe fremder Regierungen wahrzunehmen, die aber auch damit beauftragt sind, Streitigkeiten, die sich über gegenseitige Verbindlichkeiten zwischen den Kaufleuten erheben, zu schlichten. Es ist nicht historisch gewiß, ob die Alten schon ähnliche Handelsgerichte besaßen; doch ist es wahrscheinlich, da bei den großen Handelsnationen des Alterthums das Bedürfniß so gut, wie bei uns, hierauf führen mußte. Im 11. Jahrh. entstanden sie zuerst in Pisa; sie scheinen aber im Anfange bloß Schiedsrichter gewesen zu seyn, da bei jedem vorkommenden Rechtsfalle ein solches Gericht konstituirt wurde. Die Kaufleute wählten die Richter, und die streitenden Parteien unterwarfen sich ihrem Ausspruche, mehr des Ansehns und rechtlichen Rufes wegen, worin die Richter standen, als daß sie eine exekutorische Gewalt, welche ihrem Urtheile Achtung verschaffen konnte, besessen hätten. Später blieb zwar noch die Wahl der Gerichtsglieder der pisanischen Kaufmannschaft frei; doch mußte sie erst durch die Staatsbehörde bestätigt werden, ehe sie ein rechtsgültiges Urtheil fällen konnten. Ihr Kodex scheint das pisanische Seerecht, dem Papst Gregor VII. 1075 seine Sanktion gab, und aus dem wahrscheinlich das Consulato del mare floß, gewesen zu seyn. Papst Paul III. bestätigte die Konsuln zu Rom. 1560 erhielten die pariser Kaufleute von Franz I. das Recht, sich in Handelssachen Schiedsrichter zu wählen, und einige Jahre darauf wurde ein förmliches Handelsgericht eingesetzt; dies geschah auch in allen Städten Frankreichs, wo ein wichtiger Handel betrieben wurde. Heinrich VII. führte sie in London ein, und schon 1447 findet man sie in den Hansestädten errichtet. Doch nicht in allen Hansestädten gab es förmliche Handelsgerichte; in mehreren wurde eine Magistratsperson mit der Schlichtung der kaufmännischen Mißhelligkeiten beauftragt. Beschäftigen sich die Handelsgerichte vorzüglich mit Seeangelegenheiten, so heißen sie Admiralitätsgerichte. Mehrere handelnde Nationen haben ihren eigenen Handelskodex entworfen, nach dem jene Gerichte ihre Urtheile fällen müssen. Die ausgezeichnetsten sind der Code de commerce der Franzosen und die Hamburger Handelsgerichts-Ordnung, die 1815 bekannt gemacht wurde, und in dem Geiste des französischen Code de commerce entworfen ist. Ein bedeutender Handelsort kann nicht füglich Handelsgerichte entbehren, und namentlich zur schnellen Abmachung durch Vergleich oder Distribution der in der spekulirenden Kaufmannschaft so häufig eintretenden Fallimente. Die Handelskodexe vieler Nationen bedürfen, da sich die Handelsverhältnisse in

den spätern Zeiten sehr verwickelt und vielfach gestaltet haben, wohl einer zeitgemäßern Revision.

Handelsgesellschaften, Handelskompagnien. Wenn mehrere Kaufleute unter gewissen Bedingungen zusammentreten, um gemeinschaftlich ein bestimmtes Handelsziel zu erreichen, so bilden sie eine Handelsgesellschaft. Es giebt ihrer zwei Arten. Bei der ersten haben die Glieder der Gesellschaft kein gemeinschaftliches Ziel, jeder treibt die Geschäfte auf eigne Rechnung, und theilt weder Gewinn noch Verlust mit einem Andern. Die Absicht bei der Errichtung einer solchen Gesellschaft ist bloß, den Mitgliedern Gelegenheit zu geben, in nähere Berührung zu treten, Handelsverbindungen anzuknüpfen, ihre Ansichten und Meinungen über kaufmännische Unternehmungen einander mitzutheilen, u. s. w. Eine andere Art sind die Handelsgesellschaften durch Aktionäre, Aktiengesellschaften; hier legen die Mitglieder ein bestimmtes Kapital zusammen, was sie auf einen gemeinschaftlichen Handlungszweck verwenden. Eine solche Gesellschaft muß als eine moralische Person angesehen werden. Gewöhnlich haben alle, welche Aktien in dem gesellschaftlichen Fond haben, Sitz und Stimme in der Berathung der Compagnie; sie wählen durch Stimmenmehrheit ihre Vorsteher und Beamten, nehmen die Handlungsbilanz ab, und theilen Gewinn und Verlust. Solche Gesellschaften sind sehr zu empfehlen gegen Völker, welche, wie die Chinesen in Canton, nur mit einer inländischen Handelsgesellschaft den Handel zulassen; wie man denn überhaupt mit unkultivirten Völkern anders sich in Handel setzen muß, als mit civilisirten. Am vorsichtigsten sahen wir die Engländer bei dem Handelsverkehr mit den neuen in Amerika entstandenen Handelsstaaten verfahren, indem erst die inländische Kaufmannschaft große Baarsendungen durch brittische Kriegsschiffe bewerkstelligte, und sogleich darauf, als England aus der Commitirenden Bestellungen die augenblicklichen Bedürfnisse der Amerikaner kennen gelernt hatte, folgten in die Häfen und Handlungsplätze brittische Handelshäuser, welche nun wahrscheinlich die durch den Bürgerkrieg ruinirten inländischen großen Kaufleute verdrängen werden. Wenn auch die Landesgesetze einer solchen Aktiengesellschaft keine Monopole ertheilen, so führte doch das Wesen dieser Gesellschaften mehr oder weniger darauf hin, sich des Alleinhandels zu bemächtigen; indem kein Kaufmann auf die Dauer im Stande seyn wird, mit der Gesellschaft zu wetteifern, weil er unmöglich so große Kapitalien zur Verwendung besitzt. Auf diese Weise wird er gezwungen, der Aktiengesellschaft beizutreten; auf den aber, den diesen Beitritt nicht erlangen kann, übt die Gesellschaft einen starken monopolistischen Druck aus. Dieser wird noch vermehrt, wenn die Gesellschaft die Bedingungen der Aufnahme erschwert. In England mußten deßwegen zu wiederholten Malen durch Parlamentsakten die Aufnahmegesetze solcher Gesellschaften gemildert und eingeschränkt werden. Man hat viel darüber geschrieben, ob Aktiengesellschaften dem Staate nützlich seyn oder nicht? Sie üben zwar auf der einen Seite auf die Nationalkapitale einen nachtheiligen Einfluß aus, indem sie dieselben zwingen, eine bestimmte Richtung anzunehmen, heben mehr oder weniger die Freiheit auf, mit denselben nach allen Seiten zu schalten, und werden leicht für andere Kaufleute, die nicht in dem Gesellschaftsverbande sind, drückend; doch auf der andern Seite werden große Handlungsunternehmungen nur durch sie möglich; was die Kräfte eines Einzelnen nicht zu erzielen vermögen, wird durch einen Verein Mehrerer erreicht. Nicht weniger nutzenbringend sind sie für einen Staat, dessen Kaufleute zu gewaltige, auswärtige Nebenbuhler haben, mit der sie die Konkurrenz nicht aushalten können; um daher nicht von den Märkten verdrängt zu werden, bleibt ihnen kein anderer Weg, als durch Zusammentreten die Kapitale zu gewinnen, mit denen sie gegen ihre Nebenbuhler das Gleichgewicht halten können. Die merkwürdigste Aktiengesellschaft ist die englisch-

ostindische Compagnie; sie besitzt Reiche, Flotten und Heere, greift vielfach und mächtig in die Politik Englands und durch sie in die der ganzen Welt ein. In der neuern Zeit haben sich eine Menge Aktiengesellschaften gebildet, besonders nach Amerika hin, die sich die Bearbeitung der dortigen Bergwerke zum Ziele setzen. Auch in Deutschland hat sich unter dem Namen: rheinisch-westindische Compagnie eine Gesellschaft von Aktionären gebildet; sie verspricht viel zum Flore des vaterländischen Handels beizutragen. S. Ostind. Compagnie.

Handels-Kammern, Handels-Kollegien, Kommerz-Kammern, Kommerz-Kollegien. Die Absicht bei der Errichtung dieser öffentlichen Anstalten war Begünstigung des Handels. Ein Corps von einsichtsvollen Kaufleuten unter der Direktion oder der Kontrolle eines Staatsbeamten sollte die Mittel in Berathung ziehen, welche die kommerziellen Erzeugungen befördern und beleben könnten; es sollte den Gang des Handels beobachten, ihm durch Gesetze, Vorschläge und Verordnungen eine vortheilhafte Richtung geben, die Hindernisse, welche sich ihm entgegenstellten, ergründen und weise heben. Hätten die Handelskammern diese und ähnliche Verpflichtungen immer gewissenhaft erfüllt, so könnten sie nicht anders als fruchtbringend gewesen seyn; sie haben aber oft durch Staats- oder Privat-Begünstigungen gewisser Zweige des Handelsverkehrs dem Ganzen mehr geschadet als genützt; sie haben oft durch Einschränkungen, Verbote und Zwangsgesetze den ausländischen Handel auf Kosten des inländischen gehoben, durch Ertheilung von Monopolen die Gewerbfreiheit und den Handel beschränkt; sich durch falsche Theorien und Ansichten verleiten lassen, das Nationalkapital aus einem vortheilhaften Erwerbzweig zu ziehen, und dasselbe auf einen weniger vortheilhaften zu verwenden. Sie können indeß nöthig seyn, wenn eine Regierung von Landesväterlichkeit, ohne Kontrolle solcher Kammern, vielleicht zu frühe auf unerwartete Begebenheiten einwirkt, oder von organisirten Landesstellen geschäftskundiger Männer in Handelssachen stets berathen zu seyn wünscht.

Handels-Kongresse. Unsere Handelsvereine, die unter sich zu bald uneins wurden, haben wenigstens eine höhere Aufmerksamkeit der Regierungen für sich erregt und allenthalben, außer Oestreich, das eine eigenen Handelspolitik befolgt, die auf seinen großen Körper berechnet ist, und offenbar, wenn auch langsam, außer Ungarn, eine große Nationalindustrie seit Josephs II. Zeiten erzeg. Ihrem Impuls und freilich mehr noch den Wünschen mancher Landstände (denn alles Gute muß sich von mehreren Seiten empfehlen) verdanken wir dem Darmstädter Kongreß, an welchem die großen süddeutschen und die meisten Staaten Mitteldeutschlands Theil nahmen. Einige Erfolge hat der Kongreß in Süddeutschland, aber keine in Mitteldeutschland gehabt. Um hier weiter zu gelangen, trät der Arnstädter Kongreß zusammen, der auseinander gegangen ist, aber keine sichtbaren Resultate bisher verkündete. Alle diplomatischen Verbesserungen können nur hervorgehen aus einem Handelstraktat mit den benachbarten größeren Staaten, und wenn man der Kontrebande etwas kräftiger entgegen wirkt: so läßt sich wohl hoffen, daß die starre Handelspolitik der Nachbaren sich für diese und die anderen Bundesstaaten mildern könne; aber wenn man vom großen Staate Opfer verlangt: so muß der kleinere sich auch nicht finanziell dem Nachbaren feindlich entgegen stellen. Das sächsische Mitteldeutschland erfuhr keine Amalgamationen, außer dem nördlichen, westlichen und östlichen Sachsen, das zum Theil preußisch wurde; es hatte zu viel fremde Produkte für den nächsten Meßverkauf geliefert, wegen geringer Bodenvertheilung verbesserte und terrassirte man den Boden zu wenig, und hatte die Wiesen weder gedüngt, noch bedeicht oder abgezapft. Dadurch fiel der Tagelohn im Gebirge, der in dem ebenen Sachsen hoch steht, und nur die niedrigen Frucht-

preise erhalten den wenig bedürfenden Spitzenklöppler, indeß der Fabrikherr noch nicht schlecht lebt. Der Nachkomme der Sorben und Wenden ist noch immer ein trefflicher Pflüger, steht aber als Viehzüchtler, die Schafe abgerechnet, stets unter dem Franken und Alemannen, wie vor 1000 Jahren. Hier wird von mehrerer Theilung des Grundes und Bodens, welchen aber jeder behausen muß, das Heil der Nachkommenschaft ausgehen müssen, da in Gegenden, wo Mann, Frau und Kind zugleich erwerben, frühe und fruchtbare Ehen und ein mäßiger Menschenschlag zu erwarten ist, der, weil er so mäßig ist und Fürst und Vaterland liebt, selten auswandert. Eine frohe Erscheinung für Baden und Darmstadt war derselben Handelstraktat, der glückliche Folgen haben wird. Alle Artikel sind ganz dem jetzigen Bedürfnisse angemessen und beiden Völkern gleich vortheilhaft. Den Darmstädter Handelskongreß besuchten Abgeordnete von Baiern, Würtemberg, Baden, Hessendarmstadt, Nassau, die 5 sächsisch-ernestinischen und die reußischen Häuser, um die wechselseitigen Handels- und Zollverhältnisse ihrer Unterthanen durch einen vollständigen Vertrag fest zu ordnen. Später trat Churhessen mit Waldeck und den Häusern Schwarzburg und Hohenzollern bei. Die Unterhandlungen ergaben jedoch seit Sept. 1820 kein Resultat. Es schien Absicht zu seyn, eine solche Mauthordnung herzustellen, welche zugleich für die Finanzen ergiebig und dem Interesse des Handels und der Fabrikatur in den Gesammtstaaten förderlich ist. Der deutsche Handelsverein hat sich beeilt, dem Kongresse seine Ansichten und die gesammelten Notizen des jetzigen Standes des Handels und der Fabrikatur in diesen Staaten vorzulegen. Die Landstände der drei großen süddeutschen Staaten haben von ihrer Seite die Beschleunigung eines Finalschlusses empfohlen. Baiern wünscht, daß seine Mauthordnung von allen jenen Staaten als gemeinschaftlich angenommen werden möge, da es wegen seines Staatseinkommens von 2½ Millionen Fl. von den Einfuhren fremder Waaren gedeckt bleiben will. Frankfurt und das königliche Sachsen sind diesem Kongreß bisher nicht beigetreten, und die Schweizerstaaten sind unter sich uneins, ob sie dem bemeldeten Congresse sich anschließen wollen oder nicht. Preußen und Oesterreich haben ein ganz anderes Mauthsystem, und das nahe Frankreich läßt keine Waaren fremder Industrie passiren. Die durch Deputirte beim Congreß erschienenen Staaten bilden indeß über 8 Mill. Menschen Bevölkerung und eine Oberfläche von 3000 Q.Meilen. Ohne die freie Einfuhr der Erzeugnisse dieser 9 Staaten aus einem Staat in den andern, ist kein gemeinschaftliches Interesse gedenkbar; jedoch so viel ist klar, daß sich die Finanzen der kleinen Staaten bei einer gemeinschaftlichen Mauth besser befinden dürften, und daß allen großen süddeutschen Staaten die Nothwendigkeit einzuleuchten scheint, dem französischen, niederländischen, brittischen und österreichischen System der Ausschließung aller fremden Fabrikate eine ähnliche Retorsionsweise entgegen zu setzen, um dadurch ein billigeres Handelssystem mit dem Auslande und den Nachbaren sich zu öffnen. Baden verfügte nach der unmäßigen französischen Zollerhöhung auf das deutsche Mastvieh volle Prohibitivmaßregeln gegen franz. Fabrikate; Würtemberg und Baiern aber nur Erhöhung der Zölle auf französische Industriewaaren.

Handelsliteratur. Sie ist dem Handelsstande bestimmt, und geht daher in der Regel vollkommener aus der Hand der Geschäftsmänner im Fache, als der Gelehrten mit einigen etwanigen oberflächlichen Handelskenntnissen. Aber den Kaufmann interessirt nur die jetzige Statistik des Handels, mit Courszetteln, Preiscouranten, Schifffahrtslisten. Eine allgemeine Geschichte des Handels hat die kaufmännische Literatur nicht und bedarf sie auch nicht. Nur diejenigen schlugen den rechten Weg ein, welche den jetzigen Handel eines gegebenen Staats oder einen Staat ins Auge faß-

ten und darstellten. Eine Handelsgeographie, ohne genauere Kenntniß der Waaren, welche ein Platz jetzt liefert und jetzt bedarf, durch Handelskorrespondenz oder persönliche Bekanntschaft, möchte manchen Kaufmann irre leiten, wenn sie nicht von sehr geschäftskundigen Kaufleuten revidirt worden ist; und eben daher läßt sich eine solche nur aus London, als der ersten Welthandelsstadt, erwarten; sie muß aber zu schwierig seyn, oder entbehrt werden können, weil sie noch nicht existirt. Bohn, Bruns und Nemnich möchten wohl nicht mehr einen kaufmännischen Leiter abgeben können, den jetzt Krüger's Kaufmann ersetzt. Kelly's Cambiste universel in 2 Bänden mag Werth haben. Fehlt noch eine allgemeine Waarenlehre: so rührt dies daher, daß solche nur eine Gesellschaft erfahrner Mäkler auf einem großen Handelsplatze zu liefern vermag. Gerühmt wird aber Leuchs Lehre der Aufbewahrung und Erhaltung aller Körper, Nürnberg 1820. Eine sogenannte höhere Handelswissenschaft, als diejenige eines Grossirers oder Geldmanns in Staatsschuldscheinen und in den Bankgeschäften, gibt es nicht. Die Operationen hierin leiten die Zeiten, und nur ein Freiherr von Rothschild, La Fitte, Frege und Comp. und Reichenbach, können hierüber mit Sachkenntniß, wenn sie wollen, Belehrungen ertheilen und mit Licht manches Dunkel erhellen. Hier muß die gelehrte Schule stets im Hintergrunde stehen bleiben. Was die Staatshandelswissenschaft betrifft: so kommen wir allmählig von der Abgötterei des Adam Smith in einem aufgeklärteren Zeitalter zurück; diese Schwächen deckte theoretisch Say zuerst auf, da Smith sich immer z. B. seine reine Rente nach englischer Manier in jedem Pachtgut vom Pächtergewinn gesondert denkt; die Trennung des Bebauers und des Eigenthümers jedoch glücklicher Weise bei der steigenden Wohlfeilheit der Produkte auch in England künftig einmal seltener werden wird (s. Nationalökonomie). Ueber die Theorie des Buchhaltens bedarf der große Comptorist keiner Belehrung, und ein gutes Wörterbuch der Handlungswissenschaft für unsre seit zehn Jahren so umgebildeten Handelsverhältnisse, wollen wir einmal von einem Kaufmann erwarten, der sich von den Geschäften zurückzog und dazu Muße und solche allgemeine Kenntnisse besitzt. Ueber Wechselrechte einzelner Staaten hat die Rechtsgelehrsamkeit genug geliefert, aber noch manchen Regierungen nicht klar gemacht, daß der jetzige große Staatspapier- und Wechselhandel einer sofortigen Acceptation des Bezogenen bedarf, um einem großen Capital der Geldmänner auf einem wichtigen Meß-, wenn auch außer den Messen unbedeutenden Handelsplatze die nützlichste Beweglichkeit zu verschaffen. Daß die Handelszeitungen, außer den Winken der hamburger Börsenhalle, wo sich Waaren häufen und wo sie zu fehlen anfangen, von dem Handelsstande wenig gelesen werden, ist notorisch. — In England und Frankreich schreibt man über den Handelsgang um so weniger, je größer er sich ausbildet, und auch in Deutschland über das wichtigste aller Handelsgeschäfte des Augenblicks, den Staatspapierhandel, fast gar nicht. Eine kritische Geschichte desselben, und der dabei von einigen Staaten begangenen und von der Kaufmannschaft benutzten Fehler, und wie dieses Ordnen des Staatsschuldenwesen auf alle Socialverhältnisse, den Geldmangel, das verschwindende Maga inlicher ausländischer Waaren, die Vermehrung der Auflagen eingriff, Revolutionen in einigen Staaten schuf, in andern unterdrückt, fehlt noch durchaus. An Wörterbüchern über die Handelswissenschaft haben es Franzosen, Engländer und Deutsche nicht fehlen lassen. Die vorzüglichsten sind: Savary, Dictionnaire universel de commerce; Ludovici, eröffnete Akademie der Kaufleute; Schumanns compendiöses Handbuch für Kaufleute; das Universallexikon der Handlungswissenschaften

von Israel Heusinger und Ihling, welches aber zu unserm Bedauern nur die Artikel des Buchstabens A lieferte, so wie Postlethwayt, universal dictionary of trade an commerce, wobei natürlich auf die Zeitpunkte, in welchem diese Schriftsteller nach dem zugenommenen Grade der Kultur der Handelswissenschaft, ihre alphabetischen Werke bearbeiteten, billige Rücksicht genommen werden muß. Kaufleuten, welchen ohne Ausnahme die Comptoir-Wissenschaft unentbehrlich ist, bleibt durch die 1820 erschienene Theorie und Praxis des einfachen, des italienischen und nürnberger Buchhaltens, in dieser Hinsicht nichts zu wünschen übrig.

Handelspolitik. Sie muß sich leider nur zu sehr nach fremder Politik und nach Bedürfnissen der Finanzen richten, und große schnelle Aenderungen sind nicht zu erwarten. Aber selbst die englische Handelspolitik, die es wahrnimmt, daß der Continent in Europa immer weniger englische Industrie- und selbst Colonialwaaren bezieht, unterdrückte endlich die ihr selbst schädlich gewordene Navigationsakte, und scheint mit dem fein berechnendsten Eigennutze allmälig den Vorurtheilen der Vorfahren zu entsagen. Möchten in Deutschland alle Staaten dem Beispiele Badens und Darmstadts folgen, ihr Bürgerverkehr durch Handelstraktate zu verbessern! und sollten nicht Preußen und seine kleineren deutschen Nachbaren gleichfalls Mittel finden können, sich über Handelsverkehr zu gemeinschaftlichem Vortheile zu verständigen? Wie jetzt freilich die Dinge stehen, wird man keine allgemeine Handelsfreiheit hoffen dürfen; aber auch die ersten Schritte dazu dürften nützlich seyn. Für die Handelspolitik sind Raimarus Handlungsgrundsätze; Wichmann, über Freiheit und Einschränkung der Handelsgeschäfte; Niemeyer, über den Einfluß des Handels auf Nationalglück; Antidardaro, über die Handelspolitik von Großbritannien; und Vital-Roux, der Einfluß der Regierungen auf den Wohlstand der Handlung, von besonderem Interesse. Vor allem darf aber für die Gegenwart Starks höchst wichtige Schrift: Ueber das Verhältniß der freien Hansestädte zum Handel Deutschlands, nicht übersehen werden.

Handelspolizei. Sie begreift alle Gesetze und Verordnungen in sich, welche auf den Groß- und Kleinhandel Bezug haben. Sie wacht auf die Ordnung auf den Märkten, und heißt dann Marktpolizei; sie regelt und leitet das Treiben im Hafen (Hafenpolizei); sie sorgt für die Verpflegung der Matrosen und sieht auf die Handhabung der Quarantänegesetze. Eine Handelspolizei ist nützlich, wenn sie bloß für die Sicherheit der Waaren, für Ruhe und Ordnung auf den Märkten und im Hafen sorgt; schädlich hingegen ist sie und unterdrückt den Verkehr, statt daß sie ihn heben sollte, wenn polizeiliche Einrichtungen getroffen werden, welche, wie in den Staaten der Levante, China's, der Barbaresken und Aegyptens, die Kaufleute an manche strenge Staats- und Innungsgesetze binden; z. B. sie in Civil- und Handels-Verhältnissen den Consuln unterordnen; die Zahl ihrer Häuser bestimmen, oder, wie in China, ihnen nur gewisse Märkte anweisen und den Umtausch der Waaren auf denselben noch überdies durch gewisse Formeln mit polizeilichen Weitläufigkeiten erschweren. Alle Einschränkung ist dem Handel gefährlich, und je mehr die Regierung der Einmischung in Handelssachen entsagt, und je weniger sie durch Gesetze und Verordnungen ihren Gang leiten will, desto besser ist es. Daher hat die Antwort, welche englische Kaufleute einem Minister, der für sie etwas thun wollte, einen tiefen und wahren Sinn: Se. Herrlichkeit, sprachen sie, möchten nur die Gnade haben, ihrer weder im Guten noch im Bösen zu gedenken.

Handelsprämien. Um gewisse Zweige des Handels zu befördern, oder die Ein- und Ausfuhr gewisser Artikel zu vermehren, hat man Beloh-

nungen ausgesetzt, die aus der Staatskasse bezahlt werden. Hierbei faßte man die Belebung des Handels und des Gewerbfleißes ins Auge. Doch haben diese Mittel nicht immer den gewünschten Zweck; manchmal sind sie nachtheilig, und noch öfter ohne Nutzen. Kein einheimischer oder fremder Kaufmann wird sich durch eine Prämie verlocken lassen, Waaren nach einem Lande zu verführen, in welchem er für dieselben keinen günstigen Markt findet; die Prämie kann ihm in diesem Falle den Verlust, den er durch die niedrigen Preise oder durch den geringen Absatz erleidet, nicht ersetzen. Findet er hingegen einen guten Markt für seine Artikel, so ist die Aufstellung von Belohnungen überflüssig, weil ihn sein eigner Vortheil schon anreizen wird, jene Märkte zu besuchen. Dieselbe Bewandtniß hat es mit den Prämien, welche auf gewisse Artikel der Ausfuhr gelegt sind; findet der inländische Kaufmann seine Rechnung in der Verführung seiner Erzeugnisse nach Außen, so wird er ohne Belohnung Geschäfte machen; im entgegengesetzten Falle werden die Prämien ihn nicht dazu bewegen. Prämien können und sind aber von Nutzen, wenn einem dringenden und nothwendigen Landesbedürfnisse schleunigst abgeholfen werden muß, z. B. bei einem Korn- oder Salzmangel ꝛc.; so setzte England vor einigen Jahren eine Belohnung auf die Einfuhr des Habers. Unter solchen Verhältnissen würde übrigens schon der Korn- oder Salzhandel an sich, ohne eines Beförderungsmittels zu bedürfen, lebhaft werden; letzteres aber immer zur Beschleunigung der Einfuhr dienen. Der Vortheil, welcher aus Handelsprämien gezogen wird, fällt meist den Ausländern, und weniger den inländischen Kaufleuten anheim. Alle dergleichen künstliche Hülfsmittel zur Bethätigung des Erwerbfleißes, wenn sie nicht die Betriebsamkeit im Allgemeinen in Anspruch nehmen, sondern zu Gunsten eines besondern Zweiges angewandt werden, können schädlich werden, indem sie den werthschaffenden Kräften des Landes eine einseitige Richtung geben, und durch den Wetteifer, den sie erregen, andern Gewerbszweigen die Arbeiter entziehen, und so auf der einen Seite verderben, was sie auf der andern Seite gut machen wollen.

Handelsrecht. Der Begriff des Handelsrechts ist zweifach; es bedeutet entweder ein gewisses Recht, oder Rechte, die der Staat dem Handelsstande außer dem Civilrechte zugestanden hat, oder bestimmte Gerechtsame, welche dieser Stand dem Herkommen gemäß besitzt; und zweitens versteht man unter Handelsrecht den Codex, d. h. die Sammlung aller Gesetze, Vorschriften und Usanzen, die in einem Lande über den Handel und die mit ihm verbundenen Geschäfte erlassen oder im Gebrauch sind. Je nachdem sich diese Verordnungen auf bestimmte Gegenstände, die mit dem Verkehr in Verbindung stehen oder mit ihm in Beziehung gebracht werden, nennt man dies Recht: Wechsel-, Assekuranz-, Mäkler-, Hafen-, Seerecht ꝛc.; sie bilden Theile jenes Ganzen. Durch das Handelsrecht in der ersten Bedeutung hat der Staat seinen Willen erklärt, welche Vorzüge er dem Handelsstande gewährt, und welchen Nachtheilen er denselben unterwirft; welche Bedingungen man erfüllen müsse, um als Kaufmann Handel treiben zu können; wer zum Groß- oder Kleinhandel befugt sey; welches Alter dazu gehöre, um zu dem Charakter eines Kaufmanns fähig zu seyn; welche Art Handel erlaubt, entweder allen oder nur gewissen Kaufleuten; welche Einschränkungen dem kaufmännischen Verkehr der Juden, dem Hausiren gesetzt seyen; welcher das Recht besitze, Wechsel auszustellen; in wie weit Handelsbücher als gerichtliche Beweise dienen, und wie sie eingerichtet seyn müssen, um kaufmännischen Glauben zu haben; zu welchen Forderungen und Befugnissen die Messe- und Marktfreiheit berechtige; wie bei Conkurssachen zu verfahren; was fraudulöse Fallimente seyen; wie die Fallitmasse zu vertheilen sey; welcher Gläubiger das Recht auf eine größere Dividende habe; wer das Amt eines Mäklers bekleiden dürfe, was seine Verpflichtungen

seren; ob die Kaufmannschaft im Staate eine besondere Innung bilden solle oder nicht; wer das Stapel- und Krantecht besitze und welche Rechte solches gebe ꝛc. Ein für unser Zeitalter ziemlich vollkommenes Handelsrecht ist das französische vom 25. Dez. 1807, wenn auch nicht in allen Theilen so vollständig, als es hätte gerathen können. Wo man ein neues einführt, da muß es nothwendig alle frühern nicht abgeschafften Handelsusanzen enthalten, und alle Rechtsgrundsätze über jene verschiedenen Geschäfte umfassen. Das Handelsrecht entstand, wie die Handelsgerichte, im Mittelalter; es war anfangs nur das römische Civilrecht, was auf Handelsfälle angewandt wurde; wo dieses nicht hinreichte, urtheilte man nach Herkommen und Gewohnheiten; und wo diese keine Auskunft gaben, ertheilten die Richter nach den allgemeinen Gesetzen der Gerechtigkeit, nach der Natur der Sachen und der Verhältnisse ihre richterliche Entscheidung. Die Römer besaßen kein besonderes Handelsrecht; die streitigen Fälle wurden vor den gewöhnlichen Gerichten, und nach dem Civilrechte entschieden. Von den Rhodiern sind uns einige Bruchstücke von Handelsgesetzen übrig geblieben: hieher gehört das bekannte Gesetz vom Wurfe (lex Rhodia de jactu), vom Schiffrheder (exercitor) und Seeschiffer (magister navis). Die angebliche Sammlung rhodischer Seegesetze hingegen ist unecht, und ein Kind einer viel späteren Zeit. Ein wichtiger Theil des Handelsrechts macht das Seerecht aus; es enthält die Bestimmungen rechtlicher Verhältnisse unabhängiger Völker in Beziehung auf Schifffahrt und Seehandel. Der wichtigste Gegenstand desselben ist der Handel der Neutralen in Kriegszeiten. Seit 25 Jahr sind die Grundsätze des Seerechts, vorzüglich was den Handel im Kriege betrifft, vielseitig entwickelt worden, unter den Britten, von Robinson, Ward, Maniot, Howard, Abbat, Home, Dobson; unter den Franzosen: von Audouin, Arnould, Rayneval, Le Beau, Boucher; unter den Italienern: von Galiani, Lampredi, Azuni; unter den Schweden: von Calliander; unter den Dänen: von Schlegel, Eggers, Tetens, Schmidt-Phiseldeck und unter den Deutschen: von v. Steck, v. Martens, Horst, Gildemeister, Busch, Nau, vorzüglich von Jacobsen in Altona. S. dessen Handb. des prakt. Seerechts d. Engländer u. Franzosen, Hamb. 1805, 2 Thle. und dessen Seerecht des Friedens u. d. Krieges in Bezieh. auf d. Kauffahrteischifffahrt. Altona 1815. Die gesittete Welt bedarf eines allgemeinen Seerechts-Codex. In ältern Zeiten kannte man das rhodische Seerecht; im Mittelalter das Consolato del Mare; in neuern hat jeder Seehandel treibende Staat ein Seerecht aufgestellt. Der Grundsatz: frei Schiff, frei Gut, oder le pavillon couvre la marchandise, welcher von Frankreich schon im Utrechter Frieden anerkannt, und seitdem ununterbrochen in den meisten Traktaten der Seemächte bis 1800 ausgesprochen wurde (vergl. d. Art. Neutralität), führt, nach Jacobsen, weniger zur wesentlichen Gerechtigkeit, als der Grundsatz des Consulats, daß feindliches Eigenthum am Bord neutraler Schiffe confiskabel sey. Die Engländer behaupten daher ein Visitationsrecht, nach welchem die Frage über neutral, oder nicht neutral im Allgemeinen von der Harmonie der Aussagen mit den Papieren am Bord abhange. Das englische Prisenrecht ist billiger als das bisherige französische. Das Seegebiet eines neutralen Staates hat nach britt. Rechte einen Bereich von 3 englischen Meilen. Das praktische System des durch solche Prisengerichte eingeführten herkömmlichen Seerechts hat zuerst W. Scott durch seine Entscheidungen begründet. Auf seine Aussprüche, so wie auf Vattel, Bynkershoek, Pothier, Valin u. And. hat Jacobsen seine Theorie der Seerechtsgelahrtheit gegründet. Außer dessen oben angeführten Schriften ist das Hauptwerk: Wheaton: A Digest of the Law of maritime captures and prizes. Newyork 1815. Allein die Zeit ist noch weit entfernt, wo England sein Seerecht, den Neutralen allen Handel mit ganzen durch bloße Cabinets-

beschlüsse in Blokade-Zustand (auf dem Papiere) erklärten Küsten und Ländern zu verbieten, was man auch das brittische Blokadesystem nennt, — wozu es aber freilich von Napoleon selbst angereizt wurde, — entsagen wird; eben so fern ist die Zeit, wo alle europäische Regierungen (obwohl der heilige Bund dies erwarten ließ) die Barbarei des neueren Völkerrechts, Seeräuberei mittelst Markebriefe gegen die Bürger einer feindlichen Macht zu patentiren (siehe Caper), abschaffen und das hierin von Friedrich II. von Preußen und den Verein-Staaten von Nordamerika in dem von ihnen 1785 geschlossenen Handelsvertrage (Art. 23) gegebene Beispiel nachahmen werden.

Handelsschulen nennt man die Unterrichtsanstalten, in welchen vorzüglich jene Wissenschaften gelehrt werden, die auf den Handel Bezug haben. Sie sind erst in der neuern Zeit errichtet worden, und besonders hat Campe, der zuerst eine solche Lehranstalt, unter dem Namen Realschule, zu Braunschweig errichtete, sich große Verdienste um die Ausbildung junger Kaufleute und Verbreitung der Handelskenntnisse erworben. Nach seinem Muster sind jetzt in jeder Handelsstadt solche Schulen eingeführt worden. Es sind eigentlich Vorbereitungsschulen, in denen Jünglingen die Kenntnisse beigebracht werden, die zu erwerben sie auf dem Comptoir oder in Geschäften entweder keine Zeit oder keine Gelegenheit haben.

Handelssperre. Im natürlichen Gange der Dinge verkehren benachbarte Orte und Distrikte lebhaft im Waarenumsatz mit einander, ungeachtet sie unter verschiedenen Regierungen leben. Unter rohen Völkern, wie im Mittelalter alle christliche Nationen unstreitig noch waren, war der Welthandel Ränderein zu Wasser und zu Lande zwar weit mehr ausgesetzt; allein es existirten dagegen weit weniger Hindernisse von Staatswegen durch Zölle, als jetzt. Unbedeutend ist noch jetzt der Aus- und Einfuhrzoll in der Türkei und im nichteuropäischen Asien gegen alle civilisirte Staaten, die den Handelsumsatz der Völker so schwer mit Abgaben belegen, wenn sie ihn nicht ganz untersagen. Am weitesten trieb lange diese Sperre, kraft ihrer Navigationsakte, die englische Nation, die jetzt deren Strenge nicht aus Humanität, sondern aus dem wohl berechnetsten Eigennutze mildert. Es wäre eine nützliche Beschäftigung eines handelskundigen Geschäftsmannes, aus den Handelstarifen, Usanzen, Handelstraktaten, Communallasten der Handelsstädte und Freihäfen, die Statistik der veränderten Grundsätze der Handelsbesteuerung, des Wechsel- und Handelsrechts, der Handelssperren und Abgaben mit freiem Blick über die Fehler der Regierungen wider die Wohlfahrt ihrer Unterthanen zu beleuchten.

Handelsstraßen, s. Babylonier, Handel und Chausseen.

Handelstraktate, Handelsverträge nennt man die Uebereinkunft zweier oder mehrerer Staaten, worin sie Bestimmungen über den gegenseitigen Verkehr und die Einfuhr ihrer Natur- und Kunsterzeugnisse feststellen. „Freiheit, sagt der Graf von Soden, ist das Grundprinzip des Weltorganismus, frei gegeben hat die Natur dem Menschen den Tausch aller Bedürfnisse. Gebirge sind übersteigbar, Fluthen und Meere trennen nicht Menschen von Menschen, nirgend eine chinesische Mauer, überall offenbart sich das Urgesetz der Welt, daß der Mensch dem Menschen angehöre, daß die unendliche Mannichfaltigkeit der Naturerzeugnisse, der menschlichen Fähigkeiten, nur deßwegen da ist, um durch Tausch, durch Reibung allenthalben Uebung, Thätigkeit der Kraft, Fortschritte zur Vollendung, und dadurch wieder allenthalben Lebensgenuß, positiven Wohlstand hervorzubringen und zu bereiten.“ Wird dieser Grundsatz, wechselseitig freier Tausch der Genußmittel, bei Schließung der Traktate als leitende Maxime angenommen, so können sie nicht anders als der Staatswohlfahrt vortheilhaft seyn. Ist es hingegen bei solchen Verträgen die Absicht des einen Staates, Handels-Vergünstigungen auf Kosten seines Mitkontrahenten sich zu erwerben, oder schlossen beide die Uebereinkunft, um einen Dritten in seinem

Handelsverkehre zu beschränken und seine Industrie zu lähmen, so mögen sie auf den Augenblick einen Vortheil gewähren; auf die Dauer werden sie aber für beide Theile Nachtheile herbeiführen: zum wenigsten wird nicht selten die Nation dabei verlieren, wenn auch der Kaufmannsstand gewinnen sollte. Haben zwei Nationen sich in einem Vertrage gegenseitige Handelsbegünstigungen zugestanden und Andern durch Erhöhung der Zölle oder sonstige Einschränkungen die Einfuhr gewisser Artikel erschwert, oder gar unmöglich gemacht, so erhalten die Capitalien, welche beide Nationen im Handel angelegt haben, eine gezwungene Richtung, sie fließen in einen Ort zusammen, während andere Gebiete des Verkehrs trocken bleiben, oder ihnen nicht hinreichende Kräfte zum fröhlichen Gedeihen zugewendet werden. Durch die Aufhebung des freien Wetteifers erhalten die Nationen jene Erzeugnisse, welchen in dem Handelstraktate eine Vergünstigung zugestanden wurde, zu einem höhern Preise und meist schlechter, als sonst der Fall seyn würde, wenn der Conkurrenz ein offener freier Markt gestattet wäre. Aus dieser Ursache sind solche Handels-Verträge, sie mochten nun Abgaben bestimmen oder nicht, sie mochten gegenseitige Begünstigungen oder Beschränkungen feststellen oder nicht, von der Nation nie günstig aufgenommen worden; gegen sie erhoben beide Parteien über kurz oder lang ein Geschrei, mißbilligten die Grundsätze und widerlegten durch ihre Klagen die Hoffnungen und glänzenden Erwartungen, welche sich die Staatsmänner bei der Entwerfung der Verträge versprachen. Freiheit ist die Seele des Handels, ein gegen- und allseitiger Tausch der Genußmittel und der Kräfte ist sein einzig wahres Belebungsmittel, und glücklich, daß die Resultate dieser Maxime mit dem Vortheil der National-Oekonomie und dem Wohle des Ganzen zusammen fallen.

Handelsvereine, s. Handelsgesellschaften.

Handgeld, s. Arrha.

Handgelöbniß, s. Bürgschaft.

Handlung (philos.), im metaphysischen Sinne, ist das Verhältniß des Subjekts der Caussalität zur Wirkung. Handlung im moralischen Sinne heißt die Richtung unsres Willens auf Gegenstände, in der Absicht, um in denselben und durch dieselben Veränderungen hervor zu bringen. Jede Handlung setzt also 1) ein inneres Vermögen voraus, auf einen Gegenstand wirken zu können, und dieses Vermögen ist die praktische Vernunft bei den Menschen, der Instinkt, die thierische Willkühr bei den Thieren; 2) eine äußere Kraft, wodurch die praktische Vernunft, d. i. der auf einen Gegenstand gerichtete Wille wirksam wird, um die Veränderungen, die er will, wirklich zu machen; 3) einen Zweck, der in der Vorstellung des Guten, Angenehmen, Nützlichen besteht, das ohne diese Veränderung der Gegenstände nicht erreichbar ist. Bei jeder Handlung kann man unterscheiden 1) die Materie der Handlung, welches Gegenstände des äußern und des innern Sinnes, Vorstellungen, und die davon abhangenden Gefühle und Begierden sind; 2) die Form der Handlung, d. i. was in der Handlung zu meinem Seyn gehört, die Art und Weise, wie ich die innere und äußere Materie der Handlung behandle. — Handlung, rechtlich freie, wird diejenige genannt, welche durch den Besitz eines Rechts jemanden zusteht, bei deren Ausübung mithin jeder fremde, einseitige Zwang widerrechtlich ist. Wir sagen „jeder fremde einseitige Zwang," und dieß gilt von dem Verhältnisse der Einzelnen gegen einander. Im Staate aber tritt oft der Fall ein, daß ein an sich rechtlich freie Handlung beschränkt oder verboten werden kann, weil entweder ein höherer Zweck des Staats, oder die Fortdauer und verfassungsmäßige Einrichtung desselben überhaupt mit ihr unverträglich ist. Denn der Staat ist mehr als Rechtsgesellschaft und das Recht des Einzelnen ist durch das Wohl der ganzen Gesellschaft bedingt. So wird z. B. der Gebrauch des Feuers, das Recht zu verkaufen und and. im

Staate durch polizeiliche Verordnungen für die allgemeine Sicherheit und Wohlfahrt beschränkt, und im Kriege oft ein Besitz des Bürgers zur Vertheidigung des Ganzen gefordert und aufgeopfert. — Handlung (ästhetisch), im weiteren Sinn überraschend wechselnde Mannichfaltigkeit von Vorstellungen, wenn besonders ein lebhaftes Spiel der Seelenkräfte sich in einem Kunstwerke ausdrückt. Im engern Sinne nennt man Handlung die erzählende oder dramatische Form und die Veränderung in den Erscheinungen lebender Wesen. Jede Handlung muß natürlich und wahrscheinlich sein, aber auch interessant; Geist und Herz des Zuschauers müssen beständig in Wirksamkeit erhalten werden. Das Genie des Darstellers gibt mancher Handlung Interesse, was der Sache selbst fehlt. Den Anfang der Handlung muß man deutlich bemerken, den Fortgang wahrnehmen und die Entwickelung einsehen. Jedes Kunstwerk hat nur eine einzige Haupthandlung.

Handwerk heißt jedes Geschäft, das sich mit der Bearbeitung roher Produkte für die Bedürfnisse des menschlichen Lebens beschäftigt. Es ist um desto mehr Handwerk, je weniger dazu Regeln und Nachdenken über die Regeln, als, entweder bloß körperliche Kraft, oder mechanische Fertigkeit erfordert wird. Je mehr das Handwerk Regeln hat und Studium der Regeln fordert, und je mehr die gelieferte Arbeit auf Schönheit Anspruch macht und Geschmack des Arbeiters verräth, um desto mehr nähert sichs der Kunst. Alles, was nicht in jene Categorien paßt, ist entweder Künstler oder Fabrikant, indem dieser die Maschinenhilfe so häufig als möglich anwendet, und dann freilich wohlfeiler als der Handwerker arbeitet. Diejenigen, welche die Geschicklichkeit im Handarbeiten besitzen, heißen Handwerker. In den ältesten Zeiten, wo es noch keine Handwerke und Handwerker gab, mußten die Frauenspersonen, besonders die Weiber nebst den Knechten alle die unentbehrlichsten Sachen verfertigen. Mit dem Steigen der Civilisation bildeten sich auch allmählig die Handwerker aus; indeß beschäftigten bis zum 10. Jahrh. außer Frauenspersonen und Sklaven, sich mit Betreibung der Handwerke selbst noch freigeborne Herren und Frauen, dann aber fast ausschließlich nur Freigelassene, die förmlich um Lohn arbeiteten, und Mönche und Nonnen in Klöstern, theils für sich und zum Verkauf. Mit dem Aufkommen der Städte — als Sitzen der ausgebildeteren Betriebsamkeit — und der Gründung städtischer Verfassungen bildete sich endlich das heutige Verhältniß der Handwerker nach und nach aus. Obschon es damals schon freie Handwerker in Deutschland gab, so standen sie doch vor Entstehung des Weichbildrechts in den größern Gemeinden unter herrschaftlichem Schutze und Hofrecht, ausgenommen in Städten röm. Ursprungs (wie in Köln), wo dies nicht der Fall war. Vgl. Gilde u. Zunftwesen. Handwerker sind entweder Meister, oder Gesellen und Lehrbursche, und an eine gewisse Ordnung und gewisse Gebräuche gebunden; daher Zünfte, Innungen, Gilden ꝛc. Daher auch gewisse Redensarten: das Handwerk zusammen kommen lassen, ins Handwerk gehen; jemanden ins Handwerk greifen, das Handwerk legen ꝛc. Handwerkern werden an großen Orten mehrere Obermeister vorgesetzt, denen die übrigen Mitmeister, besonders der Jungmeister Folge leisten. Man theilt die Handwerker in gemeine und künstliche (Uhrmacher, Gold- und Silberarbeiter ꝛc.), in gesperrte und ungesperrte oder freie; jene sind nur auf einige Orte eingeschränkt und dürfen außer denselben sich nicht ausbreiten, dergleichen in Nürnberg. Wer das zünftige Handwerk erlernen will, muß sich bei der Lade (Zunftarchiv) einschreiben lassen und zuvor sein eheliches Abkommen nachweisen. Dann übersteht er als Lehrling die gesetzte Lehrzeit, nach deren Verlauf er Gesell oder freigesprochen wird und einen Lehrbrief als Zeugniß erhält. Jeder Gesell muß nach vorhandenen Innungsgesetzen, um sich zu vervollkommnen, auf die Wanderschaft gehen. Zur Erleichterung derselben haben einige Innungen eingeführt, dem

wandernden Gesellen, wenn er an dem Orte, welchen er durchwandert, keine Arbeit bekommen kann, ein Geschenk an Geld zu ertheilen. Solche Handwerker heißen geschenkte, zum Unterschiede der nichtgeschenkten. Sie haben einen Handwerksgruß unter sich eingeführt, den sie geheim halten, um den wirklichen Gesellen daran zu erkennen. Diese Handwerksinnungen haben ihre Herbergen für die wandernden Gesellen, worüber der Altgeselle die Aufsicht führt, der auch den Eingewanderten Arbeit zu verschaffen sucht, oder ihn umschauen läßt. Wollen Gesell und Meister sich trennen, so müssen sie es sich aufsagen. Nach vollendeten Wanderschaftsjahren kann der Gesell selbst Meister werden, wenn er seine Geschicklichkeit durch ein Meisterstück beurkundet hat. An vielen Orten muß er sich überdies anheischig machen, die Tochter oder Wittwe eines Meisters zu heirathen (die Muthung). Die Wittwen der Handwerker dürfen auch die Hantirung durch Gesellen forttreiben lassen. Jeder, welcher ohne bei einem zünftigen Meister gelernt oder das Meisterrecht erworben zu haben, ein Handwerk für eigene Rechnung ausübt, wird Störer, Pfuscher oder Pönhase genannt. Auch hat man Lehnhandwerke und kramende, Kram- oder Krämerhandwerke; letztere geben mit ihren Sachen auf den Verkauf aus. Die Schuldbücher der Handwerksleute haben, wenn sie ordentlich eingerichtet sind, gleichen Glauben, wie die Handelsbücher. Im rohen Mexiko sind die Handwerker mit seltenen Ausnahmen, sobald sie sich der Fabrikatur nähern, so verachtet, daß sich freie und unbescholtene Menschen nicht als Gehilfen verdingen. Ob Handwerksgilden nöthig und nützlich sind, darüber ist man noch nicht eins. — Arbeitet der Verfertiger für keine feste Kunden, so wird er gewiß wohlfeiler, aber auch so schlecht und aus so schlechtem Material arbeiten, daß nur der, welcher die Dauer nicht berechnen kann, solche Arbeit vorziehen wird, wie viele Meßkäufer an mancher Waare wahrnehmen können. — Handwerksgebrauch. Gegen solche Gebräuche, die dem Publikum in Deutschland nachtheilig waren, eiferten zwar die Reichspolizei und speciellen Landesgesetze, jedoch oft sehr vergeblich, bis durch die Auflösung des heiligen römischen Reichs die Territorien sich vergrößerten. Seitdem haben die Handwerksinsurrektionen bei uns aufgehört. Die besseren Gebräuche hat man in den schriftlichen Innungsartikeln der Handwerker, wo sie noch Zünfte bilden, beibehalten. — Handwerkspolizei hat die Pflicht, sowohl im Interesse der Handwerker, als ihrer Kunden, sich so zu gestalten, daß der fleißige Handwerker sich nähren kann, das Publikum nicht übertheuert, und kein Gewerbe durch Ueberfüllung mit Nahrungstreibern dieser Art, oder durch Innungsmißbräuche bevortheilt wird. — Handwerksrecht ist der Inbegriff rechtlicher Bestimmungen, welche die Handwerker und die sie angehenden Rechtsstreitigkeiten betreffen. Die Quellen zur Erlernung desselben sind die Landesgesetze, Handwerksordnungen und Gebräuche, richtige Begriffe und Ansichten der Handlungsgeschäfte und die besondern einzelnen Handwerken ertheilten Privilegien. Diese Gesetze, aber kein Herkommen, müssen das Handwerksrecht bilden. Unter allen deutschen Staaten steht in dieser Gesetzgebung Baiern oben an. — Handwerkerkrankheiten nennt man jene Krankheiten, deren pathologischen Momente vorzüglich durch die Verschiedenheit der Beschäftigungen, der Körperanstrengung, durch den täglichen Gebrauch verschiedener Stoffe und Materialien, das Einathmen einer ungesunden Atmosphäre und mehrere andere Umstände, welche mit den verschiedenen Handwerken und Gewerben verbunden sind, entwickelt werden. Es bedarf keines Beweises, daß eine anhaltende Beschäftigung einer bestimmten Art und äußere Verhältnisse, unter denen der Mensch eine lange Zeit lebt, endlich einen bedeutenden Einfluß auf den Geist und den Körper desselben gewinnen, und auf die Dauer Leiden eigener Art hervorbringen müssen. Schon jedes

Gewerb prägt dem sich ihm widmenden Menschen eine besondere, leicht zu erkennende Physiognomie auf; so kann man leicht den Schneider, Schuster, Fleischer, Becker, Brauer ꝛc. von einander unterscheiden. Wie nun jedes Handwerk seine besondere Physiognomie hat, eben so leidet es an seinen eigenthümlichen Krankheiten. Die schädlichen Einflüsse, die sich Handwerker aussetzen, werden zwar oft durch die Gewohnheit, indem sie den Körper für ihre Einwirkung abstumpft, weniger schädlich gemacht, sie verursachen nichtsdestoweniger nicht selten Uebel, und begründen noch häufiger eine Anlage zu denselben. Die näheren Veranlassungen, welche eine solche Krankheitsdisposition herbeiführen, sind theils innere, theils äußere. Zu den innern gehören die bestimmte Anstrengung, und vorzüglich die anhaltende Uebung der Muskelthätigkeit in derselben Richtung. Uebermäßige Thätigkeit derselben geben Veranlassung zu Brüchen, Zerreißungen, Verrenkungen; zu geringe Stockungen des Blutes, woraus eine Erschlaffung und schlechte Ernährung des Körpers hervorgeht. Nicht weniger sind die Körperlagen, in der sich der Handwerker erhalten muß, häufige Ursachen zu allerhand krankhaften Veränderungen: die vorübergebückt sitzende Körperhaltung des Schusters erzeugt bei ihm häufig Hypochondrie, Hämorrhoiden, schlechte Verdauung und Verstopfung; die wenig körperliche thätige Beschäftigung des Schneiders giebt seinem Geiste einen Hang zur Fantasterei, und das gedrückte Sitzen mit übereinander gelegten Beinen verursacht Schwäche der Schenkel. Die größere Muskelanstrengung der Zimmerleute, Metzger ꝛc. hebt die Verdauung und Appetit, regt zu einer größern Blutverbreitung auf, und legt hierdurch die Anlage zu entzündlichen Krankheiten. Zu den innern Veranlassungen gehören ferner die unausgesetzte Uebung eines Organs. Durch Uebung wird zwar jedes Organ gestärkt; durch einen zu anhaltenden und angestrengten Gebrauch desselben wird es hingegen geschwächt und zu vielen Uebeln disponirt; daher sieht man bei Uhrmachern häufig auch Augenentzündungen und Schwäche der Sehkraft. Unter den äußern Ursachen ist vorzüglich die Luft, worin die Handwerker athmen, zu berücksichtigen. Eine mit allerhand Stoffen geschwängerte und verdorbene Luft hat für die Gesundheit den größten Nachtheil, und ihr sind viele Krankheiten unter den Handwerkern zuzuschreiben. So sind Becker und Müller sehr der knotigen Schwindsucht ausgesetzt, weil der Mehlstaub, den sie einathmen, in die Luftzellchen der Lungen dringt, und dort Knötchen bildet. Die Vergolder und Spiegelbereiter athmen die Quecksilberdünste ein, und bekommen eine Merkurialvergiftung; in Arsenikhütten, in denen der Dunstkreis mit aufgelösten Theilen dieses Gifts geschwängert ist, kommen nicht selten ähnliche Vergiftungen vor. Wichtig sind auch in dieser Hinsicht die Stoffe, womit gearbeitet wird: diese werden in den Körper aufgenommen, und führen durch ihre Heterogenität mit demselben verschiedene Uebel herbei. Die Arbeiter mit Blei unterliegen nicht selten einer dieser Vergiftung eigenen Kolik; die Schornsteinfeger sind einem gefährlichen Ausschlage unterworfen.

Hanf, eine vaterländische, selbst über den Flachs zu schätzende Pflanze. Sie erreicht auch bei uns in settem und etwas feuchtem Boden bis 8 und 9 Fuß Höhe. Sie bedarf Luft und Raum und sorgfältigere Hütung, auch einer tiefen Durchwühlung des Unterbodens. Wenn die männlichen Blüthen zu vertrocknen anfangen: so rauft man solche Pflanzen aus und läßt sie austrocknen. Diese liefern den für die dauerhafte Leinewand so nützlichen Spinnstoff in feinen Fäden, und selbst der wohlgereinigte Werg ist noch für grobe Weberei tauglich. Sechs Wochen später wird der Samen tragende weibliche Hanf ebenfalls reif, und liefert, neben dem Samen, das zur Seife so nützliche Oel, und das gröbere Gewebe für Seilereien gröberer und feinerer Art. Er zieht sehr viele Nahrung aus der Luft wie aus der Tiefe,

und wächst gern bei neuer Düngung auf dem nämlichen Fleck wieder. Die Blätter der Hanfpflanze liefern einen berauschenden Tabak. Die Ursache dieser gleichen Nützlichkeit und Schädlichkeit für die arbeitenden Klassen hat noch kein Physiker ergründet. Der Hanf stammt ursprünglich aus Ostindien und Persien, kam von da nach Aegypten, und Pythagoras brachte ihn zuerst nach Griechenland. Nach Deutschland ist er hauptsächlich durch Mönche und Kreuzfahrer gebracht worden. Der engländische Hanf übertrifft alle andere Sorten an Dauerhaftigkeit; nach ihm kommt der russische, der vorzüglich zu Packleinwand verarbeitet wird. Der Hanf ist für das Seewesen von der größten Wichtigkeit und daher ein sehr beträchtlicher Handelsartikel. Ein Kriegsschiff vom ersten Range bedarf zu Segel und Tauwerk 180.000 Pfund rohen Hanfes. 1788 wurden 54.464 Tonnen in England eingeführt; nach dem damaligen Preise von 20 Pf. St. für die Tonne, beträgt dies eine Summa von 1. 269.280 Pf. St. Der chinesische Hanf übertrifft den gemeinen Hanf bei weitem.

Hangmatte wird auf Seeschiffen ein Segeltuch genannt, welches im Raume schwebend den Seeleuten zu einer ruhigeren Lagerstätte dient, als das Lager auf einer Bettstelle; sie sind viereckig, 6 Fuß lang, 3 Fuß breit und mit Leinwand untersetzt, mit einem halbmondförmigen Holze oben und unten; in heißen Ländern sind sie zum Theil von Baumwolle und schöner und bequemer eingerichtet; die brasilianischen sind netzartig mit Frangen, schön durchbrochen und zierlich; andere sind von den zähern Fasern der Pitto-Aloe. In warmen Gegenden dienen sie, um in luftigen Zimmern, oder im Freien gesunder als am Boden zu schlafen. In Ostindien läßt sich mancher Reisende in diesen Hangmatten oder in einem Palankin tragen.

Hängewerk, in der Baukunst, ein nicht durch Streben oder Pfähle von unten gestützter, sondeen frei liegender, von oben so verbundener Balken, daß er sich nicht biegen kann. Werden Strebebänder unter den Balken angebracht: so heißt das Sprengewerk; wenn aber beide Arten vereint sind, dann Hänge- und Sprengewerk.

Hannibal, s. Annibal.

Hanno, ein karthagischer Feldherr, der um 550 vor Chr. eine Entdekkungsreise längs der afrikanischen Küste, in Aufträgen seines Staates, unternahm, an der Küste von Marokko sechs Niederlassungen gründete, von denen Cerne die letzte war, und eine Beschreibung seiner Reise in punischer Sprache hinterließ, von der wir noch eine griechische Uebersetzung besitzen. Ausgaben: von Abr. Berkel, Leyden 1674, 12.; Griechisch und Deutsch von C. H. Schmid, hinter Arrians indischen Merkwürdigkeiten, Braunschweig 1764, 8.

Hanno, gewöhnlich Anno, mit dem Beinamen des Heiligen, einer der ausgezeichnetsten Erzbischöfe der kölnischen Kirche, stammte aus einem edeln sächsischen Geschlechte, und ward im Anfange des 11. Jahrh. geb. Er war ein Bruder Wessilo's, Erzbischofs zu Magdeburg. Ausgestattet mit vorzüglichen Geistesgaben, widmete er sich mit Eifer den Wissenschaften, und wurde Vorsteher des Gymnasiums zu Bamberg, später als Probst der Kirche zu Goslar berufen. Kaiser Heinrich III. erhob ihn, wegen seiner tiefen Urtheilskraft in Staatsangelegenheiten, zu seinem Kanzler, und Hanno gelangte bald zu einer hohen politischen Bedeutung. Der Monarch bestimmte seinen verdienstvollen Kanzler zum Koadjutor des köln. Erzbischofs Herrmann II., und Hanno bestieg nach dessen Tod (1056), trotz der Widersetzlichkeit mehrerer Geistlichen, auf Befehl des Kaisers den erzbischöflichen Stuhl zu Köln. Nach Heinrichs III. Tode (1056) zeichnete er sich unter der Minderjährigkeit Heinrichs IV. durch kühnen und weisen Herrschersinn aus; denn er erklärte sich mit den Erzbischöfen von Bremen und Mainz und dem Herzog

Otto von Baiern und Andern, gegen Heinrichs III. Wittwe, Agnes, welche die Vormundschaft über Heinrich den IV. führte. Auf seinem Rath wurde Heinrich IV. seiner Mutter entrissen: sein Ansehen in Deutschland war fast allgewaltig. 1057 veranstaltete er zur Herstellung der guten Ordnung und Zucht, Ein großes Concilium, welches Papst Viktor II. mit seiner Gegenwart beehrte. Auch 1062 schrieb er ein Concilium aus, auf welchem der Gegenpapst Honorius II. verdammt und Alexander II. in Deutschland anerkannt wurde. Hanno machte indeß wegen den damaligen Streitigkeiten mehrere Reisen nach Rom, und suchte auf alle mögliche Weise den Frieden in der Kirche sowohl als im deutschen Reiche zu erhalten. Der Erzbischof Adalbert von Bremen, der Heinrichs Launen und Leidenschaften begünstigte, wo hingegen Hanno die bösen Neigungen des Monarchen zu unterdrücken und ihn zu einem edeln Menschen und tüchtigen Fürsten heranzubilden suchte, wurde zwar durch ihn gestürzt, jedoch nur auf kurze Zeit; und die Ueberzeugung, den wilden Strom nicht hemmen zu können, beweg ihn 1073 die Reichsverwaltung nieder zu legen. In dem Streite Heinrichs IV. mit den Sachsen machte er den Vermittler. Coenso als dieser Kaiser mit Papst Gregor VII. zerfiel, war der friedliebende, für das Wohl des deutschen Reichs rastlos thätige Hanno eifrigst bemüht, den Streit beizulegen; aber es gelang ihm nicht, die leidenschaftlichen Gemüther zu besänftigen. Ueber sein Benehmen bei der zu Köln 1073 entstandenen großen Unruhen, wo er kaum sein Leben vor dem rasenden Haufen retten konnte, s. Vogts treffliches Werk: Rheinische Geschichten und Sagen, 2te Thl. Das äußere Leben dieses großen Kirchenfürsten ging mit Bewunderung in das Gemüth des Volkes ein; seine geistl. und weltl. Regierung war musterhaft, und die Würde seines geistl. Wandels, die väterliche Sorge für sein Erzbisthum und der Eifer, mit dem er die Reformation des Klerus und der Klöster betrieb, und neue Klöster und Kirchen, so wie wohlthätige und Bildungsanstalten stiftete, erhoben ihn schon in seinem Leben zu einem Heiligen. Er starb 1075, von seinen Zeitgenossen als der köstlichste Edelstein, die Blüthe und das neue Licht ganz Deutschlands gepriesen. Das gehaltvolle Lobgedicht auf diesen kölnischen Erzbischof ist die Krone aller Ueberbleibsel deutscher Poesie aus jenem Zeitraume. Es scheint gegen Ende des elften oder im Anfange des zwölften Jahrh., von einem gedankenreichen, dichterischer Begeisterung empfänglichen, mit gelehrten Kenntnissen nicht dürftig ausgestatteten Geistlichen verfaßt zu seyn, besteht aus 49 Strophen in 870 Versen nach Schiller's Abdruck, in 874 bei Bodmer; zeichnet sich durch lyrischen Gang und epische Auswahl des Stoffes und durch epischen Chronikenstyl gleichmäßig aus. Der Dichter beginnet mit der Schöpfung und dem Sündenfalle, womit die Erlösung des Menschengeschlechts durch Jesus Christus nothwendig geworden. Die Verbreitung des Christenthums durch die Apostel und wie es auch zu dem fränkischen Volke durchgedrungen, führte auf Hanno und seinen erzbischöflichen Sitz zu Köln. Bei der wehrhaften Festigkeit dieser Stadt wird verweilt und die Entstehungsgeschichte der Burgen seit Ninus und Semiramis eingeschaltet; das Bild der Großthaten erobernder Völker ziehet vorüber; tapferer Rittersinn spricht sich in schauerlich lebendigen Schlachtgemälden aus, und die römische Weltherrschaft tritt hervor. Die Erinnerung an die Versuche, welche von den Römern zu Deutschlands Unterjochung gemacht worden sind, leitet auf Erwähnung des Frankenvolkes und seine trojanische Abkunft; doch bald wird eingelenket und auf Julius Cäsar und Kaiser Augustus zurückgekommen; daß der Weltheiland unter dieser Regierung geboren wurde, gewährt einen schicklichen Uebergang zu der auf dem Erdboden verbreiteten christl. Religion und ihren Dienern; er gedenkt der 33 Bischöfe Kölns vor Hanno, wovon 7 als Heilige glänzen, und kömmt dann auf

Hanno. Das Lob des frommen Hirten wird gefeiert, sein Leben und Wirken seine Leiden und Wunderkräfte werden geschildert, und seinen Kummer über den Wahnsinn der Deutschen, sich immer selbst zu besiegen „denn Niemand vermochte zu widerstehen, wollten sie nur treu zusammengehen, sie stiften Heerzüge gegen Verwandte und Hausgenossen; das Reich kehrt seine Waffen in seine eigenen Adern." Da er das nicht abzuändern vermag, mag der deutsche Mann nicht länger leben und stirbt aus Gram. Da gestaltet sich am Schlusse aus den wundersamsten Verflechtungen lyrisch-epische Einheit. Sprache und Ton wechseln oft; die erstere hat in einzelnen Stellen bedeutende Schwierigkeiten; schlichter Erzählungsstyl waltet vor; doch erhebet er sich nicht selten in Schilderein und Betrachtungen zu begeisterter Wärme. Christlichkeit der Darstellung und Mannichfaltigkeit des Wissens rechtfertigen die Vermuthung, daß ein gelehrter Geistlicher Urheber dieses Werkes gewesen sey; zugleich aber gehet aus dem Ganzen eine dichterische Verschmelzung des, wenigstens in höheren Ständen aufstrebenden Volksgeistes mit kirchlich-wissenschaftlicher Bildung hervor. Den Lobgesang auf Hanno entdeckte Martin Opitz in der Rehdiger'schen Bücherei zu Breslau, aus welcher sich die Handschrift auf unerklärbare Weise verloren hat, er gab (1639) ihn mit reichhaltigen Anmerkungen heraus; in der Schweizer Ausgabe der Opitz'schen Werke ist dieser Abdruck berichtigt wiederholt. Eine neue besondere Ausgabe, mit einer Einleitung, Uebersetzung und gründlichen Anmerkungen, hat G. A. F. Goldmann (1816) besorgt und eine andere wird von C. Besseldt erwartet.

Hannover (Königreich), auch Hanover. So heißen die deutschen Lande, welche unter der Herrschaft des braunschweig-lüneburgischen Fürstenhauses (welches zugleich den großbritannischen Thron besitzt) 1814 vereinigt worden sind. Die Gränzen des Königreichs sind also: in Norden die Nordsee, dänisches, hamburgisches und meklenburgisches Gebiet; in Süden hessisches, preußisches und braunschweigisches Gebiet. Die Provinzen zwischen der Weser und Ems sind in Süden durchaus von preußischen, in Westen durchaus von holländischen Provinzen begränzt. Das Ganze enthält auf fast 718 Q.-M. an 1½ Mill. Einw., meistens Lutheraner, jedoch 200 000 Katholiken, 2000 Mennoniten und 7000 Juden. Das Land gehört zum Elb- und Wesergebiet, und ist von vielen kleinern Flüssen, Aller, Leine, Ocker, Ilmenau u. a., bewässert, welche theils Verbindungswege für den innern Verkehr geben, vorzüglich aber zur Befruchtung des Bodens dienen. Dieser ist im Süden gebirgig, im Norden bis zur Seeküste eben, kaum von Hügeln unterbrochen, und zum Theil mit dürrem Sandland, Sümpfen und Mooren mit dem fettesten Marschlande bedeckt. Das Fürstenthum Grubenhagen, zum Theil ganz auf dem Harze liegend, und zum Theil mit den Vordergen dieses Gebirges angefüllt, ist die rauheste Landschaft, und hat daher nur in wenigen Gegenden Getreideland, doch Flachsbau und die ausgebreitetsten Waldungen. Das Fürstenthum Kalenberg, zwar auch größtentheils bergig, doch von ausgedehnten Thälern unterbrochen, die vom Harze auslaufen, ist meist steinig oder mooricht, hat viel Korn, große Wälder, gute Wiesen an den Ufern der Weser, ansehnliche Viehzucht, besonders wichtige Schafzucht und reiche Salzquellen. Der unfruchtbarste Landstrich ist Lüneburg, voll sumpfiger Niederungen und nackter Heiden, nur selten von gutem Marschland an den kleinen Flüssen unterbrochen, doch gleichfalls waldreich, durch Flachsbau, Salzquellen, Vieh- und Bienenzucht einträglich. Am besten aber gedeiht der Landbau im Herzogthum Bremen, wo das Marschland reichen Getreide-, Obst- und Flachsertrag bringt, vorzüglich um die Mündungen der Elbe, dem Lande Hadeln, wo zugleich treffliche Viehzucht ist. Osnabrück besteht fast zur Hälfte aus Heideland, von Torfmooren und Weiden

unterbrochen, hat wenig Holz, aber Flachs und Hanf nähren den Fleiß der Bewohner. Unter den neuern Erwerbungen ist Hildesheim in Hinsicht des Bodenertrags die wichtigste, ein größtentheils bergiges, waldreiches, aber fruchtbares Ackerbauland, das Getreide in Ueberfluß bringt, einen starken Viehstand nährt, und ansehnlichen Gewinn von seinen Leinwandmanufakturen zieht. In Hinsicht auf Handelserwerb aber ist Ostfriesland wichtig. Zwischen der Ems und Jade dehnt es sich längs der Nordsee aus. Moräste und niedriges Heideland bedecken $\frac{1}{3}$ des Landes, doch enthält der übrige Theil Marschland längs den Küsten, das zu Weiden und Wiesen und zum Ackerbau geschickt ist. Die Viehzucht liefert treffliches Rindvieh und gute Pferde zur Ausfuhr. Den lebhaften Kunstfleiß beschäftigen hauptsächlich Leinwandmanufakturen. Hannover zeichnet sich durch merkantilische Geschäftigkeit nicht aus. Die Exporten bestehen vorzüglich in Pferden, Hornvieh, Blei, Wachs, Leinwand, Leder, Salz, Hafer, Gerste, Bauholz, Planken und dem eisenhaltigen Kupfer des Harzgebirges. Die Leinwand sind gemeine, Tafeltücher und osnabrückscher Damast, stehen aber an Güte den preußischen und friesländischen weit nach. Der Ueberschuß des einheimischen Gebrauchs wird nach Nordamerika und den spanischen Colonien ausgeführt durch das Medium der Hansestädte. Eingeführt werden hauptsächlich englische Manufakturwaaren, besonders Tücher und Kattune, Colonialwaaren, preußische und friesländische Leinwand, feine französische Tücher, Seidenzeuge, Juwelierarbeiten und französische Weine, ferner geringere Luxusartikel aller Art, welche der hannöverische Kaufmann von den Messen zu Braunschweig, Leipzig und Frankfurt am Main mitbringt. Eine eigentliche Handelsstadt besitzt Hannover seit Kurzem in Emden. Emdens Entfernung von den reichern Provinzen und der Mangel einer Schifffahrt aus der Nieder-Ems in die Niederweser durch einen Kanal, ist aber Schuld daran, daß sie niemals das für Hannover werden kann, was es für Preußen war. Nächst Emden sind noch Hannover und Münden als Handelsstädte zu erwähnen. Der Adel hat hohe Vorrechte, der Bürger mäßige Industrie, der Bauer, Ostfriesland ausgenommen, Druck des Meierwesens. Außer den Vergrößerungen seines Umfanges hat der Staat in seinen innern socialen Verhältnissen sich am wenigsten seit einem Menschenalter umgebildet und seine Gesetze geändert. Viel Bildung haben hier die höheren und mittleren Stände. Die alten Cameralprinzipien fangen an, sich zu veredeln, und der Domänen- und Klosterpächter befindet sich auch hier weniger wohl als sonst, Zehnten mit Frohndiensten werden zum Vortheile der pflichtigen Unterthanen umgewandelt. Die Schiffbarmachung der Ems wird eifrig betrieben und kann für die Einfuhr auf den Rhein, wenn die Niederlande die Mündung des Rheins für Deutschland zu verschließen fortfahren, höchst wichtig werden. Der herrschende Münzfuß ist jetzt statt des sonst üblichen zinnischen, der Conversationsfuß. Die höhern und mittleren Unterrichtsanstalten (28 Akademien u. Gymnasien) sind trefflich. Die Universität Göttingen ist die besuchteste in Deutschland (1500 Studirende). Die Land- und Elementarschulen sind im Ganzen dürftig dotirt. Aus den Provinzen jenseits der Weser gehen jährlich viele Landleute zur Sommerarbeit nach Holland. Kein anderer deutscher Staat hat nach seiner Oberfläche bedeutendere Domänen, über welche in sehr reichlichem Ertrage der König nach Willkühr verfügt und obgleich abwesend, in Hannover doch seinen gegenwärtigen Hofstaat unterhält. Doch fallen dem Lande keine Apanagen der Prinzen des Hauses zur Last. Das gesammte Staatseinkommen ist nahe an 7 bis 8 Millionen Rthlr., wovon Zinsen und Tilgungsfond 800.000 Rthlr. bedürfen. Die Linientruppen und Landwehr betragen 31.000 Mann. Das Contingent gehört zum zehn-

Digitized by Google

ten Heerhaufen. Die Festungen sind Hameln und Stade. Nachdem 1814 die gesammten Stände des Reichs in einen Körper vereinigt worden waren, wurden durch ein Patent vom 7. Dez. 1819 diese in zwei Kammern abgetheilt. In der ersten sitzen die mediatisirten Fürsten von Aremberg, Rheina-Wolbeck und Bentheim, der Erblandmarschall Graf von Münster, der Graf Stolberg wegen Hohnstein, der Erbgeneralpostmeister Graf Platen-Hallermundt, in Besitz eines großen für den Verkauf der Posten erworbenen und in Gütern in und außer Hannover besonders in Holstein angelegten Capitals. Der evangelische Abt zu Lockum, der adelige Abt zu St. Michael in Lüneburg und der Neuenwalder Klosterdirektor, die katholischen Bischöfe zu Hildesheim und Osnabrück, die Majoratsherren mit erblicher Stimme, der Präsident, die adeligen Räthe des Generalsteuerkollegium und 35 Deputirte der Ritterschaft. In der zweiten Kammer sitzen die unadeligen Räthe des Generalsteuerkollegium, die Deputirten von 6 Stiftern, ein Deputirter der Universität und zwei der Consistorien, 31 städtische Deputirte, 22 Deputirte der unadeligen Freisassen, wozu Ostfriesland 5, Bremen-Verden 6, und Land Hadeln zwei sendet. Die Mitglieder müssen Christen, 25 Jahre alt seyn, und ein Majoratsherr muß mindestens 6000, ein Ritterschaftsdeputirter 600 und ein anderer 300 Rthlr. Einkommen haben. In den Städten wählen die Magistrate und die Repräsentanten der Bürgerschaft die Deputirten gemeinschaftlich. Die Landstände, welche an der Besteurung und allgemeinen Gesetzgebung Theil nehmen, versammeln sich seitdem jährlich, und es blieb auf weitere Verordnung bei der provisorischen allgemeinen Grundsteuer; jedoch hat der Rittergutsbesitzer einige leichtere Besteurung erlangt. Die Domänenkammer hat zwar die Bitten, einige Leistungen an solche aufzuheben oder zu mildern, abgelehnt; jedoch sind in manchem Betrachte die Domänenpflichtigen gegen vormals erleichtert worden. Alles Land soll neu vermessen und abgeschätzt werden. Das Staatsministerium mit dem Statthalter steht jetzt an der Spitze der Geschäfte und verwaltet in seiner Geschäftsbehandlung nicht mehr nach Provinzen, sondern in Sektionen nach den Gegenständen, wodurch die Gleichheit der Gesetzausführung in jedem Theile des Reichs gewinnen dürfte. In London ist stets einer der Minister und einer der Cabinetsräthe. Unter jenem stehen folgende Behörden: 1) das Geheimrathskollegium als Staatsrath mit Ministern, Präsidenten und Assessoren, 2) die königl. Domänenkammer, 3) die Kriegskanzlei, 4) das Generalsteuerkollegium, 5) das Oberappellationsgericht zur Celle. Provinzialbehörden für die Justiz sind die Justizkanzleien zu Hannover, Celle, Göttingen, Stade, Osnabrück, Aurich und Hildesheim mit dem Hofgericht zu Stade, dem Obergericht des Landes Hadeln und dem Bentheimer Tribunal. Für die Landesregierung, Polizei- und Zollsachen dienen die 6 Landdrosteien zu Hannover, Hildesheim, Lüneburg, Stade, Osnabrück und Aurich, und für den Harz die Berghauptmannschaft, jede mit einem Drosten und drei Regierungsräthen. Für geistliche protestantische Sachen, die Consistorien zu Hannover, Stade, Osnabrück, Hildesheim und Aurich. Für katholische der Bischof von Hildesheim, bis das Diöcesenwesen ganz geordnet seyn wird. Für die Domänensachen die Domänendeputationen bei den Landdrosteien, die 8 Oberforstämter u. s. w. Fürs Steuerwesen die Provinzialstände und Steuerdirektionen. Bei den Aemtern blieb bis auf fernere Verordnung die Verbindung der Justizverwaltung und der Kammereinkünfteerhebung, die nur dann nachtheilig seyn kann, wenn bequeme aber erfahrne Oberbeamte den jüngern Beamten überlassen sollten, die Justiz allein zu leiten, was aber die nützlichen Visitationen schon verhindern werden. Die Schulden sollen 13 Millionen betragen. Hannover hat zwei Militärstraßen

Preußen eingeräumt, da jenes den östlichen und westlichen Theil der preußischen Monarchie von einander trennt. Die Verbindung der Kronen Großbritannien und Hannover ist wohl für Letzteres in sofern nicht vortheilhaft, daß es darüber so wie Deutschland überhaupt mit in viele Kriege gerathen ist; auch sollen jetzt, was unter den Königen Georg I., II. und III. nicht der Fall war, Summen nach England gehen, wenn sie auch nicht sehr ansehnlich seyn mögen. Die Krone ist erblich in absteigender männlicher Linie, und es folgt ihr nach der Erbverbrüderung, wenn jene erlöschen sollte, das herzogl. braunschweigische Haus, wenigstens in den alten Ländereien, wo dieses der Erbhuldigung genießt. Mit Sachsen hat es seit 1389 eine Erbverbrüderung, die aber Revision bedürfen mag, und an das Stadt- und Butjadingerland Oldenburgs eventuelle Ansprüche. Eine Trennung beider, jetzt auf einem Haupte verbundenen, Kronen Großbritanniens und Hannovers kann eintreten, wenn der Herzog von Clarence keine Söhne hinterlassen sollte, da unter den Brüdern des Königs der dritte, der Herzog von Kent, eine Tochter hinterließ, der an die Krone von Großbritannien ein näheres Erbrecht zusteht, als dem Sohne des Herzogs von Cumberland, welchem dagegen zur Krone Hannover nach dem Könige Georg IV. vor den Herzogen von York, Clarence und Cumberland der Vorzug gebührt. Mit dem 18. Jahre ist der Regent volljährig. Die Prinzen des königlichen Hauses führen als königl. hannöverische Prinzen keine besondern Titel. Der 1815 errichtete Guelphenorden hat 3 Klassen. Der Hofstaat Hannovers hat 5 Stäbe, mit einem Oberhofmarschallamt. Hannover ist der Sitz der Regierung. Das äußere Staatsrecht bilden die Bundesakte von 1815 und die Wiener Congreßschlüsse, die Stiftung des vereinigten Königreichs und die Territorialverträge mit Preußen, Churhessen, Dänemark, Oldenburg u. s. w. Eine hohe Polizei kennt dieser höchst ruhige Staat nicht, eben so wenig Bücherverbote, und hat eine milde Censur. — In den Gegenden, welche das Königreich Hannover bilden, waren vom 10. Jahrh. her vier Fürstenfamilien mächtig, die braunschweigische, nordheimische, billungische und suplingburgische. Am Ende des 11. Jahrh. wurde die Erbtochter des billungischen Hauses mit Heinrich dem Schwarzen aus dem mächtigen estisch-daierischen Hause der Guelphen oder Welfen verheirathet, und der aus dieser Ehe entsprossene Heinrich der Stolze verheirathete sich zu Anfang des 12ten Jahrhunderts mit der Erbin der braunschweigischen, nordheimischen und suplingburgischen Besitzungen, so daß beider Sohn, Heinrich der Löwe, der mächtigste Fürst seiner Zeit in Deutschland war (s. Heinrich der Löwe). Als dieser 1180 in die Acht gefallen war und seine Rechtspflege verloren hatte, blieben noch ansehnliche Erbgüter, welche sein Vater mit Kaiser Lothars II. Tochter erheirathet hatte, ihm und seinen Nachkommen. Dazu gehörten die in Nord-Deutschland gelegenen Länder, die das Gebiet des braunschweigischen Fürstenhauses bilden. Heinrichs Nachkommen führten den herzoglichen Titel von Sachsen fort, bis sein Enkel 1235 dem Kaiser seine Erblande, Braunschweig und Lüneburg, zu Lehn übertrug, und von diesen beiden Ländern den herzoglichen Titel führte. Unter Otto's Nachfolgern fanden Landestheilungen Statt, wodurch neue Staaten entstanden, als: die fürstlichen Länder Wolfenbüttel, Celle oder Lüneburg, Kalenberg, Grubenhagen, Göttingen. Nach dem Aussterben verschiedener Linien zerfiel das Haus in zwei Hauptlinien, welche von den Söhnen des Herzogs Ernst zu Celle 1546, Heinrich und Wilhelm, gestiftet wurden. Von jenem, dem ältern, stammt das Haus Braunschweig-Lüneburg-Wolfenbüttel, welches von den Stammgütern bloß das Fürstenthum Wolfenbüttel erhielt, von diesem, dem jüngern Braunschweig-Lüneburg-Hannover. Diese Linie erhielt 1692 die Chur-

würde, wurde aber erst 1703 in das Chur-Collegium eingeführt, wo sie die fünfte Stimme und das von der Churpfalz aufgegebene Erzschatzmeister-Amt besaß. Kraft der Successions-Akte vom 12. Jun. 1701, welche der Churfürstin Sophia, der Enkelin Jakobs I., von seiner Tochter Elisabeth, Gemahlin des unglücklichen Churfürsten Friedrich von der Pfalz, und den protestantischen Erben derselben die Thronfolge zusprach, gelangte das Haus Hannover 1714 mit dem Churfürsten Georg (I.) Ludwig auf den englischen Thron. Die Regierung der deutschen Lande wurden seitdem zwar nach der bestehenden Verfassung fortgesetzt, doch hat die Verbindung mit England, bei vielen wohlthätigen Einflüssen, auch manchen Nachtheil. Durch gute Verwaltung, die den regen Fleiß der Bewohner unterstützte, stieg der Wohlstand des Landes zu einer bedeutenden Höhe, und die ausgezeichnete Sorgfalt, welche die Regierung auf die Beförderung wissenschaftlicher Aufklärung wandte, hatte den wichtigsten Einfluß auf Deutschlands literarische Cultur, da sie nicht nur mit edler Freigebigkeit Bildungsanstalten gründete, unter welchen sich die Universität Göttingen seit 1737 zu der ersten deutschen Lehranstalt erhoben hat, sondern auch durch Beschützung der Preßfreiheit die Entwickelung geistiger Kräfte auf das Wohlthätigste anregte. Manches bildete sich in diesem schönen Staate eigenthümlich, weil der Monarch seit länger als einem Jahrhundert jenseits des Meeres residirt, und der Monarch stets beflissen war, auf friedlichem Wege das Stammreich der Dynastie zu vergrößern und zu verbessern, die Wissenschaften hoch zu ehren, die Domänen im Ertrage steigen zu lassen und bis zur französischen Revolution mit sehr milden Auflagen den wachsenden Aufwand des Staats zu bestreiten. Nach dem Baseler Frieden (1795) behauptete zwar auch Hannover mit andern norddeutschen Ländern die Neutralität; als aber 1801 die Irrungen mit Schweden, Dänemark und Rußland ausbrachen, besetzte Preußen, mit Frankreich einverstanden, das Land, welches dessen Kriegsvölker verpflegen mußte. Vor Ablauf des Jahres erfolgte jedoch die friedliche Ausgleichung, durch welche Hannover seinem Beherrscher zurückgegeben ward. Die Entschädigungsunterhandlungen 1802 vereinigten das Bisthum Osnabrück als weltliches Fürstenthum. Als aber im folgenden Jahre der Krieg zwischen Frankreich und England wieder ausbrach, fielen 30.000 Franzosen in das unvertheidigte Land, welches durch die Capitulationen vom 3. und 5. Juli sich den Siegern unterwerfen mußte, die sogleich eine Verwaltung anordneten und so schonungslos erpreßten, daß zu Anfange des Jahres 1804 schon eine Schuldenlast von mehr als 17 Mill. Franken auf dem unglücklichen Volke lag. Bald nachher versprach Buonaparte, das Fürstenthum als seine Eroberung an Preußen abzutreten, in den später eröffneten Unterhandlungen mit England aber bot er diesem die Zurückgabe derselben als Preis der Aussöhnung an. Als durch den Frieden von Tilsit (1807) das Herzogthum Braunschweig, nebst andern norddeutschen Ländern, zu dem neu gestifteten Königreiche Westphalen gekommen war, seufzte Hannover, mit Ausschluß des Fürstenthums Göttingen und des Bisthums Osnabrück, die gleichfalls zu Westphalen gehörten, unter unmittelbarer französischer Verwaltung. Endlich, nachdem von den Landesdomänen der Werth von 2.321.000 Franken jährlichen Ertrags an Grundstücken und andern sichern Einkünften in 73 Portionen an französische Marschälle und Generale war vertheilt worden, wurde das ausgesogene Land mit dem Königreiche Westphalen vereinigt. Als am Ende des J. 1810 ein Dekret Buonaparte's die Mündungen der Ems, Weser und Elbe dem französ. Reiche einverleibte, war auch ein ansehnlicher Theil von Hannover in der neuen Gränzlinie begriffen. Beide Regierungen reformirten viel und waren sehr unbeliebt, doch die westphälische milder, aber für die zahlreiche Landesdie-

nerschaft um so drückender, je bekannter deren Anhänglichkeit an die alte Regierung war. Doch verhütete sie weise manche zu vorellige Ausbrüche der Volksunzufriedenheit und dämpfte solche selbst im Frühjahr 1813, da es noch nicht Zeit war und naher bedeutender Beistand mangelte, wodurch dem nördlichen Hannover viel Elend erspaart wurde. Desto reiner war die Freude, als die Dynastie sich nach der Schlacht von Leipzig wieder herzustellen und dem Staat eine größere Ausrundung als jemals, so wie einen Generalstatthalter aus dem Schooße der Dynastie zu geben vermochte. Eine glückliche Negotiation ließ Hannover nichts als Lauenburg, in so weit es mit Holstein jenseit der Elde gränzte, und einen Winkel am Amte Vechta an Oldenburg verlieren, dagegen die werthvollen hessenschen Aemter im Hoya'schen, Plesse und Bovenden, ein Thl. Niedereichsfeldes, Hildesheim, Goslar, Lingen, Rheina-Wolbeck, Meppen und Ostfriesland erworben wurden. Die Charte der Länder zwischen der Elde und Weser, Trave und Hunte von Hogrewo und Heiliger, 6 große Blätter 1812, ist das Beste, was man bis jetzt über das Königreich hat. Die Ankündigung einer neuen Charte von W. Müller verspricht sehr viel. Bis jetzt war Scharf's politischer Staat des Churfürstenthums Braunschweig-Lüneburg das beste statistische Werk, jetzt ist eine neue vollständige Statistik aus officiellen Quellen von den Gebrüdern Hahn zu Hannover angekündigt. Die hannöverische Geschichte ist am besten in Steffens Geschichte des Gesammthauses Braunschweig-Lüneburg vorgetragen, doch zu sehr nur Geschichte der Fürsten. K. Venturini's vaterländische Geschichte, 4 Thl. Braunschweig 1805—1809, ist ohne historische Würde und größtentheils ohne Benutzung der Quellen. Eine würdige Landesgeschichte des außer der Militärstraße mit keinen staatsrechtlichen Servituten belegten neu amalgamirten Staats verspricht Kobbe.

Hannover, Hauptstadt des Königreichs Hannover, an der schiffbaren Leine, am Fuße fruchtbarer Berge. Sie gehört zu den ältesten Städten des Landes, und war im Mittelalter Mitglied des hanseatischen Bundes. Die Neustadt mit der Aegidienneustadt, welche sich fortwährend erweitert, ist sehr schön. Schloß, Münze, Zeughaus, Marställe, die königl. Bibliothek, mit dem Archive, beides an der Esplanade, auf welcher Leibnitzens marmorne Büste unter einer Kuppel von antiker Form aufgestellt ist; die in einem edlen Style erbaute katholische Kirche, die öffentlichen Spaziergänge, die Lustschlösser Herrenhausen und Montbrillant und mancher Pallast sind sehenswürdig. Das hiesige Schauspielhaus brächte durch den Glanz, mit dem man es ausgeschmückt hat, dem Namen eines Hoftheaters Ehre; an der großen, herrlichen Decke über dem Paterre hat sich des genialen Rambergs Meisterhand verewigt. In 2200 Häusern leben hier 25.000 Einwohner. In der westphällschen Periode war Hannover fast ganz ruinirt, die Häuser waren werthlos. Der Friede, der Glanz des Hofes und einer zahlreichen, wohlbesoldeten Centraldienerschaft, so wie des reichen Landadels und der jährlichen Ständeversammlung, hat die Stadt schnell wieder gehoben, deren Alt- und Neustadt jetzt zu Einer Stadtgemeinde gehören. Die Bibliothek des Georganium, Gymnasium, Industrieschule und Elementarschulen sind trefflich. Einige Fabriken und Manufakturen sind hier vorhanden; bedeutender aber ist der Handel, theils eigner, vorzüglich mit Landesprodukten, theils durchgehender, besonders von und nach Bremen.

Hans Folz, s. Folz.

Hans Rosenblut, s. Rosenblut.

Hans Sachs, s. Sachs.

Hanse. Hanseatischer Bund. Hansestädte. Schon im 11. und 12. Jahrh., ehe noch die Städte Lübeck und Hamburg sich in ein Bündniß mit einander eingelassen hatten, bedeutete Hanse einen Masko-

verhandel, den die Kaufleute aus einer deutschen Stadt oder aus mehrern zusammen unter sich errichteten, um in den damaligen Fehdezeiten ihren Geschäften bessern Nachdruck zu geben, und desto ungestörter reisen und handeln zu können. Die förmliche Städte- oder Hanseverbindung im 13. Jahrhundert war zwar eine Folge einer Privateinrichtung, wurde aber nun erst zu einer Staatssache. Zu dem großen Bunde hatte die Stadt Hamburg die erste Veranlassung gegeben, welche nebst Bremen und Lübeck gegen das Ende des 12. und in der ersten Hälfte des folgenden Jahrhunderts durch Handlung und Schifffahrt sich sehr bereichert hatte, und die Niederlage der italienischen und deutschen Manufakturen geworden war. Der Mangel an Künstlern und Handwerkern nöthigte die ausländischen, besonders die nordischen Völker, fast alle Nothwendigkeiten von den Kaufleuten aus diesen Städten zu nehmen, und ihnen dafür ihre rohen Landesproducte zu geben, die sie ihnen verarbeitet wieder zuführten. Der Reichthum, der durch den einträglichen Handel solchergestalt in die Städte kam, reizte den Neid der Fürsten ꝛc., denen das damals herrschende Faustrecht alle mögliche Gelegenheit darbot, ihre Absichten wider diese Städte auszuführen. Durch Unsicherheit der Straßen zu Wasser und zu Lande, und durch Anlegung neuer und Erhöhung alter Zölle, wurde die Handlung sehr gehindert. Um dieser die nöthige Sicherheit auf der Elbe und in der Nordsee zu verschaffen, schloß zuerst Hamburg 1239 mit den Hädelern und Westfriesen ein Bündniß. Zwei Jahre darauf vereinigte sich Lübeck in gleicher Absicht mit Hamburg, und beide Städte versprachen auf gemeinschaftliche Kosten Schiffe und Kriegsleute zu halten, welche die Landstraße zwischen der Elbe und Trave, und das Gewässer von Hamburg bis an die Nordsee von Straßen- und Seeräubern reinigen sollten. Sie verpflichteten sich ferner zur gemeinschaftlichen Beförderung ihrer Handelsschaft und Vertheidigung ihrer Rechte und Freiheiten. Im Jahre 1247 nahmen Hamburg und Lübeck auch die Stadt Braunschweig in diesen Bund auf, wo beide Städte große Niederlagen von den aus Italien und Oberdeutschland nach dem Norden gehenden Waaren hatten. Die Anzahl der Städte, welche allmählig dem Bunde beitraten, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben. Man nimmt gewöhnlich 64 und mit den zugewandten Städten 85 an, welche in 4 Quartiere getheilt wurden, in das wendische, rheinische, sächsische und preußische. Zu dem ersten gehörten Lübeck, welches die Bundesversammlung ausschrieb, die Ausfertigungen siegelte, Kasse und Archiv verwahrte und die erste Stimme führte; Hamburg, Rostock, Stralsund, Wismar, Lüneburg und mehrere pommerischen, überhaupt 14 bis 15 Städte; zu dem zweiten, Köln (Quartierstadt, und nebst Lübeck das Meiste zu dem Kassefonds beitragend), Münster, Osnabrück, Bielefeld, Dortmund, Soest, Lippstadt, Lemgo, Wesel, Duisburg, Nymwegen, Arnheim, überhaupt 29 bis 33 Städte; zum dritten, Braunschweig (Quartierstadt), Magdeburg, Eimbeck, Göttingen, Hildesheim, Stade, Bremen, Hameln, überhaupt 13 Städte; zum vierten, Danzig (Quartierstadt), Elbing, Thorn, Königsberg, Riga, überhaupt 9 Städte. Königliche und fürstliche Privilegien gaben dem Ganzen seine eigentliche Consistenz, und 1364 wurde eine förmliche schriftliche Bundesakte zu Köln abgefaßt. Die meisten dieser Städte waren nicht frei, und sind es nie geworden. Allein da überhaupt die Landstädte, wenn sie durch Gewerbe reich waren, über die geldlosen Fürsten dieser Zeit sehr viel vermochten, so hatte ihre Abhängigkeit in die gemeinschaftlichen Unterhandlungen des Bundes, dessen Hauptstädte, insonderheit Lübeck, überdieß schon einer unbestrittenen Freiheit genoßen (gegen welche jedoch Dänemark einzelne Versuche machte), wenig Einfluß. Die größte Macht des Bundes zeigte sich zur See; und je mehr die See-

macht damals überall in den europäischen Reichen fehlte, desto schneller mußten die hanseatischen Städte diesen furchtbar werden. Es herrschte große Einmüthigkeit in diesem Bunde; doch ging es vorzüglich nach dem Sinne der Seestädte, welche mit einer weitsehenden Handlungspolitik für das Handlungsinteresse in Rücksicht auf allen in- und ausländischen Handel sorgten. Sie hatten schon in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. 4 große Handelsniederlagen oder Comptoire, nämlich zu Nowogrod, zu Bergen in Norwegen, zu Brügge und zu London. Die Niederlage in England war besonders wichtig, weil dieses Land arm an Manufakturen war, und daher die deutschen Waaren nicht entbehren konnte. Zwar hatten seit 1382 Brabanter daselbst Wollwebereien angelegt, aber die Engländer verkauften dennoch einen ansehnlichen Theil ihrer Wolle an die Deutschen, welchen sie dagegen wieder rohe ungefärbte Tücher abkauften. Unter den aus Deutschland eingeführten Gegenständen waren besonders Stahl- und Eisenwaaren, daher nannte man die Niederlage der Hansestädte in London den Stahlhof. Flachs, Hanf, Bauholz, Getreide, Pelzwerk, Kupfer und andere Erzeugnisse des Nordens waren die Hauptgegenstände des Handels der Hanse. Aus Spanien brachte sie Salz, aus England, außer der Wolle, vorzüglich auch Zinn nach dem Norden. Alle 3 Jahre ward ein Bundestag zu Lübeck gehalten. Das Oberhaupt des deutschen Ordens war der Beschützer des Bundes, der vom Niederrhein bis Narwa in Rußland eine lange, durch eine starke Kriegsmacht gesicherte, Linie bildete. Ueberdies gründeten eine weise Einrichtung, gute Ordnung, und die kräftigen Maßregeln, wodurch sie dem Betruge und dem Handelswucher zu steuern suchte, ihren Reichthum und ihr überwiegendes Ansehn im Norden von Europa, so daß sie demselben Handelsgesetze vorschrieb. Zu der innern Einrichtung des Bundes gehörte besonders, daß nach einem Matrikularanschlag gewaffnete Mannschaft und Schiffe, oder statt dessen in gewissen Fällen baares Geld, sodann der Pfundzoll und Geldbußen entrichtet werden mußten; der Bund übte besondere Justizgewalt, er belegte mit dem größern und kleinern Bann; verfiel ein Ort in denselben, so nannte man das verhansen; auf den auswärtigen Comptoiren herrschte eine fast klösterliche Zucht, die selbst bis zur Ehelosigkeit der Faktore, Kaufgilden-Meister und Gesellen stieg. Durch ein strenges Festhalten dieser in jene vier Hauptzwecke sich spaltenden Richtung und ihrer innern Ordnung erlangte die Hanse, ungeachtet sie von Kaiser und Reich nie förmlich anerkannt worden, ein großes Ansehen, und man kann wohl sagen, daß Könige und Fürsten mehr von dem Bunde abhängig waren, als er von ihnen, wofür in der Geschichte desselben gar viele Belege sich finden. So genossen die Städte der Hanse in England freie Ausfuhr, und in Dänemark, Schweden und Rußland freie Einfuhr; kein Bürger dieser Staaten erlangte je ein solches Vorrecht. Der große Zwischenhandel der Hanse war eine Hauptquelle ihres immer wachsenden Reichthums; es gab endlich keinen Handelszweig in Europa mehr, der nicht in ihren Wirkungskreis nach und nach gezogen worden wäre, und so ward sie bald Herrscherin durch die Gewalt ihrer Schätze und ihrer Waffen über Kronen, Länder und Meere. Gegen die Könige Erich und Hakon in Norwegen, Waldemar III. von Dänemark, war die Hanse siegreich, sie setzte den König von Schweden ab, und verlieh seine Krone dem Herzog Albrecht von Meklenburg; sie rüstete 1428 eine Flotte von 248 Schiffen, mit 12.000 Streitern gegen Copenhagen aus; ein Bürgermeister in Danzig, Namens Niederhoff, durfte dem König Christian von Dänemark den Krieg erklären; England, Dänemark und Flandern schlossen mit dem Bunde Verträge zum bessern Gedeihen ihres Seehandels; sie übernahm die Hand-

habung der Polizei auf der Ost- und Nordsee, wobei sie vorzüglich die Ausrottung der berüchtigten Viktualienbrüder oder Vitalianer auf jenen Meeren bezweckte, wie auch dem Strand- und Grundruhrecht verbaute; ihr verdankte man die Anlegung schöner Wasserstraßen und Kanäle, und die Einführung gleichen Maßes und Gewichts im Gebiet ihrer unmittelbaren Wirksamkeit. Der blühende Zustand der Hanse war aber natürlich von der Fortdauer der Umstände abhängig, welche ihre Einrichtung veranlaßt hatten; er mußte verfallen, als nach und nach jene Umstände verschwanden. Die gänzliche Veränderung des Zustandes der europäischen Staates, ihres gegenseitigen Verhältnisses und des Ganges der Handlung waren die Ursachen, die sich vorzüglich gegen das Ende des 16. Jahrhunderts vereinigten, den Verfall dieses Bundes herbeizuführen. Schon am Ende des 15. Jahrhunderts hörten mit dem durch Maximilian I. bewirkten Landfrieden in Deutschland die Fehden auf, welche die Landstraßen unsicher machten, wodurch der Hauptzweck der inländischen Städte bei ihrem Eintritt in den Bund wegfiel. Eine zweite Ursache war der Anfang einer hellern Politik der Fürsten, welche auf die vielen Freiheiten, die sich manche ihrer Landstädte während ihrer Verbindung mit der Hanse angemaßt hatten, eifersüchtig wurden, und diese aus der Hanse zu treten zwangen; hierzu kam, daß sie jetzt nach Einführung eines ordentlichen Steuerfußes, und nach Einziehung vieler ehemaligen Stifter der Geldbeiträge nicht mehr so sehr bedurften, auch ihr Ansehen durch die stehenden Heere besser behaupten konnten. Die vorzügliche Ursache des Falles der Hanse lag aber darin, daß die mächtigsten europäischen Fürsten im sechzehnten Jahrhundert die Nothwendigkeit einer Seemacht, die sich auf eigne Schifffahrt gründet, und der Belebung der Handlung ihrer eignen Unterthanen zu fühlen anfingen. Kaiser Carl V. machte der Anfang, indem er seinen Niederländern (welchen die Hansestädte, so lange sie konnten, die Ostsee sperrten und sich ihnen überall in den Weg stellten) alle mögliche Handlungsvortheile zuzuwenden suchte, und darin um so glücklicher war, da ihm der Widerwille der nordischen Kronen gegen den Bund zu statten kam, vermöge dessen Dänemark den Niederländern die Ostsee öffnete. Eben so sehr war Elisabeth von England bemüht, die Vortheile, welche der Bund in der englischen Handlung gehabt hatte, zu schmälern und sie ihren Unterthanen zuzuwenden. Indeß gelang es doch vorzüglich Hamburg, welches sich überhaupt bei dem Verfall des Bundes sehr klug betrug, die brittische Handlung, so gut nur möglich war, an sich zu halten. Mit dieser Politik der mächtigsten europäischen Mächte steht die Entdeckung von Amerika und die Schifffahrt der Portugiesen nach Afrika in genauer Verbindung. Schon im sechzehnten Jahrhunderte traten daher viele Städte aus dem Bunde, dessen Thätigkeit und Gewerbe in der letzten Hälfte desselben abnahm. 1626 und 1628 veranlaßte Kaiser Ferdinand II., welcher die Absicht hatte, sich der ganzen Ostsee zu bemächtigen (s. Gustav Adolph), eine Zusammenkunft der Städte Lübeck, Hamburg, Rostock ꝛc., um sie gegen Versprechung großer Vortheile im spanischen Handel zum Beistand zu der erwähnten Absicht aufzufordern; allein die Furcht vor den nordischen Seemächten nöthigte sie, diese Gelegenheit, neue Stärke zu gewinnen, vorbei zu lassen. Im Jahr 1630 aber, als die Hansestädte unter einander in Zwist geriethen, erfolgte die gänzliche Auflösung des Bundes. Seitdem bestanden nur die Handelsstädte Hamburg, Bremen und Lübeck unter dem Namen der freien Hansestädte selbstständig fort, bis im Jahr 1810 Buonaparte's Gewaltstreich sie mit seinem Reiche vereinigte. Der Sturz der französischen Gewaltherrschaft gab auch ihnen im Jahre 1814 ihre Freiheit wieder. S. die treffliche „Geschichte des hanseatischen Bundes" von

Sartorius, Göttingen 1807 — 1808, 3 Bde. Vergl. die Art. Bremen, Hamburg, Lübeck und Freie Städte.

Hänseln, eine nur noch wenig übliche Gewohnheit, mit Personen, welche in eine Gesellschaft, im ältern Deutsch Hanse, aufgenommen werden sollen, verschiedene lächerliche, alberne, oft grausame, Ceremonien vorzunehmen; indessen geschieht es noch bei etlichen Handwerkern, in einigen Gegenden bei angehenden Kaufleuten, so wie bei Reisenden, und bei den Schiffern mit solchen, welche zum ersten Male die Linie passiren, in welchen Fällen man sich aber gewöhnlich durch ein Geschenk von der Receptionsceremonie loskaufen kann. Es ist aber an vielen Orten als polizeiwidrig verboten.

Hanswurst. Er war lange der grotesk-komische Charakter der deutschen Bühne. Es ist unsicher anzugeben, woher die abentheuerliche Benennung entsprang. Man sagt, daß er den Namen empfing, weil der Volkshaufe ihn eben so hoch schätzt, als seine Lieblingsspeise, die Wurst; und bedenkt man, daß auch der Franzose seinen Harlekin maître potâge, der Italiener maccaroni und der Engländer pudding nannte: so gewinnt jene Erklärung allerdings Wahrscheinlichkeit, da alle rohere Völker auf die Freuden eines Lieblings- und nationalen Gerichts mehr Werth als civilisirte Völker setzen. Uebrigens schrieb Dr. Luther wider den Hanswurst. Er sagt: „dieß Wort ist nicht mein, noch von mir erfunden, sondern von andern Leuten gebraucht wider die groben Tölpel, so klug seyn wollen, doch ungereimt und ungeschickt zur Sache reden und thun. Also habs ichs auch oft gebraucht, sonderlich und allermeist in der Predigt." Hieraus erhellt, daß der Name über Luthers Zeit hinausreicht, und daß auch sein Charakter schon damals bestimmt gewesen. Aus folgender Stelle: „wohl meinen etliche, ihr haltet meinen gnädigen Herrn darum für Hanswurst, daß er von Gottes Gnaden stark, fett und völliges Leibes ist," kann man schließen, daß man ihn gern mit einem wohlgemästeten Körper gewählt habe. Der Hanswurst war derber als der italienische Possenreißer und der Liedling des schaulustigen deutschen Publikums und ging aus dem extemporirten Schauspiele in das beschriebene über. Bei den Italienern stammt der Possenreißer aus den alten Mimen her, wie das geschorne Haupt und das hölzerne Schwert beweisen. Nach dem Anfange des vorigen Jahrhunderts fingen die Schauspieler an, seinen Charakter mimisch auszubilden. Anton Stranizki trat zuerst in Wien 1708 als Nebenbuhler der italienischen Komiker, als Bauer aus Salzburg auf, und redete witzig aus dem Stegreife. 1720 brachte Gottfried Prehauser die lange so beliebte Pritsche im Gang. Bis 1770 zeichneten sich Schönemann und Franz Schuh als Hanswürste aus, welche Lessing und Gottsched von unsrer Bühne verdrängten. Vergl. Harlekin.

Hanway (Jonas), Esquire, Kaufmann in London und einer der thätigsten Menschenfreunde, geb. zu Portsmouth 1712, begann seine kaufmännische Laufbahn zu Lissabon, verband sich nachher, da er sich in London niedergelassen hatte, mit einem Handelshause zu Petersburg, reiste 1743 nach Persien und kehrte 1750 mit Reichthümern beladen, die er im Handel erworben, nach London zurück. Von dieser Zeit an wandte er Zeit und Vermögen auf Errichtung von Sonntagsschulen für arme, des Unterrichts entbehrende, Kinder und andere gute Handlungen, und starb allgemein betrauert den 5. Sept. 1786. Für Geschichte, Geographie und Handelswissenschaften ist vorzüglich wichtig seine Reisebeschreibung, London 1753, 2 Bde. 4. Deutsch: Hamburg und Leipzig 1754, 2 Thle. 4. m. Kupfern Leipzig 1769, 2 Thle. 4., im Auszuge in der Berliner Sammlung der besten Reisen, Bd. 1 und 2.

Harald I., in der Geschichte den Beinamen Haarfager führend, ein König Norwegens und ein Sohn Halfdan's des Schwarzen. Den

Beinamen Haarfager, d. h. mit dem schönen Haare, erhielt er auf folgende Veranlassung. Beim Tode seines Vaters herrschte Harald nur über einen Theil Norwegens. Er bot seine Hand der Tochter eines Nachbarkönigs Gida an; doch diese schug stolz sie aus und wollte nicht eher in die Heirath willigen, als bis Harald sich ganz Norwegen unterworfen habe. Harald, der Gida wirklich liebte, und um ihren Besitz Alles wagen wollte, und den sein kriegerischer Muth, welchen er schon früher in mehreren Schlachten bewährt hatte, überdieß zu solchem Unternehmen anspornte, gelobte, vor der Eroberung des Landes sein Haupthaar nicht zu schneiden. Er brachte mit dieser Einnahme 10 Jahre zu, während welcher Zeit sein Haar ungemein schön und lang geworden war. Die überwundenen Könige vertrieb der Sieger nicht, sondern ließ ihnen unter dem Titel Jarl (Grafen) einen Theil ihrer Einkünfte und die Verwaltung ihres Landes. Doch nicht alle unterwarfen sich Harald, viele zogen mit ihrem Gefolge aus, und erwarben sich in Frankreich, in Island und den nahe gelegenen Inseln mit dem Schwerte andre Sitze und Reiche; von hieraus beunruhigten sie Norwegen und plünderten die Küsten; Harald besiegte sie in mehrern Seetreffen, verfolgte sie bis Schottland, und eroberte auch dieses Land. Er starb 930 zu Drontheim, seinem Königssitze, nachdem er eine lange Reihe von Jahren sein Reich mit Kraft und Weisheit regiert und durch nützliche Gesetze seinen Wohlstand begründet hatte.

Harald III., mit dem Zunamen Haardraade, der Strenge, stammte von Harald I. ab; sein Vater hieß Sigurd, König von Stingarige. 1033 befehligte er mit seinem Halbbruder, dem heil. Olaus, die Flotte, bei 600 Segel stark, in der Schlacht bei Stickelstad. Sie wurden geschlagen, Olaus fiel und Harald floh verwundet nach Rußland, wo ihn der Großfürst Jaroslaw gütig aufnahm. Von hier ging er nach Konstantinopel, und nahm in der Leibwache der Kaiserin Zoe, die damals meist aus Nordländern bestand, welche den Namen Barenger, Vertheidiger, führten, Dienste. Er zeichnete sich durch Tapferkeit in dem Kriege gegen die Seeräuber der afrikanischen Küsten aus, und kämpfte mit Glück gegen die Sarazenen unter Anführung des Georg Maniak. Durch seine Thaten erwarb er sich den Oberbefehl über die Leibwache, und wußte es bei der Kaiserin dahin zu bringen, daß er nur unmittelbar von ihr Befehle anzunehmen brauchte. Er zog jetzt nach Sizilien und vertrieb aus mehreren Städten die Seeräuber; sein Glück und Ruhm lockten eine große Anzahl Krieger aus Italien, der Normandie und Lombardei unter seine Fahne; mit diesen setzte er nach Afrika über, schlug die Sarazenen, eroberte ihre Städte und machte ungeheure Beute. 1042 kehrte er nach Konstantinopel zurück, und wollte den kaiserlichen Dienst verlassen. Die Kaiserin Zoe aber ließ ihn unter dem Vorwande, er habe einen Theil der Beute unterschlagen, in den Kerker werfen. Ein Weib rettete ihn; er floh wieder nach Rußland, wo ihm der Großfürst Jaroslaw seine Tochter Elisabeth zur Gemahlin gab. Harald ging 1045 nach Schweden, wo er vom Könige, in dessen Verwandtschaft er durch Heirath gekommen war, Hülfe erhielt, und hernach sein väterliches Reich, das während seinem Aufenthalte in Konstantinopel sein Neffe Magnus geerbt hatte, in Besitz nahm. Er regierte bis 1067, in welchem Jahre er in einer Schlacht in England getödtet wurde.

Harburg, Stadt an der Elbe und Seeve mit 3800 Einwohnern in der hannöverschen Provinz Lüneburg, ohne Festungwerke, als die Ruinen der von den Franzosen angelegten. Die Gewerbe sind starker Transito von und nach Hamburg, Holzhandel, Weberei, Gärberei, Zuckersiederei, Wachsbleiche, Hutfabrikatur u. s. w. Die kostbare Elbbrücke der Franzosen über die Insel Wilhelmsburg zwischen der Süder- und Norderelbe ist wieder abgebrochen worden. Ein Dampfboot zwischen Hamburg und Harburg liefert jetzt die Reisenden eben so rasch als eine Brücke über die Elbe.

Harcourt (Henri von Lothringen, Graf von Harcourt, Armagnac und Brienne) war der Sohn Carls von Lothringen, Herzogs von Elboeuf, wohnte auf kaiserlicher Seite der Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag bei (1620), so wie darauf in den Kriegen mit den Hugenotten den Belagerungen von St. Jean d'Angely, Montauban, La Rochelle und der Einnahme der Insel Rhé. Ludwig XIII. belohnte ihn deßhalb 1633 mit der Ertheilung mehrerer Orden und er fühlte den doppelten Sporn in sich, die eben erhaltene Auszeichnung zu verdienen. Er erwarb sich nachher noch großen Ruhm durch die Einnahme der Léringsinseln 1637, welche die Spanier 2 Jahre in Besitz gehabt hatten, durch das Gefecht bei Quiers in Piemont (1639), die Belagerung von Turin (1640) und die Einnahme von Coni (1641). Zur Belohnung für diese neuen Siege erhielt er die Statthalterwürde von Guienne. Im J. 1645 wurde er Vicekönig von Catalonien, schlug die Spanier bei Llorento, nahm Balaguer, wurde aber bei Lerida 1646 geschlagen, was im folgenden Jahre dem Prinzen von Condé vor demselben Platze begegnete. Nachdem er 1649 in den Niederlanden den Spaniern Condé, Maubeuge und andre Städte entrissen, in den Bürgerkriegen von 1651 und 52 Guienne gegen alle Angriffe gesichert hatte, erhielt er die Statthalterwürde über Anjou und starb zu Royaumont den 25. Juli 1666 in einem Alter von 66 Jahren.

Hardenberg (Carl August, Freiherr, dann Fürst von), preuß. Staatskanzler. Er wurde 1750 in Hannover geboren aus einem der ältesten adeligen Geschlechter Hannovers, dessen uralter Familiensitz, Vorder- und Hinderhaus Hardenberg, mit einer höher liegenden Burgruine bei Nörter liegt, studirte jung, als ein umfassender Kopf bereits bekannt, in Leipzig und Göttingen, und war schon 1770 in seiner Vaterstadt Kammerrath. Im Besitze eines ansehnlichen Vermögens, erlaubte ihm dies, sich frei zu machen, durch Reisen und den Umgang mit der großen Welt seine Kenntnisse zu erweitern, und den Talenten, mit welchen ihn die Natur ausgerüstet, eine lebendige Bildung zu verleihen. So brachte er mehrere Jahre theils in Wetzlar, Regensburg, Wien und Berlin, theils in Frankreich, Holland und vorzüglich in England zu. 1778 ward er Geh. Kammerrath. Ein Zwist mit einem englischen Prinzen verleidete ihm jedoch den vaterländischen Dienst; er trat 1782 in die des Herzogs von Braunschweig als wirklicher Geh. Rath und Großvogt, und erlangte bald das Vertrauen seines neuen Herrn, so daß ihn derselbe mit Friedrichs II. Testamente, was in seinen Händen sich befand, nach dem Tode des großen Königs nach Berlin sandte, wo er die ehrenvollste Auszeichnung fand, indeß ihn sein Fürst 1787 zum Präsidenten der Kammer ernannte. Persönlich beliebt bahnte ihm dies den Weg zum markgräflich ansbachschen Minister in der Zeit, da sein neuer Souverän die fränkischen Lande an Preußen abzutreten vorhatte. Als Geh. Staatsrath nahm er die Huldigung im Namen des Königs an, und als die Cession vollzogen war, wurde er 1792 preuß. Cabinetsminister und Statthalter mit den ausgedehntesten Vollmachten. Noch jetzt wird dort seine Verwaltung verehrt. Im Reichskriege wider Frankreich begleitete er den König Friedrich Wilhelm auf seinen Feldzügen am Rhein, wurde zum königl. Commissär in politischen Angelegenheiten am Rhein ernannt, indeß das Zutrauen des Königs zu ihm immer stieg, und schloß nach dem Tode des Grafen Golz am 5. April 1795 den Baseler Frieden, zwischen Preußen und der franz. Republik. Zur Belohnung schmückte ihn sein Monarch mit dem schwarzen Adlerorden, so wie er ihm schon 1792 den rothen Adlerorden verliehen hatte. Von Neuem hierauf nach Anspach gesandt, organisirte er die Provinz nach preuß. Vorbilde; wirkte dort viel Gutes, aber auch die bedenkliche Enklavirung der Reichsritterschaft. Er wurde dann von Friedrich Wilhelm III. nach Berlin berufen, wo ihm beim Cabinetsministerium die Leitung aller fränkischen, auswärtigen, Hoheits-

und öffentlichen Angelegenheiten, so wie der Lehnssachen übertragen wurde. Nach dem Ableben der Minister von Werder und von Heinitz vergrößerte sich sein ministerieller Geschäftskreis in Berlin; er wurde außerdem (1800) Chef des magdeburg-halberstädtischen Departements, und einstweilen Chef des westphälischen Departements, nebst dem von Neufchatel, und endlich für immer Curator der Kunst- und Bauakademie. Der Berliner Hof war um diese Zeit fast der Mittelpunkt aller Verhandlungen der verschiedenen europäischen Mächte unter des französisch-gesinnten Grafen von Haugwitz Leitung geworden; als aber eine Annäherung an England statt fand, nahm Haugwitz seinen Abschied und zog sich mit dem vollsten Vertrauen seines Königs nach seinen Gütern zurück. Jetzt übernahm Hardenberg an dessen Stelle das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten, der bald das preuß. Cabinet zu einer überwiegenden Neigung für England stimmte. Neutralität war seit dem Baseler Frieden die Lieblingsidee des damaligen Friedensstifters, der dies als das Mittel zur Vergrößerung Preußens betrachtete; aber Napoleons gewaltsamer Durchmarsch durch Ansbach (1805), stimmte die Ansichten des preuß. Hofes anders in der Note vom 5. Okt. 1805, der klar sah, wie sich Napoleon hierbei und in der Verhaftung eines engl. Ministers am niedersächs. Kreise eine Rücksichtlosigkeit erlaubte, welche zu rechtlos war, um ertragen werden zu können. Nur der Verlust der Schlacht bei Austerlitz und Oesterreichs schneller Friede verhinderte, daß Preußen nicht schon damals gegen Frankreich auftrat. Bald hernach, am 25. Dezbr. 1805, schloß der Minister Haugwitz mit Napoleon einen Traktat zur Friedensbegründung in Norddeutschland zu Wien, wodurch Hannover an Preußen abgetreten wurde, indeß eine Note des preuß. Ministeriums vom 22. Dezbr. dem britt. Gesandten, Lord Harrowby, den Schutz des preuß. Hofes für Hannover zusicherte. Hardenberg sah die Folge, Krieg mit England und Abhängigkeit von Frankreich voraus; beides war wider sein System, und er zog den Rücktritt vom Departement der auswärtigen Angelegenheiten vor. Entfernt vom Cabinet fuhr er indessen fort, durch anhaltende Thätigkeit in den übrigen Theilen seines Wirkungskreises (als Chef des magdeburg-halberstädtischen Departements) thätig zu wirken. Aber auch Haugwitz freute sich seines Werks nicht lange; unerwartete Ereignisse führten Preußen 1806 dennoch zum Kriege. Hardenberg wurde zwar zu den Verhandlungen gezogen, die vor dem Ausbruche desselben zu Charlottenburg statt fanden, und machte einige Reisen in Aufträgen des Hofes, trug aber zum Ausbruche des Krieges mit Frankreich nicht bei, den er sogar nach der Schlacht bei Jena sofort zu beendigen wünschte. Erst 1807 übernahm er auf Kaiser Alexanders Wunsch an Zastrows Stelle das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten, zog sich aber nach dem Tilsiter Frieden nach Tempelhof zurück, lebte sich und seiner Familie in stiller Abgezogenheit, und trat erst am 6. Juni 1810 wieder auf dem politischen Schauplatze auf, von seinem Monarchen mit der höhern Würde eines Staatskanzlers bekleidet. In seinen äußeren Verhältnissen suchte er Preußen seitdem möglichst eng mit Frankreich zu verbinden, allein er änderte Preußens Politik, als nach der Convention des preuß. General York und dem Rückzuge des franz. Heers aus Rußland (1813) ihm ein günstiger Zeitpunkt dazu gekommen zu seyn schien, weil, sobald Preußen Partei gegen Napoleon ergriff, der Gravitationspunkt der neuen Allianz Preußen zufiel; aber es kannte die Bereitwilligkeit seines arm gewordenen Volks, Alles zu wagen, um von der unglücklichen Abhängigkeit von Napoleon befreit zu werden und wieder zur Selbstständigkeit zu gelangen. Hardenbergs umsichtige und besonnene Politik rettete Preußen in jener verhängnißvollen Periode, und bereite den Sturz Napoleons durch zweckmäßig getroffene Maßregeln in Preußen vor; den Alles boten damals König, Volk und Minister für ihre großen Zwecke auf, und erreichten ihren Hauptplan im

Pariser Frieden 1814, den Hardenberg unterzeichnete. Jetzt ertheilte ihm der König von Preußen der Fürstentitel mit einer ansehlichen Dotation an Gütern und übertrug ihm die höchste Leitung aller Angelegenheiten. Fürst Hardenberg begleitete die verbündeten Monarchen nach London, nahm an dem Congresse in Wien einen wesentlichen Antheil, und wirkte mit zu den Verträgen in Paris 1815. Seine Ernennung zum Präsidenten des neu errichteten Staatsraths, seine Sendung in das Großherzogthum Niederthein 1817, seine Theilnahme an den Congressen zu Aachen 1818, in Carlsbad 1819, in Wien 1820, so wie die Feststellung des neuen preuß. Abgabensystem vom 30. Mai 1820, gehören ebenfalls in die Geschichte seiner Staatsverwaltung. Auf den Congressen zu Troppau, Laibach 1821, und Verona 1822 glänzte der hochverdiente preuß. Staatskanzler, und er hatte einen wesentlichen Antheil an der auf jenen Congressen von Rußland, Oesterreich und Preußen zuerst befolgten Politik: nämlich das Recht der bewaffneten Dazwischenkunft in die innern Angelegenheiten eines durch Parteien zerrütteten Nachbarstaates, welche seitdem in das neue Staatsrecht eingeführt worden ist. Er starb während des Congresses in Verona zu Genua im Nov. 1822, wohin er sich wegen geschwächter Gesundheit begeben hatte. Seine Brust war geschmückt mit den ersten Orden der europäischen Monarchen. Unstreitig war Hardenberg ein Staatsmann von glänzenden Talenten, der eine hohe Idee zu fassen und auszuführen wußte, und ohne Privatrücksichten das Beste des Monarchen wollte, der ihn seines Vertrauens gewürdigt hat. In jedem Zweige des Staatsdienstes hat er sich ausgezeichnet, nur nicht im Finanzfache, so redlich und uneigennützig er auch war, indem er in der Finanzverwaltung seinen Nachfolgern Manches besser und sparsamer zu ordnen übrig ließ. Während seines Ministeriums bildete sich die jetzige Stellung der Minister und der Cabinetsräthe, da Letztere in der preuß. Staatsverwaltung früher in direkterer Beziehung zum Monarchen standen als jetzt. Seine fürstliche Dotation war Neuhardenberg, bestehend aus dem Amte Quilitz mit der Commenthurei Lietzen im Kreise Lebus der Mittelmark. Sein Sohn, Graf Hardenberg-Reventlow (Christian Heinrich August), lebt auf der Grafschaft Hardenberg in Lalandt und nahm mit königlicher Zustimmung den Fürstentitel nicht an. Er hat eine an Grafen Harald von Holk vermählte Tochter und keine Söhne. Die einzige Tochter des Fürsten, Anna Louise Wilhelmine Ida, Besitzerin eines Güter-Fideikommisses in Posen, ist an den Fürsten Ludwig Heinrich Hermann Pückler zu Muskau in zweiter Ehe vermählt. Ihre Tochter Adelheit aus erster Ehe mit dem Grafen Pappenheim ist jetzt Fürstin von Carolath-Beutchen. Die verwittwete Fürstin Hardenberg, gebornе Freiin von Schönemann, geb. 1775, lebt auf ihrem Wittwensitze.

Hardenberg (Fried., Freiherr von), unter dem schriftstellerischen Namen Novalis bekannt, war zu Weißenfels 1772 geb. Der fromme Sinn, welcher im elterlichen Hause herrschte, hatte bedeutenden Einfluß auf den talentvollen Knaben. In seinem reifern Jünglingsalter verlebte er einige Jahre bei seinem trefflich literarisch gebildeten Oheime in Lucklum bei Braunschweig, in dessen Bibliothek er sich mit den neuesten klassischen Schriften vertraut machte. Nachdem er das Gymnasium zu Eisleben besucht, studirte er in Jena Naturwissenschaften, die höhere Mathematik und Philosophie, zu Leipzig und Wittenberg die Rechte. Dem Wunsche seines Vaters genügend, ging er nach Tennstadt, um sich dort zu einem juristischen Geschäftsmanne zu bilden. Auf dieser Reise lernte er ein 13jähriges, aber schon als Jungfrau blühendes Mädchen kennen; er liebte dieses liebenswürdige Geschöpf mit innigster Zärtlichkeit; es wurde ihm aber 1797 durch den Tod entrissen, und sein Lebensplan schien vernichtet. Doch erholte er sich von diesem Schmerz und widmete sich dem Salinenwesen. Auf der Bergwerksakademie zu Freiburg studirte er unter

Charpentier mit Eifer seine Wissenschaft, und gewann die Liebe von dessen Tochter Julie, wodurch dieser Ort zweifachen Werth für ihn erhielt. Hardenberg hoffte, sich mit ihr durch die Bande der Ehe zu vereinigen. 1798 wurde er Assessor beim Direktorium der Salinen zu Weißenfels. An L. Tieck und den beiden Brüdern Schlegel fand er werthe Freunde und Geistesgenossen. Indeß ward er allmählig in einen sehr kränklichen Zustand versetzt, und am 21. März 1801 starb er im elterlichen Hause zu Weißenfels im Angesicht seines Bruders und in den Armen seines geliebten Freundes Fr. Schlegel, als er zum Amtshauptmanne in Thüringen bestimmt war. Herzlichkeit war ein Hauptzug seines Charakters, und im Umgange mit Freunden oder in großen gemischten Gesellschaften, sagt sein vieljähriger Freund, der Kriegshauptmann Just in Tennstädt, war er oft Stunden lang still, doch dabei aufmerksamer Beobachter dessen, was um ihn her vorging, aber im traulichen Zirkel desto beredter. Es war ihm überhaupt Bedürfniß, daß er sich ausreden konnte. Ganze Abende konnte man ihm zuhören, und man ward nicht müde, ihn zu hören; denn den gemeinsten Gegenständen wußte er ein Interesse zu geben. Und wie sichtbar ward da seinen Freunden der Reichthum seiner Phantasie, die Schärfe seiner Vernunft, das Innere seiner Herzlichkeit! Widerspruch ertrug er gern, und ward nie unwillig darüber. Hatte er aber einmal einen paradoxen Satz gesagt, so gab er ihn nicht auf, und machte dann auch wohl den Sophisten. Seine Gestalt war lang, gut gebaut, hager, sein Auge verrieth Geist, sein Mund Freundlichkeit. Sein Aeußeres war einfach und schlicht, aller Putz war ihm widernatürlich. Der Kirchenrath Schmid in Jena sagt von ihm: „In zwei Perioden seines Lebens bin ich diesem Fr. v. Hardenberg nahe gewesen, und in beiden war er mir als origineller Mensch so interessant und als edler Mensch meinem Herzen so theuer und werth, daß ich mit inniger Rührung mir ihn für dieses Leben entrissen denke." Gewiß war er eins der herrlichsten Gemüther, die je die Welt geschmückt haben, ein wahrer Dichter im heiligsten Sinne des Worts, welcher die ganze geistige und irdische Natur umfassend, indem er sich in der sichtbaren Welt eine unsichtbare schuf, das ganze Gemüth ergreift. Zwar hatte er die mannichfaltigsten Kenntnisse erworben; doch herrschte bei ihm stets die Poesie vor. Phantasie und Gemüth spiegelten sich in allen seinen Werken, die leider meist nur Fragmente, nur Andeutungen dessen sind, was er gewollt hat. Alle sind von der heiligen Schönheit der christlichen Religion innig durchdrungen; dabei ist er im Geiste dieser Religion mild und tolerant, und bei der Tiefe der Gedanken zeigt sich immer eine hohe Einfachheit der Form. Es wird Jeder bei dem unvollendeten, unbeschreiblich anziehenden Roman: Heinrich von Ofterdingen, mit Wehmuth bedauern, daß er unvollendet ist. Niemand hat wohl die Zeiten der blühenden Wartburg treuer und lebendiger in sich aufgefaßt, als Novalis; auch als Fragment bleibt H. v. Ofterdingen ein Juwel für das Gemüth und für den Geist ein Meisterwerk. Es war die Absicht des Dichters, nach Vollendung des Ofterdingen noch sechs Romane zu schreiben, in denen er seine Ansichten der Physik, von denen die „Lehrlinge zu Sais" den Anfang bilden, des bürgerlichen Lebens, der Handlung, der Geschichte, der Politik und der Liebe niederlegen wollte. Die Poesie lag ihm zum nächsten am Herzen, im Geiste dieser trachtete er Alles zu erringen. Des Dichters Gemüth offenbart sich am Herrlichsten in den Hymnen an die Nacht, welche er selbst als seine gelungensten Erzeugnisse betrachtete. Seine geistliche Lieder haben gewiß manches Herz tief und wohlthuend angesprochen. Seine Freunde, die beiden Schlegel und Tieck, haben Novalis Schriften herausgegeben, über die sich überhaupt das allgemeine Urtheil dahin ausspricht, daß er bei längerem Leben Großes geleistet haben würde, zumal sein idealischer und mystischer Sinn unsre Zeit

mehr angesprochen haben würde, als die seinige, und seine Moralität ihn gegen Egoismus gesichert haben dürfen.

Hardouin (Johann), aus Quimbre in Bretagne, geb. im Jahr 1646, war der Sohn eines Buchhändlers. Er kam früh zu den Jesuiten, und zeichnete sich dort durch eine schnelle Auffassungsgabe, ein glückliches Gedächtniß, aber auch durch seinen Hang zu Paradoxien aus. Nach ihm sind alle Schriftsteller der alten Classiker unterschoben, mit Ausnahme der Werke des Cicero, der Naturgeschichte des Plinius, der Satyren und Episteln des Horaz und Virgils Gedicht über den Landbau. Seine Aeneide ist ihm augenscheinlich von einem Benediktiner des 13. Jahrh. gedichtet worden, der die Reise des h. Petrus nach Rom beschreiben wollte. Nicht weniger offenbar ist es ihm, daß die Oden des Horaz aus derselben Quelle geflossen seyen, und daß die Latage nichts anders bedeute, als die christliche Religion. Dem Vater Hardouin gilt keine alte Münze für authentisch, oder doch nur sehr wenige sind es. Ein Alterthumskenner und Numismatiker, der sich über die paradoxen Behauptungen des Hardouin ärgerte, suchte diesen durch Uebertreibung lächerlich zu machen, und behauptete, daß nicht nur keine alte Münze echt sey, sondern daß alle von den Benediktinern seyen geschlagen worden, und bewies es aus den Buchstaben CON. OB., die sich auf mehreren Medaillen befinden. Erstere, meinte er, müßten nicht durch Constantinopoli Obsignatum, sondern durch Cusi Omnes Nummi Officina Benedictina erklärt werden. Diese ironische Erklärung verwirrte zwar Hardouin etwas, bekehrte ihn aber nicht. Nach ihm ist die Aeneide eine allegorische Fabel, in welcher der Sieg der christlichen Religion über die Synagoge verhüllt liege. Das brennende Troja sey das Bild des zerstörten Jerusalems, Aeneas, seine Götter nach Italien tragend, stelle das den Römern verkündete Evangelium vor. Der gelehrte Huet sagt von ihm: „Der Vater Hardouin hat vierzig Jahre daran gearbeitet, seinen Ruf zu zerstören, ohne zum Zweck zu gelangen.“ Seine Oberen bewogen ihn, seine närrischen Paradoxien zu widerrufen; er thats, und war ihnen nicht weniger geneigt. Er starb zu Paris den 3. Sept. 1729 in seinem 83. Jahre. Seine vorzüglichsten Schriften sind: 1) eine Ausgabe des ältern Plinius zum Gebrauch des Dauphins (1685), wieder aufgelegt 1725. In der letztern Ausgabe sind die Noten vermehrt, und die Paradoxien weniger häufig. Das Werk ist sonst mit vielem Fleiße und Scharfsinne ausgeführt. Huet fällt über dasselbe ein sehr vortheilhaftes Urtheil: „Hardouin habe in 5 Jahren geleistet, was kaum 6 Gelehrte der ersten Classe in fünfzig Jahren geleistet haben würden.“ 2) Die aus Medaillen wieder hergestellte Chronologie, in lateinischer Sprache, Paris 1697. In diesem Buche machte der Verfasser seine lustigen Meinungen über die Echtheit der alten Schriften bekannt. 3) Die Ausgabe der Concilien; der franz. Clerus forderte ihn hierzu auf und gab ihm ein Gehalt. Sonderbar ist es, daß er dies übernahm, da er doch alle Concilien bis auf das von Tarent für Chimären hielt. (Das Werk wurde zuerst zu Paris 1694 gedruckt, und hierauf bedeutend vermehrt 1715 zu London wieder aufgelegt.) 4) Ein Commentar über das neue Testament, Amsterdam 1741. 5) Eine Ausgabe der Lobrede des Themistius. 1) Opuscula selecta, gedruckt in Holland 1709. 7) Opuscula varia; sie kam nach seinem Tode zu Amsterdam 1733 heraus. 1767 erschien in London eine Schrift, J. Hardouini ad censuram veterum scriptorum, prolegomena. Er sucht hierin seine Theorie über die Alten, welche er früher widerrufen hatte, nochmals zu vertheidigen. Man kann nicht scharfsinniger und gelehrter irren, als hier Hardouin.

Hardy (Alexander), Dichter, aus Paris gebürtig, zeichnete sich schon unter Heinrich IV. als Tragiker aus und gilt für den Besten vor Corneille; doch sind seine Verse sehr schwerfällig. Von seinen Stücken, deren er 800 ver-

fertigte, sind nur 41 gedruckt worden. Er starb um 1630. — 2) J. Hardy, franz. General, geb. zu Monzou in Lothringen 1763, nahm, 21 Jahr alt, Kriegsdienste, ward 1792 Anführer des 7. Bataillons von Paris und 1794 Brigade-General bei der Ardennen-Armee, nachdem er sich bei Givet und Philippeville ausgezeichnet hatte. Im J. 1796 kam er zur Maas- und Sambre-Armee, nahm, an der Spitze eines bedeutenden Heerhaufens St. Wendel, Kaiserslautern, Bingen u. s. w., wurde im Gefechte am Donnersberge (den 26. [illegible].) verwundet und dann später (1798) als Befehlshaber der Unternehmung nach Irland gebraucht, hatte aber das Unglück, noch ehe er daselbst gelandet, den 11. Okt. von den Engländern gefangen zu werden. Nach seiner Auswechselung wurde er 1799 Divisions-General, und diente bei der Rhein-Armee. Nach geschlossenem Frieden wurde er unter Le Clerc nach St. Domingo geschickt und starb daselbst 1802. Man hat von ihm eine vortreffliche Charte über den Hundsrück. — 3) Casp. Bernh. Hardy, Vikarpriester und Chorältester an der Domkirche zu Köln, geb. daselbst 1726. Schon in früher Jugend erwachte in ihm die stärkste Liebe zur Kunst, die alle Schwierigkeiten besiegte, die sich ihm, besonders während seiner Studienjahre, entgegenstellten. In seinem 15. Jahre verfertigte er Kopien und einige Gestalten in Wachs, denen der Kenner seine Achtung nicht versagen konnte, und auf die Hardy selbst in spätern Lebensjahren mit Zufriedenheit zurücksah. Hierauf neigte er sich zur Oelmalerei, und trotz des dürftigen Unterrichts, den er darin erhalten, brachte er es in Kurzem so weit, daß Kopien von seiner Hand, die er besonders nach de Laer und Breughel verfertigte, gleich den Originalien werthgeschätzt wurden. Dann ergab er sich mit Eifer der Schmelzmalerei, und hierin lieferte er auch bald Werke von großer Kraft, unter denen vorzüglich sein Weltheiland nach Carlo Dolce immer noch die Bewunderung von Kennern werth bleibt. Indeß gab er die Schmelzmalerei wegen seiner schwächlichen Gesundheit auf, und begann nun in weißer und farbiger Wachsmasse und in Schnitzwerk auf mehrfarbigen Muschelschichten, in Form der antiken Kameen zu arbeiten. Er verfertigte hier mehrere Bildnisse der Großen mit den trefflichsten Natur- und Charakterzügen, worunter sich vorzüglich die Charakterporträts von Franklin, Newton, Voltaire und Rousseau auszeichnen; ferner das geizige Weib, der sich glücklich fühlende Jude, der verzweifelnde Chemist, der Waldbruder, eine Magdalene u. s. w., und im größern Querformate die schöne schlafende Schäferin, der liebende Jägerbursche ꝛc., vor Allem aber verdient hier sein vortrefflicher Christus am Kreuze genannt zu werden, worin die Schönheit und der sanfteste Ausdruck des leidenden Gottmenschen und die ganze mythologische und malerische Bildung von herzergreifender Wirkung ist. Außerdem verdienen noch angeführt zu werden: Kleopatra, in erhabener Arbeit dargestellt, in dem Moment, wo sie sich eben die Schlange angesetzt hat, von schöner edler Form und Bildung und hohem psychologischen Ausdruck; das schöne Landmädchen mit dem Körbchen, der sterbende Weise; ferner Lina, unter welchem Namen ein Cyklus von Idealvorstellungen der Stufen des weiblichen Alters begriffen ist, zu welchen er als Gegenstück auch die vom männlichen Alter lieferte. Noch wichtiger sind wohl Hardy's Arbeiten in durchgehends vergoldeter Bronze, worin er außer einigen Büsten, unter denen sich ein Homerskopf auszeichnet, vorzüglich zwei allegorische Gruppen lieferte, die die arbeitende Bildhauerei und Malerei vorstellen. Er verfertigte dieselben zu Ende des dritten Viertels des vorigen Jahrhunderts, und verkaufte sie an den churfürstlichen Hof zu Bonn. Allein nicht nur in der Kunst, sondern auch für die Wissenschaften leistete Hardy Ausgezeichnetes, namentlich für die Physik, der er sich schon frühe mit Liebe ergeben hatte. Seine zusammengesetzten Mikroskope gehören unter die ausgezeich-

netsten und waren so anerkannt, daß die damaligen fränkischen Volksrepräsentanten eines derselben zu einem hohen Preise kauften, und noch dazu sein Haus durch einen förmlichen Beschluß von allen Kriegslasten frei sprachen. Eben so vortrefflich ist sein künstliches Planetarium, das nach der neuesten Theorie in einer, mit dem Fixstern-Himmel in richtigen Distanzen bezeichneten großen Glaskugel, den Lauf der Planeten und ihrer Trabanten mit ihren bestimmten, durch ein inneres Uhr- und Stundenwerk unterhaltenen, verschiedenen Bewegungen zeigt. Auch in der Elektrizität hatte er immer die vortrefflichsten Maschinen, sowohl der Einrichtung, als den Wirkungen nach. Der allgemein verehrte Künstler, lange der Nestor der Künstler und Gelehrten in Köln, in dem sich in einem seltenen Grade wissenschaftliche und künstlerische Bildung vereinigte, starb 1819 im 94. Jahre seines thätigen Lebens.

Harem, welches eigentlich ein geheimer oder verbotener Ort heißt, nennt man sowohl die sämmtlichen Weiber der Türken und anderer Muhamedaner, als den Ort oder das Gebäude, in welchem sie sich befinden, und es ist unrichtig, wenn man diesen Begriff durch das Wort Serail ausdrückt, das Pallast heißt, und nur jenen Nebenbegriff erhalten hat, weil das Harem des türkischen Kaisers sich in dem Pallaste befindet. Da es jedem Muhamedaner erlaubt ist, außer den 4 rechtmäßigen Frauen, die ihm der Koran verstattet, so viele Beischläferinnen zu haben, als er will, halten sich die mehresten, bald eine größere, bald kleinere Zahl, und alle befinden sich, nebst den rechtmäßigen Frauen, in dem Harem, unter der strengen Aufsicht schwarzer Verschnittener und einiger alten Hofmeisterinnen, wenn sie so glücklich oder so unglücklich sind, Weiber eines vornehmen Türken zu seyn; denn die Weiber der Geringen besitzen mehrere Freiheit, weil die Männer sie mit in ihrem Gewerbe brauchen und sie die öffentlichen Frauenbäder besuchen dürfen. Die Bewohnerin eines Harems darf nur von ihrem Vater, ihrem Oheim und Brüdern Besuch annehmen, allen andern Männern ist der Eingang verwehrt, und der Eigenthümer eines Harems darf selbst nicht zu einer seiner Frauen gehen, wenn eine fremde Frau bei ihr ist, sondern muß sich, wenn er die Pantoffeln derselben vor der Thür des Zimmers stehen sieht, sogleich wieder entfernen. Die Harems der Vornehmen befinden sich gewöhnlich in dem hintern Theile des Hauses, und haben die Aussicht in einen, mit hohen Mauern umgebenen Garten, der mit zum Gebrauche der Bewohnerinnen bestimmt ist. Nur selten erhalten sie Erlaubniß, unter genauer Aufsicht, eine Freundin in einem andern Harem zu besuchen, übrigens sind sie auf ihre Zimmer und Gärten eingeschränkt, wo sie sich theils mit weiblichen Arbeiten, theils mit Musik, Spielen und andern Belustigungen, welche ihre eingeschränkte Lage verstattet, beschäftigen, und die jüngern von ältern in allerlei Künsten, die Liebe ihres Gebieters sich zu erwerben, unterrichtet werden. — Der Harem des türkischen Kaisers besteht aus 2 Zimmerabtheilungen, Oda's, welche im entferntesten Theile des Serails, im vierten Hofe liegen. Außer den Verschnittenen, ist es keinem Manne erlaubt, nur durch das äußerste, nach dem Harem gehende, Thor zu schreiten. Aerzte allein werden mit äußerster Vorsicht in das Innere desselben gebracht; bekommen aber eine Pazientin, von welcher sich vorher alle ihre Gespielinnen haben entfernen müssen, nur unter strenger Aufsicht und verschleiert zu sehen, und sie darf ihnen kaum einen leidenden Theil zeigen. Die Zahl der Frauenzimmer im Harem, welche nach dem Namen ihrer Wohnung Odaliken heißen, hängt von der Neigung des Kaisers ab. Bei manchem stieg sie über 2000; bei manchem sank sie auf 400 herab. Seit Bajazets I. Tode befindet sich unter denselben keine einzige Freie, sondern alle sind Sklavinnen, meistens Christinnen, welche geraubt, oder von Sklavenhändlern aufgekauft, oder von den Schönen Cirkassiens und Georgiens

als Tribut geliefert worden. Von diesen Odaliken, welche sich unter einander nach der Reihe, wie sie aufgenommen worden sind, selbst bedienen müssen, sind indessen die wenigsten wirkliche Bettgenossinnen des Sultans, weil die Unterhaltung der Letztern großen Aufwand kostet, und ihre Anzahl deßhalb eingeschränkt wird. Nur an Feiertagen, bei öffentlichen Freudenfesten oder bei glücklichen Ereignissen trifft der Sultan eine neue Wahl unter den Odaliken, die ihm, der Reihe nach, im reizendsten Putze vorgestellt werden; er wählt aber nicht vermittelst eines zugeworfenen Schnupftuches, sondern läßt der Erkornen durch den Kislar Aga seine Wahl bekannt machen. Diese wird hierauf von den übrigen in das Bad begleitet, parfümirt und prächtig geputzt, und tanzend und jauchzend in das Schlafgemach des Sultans geführt, der ihrer gewöhnlich schon im Bette harrt, bei welchem sie niederkniet und auf geschehenen Ruf zu den Füssen desselben hinein kriecht. Alle, welche Kinder, besonders Söhne gebären, erhalten ihren besondern Hofstaat im Serail und andere Odaliken zur Bedienung und Gesellschaft. Nach dem Tode des Sultans werden alle, welche Bettgenossinnen desselben gewesen sind, in das alte Serail gebracht, aus welchem nur solche, die Mädchen geboren haben, heirathen dürfen; die noch nicht berührten Odaliken hingegen bleiben in dem Harem für den neuen Sultan.

Häresis (griech.), Ketzerei; Häretiker, Ketzer (s. d. Art.).

Harfe, eins der ältesten Saiteninstrumente. Anfangs war sie nur mit Thierhaaren bezogen. Die Hebräer hatten zwei ihr ähnliche Instrumente: Ugab, welches Jubal erfand, und Nebel, welches Luther durch Psalter übersetzt. Mit dem Trigonen der Griechen hat unsere jetzige Harfe manche Aehnlichkeit. Ihr hohes Alter wird unter andern auch durch den hinter den Ruinen des ägyptischen Thebens in den vermeinten Gräbern der thebanischen Könige entdeckten Harfenspieler in einem Frescogemälde außer Zweifel gesetzt. Alexander aus der Insel Cythera war der Erste, der die Harfe mit mehreren Saiten bezog; als er alt wurde, ließ er in dem Tempel der Diana zu Ephesus sein Instrument dieser Götter widmen. Während der ersten 6 Jahrhunderte bedienten sich die Christen der Harfe zur Begleitung ihrer geistlichen Lieder bei ihren geheimen Zusammenkünften. Aber auch bei den Völkern des nördl. Europas war die Harfe schon früh einheimisch, besonders in dem Fürstenthume Wallis. Die dortigen Harfen sind verschieden von den irländischen. Nach den Walliser Gesetzen gehörte die Harfe zu den Dingen, welche unentbehrlich waren, um einen Freien oder Edelmann zu bezeichnen, keiner durfte auf diesen Rang Anspruch machen, der nicht eine Harfe hatte, und sie zu spielen verstand. Durch dasselbe Gesetz war es ausdrücklich verboten, Leibeigenen Harfe spielen zu lehren, damit solche nie auf die Rechte der Edeln Anspruch machen könnten. Nur der König, dessen Spielleute oder Minstrels, oder die Adeligen durften Harfen besitzen. Die Harfe des Brian Boiromb, Königs von Irland, welcher 1014 erschlagen wurde, ist vor Kurzem in dem Trinity-College in London aufbewahrt worden. Sie scheint von einem geschickten Künstler erbaut zu seyn. Es giebt verschiedene Gattungen von Harfen, von denen wir folgende anführen: 1) die ehedem sehr gewöhnliche Spitzharfe, auch italienische Harfe genannt. Sie ist mit zwei Reihen, durch einen doppelten Resonanzboden getrennten, Drahtsaiten bezogen. Die linke Seite, welche den Baß ausmacht, pflegt gelbe, die rechte oder die Diskantseite aber weiße Saiten zu haben. Bekannter und gewöhnlicher ist 2) die Doppel- oder Davidsharfe, in Form eines Triangels, mit Darmsaiten bezogen und einem Resonanzboden versehn. Ihr Umfang ist meistens von dem großen C bis zum dreigestrichenen c oder d. In den neuern Zeiten wurde dieses Instrument durch die französische Erfindung der Pedale an demselbem wesentlich verbessert, und zur Ausführung der größten

Meisterstücke fähig gemacht. Die Pedalharfe hat 7 Tritte, welche die halben Töne bilden, indem sie, vermittelst einer kunstvollen Mechanik, die Saiten gleiches Tones durch alle Oktaven um einen halben Ton erhöhen. Weil diese aber nur erhöhen und nicht erniedrigen können, und die h̄ also nicht zu bilden wären, so muß die Pedalharfe, abweichend von allen übrigen Instrumenten, ursprünglich in Es dur (Mi be mol) gestimmt werden. Sebastian Erad in Paris vervollkommnete den Mechanismus dieses Instruments; erhielt das Patent für England und das Brévet d'invention für Frankreich, und die Pedalharfen aus seinen Fabriken sind die schönsten auf der Welt. Die Vorzüge dieses Instrumentes sind sein schöner voller Ton, der von der größten Stärke bis zum leisesten Verhallen ganz in der Gewalt des Spieles bleibt, und seine Fähigkeit, die verschiedensten Affekte und Leidenschaften auszudrücken. Es nimmt sich am schönsten aus, entweder ganz allein, oder nur von Einem Instrumente begleitet; besonders eignen sich dazu Blasinstrumente. Es hat den Anfang vom tiefsten Contra F bis in das viergestrichene höchste D. Von der Aeolsharfe s. den eigenen Artikel.

Hariri (Ithiel) oder Abu Muhamed al Kasin ben Muhamed al Basri, ein berühmter arabischer Dichter, geb. zu Bassora 1054, hielt sich größtentheils im Flecken Hariri in Persien auf, woher er auch den Beinamen erhielt, und starb 1121. Er schrieb einen Roman der Geschichte eines fahrenden Ritters, der von den Arabern als ein Meisterstück der Poesie und Beredsamkeit angesehn wird; er besteht aus 50 Mekamat oder Confessus. Man findet sie in J. Jahns Chrestomathie, Wien 1802, und Andern.

Harlay (Achille I. de), Parlaments-Präsident zu Paris und sehr berühmter Staatsmann, geb. zu Paris 1536, zeigte, während der bürgerlichen Unruhen gegen die Ligue die größte Festigkeit und widerstand allen Lockungen von Seiten des Herzogs von Guise, ihn seiner Pflicht untreu zu machen. Kaum war Heinrich IV. auf dem franz. Thron befestigt, so suchte Harlay, was er früher nicht immer hatte thun können, das Ansehn der Gesetze in ihrem vollen Glanze wieder herzustellen und starb den 23. Okt. 1616 allgemein betrauert. — 2) (Achille II. de), Baron von Sancy, Bischof von St. Malo, geb. 1531, studirte anfangs die Rechte, trat aber später in den geistlichen Stand, erhielt reiche Pfründen, verließ sie aber, um die Waffen zu ergreifen, wurde dann franz. Gesandter zu Constantinopel und wandte einen großen Theil seines Vermögens an, um mehrere Tausende christlicher Sklaven loszukaufen und den ihrigen wieder zu geben. Im J. 1609 zurückberufen, trat er in die Congregation des Oratoriums, wurde 1615 Beichtvater der Königin von England und erhielt nach seiner Rückkunft 1626 vom Cardinal Richelieu das Bisthum St. Malo, welche Stelle er jedoch zu Ende seines Lebens niederlegte. Er starb den 20. Nov. 1646, einige Schriften, welche den Cardinal Richelieu betreffen, hinterlassend.

Harlekin, eine besonders charakterisirte, komische Person in den Lustspielen, welche unter andern Namen schon die Griechen und Römer hatten, auch auf dem Theater aller Neuern den ersten Platz behauptete, bis sie endlich in den neuesten Zeiten von dem Theater verdrängt wurde. Riccoboni (Gesch. d. ital. Schaubühne) sagt: „Wenn man heut zu Tage die Kleidung des Harlekins als eine neue Erfindung untersuchen wollte, so würde uns ihr Erfinder der abgeschmackteste Mensch von der Welt zu seyn scheinen. Die Kleidung des Harlekins ist niemals Mode und nirgends einer Nation eigen gewesen. Stückchen von rothem, blauem, gelbem und grünem Tuche, dreieckig geschnitten und nach der Form eines Wamses zugenäht, ein kleiner Hut, welcher den geschornen Kopf kaum bedeckt, kleine Schlurfen ohne Absätze, und eine schwarze Larve, welche keine Augen hat, sondern bloß zwei kleine

Löcher zum Durchsehen, was für eine närrische Erfindung!" Seine Vermuthung ist, daß die Kleidung des Harlekins keine andere sey, als jene der alten Mimen, welche mit geschornem Kopfe gingen, und die man Planipedes (Barfüßler) nannte. „Der Charakter des alten Harlekins, sagt Flögel (Gesch. des Groteskekomischen, S. 38 fg.), war ein Gewebe von außerordentlichem Spiel, heftigen Bewegungen und übertriebener Poßenreißerei, womit eine gewisse körperliche Behendigkeit verknüpft war, daß er fast immer in der Luft zu schweben schien, und fast den Springer spielte. Er war unverschämt, spöttisch, ein Schalksnarr, niedrig, nun sonderlich sehr schmutzig in seinen Ausdrücken. Ungefähr seit 1560 veränderte sich der Charakter dieser Maske. Der neue Harlekin legte Alles ab, was ihm aus dem vorigen Jahrhunderte noch anklebte. Es ist ein unwissender, im Grunde einfältiger Bedienter, der sein Möglichstes thut, um witzig zu seyn, und der diese Sucht bis zum Boshaften treibt. Er ist ein Schmarotzer, feig, treu, thätig, läßt sich aber aus Furcht oder Eigennutz in allen Arten von Schelmerei und Betrügerei ein. Er ist ein Chamäleon, das alle Farben annimmt, und wird in den Händen eines geistreichen Mannes die Hauptrolle der Bühne. Die Rede aus dem Stegreif ist sein Probierstein. Der neue Harlekin beobachtet gewisse komische Geberdenspiele und Possen, die viele Jahrhunderte vom Vater auf den Sohn in dieser Rolle sich fortgepflanzt haben." Indeß ist hier vornehmlich von dem italienischen Harlekin (Arlechino) die Rede, welcher in Italien, und zwar in der sogenannten commedia dell'arte, ganz eigentlich heimisch ist. Der Harlekin ist jetzt vom Theater verschwunden und existirt in Deutschland nur noch in Wien als Casperle und in den Marionettenspielen. Möser hat den Harlekin in seiner geistreichen Vertheidigung des Groteskekomischen in Schutz genommen. S. auch Hanswurst und Masken.

Harlem oder Haarlem, eine Stadt im Gouvernement Nordholland des Königreichs der Niederlande, der Hauptort einer Bezirkes, wird vom Flusse Sparen durchflossen, und liegt 3 Stunden westlich von Amsterdam, unweit des Harlemer-Meeres, mit dem die Stadt durch einen Kanal in Verbindung steht, eine Stunde von der Nordsee, vor deren Wellen sie durch Dünenhügel geschützt ist. Sie hat viel von ihrem ehemaligen Glanze verloren, doch gehört sie noch zu den besten holländischen Städten. Die sehr reinlichen Straßen sind mit Bäumen besetzt und von Kanälen durchschnitten. Einwohner zählt Harlem nur 17.500. Auf dem Markte sieht man die Bildsäule von Lorenz Coster (s. d. Art.), welchem die Holländer die Erfindung der Buchdruckerkunst zuschreiben; daher hier 1823 das Jubiläum dieser wichtigen Erfindung gefeiert wurde. Die ausgezeichnete schöne und große Hauptkirche hat eine 8000 Pfeifen starke Orgel. Es sind in dieser Stadt mehrere gelehrte Gesellschaften; auch ist sie im Besitze einiger naturhistorischen Kabinette und Sammlungen, worunter das Taylersche Museum, das Naturalienkabinet der Societät der Wissenschaften merkwürdig sind. Die Enschedesche Schriftgießerei in Harlem ist berühmt. Obgleich die Manufakturen sehr gesunken sind (von 3000 Seidenstühlen sind kaum noch 60 vorhanden), so sind doch noch immer die Harlemer Leinwandbleichen, das seidene Beuteltuch (das beste in Europa) u. s. w. geschätzt. Am berühmtesten jedoch ist diese Stadt durch die Blumenzucht, die hier (1630—40) auf einen bis in's Unglaubliche gehenden Grad getrieben worden ist (s. Blumenhandel). Aber auch jetzt wird hier noch ein nicht unbedeutender Handel von 13 großen Blumenhändlern mit Tulpen, Hyazinthen, Ranunkeln, Aurikeln, Sämereien, Obst und Treibhausgewächsen getrieben und viele Länder Europa's von hieraus damit versehen. So verkaufte noch im Jahr 1800 ein Blumenhändler nur allein nach Lissabon mehr als 18.000 türkische Ranunkelstöcke.

Das Bleichen des Garns und der Leinwand, welche nicht bloß aus Holland, sondern von Deutschland und England in großer Menge hieher gesendet wird, geschieht unweit Harlem, am Fuß der Dünen, wo man ein klares Quellwasser findet. Die Arbeit daran ist sehr schwer und wird daher meist von deutschen Tagelöhnern verrichtet. Die Bleiche wird mit russischer Pottasche von Eichenasche und Meerwasser, welches vermittelst des Durchseigerns durch die Sanddünen von seinen Meer-Unreinigkeiten befreit worden, bewirkt; doch muß damit noch eine spätere Behandlung mit Buttermilch und darauf mit schwarzer Seife folgen. Bekannt ist in dem niederländischen Befreiungskriege die heldenmüthige Vertheidigung dieser Stadt gegen die Spanier, die erst nach einer furchtbaren Belagerung im Juni 1573 den Besitz derselben erringen konnten, in der sie dann eine schreckliche Rache nahmen. Die Umgebungen dieser Stadt zeichnen sich aus durch herrliche Gartenanlagen (der Harlemer Busch) und prächtige Landhäuser, worunter vor allen das mit fürstlicher Pracht erbaute Landhaus des Banquier Hope (jetzt königliches Eigenthum) sehenswerth ist, dessen Inneres auf eine überaus kostbare Weise verziert ist.

Harles (Gottlieb Christoph), geb. zu Culmbach 1738, starb 1815, als Direktor des philologischen Seminars, Bibliothekar und Professor der Beredsamkeit zu Erlangen, ist berühmt durch Herausgabe mehrerer griechischen und lateinischer Classiker, der Bibliotheca graeca von Fabricius, Hamburg 1790 — 1812; einer Sammlung von Lebensbeschreibungen berühmter Philologen in lateinischer Sprache (Bremen 1770 — 72, 3 Thle.) und mehrerer Abhandlungen und Dissertationen.

Harmattan, ein kalter, äußerst trockener Ostwind, weht an der Westküste von Afrika aus dem Innern des Landes her, besonders in den 3 ersten Monaten des Jahrs, oft mehrere Tage hinter einander, der indeß der Gesundheit nicht nachtheilig ist. So lange er weht, ist der Atmosphäre in einen dichten Nebel gehüllt, auch führt er einen äußerst feinen, schwärzlichen Staub mit sich, der Alles durchdringt. Unendlich gefährlicher ist ein heftiger, brennend heißer Wind, der aus dem Innern der großen Sandwüste Afrika's kommt, und in derselben, in Aegypten, Arabien und Persien oft Menschen und Thieren verderblich wird. Eine brennende Röthe der Atmosphäre, ein schwefelartiger Geruch und ein knisterndes Geräusch der Luft kündigen ihn an; wer ihn einathmet, stürzt entseelt nieder, und der Leichnam geht äußerst schnell in Fäulniß über. Das einzige Mittel, sich dagegen zu schützen, ist, sich sogleich mit dem Gesicht gegen die Erde niederzuwerfen, wie auch die Thiere alsdann den Kopf gegen die Erde senken; aber auch so — er hält meistens nur eine Viertelstunde an — fühlen Menschen und Thiere sich nachher äußerst ermattet, zittern an allen Gliedern und triefen von Schweiß. Er führt in verschiedenen Gegenden verschiedene Namen, in Aegypten wird er der Chamsin oder Kramsin genannt; die Araber und Perser nennen ihn Smum, Samum oder Samiel. Sein schädlicher Einfluß erstreckt sich weit über die Gränzen von Afrika hinaus.

Harmonia, s. Harmonie.

Harmonie ist Uebereinstimmung mehrerer Dinge 1) unter sich selbst, so daß das Eine das Andere nicht aufhebt, z. B. Vernunft und Sinnlichkeit, Gerechtigkeit und Billigkeit, können beide in dem Menschen bestehen, ohne daß die eine die andere vernichte, oder eine der andern widerspreche. 2) In Ansehung der Zwecke und Wirkungen harmoniren Dinge, die sich einander wechselsweise unterstützen. So müssen Unterthan und Landsherr harmonisch zu einem Zweck, dem Wohl des Staats, verbunden seyn. Begriffe, Urtheile harmoniren nicht nur, wenn sie wahr sind, sondern auch, wenn das Eine dazu dient, die Wahrheit des Andern zu bestätigen. Harmonie (in

der Musik). Nach dem altgriechischen Mythos war Harmonia eine Tochter der Venus, die Gemahlin des Kadmus, der aus Phönizien nach Griechenland kam und dort eine Colonie anlegte; durch sie soll die Musik eingeführt worden seyn. Die Griechen, welche Harmonie im jetzigen Sinne gar nicht, sondern nur Melodie kannten, bezeichneten mit dem Worte Harmonie die richtige Folge der Intervallen, die Kunst des reinen Satzes. Nächstdem verstanden sie auch unter Harmonie eines ihrer Klanggeschlechter, nämlich das enharmonische, ferner ihre Tonarten, die dorische, die lydische u. s. w., auch die Verdoppelung ihrer Oktaven, oder ihre Antiphonien. Wir verstehen im engern Sinne einen der wichtigsten Theile der Musik darunter: die gleichzeitige Vereinigung und zusammenklingende Abwechselung verschiedener Töne, die nach bestimmten, auf ihre Verhältnisse sich gründenden, Regeln verbunden werden, so daß dadurch mehrere Melodien zum Vorscheine kommen, die bei dem Vortrage in ein wohlklingendes Ganzes zusammenfließen und sich zu gleichem Zweck vereinen. Die Alten kannten nur einstimmige Musik. Erst im 10. Jahrh. nach Chr. fing die Harmonie oder mehrstimmige Musik an, sich zu entwickeln. Marpurg nimmt in Rücksicht der Fortschritte der Harmonie und ihrer allmähligen Vervollkommnung sechs Perioden an. Man glaubt die erste Spur davon in England zu finden, wo der Bischof Dunstan im J. 950 zuerst den vielstimmigen Gesang einführte. Die Harmonie wurde damals nur in Consonanzen ausgeübt. Sie beruht eben so, wie die Melodie, auf dem Gesetz der Natur; denn bei jedem angegebenen Tone klingen alle ihm verwandten Töne mit, d. h. die zu Einer Tonfamilie gehören. Der Stoff zur Musik entwickelt sich also ursprünglich harmonisch; da aber diese Mitklänge successivertönen, so entsteht hieraus zugleich die erste Melodie, und beide, Harmonie und Melodie, erwachen zugleich mit dem ersten Tone. Soll die Musik nur Tochter der Natur bleiben, und sich darauf beschränken, nur die Nerven unserer Gefühle zu berühren, so ist Melodie hinreichend; soll sie sich aber als ausgebildete Kunst zeigen, und eben so vollendete Tongemälde für das Empfindungsvermögen und die Phantasie entwerfen, wie die Wortsprache vollendete Ideengemälde für den Verstand, so ist Harmonie ihr unentbehrlich, nur durch sie gewinnt sie Tiefe, Kraft, Bestimmtheit und Reichthum. Schon als bloße Unterstützung giebt die Harmonie der Melodie Nachdruck und Gewißheit, denn durch eine veränderte harmonische Begleitung kann dieselbe Melodie einen ganz verschiedenen Charakter bekommen; aber am hinreißendsten wirkt Harmonie, wenn ein Tonstück polyphonisch behandelt ist, d. h. wenn mehrere Stimmen sich als Hauptstimmen in einander greifend vereinigen. Die einzelnen Theile eines solchen harmonischen Tongewebes heißen Akkorde. Viadana erfand im Anfange des 16. Jahrh. die Bezifferung der Harmonie, wodurch er die bequeme Uebersicht der Harmoniefolge erleichterte. Tartini stellte ein System der Intervalle auf, und entdeckte den dritten Klang, der aus zwei gegebenen Tönen erzeugt wird. Im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts lieferte Rameau ein System der Harmonie, welches das Tartinische verdrängte. Rameau machte zuerst die wahre Beobachtung, daß ein klingender Körper eine ganze Harmonie mit sich führt, und lehrte, daß aus dem harmonischen Dreiklange, mittelst der Verwechselung anderer consonirenden Akkorde, und, wenn über denselben eine Septime gesetzt werde, auch andere dissonirende Akkorde entspringen. Die größten Meister in der Harmonie sind und waren Deutsche. Harmoniemusik nennt man diejenige, die aus lauter Blasinstrumenten, gewöhnlich aus 2 Oboen, 2 Clarinetten, 2 Hörnern und Fagotts, besteht. Von der Musik ist das Wort Harmonie auch auf andere Künste übergegangen, namentlich auf die Malerei. In dieser findet sowohl eine Harmonie der Farben, als der dargestellten Gegenstän-

de und Figuren statt; jene besteht in einer richtigen Mischung der Farben und in der Vereinigung und Nebeneinanderstellung passender und in einander verfließender Farben, so wie in der zweckmäßigen Vertheilung des Lichtes und Schattens; diese in einem gehörigen und gefälligen Verhältnisse der dargestellten Dinge.

Harmonik ist ein Theil der theoretischen Musik, und setzt die Begriffe fest, welche sich auf die Theorie des Klanges, die Beschaffenheit des gegenwärtigen Systems, die in selbigem vorkommenden Verhältnisse, den richtigen Gebrauch der Töne, Tonarten, Akkorde, Dissonanzen, Consonanzen und auf das zweckmäßige Verfahren in der Modulation ꝛc. beziehen.

Harmonika, ein klavierähnliches Instrument, dessen Töne den Glasglocken entlockt werden. Man wußte längst, daß man liebliche Töne hervorbringen könne, wenn man den Rand von Trinkgläsern, die in abgestufter Höhe mit Wasser gefüllt sind, mit dem feuchten Finger streicht; aber es war Dr. Franklin vorbehalten, die Harmonika zu erfinden. Nach ihm müssen die Glasglocken so viel als möglich die Gestalt halber Sphären haben; in der Mitte hat jede eine offene Höhlung, um die Spindel durchzustecken. Die größte Glocke hat 9 Zoll im Durchmesser, und die kleinste 3. Sie sind durch 23 Glocken verbunden, von denen jede um ein Viertelzoll im Durchmesser von der Größe der nächsten abweicht. Sie werden gestimmt, indem man sie bis zu der gehörigen Stärke schleift; dann wird ein Kasten gemacht, in welchem die Glocken an einer Spindel der Reihe nach geordnet werden. Durch eine Saite hängt die Spindel mit dem Fußtritt zusammen, vermittelst dessen sie bald langsamer, bald schneller bewegt wird. Indem man nun den Cylinder vermöge des Fußtrittes bewegt und die von Zeit zu Zeit mit reinem Wasser benetzten Glocken mit beiden Händen bestreicht, wird das Instrument gespielt. Doch müssen die Finger zuvor ins Wasser getaucht und von allem Fetten rein gehalten werden. Noch besser sprechen die Glocken an, wenn man die Finger mit etwas feiner Kreide oder reinen Kleien abreibt. Mehrstimmige Sätze im gebundnen, ernsten Kirchenstyl, Choräle und Trauermelodien, sind am passendsten für die Harmonika. Ihr Charakter ist ernst und schwermüthig, ihre Töne scheinen aus andern Welten herüber zu klingen. Sie gelingen am reinsten, wenn der Cylinder mit den Glocken sich von den Fingerspitzen weg dreht. Man kann die Harmonikatöne nach Willkühr anschwellen und verschweben lassen, je nachdem man die Glocken stärker oder schwächer berührt; auch kann man einen Ton so lang aushalten, als man will, und ist das Instrument einmal rein gestimmt, so ist kein Verstimmen möglich. Dagegen hat es große Schwierigkeiten in Absicht des Schleifens und Stimmens der Glocken; es setzt bei dem Spieler eine ausgezeichnete Virtuosität voraus, und nur wenig Tonstücke sind für dasselbe geeignet. Dies Instrument leidet keine Verbindung mit andern Instrumenten, und pflegt daher nicht von Sing- oder Instrumentalstimmen begleitet zu werden. Der Umfang der Töne der Harmonika erstreckt sich vom ungestrichenen c bis zum dreigestrichenen f. Gegenwärtig spielt man dieses Instrument auch vermittels einer Klaviatur, welches E. C. Röllig in Wien zu bewirken wußte, weßwegen sie auch die Röll g'sche Klavierharmonika heißt; doch wollen Einige diese Erfindung einem Petersburger Mechaniker, Namens Hessel, zueignen. Auch Dr. Quandt hat 1790 ein ähnliches Instrument erfunden.

Harmonische Progression, eine Reihe Zahlen, die in einer harmonischen Proportion fortgehen; eine harmonische Proportion findet aber zwischen 4 Zahlen statt, wenn der Unterschied der beiden ersten sich zu dem Unterschiede der dritten und vierten verhält, wie die erste Zahl oder Größe zu der letzten, oder bei 3 Zahlen, wenn sich zu der mittlern die erste verhält,

wie jene zu der dritten. Solche Zahlen werden harmonische Proportionalzahlen genannt; z. B. 2, 3, und 6 sind harmonisch-proportional, denn wie 1 der Unterschied zwischen 2 und 3 sich verhält zu 3, dem Unterschiede zwischen 3 und 6, so verhält sich 2 und 6. 6, 8, 12 und 18 sind es ebenfalls, denn 2, der Unterschied zwischen 6 und 8, verhält sich zu 6, dem Unterschiede zwischen 12 und 18, wie 6 zu 18.

Harmony, Hauptort der Provinz Indiana in den vereinigten Staaten Nordamerika's, der sogenannten deutschen Harmonisten, welche Rapp 1819 vom Ohio hierher an den Fluß Wabash versetzte. Die protestantische Sekte der Harmonisten wanderte aus Würtemberg, wo sie keine Duldung erlangen konnte, hieher. In solcher Sekte ist alles Eigenthum ein gemeinschaftliches Gut der Gemeinde, welche jetzt sich in sehr blühenden Umständen befindet. Die Stadt ist von Dörfern der Harmonisten umgeben, in welcher jede Familie ein eignes Grundstück mit Federvieh, Kühen und Schweinen nutzt. Der Ertrag aller Arbeiten ist mehr und weniger gemeinsam. Die Gemeinde zählt 1000 Seelen und ihr Gemeinbesitz über 200.000 Speciesthaler Werth. Wer unter ihnen wohnen will, muß einen Monat unter den Harmonisten versuchsweise wohnen, ob er der Gemeinde gefällig oder anstößig ist, und sein Vermögen in die Gemeinkasse liefern. Will er künftig zurücktreten: so kann er dies, erhält aber sein Einschußkapital ohne Zinsen in Terminen zurück. Die Gemeinde unterhält, wie andere, ihren Prediger ohne Concurrenz des Staats. Die Kinder werden im Englischen, Deutschen u. s. w. Vormittags unterrichtet, und arbeiten Nachmittags. Außer dem Sonntage ist jeden Abend nach 6 Uhr Gottesdienst.

Harnisch, eine metallene Bedeckung des ganzen Körpers, zur Sicherheit im Kriege von Stichen, Hieben und Fliatenkugeln; voller Harnisch heißt er, wenn er den ganzen Körper bedeckt; Brustharnisch (Cuirasse), wenn er nur die Brust bedeckt; daher ein Küraſſier, ein geharnischter Reiter. Die Unterlage des Brustharnisches war entweder von Leder, oder Leinwand, oder von wollenem Filz, und die äußere Bedeckung von Metall bestand gewöhnlich aus kleinen, wie die Fischschuppen über einander gelegten Schilderchen, und zuweilen auch aus in einandergeflochtenen Kettchen; allein die Brustharnische der alten Perser waren immer nur aus einem einzigen Stücke Eisen geschmiedet, wie der Rückenharnisch. Indessen verfertigte man den Harnisch nicht immer aus Metall, sondern man machte die Rüstung auch aus flächsenem und hanfenem Garne, indem man dasselbe entweder webte, oder aus mehreren Garnfäden kleine Strickchen flocht, und diese dann mit einander mehrfach verband, oder auch die gewebte Leinwand in einer aus essigsaurem Wein und Salz bestehenden Flüssigkeit beizte, und dann aus Leinwand einen Filz bereitete, der oft zehnmal dicker ward, als die einfache Leinwand gewesen war. Die Erfindung des Harnisches fällt in das hohe Alterthum; sie wird dem Midas von Messene zugeschrieben. — Im Bergbaue, ein festes Sahlband, oder die Ablösung des Ganges vom Gesteine mit einer festen Oberfläche; auch ein Ueberzug von Kies oder metallischen Theilen, die sich wie ein Harnisch auf den Flächen des Gesteines angelegt haben. — An den Seidewirkerstühlen, eine Menge über dem Stuhle schwebender Schnüre, durch welche die Aufzugs- oder Kettenfäden des Zeuges eingereihet werden.

Harpe (J. F. de la), s. Laharpe (J. F. de la).

Harpeggio, Arpeggio, eine Tonfigur oder eine Weise zu setzen, zu der wahrscheinlich die Harfe die Veranlassung gab. Die Töne dieses Instruments schwinden rasch vorüber, und ein längeres Verweilen in einerlei Akkorden ist daher auf diesem Instrumente nicht möglich; um dies nun zu

ersetzen, werden die vorkommenden Intervalle nicht zugleich, sondern einzeln, sowohl der Tonscale herauf als herunter vorgetragen. Dieselbe Anwendung des Harpeggio findet bei dem Clavier statt; da es in dieser Hinsicht Aehnlichkeit mit der Harfe hat. Nicht immer schreibt der Tonsetzer diese Figur vor; auch der Spielende kann sie an den geeigneten Ort, um das Spiel zu schmücken und zu beleben, einschieben. Die Harpeggio-Figur dient ebenfalls dazu, um die kleinen Pausen auszufüllen, und beim Gesang den Sänger zu erleichtern, und ihn in der richtigen Intonation zu erhalten und zu befördern. Daß dies aber nie zu lange und zu laut geschehen muß, versteht sich von selbsten.

Harpokrates, ein Sohn des Osiris, den ihm nach seinem Tode die Isis gebar, und welcher als ein unzeitiges Kind zur Welt gekommen seyn soll. Man machte ihn zum Gotte des Stillschweigens, und sein Dienst kam aus Aegypten nach Rom. Er wird als ein Knabe oder ein Jüngling abgebildet, der den Finger auf den Mund hält. Nach Andern ist Harpokrates ein vergötterter griechischer Philosoph, der das Stillschweigen als ein souveränes Mittel zur Erlangung menschlicher Glückseligkeit empfahl.

Harpyen, mythologische Ungeheuer, als deren Eltern Thaumas und Elektra genannt werden, wiewohl Einige auch andere Namen angeben. Sie hatten schöne jungfräuliche Gesichter, aber Hände mit großen krummen Klauen, Leiber wie die Geier, Füße wie die Menschen, Ohren wie die Bären, und waren am größten Theile des Körpers mit Federn bedeckt. Sie machten mit den Flügeln ein abscheuliches Geräusch, waren unersättlich gefräßig, und gaben das Genossene sogleich mit einem unerträglichen Gestanke wieder von sich. Einige nehmen deren 2, Andere 3 an und geben ihnen verschiedene Namen. Ihr Aufenthalt war an dem Eingange der Hölle, von welcher sie einst zu dem thracischen Könige Phineas geschickt wurden, ihn zu plagen, indem sie ihm die Speisen gierig vor dem Munde wegrissen und die noch übrigbleibenden verunreinigten. Jetzt gebraucht man noch die Harpyen, um die höchste Habsucht und den schmutzigsten Geiz zu personificiren.

Harrington (James), politischer Schriftsteller, geb. 1611 zu Upton in Northamptonshire, bildete sich auf Reisen durch mehrere Länder Europens, wurde dann geheimer Kammerjunker König Karls I. und begleitete denselben auf seiner Unternehmung gegen Schottland. Ob er sich gleich nach dem unglücklichen Ende des Königs in die Einsamkeit zurückgezogen hatte, wurde er doch 1661, als ein gefährlicher Unruhstifter in den Tower gesetzt und von da nach Plymouth gebracht, wo er wahnsinnig wurde. Er starb zu Westminster den 17. Sept. 1677. Sein wichtigstes Werk ist: The Oceana, Lond. 1656. (neueste Ausgabe: The Oceane and other Works, collected by J. Toland, ib. 1737 Fol.) Anglos, doch von reicher Vorbedeutung und die Keime der späterhin vorherrschenden Denkart in sich bergend, war dieses allegorische Ideal des Staats, der durch Nationalindustrie glücklich werden soll.

Harris (John), englischer Schriftsteller, geb. um 1667, bekleidete mehrere geistliche Stellen und starb 1719 als Sekretair und Vice-Präsident der königl. Gesellschaft zu London. Er war so arm, als er starb, daß seine Freunde die Begräbnißkosten unter sich aufbringen mußten. Man hat von ihm: Lexicon Technicum, London 1708. 2 Bde., welches Werk den Schriftsteller Chambers (s. d. Art.) zuerst auf den Gedanken einer allgemeinen Encyklopädie brachte. — 2) (James), Metaphysiker und Grammatiker, geb. zu Close bei Salisbury 1708, war ein Schwestersohn des berühmten Grafen von Shaftesbury. Er widmete sich auf der Hochschule zu Oxford der Jurieprudenz, und hierauf in London in dem berühmten Rechtskollegium Lincoln-Inn; entsagte aber nach dem Tode seines Vaters dieser Wissenschaft, und legte sich mit Eifer auf das Studium der griech. und röm. Classiker. Die Minerva des Sanctius

brachte ihn — wie er selbst gestand — zu einer tiefen und genauern Erforschung der Grundsätze der allgemeinen Sprache. In seinen Mußestunden beschäftigte er sich mit der Musik, um deren Aufnahme in seiner Vaterstadt er viel Verdienst hat. 1761 wählte ihn der Flecken Christ-Church zu seinem Repräsentanten im Parlamente, welche Stelle er bis an seinen Tod mit Würde behauptete. 1762 wurde er Lord der Admiralität, und das Jahr darauf vom König zu einem Lord der Schatzkammer erhoben. Aber seit 1765 dieser Würden beraubt, lebte er ohne öffentliches Amt bis 1774, wo er Sekretär der Controleurs der Königin wurde. Der Tod ereilte ihn im J. 1800. Schriften: Hermes, or a Philosophical Enquiry concerning universal grammar., Lond. 1752. 8., 1771. 8 (deutsch von Everbeck mit Anmerkungen von Wolf, Halle 1788. 8.); Philosophical arrongements, ib. 1775. 8.; Philological Inquiries, ib. 1781. 2 Bde. 8. (deutsch von Dr. Jenisch, Berl. 1788. 8.); Discourse on Music, Painting and Poetry, London 1744. 8. 1773. (deutsch Halle 1780. 8.). Auch besorgte sein Sohn, der berühmte Lord Malmesbury, eine vollständige Ausgabe seiner Werke, London 1801, 2 Bd. 4.

Harrison (John), ein Mechanikus in London, berühmt durch die Erfindung der Längen-Uhren und des Zeithalters (Time-Keeper), um die Meereslänge zu bestimmen, geb. 1693 in Foulby in Yorkshire, wurde Zimmermann, was auch sein Vater war, brachte es aber durch großen Fleiß bald dahin, daß er nicht nur ein guter Mechanikus, sondern auch ein trefflicher Uhrmacher wurde. 1728 kam er mit den Zeichnungen zu einer Maschine, die Meereslängen zu bestimmen, nach London, brachte sie hier 1734 zu Stande, und vervollkommnete sie nach und nach in den Jahren 1739 bis 1749. Endlich sah er durch eine neue Arbeit seine eigene Erwartung in einem Grad übertroffen, daß er sich dadurch angefeuert fühlte, noch einen vierten Zeitmesser zu verfertigen, dem er die Gestalt einer Taschenuhr von etwa 6 Zoll im Durchmesser gab. Er empfing dafür den Preis von 20.000 Pf. St. In seinen letzten Jahren verfertigte Harrison nach den Grundsätzen des letztern noch einen fünften Zeitmesser, der auf der Sternwarte von Richmond geprüft ward und binnen sechs Wochen nur um 1½ Sekunde abwich. Er starb zu London 1766, und gab das Jahr zuvor heraus: Description containing such mechanism as will afford a nice or true mensuration of time. Man findet darin zugleich die kurze Berechnung seine neuen Tonleiter oder mechanischen Eintheilung der Oktave.

Harsdörfer (Georg Phlipp), Rath zu Nürnberg, geboren daselbst 1607, studirte zu Altdorf und Straßburg die Rechte, bekleidete mehrere Aemter in seiner Vaterstadt, und starb im Jahr 1758. Seine Zeitgenossen hielten ihn für einen großen Dichter; allein er ist mehr Sprachforscher und Sammler. Vorzüglich merkwürdig wurde er dadurch, daß er in Verbindung mit Johann Klaj den gekrönten Blumenorden an der Pegnitz stiftete. Er hinterließ geistliche und weltliche Erzählungen, Räthsel, Dialogen und Beschreibungen (oft jedoch durch Künsteleien überladen). Am schätzbarsten sind: Specimen philologiae germanicae, 1646; seine Gespräch-Spiele und der poetische Trichter.

Hart, in physischer Bedeutung, bezeichnet Körper, deren Theile so fest zusammenhängen, daß viele Kraft erfordert wird, sie zu trennen oder zu verschieben. In dem ersteren Sinne ist ein Kiesel hart, in dem zweiten das Eisen. Absolut hart ist kein Körper; er kann jedesmals nur in Beziehung auf einen andern hart heißen, dessen Theile sich leichter als die seinigen trennen lassen, da er in Rücksicht auf andere weich seyn kann. Hiermit stimmt die dynamische Lehrart überein, nach welcher Härte, der Erfahrung gemäß, bloß auf Graden beruht, über und unter welchen andere Grade bis ins Unendliche möglich sind. Nach den atomistischen Grundsätzen kommt den

Grundkörpern oder Atomen eine absolute Härte zu, wovon die Erfahrung nichts lehrt. 2) Im ästhetischen Sinne ist Hart ein Fehler in den schönen Künsten. Es drückt den Mangel völliger Verbindung zwischen zwei auf einander folgenden Vorstellungen aus — also das Gegentheil vom Sanften. Hart wird die Vorstellung durch wiederholte kleine Unterbrechungen, indem man keinen natürlichen Uebergang findet. Ein Wort wird hart durch die Anrückung von Buchstaben, welche nicht aneinander passen, wie im Worte hart selbst das r und t. Auch entsteht Härte in den Versen durch Fehler der Prosodie, wo folglich, dem hergebrachten Klange zuwider, ein Wort ausgesprochen werden muß. Eine unharmonische Musik nennt man eine harte. Harte Manier, bei dem Maler ist, wenn die hellen Farben zu nahe an den dunkeln stehen und nicht gehörig vertrieben sind, welches man auch trocken heißt; imgleichen wenn etwas zu stark ausgedruckt ist. In den bildenden Künsten heißt hart, wenn etwas nicht die Politur und das Markig hat, was vornehmlich Schönheit und Aehnlichkeit giebt. Alles Harte, wo man es auch findet, stört das sanfte Fortströmen der Wahrnehmung und Beobachtung und folglich die Aufmerksamkeit. 3) Im moralischen Sinne ist Härte Gefühllosigkeit, sowohl bei eigenen Leiden, als bei den Leiden Anderer.

Hartleben (Franz Joseph), ein berühmter deutscher Rechtslehrer, der sich um die Literatur seiner Wissenschaft wesentliche Verdienste erworben, stammte von dem niederländischen adeligen Geschlechte Hartlöwen, wie sich später aus seinen Familienpapieren ergab, und war 1740 zu Düsseldorf geboren. Als Waise nahm ihn der Beichtvater des Churfürsten von der Pfalz zu sich, und bestimmte ihn, der seltene Talente hervorblicken ließ, zum Jesuiten. Allein Hartleben entfernte sich heimlich von seinem Erzieher und trat ins preuß. Heer, wo er sich im 7jährigen Kriege als Cavalerieoffizier vortheilhaft auszeichnete. Nach geschlossenem Frieden (1763) entsagte er dem Militärstande, und begann die Rechte zu studiren, in welcher Wissenschaft er durch seinen anhaltenden Fleiß sich seltene Kenntnisse erwarb. Der Churfürst von Mainz berief ihn als Professor der Pandekten an die dasige Hochschule, wo er viele Jahre mit großem Beifall lehrte, und von seinem Fürsten zum Oberappellationsgerichtsrath erhoben wurde. Nach der Wiedereroberung Mainz durch die Deutschen, im franz. Revolutions-Kriege, stand er an der Spitze der gegen die dasigen Clubbisten niedergesetzten Untersuchungscommission, und zeigte auf diesem schwierigen Posten eine seltene Mäßigung und Gerechtigkeitsliebe, so daß selbst die Jacobiner ihm ihre Achtung nicht versagen konnten. Später ging er nach Wien, wo er als Privatmann 1808 sein Leben beschloß. Von seinen Werken sind berühmt und als klassisch geschätzt: Allgemeine Bibliothek der neuesten juristischen Literatur (1784 — 92); Melit. ad. Pandect. Letzteres ist eine treffliche Kritik und Ergänzung des berühmten Leyser.

Hartsoeker (Nikolaus), geb. zu Gouda in Holland 1656, legte sich vorzüglich auf Physik und Mathematik, war Mitglied der gelehrten Gesellschaften zu Paris und Berlin, und erhielt vom Czar Peter einen Ruf nach Moskau, zog aber den Aufenthalt in Amsterdam vor. Aus Dankbarkeit erbaute ihm der Magistrat dieser Stadt, auf einer der Basteien eine Art von Observatorium, und hier verfertigte er einen großen Brennspiegel, nach Muster des Archimedischen. Der Churfürst Johann Wilhelm von der Pfalz zog ihn nach Heidelberg, allein nach dem Tode desselben, kehrte er nach Amsterdam zurück, lebte dort noch einige Jahre und starb zu Utrecht 1725, mehrere gehaltvolle Werke hinterlassend.

Harun al Raschid, s. Aaron al Raschid.

Haruspex, s. Aruspex.

Harvey (Wilhelm), Harväus, wurde zu Folkſtone in der Grafſchaft Kent im J. 1578 geboren, und ſtarb 1657. Er war Leibarzt der Könige Jakob des Erſten und Carl des Erſten, Profeſſor der Anatomie und Chirurgie an dem Collegium der Aerzte zu London, das er, während ſeinem Leben, zum Gegenſtande ſeiner Wohlthaten machte. Ihm gehört die Ehre, den Blutumlauf entdeckt zu haben; obgleich man behauptet, daß Cäſalpin und der Jeſuit Fabri vor ihm denſelben gelehrt haben ſollen. Das Wahre iſt, daß Harvey zuerſt ihn öffentlich vortrug, und ſeine Entdeckung hierauf in einem Werke, das den Titel führet: Exercitatio anatomica de motu cordis et sanguinis, Carl dem Erſten gewidmet, 1628 zu London gedruckt, bekannt machte. Die Aerzte widerſetzten ſich der Harvey'ſchen Anſicht hartnäckig, und behandelten ihren Entdecker als einen Viſionär. Sie ſuchten ihn bei Carl zu ſtürzen. Er vertheidigte ſich, er erwiederte, er wiederholte ſeine Erfahrungen, und die Wahrheit trat endlich ans Licht. Doch man verfolgte ihn von einer andern Seite. Als er zuerſt ſeinen Fund den Kunſtbrüdern mittheilte, ſchrien ſie ihn erſt für widerſinnig und für eine Neuerung aus; als ſie aber nicht mehr umhin konnten, der Entdeckung ihren Beifall zu zollen und ſie aufzunehmen, behaupteten ſie, die Idee derſelben ſey ſehr alt. Auf alle Fälle mußten doch die Neidiſchen eingeſtehen, daß die Lehre vor ihm nur ſehr dunkel ſey gelehrt worden. Hume ſagt von dieſem Werke: es herrſche in demſelben jene Wärme und jener Adel, wie ſie ſo natürlich dem Erfindungsgenie eigen ſind. Carl zeichnete den Mann aus, und geſtattete ihm Hirſche aus den königlichen Forſten zu Verſuchen über die Zeugung der Thiere. Von dieſem berühmten Arzte hat man noch folgende Schriften: De circulatione sanguinis. Rotterdam 1646. De generatione animalium. London 1651. Während der Unruhen, die gegen das Ende der Regierung Carls des Erſten herrſchten, wurde Harvey's Haus geplündert; ein großer Theil des letztern Werkes ging hierbei verloren, und ſelbſt der Reſt würde nicht bekannt geworden ſeyn, wenn nicht Georg Ent den Verfaſſer faſt dazu gezwungen hätte, es 1651 drucken zu laſſen. Harvey beweiſet in demſelben durch Verſuche, daß alle lebende Weſen ihren Urſprung aus Entwickelung der Keime nehmen. Ein andres Werk heißt: de Ovo; und endlich eins in engliſcher Sprache mit dem Titel: Neue Grundſätze der Philoſophie. Seine Schriften erſchienen zu London 1766. Der große Mann beſaß eine eben ſo anſpruchloſe Beſcheidenheit, als ſein Genie tiefblickend war: die erſte bewies er in dem Streite für ſeine Entdeckung; er behandelte ſeine Gegner ſanft und milde, und beſonders den Riolan, der ihn mit Heftigkeit angegriffen hatte: er nahm ſelbſt den Mann, dem er doch ſo ſehr überlegen war, zum Richter. Harvey erlebte, nach einer Bemerkung des Hobbes, daß ſeine Lehre über den Blutumlauf allgemein angenommen wurde; vielleicht iſt er unter denen, welche den Kreis des Wiſſens durch nützliche Kenntniſſe vermehrten, der Einzige, dem dies zu Theil ward. Das Original-Manuſkript ſeiner Vorleſungen befindet ſich im Muſeum von Hans Sloane; das Parlament hat es als Nationalgut gekauft.

Harwick, drittiſche Stadt in Eſſexſhire, am Ausfluß des Stour in die See, mit einem der ſicherſten Häfen (eine geräume und tiefe Bai, welche über 100 Kriegsſchiffe nebſt vielen andern Fahrzeugen faſſen kann) in England, den das Fort Landguard vertheidigt, 14.000 Einwohnern, welche Schifffahrt und Fiſcherei auf Hummer und Kabliau treiben. Sie hat beträchtlichen Seehandel, treffliche Schiffswerfte, große Seemagazine und Packetboote zur Ueberfahrt nach Helvoetſluys in Holland und nach Hamburg. Auf Beakon-Hill iſt wegen der gefährlichen Küſte ein ſchön gebauter Leuchtthurm. Auch wird Harwick wegen ſeiner Bäder beſucht.

Harz (der), das Harzgebirge. So nennt man einige tausend, mit großen Waldungen bedeckte Berge und Thäler im nördlichen Deutschlande, welches Gebirge zu Tacitus Zeiten, unter dem Namen Hercinia, den größeren Theil der nördlichen Hälfte Germaniens einnahm, dessen geogr. Umfang nun aber beschränkter angenommen wird. Er hat überall Vorberge und wird insgemein in den obern und untern Harz eingetheilt. Er dehnt sich in der preuß. Provinz Sachsen, im Königreich Hannover, der Herzogthümern Braunschweig und Anhalt u. s. w. aus. Die vom Brocken ostwärts gelegene größe Hälfte des Gebirges heißt schlechtweg der Unterharz, der vom Brocken westwärts gelegene kleinere Theil, oder das eigentliche Hochgebirge heißt der Oberharz, ein dritter Theil der Comonionharz. Im Westen endet sich der Harz bei der braunschweig. Stadt Seesen, und bei der grubenhagischen Stadt Asterode. Seine Länge beträgt etwa 16 Meilen, und seine Breite 4 Meilen, und den Flächeninhalt desselben kann man, ohne die Vorberge, auf 64 geogr. Q. M. annehmen, der über 50.000 Bewohner hat, deren Hauptnahrung, außer der Viehzucht, einzig auf dem Berg- und Hüttenwesen beruht. Der Harz verschließt in seinen Ganggebirgen fast alle Metalle und viele nützliche Mineralien, als: Silber, etwas Gold, Kupfer, Blei, Eisen, Marmor, Alabaster, Achat. Die Gipfel und das Innere des Gebirges sind mit Fichten und Tannen, die Seitenwände mit dem schönsten Laubholze bewachsen. An Wild gibt es hier Roth- und Schwarzwild, an Raubthieren bloß Füchse und wilde Katzen. Mehrere Flüsse entquellen dem Harzgebirge, als: die Bude, Oker, Ecker, Holzemme, Radau, Ilse u. a. Der höchste Gipfel des Harzes ist der, durch die dahin versetzten Hexenversammlungen und Hexentänze bekannnte Brocken oder Blocksberg im preuß. Regierungsbezirk Magdeburg. Ein großer Theil des Brockengebirges, besonders der eigentliche hohe Brocken, liegt in der stolbergischen Grafschaft Wernigerode. Es hebt sich nämlich in der Mitte der Harzgebirge ein besonderes noch höheres Gebirge hervor, das aus dem Brocken und den ihn umgebenden gleichartigen Bergen besteht, die ihrer Beschaffenheit nach ganz vom übrigen Harz verschieden sind. Sie nehmen in ihrer Höhe zu, je näher sie dem Mittelpunkte, dem Brocken, kommen; und wiewohl allemal Berge für sich, so sieht man doch bei genauer Betrachtung, daß sie nur einen Hauptberg ausmachen, und wahre Theile des Brocken sind. Das Ganze besteht, wie alle ursprünglichen Gebirge der Erde, aus Granit, den man hier Brocken nennt. In seiner größten Pracht erscheint der Brocken dann, wenn er mit Schnee bedeckt ist, und alle seine Unebenheiten damit ausgefüllt sind: dies ist in den neun Monaten vom Oktober bis in den Juni der Fall. Der Name Brocken heißt Berg. Seine Höhe beträgt 3590 franz. Fuß über dem mittelländischen Meere und 3489 Fuß über der Ostsee. Auf seiner Spitze, von der man eine weite Aussicht genießt, steht ein 130 Fuß langes, von Granitblöcken erbautes Wirthshaus, das Brockenhaus, oder nach seinem Erbauer, Grafen Stolberg-Wernigerode, die Friedrichshöhe genannt. Nebst dem Brocken sind die höchsten Kuppen des Harzes: der Bruckberg (2755 F.), der Wormberg (2667 F.) und die Ackermannshöhe (2605 F.). Andere Sehenswürdigkeiten des Harzes sind die Roßtrappe, die wildeste Gebirgsgegend und schönste Partie des Harzes bei dem halberstädtschen Dorfe Thale; die verschiedenen Höhlen, als die Baumanns-, Bielsteins-, Schwarzfelderhöhle; das romantische Selkenthal mit dem Mädchensprunge und dem Alexisbade; das wilde Okerthal ꝛc. Ein vorzüglicher Wegweiser für Reisende ist Gottschalks Taschenbuch für Reisende in den Harz. 1822, 2te Auflage.

Harze. So nennt man Pflanzensubstanzen, welche im Wasser unauflöslich, verbrennlich, in der Kälte brüchig, wie Glas, und in der Wärme weich und zähe, an der Flamme entzündbar sind, und stark riechen. Durch

die Unauflösbarkeit im Wasser unterscheiden sie sich hinlänglich von den Gummiten, welche ebenfalls Pflanzenprodukte sind, sich aber im Wasser auflösen lassen.

Harzheim (Jos. v.), ein berühmter Jesuit, geb. 1695 zu Köln a/Rh., entwickelte unter Anleitung der Väter der Gesellschaft Jesu seine ausgezeichneten Talente, und trat, nach erhaltener Magisterwürde in der Philosophie, 1712 in ihren Orden. Im Collegium zu Mailand ward er in die theologischen Wissenschaften eingeweiht, und gab zugleich Unterricht in der hebräischen Sprache. Ausgerüstet mit vielseitigen Kenntnissen, unternahm er eine literärische Reise durch ganz Italien, erwarb sich die Freundschaft der berühmtesten Gelehrten, vorzüglich eines Assemanni, Muratori, Ceva, der Cardinäle Ptolemäus und Passionäus; kehrte hierauf nach Köln zurück, wo er den Lehrstuhl der Philosophie bestieg, und nach sechs Jahren von der Hochschule mit dem Doktorhut geschmückt wurde. Er versah seitdem 14 Jahre lang die Professur der biblischen Exegese und Hermeneutik; seine historisch-kritischen Abhandlungen über die Bibel erhielten allgemeinen Beifall wegen der Tiefe und Scharfsinnigkeit der darin niedergelegten Gelehrsamkeit. Er war der Erste an der Kölner Hochschule, der theologische Sätze in hellenischer Sprache abhandelte. Das sogenannte dreigekrönte Gymnasium hatte das Glück, ihn 24 Jahre als Regens zu besitzen. Um die Verbesserung der Schulen erwarb er sich noch besondere Verdienste. Er besaß ein bewunderungswürdiges Gedächtniß. Unter den römischen Dichtern scheinen Horaz und Virgil seine Lieblinge gewesen zu seyn. Durch die öftere Lesung ihrer Gedichte und auch von der Natur begünstigt, glänzte unser Harzheim auch als Dichter. Von seiner Stärke in der Redekunst hat er bei vielen Fällen die herrlichsten Beweise gegeben. Sein hellsehender Geist umfaßte alle Zweige der Theologie, und Philosophie, der Moral, der heiligen, profanen und literärischen Geschichte ꝛc. Er besaß nebstdem noch eine große Kenntniß in der Münz- und Wappenkunde. Die heil. Schrift, die Klassiker der Hellenen und Römer, so wie der vorzüglichsten neueren europäischen Völker — mit Ausnahme der Britten — las er in ihrer Ursprache. Schon über 60 Jahre alt, faßte er den Entschluß, die Dekrete aller kölnischen Kirchenversammlungen, die er seit vielen Jahren mit der größten Sorgfalt aufgesucht und gesammelt hatte, im Drucke erscheinen zu lassen. Mit einem felsigen Muthe wagte er sich in dieses weite unübersehbare Gefilde. Durch seinen rastlosen Eifer brachte er in einigen Jahren eine große Menge alter Synoden und dahin gehöriger Stücke zusammen, wobei ihm die Sammlung des Schannat bei seiner Arbeit sehr nützlich war, an deren Vollendung ihn sein plötzlicher Tod (1763) hinderte. Von seinen vielen Schriften erwähnen wir außer den genannten noch: Bibliotheca Scriptorum Coloniensum; historisch-kritischer Katalog der Dombibliothek.

Hase, ein Säugethier, aus der Ordnung der Nagethiere, wovon es 15 Arten gibt. Der gemeine Hase verdient besonders angeführt zu werden. Er nährt sich von vielerlei Gewächsen, vorzüglich von solchen, die Milchsaft enthalten; im Winter benagt er junge Bäume und beißt die Spitzen junger Triebe ab. Er wirft wenigstens 3 Mal im Jahr, gewöhnlich 3 Junge auf ein Mal. Der Hase verläßt selten sein Lager am Tage, wenn ihn nicht die Nähe eines Feindes daraus verjagt; nur des Nachts mit Sonnenuntergang geht er nach Aeßung und kehrt auf derselben Fährte bei Sonnenaufgang in sein Lager zurück. Hierin läßt er sich zuweilen so nahe kommen, daß man fast auf ihn treten könnte; wahrscheinlich bemerkt er die erste Annäherung seines Feindes nicht, dann setzt ihn die Nähe desselben so in Schrecken, daß er bewegungslos sitzen bleibt, bis zuletzt die nahe Gefahr jede Nerve und Muskel zur Flucht in Bewegung setzt. Gewöhnlich machen ihn aber sein

feines Gehör und sein scharfer Geruch in einer großen Entfernung mit der Gefahr bekannt. Seine Fußsohlen und zum Theil sogar sein Maul sind behaart. Er bringt sehende Jungen zur Welt. Der Berghase findet sich nur in nördlichen und Alpen-Gegenden. Er hat einen dickern Kopf und kürzern Schwanz, kürzere Ohren und längere Hinterbeine; die Pfoten sind sehr breit. Im höchsten Norden ist er stets weiß; in der Schweiz nur im Winter. Auch das Kaninchen gehört zu dieser Gattung. Die reich- und langhaarigen Kaninchen in Angora, oder die sogenannten englischen Hasen, sind eine durch das Klima hervorgebrachte Spielart. Die meisten Hasen hat theils Deutschlands Mitte, wo die Hasen so häufig sind, daß bloß das Weimärsche aus den großherzoglichen Jagden über 20.000 Stück jährlich liefert, theils Rußland, theils Canada. Die Felle werden verbraucht zur Hutstaffirung. S. Haarhandel.

Hasenclever (Peter), berühmt als Kaufmann und Reisender, geb. zu Remscheid im Bergischen 1716, wo sein Vater bedeutende Eisenfabriken besaß, widmete sich von Jugend auf Fabrik- und Handelsgeschäften, bereiste mehrere Länder Europa's, ließ sich zuletzt zu Landshut in Schlesien nieder, und starb daselbst 1793. Er war von mehreren Gesellschaften Mitglied, und zeigte nicht nur bei seinen Handelsgeschäften einen tiefen, viel umfassenden Geist, sondern lieferte auch in mehreren Zeitschriften Aufsätze, die seine Umsicht in einem hohen Grade zeigen.

Hasenscharte (Labium leporinum), eine trennende Spalte in der Oberlippe; bei den Hasen ist diese naturgemäß, woher denn auch jene Mißbildung ihren Namen hat. Sie ist unvollkommen, wenn die Spaltung nicht durch die ganze Oberlippe geht; doppelt nennt man sie, wenn mehrere solcher Trennungen in der Oberlippe statt finden. Selten entsteht dies Uebel aus zufälliger Verletzung; am häufigsten ist es angeboren. Ist mit der Hasenscharte zugleich eine Trennung der Gaumentheile verbunden, so heißt sie Wolfsrachen. Der Grund der angebornen Hasenscharte will Blumenbach in der Nichtverwachsung des Zwischenknochens (os intermaxillare) finden; Medel und Mekel bringen diesen Bildungsfehler in die Reihe der Mißbildungen, welche aus Hemmungen entstanden sind. Ungeheilt ist dieser Fehler ein unübersteigliches Hinderniß zum deutlichen und richtigen Sprechen; eben so ist er der Verdauung und Körperernährung nachtheilig, da er das Kauen beeinträchtigt, und die Lippen den Speichel, der in großer Menge ausfließt, nicht zurückhalten können. Seine Heilung beruht auf der kunstgerechten Erfüllung zweier Operationen. 1) Müssen die Ränder in der Trennung wund gemacht, und dann 2) durch einen zweckmäßigen Verband die Wundlefzen in genaue Berührung gebracht und darin erhalten werden. Durch dieses Verfahren wachsen die Ränder aneinander, und nach Verlauf von 14 Tagen nimmt eine schmale Narbe die Stelle der frühern Spalte ein.

Hasse (Johann Adolph), königlich-polnisch und churfürstlich-sächsischer Oberkapellmeister, einer der berühmtesten Komponisten Deutschlands aus den drei ersten Viertheilen des 18. Jahrh., war zu Bergedorf bei Hamburg 1705 geboren. Schon als Knabe verrieth er, daß ihn die Natur zur Tonkunst bestimmt habe, und als der große Musikfreund J. U. König seine außerordentlichen Talente bemerkte, empfahl er den 13jährigen Hasse als Tenorist für das Hamburger Opern-Theater, wo er sich in 4 Jahren, sowohl als Sänger als auch als Klavierist, so trefflich ausbildete, daß er in seinem 17. Jahre als Hof- und Theatersänger nach Braunschweig berufen wurde. Seine 1723 komponirte Oper Antigonus erhielt bei der Aufführung lauten Beifall. Bisher hatte er sich bloß seinem Genie überlassen, jetzt aber entschloß er sich, in der Schule eines italienischen Kontrapunktisten die Kom-

position gründlich zu studiren. Der Herzog von Braunschweig gab ihm dazu die Erlaubniß, und so eilte er 1724 nach Italien. Seine bewunderungswürdige Fertigkeit auf dem Klavier ließ er hier besonders glänzen, weniger seinen Gesang; doch verlor er indeß sein Ziel nicht aus dem Auge, sondern fing zu Neapel, unter der besondern Leitung des berühmten Porpora an, die Regeln des Kontrapunkts zu studiren. Bald lernte ihn Scarlatti kennen, gewann ihn so lieb, daß er ihn seinen Sohn nannte, und half ihm treulich in der Ausbildung seiner Talente. Eine Serenade, die er für einen Bankier komponirte, verrieth zuerst den Italienern den großen Komponisten. Sie wurde mit lautem Beifall aufgenommen, und bahnte ihm den Weg zu seinem künftigen Glücke, indem er sogleich den ehrenvollen Auftrag erhielt, eine Oper für das königl. Theater zu komponiren, durch welche er sich nicht nur durch ganz Italien den Namen il caro Sassona erwarb, sondern sie wurde auch gleichsam die Losung für die ersten Städte dieses Landes, sich um ihn, als Maëstro an der Spitze ihrer Operorchester, zu bewerben. 1727 ging er nach Venedig, wo seine nachherige Gattin, Faustina Bordoni, damals in ihrer schönsten Blüthe und der Gegenstand allgemeiner Verehrung, als sie einst in einer Akademie seinem Spiel auf dem Flügel mit Entzücken horchte, ihm ihre Gunst schenkte, und zu seiner guten Aufnahme vieles beitrug. Es wurde ihm die Kapellmeisterstelle am Conservatorio dell Incurabili übertragen, und hier besitzt man noch ein Miserere von ihm, eine wunderbare Komposition. Sein Ruhm verbreitete sich von Italien aus auch in Deutschland, und der Dresdner Hof that ihm die glänzendsten Anerbietungen, um ihn an der Spitze seiner Kapelle zu sehen. Er ging 1731 als Oberkapellmeister dahin, mit 12.000 Thlr. Gehalt für ihn und seine Gattin, und schrieb noch im nämlichen Jahre die Oper Cleofida o Alessandro nelle Indie. Sie wurde in wenig Wochen sieben Mal mit großer Pracht von den größten Sängern und Sängerinnen Italiens aufgeführt. Nach einigen Monaten ging er auf dringende Einladungen wieder nach Italien, besuchte die Städte Rom, Neapel, Mailand und Venedig, und hielt sich bis 1740 abwechselnd in jenem Lande und in Deutschland auf. Sie buhlten nämlich um seinen Besitz, und mehrere Jahre mußte er abwechselnd beiden Ländern seinen Aufenthalt schenken, um beide zu befriedigen. Früher hatte man ihn nach London berufen und ihm die Direktion der dortigen Oper angetragen, um bei den Zwistigkeiten mit Händel diesem einen würdigen Komponisten entgegen zu stellen. Ist Händel todt? war seine erste Frage, und lange widerstand seine Bescheidenheit; erst nach wiederholten Aufforderungen ging er 1743 nach England, wo er zwar mit großen Ehren empfangen wurde und seine Oper Artaxerxes unter allgemeinem Beifall aufführte, dessen ungeachtet aber nicht lange verweilte. Er kehrte nach Dresden zurück, und da sein Nebenbuhler Porpora diese Stadt verlassen hatte, so bestimmte ihn dieser Umstand, verbunden mit der günstigen Aufnahme, die er am Hofe fand, seine Reisen nach Italien gänzlich einzustellen. Als Friedrich der Große nach der Schlacht bei Kesselsdorf (18. Dezember 1745) in Dresden eingerückt war, genoß Hasse die Ehre, den Befehl von diesem kunstliebenden Monarchen zu erhalten, die Oper Arminio mit allen Verzierungen und Ballets auf dem königlichen Theater aufzuführen. Trotz der allgemeinen Bestürzung wurde dies zur Zufriedenheit des Königs ausgeführt, und Hasse mit Beifall und Geschenken (1000 Thlr. und einem Demantring) belohnt. Der Verlust seiner Tenorstimme 1755, welche nach zwanzig Jahren in eine solche Heiserkeit überging, daß man ihn beim Sprechen kaum verstehen konnte, war vielleicht noch nicht so beträchtlich, als der Verlust seiner sämmtlichen Bücher und Handschriften, welche eben zur vollständigen Ausgabe aller seiner Werke geordnet waren, und die er 1760 durch das Bombardement von Dresden einbüßte. Als 1763 am Dresdner

Hofe große Veränderungen eintraten, wurde Hasse in Pension gesetzt. Er verließ jetzt Dresden, für dessen Vergnügen er 25 Jahre lang gearbeitet hatte, auf immer, und begab sich nach Wien, wo er in den nächsten Jahren noch 6 Opern setzte, worunter seine letzte, Ruggiero, 1771 bei Gelegenheit der Vermählung des Erzherzogs Ferdinand zu Mailand aufgeführt wurde. Auch im Greisenalter komponirte er noch für die Kirche, unter andern für seine Beerdigung ein Requiem mit einem Feuer und einer Grazie, die keine Abnahme der Kräfte zeigten. Seine letzten Jahre verlebte er im Kreise seiner Familie zu Venedig, woselbst er seine Thätigkeit noch an verschiedenen Arbeiten bewährte und endigte hier 1783 seine Tage. Hasse ist, nach dem Urtheile eines einsichtsvollen Kunstrichters, der natürlichste, einsichtsvollste eleganteste Componist seiner Zeit, der dabei am Meisten geschrieben hat. Gleich Freund der Poesie und der Musik, zeigt er eben so viel Beurtheilung als Genie, sowohl im Ausdrucke der Worte als in Begleitung der lieblichen und zärtlichen Melodien, welche er den Sängern giebt. Er betrachtet beständig die Stimme als den Hauptgegenstand der Aufmerksamkeit auf der Bühne, und unterdrückt sie niemals durch ein gelehrtes Geschwätz mannichfaltiger Instrumente oder arbeitender Begleitungssätze; vielmehr ist er immer darauf bedacht, ihre Wichtigkeit zu erhalten, gleich einem Maler, der der Hauptfigur in seinem Gemälde das stärkste Licht gibt. Er hat so viel geschrieben, daß er gestand: er würde manches seiner Stücke selbst nicht mehr kennen, wenn es ihm zu Ohren oder zu Gesichte käme. Nur allein an Opern hat er die von Metastasio alle, den Themistokles ausgenommen, die meisten davon zweimal, einige darunter drei-, ja viermal in Musik gesetzt. Außer diesen noch verschiedene von Apostolo Zeno, ohne seine Oratorien und andere Kirchensachen. Diese Menge vortrefflicher melodischer Compositionen hatten das große Verdienst für die deutschen Componisten, daß sie ihren bisher rauhen und gothischen Geschmack, der größtentheils in einem von aller Melodie entblößten, harmonischen Gewebe bestand, umbildete. Sein Ruhm ist auch seinen größten Verdiensten angemessen, und besonders verehren ihn die Italiener noch immer als einen der größten Componisten. Hasse war von Person lang und in seinem Alter mehr als gewöhnlich stark. Er hatte dabei eine angenehme Bildung und aus seinem Betragen leuchtete viel Edelmuth und ein gutes Herz. Seine Gattin Faustina war eine der größten Sängerinnen ihrer Zeit.

Hasselquist (Friedrich), ein ausgezeichneter schwedischer Arzt und Naturforscher, geb. 1722 zu Thörnwalla in Ostgothland, studirte zu Upsal Medicin, und wurde daselbst durch Linne für die Naturgeschichte gewonnen. Da sein Lehrer in einer seiner Vorlesungen erwähnte, daß man nur wenig von den Produkten Palästina's kenne, unternahm er, durch freiwillige Beiträge unterstützt, 1749 eine Reise in den Orient. Er ging von Smyrna über Alexandrien und Rosette nach Cairo, untersuchte die Pyramiden, die Mumien, das Steigen des Nils, und sammelte Naturprodukte. 1751 verließ er Cairo und ging über Damiette und Jaffa nach Jerusalem; sah die Ufer des Jordans, den Berg Tabor, Jericho, Bethlehem, Tyrus und Sidon. Mit unermüdlichem Eifer forschte er in allen Reichen der Natur, und brachte eine reiche Sammlung von Pflanzen, Mineralien, Insekten, Fischen u. s. w. zusammen; ja auch auf arabische Manuskripte, auf Mumien und Münzen erstreckte sich seine Aufmerksamkeit. Eben im Begriff, nach Schweden zurückzukehren, wurde er zu Smyrna von einer Krankheit befallen, woran er am 9. Februar 1752 starb. Linne gab seine gemachten Beobachtungen unter dem Titel: Iter palaestinum, Stockholm 1757, 8. (deutsch von T. H. Gadebusch, Rostock 1762, 2 Thle. 8.) heraus.

Hastings (Warren), berühmt durch einen der schwierigsten und kostspieligsten Prozesse, geb. 1732, war der Sohn des Rektors von Churchill, ging 1749 als Schreiber der ostindischen Compagnie nach Indien, diente in der Armee mit Auszeichnung und ward 1761 Mitglied des Gouvernem. von Bengalen. Einige Jahre darauf ging er nach England zurück, um sich von Neuem den Wissenschaften zu widmen, und stand eben im Begriff, zu Oxford eine Professur der persischen Sprache zu erhalten, als ihn die englische Regierung zum Regierungsrath in Madras ernannte. In Indien angelangt, stieg er von Stufe zu Stufe, begünstigt vom Lord Nord, bis zur Stelle eines General-Gouverneurs. Die erste Handlung seiner Regierung war das Bemühen, die Einkünfte, welche in außerordentliche Abnahme gekommen waren, dadurch zu vermehren, daß er eine herumreisende Commitee ernannte, welche ermächtigt war, alle Ländereien in den neu erworbenen Provinzen an den Meistbietenden zu versteigern. In Ertheilung einer solchen Ermächtigung waren Hastings Absichten redlich und wohlgemeint gewesen. Es wäre ungerecht, die Bestechung von Agenten und die Folgen fehlgeschlagener Erwartungen ihm beimessen zu wollen. Nach fünf Jahren wurde, statt der so begierig verhofften Besserung, ein bedeutender Rückstand in den öffentlichen Einnahmen wahrgenommen. Ein Gewaltstreich hat oft einen andern zur Folge. Es wurde zunächst der Versuch gemacht, den erschöpften Schatz wieder mit Beute zu füllen. Man unterstützte den Vezir Sujah-ul-Dowla, Nabob von Oude, in einem verheerenden Feldzug, den er gegen die Rohillas unternahm, mit Truppen, wofür er der brittischen Regierung große Summen bezahlte. Man mußte den Kaiser von Hindustan, der sich den Maratten in die Arme geworfen hatte, bald aufs Neue beeinträchtigen, und in kurzer Zeit war die Kriegsflamme in allen Theilen Indiens angefacht. Unbillig ist es jedoch, Hastings beschuldigen zu wollen, als sey er die Veranlassung eines allgemeinen Kriegs gewesen. Die eigentlichen Ursachen waren die ehrgeizigen Absichten der Maratten. Der Rath von Calcutta hatte sich auf das Aeußerste entzweit; denn General Clavering, Oberst Manson und Sir Francis waren beinahe in allen Stücken den Planen des General-Gouverneurs entgegen. Sie machten dem Hof der Direktoren offene Vorstellungen gegen sein Verfahren, und gaben verschiedenen verläumderischen Anklagen des Rajahs Nund Comar und anderer Eingebornen gegen ihn Gehör. Der edeldenkende Mann verschmähte es, zur Selbstvertheidigung seine Zuflucht zu nehmen. Statt sein Benehmen untersuchen zu lassen, ließ er den Rajah, welcher zu der in Indien so hoch geachteten Braminenkaste gehörte, bei dem Oberrichter des obersten Gerichtshofs der Fälschung anklagen. Er wurde, nach englischen Gesetzen, für ein Verbrechen verurtheilt und hingerichtet, das nach seinen eigenen nichts mehr als ein Vergehen gegen die guten Sitten war. Sein Schicksal erregte in Indien allgemeines Aufsehen und Unwillen; und nur augenblickliche Schwäche hielt die Eingebornen ab, sich zu rächen. Hastings fiel die Opposition des Generals Clavering und des Obersten Manson nicht lange beschwerlich, denn beide starben bald, und da Sir Francis einsah, wie erfolglos die seinige sey, kehrte er nach Europa zurück, um dem Hof der Direktion und den Ministern, welche von den Riesenplanen Hastings zur Vergrößerung des ostindischen Reichs gleichsam verblendet waren, fruchtlose Vorstellungen zu machen. Der Krieg mit den Maratten dauerte indeß mit abwechselndem Glücke fort, ja als die Präsidentschaft Bombai sich mit der von Bengalen entzweite, als die Franzosen, der Nizam von Dekan und Ayder Ali (s. d. Art.) sich gegen die Compagnie verbanden, ward der Zustand der Regierung immer kritischer und beunruhigender, und außer Hastings war in Indien kein Mann, der dem Glücke hätte gebieten können. Ayder Ali und die Maratten fochten indeß eine Zeitlang (1780) mit Glück, als aber letztere vom englischen General Goddart bei Guzurate angegriffen und geschlagen wurden,

trennten sich diese nebst dem Nizam vom Ayder Ali, schlossen für sich einen Separatfrieden und eine Allianz mit den Britten, welches Alles man dem staatsklugen Hastings verdankte. Aber als Lord North 1782 aus dem Ministerium verdrängt worden, waren dessen Gegner bemüht, auch seinen Schützlingen ein gleiches Schicksal zu bereiten. Hastings wurde auf Dundas Antrag 1785 zurückberufen, und sogleich bei seiner Ankunft in England in ein fast unübersehbares Labyrinth von Anklagen verwickelt. Ungeachtet er die Einkünfte der Compagnie aus Ostindien von 3 Mill. Pf. St. bis auf 5 Mill. vermehrt hatte, wurde er von den vorzüglichsten Rednern der Opposition der Räuberei und Bedrückung angeklagt, und 1783 vor Gericht gestellt. Der Staatsprozeß nahm den 13. Febr. vor dem Oberhause im Saale von Westminster seinen Anfang. Der persönlichen Haft entging Hastings durch die Leistung einer ansehnlichen Caution und durch Beibringung einiger unverwerflichen Bürgen. Manche Anklagepunkte erforderten eine genaue Untersuchung der ostindischen Angelegenheiten; es mußten Zeugen abgehört werden, die zu dem Ende von Ostindien nach London berufen wurden. Die Reden der Ankläger dauerten oft mehrere Tage. Alle diese Umstände verursachten eine so große Zögerung, daß man bereits am 15. April 1794 die 120ste Sitzung im Oberhause hielt, ohne zu Ende gekommen zu seyn. Das Publikum hatte sich indeß einstimmig für Hastings erklärt; endlich entschied seine Sache die Rückkehr des Lords Cornwallis aus Ostindien, der zum Vortheil des Angeklagten sprach und auf die großen Verdienste desselben aufmerksam machte, Ostindien den Engländern durch seine Maßregeln erhalten zu haben. Auch das großmüthige und unpartheiische Zeugniß des franz. Obristen Gentil, den Hastings aus Indien verbannt hatte, sprach zu seinem Vortheil. Es hielten sich indessen nur 29 Pairs für competent, in der Sache zu stimmen, da durch die Länge der Zeit, seit welcher der Prozeß anhängig gemacht worden war, und durch die Deklamationen des Edm. Burke, dessen blumenreiche Beredsamkeit mehr dazu gemacht war, den Verstand zu verwirren, als der Wahrheit förderlich zu seyn, ihre Aufmerksamkeit davon abgezogen worden war. Acht dieser Pairs sprachen ihr: Schuldig über ihn aus; allein er wurde durch eine Majorität von 21 Stimmen losgesprochen und nur zur Bezahlung der Gerichtsunkosten verurtheilt, die sich auf 71.000 Pf. St. beliefen, wofür er jedoch von der ostindischen Compagnie durch ein beträchtliches Jahrgehalt entschädigt wurde. Dem Staate selbst hatte dieser Prozeß 100.000 Pf. St. gekostet. Er verlebte den Rest seines Lebens in behaglichem Wohlstande und Abgezogenheit, bloß den Wissenschaften, bis 1818, wo er starb. Hastings Charakter ist lange der Gegenstand von Lob und Tadel gewesen, von Einigen ist er bis zum Himmel erhoben, von Andern sind seine Talente vergessen, und er mit seinen Fehlern unter die Menschheit herabgewürdigt worden. Aufrichtig muß man gestehen, daß er glänzende Talente besaß. Er strebte nach großen Dingen; allein in der Ausführung seiner Absichten nahm er in einzelnen Fällen seine Zuflucht zu Mitteln, welche jedes redliche Herz verdammen muß. Während er die innere Ueberzeugung hegte, in Verfolgung seiner Plane das Glück seiner Regierten zu beabsichtigen, wurde er zu Maßregeln verleitet, die viele unglücklich machten. Es war eine stolze Erinnerung edler Beweggründe, die ihn in den mühsamen Untersuchungen aufrecht erhielt, welchen sein Betragen bei seiner Rückkehr unterworfen wurde, und die ihn mit Erhabenheit auf diejenigen herabblicken ließ, welche die Reinheit seiner Absichten anklagten. Niemand kann die öffentlichen Handlungen seiner glänzenden Verwaltung mit Aufmerksamkeit betrachten, ohne nicht über die Mißachtung menschlicher Rechte zu seufzen, welche sie in einzelnen Fällen bezeichnete. Wenn er die indischen Fürsten überfiel, wären sie nicht bereit, über ihn herzufallen? Er kam ihnen bloß zuvor. Die Erfahrung hatte ihn gelehrt, daß diejenigen, welche sich bloß durch die Furcht gebunden

fühlen, nicht lieben können, und er war überzeugt, daß, wenn er den muhamedanischen Fürsten die Gewalt raubte, welche sie über die Hindus usurpirt hatten, weit entfernt, ihnen ein Unrecht zuzufügen, er vielmehr ihnen und ihrer Nachkommenschaft einen segenreichen Dienst erwies. Hastings ist auch als ein guter Architekt, Ingenieur, selbst als Dichter bekannt, und seine Schriften über Ostindien sind schätzbar.

Hatti-Scherif, Hatscherif, Cati-Scherif, Chad-Scherif, welches heilige oder edle Schrift heißt, wird eine Art von Cabinetsordre des türkischen Kaisers genannt, welche augenblicklich und ohne Einwendung vollzogen werden muß, und unwiderruflich ist. Er wird aber deßhalb um so genauer vollzogen, weil der Großvezier von der Art der Vollziehung dem Divan Nachricht giebt.

Häßler (Joh. Wilh.), einer der größten Clavier- und Orgelspieler seiner Zeit, geb. zu Erfurt 1747, ward von seinem Vater zu einem Handwerk — dem Mützenmacher — bestimmt, suchte aber zugleich seine außerordentliche Neigung zur Tonkunst zu befriedigen, und genoß seit seinem 9. Jahre des Organisten Kittel, eines Schülers Seb. Bach, trefflichen Unterricht. In seinem 14. Jahre, als er unter die Gesellen aufgenommen wurde, erhielt er auch die Stelle eines Organisten an der Barfüßer-Kirche. Als Mützenmacher und Musiker ging er auf Reisen, übernahm aber nach seines Vaters Tod mit seiner Mutter gemeinschaftlich die Fabrik. Seit 1771 durchreiste er Deutschland, mehr als Tonkünstler, denn als Kaufmann, genoß in Hamburg und Leipzig, zu seiner größern Vervollkommnung, den Umgang von Bach und Hiller, gab dann seine Fabrik auf, um ganz der Musik zu leben, und ging 1790 nach Petersburg, wo er den Großfürsten und Großfürstinnen Clavierunterricht ertheilte. Hierauf wandte er sich nach Moskau, wo er viele Conzerte gab, flüchtete 1812 bei dem großen Brande auf das Landgut eines Grafen, kehrte 1819 wieder in die Stadt zurück und starb daselbst 1822. Die Fertigkeit, mit welcher Häßler alle Stücke vom Blatte spielte, die Präzision und der Ausdruck, durch welche er, besonders auch im Phantasiren, auf der Orgel und dem Clavier in Erstaunen setzte, erwarben ihm den Ruf eines der größten Virtuosen auf seinem Instrumente, so wie seine Compositionen, besonders fürs Clavier und fürs Fortepiano, ebenfalls schätzbar sind. Seine Anspruchlosigkeit, so wie sein bescheidener und gutmüthiger Charakter, erwarben ihm überall, wohin er auf seinen Reisen kam, allgemeine Achtung und Liebe.

Haubitze, bei den Briten Howitzer, bei den Franzosen Obüsier, ein Wurfgeschütz mit einer kegelförmigen Kammer, worin im Rohre die Pulverladung zu liegen kommt. Das Ganze gleicht an Gestalt mehr dem Mörser, liegt aber auf einer Lafette wie eine Kanone. Aus derselben kann man nicht nur horizontal, wie mit einer Kanone, sondern auch wie mit einem Mörser im Bogen schießen, und Bomben in die Bastionen und unter die Armeen werfen. Man wirft Kugeln von 30 Pfund, Kartätschen, Leuchtkugeln, Brandkugeln ꝛc. daraus. Es werden auch Granaten daraus geworfen, indem man dem Rohre eine solche Richtung gibt, daß die Mündung sehr hoch steht. Dadurch macht die Granate einen beträchtlichen Bogen und geht sehr weit. Die Granaten werden auf kurze, oben kugelrund ausgehöhlte, hölzerne Cylinder aufgekittet, damit sie in der Haubitze sich nicht hin- und herbewegen, und die Brandröhre nicht Schaden leide, wodurch die Granate leicht zerspringen würde. Diesen Cylinder nennt man den Spiegel. Die Haubitze ist am Wahrscheinlichsten eine deutsche Erfindung. Schon 1512 wurde unter den Geschützen zu Breslau auch Haunitzen genannt, woraus das Wort Haubitze entstanden ist. Nach der Behauptung des Marchese Odizzi bei Venedig, soll einer seiner Vorfahren dies Geschütz erfun-

den und solches daher auch den Namen erhalten haben. Vergl. d. Artikel Artillerie in Europa (Gesch. d.).

Hauptbuch, s. Buchhalterei.

Haupt-Note, in den obern Stimmen, von mehrern zu einem Grundtone angeschlagenen Noten diejenige, welche wirklich zum Akkorde des Baßtons gehört und die Harmonie bestimmt, um sie von den bloß durchgehenden zu unterscheiden; im Baß diejenigen, auf welche bei der Begleitung eine besondere Harmonie angeschlagen wird, in welchem Sinne jede Note, die nicht durchgehend, eine Hauptnote ist. Noch nennt man in der Melodie von mehreren hinter einander folgenden und in der Harmonie von mehreren zugleich anzuschlagenden Noten diejenigen die Haupt-Noten, welche dem Gesange oder der Harmonie den größten Nachdruck geben, und worauf in der Melodie der Accent liegt; zum Unterschiede von andern Noten, die entweder bloß zur Ausfüllung oder zur Zierlichkeit dienen.

Hauptsatz, s. Thema.

Hauptton, s. Grundton.

Hauksbee (Francis), oder Hawksbee, ein berühmter englischer Naturforscher, geb. zu Ende des 17. Jahrh., ist vorzüglich durch Erklärung der elektrischen Erscheinungen bekannt geworden, worüber er, fast zuerst, seine Erfahrungen in einer besondern Schrift über diesen Gegenstand 1709 bekannt machte, die alsdann Priestley berichtete. Das Vorzüglichste davon findet sich in No. 308 und 309 der Philosophical Transactions. Er starb in der Mitte des 18. Jahrhunderts. Man verdankt ihm auch die Erfindung des elektrischen Phosphors.

Hausehre. In der Mittelzeit und auch noch jetzt nennt man die Frau des Hauses, die Matrone der Familie, wohl die Hausehre. Zu dieser Benennung der Hausfrau gaben wahrscheinlich die Pflichten, welche vorzüglich der Dame des Hauses in den Ritterzeiten oblagen, die Veranlassung. Gastfreundlichkeit, eine zuvorkommende Aufnahme und aufmerksame Bewirthung der Gäste, gaben dem Hause, wo sie geübt wurden, einen großen Glanz; und jedem Ritter lag es daran, daß sein Haus den andern in dieser Hinsicht nicht nachstand; er setzte seine Ehre darein, stets Jedem gastfreundlich seine Thüre zu öffnen und ihm seinen Aufenthalt angenehm zu machen. Natürlich mußte die größte Last der Bewirthung der Gäste auf die Hausfrau fallen; sie mußte Alles anwenden, um der Ehre ihres Hauses nichts zu vergeben: daher wahrscheinlich der Ursprung des Ausdrucks. Vielleicht entsprang die Benennung zuerst als Schmeichelwort, durch das der Ritter seine Liebe und Achtung vor seiner Gattin an den Tag legte; ihm war nichts theurer, als seine Ritterehre; es war daher natürlich, daß er das, was seinem Herzen am liebsten war, sein Weib, auch mit dem Namen des Kostbarsten, was er auf Erden besaß, beiegte: so begrüßt man jetzt noch ein theueres Wesen mit dem Kosenamen, mein Schmuck, meine Ehre.

Hausen, lat. Huso, der größte Flußfisch vom Störgeschlecht, von glatter weißlicher Haut und genießbarem Fleische, welches roh wie das Fleisch vom Rinde, und gebraten dem Kalbfleisch sehr nahe kommt; es wird frisch und gesalzen aus Rußland und Ungarn, von der Donau, der Wolga und dem Flusse Jaik versendet. Er wiegt zuweilen über tausend Pfund, und sein eingesalzener Rogen ist unter dem Namen Caviar (s. d. Art.) als Delikatesse bekannt. — Hausenblase, die Schwimmblase des Hausens, des Störes und des Sterlets, die man gereiniget, aufgeschnitten, von der äußern Haut getrennt, dann wie einen Teig geknetet, geformt und getrocknet hat; die bessere russische Sorte, die schön weiß und klar ist, geht von Archangel und St. Petersburg nach Lübeck, Frankreich, England, Holland; der schlechtere, zum Theil aus den Gedärmen, trüb und schwärzlich aussehend, kommt aus Un-

garn über Breslau, Leipzig, Frankfurt a. d. O. durch polnische Juden. Sie ist in feinen Leimfarben, zur Hervorbringung des Glanzes und der Steife von seidenen und andern Geweben, zur Reinigung trüber Weine und anderer Getränke, zum Abguß der Bilder und Münzen, wie auch gereinigt zu Mundleim brauchbar. Zu Gursew-Gorodek am Uealfluß wird für die Reinigung der Hausendlase durch Kochen gesorgt; das Produkt sieht dann klar wie Bernstein aus.

Haut (cutis). Die ganze Oberfläche des Körpers ist mit einem Organe überzogen, das mit feinen Poren demselben zur Decke dient; man nennt dies Organ Haut. Ihr Nutzen ist für die Erhaltung der Gesundheit äußerst wichtig; in ihr geht ein doppelter Lebensprozeß in ununterbrochener Thätigkeit vor sich: der Aushauchungs- und der Resorptionsprozeß. Die Schweißlöcher laufen zwischen parallelliegenden Furchen gegen einander über, und hauchen beständig einen höchst feinen Dunst aus. Die Haut besteht aus drei sehr verschiedenen Theilen: aus dem Schleimnetz des Malpighi (rete Malpighi); es ist ein feines, zartes Gewebe, das innig mit der oben ihm liegenden, eigentlichen Haut (cutis) verbunden ist. In ihm sollen sich die Stoffe ablagern, welche der Haut die verschiedenen, eigenthümlichen Farben der Völker geben: so soll nach Blumenbach ein größerer Absatz des Kohlenstoffs in dies Netz die Negerschwärze hervorbringen. Auf ihm liegt die Cutis, eine dichte, dicke, aus Faserstoff geformte, die Muskeln unmittelbar umkleidende Membrane. Sie besitzt Nerven und Blutgefäße in großer Menge, und liefert durch Kochen mit Wasser Gallerte, die als Leim gebraucht wird; die Güte, aber auch die Schwierigkeit der Leimbereitung, steigt mit der Zähigkeit der Haut. Der dritte Theil ist das Oberhäutchen (Epidermis), ein feines, unempfindliches, aus Hornsubstanz bestehendes Häutchen. Durch Einweichung im Wasser kann es von der eigentlichen Haut getrennt werden. Nach Bichat bilden sich die Haare, Nägel, Krallen, Stacheln, Schuppen ꝛc. aus der Epidermis, und sind nur als Fortsetzungen der Oberhaut zu betrachten: zum wenigsten bestehen sie aus derselben Substanz. Die Epidermis schützt die Nervenspitzen, und da sie keine Flüssigkeiten durchläßt, so bewahrt sie dieselben vor Austrocknung. Durch anhaltende Friktion verdichtet sie sich, und veranlaßt so die Schwielen. Der Nahrungsstoff der Haut ist Eiweisstoff, den lymphatische Gefäße ihr zuführen; die Oberhaut bildet sich aber durch Ausschwitzung aus den feinen Gefäßenden und Verhärtung des Ausgeschwitzten.

Hautelisse nennt man besonders schöne Tapeten, welche zuerst in Paris gewebt wurden und den Namen davon bekommen haben, daß die Kette, oder der Aufzug, senkrecht oder vertikal auf dem Stuhle angebracht wird. Sie zeichnen sich vorzüglich dadurch aus, daß sie die künstlichsten Gemälde höchst täuschend nachahmen. Diese Tapeten sind zu Tischdecken und Ueberzügen, wie auch Wandbekleidungen, brauchbar; es giebt Hautelissetapeten, die ganz von Seide, andere, die im Aufzug von Seide, im Einschlag von Wolle sind; sie kommen von Amiens, Brüssel, Antwerpen, Ryssel, Dornik, Oudenarde, von Aubusson in Auvergne und Felletin in Haute-Marche, vorzüglich aber von der Gobelins-Manufaktur in Paris (s. d. A.).

Hautkrankheiten. Alle Abweichungen der Haut von ihrem naturgemäßen Zustande, in Farbe, Gestalt oder Textur, sind Krankheiten derselben. Man hat deren zwei Hauptgattungen: 1) Hautkrankheiten oder Ausschläge mit Fieber; gewöhnlich rechnet man diese Krankheiten nicht zur Gattung der Hautübel, da die Hauptabnormitäten nur Erscheinungen des Fiebers sind, das sich zur bestimmten Zeit durch diese Veränderungen des Hautorgans entscheidet, und sie auch in praktischer Hinsicht bei diesen Fiedern nur eine untergeordnete Stelle einnehmen. Die 2. Klasse bilden die chronischen oder die Hautausschläge ohne Fieber; so mannichfaltig diese Arten Hautdesorganisationen

sind, eben so schwer sind sie auch zu klassifiziren: man hat sie nach ihrem Sitze in den drei anatomischen Hauptbestandtheilen der Haut in drei Klassen bringen wollen, und theilte sie diesemnach in Ausschläge der Epidermis — die krätzigen; in die der eigentlichen Haut — die flechtenartigen, und in die, welche vorzüglich das unter ihr liegende Zellgewebe einnehmen — die leprösen, ein. Da die Aerzte aber den ursprünglichen Sitz eines Ausschlages häufig nicht angeben können, und eine und dieselbe Gattung bei dem einen Individuum alle drei Bestandtheile ergreift, und bei dem andern sich mit ihren organischen Veränderungen an der Oberhaut hält; so dürfte eine solche Klassifikation, wenn gleich ihr Nutzen nicht zu läugnen ist, doch nicht genau durchgeführt werden können. Aus dieser Ursache hat man bei der Eintheilung der Hautausschläge bloß ihre äußere Erscheinung ins Auge gefaßt, und je nachdem sie sich als Bläschen, Pusteln, Risse, Borken, Schuppen, Knoten ꝛc. auf der Haut zeigen, ihnen verschiedene Namen gegeben. Viele Ausschläge sind endemisch, d. h. sie beschränken sich auf einen bestimmten Distrikt, über den hinaus sie sich nicht verbreiten; so sind die Yaws und Piaws nur in Indien, die Radesyge nur in Norwegen und Schweden, der Aussatz im Orient einheimisch. Einige derselben sind ansteckend, wie die Krätze. Der pathol. Ursprung, d. h. in welcher Veränderung u. abnormer Thätigkeit des Körpers sie begründet liegen, ist nicht weniger dunkel. Manche suchten ihn in einer Entmischung der Säfte; weil aber einige Ausschläge durch Ansteckung geschehen, in der ersten Zeit ganz lokal bleiben, und ebenfalls durch bloß örtliche Mittel geheilt werden; und weil in den meisten Fällen keine Entmischung der Säfte, keine Schärfe der flüssigen Theile nachgewiesen werden kann, so ist diese Quelle der Ausschläge immer sehr problematisch. Dies Dunkel, was den Ursprung und das Wesen der Ausschläge deckt, hat bisher jede rationelle Behandlung derselben verhindert, und zu den zahllosen Quacksalbereien und geheimen Mitteln, mit den man die Flechten u. a. Hautkrankheiten zu bekämpfen sucht, Veranlassung gegeben.

Hautlerief, s. Basrelief und Relief.

Hautpoul-Salette (Jean. Jos. d'), franz. General, geb. im Schlosse Salette in Languedoc 1754, war zu Anfang der Revolution noch Lieutenant, stieg aber kurz darauf bis zum Obersten eines Chasseur-Reg. und blieb es auch; er hatte sich durch sein leutseliges Betragen gegen seine Untergebenen allgemein beliebt gemacht, als ein Befehl des National-Convents allen Adlichen die Offizierstellen nahm. Er wohnte der Schlacht von Fleurus (1794) bei, wurde kurz darauf Brigade-General, diente dann unter Lefebre bei der Sambre- und Maas-Armee und unter Jourdan in Deutschland. Da ihm aber dieser General den Verlust der Schlacht von Stockach zuschrieb, wurde er, wiewohl nur auf kurze Zeit, von der Armee entfernt; denn unter Hoche diente er am Rhein und war unter Moreau mit bei dem Uebergange über die Donau. 1803 und 1804 befehligte er im Lager bei Boulogne die Kavallerie und 1805, unter Murat, im östreichischen Kriege, wo er vorzüglich zum Siege bei Austerlitz beitrug. Zur Belohnung ertheilte ihm der franz. Kaiser das Großkreuz der Ehrenlegion, ernannte ihn zum Senator und verlieh ihm eine jährliche Rente von 20.000 Fr. Im folgenden Jahre wohnte er mit Ruhm den Schlachten bei Jena und 1807 bei Eilau bei, wurde aber in letzterer verwundet und starb 5 Tage nachher, als der Kaiser eben im Begriffe stand, ihn zum Marschall zu ernennen. Aus den genommenen Kanonen sollte ihm ein Denkmal gegossen werden, welches aber durch veränderte Umstände unterblieb.

Hauy (René-Just, Abbé), einer der berühmtesten Mineralogen neuerer Zeit, der Sohn eines Webers, ward 1734 zu St. Just geboren. Er widmete sich der Theologie und stand 21 Jahre hindurch einem Lehramte am Collegium von Navarra und später an dem des Cardinals le Moine vor. Wie bei Vielen, so war es auch bei ihm der Zufall, welcher sein Genie für Minera-

logie weckte, und dem Zufalle verdankte er auch die Entdeckung der Crystallographie. Er besah nämlich die mineralogische Sammlung des Defrance und hatte das Unglück, daß ihm eine Stufe schön crystallisirter Feldspath aus der Hand fiel; sie zersprang, und Hauy fand bei näherer Betrachtung, daß alle Stücke, die größten und kleinsten, eine regelmäßige Rhamboisgestalt zeigten. Dies bemerkend und zugleich die Grundidee seines mineralogischen Systems in der Ferne erkennend, geschah in Hauy's Seele in dem nämlichen Augenblicke: „Nun hab ich Alles gefunden!" rief er, nahm die Stücke mit nach Hause, entdeckte das geometrische Gesetz der Crystallbildung, und erfand Werkzeuge zur Messung der Crystalle. 1783 trug er seine Entdeckungen und seine Theorie der Akademie vor, die ihm eine Adjunktenstelle in der Classe der Botanik übertrug. Diese Stelle verlor Hauy, als er den priesterlichen Constitutions-Eid nicht leisten wollte. Er wurde eingezogen, und nach vielen Bemühungen gelang es erst Geoffroi de St. Hilaire, ihn den Tag vor dem Anfange der fürchterlichen Septembrisirung aus dem Gefängnisse und vom Tode zu retten. Unter dem Consulate erhielt Hauy die Stelle seines verstorbenen Lehrers Daubenton in der Akademie; zugleich bekleidete er das Amt eines Oberaufsehers der Mineralien-Sammlungen der école des mines, eine Professur bei der Normal-Schule, und war Sekretair bei der Commission, welche den Auftrag hatte, Maß und Gewicht nach dem Decimalfuß einzurichten. Bald darauf ernannte ihn Napoleon zum Professor an dem naturhistorischen Museum und an der kaiserlichen Universität, und 1803 arbeitete er auf Befehl des Kaisers sein Handbuch der Physik aus. Zur Belohnung erhielt der Gatte seiner Nichte eine Anstellung, und Hauy eine Pension v. 6000 Franken. Als Napoleon von Elba zurückkehrte, hing er bei einem Besuche des Museums dem verdienstvollen Manne das Band der Ehrenlegion um. Ungeachtet seiner Kränklichkeit erreichte Hauy das Alter von 80 Jahren; er starb 1822. Seine vorzüglichen Schriften sind: Essai sur la theorie et la stucture des cristaux, 1784; Traité de Minéralogie, 1801; Traité élémentaire de physique, 2 Bde. 1803; Traité des caractères physiques, des pierres précieuses, 1817; Traité de cristallographie, 2 Bde. 1822; Traité de minéralogie, 1822. Hauy war ein stiller, ungemein bescheidener Mann, der mit ganzer Seele an seinen Wissenschaften hing; er kümmerte sich gar nicht um die Revolution seines Vaterlandes; er war allen Parteien fremd, und diese ließen ihn, die Kerkerung, die ihm die Weigerung, den Constitutions-Eid der Priester zu schwören, zuzog, abgerechnet, in Ruhe. Er setzte auch unbeeibet seine priesterlichen Verrichtungen fort; man störte ihn nicht. Wo es galt, zeigte Hauy einen festen Muth; so wagte er es, den verhafteten Lavoisier und die abgesetzten Borda und Delambre öffentlich zu vertheidigen; ein Unternehmen, was ihm damals leicht den Kopf hätte kosten können. Durch Hauy erhielt das Studium der Mineralogie neues Leben; die Sammlungen an den öffentlichen Lehranstalten wurden unter seiner Leitung um das Vierfache vermehrt. Er war der liebreichste und gefälligste Lehrer gegen seine Schüler, dabei war er fromm, duldsam und thätig.

Havannah, s. Cuba.

Havelberg, preuß. Stadt im Reg.-Bezirk Potsdam, auf einer Insel der Havel, nahe an ihrem Einfluß in die Elbe, hat über 2100 Einw., die sich vom Holzhandel, Schifffahrt, Schiffbau, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei und Fischerei nähren. Auf dem rechten Ufer der Havel, über welche eine lange Brücke führt, liegen die sogenannten 7 Berge und die Domkirche auf einem derselben. Die Stadt hat noch mehrere Kirchen, ein Hospital und einige sehenswerthe Gebäude. Havelberg war bis 1598 der Sitz eines Bisthums und bis 1812 eines Domkapitels.

Havercamp (Siegebert), einer der vorzüglichsten Sprachforscher und Kenner des Alterthums, wurde 1653 zu Utrecht geboren. Er war Professor der Geschichte, der Beredsamkeit und der griechischen Sprache in Leyden, und Mitglied der Akademie zu Cortona in Italien. Er erwarb sich einen großen Ruhm durch seine Gelehrsamkeit und besaß ausgezeichnete Kenntnisse in der Numismatik und den Medaillen, die er sich auf einer Reise nach Italien eingesammelt hatte, und durch ein emsiges Studium vervollkommnete. Er starb 1742. Unter den vielen Früchten seines Fleißes zählt man mehrere Ausgaben griechischer und lateinischer Klassiker, als: des Eutropius, 1723, 8vo; des Lucretius, 1725, 2 Thl., 4to; des Josephus, 1726, 2 Foliobände, mit sehr gelehrten, aber zu weitläuftigen Noten; des Apologetikus des Tertullian, 1728, 8.; des Orosius, 1738, 4.; des Sallust, 1742, 2 Bde, 4; des Censorinus, 1743, 8. u. a. Seine eigenen Schriften sind: 1) Medaillen von Bronze des Kabinets der Königin Christina von Schweden, Haag 1742; 2) die Medaillen des Herzogs von Croy, Amsterdam 1738; 3) Sylloge scriptorum, qui de linguae graecae vera et recta pronunciatione scripserunt, Leyden 1726; ein achtungswerthes Werk, u. m. a.

Haverei, s. Avarei.

Havre, oder Havre de Grace, feste Hauptstadt eines Bezirks im franz. Depart. Nieder-Seine, an der Mündung der Seine, hat 20.000 Einw., eine starke Citadelle, 2 Kirchen, Quarantainehaus, Handelskammer, Handelsgericht, Börse, Schifffahrtsschule, nicht hinlänglich sicheren Hafen, ein Seearsenal, Schiffsbauwerft, ein großes Hospital, Zuckersiedereien, Fayence- und Tabaksfabriken, Segeltuchmanufakturen, Papiermühlen, Verfertigung von Ankern, Schneidezeug und Kartons, Fischerei und wichtigen Handel.

Hay (Squalus) gehört in die Ordnung der Knorpelfische, welche keine Kiemendeckel haben und denen überdies das Maul gewöhnlich an der Unterseite des Kopfes liegt. Diese Fischgattung hat 5 Kiemenöffnungen an den Seiten des Halses zum Athmen, wie der Roche; die Pricke, oder Neunauge, hat deren sieben. Der lange Körper ist rundlich. Der Hundshay, oder Menschenfresser (Sq. carcharias), mit flachem Rücken und mit Zähnen, die in Reihen stehen, wie bei einer Säge. Dieser Hay ist der furchtbarste seiner Gattung, wegen seiner Gefräßigkeit und Raubgierde. Er wird an 30 Fuß lang und 10.000 Pfd. schwer. Seine Gefräßigkeit ist so außerordentlich, daß man ganze Menschen, ja ganze Pferde in seinem Magen gefunden hat. Er hat 6 Reihen Zahne, wovon die vordere Reihe das eigentliche Gebiß ausmacht, womit er seinen Raub fest hält und ihn sogleich verschlingt. Die hintern Reihen liegen nach innen gekehrt darnieder, gleichsam zur Nothhülfe, und ruhen. Die scharfen dreieckigen Zähne kommen versteinert vor, und werden maltesische Natterzungen genannt; die Südsee-Insulaner brauchen diese Zähne als Messer. Die Eier haben außer 4 Hörnern noch 4 Borsten. Die Haut ist mit scharfen Schuppen besetzt; sie wird zum Poliren und zu Ueberzügen gebraucht. Das Fleisch ist eßbar. Dieses Thier ist den Schwimmenden gefährlich. Es begleitet die Schiffe und verschlingt Alles, was ihm der Zufall vom Schiffe zuwirft. Es vertilgt vorzüglich Schollen und Rochen, und oft fällt ein Hay den andern an.

Haydn (Joseph), geb. den 31. März 1737 in dem Dorfe Rohrau, an der Gränze von Oestreich und Ungarn, wo sein Vater ein Wagner war, der sich den nöthigen Unterhalt auch durch Harfenspielen erwarb. Seine musikalischen Talente bewogen einen Schulmeister, ihn zu sich zu nehmen, und bald zeichnete er sich so aus, daß er vom kaiserlichen Kapellmeister, als er eben erst sein 8. Jahr erreicht hatte, als Chorknabe in der Stephanskirche zu Wien gebraucht wurde. Der junge Haydn besaß eine schöne Stimme, spielte sehr gut die Geige, und besaß große Fertigkeit auf dem Klaviere, setzte schon kleine

Arien und niedliche Sonatinen. Diese Vorzüge erwarben ihm von mehreren Seiten Aufmerksamkeit und er wurde häufig zu Privat-Konzerten geladen. Als Haydn in die Jünglingsjahre trat, fürchtete der Kapellmeister, sein junger Chorknabe möchte den herrlichen Sopran, die Zierde seiner Kapelle, verlieren, und beschloß, durch die Kastration diesem Verluste vorzubeugen. Haydn ließ sich leicht überreden, doch glücklicher Weise widersetzte sich der Vater diesem unnatürlichen Ansinnen. Nach seiner Entlassung, die bald darauf erfolgte, gerieth der arme Haydn in eine drückende Lage, aus der ihn die Bekanntschaft mit einem Fräulein von Martinez riß, die bei dem berühmten Metastasio lebte, und der er Unterricht im Gesang und Klavier ertheilt, wofür er Wohnung und freien Tisch erhielt. Doch diese bessere Lage war von keiner langen Dauer. Die Martinez verließ Wien, und Haydn war wieder so bedrängt, wie zuvor; ein Friseur in der Leopoldstadt nahm ihn in sein Haus. Dankbarkeit und Liebe knüpften ihn an die Tochter seines Hauswirthes, er heirathete sie, u. sie verbitterte ihm zum Danke seine schönsten Lebenstage. In seinem 18. Jahre komponirte er sein erstes Quartett, das mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurde, und ihm die Gunst des Barons v. Türnberg erwarb. Bald darauf erhielt er die Stelle eines Organisten bei den Karmelitern, er spielte ebenfalls die Orgel in der Kapelle des Grafen Haugwitz und sang in der Stephanskirche. Durch eine Serenate, die er mit einigen seiner Gefährten zu Ehren der Gattin des beliebten komischen Schauspielers Sturz sang, gerieth er mit diesem in Bekanntschaft. Sturz bewog ihn zur Komposition der Oper, der hinkende Teufel, die ihres satyrischen Inhalts wegen nur 3 Vorstellungen erlebte. Um diese Zeit kam einer seiner Sonaten in die Hände der Gräfin von Thun, einer großen Musikliebhaberin; ihr verdankte Haydn eine Belohnung und die Protektion dieser Dame. Da seine Kompositionen keine tiefe Einsicht in das Wesen der Harmonie bekundeten, schenkte sie ihm die Schrift von Fuchs, damals das vorzüglichste Werk über diesen Gegenstand, zum Selbststudium. Haydn bekannte später, daß er nie einen andern Lehrer in der Kunst zu komponiren gehabt habe. Sein Ruf hatte sich schon so verbreitet, daß der Fürst von Esterhazy ihm die Kapellmeisterstelle an seinem Hofe übertrug. In seinem Dienste komponirte Haydn den größten Theil seiner trefflichen Werke, und verfertigte die schönen Symphonien, in welcher Gattung ihn weder vor noch nach ihm ein Künstler übertraf: für die kleinen Privat-Konzerte jene reizenden musikalischen Kämpfe, in denen 4 Instrumente nach der Reihe ihre Geschicklichkeit entwickeln. Hier komponirte er auch die unter dem Namen Haydns Abschied so berühmte Symphonie, in welcher ein Instrument nach dem andern verstummt, der Musiker sein Licht auslöscht, seine Noten einsteckt und fortgeht. 1785 setzte er auf Ansuchen eines Kanonikus aus Cadix die sieben Worte des Erlösers am Kreuze. Nachdem er 20 Jahre in Diensten des Fürsten gewesen war, erhielt er bei der Einschränkung des Hofstaates seine Entlassung. Dies bewog ihn zur Reise nach London. Er wurde mit dem glänzendsten Beifall empfangen; die Universität Oxford ertheilte ihm die Doktorwürde. 1795 kam er nach Wien zurück und wohnte in einer der Vorstädte in einem kleinen Hause. Hier komponirte er die Schöpfung und die Jahreszeiten. Das erste Meisterwerk verfertigte er im 65. Jahre, letzteres war seine letzte Arbeit, er vollendete sie in 11 Monaten. Seine Schöpfung war die Veranlassung seines Todes. Die Gewalt der von ihm selbsten geschaffenen Harmonien erschütterte den Greis so sehr, und besonders fühlte er sich bei der Stelle: „Es ward Licht," dergestalt überwältigt, daß er Thränen vergoß und weggetragen werden mußte. Einige Tage darauf, am 31. Mai 1809, starb er. Haydn ist der Schöpfer einer neuen Epoche der Instrumentalmusik; er erfaßte in allen seinen Kompositionen den Geist der Zeit; doch nie zog dieser ihn zu sich herunter, sondern Haydn erhob ihn zu sich und veredelte ihn. Kein

Tonkünstler konnte mit ihm an Fruchtbarkeit wetteifern. Die Zahl seiner Arbeiten beläuft sich auf 182, unter denen 118 große Symphonien, 83 kleinere, 163 verschiedene Musikstücke sind, in den er vorzugsweise das Bariton, das Lieblingsinstrument des Fürsten Esterhazy, aufführt. Ferner setzte er eine Menge Konzerte und Sonaten für 2, 3, 4 Instrumente jeglicher Gattung. Nicht weniger ergiebig war Haydn's Muse in der Vokalmusik. Man kennt von ihm 17 Stücke für 2, 3, 4, 5 und mehrere Stimmen; 42 Gesänge für eine Stimme, 32 Canons und 365 Gesänge, welche er in London verfertigte. Für die Kirchenmusik setzte er 17 Messen, Te deum, Salve regina und Chöre. Die Zahl seiner italienischen Opern beläuft sich auf 14, unter den die heroische Oper Armida allein einer Erwähnung verdient. Am glücklichsten war er in der Gattung, welche die Italiener Oratorio nennen; er hat ihrer in Allem 5 verfaßt, ein italienisches, ein lateinisches und drei deutsche. Das italienische, die Rückkunft des Tobias, verdient den Vorzug. Sein Stabat mater bringt jenes von Pergolese nicht in Vergessenheit. Die deutschen sind die Schöpfung, die letzten sieben Worte des Erlösers und die Jahreszeiten; das letzte ist Hardn's schwächste Arbeit.

Haydnucken, Heiducken, ursprünglich stets in Waffen gerüstete ungarische Kriegsleute in einigen jetzigen oder vormaligen Gränzdistrikten, z. B. in der sawolischen Gespannschaft, wo es Haydnucken-Flecken giebt. Vormals gab man diesen Namen dem ungarischen Fußvolke, bis er 1741 abgeschafft und dafür die Benennung Infanterie eingeführt wurde. Gegenwärtig erhalten ihn nur noch gewisse Bediente großer Herren, welche ungarisch gekleidet gehen, und wozu gewöhnlich Leute von ausgezeichneter Größe genommen werden.

Hayti, Haity, sonst St. Domingo, eine Republik von Schwarzen, ist eine der größten Inseln und zugleich die reichste und ergiebigste unter den großen Antillen in Westindien; sie enthält mit den kleinern dazu gehörigen Inseln 1385 Q.-M. Diese schöne Insel ward 1492 von Colombo (s. d. A.) entdeckt; er nannte sie ursprünglich Espaniola oder Hispaniola, Klein-Spanien, später ward sie von der Hauptstadt St. Domingo (Dominicus) genannt; jetzt führt sie wieder ihren alten indianischen Namen. Die Spanier, nachdem sie die ursprünglichen Bewohner, an eine Million, gänzlich ausgerottet, blieben im ungestörten, aber höchst vernachlässigten Besitz des Ganzen bis 1625 oder 1630, wo sich eine Menge meist französischer Freibeuter, Flibustiers (s. d. Art.), auf der im Norden von Hayti belegenen kleinen Insel Tortuga niederließen, von hier aus einen wüthenden Seeräuberkrieg, vorzüglich gegen die Spanier führten, und sich eines Theils der nördlichen Küste von Hayti bemächtigten. Seit 1697 nahmen sich die Franzosen dieser ursprünglich französischen Niederlassung an, und erhielten von Spanien die Abtretung des ganzen westlichen Theils der Insel, welcher durch ihre Betriebsamkeit bald so blühend ward, daß er 11.500 Plantagen und über 500.000 Einw. enthielt, während der östliche spanische Antheil kaum 125.000 Einw. hatte. Die Söhne weißer Väter, mit Negerinnen erzeugt, besaßen vor der franz. Revolution einen Theil der Pflanzungen, viele Bildung und keine geringere Sittlichkeit, als die Weißen, welche jene nach den in den franz. westindischen Inseln noch herrschenden Vorurtheilen von der Colonialverwaltung ausgeschlossen. Die unbesonnenen Dekrete der franz. Republik führten während der Revolution einen blutigen Aufstand der Mulatten und Neger herbei, welcher den größten Theil der Weißen das Leben kostete. Drei Anführer der Neger zeichneten sich vorzüglich aus: der eben so tapfere als edle Toussaint Louverture, welcher 1801 der Insel eine Verfassung zu geben suchte, Dessalines und Christophe. Napoleon als Consul sandte 1802 seinen Schwager Leclerc mit

25.000 seiner besten Truppen zur Wiedereroberung der Insel. Der größte Theil derselben ward von Krankheiten hinweggerafft, doch bewirkten Uneinigkeiten unter den Negern, daß die Oberhäupter sich unterwarfen. Als aber der eines bessern Schicksals würdige Toussaint unter wichtigen Vorwänden war nach Frankreich gebracht worden, wo er im Gefängnisse starb, brach der Krieg wieder aus, und der schwache Rest der Franzosen war 1803 noch froh, sich an die Engländer ergeben zu können. Dessalines warf sich 1804 zum Kaiser auf, ward aber wegen seiner Grausamkeit 2 Jahre nachher ermordet, und es entstanden zwei Staaten auf der Westhälfte. Im Norden ein Neger-Königreich unter Christophe, welcher den Namen Henri annahm, sich einen Hofstaat nach europäischer Art bildete, Gelehrte und Künstler aus Europa verschrieb, und manches Löbliche versuchte, aber 1820 bei einem Aufstande seiner eigenen Truppen, durch seine Unklugheit und Grausamkeit veranlaßt, sich erschoß. Im Süden hatte sich unter dem Mulatten Pethion eine Republik gebildet, an welche sich nach Heinrichs Fall auch der nördliche Staat anschloß; und als 1822 der spanische Antheil sich insurgiren wollte, zwang ihn der Schlaue zur Vereinigung mit der Republik Hayti, so daß jetzt das Ganze einen republik. Staat bildet, an dessen Spitze Pethions Nachfolger, Boyer, dessen Einsichten und Mäßigung gerühmt werden, als Präsident steht. Nach der königl. franz. Verordnung vom 17. April 1825 ist die volle und gänzliche Unabhängigkeit der Regierung von Hayti anerkannt unter den Bedingungen, daß die Häfen des vormals franz. Antheils dem Handel aller Nationen geöffnet sind, wobei die Abgaben beim Ein- und Auslaufen von den Fahrzeugen und Waaren für jede Flagge gleich sind, und nur die franz. Flagge die Hälfte jener Abgaben zahlt, und daß die Einkünfte des französischen Antheils von Hayti in 5 gleichen Fristen an Frankreich 150 M. Fr. zahlen, womit die ehemaligen Kolonisten entschädigt werden sollen. Da diese Verordnung auf Hayti angenommen worden ist, so hat Frankreich den Staat von Hayti anerkannt. Schon vorher hatte der Papst, nach dem Schreiben des Cardinals Julius von Somaglia vom 24. Juli 1824, die Republik anerkannt, und steht mit ihr in geistlicher Verbindung: aber die spanische Regierung erkennt weder auf dem festen Lande Amerika's, noch auf dieser Insel die republikanische Regierungsform ihrer vormaligen Besitzungen an. Nach der Verfassung ist zur Verwaltung der gesetzgebenden Gewalt, nach Art der amerikanischen Verfassung, eine Kammer der Repräsentanten und ein Senat verordnet; die ausübende Gewalt aber einem von den Bürgern frei erwählten Präsidenten lebenslänglich anvertraut. Bloß Indier, Afrikaner, Mulatten und Mestizen können Bürger dieses Freistaats seyn. Weiße sind des Bürgerrechts unfähig. Die gelbe Farbe bildet dort den Adel, doch nicht durch bestimmte Gesetze. Die Einwanderer erhalten Arbeit und kleine Niederlassungen von Land unter polizeilicher Aufsicht. Die wohlhabende weiße Bevölkerung im ehemals spanischen Antheil wandert immer mehr aus, die ärmere fügt sich mit Gehorsam, ist aber im Besitz fast gleicher Rechte mit Schwarzen und Mulatten. Die ehemaligen Sklaven sind jetzt freie Arbeiter und in mancher Rücksicht von der Polizei jetzt strenger bewacht als vormals. Die hohe Polizei der republik. Regierung hält nichts für gefährlicher, als müßige, arbeits- und eigenthumlose Menschen und zwingt die müßigen Eigenthumlosen zur Auswanderung oder Arbeitsamkeit, die sie dort ernährt. Die Mulatten, als die Gebildetern, sind im Besitz der meisten Aemter; die Neger sind Handwerker, Bauern und Soldaten. Im Ganzen scheint der Zustand der Einwohner glücklich, sie zeigen Fleiß und Betriebsamkeit und haben eine Menge Schulen. Die Zahl der sämmtlichen Einwohner belief sich im Jahre 1824, mit Einschluß von 113.400 Nationalgarden, ohne das Heer von 45.500 Mann, nahe an

1 Mill. Die gewöhnliche Sprache ist die französische, auch haben sie ihr Gesetzbuch nach dem Code Napoleon eingerichtet und die Formen der franz. Justiz angenommen. Die Staatsreligion ist die katholische, aber jede andere wird geduldet. Die Seemacht der Republik besteht aus 6 kleinen Kriegsschiffen. Die Staatseinkünfte sind bedeutend, vorzüglich wegen der Aus- und Eingangszölle.— Hayti ist ein schönes, von vielen bewaldeten Gebirgen bedecktes Land, welche mit herrlichen Thälern und Ebenen abwechseln, die von unzähligen Flüssen und Bächen reichlich bewässert werden. Das Hauptgebirge, in der Mitte der Insel, der Cibao, ist an 6000 Fuß hoch. Das Klima ist zwar heiß, wird aber durch kühle Winde gemäßigt, und ist ziemlich gesund. Stürme und Erdbeben herrschen hier oft und zerstören die Vegetation der Pflanzungen. Es hat nicht viele versumpfte Plätze, und nur, wo diese sich finden, ist das Klima ungesund. Der alternde Europäer pflegt sich hier zu verjüngen, dagegen der Jugend jede Ausschweifung, Erkältung und die heiße feuchte Luft der Regenzeit höchst gefährlich ist. Hayti ist reich an allen westindischen Produkten. Noch immer blüht der Kaffebau mit der jährlichen Ausfuhr von mehr als einer Million Centnern, außer Baumwolle, Zucker und Indigo. Ferner erzeugt die Insel vielerlei Bäume, als Palmen, Cedern, Eichen, Farbehölzer, Kokospalmen, Pisang, die schönsten Südfrüchte, Tabak, Medicinalkräuter, Reiß, Hirse, Mais, Wein, Melonen ꝛc. Die Pferde- und Rindviehzucht ist vortrefflich; das Meer ist reich an Fischen. An Mineralien enthält die Insel Gold in Gebirgen und in Flüssen, Silber, Kupfer, Eisen, Quecksilber, Salz, Marmor, Alabaster und verschiedene mineralische Wasser. Die Bearbeitung der Bergwerke ist 1825 einigen Londoner Kaufleuten von der Regierung überlassen worden. 1823 sind aus den vereinigten Staaten Nordamerika's nach Hayti für 6.641.670 span. Piast. (zu 5 Fr. 60 C.) Waaren eingebracht worden, von denen die Regierung 812.862 Piast. Eingangsgebühren bezog; der Werth der nach den vereinigten Staaten ausgeführten Waaren belief sich auf 3.398.892 P., von denen an Zollgebühren 388.928 P. eingingen, so wie der Werth der nach England ausgeführten Waaren 3.002.074 und der Zoll 497.661 P. Der Betrag der Eingangs- und Ausgangsgebühren belief sich in demselben Jahre auf 2.842.550 P., so daß $^2/_3$ der Zollgebühren von den Engländern und Nordamerikanern entrichtet wurden. 1822 wurden auf 700 Schiffen (78.769 Tonnen) für 9.032.495 P. (13.635.000 Rthlr.) Waaren ausgeführt, und auf 1135 Schiffen (121.474 Tonnen) für 13.017.890 P. (19.657.000 Rth. Waaren eingeführt; $^3/_4$ sämmtlicher Schiffe waren nordamerikanische. Die Insel hat 12 Häfen, in denen fremde Seeschiffe einlaufen dürfen. Der deutsche Einfuhrhandel (vorzüglich Leinwand) findet auf Hayti Schutz und Sicherheit; wie denn die rheinisch-westindische Compagnie zu Elberfeld schon mehrere Sendungen deutscher Fabrikindustrie dorthin geschifft hat. Die Insel ist in 15 Provinzen abgetheilt; die Hauptstadt des Staats, Sitz des Präsidenten und der Behörden, ist Port au Prince, unter 18° 31′ N. B. im Hintergrunde eines tiefen Meerbusens der Westküste, in einer sumpfigen, ungesunden Gegend. Sie ist im schnellen Aufblühen begriffen und zählt in 1000 Häusern, die aber größtentheils am 16. Dez. 1822 abbrannten, über 15.000 Einw., worunter viele Europäer, welche sich des Handels wegen hier niedergelassen. Sie hat eine Akademie für Medizin, Astronomie, Rechte, Literatur ꝛc., Seminar, Zeichnenschule, Lankaster- und Primarschulen; großer Hafen, der an 500 Schiffe fassen kann. In dem mit dem Juni 1822 abgelaufenen Halbjahr betrug die Einfuhr aus den vereinigten Staaten Nordamerikas 410.292 Doll. 9935 Tonnen, aus Frankreich 136.558 Doll. 1218 Tonnen, aus England 200.192 Doll. 1196 Tonnen, aus Deutschland und den Niederlanden 203.163 Doll. 451 Tonnen. Hier erscheinen 4 Zeitungen und Journale. Die Stadt Hayti, sonst Cap Henry, früher Cap fran-

Gais oder Cap, 74° 38′ 10″ W. L. von Paris, 19° 46′ 20″ N. B., an der Nordküste, erst Hauptstadt des französischen Antheils, dann des Negerkönigreichs, jetzt nur die zweite Stadt des Reichs. Sie liegt am Fuße eines Berges in einer reizenden Ebene und einer sehr gesunden Gegend, hat einen guten Hafen, schöne Plätze und Straßen und mehrere bedeutende Paläste und Kirchen. Der König Heinrich wollte in ihr eine Universität anlegen; doch ist hier eine medizinisch-chirurgische Lehranstalt und eine Nationalschule. Obgleich der Handel noch bedeutend ist, hat die Stadt doch nur 6000 Einw. Es erschienen hier zwei Journale: der Telegraph und der Propagateur. In der Nähe liegt auf einem fast unzugänglichen Felsen die vom König Heinrich angelegte Festung, und dicht dabei das schöne, jetzt aber geplünderte und verödete Lustschloß desselben, Sanssouci. Vergl. die Art. Toussaint-Louverture und Heinrich I.

Hazardspiele, oder Glücksspiele, sind alle diejenigen, in welchen Karten, Würfel, Kugeln oder Nummern (z. B. Pharo, Rouge et Noir, Bassette, Schnitt, Grobhaue, Paschen, Roulette, Biribi, oder welche Namen sie sonst haben mögen), das Loos des Glücks oder Unglücks unter den Spielern bestimmen, wobei gemeiniglich der Unternehmer aber gewisse erlaubte Vortheile vor den andern Spielenden genießt. Diese Spiele sind in der Regel verderblich und führen den Pointeur zum Verlust; einmal, weil schon an und für sich das Spiel auf den Vortheil des Bankhalters berechnet ist; dann aber auch, weil der Pointeur der Regel nach den Einwirkungen der Leidenschaft in weit höherm Grade ausgesetzt ist, als der Bankhalter. Dazu kommen noch die zahllosen, fast unergründlichen Betrügereien, durch welche der Pointeur, selbst der Spielkundige, von handwerksmäßigen Spielern unausbleiblich bevortheilt wird. Wenn die Alchemie vor ein paar Jahrhunderten den Fürsten und dem Adel die Finanzen nur zu häufig ruinirte: so hat zwar jetzt das Licht der Chemie jene Grillen verbannt, aber dagegen sich die Spielwuth unter müßigen, ältern und jüngern, Standespersonen nur zu sehr verbreitet und manches reiche Geschlecht findet besonders in den Bädern den Untergang seiner Wohlhabenheit. Die Ansichten, welche die Regierungen von den Hazardspielern haben, sind ganz entgegengesetzt. Eine Reihe berühmter Heilbäder dulden das öffentliche Hazardspiel gegen eine starke Abgabe an den Staat oder an eine Wohlthätigkeitsanstalt. Auch in Paris und den vorzüglichsten Städten Frankreichs giebt es privilegirte Spielhäuser, die an 6 Millionen Franken Pacht zahlen. Nur im östreichischen Staate wird in den Bädern, nach zu notorisch gewordnem Unheil, das öffentliche Hazardspiel nirgends mehr geduldet.

Hebe, die Tochter des Jupiter und der Juno, die Göttin der Jugend, die sie den Menschen mittheilte, reichte den Göttern Nektar und Ambrosia, die den Unsterblichen die ewige Jugend erhielten. Sie badete den Olympiern die Füße, war bei den Putztischen der Göttinnen geschäftig, und ward dem Herkules nach seiner Aufnahme in den Olymp vermählt. Einst versah sie es in ihrem Mundschenkenamte, und Jupiter nahm daher die gesuchte Gelegenheit, an ihre Stelle den Ganymedes einzusetzen. Daher erscheint sie auf einem alten Denkmale fußfällig, wie sie wahrscheinlicher Weise bittet, in ihre Stelle wieder eingesetzt zu werden.

Hebel. Unter Hebel versteht man ein mechanisches Werkzeug, zur Hebung von Lasten bestimmt. Jeder Hebel wird in drei Theile getheilt: 1) in die feste Unterlage (Hypomochlion), auf der er ruht, in der er sich aber bewegen kann; 2) in den Punkt, wo die Hebekraft wirkt und 3) in den, woran die Last, als gegenwirkende Kraft, hängt. Man unterscheidet drei Arten Hebel: bei der ersten Art liegt der feste Punkt, das Centrum der Bewegung, zwischen den beiden Punkten, von den aus Kraft und Last wirken.

Bei der zweiten liegt die Last zwischen dem Hypomochlion und der hebenden Kraft; bei der dritten Gattung liegt die Hebekraft zwischen der Last und dem festen Ruhepunkte. Ein Beispiel der ersten Hebel giebt die gewöhnliche Wage, an der Last und Kraft an beiden Enden der graden Linie wirken, und die Unterlage in der Mitte ist. Der Hebel ist das einfachste und zugleich fruchtbarste mechanische Werkzeug; die Grundsätze seiner Theorie liegen allen, und auch den zusammengesetzten Maschinen zu Grunde. Die Hebel der ersten Klasse werden auch doppelarmige, und die der andern einarmige Hebel genannt: es giebt gradlinige und Winkelhebel: die Benennungen drückten schon ihre Erklärungen aus. Die Mechanik stellt folgende Hauptgrundsätze der Lehre von den Hebeln auf: Die Direktionslinie der Kraft an einem Hebel, nach welcher eine Last trägt oder bewegt, ist gradlinig; dasselbe Verhältniß hat es mit der Last. Die Entfernung der Kraft oder der Last von dem Bewegungspunkte eines jeglichen Hebels wird stets durch die Perpendikulär-Linie, die von dem Umdrehungspunkte auf die Richtungslinie der Last oder der Kraft gezogen wird. Hieraus folgt, daß eine Kraft, deren Richtungslinie perpendikulär auf den Hebel fällt, weiter von dem Unterstützungspunkte entfernt ist, als die, deren Richtungslinie schräg ist. Zwei sich entgegenwirkende Kräfte an einem Hebel werden im Gleichgewichte seyn, wenn ihre Massen im umgekehrten Verhältnisse zu ihren Entfernungen von dem Bewegungspunkte sich befinden. Das Produkt, welches man erhält, wenn die Kraft mit ihrer Entfernung vom Ruhepunkte multiplizirt, nennt man das Moment. Dies ist das Hauptgesetz der Mechanik und der Hebeltheorie; es war schon im Alterthum bekannt; doch erst Kästner gab von demselben eine lichtvolle Demonstration. Es gilt von allen Hebelgattungen, sie seyen gradlinige oder Winkelhebel, die Kräfte und Lasten mögen auf die Arme des Hebels in perpendikulärer oder schräger Richtung stehen. Die Natur bedient sich häufig der einarmigen Hebel, wo dann die Kraft gewöhnlich in weiterer Entfernung als die Last von dem Ruhepunkte liegt; sie muß daher auch eine größere Kraft zur Bewegung verwenden; gewinnt aber auf der andern Seite an Geschwindigkeit, mit der sie die Bewegung der Last vollbringt. Die Kunst bedient sich der Hebel aller Gattungen vielfach. Die Waage, ein doppelarmiger der ersten Art, ist schon erwähnt; so sind auch die Scheeren doppelte Hebel der erster Art. Die Ruder hingegen Hebel der zweiten Art.

Heber ist der Name eines Instruments, das eine zu zwei Schenkeln krummgebogene Röhre bildet, durch die man, wenn man das eine Ende der Röhre in ein gefülltes Gefäß stellt, und an dem andern so lange saugt, bis die Flüssigkeit herausfließt, hernach von selbst das Gefäß auslaufen lassen kann; nur muß der eine Schenkel auf dem Boden der Flüssigkeit stehen. Die physische Kraft, welche dies Phänomen hervorbringt, ist der Druck der Luft auf die Fläche der Flüssigkeit im Gefäße, wie denn auch in der Toricellischen Lehre kein Heber wirkt. Der Druck der Atmosphäre kömmt dem einer 32 Fuß hohen Wassersäule von demselben Umfange gleich; aus diesem Grunde vermag der Heber eine Flüssigkeit auch nicht höher zu tragen. Den Hebern hat man verschiedene Gestalten und Einrichtungen gegeben; bei dem Canal von Languedoc hat man ihn sogar im Großen angewandt. Dieser Canal muß an einigen Stellen, wo er am Abhange der Berge fortläuft, die Gebirgwasser aufnehmen, wodurch er oft austritt und Ueberschwemmungen veranlaßt. Um dies zu verhindern, wurden große Heber gemauert, deren höchster Punkt mit der möglichsten Höhe, zu dem das Wasser im Canal ohne Schaden steigen konnte, gleich kam. Der kürzere Schenkel reichte bis auf den Boden des Canals, und der größere hingegen lag am Abhange der Gebirge. Zugleich wurde im kürzern Schenkel am Niveau des Wasserstandes, den die Anschwellung erreichen dürfte,

eine Oeffnung angebracht, weil sonst die Heber, einmal im Flusse, den ganzen Canal ausgeschöpft haben würden; sobald aber jetzt das zu große Wasser bis zur Normalhöhe, oder was gleich ist, bis zur Gegenöffnung im kürzern Schenkel abgeführt ist, tritt Luft in diese, hebt hierdurch den Druck derselben auf die ganze Wasseroberfläche auf, und das Fließen durch die Heber hört auf.

Hebert (Jacq. René), ein berüchtigter Terrorist der franz. Revolution, geb. zu Alençon um 1755, lebte vor der Revolution in ziemlich dürftigen Umständen, machte sich aber während derselben bald bekannt, namentlich durch das von ihm herausgegebene Journal, le Père Duchesse, welches, wegen der unanständigen Ausdrücke und groben Beleidigungen gegen alle höheren Stände, großen Beifall beim Pöbel fand. Er wurde deßhalb Mitglied bei der Municipalität, welche die Gräuelthaten des 10. Aug. und die darauf folgenden Hinrichtungen befahl. Als Substitut des Procureur de la commune war er einer der Ankläger der Königin; er beschuldigte sie Verbrechen, welche die Natur empören; im Tempel verhörte er die unglücklichen Kinder Ludwigs XVI., und stellte die schmählichsten Fragen an sie. Selbst Robespierre war dadurch empört. Nicht gar lange darauf verbanden sich Danton und Robespierre, die früher sich feindselig gegen über gestanden hatten, Hebert und seinen Anhang, die gewöhnlich nur Hebertisten hießen und keine andere Absicht hatten, als die Macht der Stadt Paris über die des Convents zu erheben, zu vernichten. Hebert und seine Spießgesellen Ronsin, Momoro, Anarchisis Clootz wurden plötzlich arretirt und den 27. März 1794 hingerichtet, wobei er sich sehr kleinmüthig betrug. Seine Gattin, eine ehemalige Nonne, wurde wenige Tage nach ihm hingerichtet. Durch Hebert wurden die Feste der Vernunft veranstaltet, die Vieles dazu beitrugen, die eifrigsten Freunde der Revolution in ihrer Vorliebe wankend zu machen. Außer dem angeführten Journal schrieb er noch mehreres Andere.

Hebezeug. Jedes Instrument, das dazu bestimmt ist, Lasten zu heben oder zu tragen, heißt ein Hebezeug. Die Construktion und die Wirkung eines Hebezeuges finden ihre Erklärung in den Grundsätzen der Mechanik und vorzüglich der Theorie der Hebel, die allen mechanischen Instrumenten zu Grunde liegt. S. Hebel. Der Hauptbegründer der Hebeltheorie und der erste Erfinder der Hebezeuge im Alterthume war Archimedes zu Syrakus. Er war von der Gewalt seiner Maschinen so überzeugt, daß er behauptete, er würde die Erde aus ihrer Bahn durch seine Schrauben ohne Ende treiben; wenn man ihm einen festen Punkt außer derselben gäbe. In der Belagerung seiner Vaterstadt durch die Römer bewirkte er mit seinen Hebezeugen Dinge, welche in Erstaunen setzten, und den Römern mehr schadeten, als die Besatzung. Beladene Schiffe hub er auf und ließ sie fallen, um sie zu zertrümmern; er zerstörte die stärksten Belagerungsthürme, riß die Verschanzungen der Feinde nieder, schleuderte durch seine Maschinen von den Mauern Wurfgeschoße in niegesehener Menge und Weite.

Hebräer. Da ihre Geschichte so allgemein bekannt ist, so berühren wir hier nur die Hauptmomente derselben, und besonders die, welche einen großen Einfluß auf die Denkungsart des Volkes hatten, und ihrer Cultur ein anderes Gepräge ertheilten. Die nomadischen Hebräer waren unter Abraham (2000?) aus Mesopotamien nach Kanaan, und unter dessen Enkel nach Aegypten gezogen; Bedrückungen der ägyptischen Regierung weckten religiöses Selbstgefühl, und veranlaßten (1500) die Auswanderung des stark vermehrten, durch gemeinsames Ungemach im Glauben und Leben enger verbundenen Volkes; der göttlich begeisterte Moses war ihr Führer, ordnete ihren gesellschaftlichen Verein und bestimmte gesetzlich dessen theokratische Verfassung, nicht ohne Widerstrebung eines für sittlich-politische Veredlung und strenge

Zucht wenig empfänglichen Haufens. Kanaan, das Land der Väter, wurde (1470?) unter dem weltlichen Oberbefehlshaber Josua erobert; die Hebräer trieben Ackerbau und Viehzucht, befreundeten sich mit Götzendienern in ihrer Umgebung, unterlagen vielfacher Verführung zur Untreue an geheiligter Grundverfassung, und mußten hierauf aus den sie bedrohenden Gefahren (1450 fl.) durch leidenschaftliche Anstrengung neu erwachter Nationalkraft errettet werden; so waltete Kriegslust im öffentlichen Leben vor; die größentheils ägyptische Civilisation konnte nicht fortschreiten, und die an sich wohl kärgliche wissenschaftliche Bildung, ausschließliches Eigenthum des Priesterstandes, verfiel; rohe Stärke gefährdete den wirksamen Einfluß des religiösen Glaubens; Zuchtlosigkeit und Wildheit nahmen überhand. Diesen Uebeln steuerte in minder stürmischer Zeit (1080 fl.) Samuel (s. d. Art.), ein fromm begeisterter Reformator, der das Gemeinwesen mit eben so vieler Einsicht als Milde leitete, und sein Volk zu den höheren Forderungen des Mosaismus zu erziehen suchte. Er stiftete Prophetenschulen, Bildungs- und Uebungs-Anstalten für Jünglinge und Knaben aus allen Stämmen, damit durch sie gottergebene Gesinnungen, feste Anhänglichkeit an der mosaischen Verfassung, religiöser Gemeingeist und die aus diesem erwachsende Kraft und Selbstständigkeit in die Familienkreise eingeführt und im ganzen Volke verallgemeinert werde. Diese neue Einrichtung, bald weit ausgebreitet und von mehrern Seiten unterstützt, blieb nicht ohne gedeihlichen Erfolg und wurde späterhin die Pflanzschule begeisterter Männer, welche freisinnig und furchtlos für geoffenbarte Wahrheit und geheiligtes Verfassungsrecht eiferten. Doch scheiterten Samuels Entwürfe an dem Eigenwillen des sich seiner Befugnisse und Kräfte bewußt gewordenen Volkes; dem ungestümmen Verlangen nach einem Könige mußte gewillfahrt werden. Mit Saul (1065) beginnt die Königreihe und dem Staatsleben wurde mehr Aeußerlichkeit zu Theil, als der religiösen Grundbestimmung desselben zuträglich seyn konnte; unter David (1033) und Salomo (1015) (s. dde. Art.) hatte der Staat sein glänzendstes Zeitalter und eine blühende Literatur. Nach Salomo's Tode (975) zerfiel derselbe in zwei Reiche, Juda und Israel, welche sich an auswärtige Mächte anschlossen und ihrer in Glaubensreinheit allein begründeten Kraft und Freiheit verlustig wurden; Israel ging durch Abgötterei und Sündhaftigkeit früher (722) unter; das frömmere Juda bestand länger (bis 588). Während der religiösen Ausartung und des politischen Verfalles eiferten, ermahnten, straften, warnten Propheten vergebens; damals (s. 740) gestaltete sich die Messias-Idee, Frucht der gottergebenen Glaubenshoffnung einer glücklichern Zukunft: aus ihr ist lindernder Balsam in die verwundeten Herzen des Volkes geflossen, als es seines Vaterlandes beraubt in der babylonischen Gefangenschaft schmachtete. — Das geistige Leben der Hebräer beruhete auf dem, von Abraham aus einfacher Urzeit geretteten Monotheismus, welchen Moses (vergl. d. Art.) zum Mittelpunkte seines religiös-politischen Systems erhob, und in Lehren, Gesetzen und scharf bestimmten Gebräuchen gegen Verunstaltung durch Bilderspiel und sinnliche Ausschmückung zu sichern suchte. Die mosaische Staatseinrichtung bezweckte mit Aufrechthaltung dieses obersten Grundsatzes Einheit des Volkes in vollem Gefühl seiner Abhängigkeit von dem unsichtbaren, überirdischen Alleinherrn, religiöse Gleichheit und strenge Absonderung von andern Völkern. Die obere Leitung war einem Priester-Orden mit Adels-Vorzügen, den Leviten, als Vermittlern zwischen Himmel und Erde, Empfängern und Auslegern des göttlichen Willens, anvertraut; sie verwalteten die Rechtspflege und bewahrten den Alleinbesitz ursprünglich aus Aegypten entlehnter wissenschaftlicher Einsichten. Wie sie nachlässiger in Erfüllung ihres Berufes wurden, und weder durch mächtigen

Gottesgeist noch durch Sittenreinheit ihr Ansehen behaupten konnten, entstanden neben ihnen Propheten, deren eigenthümliche Wirksamkeit mit dem Staate endete. Was von der hebr. Literatur in heil. Ueberlieferung sich erhalten hat, ist nach dem babyl. Exil im Kanon des alten Testaments gesammelt worden. Die Juden hatten sich während ihres längern Aufenthalts in Arabien an viele neue Ansichten und religiöse Vorstellungen gewöhnt. Noch stärker wirkte aber ihr im Zeitalter nach Alexandros d. Gr. zunehmender Verkehr mit Griechen, auf Umstaltung ihres religiös geistigen Lebens. Viele Juden ließen sich unter den ersten Ptolemäern in Alexandreia nieder, wurden mit griech. Kenntnissen bekannt und gewannen besonders Achtung für die, allmählig mit morgenländischer Weisheit sich verschmelzende, platonische Philosophie. In ihrem, sich nun fortschreitend entwickelnden Streben, platonisch-pythagoräische Lehrsätze mit den Aussprüchen ihrer Religionsbücher in Uebereinstimmung zu bringen, oder in den letztern die Grundzüge der griech. Philosophie aufzufinden, und ihr älteres Eigenthumsrecht an denselben, wenn nicht auf dem geraden Wege geschichtlich-sprachlicher Auslegung, durch Allegorisation zu ermitteln und begründen, ist die erste Spur des grübelnd künstelnden, durch kindisch-knechtische Abhängigkeit von dem Buchstaben des Autoritätsglaubens oft verzerrten mystischen Geistes, der späterhin die Cabala (s. d. A.) hervorbrachte, zu suchen. Es gab viele jüdische Unterrichtsanstalten, meist in Verbindung mit Synagogen; höhere gelehrte Schulen entstanden zu Jerusalem, Alexandreia, Babylon; später zu Pumpeditha. Da ursprünglich die Hebräer eine theokratische Verfassung besaßen, und die Religion die Grundlage ihres politischen Gebäudes war, so mußten auch die religiösen Sekten, die sich nach der babylonischen Gefangenschaft bildeten, zugleich politische Parteien werden. Ihre Parteienwuth, wechselseitige Verfolgung, ihre Uneinigkeit brachten dem Staate den Untergang. Schon 60 v. Chr. mußten sie sich den Römern unterwerfen, die mit hartem Drucke auf ihnen lasteten; ein Aufruhr wurde gedämpft, bis endlich 70 n. C. sie von Neuem mit den Siegern der Welt in die Schranken traten, von falschen Verheißungen und Gaukeleien ihrer verschiedenen Anführer verleitet. Die muthwillig herbeigeführte Gefahr vermochte doch nicht die gegen einander kämpfenden Parteien zu vereinen. Während Vespasian von Außen drängte, eine Stadt nach der andern einnahm, und selbst die Hauptstadt einschloß, würgten sie sich einander in Jerusalems Mauern; und selbst Titus Belagerungsanstalten und Stürme weckten sie nicht aus ihrem verderblichem Wahnsinne. Was Christus voraussagte, trat ein; das Volk wurde des letzten Schattens der politischen Selbstständigkeit beraubt und in die röm. Provinzen zerstreut. Die Juden stellen ein bedeutendes Beispiel auf von der Allmacht religiöser Vorstellungen, die in des Lebens Eigenthümlichkeiten verschmolzen sind, und von der Anhänglichkeit an geheiligten Ueberlieferungen und Gebräuchen, in welche die grübelnde Vernunft einen tiefen, reichen Sinn zu legen weiß. Ungeachtet fortdauernder bürgerlicher Widerwärtigkeiten und Mißhandlungen, und nach Auflösung des äußern volksthümlichen Daseyns bewahrte die Denkart der Juden und die liter. Beschäftigung ihres gelehrten Standes eine unwandelbare Folgerichtigkeit. Der Priesterstand blieb geehrt; er hatte seine gelehrten Schulen in Palästina zu Tiberias, Jafna, Lydda und Supphoris, am Euphrat zu Sora und Nuhadra. Die liter. Thätigkeit umfaßte theils eine eigenthümliche religiöse Philosophie, theils die Erklärung und kritische Behandlung der hebr. Religionsbücher, theils die Erläuterung der Gesetze und Lehrmeinungen. Vergl. d. A. Juden.

Hebräische Literatur. Wie die Geschichte der Hebräer drei große Abschnitte bildet, so hat auch ihre Literatur drei Perioden, in der sie sich durch

einen besondern Geist auszeichnete. Die erste Periode fällt in der Zeit der Selbstständigkeit des Volkes, und erstreckt sich von Moses bis zur Wegführung der Nation nach Oberasien. Moses († 1480?) (s. d. A.), der Urheber der hebräischen Nationalverfassung, war als Herrscher, Gesetzgeber, Dichter und Geschichtsammler Vorbild für die nachfolgenden Geschlechter. Die mit seinem Namen bezeichneten 5 Bücher sind dem größeren Theile des Stoffes nach uralt und dem Zeitalter seines herrlichen Waltens angehörig; einzelne Theile scheinen früher, die meisten unter Salomo, alle zu einem Ganzen nach Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft geordnet worden zu seyn. Sie sind theils geschichtliche Inhalts, Zusammenstellnng ehrwürdiger Sagen und Anknüpfung der Gegenwart an die Vergangenheit, nach einem auf religiöse Verherrlichung des hebräischen Namens wohlberechneten Plane; theils stellen sie die theokratische Verfassung dar und enthalten die, vermuthlich durch Nachträge, vervollständigte Gesetzsammlung. Ansichten über göttliche und weltliche Dinge, politische Betrachtungen, helle Blicke in die Zukunft, Ergießungen tiefen Gefühls sind in sie niedergelegt. Die älteste Poesie der Hebräer war episch und feierte die Weltschöpfung und die Urgeschichte des Menschengeschlechts, mit unmittelbarer Beziehung auf die Anfänge der Nationalgeschichte; sie wurde von Moses gestaltet, der auch für Lyrik die ersten Muster gab. Daneben bestand sinnvolle Belehrung in Sprüchen; worauf das epische Lehrgedicht sich ausbildete. Von Josua bis Samuel hatte lyrische Begeisterung eine kriegerische Richtung. David (s. d. A.) regelte die feierliche Tempelpoesie; unter seiner und Salomon's (s. d. A.) Regierung erreichte sie ihr goldenes Zeitalter; dann folgte die ernste vaterländische Poesie der Propheten. Eine reiche Sammlnng lyrischer Gedichte, darunter auch mehrere Elegien, besitzen wir in den Psalmen (s. d. A.); Gebete, Ahndungen, Erinnerungen, Kriegs-, Siegs-, Dank- und Bußlieder von verschiedenen, meist unbekannten und ungenannten Verfassern aus dem mosaischen, davidischen, auf dessen Geschichte sich viele beziehen, und späterem Zeitalter während und nach der babylonischen Gefangenschaft. Die Werke, welche Salomo's Namen tragen, werden mit dieser Bezeichnung, wo nicht dem Zeitalter des kunstliebenden Königs, doch dem von demselben ausgegangenen und eine an seinen Glanz erinnernde fruchtbare Geistesthätigkeit anregenden Kunststyle zugeeignet. Dahin gehören die Sprüchwörter, ein Schatz patriarchalischer Lebensweisheit in sinnvollen Gnomen und Räthseln, woran morgenländische Volksbildung in ihrer Entwickelung so reich zu seyn pflegt. Das Hohe Lied (vergleiche diesen Artikel): Lieder der Liebe, die ältesten und schönsten des Morgenlandes, und der weit jüngere, die Nichtigkeit des Irdischen nachdrücklich veranschaulichende Prediger. Aelter und vielleicht der Grund-Idee nach eins der ältesten Werke im A. T. scheint Hiob (s. d. A.), zu seyn, obgleich es von Einigen in das salomonische Zeitalter gesetzt wird; es ist ein Berathschlagungs-Epos, oder eine dramatisirte episch-didaktische Theodicee, im edelsten alterthümlichsten Style, worin die schwere Aufgabe vom Ursprunge des Uebels und von der Ungleichheit im Vertheilen menschlichen Glücks und Unglücks zu lösen versucht wird. Die den Hebräern eigenthümliche, im theokratischen Mosaismus begründete prophetische Poesie gestaltete sich während des Verfalls der Reiche Juda und Israel und greifet tief in den politisch-religiösen Zeitgeist ein. Sie bestrebet sich, die verirrte Mitwelt aus den Banden fremden Wahnes und sinnlicher Bethörung zu erlösen, vom Rande des Abgrundes auf die Wege des Herrn zurückzuführen, den frommen Sinn des Volkes und seiner Vorsteher zu verjüngen und zu erkräftigen; sie erinnert mit Wehmuth an die bessere Vergangenheit und blicket vertrauensvoll in die seligere Zukunft, züchtigt leichtfertige und verbrecherische Gottesvergessenheit, drohet mit unabwendbaren Strafgerichten des Höchsten und

fordert feierlich ernst zu Buße und Besserung auf. In vielen ihrer Darstellungen herrschet eine Allmacht der lebendigen Wahrheit, die für alle Zeiten gültig ist, und nach Jahrtausenden noch die Gemüther ergreift und erschüttert, demüthigt und warnt, tröstet und aufrichtet. Die Propheten werden in die großen und kleinen eingetheilt. Jene sind: in Juda Jesaias (720) lyrisch feurig erhaben, fromm streng, menschlich milde; in die ihm beigelegte Orakel-Sammlungen scheinen auch Aeußerungen Anderer aufgenommen worden zu seyn; der bilderreiche Ezechiel und der wehmüthige Jeremias (600). Unter den 12 kleinen Propheten wirkten in Israel: Obadjah (900); Amos (870) und sein Zeitgenosse Micha; Hosea (820); dessen Zeitgenosse Jona; in Juda Joel (760); Nahum (650); Habacuc (650); Zephania (624); Haggai und Sacharja (500?); Maiachai (440?). Eine jüngere Darstellung (160?) scheinen die Begebenheiten Daniels zu seyn (s. d. einzeln. Art.). Die früheste Geschichte schloß sich an Kosmogonie an und bestand in Geschlechtsregistern und Familiensagen von beschränktem Umfange und schwankender Zeitbestimmung; durch Moses erhielt sie ihre festere religiös-politische Richtung, welche in den mosaischen Schriften unzweideutig ausgesprochen ist. Die spätere Geschichte scheint sich in priesterlichen Ueberlieferungen erhalten zu haben; der Stoff dieser Werke und zum Theil auch die in sie niedergelegten Ansichten sind alt und oft gleichzeitig; ihre äußere buchstäbliche Gestalt dürfte ihnen erst nach der babylonischen Gefangenschaft gegeben worden seyn. Die 2. Periode der hebr. Lit. umfaßt den Zeitraum der babyl. Gefangenschaft, der Rückkehr der Israeliten nach Palästina, und ihrer Berührung mit den Griechen. An den Veränderungen ihrer religiösen Denkweise, an der Aufnahme neuer Ideen, die besonders auf Metaphysik und auf hyperphysische Wesen, von den früher die Juden keine Vorstellungen hatten, und die aus dem theologischen Systeme ihrer Ueberwinder entlehnt waren, Bezug hatten, erkennt man den Einfluß, den asiatische Philosopheme und Geistesbildung auf ihre Literatur ausübten. Daniel ist in seinen Prophezeiungen der Hauptrepräsentant dieses literärischen Zeitabschnittes, er redet in Bildern und Allegorien. Bemerkenswürdig ist noch die Geschichte der Esther; sie hat für die Erkennung und Erforschung der Gebräuche und Sitten, vorzüglich am asyrischen Hofe, Werth. Das B. Tobias ist sehr lehrreich und verdient um so mehr Beachtung, als es einen neuen Beweis liefert, daß der Kreis der religiösen Vorstellungen der Juden sich bedeutend verändert habe: in ihm findet sich die erste deutliche Spur der Idee von bösen Geistern. Wichtiger wurde für die jüdische Literatur die Rückkehr des Volkes nach seinem Vaterlande (336) und die Wiederherstellung des Mosaismus. Esra (s. d. A.) bildete ein Collegium von 120 gelehrten Juden, dem er den Auftrag gab, die alten National-Werke zu sammeln. Er wollte hierdurch dem Volke einen festen Religionscanon geben, und eine Quelle eröffnen, aus der die Priester stets die reinen Lehren des mosaischen Monotheismus schöpfen könnten. Auch war die Kenntniß der National-Schätze nöthig, um die ursprüngliche theokratische Verfassung, die noch im Andenken des Volkes war und an der es hing, wieder herzustellen. Sein Nachfolger Nehemia (s. d. A.) suchte diese Absicht durch Errichtung einer Tempelbibliothek noch vollständiger zu erreichen. Mit größerer bildenden Kraft, als die Ober-Asiaten, wirkte der mit Alexandros dem Großen zunehmende Verkehr der Juden mit den Griechen auf das religiöse und geistige Leben der Erstern. Die vorhandenen jüdischen Schriftwerke jenes Zeitraumes sind in griechischer Sprache abgefaßt; die hebräischen Urschriften palästinischer Juden sind von griechischen Uebersetzungen verdrängt worden. Die alexandrinischen Juden weichen häufig und auffallend von dem alten Nationalgeiste und Sprachgebrauche ab; ihr Ausdruck ist oft gekünstelt und schwülstig. Als eine der wichtigsten literarischen Erscheinungen ist die, unter dem Namen der Septu-

ginta bekannte, griechische Uebersetzung des A. Test., die älteste und angesehenste unter mehrern vorhandenen zu betrachten. Sie wurde zu verschiedenen Zeiten (235 bis 130?), in Alexandreia, zuerst auf Veranlassung des Königs Ptolemaios Philadelphos, von ägyptischen Juden verfertigt, wahrscheinlich nicht ohne Genehmigung und Mitwirkung des hohen Raths in Jerusalem (vergl. d. A. Bibel). Die wundersamen Gerüchte über ihre Entstehung durch göttliche Eingebung haben theils in alexandrinischen Sagen, theils in palästinischen, wie sie der angeblich von Aristeas geschriebene Brief andeutet, ihren Grund, und bezweckten die allgemeine Anerkennung des kirchlich-amtlichen Ansehens dieser Uebersetzung. Ihr Werth ist ungleich; die Uebertragung des Pentateuchs zeichnet sich als die gelungenste aus; weniger genügen die von Hiob, von den Psalmen und Propheten, am wenigsten die von Daniel, vom B. d. Richter und vom salomonischen Prediger. Die, an wichtigen Abweichungen reiche, bisweilen willkührliche samaritanische Rezension des Pentateuchs scheint in dieser Zeit überarbeitet und in ihre heutige Gestalt gebracht worden zu seyn. Zweifelhaft ist, ob schon jetzt mit umschreibenden Uebersetzungen der kanonischen Bücher in das Chaldäische, den Tragumim, der Anfang gemacht worden sey; das Bedürfniß derselben läßt sich kaum bezweifeln, da die Landessprache der Juden nicht mehr hebräisch, sondern syrisch-chaldäisch war; aber von den uns erhaltenen Werken dieser Art scheinen auch die ältesten in spätere Zeit zu gehören. Die jetzt erschienenen Schriften lassen sich ihrem Inhalte nach in folgende Klassen eintheilen: 1) sittliche, die von Jesus Sir. in Aegypten (140) aus dem Hebr. s. Großvaters in das Griechische übersetzten, sinnvollen, kräftigen, für alle Zeitalter beherzigenswerthen Sittensprüche und kurzen Betrachtungen und Lebensvorschriften; das freisinnig-kühne B. der Weisheit (100?) in neu philosophischem Tone; das elegisch-didaktische B. Baruchs. 2) Geschichtsbücher, die beiden B. des Pseudo-Esras (250?), reich an glaubwürdigen Nachrichten; Buch 1 der Makkabäer (n. 161), treu u. gehaltvoll; Buch 2 der Makkab. (n. 135) unterscheidet sich durch rednerischen Schmuck, enthält manche unverbürgte Ueberlieferung und nicht wenige Uebertreibungen; das B. Jud., das B. Esther u. das 3. B. der Makk., aus ungewissem Zeitalter, theilen Sagen mit. 3) Lehrreiche und für den alten wahren Glauben begeisternde Dichtungen; die Gesch. des Todias; die Gesch. der Susanna; die Erzählung vom Bel und Drachen zu Babylon; Gesänge und Gebete, scheinen gegen Ende dieses Zeitraums verfaßt zu seyn. Der 3. Zeitraum umfaßt die Verbindung der Hebräer mit den Römern, ihre Unterjochung, Vernichtung, als Nation und ihre Zerstreuung unter alle Völker des Erdbodens. Ihre Literatur nahm in dieser Periode mehr einen kritischen Charakter an, und beschäftigte sich vorzüglich mit Erklärung und Erläuterung der alten Nationalbücher, Lehren, Gesetze und Meinungen, die ihnen als Erbschaft von den Vätern überliefert worden waren. Dies Streben wurde durch die Bekanntschaft, welche sie mit den religiösen und philos. Systemen und Ansichten der andern asiatischen Völker in ihrer Gefangenschaft machten, angeregt; nicht weniger trug hiezu die griechische Literatur bei, die ihnen unter den syrischen Königen und durch den Aufenthalt vieler Juden in Alexandreia nahe gebracht wurde. Einmal mit dieser bekannt, konnte ihnen das Uebergewicht des Platonismus, und der aus ihm hervorgegangenen Tochter, der eklektischen Philosophie, nicht entgehen. Wie der Platonismus in Griechenland es sich angelegen seyn ließ, den groben religiösen Vorstellungen u. vernunftlosen Mythen der Götter einen edlern Sinn unterzulegen und sie allegorisch zu deuten: so regte er auch bei den Hebräern diesen Geist auf, und verursachte die Entstehung und Ausbildung der allegorischen Auslegung der h. Schriften; indem sich der bessere Kopf und der kritische Vernunftgeist, die durch die geistige Anregung der griech. Literat. aus dem alten dogmatischen Schlummer aufgeschüttet wurden, Mühe gaben, die Lehren

und Ausſprüche der alten Bücher mit der neuen philoſophiſchen Vorſtellungen und den Anforderungen das Bedürfniß nach höherer Vernunftbildung in Einklang zu bringen. So war die Bahn gebrochen zu einer theoretiſch-myſtiſchen Philoſophie, für welche ſich ſchon im vorigen Zeitraume durch Wort- und Buchſtabenſpiele einigen Stoff geſammelt hatten; jetzt pflanzte ſie ſich auch auf längere Zeit mündlich fort und gewann Vertrauen, ehe ſie zum Syſtem reifte und in Schriften überging. Dieſes Syſtem, die Cabbala, ſtützte ſich auf die Emanationslehre von der ſtufenweis, in 10 Sephirot, bewirkten Entwickelung aller Dinge aus dem göttlichen Urweſen, und hatte einen theoretiſch-magiſchen Charakter, der mannichfache Verwirrungen der Vernunft begünſtigte. Dem durch ſeine Verbindung mit Bar-Kocheba und durch die ihm deßhalb zuerkannte ſchauderhafte Todesſtrafe bekannte R. Akiba (ſt. 120) wird das älteſte cabbaliſtiſche Buch Jezirah, reich an Buchſtaben- und Zahlendeutungen und von ſpätern Bearbeitern viel verfälſcht, beigelegt. Ueberſetzungen und chaldäiſche Umſchreibungen der Religionsbücher, deren vormaſorethiſcher Text zum Theil daraus zu erheben iſt, erſcheinen in nicht geringer Anzahl. Jonathan ben Uſiel (90?) überſetzte die Propheten und Joſeph der Blinde die Hagiographa. Es ſind noch vorhanden des Pſeudo-Jonathan Targum über den Pentateuch und ein jeruſ. Targum über denſelben, ein Tragum über die 5 Megilloth, 3 Tragum vom B. Eſther und eins über die Chronik. Der vorzüglichſte chald. Umſchreiber oder vielmehr Ueberſetzer iſt Onkelos (120??), welcher freiſinnig und mit Einſicht gearbeitet und den Sinn der Urſchrift möglichſt treu, in reiner Sprache wiedergegeben hat. Exegetiſch-kritiſche, grammatiſche und paläographiſche Bemerkungen, welche gelehrte Rabbinen, ſeit R. Hillel (ſt. 10) über die heil. Bücher gemacht hatten, pflanzten ſich durch mündliche Ueberlieferung fort und wurden Maſora benannt; ihre beträchtlichſte Vermehrung erfolgte zwiſchen dem 3. und 6. Jahrh., in welchem ſie auf der hohen Schule zu Tiberias geſammelt, aber nicht geſchloſſen wurde; der Vorrath wuchs fortwährend und nachdem in Handſchriften davon gemachten Gebrauche wurde zwiſchen großer und kleiner Maſora unterſchieden; erſt im 6. Jahrh. erfolgte die Anordnung dieſer chaotiſchen Sammlung durch R. Jakob ben Chajim. Die gelehrten Satzungen, Erläuterungen, zum Theil polemiſche nähere Beſtimmungen, die religiös geordneten Volksgewohnheiten und Lebensverhältniſſe betreffend, vermehrten ſich in den erſten beiden Jahrh. beträchtlich, und bei dem Werthe, welchen Gläubige auf die Ausſprüche älterer berühmter Lehrer legten, wurde es bald dringendes Bedürfniß, dieſelben zu ſammeln und zu ordnen. Solche Sammlungen veranſtalteten die hohen Schulen zu Jeruſalem und zu Tiberias; ſie führen den Namen Miſchna, das zweite Geſetz. Auch dieſes erhielt neue, daſſelbe berichtigende, erweiternde, beſchränkende Erläuterungen und Zuſätze, welche ebenfalls geſammelt und Gemara benannt wurden. Die jeruſalemiſche Miſchna wurde von R. Juda Hakkadoſch aus Sepphoris (ſt. nach 200) in 6 Th. geſammelt. Die jeruſalemſche Gemara trug Juda's Schüler, R. Jochanan ben Eliſer (ſt. 279), mit Hülfe zweier Rabbinen zuſammen. Beide, die Miſchna u. Gemara, machen den Talmud von Jeruſalem aus, welcher ſpäterhin (um 300) unterzeichnet und als geſetzlich verbindlich anerkannt wurde. Er enthält neben vielen höchſt abentheuerlichen Grillen und kleinlichen Beſtimmungen der Handlungsweiſe in allen Verhältniſſen des Lebens, durch welche die geſellſchaftliche Fortbildung und ſittlich freie Veredlung der Juden gehemmt worden iſt, einen, noch wenig benutzten großen Schatz von großartigen Gedanken und ſinnbildlichen Belehrungen, alten Sagen und alterthümlichen und geſchichtlichen Nachrichten. Die babyloniſche Miſchna beziehet ſich größeren Theils auf die von Juden außerhalb Paläſtina's zu beobachtenden Verordnungen und hat demnach einen, für allgemeiner eingetretene Verhältniſſe des in allen Welttheilen zerſtreuten und vom Verkehr mit Nicht-Juden lebenden

Volkes entscheidenden Werth; sie wurde (nach 300) zu Tiberias gesammelt. Die dazu gehörige Gemara wurde um (400?) von R. Ascher und nach diesem von R. Joseph zusammengetragen. Beide, den babylonischen Talmud, wurden ebenfalls (um 500?) für gesetzlich verbindlich erklärt. S. Rabbinen.

Hebräische Sprache und Schrift. Die Sprache der Hebräer war eine Tochter des großen semitischen Sprachstammes, der sich in viele Verzweigungen spaltete, und über Arabien, Kanaan, Syrien, Aramenien, Aethiopien sich verbreitete. Die hebräische Sprache hat, je nachdem das Volk mit diesem oder jenem Brudervolke näher in Verbindung kam, und seine Ideen und Vorstellungen mit fremden umtauschte, oder gar neue in seinen Denkkreis aufnahm, verschiedene Veränderungen erlitten. Sie wurde, wie ihre Literatur, durch den Einfluß der Nachbaren gebildet. Man kann daher auch in ihrer Kultur drei Perioden annehmen, in den sie mit fremdartigen Zusätzen vermischt wurde. Die erste umfaßt den Zeitraum von Abraham bis Moses, oder besser bis zur Zeit, als die Israeliten die Eroberung des verheißenen Landes vollendet hatten und anfingen, mit den Völkern Kanaans und Syriens in wechselseitige Berührung zu treten. Abraham's Sprache war die altaramäische: so lange das Volk mit seinen Stammvätern ein Nomaden-Leben führte, und die enggeschlossene Horde keinen bedeutenden Verkehr mit andern flog, mußte sich seine Sprache rein erhalten; als es aber nach Aegypten zog, dort einige Jahrhunderte an der Seite und in genauem Umgange mit den Aegyptern lebte (einer Nation, die an Kultur die Hebräer weit überragte, und einen Reichthum von Ideen und Kenntnissen besaß, die den Juden durchaus unbekannt waren, und für die sie also auch keine Ausdrücke in ihrer Sprache fanden), mußte es nothwendig durch mehrere Vorstellungen von ihnen, zugleich aber auch entweder das ägyptische Wort so, wie es war, annehmen oder dasselbe hebräisiren; auf jeden Fall konnte sich die altaramäische Sprache der Hebräer nicht unvermischt erhalten, sie mußte ägyptische Zuflüsse an sich ziehen. Der vierzigjährige Zug durch die Wüste unter Moses brachte die Hebräer mit andern Nomaden-Völkern bald in freundschaftliche, bald in feindselige Verbindung; die meisten waren arabischen Ursprungs; diesemnach erleichterte die Sprach-Verwandtschaft den Verkehr zwischen den Israeliten und den andern Völkern. Ein Umtausch der Ideen und ihrer Ausdrücke fand Statt, und die hebräische Sprache erhielt von der arabischen neue Zusätze. Die zweite Periode erstreckt sich von der Eroberung Palästina's bis zur Rückkehr der Juden aus Oberasien. In diesem Zeitraume erweiterte sich das politische Leben der Juden, und auf seinem Schauplatze erschienen nach der Reihe verschiedene Nationen Syriens und Oberasiens. Während der Einnahme des Landes und unter den Richtern und den beiden ersten Königen konnte sich die Sprache nicht sehr verändern; die Vernichtungskriege, die sie anfangs und noch unter Saul, gegen die alten Landeseinwohner führten, pflanzten einen gegenseitigen Haß in die Gemüther der Völker, hoben jeden genaueren Verkehr auf, und verhinderten so die wechselseitige Aufnahme neuer Vorstellungen und ihrer Bezeichnungen. Erst unter David, der menschlicher kriegte und eroberte, nicht vernichtete, konnte sich ein lebhafterer Umtausch von Vorstellungen und Ausdrücken zwischen den Siegern, den Besiegten und Nachbaren bilden. Davids kriegerischer Geist hatte das Reich bis an die Gränzen Phöniziens ausgedehnt; Salomo, der von dem Heldensinne seines Vaters besaß, aber desto größere Fähigkeiten zu den Künsten des Friedens, benutzte die Vergrößerung des Landes zur Kultur seines Volkes, und nahm hierin die Phönizier zum Muster; er baute phönizisch, richtete seinen Hofstaat nach dem des phönizischen Königs, er unternahm gemeinschaftlich mit diesem großen Kaufmannsvolke Handelsunternehmungen. Durch Beispiel und Aufmunterung rief er die Blüthenzeit der hebräischen

Literatur und die Reife der Sprache zu vollkommener Selbstständigkeit: doch war ihm bei diesen Schöpfungen vorzüglich der phönizische Geist hülfreich, und dieser konnte nur durch sein Hauptmedium, die Sprache, Hülfe leisten. Der Nationalstrom der hebräischen Sprache wurde daher durch phönizische Bäche bereichert. Unter seinen Nachfolgern brachen die Stürme der assyrischen Eroberungszüge gegen Aegypten los; Palästina war die Heerstraße, und Aegypter, an die sich sonst immer die Judenkönige schutzsuchend lehnten, und Assyrier schlugen sich auf Israels Boden. Die Sprache der Hebräer mußte daher mehr oder weniger fremde Beimischungen erhalten. Endlich hoben die Assyrier das arme Volk auf, und schleppten es nach Medien. Hier erlitt die Sprache große Veränderungen; chaldäische Vorstellungen und ihre Bezeichnungen drängten in Menge bei ihr sich ein. Die Hebräer verließen selbst ihre alten Schriftzeichen und nahmen die chaldäischen an. Nach der babylonischen Gefangenschaft bis in das Zeitalter der Makkabäer verlor sich die alte Nationalsprache in die neuaramäische, und wurde zur todten Büchersprache. In der Zeit, da das Gros der Nation gefangen in Medien lebte, bildete sich aus der Vermischung der im Lande zurückgebliebenen Bewohner mit den neuen Ankömmlingen der samaritanische Dialekt aus; und aus der Vermählung des Althebräischen mit der chaldäischen Sprache ging das Jehudit hervor; in welcher Sprache die auf uns gekommenen Handschriften des alten Testaments verfaßt sind. Die 3te Periode umfaßt den Zeitraum der griechischen und römischen Herrschaft über die Juden. Vorzüglich üben die Griechen eine Art Tyrannei auf die Literatur und Sprache der Juden aus. Die ursprünglichen Handschriften der Juden mußten griechischen Uebersetzungen wichen, und vor allen waren es die alexandrinischen Juden, die ihre Volkssprache gräcisirten und sich immer weiter von dem alten Geiste der Nation entfernten. Das Studium der hebräischen Sprache und Literatur blieb die ersten Jahrhunderte hindurch im Alleinbesitze der Juden, und wurde von diesen auch in Italien (s. 1475) durch die Druckschriften einigermaßen veröffentlicht, bis es im Anf. des 16. Jahrh. in Deutschland von J. Reuchlin (s. d. Art.), in Spanien von Anton Nebrissensis, bald darauf in Italien, Frankreich, Niederlanden ꝛc. unter den Christen erweckt ward, blieb aber länger als ein Jahrh. auf Methode und Vorarbeiten D. Kimchi's und Elias Levita beschränkt, wiewohl Joh. Forster (1557) schon eine Reform versuchte, W. Postel (st. 1581) die syrische und arabische Sprache mit der hebr. in Verbindung brachte und es nicht gänzlich an Gelehrten fehlte, welche mehrere morgenländische Sprachen bearbeiteten und lehrten. Unter den um hebr. Literatur verdienten Buchdruckern sind D. Bomberg in Venedig, Rob. Etienne in Paris, Chph Plantin in Antwerpen, Froben und Oporin in Basel, die Wechel in Paris und Frankfurt a/M. die berühmtesten. Gegen Mitte des 17. Jahrh. wurde die Bekanntschaft mit dem oriental. Sprachschatz umfassender und die Benutzung desselben für das Hebräische allgemeiner; die Behandlung der hebr. Sprache nahm einen wissenschaftlich-philologischen Charakter an; nur verhinderten die unter der Mehrheit fortgeerbten theol. Vorurtheile jüdischer Abkunft die Auffassung unbefangener Ansichten, und diesen war auch im Anfange des 18. Jahrh. die philosophische Demonstrationsmethode ungünstig. Durch Albert Schultens (s. d. Art.) wurde die Verbindung des sich wechselseitig unterstützenden Studiums der hebr. und übrigen oriental. Sprachen namentlich der arabischen, geltend gemacht und geistvoll und philologisch tief eingreifend veranschaulicht; er machte auf Analogie aufmerksam, sagte sich von der judaisirenden grammatikalischen Herkömmlichkeit los und bahnte einen Weg, welchen vorzüglich deutsche Orientalisten verfolgt und Geist und Eigenthümlichkeiten hebr. Schriftwerke schärfer und treuer erforscht und durch grammatikalische, lexikographische und kritisch-exegetische Arbeiten

erläutert haben. — Hebr. Schrift. Die Juden besaßen schon in dem Zeitalter Moses eine Buchstabenschrift; sie hatten sie von den Phöniziern geliehen. Während ihrer Gefangenschaft vertauschten sie dieselbe mit der Quadratschrift der Chaldäer, und schrieben selbst ihre alten Religionsbücher in diese um; wenn diese Umschreibungen nicht eher Uebersetzungen zu nennen sind. — Zum Materiale der Schriften gebrauchte man in den ersten Zeiten Steine oder Erz; Moses ließ die Gesetze in steinerne Tafeln hauen: ein anderes Schreibmateriale waren damals noch nicht bekannt. Hierdurch wurde Moses gezwungen, sich Menschen als Bücher zu bedienen; er mußte ein Kollegium bilden, dem er die Aufbewahrung seines ausführlichen Gesetzbuches, die Vorschriften für den Gottesdienst, die Einrichtungen des politischen und bürgerlichen Lebens der Nation, der Geschichte ihrer Stammväter, auf der das Wichtigste beruhte — indem schon mit der Wurzel des jüdischen Stammes (Abraham) Gott einen Bund geschlossen, den er auch den Nachkommen halten würde — anvertraute. Die mündliche Ueberlieferung ward also das Archiv jener Kenntnisse und Einrichtungen, die für die Aufrechthaltung der mosaischen Verfassung nothwendig waren. Nur in den schützenden Händen einer besondern Kaste konnte Moses hoffen, daß sich dieser National-Schatz unverfälscht erhalten würde; und dies durfte er um so eher hoffen, da er das Interesse dieser Kaste (Leviten) von der treuen und gewissenhaften Erhaltung der Traditionen abhängig gemacht hatte. Erst unter Samuel und Saul lernten die Hebräer Leinen und Papyrus kennen, und dieselben zur Schrift gebrauchen. Es läßt sich leicht denken, daß es nach der gemachten Bekanntschaft mit dem Schreibmateriale die erste Beschäftigung der Priester gewesen sey, die mosaischen Ueberlieferungen aufzuzeichnen. Ihre Ehrfurcht und ihre heilige Scheu vor denselben entfernten hinlänglich den Gedanken, daß sie sich fremdartige Zusätze, willkührliche Einschreibungen und Auslassungen hätten erlauben können.

Hebriden, oder Western Islands, westliche Insel Schottlands. Ihrer sind etwa 300 mit Einschluß der bloßen Klippen, von welchen nur etwa 40 bewohnt werden. Die Zahl der Einw. berechnet man auf 50 bis 60.000, deren Lebensart einfach und abgeschieden ist, und die, den Bergschotten ähnlich, Freunde der Musik und der Kampfspiele sind. Die meisten dieser Inseln sind zur Zeit der Ebbe mit einander verbunden durch Schlickgrund, übrigens gebirgig, haben gute Viehweiden und Getreideboden, aber ein feuchtes Klima, keine hohe Wärme oder Kälte, aber eine nahe stürmische See, einige Bergwerksprodukte (Metalle, Marmor, allerlei Steinarten ꝛc.) viele Kelpbrennerei aus angeschwemmtem Seetang und manche Strandungen. Die Hebriden sind zur Fischerei sehr bequem. Auch Vögel von mancherlei Art haben ihre Herberge in den schwer ersteigenden Klippen der Inseln, unter welchen sich viele Adler und Solangänse finden, deren Eier und Federn von den Einwohnern mit großer Gefahr aufgesucht werden. Aus dem Seegras bereitet man viele Sode zum Gebrauch der englischen Glasfabriken. Die wichtigste ist die Insel Sky mit 15.000 Einwohnern, darauf folgen Jla mit 8000 Einwohnern, Jura mit 4000 und Mull mit 800 Einwohnern, Staffa, die abgelegene berühmte Basaltinsel, mit Höhlen (s. Fingalshöhle); die westlichste dieser Inseln ist St. Kilda mit 90 Einwohnern. Auf allen diesen Inseln giebt es wegen der Matrosen und Fischernahrung der Hausväter viele Waisen und wegen des Matrosenlebens und der Seefahrt, so wie wegen gutsherrlicher Bedrückungen sehr viele Auswanderer nach Amerika; dennoch erhält sich die Zahl der Bevölkerung wegen ihrer mäßigen Lebensart. Die neuen Hebriden sind eine Gruppe von zwölf großen und mehreren kleinen Inseln in Australien. Sie wurden 1606 von Quiros entdeckt; dieser gab ihnen den Namen del Espiritu santo, der auch der größeren geblieben ist. Bougainville nannte sie die großen Cy-

kaden, und durch Cook erhielten sie endlich (1774) den Namen neue Hebriden. Die Einwohner gehören zu den Negerrasse, sind schmächtig und klein, fast wie die Neu-Holländer; auffallend ist der Schädel an der Stirn zurückgebogen oder eingedrückt. Sie gehen fast ganz nackt, werden aber als gutmüthig, gastfrei und als redlicher, denn die meisten Bewohner des australischen Archipels geschildert; auch sind sie thätig und zeigen viel Fassungskraft. Sie leben fast ganz von Vegetabilien, die sie anbauen, und zeigen Geschick zum Fischfange.

Hebron, arabisch, el Khalil, 5 Meilen südlich von Jerusalem, in einer an Wein und Rosinen reichen Gegend im Paschalik Damask, eine bedeutende Stadt von 20.000 Einwohnern, unter denen sich 12 000 Muselmänner befinden, mit einer großen, von Quadern gebaueten Moschee, einer angeblich Abrahams Grab enthaltenden Grotte und starkem Handel mit den Beduinenarabern.

Hecate war nach Einigen eine Tochter des Tartarus, nach Andern der Nacht; noch Andere nennen Jupiter als ihren Vater, der sie bald mit der Juno, bald mit der Ceres, bald mit Asteria, bald mit Phocäa gezeugt haben soll. Von der Juno soll sie den Namen Angelos erhalten und den Nymphen zur Erziehung übergeben worden seyn. Als sie erwachsen war, raubte sie ihrer Mutter die Schminkbüchse, womit sie ihr Gesicht glänzend zu machen pflegte, und gab sie der Europa, des Phönix Tochter. Juno wollte sie nun dafür bestrafen; aber Hecate flüchtete sich zuerst zu einer Kindbetterin, und dann in das Gefolge eines Leichenzuges. Da sie sich dadurch verunreinigt hatte, so ließ sie Jupiter durch die Kabiren am acherusischen Pfuhle wieder reinigen. Von nun an ward sie eine unterirdische Gottheit. Diejenigen, welche sie eine Tochter der Ceres nennen, geben ihr eine außerordentliche Größe und Stärke, und lassen sie von Jupiter in die Unterwelt geschickt werden, um die verlorne Tochter der Ceres, die Proserpina, zu suchen. Von der Zeit an blieb sie unterirdische Göttin. Als Tochter der Phocäa und des Jupiter wird von ihr erzählt, ihre Mutter habe sie gleich nach der Geburt auf einen Scheideweg ausgesetzt, und die Hirten des Pheres hätten sie aufgenommen und erzogen. Sie war die einzige Göttin titanischer Abkunft, welche immer die ihr verliehene Würde behielt, weil sie Jupiters Liebling war. Hesiodus sagt: Ihre Macht erstreckte sich über die Erde und das Meer, sie hatte unter den Gestirnen einen Platz, und genoß vorzüglicher Ehre unter den Unsterblichen. Wen sie begünstigt, den erhebt sie zu Ehren, und segnet ihn mit Gütern. Sie verleihet den Kriegern den Sieg, sitzt den Richtern zur Seite, steht den Prozessirenden bei, so wie denen, die um den Preis kämpfen, segnet den Fischer mit reichlichem Fange, den Hirten mit Heerden, und befördert das Wachsthum und Gedeihen der Jugend. Alle Zauberkräfte der Natur stehen ihr zu Gebote. Späterhin ward sie das Symbol des Mondes, und war dann mit Diana einerlei. Weil ihre Macht sich über Alles erstreckte, selbst über die Unterwelt, so heißt sie auch die unterirdische Diana. Die Zauberer und Hexen flehten besonders ihren Beistand an, und suchten sich dieselbe gleich beim Anfange ihrer Beschwörungen zur Freundin zu machen. Erschien sie auf ihre Bitten, so konnten sie einen glücklichen Fortgang hoffen. Sie führte auch den Namen Selene. Ueberhaupt nannte man sie als unterirdische Göttin Hecate, im Himmel Selene, und auf Erden Artemis oder Diana. Man opferte ihr auf Scheidewegen, und zwar vorzüglich Hunde. Insbesondere verehrten sie die Einwohner der Insel Aegina, die ihr jährlich geheimnißvolle Feste feierten. In Athen wurde ihr alle Neumonde ein Opfer von Speisen auf Scheidewege gesetzt, welches in der Nacht die Armen verzehrten. Die ältere Kunst bildete sie als eine ungeheure Gestalt mit Schlangenfüßen, von zischenden Schlangen umlockt, die ihr um den Hals und auf den Schultern herabhängen, und mit dreien Thierköpfen, daher sie die Dreiköpfige hieß. In den schönern

Zeiten bildete man sie mit dreien Gesichtern der jungfräulichen Diana. Auf einem schönen Denkmale bei Montfaucon sieht man die dreigestaltete Hecate als drei mit dem Rücken zusammengefügte Figuren. Die eine trägt auf dem Kopfe einen halben Mond, über den Hörnern desselben Blumen und in jeder Hand eine Fackel; die zweite eine phrygische Mütze, aus deren Rande Strahlen ausbrechen und gleichsam eine Krone bilden. In der einen Hand hält sie ein Schwert und in der andern eine Schlange. Die dritte ist mit Lorbeern bekränzt, und trägt in der rechten Hand einen Schlüssel, in der linken aber Stricke. Das Gewand der Hecate ist bald weiß, bald schwarz.

Hecatombe, eigentlich ein Opfer von 100 Stieren, überhaupt aber jedes Opfer von 100 Stück Thieren, welches die Alten bei außerordentlichen Gelegenheiten brachten, wie auch bei einem Feste, Hekatombia genannt, welches der Juno zu Argos gefeiert wurde.

Hecla, ein noch immer feuerspeiender Berg mit dreien Spitzen im südl. Viertel der Insel Island, 5600 Fuß über dem Meere erhaben. Sowohl an Stärke als in Wiederholung der Ausbrüche steht er dem Aetna und Vesuv nach. Die Einwohner Islands nennen die Lava desselben Steena (Steinfluß). Zur Westseite an seinem Fuße fließt der Fluß Wester-Rangaa in einem Bette, das von großen Lavamassen gebildet worden. Der Trichter ist 100 Fuß tief, seit 1004 zählt man 23 Ausbrüche, wovon der letzte sich im J. 1818 ereignete. Von dem Britten Mackenzie ist er 1810 mit vieler Gefahr und großen Beschwerlichkeiten bestiegen worden.

Hector, des Priamus und der Hecuba Sohn, focht an der Spitze der Trojaner. Seine Heldenthaten besingt Homer in der Ilias. Nachdem durch die Entfernung des zürnenden Achilles von dem griechischen Heere der Trojaner Muth gewachsen war, stellte er sie auf Jupiters Befehl bei dem Grabhügel der Bätieia in Schlachtordnung; vor der Schlacht aber forderte er den Menelaus im Namen des Paris zum Zweikampfe auf. Dennoch entbrannte bald auf beiden Seiten die Wuth des Kampfes; Hector focht mit Löwenwuth, und Mars selbst mit der Enyo schritt vor ihm her. Aus der Schlacht eilt er zu seiner Gemahlin Andromache; am skäischen Thore begegnet er ihr mit seinen kleinen Sohne Astyanax. Er nimmt den Knaben von der Wärterin Arm, er fleht zu den Göttern, daß sie ihn zum braven Manne erwachsen lassen möchten, und nachdem er von seiner Gattin getröstet und rührenden Abschied genommen, kehrte er mit dem Paris in das Treffen zurück. Nun kämpfte er mit dem Aias einen Zweikampf, worin er durch einen Steinwurf zu Boden sank, bald aber von Apollo wieder aufgerichtet wurde. Darauf schieden die beiden Helden versöhnt und sich gegenseitig beschenkend von einander. Unter Apollos Schutz, der mit der blitzenden Aegide vor ihm herging, drang er mit den trojanischen Schaaren bis zu den Schiffen der Griechen vor; lange kämpfte er mit Aias um ein Schiff, das er in Brand stecken wollte. Endlich trieb er mit Jupiters Hülfe die Griechen hinter die Schiffe; selbst Aias wich, und das Schiff des Protesilaus stand zuerst in Flammen. Aber jetzt kam Patroklus in Achilles Rüstung den Griechen zu Hülfe, und drängte den Hektor mit den Trojanern zurück. Von Apollo angefeuert, ging nun Hector dem Patroklus selbst entgegen und erlegte ihn mit seinem Beistande. Er plünderte den Leichnam und schleppte ihn fort, und in der Rüstung des Erschlagenen erschien er nun auf dem Schlachtfelde. Da erhob sich Achilles von gewaltigem Grimme, den Tod seines Freundes zu rächen, und eilte auf Hector los. Dieser floh vor dem Wüthenden, und dreimal jagte ihn Achilles um die Mauern der Stadt herum, bis an die Quellen des Skamander. Hier verlieh ihm Apoll neue Kräfte, und sie kamen zum vierten Male an den Skamander. Jetzt sank die Wagschale in Jupiters Hand, worin Hectors Todesschicksal lag. Apollo verließ ihn und

Achilles stieß ihm mit Minervens Hülfe den Speer in den Hals. Darauf band er den gefallenen Helden mit seinen Füßen an den Wagen, und schleifte ihn voll wilder Freude nach seinem Zelte, und daselbst drei Mal um Patroklus Leiche. Unstreitig ist Hektor der interessanteste Held in der Ilias. An Tapferkeit weicht er keinem, als dem Achilles; an Menschlichkeit übertrifft er jeden Andern. Selbst als ihn Achilles endlich besiegt, fällt er weniger als ein Opfer der größern Tapferkeit des Griechen, als vielmehr als ein Opfer der List und des Betrugs der Minerva, welche ihren Liebling selbst gegen einen Mann beizustehen für nöthig fand, der, von langen Kämpfen erschöpft, von Wunden ermattet, es kaum wagen zu können schien, gegen den ausgeruheten Achilles aufzutreten.

Hecuba, eine Tochter des thrazischen Königs Dymas, oder nach Andern des Cisseus, oder des Flusses Sangarius und der Metope. Sie war die zweite rechtmäßige Gemahlin des Priamus, Königs von Troja, dem sie zuerst den Hector gebar. Bei ihrer zweiten Schwangerschaft träumte ihr, daß sie eine Fackel zur Welt brächte, die ganz Troja verzehrte. Der Wahrsager Aesakus, ihr Stiefsohn, deutete diesen Traum so, daß der zu hoffende Sohn den Untergang des Reichs veranlassen würde. Um dies zu verhüten, setzte man das neugeborne Kind aus (s. Paris). Nachher gebar sie noch die Kreusa, Laodice, Polyxene und Kassandra, so wie den Deiphobus, Helenus, Pammon, Polites, Antiphus, Hippnous, Polidorus und Troilus. Nach Troja's Eroberung ward sie die Sklavin des Ulysses. Nach Hygin konnte sie den Gedanken, als Sklavin der Griechen zu leben, so wenig ertragen, daß sie diese durch die bittersten Scheltworte zu reizen suchte, sich dann ins Meer stürzte und in einen Hund verwandelt wurde. Bei Abydos zeigte man ihr Grab, das Kynoshema (Hundedenkmal) genannt wurde. Euripides verfertigte von ihr ein noch vorhandenes Trauerspiel, das Ennius ins Lateinische übersetzte. Diese Uebersetzung ist aber, so wie die Tragödie des L. Accius, verloren gegangen.

Hedlinger (Johann Karl), ein geschickter schweizerischer Zeichner und Medailleur, wurde zu Schwyz 1691 geb. Schon in früher Jugend gab sich sein Talent zum Graviren kund. Auf seine Bitten bewog sein Vater den Vorsteher der Münze in Sitten, Crauer, dem Knaben die Handgriffe zu lehren. Hedlinger machte große Fortschritte und erlernte eben so leicht das Goldschmidthandwerk. Nach einiger Zeit wurde ihm von seinem Lehrer die öffentliche Münze zu Mömpelgard übertragen, wodurch er mit dem berühmten St. Urbain in Bekanntschaft gerieth. Bald darauf ging Hedlinger nach Paris (1717) und vervollkommnete sich unter Roëttiers und de Launay. Roëttiers übertrug ihm Arbeiten, welche Hedlinger mit solchem Glücke ausführte, daß sie die Aufmerksamkeit des Königs auf sich zogen. Der Baron Görz, der sich damals in Aufträgen Karls XII. zu Paris aufhielt, machte ihm den Auftrag, nach Schweden zu kommen. Hedlinger nahm ihn an, und die Proben seiner Leistungen gefielen dem Könige so sehr, daß er den Künstler auf jede Bedingung zu gewinnen wünschte. Der Nachfolger Karls ehrte den verdienstvollen Mann in gleichem Grade, und Hedlinger, durch Wohlthaten an Schweden geknüpft, wies alle Anerbietungen, die ihm Peter der Große machen ließ, ab. 1726 machte er eine Reise nach Italien, wo er mit Auszeichnung aufgenommen wurde. Benedikt XIII. ertheilte ihm den Christusorden. Nach seiner Rückkehr nach Schweden ward er gefährlich krank, genas aber wieder, und nahm hierauf die oft wiederholte Einladung der Kaiserin Anna, nach Petersburg zu kommen, an. Er blieb mit Erlaubniß seines Hofes 2 Jahre dort, und kehrte hierauf nach Schweden zurück. 1741 ging er nach seinem Vaterlande, heirathete, und kehrte wieder nach Schweden zurück, wo ihn 1745 die Akademie unter ihre Mitglieder aufnahm: von Heimweh gequält, verließ er im Jahre 1745

Schweden für immer. Das Schiff, was seine Habe führte, verunglückte: doch die Gnade des Königs ersetzte diesen Verlust. Von jetzt an lebte er in seinem Vaterlande still und eingezogen, und starb 1771. Hedlinger besaß einen feinen Geschmack, den er durch ein anhaltendes Studium der Meisterwerke der alten und neuen Zeit ausbildete. Karl Maratti und Busseni waren seine Führer und Muster. Die schöne Literatur benutzte er als Quelle zu Inschriften und Reversen seiner Medaillen. Die ersten sind in einem lakonischen Style verfaßt; in einen kurzen Gedanken schloß er einen hohen Sinn. Seine Reverse verkünden den Erfindungsgeist. Die Liebhaber suchen seine Medaillen, die sehr selten sind, und schätzen einzelne Stücke höher, als ganze Sammlungen von andern Künstlern. Chretien de Mechel und Laveaux gaben ein Prachtwerk unter dem Titel heraus: Oeuvres du Cheval. Hedlinger, ou recueil de médailles de ce célèbre artiste. Bâle 1776, in 2 Bde. Fol. Der erste Theil enthält seine Eingrabungen, der zweite die Erklärungen derselben, sammt einer Biographie des Künstlers.

Hedwig die Heilige, Tochter Herzog Bertholds von Kärnthen, vermählte sich mit Herzog Heinrich von Schlesien und Polen und gebar ihm 3 Söhne und 5 Töchter. Sie zog sich mit Einwilligung ihres Gemahls später ins Kloster Trednitz zurück, wo sie Cistercienser-Nonne wurde und 1243 starb. Wegen ihrer Wohlthätigkeit gegen Arme wurde sie 1266 von Papst Clemens dem Dritten kanonisirt. — 2) Hedwig, jüngere Tochter König Ludwigs von Ungarn, wurde durch Wahl Königin von Polen 1384, vermählte sich 2 Jahre später mit dem Herzog Jagello von Litthauen, unter der Bedingung, daß er Christ würde, welches auch geschah, und starb zu Cracau 1399. Ihre Unterthanen gaben ihr den Namen einer Heiligen und sie verdient ihn wegen ihrer Tugenden und mehr noch, wegen ihrer gränzenlosen Freigebigkeit und Bescheidenheit.

Hedwig (Joh.), Professor der Botanik zu Leipzig, geb. 1730 zu Kronstadt in Siebenbürgen, studirte die Arzneiwissenschaften in Presburg und Leipzig und mußte, mit Nahrungssorgen kämpfend, seine Studien vollenden. In Kronstadt versagte man ihm die Praxis, weil er nicht in Wien studirt hatte. Er prakizirte daher in Chemnitz, bis er nach Leipzig einen Ruf erhielt und einen großen botanischen Namen, besonders durch sein fundamentum historiae naturalis muscorum und durch seine stirpes cryptogamicae sich erwarb. Zur flora lipsiensis trug er Vieles bei. Er starb zu Leipzig 1799.

Heemskerk (Martin van), geb. im Dorfe dieses Namens bei Harlem 1498, nannte sich van Veen und wurde in seiner Jugend von seinem Vater, der ein Maurer war, fast mit Gewalt von der Malerei zurückgehalten, weßhalb er auch das väterliche Haus verließ und in Delft nach und nach die Werkstätten von Johann Lukas und Johann Schoorell besuchte. Heemskerk machte so überraschend schnelle Fortschritte, daß der Meister fürchtete, von ihm verdunkelt zu werden, und ihn wegschickte. Damals verfertigte er sein Gemälde: „der Evangelist Lukas malt die heil. Jungfrau und das Jesuskind," und machte mit demselben der Malerinnung zu Harlem ein Geschenk. Dies Gemälde fand großen Beifall. Nachdem er in Italien, besonders unter Michel Angelo in Rom, die Kunst weiter ausgebildet, galt er in Holland für einen der geschicktesten Künstler der niederländischen Schule. Er starb zu Harlem 1574 und vermachte seinem Kirchspiele eine bedeutende Summe zur jährlichen Ausstattung einiger armen, aber tugendhaften Mädchen, unter der Bedingung, daß sie am Tage ihrer Hochzeit um sein Grabmal herumtanzen sollten. Seine Zeichnung ist kräftig und richtig; allein die Umrisse sind ohne Eleganz und Reiz; seine Draperie ist schwer und faltenreich; seinen Köpfen mangelt Hoheit und Würde. Seiner Kenntniß der Anatomie,

worin er Michel Angelo nachzuahmen suchte, verdankte er hauptsächlich seinen Ruhm. Unter seinen Gemälden zeichnen sich die Schlachtstücke aus den Kriegen Karls des Fünften und aus der heiligen Geschichte vorzüglich aus.

Heemskerk (Jakob van), holländischer Admiral und einer der berühmtesten Seefahrer des 16. Jahrh., war aus Amsterdam gebürtig und wurde vom Stadtrath von Amsterdam 1596 ausgesandt, um eine nordöstliche Durchfahrt nach China aufzusuchen. Diese Reise war eine der gefahrvollsten und denkwürdigsten dieser Art; denn nach vielen Gefahren wurde er genöthigt, mit seiner Mannschaft auf Nova Zembla zu überwintern und kam erst im andern Jahre nach Amsterdam zurück, die Unmöglichkeit einer Durchfahrt darthuend. 1607 wurde er mit einer Flotte von 26 Segeln gegen die Spanier geschickt, die er auf der Rhede von Gibraltar angriff. Die Spanier wurden geschlagen, Heemskerk aber selbst verlor sein Leben. Sein Körper wurde nach Amsterdam gebracht, daselbst prachtvoll beerdigt und ihm ein Denkmal gesetzt.

Heer (stehendes). Unter stehendem Heere versteht man eine Kriegsmacht, die auch in Friedenszeiten nicht entlassen wird, sondern immerwährend in den Waffen geübt, und auf einem solchen Stande erhalten wird, daß sie ohne große und langdauernde Zurüstung ins Feld rücken kann. Durch Bildung der stehenden Heere wurde das Militär eigentlich zu einem Stande; aber auch zugleich der ehemals freie Krieger zu einem Soldaten, der Sold empfängt und hievon leben muß. So lange die Soldaten überall zusammengerafft und geworben wurden, waren es Söldner, denen der entehrende Begriff der Feilheit anklebte: erst in der neuern Zeit wurde der Kriegerstand wieder zu einem ehrenvollen Stande, indem der Schutz und die Vertheidigung des Staats aus den waffenfähigen Landeskindern genommen wurden. Die stehenden Heere sind nicht, wie man gewöhnlich glaubt, eine Erfindung der neuern Zeit: die alte Welt kannte sie schon; der römische Kaiser Augustus gründete sie, indem er eine bedeutende Leibgarde — die Prätorianer — um seine Person versammelte; doch erst unter Tiberius haben diese Garden eine feste Gestalt und Haltung bekommen, indem er sie auf den Rath seines Günstlings Sejanus in ein Lager bei Rom zusammenzog, wodurch sie zwar in der Hand des Kaisers, wenn sie ihm geneigt waren, zu einem furchtbaren und scharfen Werkzeuge der Despotie, aber auch auf der andern Seite, wenn er ihren guten Willen nicht besaß, zu einer Zucht- und Strafruthe für ihn werden konnten und wurden; indem in dem engbegränzten Bezirke eines Lagers, wo sich die Soldaten so leicht mittheilen und gegenseitig anreizen konnten, Stoff und Gelegenheit sich immer vorfand, eine Empörung anzuzetteln und sie mit Kraft schnell durchzuführen. Außerdem befestigte Augustus die stehenden Heere an der Gränze und in den weiter vom Mittelpunkte des Staates entlegenen Provinzen; er wies ihnen bestimmte Cantonirungs-Punkte an und riß sie fast gänzlich vom Senate los; denn der Legat, welchen dieser Körper manchmal zum Heere abschickte, war meist ein bloßer Zuschauer, und hatte auf das Heer selbst keinen Einfluß. In dem Mittelalter unter Herrschaft des Feudalismus verhinderte dieser das Aufkommen stehender Heere: erst mußten diese Bande in etwa gelöst werden, ehe sich ein solches Militär-Institut bilden konnte; denn der Vasall brauchte auf den Ruf des Fürsten mit seinen Mannen nur auf eine bestimmte Zeit Kriegsdienste zu leisten; und dann würden auch die Lehnsträger nicht geduldig zugelassen haben, daß der Fürst eine von ihm ganz abhängige Macht, die, stets seinem Willen gerecht, blind seine Befehle vollführe, sich erwerbe: er konnte sie ja leicht zur Unterdrückung der Rechte der Lehnsträger gebrauchen. Die Noth, welche fast zu allen politischen und anderen öffentlichen Einrichtungen die

Veranlassung giebt, gab sie auch hier. Zur Zeit der Kreuzzüge, als ein großer Theil der Vasallen nach dem Orient gezogen war, und so das Land seiner Wehr entblößt hatte, errichtete 1215 der König von Frankreich die Gemeindetruppen (troupes de communes, Communitäten). Diese hatten so weit Aehnlichkeit mit der heutigen Landmiliz in England, daß sie nur in einiger Entfernung von ihrem Standorte zu Kriegsdiensten verpflichtet waren. Sie wurden aus den Bewohnern der Städte und Länder gehoben, und dienten auf Kosten ihrer Heimath. Die Aushebung geschah nicht nach einem Systeme, sondern jede Landschaft stellte nach ihrer Größe eine verhältnißmäßige Mannschaft, eine Stadt nicht über 4—500. Eben so wenig waren sie stets im Dienste, sondern wurden nur zur Zeit der Noth aufgeboten. Durch diese Einrichtung wuchsen die Städte an Macht und Ansehen, und mußten um so mehr Gewicht erhalten, da auf ihnen die vorzüglichste Stütze des Staats beruhte; indem die Ritterschaft ihre besten Kräfte im heiligen Wahne nach dem gelobten Lande getrieben hatte. Philipps und seiner Nachfolger Kriegsmacht war demnach ein Gemisch aus Lehnsmiliz, Gemeindetruppen und fremden Söldnern, die in Compagnien abgetheilt waren. Dieses Chaos litt an mannichfachen Uebeln; nach einer Idee konnten diese rohen Massen nicht geordnet werden, und der Vasallen Stolz und ihr verkehrter Sinn von Unabhängigkeit ließ keine Subordination und Kriegszucht aufkommen. Der Adel und seine Anhänger befehdeten sich wechselseitig und leisteten dem Aufgebote zum Heerbanne wenig Gehorsam; auch die Söldner raubten und plünderten ohne Scheu. Diese Staatsleiden bewogen endlich den König Karl VII. (1423—1461), ein besseres Militär-System und eine strengere Kriegszucht einzuführen. Er berief 1446 die Großen seines Reichs zu einer Berathung, und mit ihrer Mitwirkung gründete er eine zeitgemäßere Militär-Verfassung. Er ernannte 16 Hauptleute (Capitains); diese hoben aus allen vorhandenen Truppen die bravsten Leute aus, und bildeten aus ihnen eben so viele Compagnien, deren jede anfangs, ohne Freiwillige, die später in großer Menge sich einschreiben ließen, aus 600 Mann bestand. Sie erhielten zur Auszeichnung den Namen Compagnies d'ordonnance du Roi, und wurden in die Hauptstädte der Provinzen vertheilt. Ihren Sold zahlten die Bürger und Bauern. Karl ging noch weiter, und errichtete 1448 eine Infanterie aus Scharf-Schützen, die man Francs-Archers nannte. Diese Truppengattungen bildeten den Kern zu einem Heere, was im Laufe der Zeiten zu einer bedeutenden Größe anwuchs. Diese Einrichtung untergrub zunächst die Feudalverfassung, insoweit sie Bezug auf Landesvertheidigung und Kriegsführung hatte; die großen Vasallen der Krone wagten es nicht mehr, gegen ihren Lehnsherrn die Waffen zu ergreifen, und dieser hatte eine Macht in der Hand, um ihre Fehden unter einander, die das Land zerrissen, zu dämpfen. Das Ritterwesen sank allmählig seiner ganzen Auflösung entgegen; die Krone brauchte ihre Vasallen nur unter den dringendsten Fällen aufzubieten, und vermochte sie in ihren Anmaßungen zu zügeln; doch bestand die Lehnsmiliz noch bis ins 18. Jahrh., wo sie erst von den Söldnern ganz verdrängt wurde. Als Frankreich ein stehendes Heer errichtete, dasselbe bald nach seiner Entstehung bedeutend vermehrte, und ein festes System des Kriegsdienstes und der Kriegszucht einführte, wurden die Nachbarstaaten zu Gleichem gezwungen, und in Holland, England, Deutschland entstanden stehende Heere, die mehr oder weniger nach dem französischen Muster gebildet waren. Mehrere Jahrhunderte hindurch bestanden diese Heere aus geworbenen Söldnern, Freiwilligen und aus Landeskindern, die nach Willkühr, und meist nur aus den gemeinsten Klassen ausgehoben wurden; dies konnte dem Militärgeiste und der Kriegszucht nicht sehr günstig seyn; erst in der

neuern Zeit erkannte man die Richtigkeit des Grundsatzes, daß alle waffenfähige Bürger die Pflicht auf sich hätten, ihr Vaterland zu vertheidigen. Eine nothwendige Folge hievon war die Einführung des Conscriptions-Systems, das nach der Bildungsstufe der Bevölkerung und dem Bedürfnisse in den verschiedenen Staaten verschieden modificirt wurde; indem hierdurch Bürger und Krieger gleiche Bedeutung erhielten, wurde der Kriegerstand als ein besonderer Stand wieder aufgehoben. Die großen Vorzüge eines bloß aus Landeskindern bestehenden Heeres sind unverkennbar; die Vaterlandsvertheidigung wird der Liebe und nicht der Käuflichkeit anvertraut; ein freier, edler Geist wirkt und belebt die Schaaren, während ehedem den Söldner nur Eigennutz, Raublust und Hang zu einem zügellosen Leben zu den Fahnen trieb, und Furcht, Strafe oder die Hoffnung, jene Leidenschaften befriedigen zu können, bei denselben erhielt; daher denn auch die schrecklichen Verwüstungen, die jene Horden auf ihren Wegen überall anrichteten. Die Moralität des Heeres hingegen muß nothwendig bei dem neuen Conscriptions-Systeme gewinnen.

Heer-Bann, sowohl ein allgemeines Aufgebot der Unterthanen zur Vertheidigung des Landes, als die Verbindlichkeit, auf ein solches Aufgebot sich bewaffnet einzufinden und in den Krieg zu ziehen. Diese Verbindlichkeit, welche im Mittelalter Vasallen gegen ihre Lehnsherren hatten, wird auch Heerfahrts-Folge genannt. Heer-Geräthe, Heer-Gewette, das zur Ausrüstung eines in den Krieg ziehenden Mannes nöthige Geräthe, so wie die im sächsischen Rechte eingeführte Gewohnheit, alle diejenige Stücke, welche dazu gerechnet werden, bei einem Todesfalle dem ältesten Sohne oder nächsten männlichen Erben im voraus zu geben. Heer-Meister, ein noch bei einigen kriegerischen Ritterorden übliches Wort, wo die Vorgesetzten einer Provinz, welche bei andern Orden Land-Commenthur genannt werden, Heer-Meister heißen, weil sie die Ritter ihrer Provinz anführen; daher Heer-Meisterthum.

Hegesias, ein Philosoph der kyrenaischen Schule, blühte zu Anfange des 3. Jahrhunderts v. Chr., und gründete eine eigne Schule, die von ihm den Namen erhielt. Valerius Maximus erzählt von ihm, daß er eines Tages mit hinreißender Beredsamkeit die Beschwerden des menschlichen Lebens geschildert habe, so daß viele seiner Schüler den Entschluß faßten, sich selbst zu ermorden. Es wurde ihm hierauf verboten, über diesen Gegenstand zu reden. — 2) Hegesias aus Magnesia, Rhetor und Geschichtschreiber, blühte um 484 v. Chr., und führte in Griechenland alle Fehler der asiatischen Beredsamkeit ein. Er schrieb eine Geschichte Alexanders des Großen in schwülstiger Schreibart, wovon Dionysius von Halikarnaß ein Fragment aufbewahrt hat.

Hegira, Hedschra, ein aus dem Arabischen Hidschret, welches eine Flucht heißt, gebildetes Wort, mit welchem die Aere oder Zeitrechnung der Muhamedaner benannt wird. Sie zählen nämlich ihre Jahre von der Flucht Muhameds von Mekka nach Jatred, welche Stadt nachher den Namen Medina bekam, und setzten diese Begebenheit auf den 16. Juli des Jahres 622 nach christlicher Zeitrechnung. Von diesem Anfange ihrer Zeitrechnung zählen sie eine größere Menge von Jahren, als seit demselben nach der unsrigen verflossen sind, weil sie nach Mondjahren rechnen, die nur 354 Tage haben, oder von welchen 33 ungefähr 32 der unsrigen machen; ein Umstand, der nicht übersehen werden darf, wenn man die Jahre der Hedschra mit unserer Zeitrechnung vergleichen will. Wem es bei dieser Vergleichung auf Genauigkeit ankommt, der bediene sich der Tabellen, welche Wahl und Andere geliefert haben.

Heidegger (Johann Jakob), ein merkwürdiger Mann in der Kunst der Vergnügungen. Als Oberaufseher der öffentlichen Belustigungen zu London unter der Regierung Georgs II. übte er fast denselben Einfluß aus, den Petron unter Nero in den apiciussischen und andern verwandten Künsten sich erworben hat. Er war der Sohn eines Geistlichen und wurde zu Zürich 1660 geboren. Eine Liebschaft, die er, schon verheirathet, anspann, soll ihn aus der Heimath vertrieben haben. Er trieb sich als Bedienter, mit Aufwarten in Gasthöfen, in den größten Städten Europas eine Zeitlang herum; kam in seinem 45. Jahre nach London, wo ihm seine Jovialität und Gewandtheit, seine Kenntnisse und sein feiner Geschmack in allen Gegenständen des Lebensgenusses bald eine Menge Freunde erwarben. Selbst die große Welt suchte ihn, in die er unter dem Namen des Schweizergrafen Eintritt fand. Er machte einige treffende Bemerkungen über verschiedene Mängel der damaligen Oper bekannt und manche einsichtsvolle Vorschläge, um die Aufführungen auf dem königlichen Theater zu vervollkommnen; dies brachte ihn in den Ruf eines großen Kunstkenners. Sein Urtheil hatte Gewicht, und einige Anordnungen, Dekorationen und Scenerei betreffend, die nach seiner Angabe ausgeführt wurden, gefielen dem Könige (der ein großer Freund der Oper war) so sehr, daß er ihm die Oberaufsicht über das Opernhaus übertrug. Sein Verschönerungseifer ergriff hierauf die Maskeraden, seine Reformen gefielen, und auch jener Zweig des Bühnenwesens wurde unter seine Leitung gestellt. Endlich wurde er zum Oberaufseher aller öffentlichen Belustigungen erhoben. Er gründete in diesem Amte seinen Kredit so fest und allgemein, daß selbst Privatleute bei ihren Festen ihn zu Rathe zogen. Seine Einnahme belief jährlich auf 5000 Pf. Sterl. Heidegger hatte zwar einen sehr vortheilhaften Körperbau, doch war sein Gesicht so auffallend häßlich und fratzenhaft, daß er mit dem Grafen Chesterfield wetten konnte: es sey kein häßlicheres Gesicht, als seines, in London aufzutreiben; er gewann sie. Er starb 1749 in einem Alter von 90 Jahren.

Heidelberg, eine jetzt zum Neckarkreise des Großherzogthums Baden gehörige Stadt, war bis zum Jahre 1720 der Sitz der Churfürsten und Pfalzgrafen am Rhein. Sie liegt an einem der reizendsten Punkte im herrlichen Neckarthale, am linken Ufer des Flusses, über welchen eine schöne, mit den Statuen des Churfürsten Karl Theodor und der Göttin Minerva geschmückte, und mit sechs Altanen versehene steinerne, auf 9 Bogenpfeilern ruhende, 700 Fuß lange, und 30 Fuß breite, Brücke führt, von welcher man die köstlichste Aussicht genießt. Ihr gegenüber erhebt sich, mit Kloster- und Burg-Ruinen gekrönt, der mit Reben bewachsene Heiligenberg. Sie selbst liegt hart am Fuße des 2000 Fuß hohen Kaiserstuhls, zieht sich am Berge hinauf bis zu der prachtvollen Ruine des ehemaligen churfürstlichen Schlosses, welches 1689 nebst der Stadt von den Franzosen verbrannt und 1764 durch einen Blitzstrahl noch mehr zerstört ward. Die Ueberbleibsel dieses großen und im edelsten Style des Mittelalters erbauten Schlosses sind sehr der Betrachtung werth. Besonders merkwürdig ist der Ruprechtsbau, der Rittersaal und die Kirche. In dem Schlosse sieht man als Pfeiler eines Vorgebäudes vier Säulen von Granit, welche von dem Pallaste Karls des Großen von Ingelheim hieher gekommen seyn sollen. In seinen Kellern befindet sich das berühmte Heidelberger Faß, welches 250 Fuder faßt. Der Schutt ist jetzt aufgeräumt und das Ganze durch geschmackvolle Gartenanlagen verschönert. Heidelberg besteht aus der eigentlichen Stadt, der Vorstadt, und der sich bis zu den Schloßruinen hinaufziehenden Bergstadt. In allem enthält es mit dem Dorfe Schlicherbach 1191 Häuser und 10.200 Einwohner. Die Stadt hat drei katholische, zwei reformirte und eine lutherische Kirche, worunter die reformirte und katholische Hauptkirche zum heiligen Geist, in

gothischem Style erbaut, sehr schön ist. Heidelberg ist der Sitz der ältesten und einer der berühmtesten deutschen Universitäten, die schon 1386 gestiftet wurde. Schnell erhob sie sich zu hohem Ansehen, und ihre Bibliothek und vorzüglich ihre Manuskriptensammlung war die bedeutendste in ganz Deutschland; als aber im dreißigjährigen Kriege 1622 Tilly die Stadt eroberte und plünderte, sank sie wieder, und der ganze Schatz von mehr als 500 griechischen, lateinischen und altdeutschen Handschriften ward weggeführt. Als im Jahre 1802 Heidelberg an das Großherzogthum Baden abgetreten wurde, blühte die Universität aufs Neue wieder auf, und der Großherzog Karl Friedrich ist als ihr neuer Stifter anzusehen. Sie hat einen jährlichen Fond von 66.000 Fl., und ist in 5 Sektionen abgetheilt: in die theologische mit drei ordentlichen Professoren, in die juristische mit fünf, in die medicinische mit vier, in die staatswirthschaftliche mit fünf und in die philosophische mit sieben ordentlichen Professoren. Rektor der Universität ist der Großherzog selbst. Dabei finden sich ein pädagogisches und philologisches Seminarium, ein medicinisch klinisches Institut, ein anatomisches Theater, ein akademisches Hospital, Gebährhaus, zwei botanische Gärten und ein Garten für landwirthschaftliche und forstbotanische Vorlesungen. Außerdem besitzt die Universität eine Bibliothek von 60.000 Bänden mit wichtigen Handschriften, ein physikalisches, anatomisches und naturhistorisches Kabinet. Ferner findet man in Heidelberg ein Gymnasium, ein männliches und zwei weibliche Erziehungsinstitute, drei Spitäler; Krapp-, Baumwollen-, Wachs- und Lederfabriken. Die Einwohner treiben einigen Handel und Schifffahrt. Von Heidelberg geht die von den Römern angelegte sieben Meilen lange, schöne Bergstraße, am westlichen Abhange des Odenwaldes, nach Darmstadt.

Heidelberger Bibliothek. Nach der Einnahme und Plünderung der Stadt durch das Heer des Generals Tilly im Jahre 1622, wurde diese Bibliothek von dem Herzoge Maximilian von Baiern als Kriegsbeute angesehen und dem Papste Georg XV. geschenkt. Der berühmte Leo Allatius holte sie nach Rom ab, wo sie unter dem Namen Bibliotheca Palatina eine besondere Abtheilung der vatikanischen Bibliothek bildete. Acht und dreißig von den Handschriften derselben wurden im Jahre 1795 unter den 500 Handschriften, welche nach einem Artikel des Friedens von Tolentino die päpstliche Regierung an die französische Republik abgetreten hatte, nach Paris in die Nationalbibliothek versetzt. Endlich folgte im Jahre 1815, mit päpstlicher Einwilligung, in Paris die Rückgabe jener 38 Handschriften an die Universität Heidelberg. Auch die übrigen altdeutschen Handschriften, zusammen 842 Bände, welche sich bisher noch in Rom befanden, hat die Universität Heidelberg, auf Verwenden des preuß. und östr. Hofes, im Jahre 1820 vom Papste Pius VII. zurückerhalten; überdies noch vier lateinische, die Geschichte der Universität Heidelberg betreffende Manuskripte, und den berühmten Codex Palatinus von des Mönchs Otfried poetischer Umschreibung der vier Evangelien. Vergleiche Deutsche Bibliotheken.

Heiden. Alle, welche nicht den einzigen, wahren Gott anbeten, nennt die Bibel und der Sprachgebrauch Heiden: in den frühern Jahrhunderten wurden noch die Mahomedaner mit diesem Namen belegt; indem nur die Bekenner des Christenthums und Judenthums zu den Gläubigen gezählt wurden: nachdem man aber den Islamismus besser hat kennen gelernt, hat man die Mahomedaner aus der Rubrik der Heiden gestrichen. Ursprünglich wurden die Götzendiener mit diesem Namen bezeichnet; doch erhielt derselbe im Munde des Volkes bald eine weitläufige Bedeutung, indem die Schilderung eines

Gottlosen, Lasterhaften, der weder menschlich noch göttliche Gesetze ehrte, mit dem einen Worte, heidnisch, entworfen wurde. Der Ursprung des Ausdrucks, Heide, soll historisch seyn. Paganus ist die lateinische Benennung des Heiden; eigentlich heißt es aber Landmann, Bauer. Der Grund, warum Bauer Paganus, zur Bezeichnung eines Nicht-Gläubigen wurde, lag in der Art der Verbreitung der christlichen Religion. Es war natürlich, daß die ersten Lehrer derselben die Städte zu ihrem Bekehrungsgeschäfte vorzüglich sich ausersahen, und die Landbewohner wenig oder gar nicht besuchten, weil dort keine zahlreichen Versammlungen zu Stande gebracht werden konnten: dies, und wahrscheinlich auch die geringe Geistesbildung, welche die reinere metaphysischere Christusreligion zu ihrem Verständnisse in einem höhern Grade forderte, und zugleich die Neigung des Landmannes, fest an dem Glauben seiner Väter zu halten, waren die Ursachen, daß der Landbewohner noch lange Zeit hindurch im Heidenthume befangen blieb, während die Städter schon in Menge die neue Lehre angenommen hatten. Diesen galt daher ein Landmann, Paganus, eben so viel als Ungläubiger, und um den Letztern zu benennen, gebrauchten sie den Namen des Erstern. Der deutsche Ausdruck, Heide, hat wahrscheinlich einen gleichen Ursprung. Unter Karl dem Großen, dem gewaltigen Bekehrer der Deutschen, wurden die Götzendiener unbarmherzig verfolgt; seine Gesetze gegen dieselben waren mit Blut geschrieben: wer den Zehnten an die Geistlichen nicht entrichtete, die Fasten nicht hielt, seine Kinder nicht taufen ließ, den Götzen opferte ꝛc. wurde mit dem Tode bestraft. Dieser Verfolgungseifer zwang die Ungläubigen, die sich entweder nicht bekehren wollten, oder sich nur zum Schein bekehrt hatten, ihre religiöse Verrichtungen in den verborgensten Winkeln, in finstern Wäldern und auf wüsten Heiden zu begehen. Hierdurch erhielten sie den Namen Heiden, wie ehemals eine verfolgte Menschenklasse in dem schottischen Hochlande Mystics, Kinder des Nebels, hießen, weil sie ihr Leben nur auf Bergen und in Klüften in Sicherheit bringen konnten. Nach einem Dogma der Christkatholischen können die Heiden nicht der Seligkeit theilhaftig werden; und der heilige Augustinus gesteht ihnen sogar keine Tugenden, die er für glänzende Laster erklärt, zu. Die Anzahl der Heiden ist in unsern Tagen noch sehr groß: sie nehmen das östliche Asien ein, China, Tibet, Japan, die Tartarei und Bucharei; ganz Afrika, einige Küstenländer ausgenommen, und die großen Reiche Indiens. Fast alle Wilden und Nomaden in Amerika und auf den Inseln des Südmeers bekennen sich zum Götzendienste.

Heilbronn, die Hauptstadt der würtemb. Landvogtei Unterneckar, auf dem rechten Ufer des Neckars, über welchen hier eine bedeckte Brücke führt, in einer äußerst schönen Gegend und am Anfange des herrlichen Neckarthales, zählt über 6500 Einwohner. Merkwürdig sind: die alte lutherische Hauptkirche, in gothischem Geschmack erbaut, mit einem hohen Thurme; der alte Thurm, in dem Götz von Berlichingen gefangen saß. Man findet hier ein Gymnasium, ein ansehnliches Rathhaus, ein Spital, ein Waisenhaus, Bibliothek, und eine außerordentlich ergiebige Brunnenquelle, von der die Stadt den Namen hat; Hut- und Glasfabriken und viel Weinbau. Die Einwohner treiben einen wichtigen Transito- und Speditionshandel, wie auch einen Handel mit Holz und Steinkohlen und mit Gyps, wovon jährlich 100.000 Ctr. ausgeführt werden. Heilbronn war einst eine durch Handel reiche und mächtige freie Reichsstadt. Bei der Stadt ist der Wartberg mit schönen Anlagen, von wo man eine schöne Aussicht hat. Wäre die Stadt eine Festung, so würden dadurch die Straßen vom Rheine und Main her vertheidigt, und gegen den daher kommenden Feind Diversionen unternommen werden können.

Heilig. Unter dem Begriffe heilig versteht man, was eine größere Ehrfurcht erweckt, und zur Bewundrung und Anbetung hinreißt. Alles, was göttlich ist oder im Menschlichen sich der göttlichen Natur nähert; was Segen und Glück bringt, den Sterblichen Schutz angedeihen läßt, oder ihn über das Gemeine erhebt; Alles, was ihn in nähere Berührung mit Gott bringt, und ihm eine höhere Würde, ein Gefühl seiner schöneren, ewigen Bestimmung erregt, ist und nennt man heilig. Daher auch die Tugenden, und selbst die Gedanken und Empfindungen, die uns heiligen, d. h. die uns dem irdischen und dem gemeinen Leben entheben, und zu der unsichtbaren Welt in Ahnen und Hoffen herübertragen, heilig sind. Die Religion, weil sie ein Inbegriff solcher Gedanken und Empfindungen ist, ward daher auch von jeher für heilig erachtet: doch nicht allein ihre Lehren, sondern Alles, was in ihren Kreis gehört, ihre Symbole, die Oerter, wo Gott verehrt wird, oder die zu andern religiösen Handlungen bestimmt sind, die Geräthschaften ꝛc. nehmen Theil an der Heiligkeit ihres Zweckes. Dieser Begriff der Heiligkeit ging auch auf die Diener der Religion über, welche bei allen Völkern für heilig und unverletzlich erklärt waren und sind. Ebenso erblickten die Unterthanen in ihren Regenten etwas Göttliches und somit Heiliges; ja in vielen Staaten waren manche Magistrats-Personen für heilig (Sacro-Sanct) durch die Gesetze erklärt; darum heißen auch im Orient die Könige die Gesalbten des Herrn. Die Volkstribunen waren zur Zeit der römischen Republik Sacro-Sanct, und auch die Cäsaren waren, da sie ein immerwährendes Tribunat an sich rissen, heilig und unverletzlich: überhaupt ist der Begriff der Unverletzlichkeit stets mit dem der Heiligkeit verknüpft gewesen: dem Heiligen darf sich ohne ein Verbrechen keine verletzende Hand nahen. Das Gefühl der Achtung vor dem Heiligen ist tief in die menschliche Natur gegründet: seinen ersten Ursprung verdankt es der Sinnlichkeit; eine Furcht- oder Staunenerregende, eine Schaudererweckende, oder die Seele erhebende Naturerscheinung flößt dem Naturmenschen Ehrfurcht ein, und bringt sich als heilig auf, in deren Nähe er nur anbetend verweilen kann: so wurden und werden noch große gewaltige Naturphänomene, unerklärliche und seltene Begebenheiten ꝛc. von den Wilden für heilig gehalten: so flößte das Dunkel der Wälder dem alten Deutschen jenen unbestimmten, heiligen Schauer ein, der ihn die Nähe eines höhern und unsichtbaren Wesens ahnen ließ. Der große Wasserfall des Missisippi hat auf die Wilden Amerika's dieselbe Wirkung und sie beten ihn an, zwar als den Aufenthalt eines höhern Geistes, aber immer ist er ihnen doch eine heilige Stätte; gewaltige Ströme und hohe Berge, die Sonne, der Mond, das Himmelsgewölbe mit seiner Sternensaat wirkten in gleicher Art auf die Gemüther der ungebildeten Nationen, und deßwegen wurden diese Weltkörper auch in so verschiedenen Ländern zu göttlichen und heiligen Wesen erhoben. Der so oft vorkommende Ausdruck im Homer, die heilige Meeresfluth, ist nicht so sehr poetisch als psychologisch wahr: die Empfindung, jener unnennbare, heilige Schauer, von dem sich der Mensch bei seinem Anblick durchdrungen fühlte, trug er auf den Gegenstand selbst über; so wie denn die meisten Heiligthümer ihre Heiligkeit mehr dem innern, den Menschen selbst heiligenden, Gefühle verdankten, als ihrem eigenen Werthe.

Heilige, nach dem Lehrbegriffe des Katholizismus, sind jene Frommen, welche nach ihrem Tode, entweder gleich, oder erst durch das Fegefeuer (s. d. Art.) gereinigt, zum Anschauen Gottes gelangen, einer ewigen Belohnung für ihre hienieden ausgeübten Tugenden genießen, und die, als Glieder der siegenden Kirche, mit ihren Brüdern in der streitenden Kirche noch immer in wirksamer Verbindung stehen: denn Ein Band der Liebe vereint beide Welten. Insbesondere aber nennt man Heilige jene Seligen, welche die Kirche als solche zur Verehrung aufgestellt hat. Wir finden in

der heil. Schrift verschiedene Spuren, daß die Seligen noch um Begebenheiten dieser Welt wissen; Paulus (Tim. II. 12) und Johannes (Apokal.) stellen sie uns als Mitregenten Jesu vor. Dieses führt zu der Lehre von der Verehrung der Heiligen und deren Anrufung, welche schon im 3. Jahrh. üblich war, da die Märtyrer des christlichen Glaubens, die unter den Verfolgungen Hab und Gut, Freiheit und Leben, um ihrem Bekenntnissen treu zu bleiben, heldenmüthig hingaben, von der Kirche gleich als Heilige anerkannt, und in den Canon der Messe aufgenommen wurden. Das unter dem großen Papste Leo I. 444 wider die Manichäer, wider Vigilantius ꝛc. gehaltene Concilium sprach sich über die Heiligenverehrung, als über einen, immer in der Kirche gelehrten Glaubensartikel aus. Der Gedanke an eine Verbindung mit den seligen Himmelsbürgern ist höchst tröstlich; er hilft bei Schwachen den großen Abstand zwischen dem Allerheiligsten und dem sündigen Betenden ausfüllen; er heftet uns immer an das Uebersinnliche Gottes, erinnert uns an die Unsterblichkeit, an die Belohnung des Tugendhaften, und weist auf ihre Nachahmung hin. Die katholische Kirche hat ihre Ansicht von der Verehrung der Heiligen — jedoch nicht als Glaubens-, sondern nur als Disciplinar-Vorschrift — in folgendem Dekret der 25. Sitzung des Trientiner Conciliums ausgesprochen: „Die heilige Synode befiehlt allen Bischöfen und denen, welche das Lehramt verwalten, daß sie dem Gebrauche der katholischen und apostolischen Kirche gemäß, der in den ersten Zeiten des Christenthums angenommen wurde, und nach der Uebereinstimmung der heil. Väter und den Beschlüssen der Concilien, die Gläubigen vorzüglich über die Vermittlung und Anrufung der Heiligen, über die Verehrung der Reliquien und den gesetzmäßigen Gebrauch der Bilder, fleißig unterrichten; sie belehrend, daß die Heiligen gemeinschaftlich mit Christus herrschen, ihre Gebete Gott für die Menschen weihen, und daß es gut und nützlich, nicht nothwendig sey, sie bittend anzurufen; zu ihrer Fürbitte und Hülfe seine Zuflucht zu nehmen, um von Gott durch seinen Sohn Jesum Christum, welcher allein unser Erlöser und Seligmacher ist, Wohlthaten zu erhalten; daß die hingegen, welche läugnen, daß die Heiligen, welche einer ewigen Seligkeit im Himmel sich erfreuen, anzuflehen seyen; oder die behaupten, daß sie für die Menschen nicht bitten, und die Anrufung derselben, um für uns einzelne ihre Fürbitte zu erhalten, Abgötterei sey, oder daß es mit dem Worte Gottes streite, und nicht zu vereinen sey mit der Würde Christus, des einzigen Vermittlers zwischen Gott und den Menschen; oder daß es lächerlich sey, mit dem Munde oder im Geiste die im Himmel Herrschenden anzuflehen, nicht gottselig denken. Sie sollen lehren, daß es den Gläubigen erlaubt sey, die heil. Körper der heil. Märtyrer und anderer mit Christus Lebenden, die lebendigen Glieder Christus und Tempel des heil. Geistes waren, und von ihm (Christus) zum ewigen Leben erweckt und verherrlicht worden, zu verehren, da durch sie viele Wohlthaten von Gott den Menschen ertheilt werden: und daß die, welche behaupten, es gebühre den Ueberresten der Heiligen keine Verehrung und Achtung, oder daß sie und andere heil. Denkmäler nutzlos von den Gläubigen verehrt werden, und man das Andenken der Heiligen zur Erlangung ihrer Hülfe vergebens verehre, durchaus verworfen werden müßten, wie schon früher die Kirche sie verdammte, und sie auch jetzt verdammt. Ferner, daß die Bilder Christus, der jungfräulichen Gottesgebährerin und anderer Heiligen vorzugsweise in den Kirchen zu halten und zu bewahren, und ihnen die schuldige Achtung und Verehrung zu leisten sey; nicht weil man glaube, in ihnen eine Göttlichkeit oder Kraft, deretwegen man sie ehren müßte, zu finden, oder man von ihnen etwas erbitten könnte, oder man zu diesen Bildern Zutrauen fassen müßte, wie es ehemals von den Heiden geschah, die in ihre Götzenbilder ihre Hoffnung setzten; sondern weil die Ehre, welche man ihnen erweist, auf

die Urbilder, die sie darstellen, sich bezieht; so daß wir durch die Bilder, welche wir küssen, und vor denen wir unser Haupt entblößen und niederfallen, Christus anbeten, und die Heiligen, deren Aehnlichkeit sie an sich tragen, verehren: welche Lehre durch die Beschlüsse der Concilien, und besonders du die 2te Synode von Nicäa gegen die Bilderstürmer ist festgesetzt worden." Die Verehrung der Heiligen ist also nicht als nothwendig erkannt, sondern der Erbauung eines Jeden überlassen. Die Kirche hat nur dafür zu sorgen, daß der Glaube an den Mittler nicht Schaden leide, daß die Verehrung nicht in Anbetung übergehe. Es kann aber das Zuweitgehen einzelner Katholiken der Kirche nicht zum Vorwurfe gereichen; wie leicht hegt das gemeine Volk nicht grobe und abergläubische Begriffe in allerlei Lehren, wovon man auch Beispiele in andern Confessionen findet. Ist mancher Bischof, mancher Pfarrer nicht aufmerksam, nicht thätig genug, plumpe irrige Begriffe des Volks klug und bescheiden aufzuklären, Andachtsbücher, worin übertriebene Lobeserhebungen der Heiligen enthalten sind, abergläubige Wallfahrten und dgl. Mißbräuche abzuschaffen — gesetzt daß es ohne Gefahr ärgerer Uebel geschehen könnte — so fehlen sie: nie aber sind sie sammt dem schlecht unterrichteten Volk — die Kirche. Leibnitz in seinem Systema theologiae hat die katholische Ansicht der Heiligen-Verehrung vertheidigt, und insbesondere gegen den, den Katholiken häufig gemachten Vorwurf, daß sie durch ihre Heiligen den Himmel mit Göttern, an der Stelle der gestürzten Götter des Heidenthums, bevölkert haben. „Die Christen," sagt dieser philosophische Protestant, „die jenem höchsten, ewigen und unendlich vollkommnen Wesen göttliche Ehre erweisen, machen sich, so viel sie auch andern Dingen von endlicher Vollkommenheit, ohne die Gott allein gebührende Ehre zu verletzen, zugestehn, keiner Abgötterei schuldig, indem sie bekennen, daß selbst jene Vollkommenheiten aus der Quelle der göttlichen Güte ihnen unverdient zufließen." Durch die Heiligen erhielt das Christenthum eine reiche zum christlichen Heldenmuth wie zum Dulden einladende Geschichte; hier sehen wir sie zunächst als erhabene Muster für Leben und Handeln, als Trost und Erweckung für die unter der Gemeinheit des Lebens erschlaffende und sinkende Kraft. Vergl. die Art. Beatifikation, Bilderstürmer, Canonisation, Legenden, Märtyrer, Reliquien, Wallfahrten.

Heilige Allianz, ein Bund der meisten christlichen Fürsten Europa's im Geiste des wahren Christenthums abgefaßt. Eifersucht, Vergrößerungssucht, Leidenschaften, Intriguen; kurz das ganze verwirrte Gewebe und die Schlangenwindungen der alten Politik sollten aus dem Kreise der Fürsten und ihren Kabinetten weichen, und ihre Stelle ein christlicher Sinn einnehmen. Die Herrscher verbanden sich, nach den Grundsätzen der Liebe, der Gerechtigkeit und des Friedens ihre Völker im Innern zu regieren, und den Staatsverkehr nach Außen zu leiten. Ein Verein gekrönter Freunde, von dem Bande eines schönen Zutrauens umschlungen, wollte für das Glück der Nationen wachen, und alles Feindselige, was sich ruhestörend nahen könnte, mit gemeinschaftlichen Kräften am Boden, und vor Allem den schwärmenden Aufruhrgeist, der seit Jahren die Saaten eines friedlichen Glückes zertrat und die Völker gegen einander auf Schlachtfelder trieb, in seiner Höhle verschlossen halten. Fest und feierlich erklärten die Souveräne ihren Willen, daß das Wohl der Völker ihr höchster und heiligster Zweck sey, und sie sich nie von dieser Richtschnur in ihrem Handeln entfernen würden. Wenn irgend etwas in unserer bewegten Zeit, in welcher Staaten-Erschütterung auf Erschütterung gefolgt, das Heiligste mit dem Höchsten gefallen war; in der aus dem Schooße einer beispiellosen politischen Gährung und Umwälzung, Meinungen und Ansichten sich mit der Gewalt eines Sturmes ergossen und

verbreitet hatten, die durch ihre Neuheit reizten, durch die furchtbare Energie, mit der sie ihre Bekenner lehrten und in Ausführung brachten, blendeten, hinter glänzenden Sophismen ihre Blößen versteckten, und in der Verwirrung der alten Begriffe ihr Heil suchten und fanden; in der die alten Verfassungs-Gebäude, in welchen Völker so viele Jahrhunderte hindurch wohnten, öffentlich niedergerissen worden, oder der Boden durch geheime Machinationen ausgehöhlt, und sie so dem Falle nahe gebracht hatten; in der man mit Staatseinrichtungen, wie mit einem physikallschen Erkenntnißversuche gespielt, und aus den Trümmern jener gothischen Burgen leichtfertig die politischen Häuschen erbaut hatte, welche in kurzer Zeit der Fuß einer entgegengesetzten Meinung umstieß, oder nach einigen Jahren von selbst aus ihren Fugen wichen und in Ruinen vergingen; in der die schrecklichsten Leidenschaften der Menschen, Habsucht, Egoismus, Mord, Rache und Haß, ohne Maske gegangen waren, und aus dem Heiligthume der Menschheit das Ehrwürdigste der Ideen und Gefühle gestohlen und dasselbe, wie die Inquisition das der Religion, ihren Opfern zum Schaffotte vorgetragen hatte; in der endlich eine eiserne Faust das Schwert gezogen, die Rechte aller Völker oft mit Einem Hiebe durchschnitten, die Ehrsucht nichts Hohes neben sich gelitten, und ein despotisch-mächtiger Wille keine andere Selbstständigkeit und Freiheit, als seine, hatte anerkennen wollen: in und nach einer solchen bewegten Zeit war nichts mehr geeignet, die empörten Elemente in der Geisterwelt und der Politik zu beruhigen, den politischen Fanatismus zu beschwören, den aus ihrer Lage gewaltsam verrückten Nationen feste Gestalt und Bestand zu geben, die Chimären, welche so viele Keime zu neuen Gährungen enthielten, mit lichten und wahren Begriffen und richtigen Ansichten der Verhältnisse zu vertauschen, die Herzen der Völker vertrauungsvoll ihren Fürsten zuzuwenden, und auf den blutigen Feldern Europa's Pflanzungen des Friedens gedeihen zu machen, als ein solcher Bund der Herrscher, eine heilige Allianz, in diesem menschlichen Geiste entworfen und eben so menschlich, fest und weise durchgeführt. Die Idee zu einem solchen Vereine wurde zuerst vom Kaiser Alexander I. aufgefaßt; 1815 den 22. Sept. wurde die Bundesakte von ihm, dem Kaiser Franz I. und dem Könige von Preußen, Friedrich Wilhelm III., unterschrieben; worauf sie zuerst 1816 durch den Kaiser Alexander und bald darauf von den beiden andern Monarchen besonders bekannt gemacht wurde. Auf die eigenhändige Einladung des Kaisers Alexander, welcher der Kaiser Franz und der König von Preußen jeder einzeln folgte, sind die meisten christlichen Mächte, die Fürsten und freien Städte des deutschen Bundes, die Tagsatzung der Schweiz dem Bunde beigetreten; doch vom Papste, dem Könige Ludwig XVIII. und dem Prinzen-Regenten wurde er nicht förmlich angenommen. Beide Letztere schlossen sich zwar durch eine eigenhändige Erklärung dem Vereine an, jedoch ohne Beistimmung der Kammern und des Parlaments ihres Reiches. Einer solchen Legatisation bedurfte die Akte auch nicht, da sie nichts enthielt, als persönliche Willens-Aeußerungen der Souveräne, und Maximen, die ihr Verfahren leiten sollten. Aus dieser Ursache darf man diese Bundesakte für keinen förmlichen Staatsvertrag betrachten. Sie stellt keine wechselseitigen Verpflichtungen und Verbindlichkeiten auf, und bestimmt ausdrücklich keine Art von Leistungen. Ihr Zweck war Errichtung eines Freundschaftsbündnisses unter den Monarchen, das Bekenntniß ihrer Grundsätze in der Verwaltung ihrer Staaten und seiner äußeren Verhältnisse der Welt offen vor Augen zu legen; zugleich versprachen sie, diese Maxime aufrecht zu erhalten, und bei ihrer Handhabung gegenseitig sich Hülfe und Beistand zu leisten. Deßwegen enthält auch der Satz, daß die Unterthanen aller christlichen Fürsten einander in allen Fällen Hülfe und Beistand leisten sollen, keinen Staatsvertrag, indem unter einer publicistisch-stipulirten Form eine

solche Obliegenheit festgestellt werde; sondern sein Sinn ist, daß der Grundsatz der christlichen Moral, ein Mensch sey sittlich verpflichtet, dem andern in Nöthen beizuspringen, auch auf die Staaten ausgedehnt werden soll, in so weit treten ebenfalls bei ihnen, wie bei den Einzelnen, die Berücksichtigung der Bedingungen ein, unter den der Grundsatz in Anwendung kommen darf, und der Eine verpflichtet ist, Hülfe zu leisten, und der bedrängte Andere, sie zu fordern. Ferner gelobt sich der Bund die Anerkennung eines Status quo des Besitzes der jetzigen Regierungen, und der Integrität ihrer Gebiete, die friedliche Auseinandersetzung ihrer Uneinigkeiten und die Durchführung alles dessen, was sie für gerecht und weise halten, wodurch die Akte, im Gegensatze der alten Politik, die, weil sie Erbstück von Griechen und Römern war, man auch die heidnische nennen könnte, zu einem christlich-politischen Normativ für alle Regierungen wurde. Auch hat keine bisher wider die andere das Schwert ergriffen, und nur Insurrektionen und erpreßte Verfassungen unterdrückt; folglich ihre Legitimität nach den ausgesprochenen Grundsätzen bewährt. Vielleicht wären, ohne Großbritanniens und Nordamerika's Weigerung, die Grundsätze der Heiligkeit des Besitzstandes der einzelnen europäischen Mächte auch auf die Colonien derselben ausgedehnt worden. Damit die heilige Allianz in gegebenen Fällen in Wirksamkeit trete, bedarf es jedesmal besondere Staatsverträge, wie es bei den Empörungen in Neapel, Sardinien, Spanien und Portugal geschah.

Heiliges Grab, s. Jerusalem.

Heiligthümer. Es gab und giebt kein Volk, das nicht gewisse Gegenstände der Verehrung besitzen sollte, mit den es vorzugsweise den Begriff der Heiligkeit verbindet, und besonders wurden sie in den Zeiten des Alterthums häufig als Palladien verehrt, auf den das Glück oder Unglück der Nation beruhte: ein jedes Volk, eine jede Stadt hatte ein Palladium, Schutzheiligthum, aufzuweisen. Die Bundesarche der Israeliten, die Ancillen, vom Himmel gefallene Schilder, zu Rom, das Bildniß der Minerva zu Athen, die Statue der Glücksgöttin zu Antium, waren solche Palladien; und bekannt ist es, daß Troja nicht eher erobert werden konnte, als bis die Schutzgöttin der Stadt, Juno, aus den Mauern entfernt wurde; deßwegen stahl Ulysses das Bildniß. Selbst jede Familie hatte ihre Schutzheiligthümer, ihre Hauspalladien, die sogenannten Laren, die zum Wohle des Hauses wachten und Unheil abwendeten. Dieser Glaube war so allgemein verbreitet, daß die dramatischen Dichter es wagen durften, diese Laren ohne Anstoß auf die Bühne zu bringen: so erscheint der Lar eines Hauses in einem Lustspiele des Plautus, und spricht den Prolog. Durch das Christenthum verloren zwar die Heiligthümer der heidnischen Religion ihr Ansehn, doch der Glaube an solche überhaupt blieb, und erhielt nur eine andere Richtung und Gestalt; an die Stelle der Palladien und Larenbilder traten die Reliquien und Heiligenbilder. Vergl. d. Art. Bilderstürmer, Heilige und Reliquien.

Heilkunst, s. Arzneikunde.

Heilmethode, oder Kurmethode, heißt die Weise, nach einem Plane, den sich der Arzt aus der Erkenntniß der Krankheit, aus der Würdigung der Verhältnisse des Kranken, und aus den Wirkungen der Arzneimittel, zur Heilung entwirft. Eine solche Kurmethode muß sich der Arzt bei jedem einzelnen Falle vorzeichnen, wornach er sein Handeln einrichtet, wenn er Anspruch auf den Namen eines rationellen Arztes machen will. Die allgemeine Therapie giebt mehrere Arten von Kurmethoden an, als: allgemeine und specielle; jene faßt ganze Klassen von Krankheiten ins Auge, und stellt diesem gemäß zur Hebung derselben generelle Indikationen; diese bezieht sich auf die Unterarten, und fügt zu den generellen Indikationen noch die hinzu, welche

die Heilung der einzelnen Arten erfordert. Z. B. die ſtheniſirende und aſtheniſirende Kurmethode ſind allgemein (jene gebietet Hebung und Bethätigung der unter der Norm herabgeſunkenen Vitalkraft; dieſe hingegen ſucht durch Schwächung oder durch die Lebensthätigkeit beſchränkende Mittel, die über die Norm hinausſchweifende Reaktionskraft zu deprimiren), wenn ſie ſich auf Krankheitsgattungen, als: auf Fieber, Entzündungen ꝛc. beziehen; ſie werden aber zu ſpeciellen Kurmethoden, wenn ſie auf Arten der Leiden, als auf Scharlach, Pocken, Nervenfieber ꝛc. eingerichtet werden. Die ältern Aerzte haben eine große Anzahl ähnlicher Kurmethoden aufgeſtellt, als: die Methodus deprimendi, evacuandi, sedandi, attenuandi, excitandi; die diuretiſche, die ſchweißtreibende ꝛc., und haben hierdurch keinen geringen Schaden angeſtiftet, indem ſie die Krankheiten nach einer ſolchen Methode behandelten, ohne Rückſicht auf die Individualität des Kranken zu nehmen. Ueberhaupt verlangt jedes Individuum ſeine beſondere Kurmethode, weil durch die Perſönlichkeit, durch die Verhältniſſe, worin der Kranke lebt, durch anderweitige Leiden, die ſich mit der Krankheit compliciren, die Krankheit einen abweichenden Charakter annimmt; überhaupt erſcheint in der Erfahrung nie ein Leiden ſo rein, als ſein Bild in den noſologiſchen Syſtemen entworfen wird. Der Arzt wird erſt zum wahren Künſtler, wenn er für jeden individuellen Fall eine genau paſſende Kurmethode zu erfinden im Stande iſt. Die Heilmethoden haben bisher mit den Syſtemen, die in der Philoſophie herrſchend wurden, gewechſelt, und ſelbſt in der ſpätern Zeit hat der Myſticismus und Frömmelei einen großen Einfluß auf dieſelben ausgeübt, ſo daß man ſogar nach dem Profeſſor Windiſchmann durch Gebet und religiöſe Geſinnungen die Krankheiten behandeln ſoll. Kein Arzt darf nach ihm ohne Bibel ein Heilkünſtler ſeyn wollen. (Siehe: Ueber Etwas, was der Medicin Noth thut.)

Heilmittellehre, ſ. Arzneikunde.

Heimfallsrecht, ſ. Aubaine (Droit d').

Heimweh (Nostalgia). Es iſt anfangs mehr eine Geiſtes- als Körperkrankheit; doch bei längerer Dauer greift ſie auch dieſen an und kann endlich ſo heftig werden, daß ſie die Geſundheit untergräbt und den Kranken dem Tode zuführt. Sie entſpringt aus einer unwiderſtehlichen Sehnſucht nach dem Vaterlande und den Angehörigen. Merkwürdig iſt, daß die Bewohner der rauheſten Länder, die wenig Angenehmes ihnen zu bieten haben, und wo ſie nur unter mühevoller Arbeit ihren Lebensunterhalt gewinnen können, am eheſten das Heimweh bekommen, wenn ſie längere Zeit von ihrer Heimath entfernt ſind; vorzugsweiſe ſind die Bewohner der Gebirge vor den der Ebne zu dieſer Krankheit geneigt. Der arme Schweizer und Schotte fühlen in der Fremde einen heftigen Zug zum Vaterlande, während der Italiener, Franzoſe und Deutſche viel leiſer von der Erinnerung des Vaterlandes berührt wird. Ueberhaupt ſcheinen die Ungebildeten häufiger und ſtärker dem Heimweh unterworfen zu ſeyn, als der Gebildete: ſo ſehr entkräft und ſchwächt die Vermehrung der Ideen und Erweiterung des Geiſtes die Gefühle des Herzens. Der rohe Samojede und Kamtſchadale hat eine Sehnſucht zum Vaterlande, der ein Gebildeter nicht fähig iſt. Die erſten Spuren der Krankheit zeigen ſich im Gemüthe; der Kranke iſt mismuthig, niedergeſchlagen, traurig; ſein Geiſt beſchäftigt allein mit dem Andenken an die Heimath und ſeine Verwandten, und verſchließt ſich jedem Eindruck der Freude oder gegen eine andere, hievon ab enkende Vorſtellung; er hat nur eine Empfindung, der Wunſch nach Hauſe. Der Appetit ſchwindet, die Verdauung leidet, das Geſicht wird blas, das Auge trübe, die Miene leidend. So entwickelt ſich allmählig eine wirkliche Melancholie. Der Kranke weint, ſeufzt, der Athem wird bang und ſchwer, der Schlaf unruhig, aufreizende Träume quälen ihn, der Puls iſt unregelmäßig, der

Kranke leidet oft an Herzpochen, und die Verzweiflung liegt in jedem Zuge des Gesichts. Hiezu gesellen sich oft Krämpfe. Bisweilen endet ein plötzlicher Nervenschlag das Leben, oder, was gewöhnlich ist, der Kranke verfällt in eine Abzehrung und ein hektisch-nervöses Fieber bringt ihn endlich ins Grab. Eine Heilung ist schwer, wenn der Leidende nicht nach der Heimath zurückkehrt; ärztliche Hülfe vermag wenig, am meisten noch Zuspruch, die Erwartung der Hoffnung, daß er sein Vaterland bald wieder sehen werde; welche Aussicht schon manchen Nostalgisten allein geheilt hat; eine sanfte, freundliche Behandlung und Zerstreuung, wenn der Kranke für sie empfänglich gemacht werden kann. Selten erreicht das Heimweh eine solche Höhe; doch ist es immer eine gefährliche Krankheit, und macht andere Leiden, zu den es sich sehr gern zugesellt, da Krankheit bei einem vom Hause Entfernten leicht den Wunsch nach den Seinigen und ihrer Hülfe anregen kann, für die Arzneikunst unheilbar.

Hein (Peter Petersen), holländ. Admiral, geb. zu Delftscharen 1557 von niederer Geburt, schwang sich von der untersten Stufe des Seedienstes bis zur höchsten Würde empor. Er war lange Vice-Admiral auf der ostindischen Flotte, und schlug 1627 die spanische an der Küste von Brasilien. Im folgenden Jahre bemächtigte er sich der spanischen Silberflotte und erbeutete bloß an edeln Metallen 12 Millionen an Werth, die Waaren ungerechnet. Um diese That zu belohnen, ernannten ihn die Generalstaaten zum Großadmiral (1629). Er blieb jedoch kurze Zeit darauf in einem Treffen gegen einige Dünkirchener Schiffe.

Heineccius (Joh. Gottl.), ein berühmter humanistischer Rechtslehrer, geb. zu Eisenberg im Altenburgischen, studirte anfangs zu Goslar unter Anleitung seines ältern Bruders Theologie, ging dann, um sich in dieser Wissenschaft zu vervollkommnen, 1700 nach Leipzig. Nach einiger Zeit wurde er Hofmeister in Halle, wo er mit seinem Eleven die juristischen Hörsäle besuchte, und wurde daselbst 1713 Professor der Philosophie. 1721 erhielt er eine juristische Lehrstelle mit dem Charakter eines Hofraths; von dort folgte er dem Rufe als Lehrer der Rechte nach Franecker, und erhielt 1727 die Professur der Pandekten und Philosophie zu Frankfurt a/O. Er brachte dort die Akademie in Aufnahme und gefiel sich in dieser Lage wohl; allein nach dem Willen des Königs mußte er 1773 nach Halle zurückkehren, wo er als Geheimrath und Professor der Rechte und Philosophie 1741 starb. Heineccius verdankte seinen Ruhm einer tiefen Kenntniß aller Theile der Rechtswissenschaft, vorzüglich aber der römischen und deutschen Rechte, verbunden mit einer seltenen Kenntniß der alten Sprachen und der Alterthümer und Geschichte der Völker. Seine juristischen Schriften zeichnen sich durch gute Latinität, logische Ordnung, so wie durch historische Entwickelung der Rechtssätze aus. Seine Compendien haben den Fehler, daß sie in der Darstellung des jetzigen Rechts zu mager sind. Von seinen Schriften nennen wir: Syntagma antiquitatum romanarum Jurisprudent. Illust.; Hist. Jur. Civ. Com.; ad C. Jul. et Papiam Poppeam und seine Fundamenta Stili cultioris. Sein Sohn Joh. Christ. Gottl., geb. 1718, hat mehrere Schriften seines Vaters herausgegeben und starb 1791 als Professor der Ritterakademie zu Lignitz.

Heinecke (Samuel), Direktor des Taubstummeninstituts zu Leipzig, geboren zu Nauschütz bei Weißenfels 1735, trieb anfangs Landwirthschaft, wurde dann Soldat unter der Leibgarde in Dresden, besuchte 1757 die Universität Jena, ging als Hofmeister nach Hamburg, wurde 1778 Direktor des Taubstummeninstituts in Leipzig, wo er 1790 starb. Ihm gebührt der Ruhm, im nördlichen Deutschland zuerst die allgemeine Aufmerksamkeit auf die bedauernswürdige Classe der Taubstummen rege gemacht zu haben, und für ihren Unterricht thätig gewesen zu seyn. Sein Betragen trug das Gepräge

seiner frühern Schicksale und einer erst spät erhaltenen literärischen Bildung an sich, und er schien daher seine Zöglinge mit zu viel Härte zu behandeln. Unter seinen Schriften zeichnen sich vorzüglich aus, die über den Taubstummenunterricht. Seine von ihm selbst erfundene Methode wird der des Abbe de l'Epee (s. d. Art.) bei weitem vorgezogen.

Heinecken (Carl Heinrich Ritter v.), ausgezeichnet als Gelehrter und Kunstkenner von feinem Geschmack und reifer Beurtheilung, geb. 1706 zu Lübeck, genoß dort den ersten Schulunterricht, und begab sich darauf nach Leipzig, um die Rechte zu studiren. Seine Nebenstunden weihte er jedoch den schönen Wissenschaften. Eine Uebersetzung des Longin, die er schon damals herausgab, wurde ungeachtet ihrer Unvollkommenheit mit solchem Beifall aufgenommen, daß er sich ermuntert fühlte, diesem ersten schriftstellerischen Versuche bald eine philosophische Schrift: „Pflichten des Menschen," folgen zu lassen. Nach Vollendung seiner Studien ging er, ausgerüstet mit mannichfaltigen Kenntnissen, nach Dresden, wo er sich durch seine wissenschaftliche Ausbildung, so wie durch die Lebhaftigkeit seines Geistes so vortheilhaft bekannt machte, daß er bald in einem angesehenen Hause eine Hofmeisterstelle bekam. Da Dresden damals der Mittelpunkt des guten Geschmacks in Deutschland war, und so viele ausgezeichnete Künstler und Gelehrte in seinen Mauern hegte; so trug sein Aufenthalt daselbst sehr viel zu seiner höheren Ausbildung bei. Nach einiger Zeit wurde er beim Grafen Brühl als Privatsekretär angestellt, und auf diesem Posten zeigte er, daß er auch in solchen Geschäften, vornehmlich im Kameralfache, zu brauchen sey. Durch die Empfehlung seines großen Gönners, bei dem er sich beinahe unentbehrlich gemacht hatte, stieg er von einem Posten zum andern, wurde in den Reichsfreiherrnstand erhoben, und erhielt die Stelle eines königlich-polnischen und kursächsischen Geheimen-Kammerraths. Da Brühl in jener unglücklichen Periode des 7jährigen Krieges nach Warschau flüchten mußte, übertrug er Heinecken die Aufsicht über alle seine Güter in Sachsen; das Zutrauen des Grafen rechtfertigte er durch die klügste und rechtlichste Verwaltung. Deßungeachtet wurde Heinecken am 27. Okt. 1763, kurz nach Brühls Tode, verhaftet; diese Verhaftung wurde veranlaßt durch ein Gerücht, daß der Minister große Summen in den Banken zu London, Amsterdam, Venedig und Genua stehen hätte, und so wollte man bloß von den Personen, die um das Geheimniß wissen konnten, erfahren, in wiefern dieses Gerücht gegründet sey. Auf die Verwendung des Feldzeugmeisters Grafen Brühl, ältesten Sohnes des verstorbenen Ministers, wurde Heinecken bald wieder in Freiheit gesetzt. Hierauf wurde ihm nach aufgehobenen Sequestration der brühlischen Güter die Verwaltung derselben übertragen, die er 6 Jahre lang zur größten Zufriedenheit der gräflichen Familie besorgte. Nach dieser Zeit brachte er sein Leben größtentheils auf seinem Landsitze in Altdöbern zu, und beschäftigte sich dort in seinen Nebenstunden mit seinem Lieblingsfache, der Literatur und Kunst. Er vollendete jetzt sein schon früher begonnenes Werk, die Galerie royale de Dresden, die mit königl. Aufwande veranstaltet ward. Sein letztes und vorzüglichstes Werk ist das Dictionnaire des Artistes, das nur bis zum Buchstaben D geht. In solcher unermüdeten Thätigkeit erreichte er beinahe das höchste menschliche Alter. Er starb 1791.

Heinecken (Christian Heinrich), ein berühmtes Wunderkind, geb. zu Lübeck 1721, sprach schon im 10. Monat, wußte 1 Jahr alt schon die vorzüglichsten Ereignisse des Pentateuchs, mit 13 Monaten die Gesch. des A. Test., im 14. die des N. T. und in einem Alter von 2 ½ Jahren beantwortete er die Fragen aus der Geschichte der Hebräer, Aegypter, Assyrer, Phönizier, Perser, Griechen und Römer. Bald darauf sprach er auch Lateinisch und Französisch geläufig und kannte noch vor dem Anfang des vierten Jahres die Genealogie der vornehmsten Häuser Europens. Auf einer Reise nach

Dänemark, die sein Vater um diese Zeit mit ihm unternahm, zog er die allgemeine Aufmerksamkeit des Königs und seines ganzen Hofes auf sich. Nach seiner Rückkehr fing er das Schreiben an, wurde aber bald darauf krank und starb 1725. Der Körperbau dieses Kindes, das die Welt nach einem so kurzen Aufenthalt wieder verließ, war zu zart, als daß ihn die ungewöhnliche Geistesthätigkeit nicht hätte zerstören müssen. Fast bis an seinen Tod nahm er keine andere Nahrung als die Milch seiner Amme. Sein Lehrer Christian von Schöneich beschrieb sein Leben.

Heinitz (Anton Friedrich, Freiherr v.), königlich-preuß. Staatsminister, geboren 1724. Nachdem er seine erste Bildung in Dresden erhalten, und darauf die Schule zu Pforta besucht hatte, ging er nach Freiberg, um dort den Bergbau zu studiren. Durch eine Anstellung im Braunschweigischen trat er zuerst ins praktische Leben. 1763 folgte er einem Rufe nach Dresden; kurz zuvor hatte er in Freiberg eine Bergbauakademie eingerichtet, die sehr erfolgreich für die Wissenschaft geworden ist. Um seine wankende Gesundheit wieder herzustellen, zog er sich 1774 von allen öffentlichen Geschäften zurück, und unternahm 1776 eine Reise nach Frankreich, die zu seiner trefflichen Schrift: Essai d'Economie politique, Veranlassung gab. Nach seiner Zurückkunft erhielt er einen ehrenvollen Ruf von Friedrich dem Großen als Staatsminister und Chef des Bergwerks- und Hüttendepartements. In dieser Stelle hat sich Heinitz die ausgezeichnetsten Verdienste um das Berg- und Hüttenwesen, besonders im Schlesischen erworben. Diese wurden nicht nur von Friedrich dem Großen, sondern auch von dessen Nachfolger Friedrich Wilhelm II. gebührend anerkannt, der ihm auch die Curatel über die Akademie der Künste übertrug. Er starb 1802 in einem Alter von 77 Jahren. Heinitz war sowohl im In- als auch im Auslande geschätzt, und sehr viele gelehrte Gesellschaften in und außer Deutschland, sogar die physikalische Gesellschaft in Philadelphia, haben ihn zu ihrem Mitgliede ernannt.

Heinrich I., deutscher Kaiser, von gleichzeitigen Schriftstellern der Sachse genannt, von spätern der Finkler, oder Vogelsteller, war ein Sohn Herzog Otto's des Erlauchten von Sachsen, der, nach Aussterben der Carolinger, die angebotene deutsche Krone ausgeschlagen hatte, und Hedwigs, Tochter des Markgrafen Eberhards von Franken, wurde 876 geb. Nach seines Vaters Tode erbte er das sächsische Herzogthum mit Bewilligung des deutschen Königs Conrad 912, und wurde im Dez. 919 von Conrad auf dem Sterbebette den deutschen Fürsten als Nachfolger empfohlen. Die Fürsten, welche ihm die Reichsinsignien überbrachten, fanden ihn auf dem Vogelheerde, und daher rührt auch sein Beiname, der Vogelsteller. Er verdiente aber der Große zu heißen, denn seinem Geiste fehlte keine der Eigenschaften, die den großen Mann machen, und in ihm, seinem Vater und seinem Sohne schien die Heldenfolge des ersten Pipins wieder erneuert. Aus Dankbarkeit belehnte er Conrads Bruder, Eberhard, mit dem Herzogthume Franken und der Rheinpfalz. Im folgenden Jahre unterwarf er sich die widerspenstigen Herzoge Burkhard von Schwaben und Arnold von Baiern. Ja, was zuerst die Furcht bewirkt hatte, befestigte bald darauf die Liebe, da die Fürsten ihn näher kennen lernten, und seiner Weisheit und Leutseligkeit ihre Achtung nicht versagen konnten. Heinrich leistete dem Herzoge Giselbert von Lothringen, der sich gegen Carl den Einfältigen von Frankreich empört hatte, Hülfe, und zwang ihn 921 zum Frieden. 925 schloß er einen Waffenstillstand von 9 Jahren mit den Ungarn. Aber nach den neun Jahren hatte er ihnen einen andern Tribut zugedacht, und um seine Deutschen darauf vorzubereiten, fing er an, sie förmlich im Kriegswesen zu üben. Er verbesserte ihre Waffen, lehrte sie in geschlossenen Gliedern und planmäßig fechten, sich schwenken und dergl. Und weil nur der Mangel an Festungen ein so weites Vordringen der Feinde möglich machte, so zog er um jede mäßige Burgstadt eine weite

Mauer, und nöthigte jeden neunten Mann vom Lande, sich in diesen neuen Städten niederzulassen, die er zugleich mit Magazinen versah, und durch manche Freiheiten zu heben suchte, um die Eingeladenen anzulocken. Alle Volksversammlungen, um über öffentliche Angelegenheiten zu berathschlagen oder sich zu vergnügen, verlegte er in die Städte. Durch diese Einrichtung bildete sich nach und nach in den Städten ein dritter Stand, dem Deutschland, eben so wie in andern Ländern, hauptsächlich seine Cultur verdankt; denn in den Städten entstanden Handwerke, Fabriken, Manufakturen und Handel, und bildeten sich fortschreitend aus. Unterdessen, daß die Ungarn ihn in Ruhe ließen, übte er seine Krieger an den wieder abgefallenen Wenden an der Elbe, Saale, Havel und Dosse, und drang also bis ins Brandenburgische vor. Hier waren noch keine Städte zu sehen, außer dem Gränzplatze Brannidor (Waldburg), den er im Winter 926 mit Hülfe der zugefrornen Havel überrumpelte, und nach seiner Art zu einer Festung machte, in die er sächsische Besatzung und einen Gränzgrafen legte, der die Wenden scharf beobachten mußte. Dies ist der Ursprung der sogenannten Markgrafen von Nordsachsen. Im folgenden Jahre wendete er sich gegen die Dalemincier, einen südlichern Wendenstamm in der Gegend von Meißen und Dresden, und setzte auch ihnen ein solchen Markgrafen zur Hut, für den er auf einem mit Holz bewachsenen Berge die Burgstadt Meißen erbauen ließ. Von hier aus ward in der Folge Bautzen, der Hauptort der Milzier, und die ganze Lausitz unterworfen. 928 eroberte er die Hauptstadt der Böhmen, die schon damals Prag hieß, und zwang ihre Herzoge zur Lehnsunterwürfigkeit. Dann eilte er nach Dänemark, eroberte Schleswig, setzte einen Gränzgrafen dahin, und zwang den König der Dänen und sein Volk, christliche Lehrer anzunehmen, und den Götzendienst und die abscheulichen Menschenopfer, die noch bei ihnen gebräuchlich waren, abzuschaffen. Nun war die Zeit des Waffenstillstands mit den Ungarn abgelaufen. Heinrich hatte sich schon vorher auf einer Versammlung der Stimmen seiner Herzoge auf diesen Fall versichert. Alle hatten den Krieg bewilligt; als daher die Gesandten den ferneren Tribut zu fordern kamen, wurden sie mit Hohn abgewiesen. Ein fürchterlicher Heereszug, wie man ihn nie gesehen, brach darauf 938 wie ein Heuschreckenschwarm durch Dalemincien in Thüringen und Sachsen ein, aber die braven Deutschen waren auf sie gefaßt und fürchteten nichts mehr, als daß die Ungarn nicht Stand halten, und also nicht blutig genug bezahlen würden. Und so geschah es auch; die Flucht ward allgemein, doch wurden die meisten eingeholt und niedergehauen, und die man lebendig fing, an die Bäume geknüpft. Es war ein herrlicher Sieg, der Niederlage des Varus zu vergleichen, denn es war eine gerechte Ausrottung frecher Räuber und Vaterlandsverwüster. Die Hauptschlacht geschah nicht weit von Sondershausen. Heinrich ließ dieselbe an einer Wand seines besten Zimmers in seiner Burg zu Merseburg abmalen, und noch lebt dieser Sieg im Munde der Bauern des heutigen Kirchspiels Keuschberg bei Merseburg, wo er jährlich durch eine Predigt und durch eine einfältige Erzählung, die der Pfarrer dabei vorliefet, gefeiert wird. Heinrich selbst baute zur Dankbarkeit gegen Gott viele Kirchen und Klöster auf, die die Ungarn zerstört hatten, gab Befehl zur Anlegung zweier Bisthümer in Brandenburg und Havelberg, und verordnete, daß im Stifte zu Quedlinburg die Töchter der Edeln, welche im Kriege fürs Vaterland gefallen wären, anständig erzogen und bis zu ihrer Verheirathung unterhalten würden. Jetzt wollte er einen Zug nach Italien unternehmen, um sich in Rom als Kaiser krönen zu lassen, aber der Tod verhinderte dies. Er starb, dieser unvergeßliche Mann, im 60. Jahre, auf seinem Gute Memleben an der Unstrut 936. Sein Leichnam ward in der von ihm erbauten Stiftskirche zu Quedlinburg beigesetzt. Er war von männlich schöner Gestalt, und großem Liebreiz der Sitten und des Um-

gangs. Muth und Frömmigkeit waren ihm schon als Eigenschaften seines Zeitalters in hohem Grade eigen. Unermüdliche Thätigkeit, Beharrlichkeit und unaufhaltsame Schnelligkeit im Streben nach einem Ziele charakterisiren ihn in der kleinsten Handlung. Er hatte nicht Lesen, nicht Schreiben gelernt, bloß das Beispiel seines trefflichen Vaters war ihm Lehre und Muster gewesen.

Heinrich III., der Schwarze genannt, Sohn des Kaisers Konrad II., aus dem Hause der salischen Franken, geboren 1017 zu Osterbeck in Geldern, ward 1027 schon zum König gewählt, und 1039 folgte er seinem Vater in der Kaiserwürde. Er war noch jung, aber die Hoffnung von ihm war groß, und sie zeigte sich nicht unbegründet. Er war von der klugen Gisela früh angehalten, seinen Geist auszubilden, besonders durch Lesen von Büchern, welches damals sehr selten war. Kein Kaiser seit Karl dem Großen hat kräftiger, wie er, die Kaiserwürde in Italien, Deutschland und den angränzenden Ländern aufrecht erhalten, und gewaltiger in allen Theilen seines weiten Reiches geherrscht. Besonders ward es ihm zum Ruhme angerechnet, daß er die wilden Ungarn, die noch vor hundert Jahren der Schrecken Deutschlands waren, so demüthigte, daß ihm der ungarische Adel mit dem Könige den Eid der Treue leistete. Dann wandte er sich nach Italien, um die großen Unordnungen dort zu schlichten. Es waren drei Päpste auf einmal aufgestanden, Benedikt IX. Sylvester III. und Gregor VI. Heinrich, um gegen keinen partheiisch zu seyn, berief eine Kirchenversammlung nach Sutri; hier wurden sie alle drei, als unrechtmäßig eingedrungen, entsetzt, und dann in Rom ein Deutscher, der Bischof Suiger von Bamberg, zum Papst gewählt, er nahm den Namen Clemens II. an und krönte Heinrich zum Kaiser. Nach diesem hat Heinrich den Römern noch drei andere Päpste gegeben, denn sie hatten von Neuem versprechen müssen, gleichwie zu Otto I. Zeiten, keinen Papst ohne kaiserliche Einwilligung zu erkennen. In Deutschland hat Heinrich Gelegenheit gehabt, mehrere Herzogthümer zu vergeben, die erledigt waren; Baiern an Heinrich, aus dem Hause Luxemburg, nachher an Konrad aus dem pfalzgräflichen Hause; Kärnthen an Welf, den Sohn des schwäbischen Grafen Welf; Ober-Lothringen an den Grafen Albert von Longwy, einen Ahnherrn Franz I. und also auch des jetzigen östreichischen Hauses; und so mehrere. Dabei verfuhr er nach freiem Gefallen, ohne Rücksicht auf Verwandten des vorigen Herzogshauses, um sein kaiserliches Recht über erledigte Lehn, selbst wenn Söhne vorhanden seyen, zu beweisen. Das hatte seit Langem kein Kaiser gegen die deutschen Großen gewagt. Heinrich ging nach Sachsen zurück, wo sein Lieblingssitz Goslar am Harze war, welches er zu einer ansehnlichen Stadt erhoben hatte. Wir dürfen uns nicht wundern, daß ein König aus fränkischem Stamme seinen Sitz im sächsischen Lande nahm; er that es wohl seiner reichen Bergwerke wegen, die nahe bei Goslar am Harze lagen. (Bergwerke gehörten in der ältern Zeit zu den ausschließlichen Besitzthümern der Kaiser.) In Goslar ließ er eine Burg, einen Pallast, Kirchen und Festungswerke anlegen, und dabei mußten die umliegenden Sachsen schwere Frohndienste verrichten. Das vermehrte ihren Unwillen, den sie schon über den Bau einer kaiserlichen Burg in ihren Landen fühlten; und wenn auch derselbe unter einem so strengen und starken Kaiser nicht laut werden durfte, so trug er doch seinem Sohne späterhin die bittersten Früchte. Heinrich starb plötzlich zu Bothfeld, am Fuße des Harzes, wohin er sich auf die Jagd begeben hatte, 1056, mitten in seinen besten Lebensjahren, da er nur 39 Jahre alt war, unter großen Entwürfen für die Zukunft. Dieser Kaiser war bei aller Geisteskraft und Strenge sehr fromm; er setzte nie seine Krone auf, ohne vorher gebeichtet, und dann von dem Beichtiger die Erlaubniß dazu erhalten zu haben. Auch unterwarf er sich oft den Kirchenstrafen, und ließ sie an seinem eigenen Leibe durch Priester ausüben.

Heinrich IV., deutscher Kaiser, ein Sohn Heinrichs III., war, als sein Vater starb, erst 5 Jahr alt, und geboren 1050. Schon in seinem 4ten Jahre war er nach dem Willen seines Vaters und mit Genehmigung der Stände zum Kaiser gekrönt worden. Bei dem Tode desselben wurde er unter die Vormundschaft seiner Mutter Agnes und eines schwäbischen Edelmannes gesetzt. Der Erzbischof Hanno (vergl. d. Art.) von Köln bemächtigte sich des Prinzen mit List auf dem Rheine, und dann selbst der Verwaltung des Reichs, und erzog den künftigen Kaiser nach seinem Wohlgefallen. So kam es, daß Heinrich, nachdem er in seinem 15. Jahre auf dem Reichstage zu Goslar die Regierung übernommen hatte, noch unter nachtheiligem Einfluß geistlicher Rathgeber, wie des Erzbischofs Adelbert von Bremen, blieb, der ihn besonders zu mancherlei Gewaltthätigkeiten verleitete. Den Sachsen entzog er die von früheren Kaisern ertheilten Rechte, erbaute Burgen und sah gleichgültig zu, wie seine Diener das Land mißhandelten, indem sie es zu ungewöhnlichen Frohnden und Leistungen zwangen. Als nun die Sachsen und Thüringer sich gegen diese Behandlung beschwerten, wieß sie Heinrich ab, und gab vor, er sey, da sie die Zehnten nicht willig entrichteten, als Schirmherr der Kirche genöthigt, sie mit Strenge dazu anzuhalten. Heinrich unternahm damals einen Zug gegen Polen. Die Sachsen glaubten ihn gegen sich gerichtet, und forderten drohend die Niederreißung der kaiserlichen Schlösser. Heinrich, durch falsche Rathgeber irre geleitet, gab ihnen kein Gehör; die Sachsen griffen zu den Waffen 1073, zogen mit 60.000 Mann gegen Goslar, wo er sich aufhielt. Heinrich floh nach der Harzburg und entkam, auch hier bedroht, mit Mühe nach Eschwege. Die erbitterten Sachsen zerstörten viele kaiserliche Schlösser und zwangen Heinrichen in einem Vergleich, in welchem er die Niederreißung der übrigen versprechen mußte. Bei der Harzburg wurden jedoch von dem rohen Haufen, gegen ausdrückliche Bedingung, auch die Nebengebäude sammt der Kirche zerstört, und Heinrich, anstatt die Verwegenen vor sein Gericht zu fordern, beging die Thorheit, seine Unterthanen bei dem Papste als Kirchenräuber zu verklagen. Willig erboten sich die Sachsen zu hinreichender Genugthuung, sahen sich aber unvermuthet von einem kaiserlichen Heere angegriffen, und wurden am 7. August 1075 bei Langensalza gänzlich geschlagen. Die unterdrückten Sachsen, die ihre Großen von dem Kaiser mißhandelt und gefangen sahen, ahmten das Beispiel desselben nach, und wendeten sich klagend an den Papst. Damals saß Gregor VII. (s. d. Art.) auf dem Stuhl des Petrus, ein kluger, für die Kirche besorgter Mann, der es sich schon zum Grundsatz gemacht hatte, die geistliche Macht über die weltliche zu erheben. Kaum war die Klage der Sachsen vor ihn gekommen, so forderte er den Kaiser vor sein Gericht. Heinrich achtete darauf nicht, und eben so wenig auf die Androhung des Bannes, berief zu Worms eine Versammlung von Bischöfen, ließ diese dem Papst den Gehorsam feierlich aufkündigen, 1076, und die Absetzung desselben aussprechen. Er selbst wollte im nächsten Jahr dieselbe vollziehen. Da sprach der Papst den Bann über ihn aus, und seine Unterthanen vom Eide der Treue los. Die Sachsen vernahmen dieses mit Jubel, die deutschen Bischöfe hingegen mit großem Unwillen. Das Mißvergnügen gegen Heinrichs Regierung brach an allen Seiten laut aus, und der Kaiser sah sich genöthigt, um nicht Alles zu verlieren, nach Italien zu gehen, und sich dort von dem Banne lossprechen zu lassen. Zu Canossa, einem festen Schloß im Herzogthum Modena, demüthigte er sich vor dem Papst in dem härenen Gewande eines Büßenden, und erhielt die Lossprechung gegen die harte Bedingung: dem Papst in Allem gewärtig zu seyn. Hierbei verfehlte Heinrich gänzlich seinen Zweck, denn die deutschen und italienischen Großen murreten darüber, daß der Kaiser sich selbst sein Ansehen vergeben hatte; die Letzteren forderten ihn auf, mit Ge-

walt die erlittene Schmach zu rächen, die Ersteren versammelten sich nach Aufforderung des Papstes zu Forchheim, und wählten den Herzog Rudolph von Schwaben an Heinrichs Stelle zum Kaiser. Heinrich zog, sobald er nach Deutschland zurück kam, demselben mit Heeresmacht entgegen. Nach mehreren nichts entscheidenden Treffen, starb Rudolph an seinen in der Schlacht bei der Elster am 18. Oktober 1080 erhaltenen Wunden. Der Tod dieses Gegners machte dem Kaiser möglich, sich mit desto mehr Nachdruck gegen die Uebrigen zu wenden. Indessen war der Streit mit Gregor nichts weniger als geschlichtet. Dieser machte dem Kaiser das Investitur-Recht (Belehnung der Bischöfe mit Ring und mit Stab) streitig. Heinrich, der zum zweiten Male von ihm in den Bann gethan wurde, zeigte sich jetzt nicht so nachgiebig, wie das erste Mal, berief zu Brixen in Tyrol 1080 eine Kirchenversammlung deutscher und italienischer Bischöfe, ließ Gregor absetzen und rückte im folgenden Jahre nach Italien, wo er sich von dem durch ihn neu eingesetzten Papst Clemens III. krönen ließ. Der in der Engelsburg belagerte Gregor wurde von Robert Guiscard, dem Herzog der Normänner, gerettet, und starb bald darauf zu Salerno im Exil. Durch den Tod des großen Gegners war jedoch Heinrichs Sache wenig gebessert: denn der Geist des Aufruhrs regte sich in Deutschland nach wie vor. Das Schmerzlichste für ihn war, daß seine eignen Söhne als Feinde gegen ihn auftraten. Der älteste, Konrad, konnte sich nicht lange behaupten und starb elend und verlassen. Der andere, Heinrich, wurde von seinem Vater als Nachfolger erwählt und als solcher gekrönt. Bald aber wiegelten des Kaisers Feinde den undankbaren Sohn gegen den Vater auf; es kam zum offenbaren Kriege; der Sohn bemächtigte sich seines Vaters, und zwang ihn zur Niederlegung der Krone, 1105. Der letzte Versuch des Kaisers, sich sein Ansehen wieder zu verschaffen, mißglückte; er floh nach Lüttich und starb daselbst im Elend, am 7. August 1106, im 56sten Jahre seines Alters und im 40sten seiner Regierung. Seine Leiche blieb unbeerdigt liegen, weil er im Bann gestorben war. Erst im Jahre 1111 bestattete ihn sein Sohn Heinrich V., nachdem der Bann aufgehoben worden war, zu Speier. — Heinrich IV. war ein nicht gewöhnlicher Mann, von vortrefflichen Anlagen, diese aber hatten bei einer fehlerhaften Erziehung eine falsche Richtung genommen. Das Unglück, welches den Kaiser traf, hatte er durch seine Unklugheit sich selbst bereitet. Sonst war er ein kräftiger Regent, ein wackerer Heerführer, und in 62 Feldschlachten immer Sieger gewesen.

Heinrich V., des Vorigen Sohn, geb. 1031. Obgleich Heinrich V. von seinem unglücklichen Vater abgefallen war, so folgte er doch dessen Grundsätzen. Mit seiner Tapferkeit verband er aber noch Heuchelei und Verschlagenheit und war also ein viel gefährlicherer Feind der Päpste, als dieser. Er unternahm einen Zug nach Italien mit einem solchen Gefolge, wie noch kein Kaiser vor ihm. Hier wollte er den langen Streit über das Investiturrecht ein für allemal mit dem Papst abmachen. Dies verursachte lebhafte Streitigkeiten. Da aber Paschalis II. die Kaiserkrone verweigerte, ehe man ihm nicht in diese Sache nachgegeben; so ließ er den Papst sammt den Kardinälen gefangen nehmen, und jeden, der sich ihm widersetzte, niederhauen. Darauf bequemte sich Paschal zu einem Vergleiche, daß Heinrich das Recht der Investitur mit Stab und Ring haben solle, und krönte ihn zum Kaiser. Kaum waren aber die Deutschen fort aus Rom, so nöthigte die ganze Geistlichkeit den Papst, über den Vertrag zwischen ihm und dem Kaiser den Bannfluch auszusprechen. Somit ging der Streit von neuem an, und dauerte auch mit dem folgenden Papste Calixtus II. fort, bis 1128. Da wurde zu Worms ein neuer Vertrag geschlossen, in welchem beide Partheien etwas nachgaben. Der Kaiser gestattete die freien Wahlen der Bischöfe, und that auf die Investitur mit Ring und

Stab, als Zeichen der geistlichen Gerichtsbarkeit, Verzicht; dagegen sollten die Wahlen in des Königs Gegenwart geschehen, er sollte in zweifelhaften Fällen und bei Uneinigkeiten der Wählenden den Ausschlag geben, und endlich die Belehnung über die weltlichen Güter mit dem Szepter ertheilen. Nachdem die Urkunde öffentlich verlesen war, gab der päpstliche Legat dem Kaiser den Friedenskuß und hernach die Kommunion. Nicht lange darauf starb Heinrich, auf dem der Fluch des Vaters ruhte, zu Utrecht den 23. Mai 1125, ohne Kinder und wurde zu Speier begraben. Mit ihm ging das fränkische Kaiserthum zu Ende.

Heinrich VII., Kaiser von Deutschland, ältester Sohn des Herzogs von Luxemburg, wurde nach Kaiser Albrecht I. Tode 1308, nach einem siebenmonatlichen Zwischenreiche zum Kaiser gewählt und 1309 gekrönt. Bemerkenswerth ist, daß er der erste Kaiser war, dessen Wahl sieben Kurfürsten vollzogen. Er hat zu kurz über Deutschland geherrscht, als daß er viel für dessen Wohl hätte thun können; so viel leuchtet aber aus allen seinen Handlungen hervor, daß er Kraft und Edelmuth besaß, um sich der alten Kaiserkrone würdig zu beweisen. Auch nach Italien, wohin seit Konrad IV. kein Kaiser gekommen war, unternahm er wiederum einen Zug, und sein rittertlich edler Sinn schien auch hier die in Haß und Zwietracht verwilderten Gemüther durch Versöhnung der Guelfen und Ghibellinen wieder unter das Ansehen des Reiches zu vereinigen. Aber schnell erwachte die Wuth der Partheien, und Heinrich selbst ist wahrscheinlich als ihr Opfer gefallen. Er starb plötzlich zu Buonconvento bei Siena, den 24. Aug. 1313, im 51. Jahre seines Lebens, wie man glaubte, an Gift. Seinem Hause hat er Böhmen erworben, und dadurch zu dessen Größe den Grund gelegt. In Böhmen war nämlich, als letzter Sprößling des alten Königsgeschlechtes nur Ottokars Enkelin Elisabeth übrig; aus Haß gegen das habsburgische Haus, welches die nächsten Ansprüche an Böhmen machte, gaben sie die Stände des Kaisers Sohne Johann zur Gemahlin, und mit ihr gewann das Haus Luxemburg die Königskrone von Böhmen.

Heinrich III., König von Frankreich, war der dritte Sohn Königs Heinrich II. und der Catharina von Medicis, und wurde 1551 zu Fontainebleau geboren. Nach dem Tode seines älteren Bruders Carl IX., dessen Name in der Geschichte Frankreichs mit Blut geschrieben ist, bestieg er 1574 den Thron von Frankreich, und wurde 1575 zu Rheims gekrönt. Als Herzog von Anjou (welcher Titel Heinrich früher führte), hatte er sich als ein glücklicher und tapferer Feldherr gegen die Hugenotten gezeigt, und die Siege von Jarnac und Montcontour (1569) hatten ihm einen so hohen Ruhm erworben, daß ihn die Polen nach dem Tode Sigismund August 1573 zu ihrem Könige erwählten. Nach Erledigung des Thrones von Frankreich entwich er heimlich aus Polen, und kehrte unter dem Namen Heinrich III. nach Frankreich zurück. In seinem Pallaste eingeschlossen, wurde nun der einstige Sieger von Jarnac und Montcontour ein träger, kleinlicher, frömmelnder König, der sich den schändlichsten Wollüsten hingab. Man rieth ihm, die Calviniſten zu schonen, er aber erklärte sich offenbar gegen sie. Sein Bruder, der Herzog von Alençon, und Heinrich von Navarra, nachmals Heinrich IV., verbanden sich gegen ihn. In einem Friedensedikt (Pacifikationsedikt) erhielten die Calviniſten bürgerliche Vortheile, 1576. Darauf bildete sich die heilige Ligue (s. d. Art. und Bluthochzeit), welche der König anerkannte. Man griff zu den Waffen und beide Parteien beobachteten sich gegenseitig. Bald aber schonten die Liguiſten den König nicht weiter. Guiſe (s. d. Art.) stellte nun den alten Cardinal von Bourbon an die Spitze, der im Namen aller katholischen Monarchen von Europa ein Manifest erließ. Der Hof, hiedurch eingeschüchtert, räumte den Liguiſten viele Vortheile ein. Sixtus V.

that Heinrich und Condé (s. d. Art.) in den Bann, welche aber nicht darauf achteten. Der Krieg, genannt der Krieg der drei Heinriche, brach aus, und die Hinrichtung von Maria Stuart 1587 vermehrte die Wuth der Katholiken. Bei Coutras schlug Heinrich von Navarra die Royalisten, welche von Joyeuse und andern Günstlingen des Königs angeführt wurden; Guise aber trug in derselben Zeit einen Sieg über die deutschen Calvinisten davon, welche ihren Glaubensbrüdern zu Hülfe kommen wollten. Inzwischen nahm die Empörung zu Paris einen bestimmten Charakter an, unter dem Namen der Sechszehner; es waren das die 16 Viertel der Gemeinden, und dieser Name entspricht ungefähr den Sektionen von 1792. Die Sorbonne, welche dieselben unterstützte, entschied, daß man unfähigen Fürsten die Regierung nehmen könne. Die zu Nanci versammelten Liguisten schrieben dem Könige Gesetze vor, dieser wollte jetzt einigen Widerstand zeigen, und berief seine Schweizertruppen nach Paris. Sogleich griffen die Bürger zu den Waffen, verrammelten die Straßen bis zum Louvre und schlossen die Truppen ein. Darauf nahm der König die Flucht, seine Hauptstadt der Ligue und Guise überlassend. Das war der berüchtigte Tag der Verrammelung. Die Liguisten nöthigten den König zu einer neuen Verbindung gegen die Ketzer, die Engländer aber schlugen währenddem die große unüberwindliche Flotte Philipps II. (s. d. Art.). Nochmals versammelten sich die Stände zu Blois, wo die Liguisten wieder die Oberhand hatten. Man verlor die Zeit, über die Beschlüsse des Conciliums zu Trident zu verhandeln, und dachte nicht an die Wiederherstellung der Ordnung. Die Guisen standen jetzt auf dem höchsten Gipfel ihrer Macht, sie konnten leicht die Rolle von Pipin und Capet spielen. Der König fühlte dieses, und da er ihnen keinen offenbaren Widerstand leisten konnte, so ließ er sie ermorden. Die Wuth der Liguisten loderte in hellen Flammen auf; von den Kanzeln herab sprach man Flüche und Verwünschungen über den König aus, und wer vom Parlamente widersprach, ward in die Bastille gesetzt und seiner Stelle verlustig erklärt. Der Herzog von Mayenne, der Bruder von Guise, nahm dessen Platz als Haupt der Ligue ein. Diese Partei war nun sehr mächtig, und dem Könige blieben nur noch einige Städte übrig. Nun fühlte er die Nothwendigkeit, sich mit Heinrich, dem Bearner, zu versöhnen, der ihn mit offenen Armen empfing und alles Vorgefallene vergaß. Der Papst hatte 1589 den Bann über Heinrich III. ausgesprochen, welcher jetzt mit Heinrich von Navarra gegen Paris rückte. Sie waren bereits bis nach St. Cloud gekommen, als ein junger Dominikanermönch, von den Liguisten bearbeitet, dem Könige ein Messer in das Herz stieß. Die Pariser feierten diesen Mord, und Jacob Clement (s. d. Art.) wurde wie ein Heiliger betrachtet.

Heinrich IV., König von Frankreich. Dieser Stifter des noch jetzt regierenden französischen Königshauses, war ein Sohn des Herzogs Anton von Bourbon-Vendôme und einer Tochter Heinrichs, Königs von Navarra, geboren zu Pau, der Hauptstadt der jetzigen Niederpyrenäen. Kaum hatte er das Licht der Welt erblickt, so wickelte ihn sein Großvater in einen Mantel, nahm ihn seiner Mutter weg, und gab ihm eine ausgesuchte Erziehung, welche auf das ganze Leben des nachherigen Königs den wohlthätigsten Einfluß übte. Sein Körper wurde abgehärtet und sein Geist vielseitig gebildet. Als seine Mutter Johanne nach dem Tode ihres Gemahls den französischen Hof verließ, und sich wieder nach Navarra zurückzog, gab sie ihm einen Protestanten zum Erzieher, Namens Florent Chretien. Von diesem in den Grundsätzen der reformirten Religion erzogen, blieb er an dem französischen Hofe seinem Glauben treu, und stellte sich nach dem Willen seiner Mutter im Jahre 1568 an die Spitze des hugenottischen Heeres, von dem er bald zum Oberanführer ausgerufen wurde. Nach erlangtem Frieden suchte er durch Reisen in seinem Königreich Bearn die richtige Ansicht eines weisen Regenten zu gewinnen,

indem er sich von den Bedürfnissen des Volkes selbst unterrichtete. So war denn Heinrich kein unerfahrner Jüngling mehr, als ihn der verbrecherische Hof des von seiner blutdurstigen Mutter Catharina von Medicis beherrschten Carls IX. sammt allen Häuptern der Hugonotten nach Paris berief, in der höllischen Absicht, sie alle zu verderben. Durch die beabsichtigte Vermählung Heinrichs mit Margaretha, des Königs Schwester, suchte man ihn noch mehr einzuschüchtern. Nachdem, während des Aufenthalts in Paris, die Königin Johanna gestorben war, nahm er den Titel als König von Navarra an, und vermählte sich am 18. August 1572. Sechs Tage später sollte er mit seinen Glaubensgenossen bluten. In der Nacht vom 24—25. August, der schrecklichen Bartholomäus-Nacht (s. Bluthochzeit) rettete sich Heinrich mit dem Prinzen Condé dadurch, daß er sich zu dem katholischen Glauben bekannte. Da nun auch der Versuch der Königin Catharina, ihn von seiner jungen Gemahlin zu trennen, mißlang, so suchte sie ihn durch einen üppigen und ausschweifenden Lebenswandel zu verderben. Ob nun gleich Heinrich den Verführungen der schlechten Gesellschaft, in die man ihn zu bringen wußte, nicht ganz widerstand, und sich bedeutenden Ausschweifungen hingab, so siegte doch in ihm der bessere Geist, den ihm sein mütterlicher Großvater eingehaucht hatte. Er floh im Jahr 1576 bei Gelegenheit einer Jagd von dem lasterhaften Hofe, und stellte sich von Neuem an die Spitze seiner Glaubensgenossen. Hiedurch erzwang er noch in demselben Jahre einen für dieselben vortheilhaften Frieden, der ihnen freie Religionsübung zusicherte. Beunruhigt schlossen die Katholiken, angeführt von dem Herzog von Guise, den Bund der Ligue, der Religionskrieg brach von Neuem aus, und wüthete durch das unglückliche Land. Heinrichs Heldenmuth schlug die Liguisten im Jahr 1587 bei Coutras. Da indessen nach dem Tode des Herzogs von Guise dieselben immer mächtiger wurden, so verstand sich Heinrich III., König von Frankreich, mit Heinrich von Navarra zur Unterdrückung derselben. Der unglückliche König wurde, als er die empörten Pariser zum Gehorsam zurückzubringen suchte, in dem Lager zu St. Cloud von einem Mönche, mit Namen Jacques Clement, ermordet, und setzte sterbend den König Heinrich von Navarra zu seinem Nachfolger ein, 1589 am 1. August. Die Bedingung, unter welcher er ihm die Krone übergab, war die Annahme des katholischen Glaubens. So bestieg Heinrich IV. den französischen Königsthron, und gründete auf demselben die noch jetzt regierende Dynastie der Bourbonen. Heinrich hatte bei dem Antritte seiner Regierung mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen. Es warfen sich verschiedene Mitbewerber um die Regierung auf, welche den Umstand, daß Heinrich Protestant war, benützten, um die Herzen des Volks abwendig zu machen. — Seine Hauptgegner waren der Herzog von Mayenne und Philipp II. von Spanien, auch der Cardinal von Bourbon wurde als Carl X. ausgerufen. Heinrich, der sein Kriegsheer hatte theilen müssen, schlug mit 7000 Mann das vierfach überlegene Heer der Feinde bei Arques (am 21. September 1589), erhielt Unterstützung von den Engländern, achtete des gegen ihn gerichteten Dekrets der Sorbonne in Paris eben so wenig, als den Bann des Papstes, und rückte vor Paris. Am 14. März 1590 schlug er die Liguisten bei Ivri aufs Haupt („Wir haben keinen andern Abzug, als das Schlachtfeld!" so hatte er den Seinigen vorhergesagt), belagerte Paris aufs Neue, konnte es aber, weil es von den Spaniern zu thätig unterstützt wurde, damals nicht erobern. Durch diese Widersetzlichkeit und die beständigen Unruhen im Reich hielt es der König für nöthig, seinen Glauben zu verändern. Sobald er nur durch ein Dekret 1591 diese seine Absicht erklärt hatte, traten schon viele Gegner auf seine Seite. Er ließ sich sofort in der katholischen Religion unterrichten, und am 25. Juli 1593 in der Kirche St. Denys durch den Erzbischof von Bourges

in diese Kirche aufnehmen. Der Mordanschlag eines gewissen Peter Barriere auf des Königs Leben wurde in dieser Zeit glücklich vereitelt. Nachdem er im Jahre 1594 zu Chartres feierlich zum König gekrönt, eroberte er Paris durch Einverständniß mit dem Gouverneur Brissac, und hielt am 22. März desselben Jahres seinen feierlichen Einzug, verzieh seinen Feinden, erhielt von der Stimme des Volkes den Beinamen des Großen, und von dem Papste die Lossprechung vom Banne. Nachdem nun auch der Krieg mit Spanien durch ein Bündniß mit England und Holland geendigt war, konnte er im ruhigen Besitz des Reiches seine Aufmerksamkeit auf die Wohlfahrt desselben richten. Hierzu fand er den tüchtigsten Mann in seinem Minister Sully, welcher durch seine weisen Anordnungen, durch seine sorgsame Sparsamkeit und durch sein Eindringen in den Geist des Königs es möglich machte, daß, nachdem 330 Millionen Livres Staatsschulden bezahlt waren, noch 45 Millionen in der Staatskasse aufgespart wurden. Mit Hülfe dieses Mannes erließ er am 13. April 1598 das, unter dem Namen Edikt von Nantes, berühmte Toleranz-Edikt zu Gunsten der Hugonotten, welches in 92 Artikeln den Protestanten in Frankreich völlige Religionsfreiheit zusicherte. Zur Gewährleistung der versprochenen Rechte gab er ihnen mehrere starke Festungen ein. Im Jahr 1599 am 17. Dezember schied sich Heinrich mit Bewilligung des Papstes von seiner Gemahlin Margaretha, und vermählte sich zu seinem großen Unglück mit Maria von Medicis. Diese arglistige und herrschsüchtige Italienerin verbitterte ihm den sowohl verdienten Frieden seiner Tage. Er wollte sich darum mehrmals von ihr scheiden lassen; nur die am 27. September 1601 erfolgte Geburt seines ersten Prinzen söhnte ihn einigermaßen mit derselben aus. Gleich schmerzlich mußte dem guten König die Verschwörung seines früheren Vertrauten, des Herzogs von Biron, seyn. In allen solchen Fällen, wo er um des Besten seines Reiches willen nicht Gnade für Recht konnte ergehen lassen, blutete sein menschenfreundliches Herz, welches sich dadurch wohl herrlich beurkundete, daß er die Güter dieser Staatsverbrecher nicht nach dem Gesetz einzog, sondern sie den unschuldigen Verwandten derselben zur Aufmunterung in vaterländischen Tugenden schenkte. In dieser Zeit führte auch Heinrich die Jesuiten wieder in Frankreich ein, die durch Parlamentsbeschlüsse aus demselben vertrieben worden waren. Die übermäßige Macht Oesterreichs und Spaniens erzeugten in dem König Heinrich einen seltsamen Gedanken, den Plan zu einer allgemeinen christlichen Republik. Der päpstliche Staat, Deutschland, Frankreich, Spanien, Großbritannien, Ungarn, Böhmen, Polen, Dänemark, Schweden, Savoyen, Venedig, die kleinen Fürsten und Städte Italiens, die Schweiz und die Niederlande, zusammen 15 Staaten, sollten einen Bund ausmachen, in dem alle vorkommenden Streitigkeiten nach Rechtsgrundsätzen entschieden werden sollten, wodurch denn unter denselben ein ewiger Friede hätte bewirkt werden können. Dieser Plan des Königs oder Sullys, der von vielen als echt bestritten wird, mochte in der That nicht so phantastisch seyn, als er für den ersten Augenblick erscheinen könnte. — Um seinem Vorschlag an mehreren Höfen Eindruck zu verschaffen, rüstete er ein Heer von 40.000 auserwählten Streitern, mit dem er nach Deutschland aufzubrechen gedachte. Er erwartete nur den Frühling des Jahres 1610, ordnete einen Staatsrath an, erklärte seine Gemahlin für seine Abwesenheit zur Regentin, und ließ sie am 13. Mai 1610 in St. Denys krönen. Drei Tage nachher sollte der feierliche Einzug in Paris Statt finden. Am 14. Nachmittags fuhr der König aus, um die Anstalten zu dieser Feierlichkeit zu besehen. Unruhig und mürrisch, wie er sonst nicht war, hatte er den ganzen Tag hingebracht, so bestieg er auch mit 7 Personen seinen Wagen, schickte bald seine Leibwache zu Pferde zurück, und behielt nur seine Lakaien

bei sich. In der Eisenhändler-Straße (la Rue de la feronnerie) wurde die Kutsche durch Wagen und Karren aufgehalten, die Lakaien suchten einen näheren Nebenweg. In diesem Augenblick, als eben der König dem Herzog von Epernon etwas ins Ohr flüsterte, sprang ein Barfüßer-Mönch, Franz Ravaillac, auf den Wagentritt und versetzte dem König zwei tödtliche Stiche in die Brust. Keiner der im Wagen Sitzenden hatte den Bösewicht bemerkt. Mit dem Ausruf: „Mein Gott! ich bin verwundet!" sank der König zusammen und verschied. Der Mörder wurde ergriffen, verhört und zum Tode verurtheilt. Die furchtbare Strafe der Königsmörder duldete der Heillose mit unglaublicher Standhaftigkeit; aber man behauptete, seine auch auf der Folter bewiesene Fühllosigkeit sey eine Wirkung des Opiums und nicht der Grundsätze gewesen. Wiewohl er hartnäckig alle Theilnehmer oder Mitwisser leugnete, so hat man doch den aus verschiedenen Umständen wichtigen Grund entnommen, eine von hohen Personen angelegte Verschwörung zu argwöhnen. — Heinrich IV., von seinem Volke der Gute genannt, ein Vater seiner Unterthanen, ein Feldherr und Minister seines Reichs, war nicht allein einer der vorzüglichsten Könige Frankreichs, er war einer der ersten Fürsten Europa's. Liebevoll segnete das Volk das Andenken des Monarchen, der es sich zum Grundsatze gemacht hatte: „Ich will es dahin bringen, daß jeder Bauer Sonntags sein Huhn im Topfe habe." Gerne übersahen die von ihm Beglückten die Schwäche seiner Leidenschaft, die er zum andern Geschlechte zeigte, indem seine ausgezeichneten Thaten, seine Empfänglichkeit für allgemeines Wohl, seine Sorge für Gerechtigkeit und gute Verwaltung, seine Achtung, auch des Geringsten im Volke, und seine Liebe zur Wahrheit diesen Fehler reichlich aufwogen. So blieb sein Name unter den Nachkommen gefeiert, selbst als das irregeleitete Volk seinen Enkel (Ludwig XVI.) gemordet hatte. Sein Leichnam wurde mit denen der übrigen Könige im J. 1793 aus der Abtei St. Denys herausgerissen und zerstört; doch wurden einige Theile desselben gleichsam als Heiligthümer von seinen warmen Verehrern gerettet, und der Ruhm des Gerechten bei der Wiedereinsetzung seiner Nachkommen auf den französischen Thron 1814 — 1815 mit verdientem Glanze erneuert.

Heinrich II., einer der mächtigsten Könige Englands, war ein Sohn des Grafen Gottfried Plantagenet von Anjou und Mathildens, Tochter Königs Heinrich I. und geb. zu Mans 1133, folgte 1153 auf Stephan von Blois. Von seinem Vater besaß er die Grafschaften Anjou, Touraine und Maine, von seiner Mutter die Normandie und von seiner Gemahlin Eleonora, der geschiedene Gemahlin Ludwigs VII. von Frankreich, das Herzogthum Guienne und Poitou, mithin ein Drittel von Frankreich. Heinrich II. war bei seiner Thronbesteigung der mächtigste Fürst in Europa. Seine ganze Regierung war mit Streitigkeiten und Krieg angefüllt. Da er die Mißbräuche der Geistlichkeit abschaffen wollte, so gerieth er mit dem Erzbischof Thomas Becket von Canterbury in Zwist, der für ihn eine Quelle von Unglück ward. Ein unbedachtsames Wort, das der König im Unmuth über Becket fallen ließ, gab Veranlassung, daß dieser auf der Stelle von vier Rittern bei dem Altare ermordet ward. Der blutigen That folgten große Unglücksfälle. Der König von Frankreich und der Graf von Flandern fielen verheerend in die Normandie. Heinrich II. eilte der belagerten Hauptstadt zu Hülfe, als die Nachricht kam, daß der König von Schottland sich mit den aufrührerischen Söhnen Heinrichs vereinigt habe, und in Northumberland eingefallen sey. Er zog nun gegen die Rebellen, und Sieger über den König von Schottland, unterwarf er sich auch bald seine entarte-

ten Söhne. Nach einer dritten Rebellion starb der unglückliche Vater, unterdrückt von Kummer (1189). Während Heinrichs II. Regierung eroberte eine Anzahl Ritter, mit Genehmigung des Königs, Irland, welches damals von rohen Horden bewohnt war. Unter allen diesen Widerwärtigkeiten fand Heinrich II. noch Zeit, sehr viele Gesetze zu geben, aber ohne Zuziehung des Adels und der Geistlichkeit. Er hatte sich in dieser Rücksicht sehr mächtig gemacht. Er verbot das Ansichbringen der Güter eines Vasallen wegen darauf haftender Schulden des Besitzers. Er gab vielen Burgen (Städten) Gemeinde-Briefe, wie es in Frankreich geschah. Er ließ sich die Kriegsdienste, die man nach dem Feudalrechte persönlich leisten mußte, mit Geld bezahlen; und diese Abgabe machte es ihm möglich, eine stehende Armee zu halten, die aus 60.000 Mann zu Fuß und 20.000 Reitern bestand.

Heinrich V., Sohn Heinrichs IV. aus dem Hause Lancaster, bestieg 1413 den Thron von England. Seine Jugend hatte er in Zerstreuungen zugebracht, auf dem Thron zeigte er aber einen festen Geist, und sehr hohe Ansichten über die Dinge. Er wußte sich Anhänger zu verschaffen. Die Lollards, angeführt durch den Lord Cobham, einen geübten Kriegsmann, versuchten zwar einen Aufstand, aber der König unterdrückte ihn bald, mit Hülfe der Geistlichkeit, deren geschworenem Feinde. Diese Vorläufer der Presbyterianer konnten sich nicht halten. Die Geistlichkeit war klug, und überließ dem Könige einen Theil ihres Grundeigenthums; auch machten die Angelegenheiten in Frankreich eine Diversion. Heinrich IV. hatte auf dem Todbette zu seinem Sohne gesagt, daß er die Engländer auswärts beschäftigen solle, um Frieden im Lande selbst zu haben. Frankreich war damals der Schauplatz eines Bürgerkriegs, und war getheilt zwischen die Parteien zweier Prinzen von Geblüte. Heinrich V. ward um die Tochter Karls VI. in Frankreich, und verlangte die Souverainetät über die Provinzen wieder, welche unter Philipp August eingezogen worden waren. Der französische Hof bewilligte die Hälfte derselben; dies nahm aber Heinrich nicht an. Nachdem er eine Verschwörung gegen sich vernichtet, und einen Sohn des Herzogs von York hatte hinrichten lassen, landete er in der Normandie, nahm Harfleur, zog sich aber darauf zurück, weil der Mangel seine Armee aufrieb. Angegriffen bei Azincourt in einer ganz gefährlichen Stellung, die er aber doch befestigt hatte, erkämpfte er seinen Sieg, gleich denen von Cressy und Poitiers, bei welchem der französische Ungestüm der englischen Ueberlegung weichen mußte. Aber Geldmangel nöthigte ihn zu einem Waffenstillstand und zur Räumung Frankreichs. Zwei Jahre darnach aber kam er wieder dahin zurück, unterhandelte mit den Armagnacs und mit den Burgundern, nahm Rouen, Pontoise, Gisors, unterzeichnete zu Troyes einen Frieden, in welchem er als Erbe der französischen Krone anerkannt wurde, und zog in Paris ein. Hier vermählte er sich mit Katharina von Frankreich. Einige Glieder der Reichsstände und des Parlaments schworen ihm Treue, als Regenten. Aber die Geldbedürfnisse nöthigten ihn abermals, nach England zurückzukehren, wo er 1422 starb. Seinen Bruder, den Herzog von Bedford, hatte er zum Regenten von Frankreich, und den zweiten Bruder, den Herzog von Gloucester, zum Regenten von England ernannt.

Heinrich VI. war erst 9 Monate alt, als er seinem Vater Heinrich V. in der Regierung von England und Frankreich folgte: deßhalb stand er in Frankreich unter der Vormundschaft des Herzogs von Bedford und in England unter der des Herzogs von Gloucester. Durch seine Feldherren wurden die Schlachten bei Crevant, Verneuil und Rouvroy gewonnen, aber die Siege der Jungfrau von Orleans und die Folgen, die sie begleiteten, setzten den Triumphen dieses Monarchen ein Ziel und waren Ursache, daß die Engländer fast aus ganz Frankreich verjagt wurden. Die Streitigkeiten,

die in England sich erhoben, endigten für ihn mit Verlust der Krone; denn sein Verwandter, der Herzog Richard von York, der eine weiße Rose im Wappen führte, und durch seine Mutter von Eduard III. abstammte, ergriff die Waffen gegen Heinrich VI., schlug ihn und machte ihn zum Gefangenen. Margarethe von Anjou, seine Gemahlin, sammelte jedoch eine Armee und schlug den Herzog von York in der Schlacht von Wakefield, wobei derselbe auch umkam (1460). Heinrich VI. erhielt hierdurch seine Freiheit wieder. Aber Eduard, Sohn des Herzogs von York, rächte seinen Vater, besiegte die Truppen der Königin und nahm sie in der Schlacht von Tewksbury gefangen. Heinrich VI. entkam durch die Flucht nach Frankreich. Als er aber nach England zurückkehrte, wurde er gefangen genommen und in dem Tower zu London eingekerkert, wo er noch in demselben Jahre, durch den Herzog von Gloceſter 1471, mit seinem 18jährigen Prinzen getödtet wurde. Gleiches Geschick hatte auch seine Gemahlin Margarethe.

Heinrich VII., Stifter des Hauses Tudor, geb. 1456, war der Sohn des Grafen Edmund von Richmond und Margarethens aus dem Hause Lancaster, ging, unterstützt von dem Herzoge von Bretagne und Karl VIII. von Frankreich nach England über, schlug und tödtete den Usurpator Richard III. zu Bosworth den 2. Aug. 1485. Den 30. Sept. desselben Jahres wurde er als König von England gekrönt, als Sprößling des Hauses Lancaster, obwohl nur von mütterlicher Seite und zwar in entferntem Gliede. Ein gewisser Lambert Simnel und der Sohn eines getauften Juden, Namens Perkin Waerbeck, machten ihm zwar, der erste als Neffe, der andere als Sohn Eduards IV., die Krone einige Zeit streitig; allein der erste endigte sein Leben in der Küche Heinrichs VII. und der zweite auf dem Schaffot. Die Regierung dieses Königs gehörte übrigens zu einer der friedlichsten, und diese Ruhe wirkte zunächst auf Verbesserung der Sitten, die durch die innern Kriege verschlimmert worden waren. Das Parlament, welches er oft zusammenberief, gab weise Gesetze, Ackerbau und Handel hoben sich von Neuem und eine Menge eingeschlichener Unordnungen wurden abgeschafft. Das Einzige, was man ihm Schuld gab und das vielleicht nur die Nothwendigkeit, in der er sich befand, entschuldigt, war der Geiz. Drückende und ungerechte Auflagen bewirkten, daß er bei seinem Tode einen Schatz von 2,750,000 Pfd. Sterlinge hinterließ. Bei Herannäherung des Todes versuchte er durch Allmosen und milde Stiftungen seine Ungerechtigkeiten wieder gut zu machen. Er starb den 22. April 1509, im 52. Lebensjahre und nach 24jähriger Regierung. Der Schutz, den er den Gelehrten gewährte, verschaffte ihm den Titel: Freund der Wissenschaften. Sorgsam war er bedacht, die Macht der großen Vasallen zu vermindern, und indem er dem Adel das Recht ertheilte, ihre Ländereien zu veräußern, verschaffte er dem Volke Mittel, sein Eigenthum zu vermehren. Er war übrigens der erste König Englands, der Garden gehalten hat. Um die beiden Häuser Lancaster und York mit einander auszusöhnen, vermählte er sich 1486 mit Elisabeth von England, Tochter und Erbin Eduards IV. und erhielt von ihr mehrere Kinder. Arthur Tudor, Prinz von Wales, starb jedoch schon vor ihm 1502, ohne von seiner Gemahlin Katharine, Tochter König Ferdinands des Katholischen von Spanien, Kinder zu hinterlassen, und so folgte ihm Heinrich VIII., der die Wittwe seines Bruders heirathete, die er darauf wieder verstieß. Die Schriftsteller Englands geben übrigens Heinrich VII. den Titel Salomo.

Heinrich VIII. folgte (1509) seinem Vater als 18jähriger Jüngling in der Regierung über England. Der junge Heinrich versprach wie Nero eine schöne Zukunft, denn er zeigte sich sanft, gesprächig und edel, und liebte Künste und Wissenschaften. Aus Anhänglichkeit an die Kirche verband er sich mit

den Feinden Frankreichs, fiel in die Picardie ein, schlug die Franzosen bei Guinegate, ging aber wieder zurück, indem er sich mit Ludwig XI. aussöhnte, ohne Vortheil von dem Siege gezogen zu haben. Jetzt überließ er sich ganz der Leitung seines ränkevollen Günstlings, des Kardinals Wolsey, den die Laune des Glücks aus dem niedrigsten Stande empor gehoben hatte. Er wußte allen Lüsten und Leidenschaften des Königs zu schmeicheln und so stieg er von einer Ehrenstufe zur andern. Da ihm Karl V. Hoffnung zum päpstlichen Stuhle machte, so suchte er Heinrich in dessen Interesse zu ziehen. Nach der berühmten Zusammenkunft Heinrichs VIII. mit Franz I. gelang es Wolsey, Heinrich gegen Frankreich zu stimmen. Da Heinrich aber nach der Schlacht bei Pavia Karls Uebermacht zu fürchten anfing, und Wolsey einsah, daß er getäuscht worden; so entstand ein Bruch, und mit Frankreich wurden zwei Bündnisse gegen den Kaiser nacheinander geschlossen. Als Luther seine Reformation begann, so beging Heinrich die Thorheit, als Gelehrter und Theologe glänzen zu wollen, und schrieb eine eigene Streitschrift gegen Luther über die sieben Sakramente. Dafür bekam er vom Papste den Titel eines Vertheidigers des Glaubens. Aber seine Demonstrationen verhinderten nicht das Aufgehen des Samens der Reformation, der von den Lollard's in England gestreut worden war, und Heinrichs eigene Leidenschaften bereiteten das Erdreich dazu vor. Er liebte die Katharina von Aragonien nicht mehr, und trug nun kein Bedenken, eine Scheidungsbulle vom Papste zu verlangen, obgleich Katharina die Tante des Kaisers war. Es hatte sich eine heftige Leidenschaft zu Anna Boleyn, einem Hoffräulein, in seinem Herzen entzündet. Der Papst, der der Rache Karls V. ganz bloß gestellt war, kam durch diese Sache in die größte Verlegenheit, und suchte sie in die Länge zu ziehen. Durch dieses Zaudern des päpstlichen Hofes in die äußerste Wuth gebracht, ließ der leidenschaftliche Heinrich durch den Bischof Cranmer, mit Beistimmung des eingeschüchterten Parlaments, die Scheidung vollziehen, und erhob die Anna Boleyn zur Königin. Die Geistlichkeit setzte er durch starke Abgaben in Furcht; alle jene reiche Einkünfte, die sonst nach Rom gingen, zog er in seinen Schatz; und er selbst erklärte sich nun zum Protektor und Oberhaupt der Kirche in England. Vergebens donnerte nun Klemens mit Bannbullen auf ihn los; vergebens nannte sich Katharina noch immer die rechtmäßige Königin; das königliche Ansehen war zu fest gegründet und wo der Widerstand von Folgen hätte seyn können, setzte der König ihm schonungslose Gewalt entgegen. Der Kanzler Morus und der Bischof von Rochester, Joh. Fisher, wurden enthauptet, weil sie die Rechtmäßigkeit der geistlichen Oberhauptschaft und der zweiten Ehe des Königs nicht anerkennen wollten. Mit gleicher Wuth verfolgte er Katholiken und Protestanten; an allen Ecken des Königreichs rauchten die Scheiterhaufen sowohl für die Lutherischen als Katholischen. Er bildete sich ein, die einzige wahre Richtschnur des Glaubens zu besitzen, und berechtigt zu seyn, jeden Andersdenkenden zu bestrafen. Da ein anderes Hoffräulein, Johanna Seymour, seine wilde Leidenschaft entflammt hatte; so ward er der Anna Boleyn überdrüssig, und um sich ihrer zu entledigen, klagte er sie der Untreue an. Es ward ihr der Prozeß gemacht, und trotz ihrer rührendsten Briefe an den König, trotz ihrer heiligsten Versicherungen vor den Richtern, daß nur ein Schein, keine Thatsache gegen sie spräche, ward sich dennoch am 9. Mai 1539 nach Urtheil und Recht durch das Henkersbeil enthauptet. Den Tag nach der Hinrichtung heirathete er die Johanna Seymour, und Elisabeth, seine Tochter von der Anna, wurde für unehelich erklärt. Johanna Seymour starb aber schon im ersten Kindbette, und auf das Vertrauen zu einem schmeichelnden Porträt erhob er eine protestantische Prinzessin, Anna, die Tochter des Herzogs von Cleve, zu seiner vierten Gemahlin. Da er sie aber nach der Vermählung seinen Erwartungen nicht entsprechend fand, so verstieß er sie nach kurzer Zeit, und

ließ seinen Liebling, Thomas Cromwell, der ihn zu dieser Heirath verleitet hatte, zum Tode verurtheilen und hinrichten (1540). An die Stelle der zurückgesandten Anna trat eine reizende Engländerin, die Lady Katharina Suwand, die des Wollüstlings Begierden erregt hatte, und wenige Wochen nach der Scheidung von jener, seine Gemahlin wurde. Aber schon im folgenden Jahre entdeckte sichs, daß dasselbe Verbrechen, das man der unglücklichen Anna Boleyn zu Last gelegt, von der gegenwärtigen Königin wirklich begangen sey. Da die deutlichsten Zeugnisse gegen sie sprachen, so ward sie und einen Haufen anderer in ihre Schuld verwickelten Personen zum Schaffot verurtheilt. Seine sechste Gemahlin ward die Lady Katharina Paor, des Lords Latimer Wittwe, die es nur ihrer großen Klugheit verdankte, daß sie nicht das Schicksal ihrer unglücklichen Vorgängerinnen theilte. Mit zunehmenden Jahren nahm auch Heinrichs Wuth und Grausamkeit zu; indem er mit jedem Jahre körperlich schwerfälliger, und geistig empfindlicher und übellauniger wurde. Die letzten Lebensjahre des mißtrauischen uud eigensinnigen Tyrannen, kostete viele, mitunter sehr angesehene Personen das Leben. Mehrere wurden bloß darum als Verräther hingerichtet, weil sie während seiner Krankheit gesagt hatten, der König werde wohl nicht mehr lange leben. Noch den Tag vor seinem Ende verlangte er vom Parlamente den Tod des Herzogs von Norfolk, eines der verdienstvollsten Männer des Königreichs. Zum Glück starb er selbst noch vor Vollziehung des Urtheils (21. Januar 1547) im 56. Jahre seines Alters und im 38. seiner Regierung.

Heinrich der Löwe, ein Sohn Heinrichs des Stolzen, Herzogs von Baiern und Sachsen, geboren 1129, erbte von seinem Vater das sächsische Herzogthum und den Haß der Hohenstaufen. Nach erlangter Volljährigkeit (1146) entriß er Albrecht dem Bären die vom Herzogthum Sachsen abgerissenen Ländereien und forderte selbst 1147 vom Kaiser die Rückgabe Baierns auf dem Reichstage zu Frankfurt. Nach Conrads Tode erlangte er durch Kaiser Friedrich I. 1154 Baiern, und ward hierdurch der mächtigste Fürst Deutschlands. Aus Vorliebe für Sachsen hielt er sich mehr in diesem Lande, als in Baiern auf, dessen Regierung er dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach überließ. Da er indeß den in Sachsen befindlichen Bischöfen zumuthete, die Belehnung mit Ring und Stab von ihm zu nehmen, trat der Erzbischof Hartwig von Bremen, an der Spitze dieser geistlichen Herrn, gegen ihn zu Merseburg 1166 in ein Bündniß zusammen, und mehrere Vasallen Heinrichs gesellten sich gleichfalls dazu. Die Waffen entschieden zu Heinrichs Gunst, so wie Kaiser Friedrich des Ersten Ausspruch 1168 auf dem Reichstage zu Bamberg. Da jedoch der Kaiser, während eines Kreuzzuges Heinrichs, auf ein Gerücht von dessen Tode, sich mehrerer festen Plätze in Sachsen bemächtigt hatte, so erwachte bei seiner Rückkehr der in Heinrichs Brust schlummernde Groll gegen die Hohenstaufen von Neuem, und er verließ 1174 den Kaiser, der seine Hilfe bei Belagerung der Stadt Alessandria sehr nöthig brauchte, obgleich ihn derselbe sehr dringend um sein Bleiben bat. Heinrichs Feinde traten von allen Seiten gegen ihn auf, und brachten es beim entrüsteten Kaiser dahin, daß er, da er auf mehrern Reichstagen eingeladen, nicht erschienen war, zu Goslar in die Acht gethan wurde, 1180, worauf Baiern Otto von Wittelsbach, Bernhard von Askanien, der Sohn Albrecht des Bären, Sachsen, und verschiedene Bischöfe andere Theile seines weitläufigen Gebiets erhielten. Von seinen Besitzungen blieben ihm nur die Erbgüter in Ostphalen. Der Versuch, durch die Waffen das Verlorne wieder zu erlangen, würde gewiß gelungen seyn, wenn nicht sein hartnäckiger Eigensinn die größte Anhänglichkeit seiner Freunde völlig erstickt hätte. Auf dem Reichstage zu Erfurt 1182 erhielt er zwar vom Kaiser Verzeihung, konnte aber doch seine frühere Macht nicht wieder erlangen. Zugleich mußte er versprechen, drei Jahre außer Deutschland zuzubringen; er ging daher nach

England zu seinem Schwiegervater, König Heinrich II., und, als er endlich vom Erzbischof Philipp von Köln, der sich mit dem Kaiser entzweit hatte, zurückberufen wurde, und 1184 in Deutschland wieder erschien, war die alte Kraft gebrochen; denn, obwohl er in mehrern spätern Fehden große Beweise von Tapferkeit gab, mußte er doch froh seyn, daß seine Feinde ihm ruhig den Besitz seiner Erbgüter ließen. Er starb zu Braunschweig 1195, und wurde im dortigen Dom, wo noch sein Grabmal zu sehen ist, beigesetzt. Heinrich der Löwe war ein Held, tapfer, großmüthig, unermüdet thätig, aber auch starrsinnig, hochfahrenden Wesens, und leidenschaftlich gestimmt; dabei fromm, aber kein Frömmler. Durch sein ganzes Leben hatte er mit den geistlichen Fürsten, die seine erbittertsten Feinde waren, zu streiten. Ueber sein Zeitalter ragt er hervor durch seine unermüdete Bemühungen, Handel, Gewerbfleiß, Bürgerglück und Wohlhabenheit in seinen Ländern zu verbreiten, Künste emporzubringen, und Gelehrsamkeit, wie er sie kannte, zu befördern. Er unterlag nie seinem harten Schicksale, sondern kämpfte ihm rastlos entgegen. (Vergl. seine Biographie von Böttiger. 1819.)

Heinrich der Jüngere, Herzog von Braunschweig, Sohn Heinrichs des Aeltern, geboren im Jahre 1498, einer der heftigsten Gegner und Verfolger der Reformation. Die hildesheimische Stiftsfehde war der erste merkwürdige Krieg, den er führte. Obgleich er die entscheidende Niederlage bei Soltau (1519) erlitt, so wurden ihm und seinem Vetter Erich dennoch durch Gunst Kaiser Karl V fast sämmtliche hildesheimische Stiftslande zugesprochen, wodurch seine Erblande um ein Drittel vergrößert wurden. Zugleich kam er aber auch in eine Abhängigkeit vom Kaiser, die später sehr drückend für ihn wurde. Als Thomas Münzer durch geistliche Schwärmerei das niedere Volk in Thüringen aufregte, und mit seiner wilden Rotte ganz Thüringen, Hessen und Niedersachsen zu verheeren drohte, so vereinigte sich Heinrich mit dem Kurfürsten und dem Landgrafen von Hessen gegen die Aufrührer, und nahm Theil an der Schlacht bei Frankenhausen, wo fast die Hälfte derselben niedergehauen wurde. Da für Heinrichs unruhige Gemüthsart der Friede unerträglich war, so begann er jetzt mit der Stadt Goslar eine Fehde und belagerte sie; doch bald rief ihn Karl V. zu einem Zuge nach Italien gegen den Papst und Venedig ab, dem er mit tausend Reitern folgen mußte. Jedoch brachte er von diesem Zuge nur sehr wenige seiner stattlichen Reiter, von denen die meisten durch ansteckende Seuchen hinweggerafft worden waren, nach Wolfenbüttel zurück. Als die lutherischen Fürsten den schmalkaldischen Bund schlossen, ließ sich Heinrich als Feldherr an die Spitze des Gegenbundes stellen. Weil sich auch die Städte Goslar und Braunschweig in den schmalkaldischen Bund hatten aufnehmen lassen, so befehdete Heinrich dieselben, und ließ selbst auf mehrere ernstliche Warnungen des Kaisers Ferdinand davon nicht ab. Da beschloß endlich der Bund, den beiden Städten Frieden zu verschaffen; es wurde ein Heer von 15.000 Mann Fußvolk und 4000 Reitern ausgerüstet, und dies brach unter Anführung des Kurfürsten von Sachsen und des Landgrafen von Hessen so schnell in die braunschweigischen Lande ein, daß Herzog Heinrich die eiligste Flucht ergreifen mußte. Sie nahmen darauf das Land in Besitz, richteten den Gottesdienst nach protestantischer Weise ein, und äußerten unverholen, daß sie es dem Herzog nie wieder herausgeben würden. Dieser floh nach Baiern, und da ihm alle Versuche mißglückten, wieder zum Besitze des Landes zu gelangen, so beging er in einer Art von Verzweiflung eine Treulosigkeit gegen Franz I., der ihm Gelder gesandt hatte, um dafür eine Anzahl Truppen in Deutschland für ihn zu werben. Kaum hatte er nämlich diese beisammen, so führte er sie in der größten Schnelligkeit nach Braunschweig, verwüstete das platte Land im

Lüneburgischen, und belagerte Wolfenbüttel und Schöningen. In gleicher Schnelligkeit brachte auch der Landgraf von Hessen ein Heer gegen ihn auf, zog ihm selbst entgegen, nöthigte ihn, die Belagerung von Wolfenbüttel aufzugeben, und umzingelte ihn bei Nordheim; hier erlitt er eine entscheidende Niederlage, und wurde nebst seinem ältesten Sohne Karl Viktor gefangen und nach der Festung Ziegenhayn geführt, wo der Landgraf ihn strenge bewachen ließ. Durch die für die Protestanten so unglückliche Schlacht bei Mühlberg (24. April 1547), ward er aus dieser Gefangenschaft wieder befreit und in sein Erbland eingesetzt, dessen Abfall von ihm er nun, mit bitterem Groll im Herzen, zu rächen beschloß. Er belagerte die Städt Braunschweig, die vorzüglich seine Rache fühlen sollte, schloß aber bald einen Vertrag mit ihr, als der Graf Volradt von Mansfeld verheerend in die wolfenbüttelschen Länder eingefallen war. Heinrich verbündete sich mit dem Kurfürsten Moritz von Sachsen, und zog ihm mit seinen beiden ältesten Söhnen entgegen. Sie trafen ihn bei Sivershausen auf der Lüneburger Heide, und griffen ihn auf der Stelle an. Das Treffen war blutig und endete mit der Niederlage des Grafen; aber dem Herzog von Braunschweig kostete dieser Sieg zwei Söhne, und auch der treffliche Moritz ward tödtlich verwundet. Heinrich fühlte den Verlust seiner beiden ritterlichen Söhne um so schmerzvoller, da ihm nur noch ein mindergeliebter Sohn, der still verwachsene Julius, übrig blieb, der sogar im Geheimen der lutherischen Lehre zugethan war. Heinrichs wilder und unruhiger Charakter milderte sich im Alter, und war jenen heftigen Ausbrüchen der Leidenschaften, die seine Jugend und sein Mannsalter so stark bewegten, weniger unterworfen. Er starb im Jahr 1568. Auch ist Heinrich in der Romanenwelt bekannt wegen seiner Liebe zu dem Hoffräulein Eva von Trott. Um verborgen vor seiner Gemahlin und der Welt mit ihr in Liebe leben zu können, verfiel er auf folgende List: Das Fräulein mußte sich todt stellen und begraben lassen; während aber die dazu bestellten Priester die feierlichen Exequien hielten, ließ er sie nach einem entfernten Schlosse bringen, wo er sie insgeheim oft besuchte und sieben Söhne mit ihr zeugte.

Heinrich der Seefahrer, der dritte Sohn des Königs Johann I. von Portugal, geb. 1396, hat sich durch die Erweiterung der Schifffahrt und die dadurch vorbereitete Entdeckung des Seeweges zu Indiens Handelsschätzen einen unsterblichen Ruhm in der Geschichte erworben. Schon in früher Jugend faßte er Neigung zu den Wissenschaften, besonders zur Mathematik, Astronomie und Schifffahrtskunde. Aber auch in den Waffen übte er sich, und oft gab er Beweise von hohem Muth. Nach dem Tode seines Vaters setzte er die Feldzüge gegen die Mauren fort, ließ aber während denselben keine Gelegenheit vorüber gehn, sich von den an Aegypten und den arabischen Staaten gränzenden Ländern Kenntniß zu verschaffen, und einen Weg um die Westküste von Afrika nach Indien nachzuforschen. Zu Sagres, einer Stadt in Algarbien, errichtete er ein Observatorium, so wie eine Schule, in welcher junge Edelleute alle auf Schifffahrtskunde sich beziehenden Wissenschaften gelehrt wurden. Die Schifffahrt vervollkommnete er durch die Anwendung des Kompasses auf dieselbe; auch soll er bedeutenden Antheil an der Erfindung des Astrolabiums gehabt haben. Anfangs hatten seine Entdeckungsversuche wenig Erfolg: doch wurden durch zwei in seiner Schule gebildete Hauptleute die beiden Inseln Puerto Santo und Madera entdeckt. Hierauf beschloß Heinrich eine Entdeckungsreise nach der goldreichen Küste von Guinea, und mit dem beharrlichsten Muthe überwand er alle Schwierigkeiten, die der Ausführung dieser Reise entgegenstanden. 1433 ging sein Zögling Gilianez unter Segel, umschiffte glücklich das Vorgebirge Bojador, und nahm die Küste in Besitz durch die Errichtung eines Kreuzes. Im folgenden Jahre sandte Heinrich ein größeres Schiff aus, das 30 M. über das Vorge-

birge Bojador hinausseglte. Da jetzt ein so glücklicher Erfolg sein Unternehmen krönte, so wurde Heinrich auch Anerkennung seiner verdienstvollen Bestrebung und mehr Unterstützung zu Theil. Sein Bruder Pedro, der die Vormundschaft über den minderjährigen Alfonso V. und die Regierung führte, bestätigte die ihm schon vom verstorbenen König Edmund geschenkten Inseln Puerto Santo und Madera. Als darauf 1440 Antonio Gonzalez und Nunno Tristan bis zum weißen Vorgebirge drangen, ergriff das ganze Volk ein Enthusiasmus zu Entdeckungsreisen, und eine große Anzahl unternehmender Männer schloß sich an Heinrich an. Was bisher die Sache eines Einzigen war und durch die Kraft eines Einzigen gefördert wurde, das ward nun eine Angelegenheit des ganzen portugiesischen Volkes, und hatte einen schnellern Fortgang, als sich die Kräfte Vieler zum rühmlichen Werke vereinten. Das grüne Vorgebirge wurde 1446 umschifft, und 1448 drei der azorischen Inseln entdeckt. Heinrich leitete bis zu seinem Tode alle diese Unternehmungen, und starb 1463, nachdem er vorher noch die Freude erlebt hatte, daß die Küste Sierra Leona entdeckt wurde, und daß ein Fürst den portugiesischen Thron bestieg, der mit heftiger Liebe alle Plane zur Ausdehnung der portugiesischen Macht umfaßte.

Heinrich von Preußen, s. Friedrich Heinrich Ludwig.

Heinrich I., König von Hayti. Henri Christophe, gewesener Negerkönig von Hayti, war geboren 1767 auf der Insel Grenada, die zu den kleinen Antillen gehört. (Nach Andern soll er auf St. Christophe, einer in der nämlichen Inselgruppe gelegenen Insel, geboren seyn, und den Namen Christophe von seinem Geburtsorte erhalten haben). Er war von ansehnlichem Wuchs und starkem Körperbau, konnte sich nach seiner angebornen Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit nicht in das Joch der Sklaverei beugen und entfloh. Der nordamerikanische Freiheitskrieg bot ihm eine schickliche Gelegenheit dar, seine militärischen Talente zu entwickeln. Er nahm Kriegsdienste, und galt in den Reihen der Freiheitskämpfer für einen kecken Streiter, aber auch für einen Plünderer, der eben so gefühllos als furchtlos war. Bei der Belagerung von Havannah erhielt er eine schwere Wunde, die ihn von dem Kriegsschauplatz entfernte. Er ging nach St. Domingo, und wurde bei einem Kaufmann zu Cap-François, Namens Beateche, Aufseher über dessen Sklaven. Hier offenbarte Christophe aufs Neue seine wilde, menschenfeindliche Gemüthsart, indem er seine unglücklichen Mitbrüder mit außerordentlicher Härte tyrannisirte. Als im Jahr 1792 die Empörung der Mulatten und Neger auf St. Domingo gegen die Weißen ausbrach, war Christophe nicht allein einer der Ersten, die sich für die Sache der Freiheit erklärten, er wurde auch einer der wüthendsten Verfolger der Europäer. Mit dem nämlichem Grimme, mit welchem er seine Mitbrüder vorher mißhandelt hatte, fiel er über deren Tyrannen her, und ward ein gewaltiger Vertheidiger ihrer Menschenrechte, nicht sowohl aus Grundsatz, als um der Beute willen. Um diese sicher zu gewinnen, soll er anfangs nicht bei den vorderen, sondern bei den hinteren plündernden Haufen zu sehen gewesen seyn. Auf solche Weise kam er bald in den Besitz eines nicht unbedeutenden Vermögens, das in Verbindung mit seinem furchtlosen Muthe ihn in den Stand setzte, unter seinen Kameraden eine besondere Rolle zu spielen. In dem Jahr 1802 findet man ihn als Anführer eines ansehnlichen Negerhaufens, mit dem er sich bei vielen Gelegenheiten durch Muth und List auszeichnete. Toussaint l'Ouverture, damals Chef der schwarzen Insurgenten, fand in Christophe den entschlossenen Mann, zu jeder gefährlichen Unternehmung bereit, und ernannte ihn zum General, um ihn mit desto mehr Vortheil gegen seine Nebenbuhler zu gebrauchen. Den Auftrag desselben, sich seines Neffen zu bemächtigen, richtete er mit schändlicher Arglist aus, bemächtigte sich des Unglücklichen durch Treulosigkeit und überlie-

ferte ihn dem Touſſaint zum Tode. Für ſeine guten Dienſte ernannte ihn dieſer zum Gouverneur von Cap-François. Auf dieſem Poſten wahrte er das Beſte des Landes mit eben ſo viel Tapferkeit, als Liſt und Bosheit. Zwar mußte er dem franzöſiſchen General Leclerc die Stadt übergeben, aber er wich nur aus den rauchenden Trümmern, und trug weiterhin nicht wenig zu der gänzlichen Befreiung des Landes bei. Als der unglückliche Touſſaint durch ſchändlichen Betrug nach Frankreich abgeführt war, zog Chriſtophe mit Deſſalines, Pethion und Anderen aufs Neue das Schwert. Er, Pethion und Clervaux erhoben Deſſalines am 5. Oktober 1804 auf den neugeſchaffenen Kaiſerthron. Zum Dank dafür verlieh ihm der ſchwarze Monarch die Würde des erſten Kriegsoberſten und Hofbeamten und er benutzte dieſen Poſten, um ſich von dem ſauren Schweiß und Blut des Volkes reiche Schätze zu ſammeln. Jakob I. (Deſſalines) grub ſich durch ſeine Tyrannei ſein Grab. Chriſtophe, der ihm an Scharfſinn, Umſicht und Bildung weit überlegen war, ſtellte ſich als General des Kaiſers an die Spitze der Unzufriedenen und nahm in Verbindung mit Pethion dem Wütherich Thron und Leben. Nach Jakobs Fall (Oktober 1806) wurde Chriſtophe als älteſter Negergeneral bis zur Einführung einer neuen Conſtitution zum proviſoriſchen Oberhaupt von Hayti ernannt. Bei dem Entwerfen dieſer Conſtitution entzweite er ſich mit dem republikaniſch geſinnten Pethion und bekriegte dieſen, welcher nicht zugeben wollte, daß Hayti von Neuem einem Uſurpator unterworfen würde. Seine Waffen begleitete das Glück, er trieb den Gegner in die Enge, ob er ihn gleich nicht unterwerfen konnte, und machte ſich zum Oberherrn des nordweſtlichen Theiles der Inſel, 1811, ließ ſich von einem Kapuziner, mit Namen Cornelius Brell (dem nachherigen Biſchof Herzog von Anſa), mit Cacaoöl ſalben und feierlich krönen, und nannte ſich Henri I. Er wählte ſich ein Reichswappen, ernannte, wie Napoleon, Herzoge, Grafen und Edelleute und ſtiftete ſelbſt einen Militärverdienſtorden (Heinrichsorden). Dieſer hatte auf der einen Seite des Königs Bruſtbild mit der Umſchrift: Henri fondateur 1811, und auf der Kehrſeite einen Lorbeerkranz mit der Aufſchrift: Prix de la valeur. So wie er nun ſelbſt in Kleinigkeiten die Form des napoleoniſchen Kaiſerhofes nachahmte, und durch einen jährlich erſcheinenden in franzöſiſcher Sprache gedruckten Staatskalender der Welt die Herrlichkeit des ſchwarzen Reiches kund that, ſo ſorgte er daneben für das Wohl, die Sicherheit und Kultur ſeines Landes. Die Organiſation deſſelben war militäriſch, in Diviſionen und Arrondiſſements. Seine 30,000 Mann ſtarke Armee beſtand aus 27 Regimentern zu Fuß, 2 zu Pferd und Artillerie nebſt 6 Regimentern Garde. Er beförderte Wiſſenſchaften, Künſte, Gewerbe und Handel, und ſuchte durch fremde Gelehrte und andere tüchtige Männer die den Seinigen noch fehlende Bildung von dem Auslande einzuführen. Die Errichtung einer höhern Lehranſtalt zu Cap-Henri, eine königl. Buchdruckerei und das in derſelben erſchienene königl. Geſetzbuch beſchämte manchen europäiſchen Staat, und legte zugleich vor der Welt ein ehrenvolles Zeugniß ab, von der Tüchtigkeit dieſes Regenten. Handhabung der Gerechtigkeit, Civiliſirung des rohen Volkes durch ſtrenge Polizei, Beſorgung der kirchlichen Bedürfniſſe und die mit andern Mächten, beſonders mit England, eingegangenen Handelsverträge, hoben den Flor ſeines kleinen Königreichs unglaublich ſchnell, und gaben ihm gegen Außen hin ein nicht unbedeutendes Anſehen. Als Napoleon, dem Drang der Zeit weichend, der franzöſiſchen Krone entſagte, trat Chriſtophe den Grundſätzen der Verbündeten bei, und erklärte ſich bereit, mit dem neuen König von Frankreich in Verbindung zu treten. Man hoffte damals das Reich der Schwarzen dem franzöſiſchen Scepter zu unterwerfen, und forderte Chriſtophe auf, ſich der Zumuthung Ludwigs XVIII. zu fügen. Mit Verachtung wies

er jedoch den ehrenrührigen Antrag ab, und erklärte, sich eher unter den Trümmern seines Reiches begraben zu lassen. Ob nun gleich Henri nicht ohne Regententugenden war, so fehlte ihm doch die hohe Kunst, sich die Herzen der Menschen zu gewinnen. Er war nicht geliebt, nur gefürchtet. Dieses zeigte sich bei der ersten Veranlassung, und war die Ursache seines Unterganges. Als der General Boyer 1818 an die Spitze des Freistaates Hayti trat, so brach er die Verbindungen gänzlich ab, welcher sein Vorfahrer Pethion noch mit Henri unterhielt, und die Spannung wurde so groß, daß man einem offenbaren Krieg entgegen sah. Viele Bewohner des Königreichs wünschten das Erscheinen der Truppen des Freistaates, um sich zu Gunsten des Letzteren zu erheben. Diese Stimmung war dem Präsidenten Boyer bekannt, als er mit den Waffen in der Hand das Gebiet Henri's anfiel: denn sogleich brach die Empörung gegen denselben aus. Der Gouverneur von St. Marc wurde von dem Obersten der Garnison ermordet, und Boyer von diesem aufgefordert, die getrennten Theile von Hayti zu vereinigen. Als Henri die Kunde erfuhr von den Begebnissen in St. Marc und dem Anrücken Boyers mit 15.000 Mann, versammelte er auf dem festen Schlosse Sans-Souci 1500 Mann seiner Garden zum Schutze seiner Person, und gab seinem Schwager Joachim Noëlle, Herzogen von Port-au-Pair, den Oberbefehl. Die Hauptstärke seines Heeres vertraute er dem General Richard an, einem Manne, der Alles, was er war, ihm verdankte, und sandte ihn dem Feinde entgegen. Richard aber lohnte seinem Herrn mit Untreue, ging mit mehreren Regimentern zu Boyer über, und proklamirte die Abschaffung des Königthums. Mit allgemeinem Jubel vernahmen die Einwohner von Hayti dieses Wort, und Unruhen brachen aller Enden aus. Jetzt glaubte Henri das letzte Mittel aufbieten zu müssen. Er sandte seinen Schwager den Empörern entgegen. Ehe dieser mit den Truppen von Sans-Souci abzog, ließ sich der König, der krank war, durch die Reihen der Soldaten tragen, und ermahnte sie selbst zu Muth, Tapferkeit und Treue, große Belohnungen verheißend für rechtschaffene Pflichterfüllung. Sie gelobeten Alles. Da sie aber am 8. Oktober 1820 den abtrünnigen Gefährten gegenüberstanden, gelüstete sie nicht mehr nach des Königs Lohn; sie versagten ihren Oberen den Gehorsam und gingen sämmtlich über. Wenige Stunden nachher erscholl zu Sans-Souci die Nachricht dieses Ereignisses, und Henri, von allen Seiten verrathen und von seinen treuesten Dienern verlassen, glaubte seine Stunde habe geschlagen. Um den Empörern nicht lebendig in die Hände zu fallen, endigte er sein Leben durch einen Pistolenschuß am 8. Oktober 1820 Vormittags 11 Uhr. Sogleich drangen die Empörer in das Schloß, erschlugen den Kronprinzen und mißhandelten des Königs Leiche. Das Königthum wurde abgeschafft, und der Staat unter dem einen Präsidenten Boyer vereinigt. Die Empörer bemächtigten sich eines Theiles der Schätze des Königs; seine Gemahlin, seine Töchter und Freunde nahm Boyer in Schutz und gab ihnen mit Rettung des größten Theils ihres Privatvermögens Gelegenheit, nach England über zu gehen, wo sie unweit London ein sorgenfreies Leben führen. — Henri betrachtet als Mensch und als König sind zwei verschiedene Charaktere. Immer aber wird er eine merkwürdige Erscheinung bleiben, und manchen Flecken wird der Gedanke von ihm abwischen, daß er als Sklave erzogen war.

Heinse (Wilh.) war geboren 1746 zu Langenwiesen, einem Dorfe in Thüringen. In Jena studirte er die Rechte; nach Vollendung seiner akademischen Studien ging er nach Erfurt, wo er in eine nahe Verbindung mit Wieland trat. Jetzt eröffnete er seine schriftstellerische Laufbahn mit einer Uebersetzung des Petron; dieser folgte Laidion, oder die eleusinischen Geheimnisse. Obgleich man in diesen Erstlingsprodukten das ausgezeichnete Dar-

stellungs-Talent des jungen Verfassers nicht verkennen kann; so muß man sie doch zu jenen wenigen deutschen erotischen Schriften rechnen, die wahrhaft gefährlich sind. 1780 ging er nach dem heißersehnten Italien, wo er drei Jahre im Genusse des Lebens und der Kunst schwelgte. Nach seiner Heimkehr in Deutschland siedelte er sich mit J. Müller in Mainz an, wo er als Lektor des Kurfürsten und später als Hofrath und Bibliothekar angestellt wurde. Hier schrieb er seinen Ardinghello und Hildegard. Was er von den bildenden Künsten und der Musik je in seinem Leben erkannt und empfunden hatte, legte er in seinen Werken nieder. Er starb am 22. Juni 1803. Ein bekannter deutscher Schriftsteller fällt folgendes Urtheil über ihn: „Als Jüngling schrieb er einige Gedichte, denen man noch zu viel Ehre anthut, wenn man ihnen bloß eine sinnliche Glut beilegt. In spätern Jahren suchte er einige Aesthetik in die Unsittlichkeit hineinzubringen, er schrieb ein paar Romane, in denen die Wollust kunstlos und die Kunst wollüstig erscheint. Man kommt nur höchst selten in den Fall, eine deutsche Schrift gefährlich nennen zu dürfen; doch Heinse's Schriften darf man in der That so nennen, und Schillers bekanntes Urtheil über ihn ist streng aber gerecht. Talente sprechen wie ihm keineswegs ab; nur da wir ihn einmal als eine unreine Natur erkannt haben, muthe man uns nicht zu, ihn zu lieben."

Heinsius (Daniel), ein ungemein vielseitiger, und für Bereicherung der griechischen Literatur sehr thätiger Philolog, geb. zu Gent 1580, war ein Schüler von Jos. Scaliger, und darauf Professor der Geschichte und Politik zu Leyden, so wie Historiograph von Holland, und starb 1665. Sowohl durch seine mannichfaltige Kenntnisse, als durch seinen feinen Geschmack, hat er sich bleibende Verdienste um die Philologie erworben. Er dichtete mit Eleganz in hellenischer und altrömischer Sprache. Seine historischen Schriften, so wie seine Reden, zeichnen sich durch Kraft und Gediegenheit der Darstellung aus. Doch ist er in seinen Leistungen ungleich, beurkundet aber immer Talent und tiefe Gelehrsamkeit. Von seinen Schriften erwähnen wir seine schätzbaren Uebersetzungen des Max. Tyrius, der Poetik des Aristoteles, des Hesiod (den er auch mit Noten herausgab, 1603), des Theokrit, Moschus, Bion ꝛc. Auch bearbeitete er den Horaz, Terenz, besorgte eine schöne Ausgabe des Tragikers Seneca u. A. Seine trefflichen Anmerkungen über das N. Testam. erschienen Lugd. Batav. 1639 in Folio, so wie seine Geschichte der Belag. von Bois-le-Duc a. d. Lat. ins Franz. übers. v. Rivet 1631. Sein Sohn Nikolaus, ebenfalls Philolog, geb. zu Leyden 1620, bereiste mehrere Länder Europa's vorzüglich aber Italien, auf Kosten der Königin Christine v. Schweden, war dann eine Zeitlang holl. Resident in Stockholm, kehrte in sein Vaterland zurück, wo er ganz den Wissenschaften lebte, bis ihn im J. 1681 im Haag der Tod ereilte. Nikolaus erwarb sich um kritische Berichtigung römischer Dichter so glänzendes Verdienst, daß man in ihm den Wiederhersteller des Ovid, Silius Italicus, Valerius Flaccus, Claudian, Prudentius u. A. verehrte. Zerstreute Bemerkungen über die alten Schriftsteller enthalten auch seine Adversaria, und die Bemerkungen zu Catull und Properz (Harlingen 1742). Auch schätzt man seine latein. Gedichte und Briefe, herausgegeben von Burmann 5 Bd. 4to.

Heinsius (Anton), Rathspensionair von Holland, starb im Haag 1720 im 79 Lebensjahre, leitete von 1639 bis an seinen Tod alle wichtigen Berathungen seines Vaterlandes. Vom Prinzen Wilhelm von Oranien emporgehoben, wurde er dessen Vertrauter und erhielt nach dessen Tode, wenn auch nicht seine Würde, doch sein Ansehn. Dieser Prinz hatte ihn in früherer Zeit nach Frankreich geschickt, um seine Rechte auf das Fürstenthum Oranien zu sichern, welche Frankreich anzutasten drohte. Bei dieser Gelegenheit

sprach er so lebhaft für das Interesse seines Herrn und der Hugenotten in Orange oder Oranien zu Ludwigs XIV. Minister Louvois, daß derselbe drohte, ihn in die Bastille zu setzen. Von dieser Zeit an fühlte er einen glühenden Haß gegen Frankreich, und er strebte nach nichts mehr, als dasselbe zu demüthigen. Gewiß hätte er diesen Zweck auch erreicht, hätte er Frankreichs Anträge von 1709 und 10 nicht mit Stolz von sich gewiesen. Bei dem Utrechter Frieden erhielt Holland nur wenige Vortheile, und war noch dazu mit einer Schuldenlast von 30 Millionen belastet. Er verlor daher unmittelbar seine Stelle als Rathspensionair, und lebte bis an seinen Tod abgeschieden von den Geschäften im Haag.

Heißhunger, ein Zufall, der oft krankhaft ist, wie beim kalten Fieber, wo man ihn Freßhunger nennt. Kinder, die gewöhnlich viel schwere Speisen genießen (überfüttert werden), die freie Luft entbehren, wenig Bewegung haben und in feuchten Wohnungen leben, bekommen oft Heißhunger nach grobem Brote, den man nicht stillen darf, wenn das Uebel nicht lebensgefährlich werden soll. Man hat Beispiele von großen Fressern, wie Kahle von Wittenberg, die Brote zu 8 und mehrern Pfunden und verhältnißmäßig viel Fleisch, Kartoffeln ꝛc. zu einer Mahlzeit verzehrten. Unter den Jakuten und andern sibirischen Völkern haben Reisende ähnliche Fresser gefunden.

Heizung, s. Ofen.

Hektisch von dem griechischen (ἑκτικος ἑξις,) das Verhalten, Befinden herstammend, bedeutet aber in beschränkterem und medicinischem Sinne einen Körperzustand, bei dem die Kräfte allmählig schwinden und der Kranke abmagert. Meist ist ein solcher Zustand mit fieberhaften Symptomen begleitet; daher er auch febris hectica, tabifica, Zehrfieber, Dörrsucht heißt. Selten ist dies Fieber ursprünglich; gewöhnlich entspringt es aus einer vorhergegangenen Krankheit; als Eitrung eines Organs, Verhärtungen, Wassersuchten. Es kündigt sich durch ein regelmäßiges Erscheinen der Fieberzeichen an: einige Stunden nach dem Essen und am Abende treten Brennen der Handteller, Hitze des ganzen Körpers, umschriebene Röthe der Wangen, beschleunigter kleiner Puls ein, und entscheidet sich nach dem Morgen heran durch Schweiß, der den Kranken sehr ermattet; diese einzelnen Symptome werden auch hektisch genannt.

Hela, s. Nordische Mythologie.

Heldenbuch. Diese altdeutsche episch-romantische Erzählung der Ritterthaten, Kriegs- und Liebesabenteuer von einer Menge Könige, als des Königs Giebichs v. Worms, Dietrichs v. Berne, des lombard. Königs Otnit, Elberichs u. A. wurde im 13. Jahrh. v. Heinrich v. Ofterdingen zu Eisenach verfertigt. Unglücklicherweise besitzen wir von dem alten ursprünglichen Gedichte nur einige Bruchstücke; das Ganze, was unter dem Namen Heldenbuch bekannt ist, rührt nicht vom ersten Verfasser her, sondern scheint eine spätere Umarbeitung oder doch Uebertragung aus dem alten Deutsch in ein neueres zu seyn. Dies Heldengedicht gleicht dem Rosengarten zu Worms, von dem es eine so liebliche und anmuthige Erzählung giebt. Liebe, Rittertugenden, große Thaten, abenteuerliche Begebenheiten, Alles ist zu einem reizenden romantischen Ganzen verschmolzen, das durch die Lebhaftigkeit und den ächten Dichtergeist, womit es gesungen ist, ungemein die Einbildungskraft anspricht, und durch die altdeutsche Schlichtheit und naive Herzlichkeit, welche in demselben herrschen, sanftbelebend die Herzen rührt. 1508 kam es zuerst heraus; hernach hat es v. d. Hagen von Neuem drucken lassen.

Heldengedicht (Epos, Epopöa). In der neuern Zeit ist ein langer heftiger Streit darüber geführt worden, welchen Begriff man mit dem Worte Epos verbinden solle, und ob Heldengedicht gleichbedeutend mit diesem zu nehmen sey. Man hat sich eine Definition des Heldengedichts

von den alten klassischen Mustern abgezogen, und hiernach festgestellt: ein Epos sey die dichterische Erzählung einer großen, wichtigen Begebenheit, deren Vollendung die Kräfte eines Helden und selbst die unmittelbare Einwirkung eines höheren Wesens erfordere. An diesem Begriffe hielten sich die ältern Aesthetiker hartnäckig, und erkannten kein Gedicht, das nicht alle diese Merkmale an sich trug, für ein Epos; die Neuern hingegen und besonders A. W. Schlegel unter ihnen, fanden diese Definition zu enge, und wollten sie allein auf das Epos beschränken; indem sie dem Heldengedichte eine andere Bedeutung gaben, und Epos, Heldengedicht, Romanze und andere Dichtarten als Untergattungen dem allgemeinen Begriff der epischen Dichtung unterordneten. Man trenne immer das Epos vom Heldengedichte in der Theorie: der Sprachgebrauch hat bisher keinen Unterschied zwischen beiden gemacht: nach ihm wollen wir uns richten, und Heldengedicht und Epos für gleich bedeutend annehmen. Der Hauptcharakter des Heldengedichts, welcher dasselbe zu einer besondern Dichtungsart erhebt, ist das Wunderbare, das Göttliche (τὸ θεῖον) desselben; das Leben der Götter mit den Menschen, die Einwirkung des Himmels auf die Erde ist seine Seele. Man nehme die göttlichen Gestalten aus der Ilias, Odyssee, der Aeneide; ihre ganze Zurüstung ist dahin, und die Abenteuer, welche übrig bleiben, werden durch die Anrufung des Dichters: Singe, o Muse, noch nicht zum Epos erhoben. Unsterbliche Hände setzen die Ilias in Bewegung, und das ganze Gedicht würde auseinander fallen, die Harmonie, worin es Erde und Himmel miteinander verknüpft, würde zerstört werden, wenn die Uranien vom Werke abließen: der Götterſohn der Thetis schafft die ganze Iliade; aber er schafft sie nur, indem die Götter Theil an seiner Beleidigung nehmen, und Zeus ihn rächt. Poseidons Groll und Pallas Freundschaft sind die Triebfeder der Odyssee; und die Aeneide ist eigentlich nichts anders, als die Dichtung des Hasses der Juno und der Liebe der Venus gegen Aeneas. Die göttlichen Wesen im Epos sind daher keine Maschinen, mit welchen Namen sie gewöhnlich belegt und entwürdigt werden: sie sind so wesenhaft, so ganz mit Herz und Willen wirkend, so frei thätig, handelnd und leidend, als der Held selbst. Wer die Bewohner des Olymps in der Ilias für Maschinen, für bloße todte Werkzeuge, deren sich der Dichter bedient, um sein Gedicht in Gang zu bringen und zu erhalten, ansieht, hat die Ilias nicht gelesen; die ersten Versen, in denen Phöbus seine Priester rächt, und die Pfeile der Pest ins griechische Lager sendet, würden ihn überzeugen, daß Homer in seinen Göttern keine Werkzeuge bilden wollte. Das epische Gedicht fordert einen göttlich-menschlichen Schauplatz, es fordert, wenn es dieses Namens werth seyn soll, gleichsam die Mitwirkung der ganzen Natur, die ganze Ansicht der Welt zwischen Himmel und Erde, mithin auch die ganze Wissenschaft und Seele des Dichters. Im Herzen und Geiste der Nation soll es ein Schauspiel des Weltalls, ein lebendiges Wort für Alle in Allem werden; so ward es Homer, weil sein Gesang von Allem, was im Gesichtskreise der Nation lag, gleichsam die Krone erfaßte. So erfaßten Dante, Milton, Klopstock, jeder in seinem Gesichtskreise, Himmel und Erde. Das Epos ist die Vermählung der sichtbaren Welt mit jenem Unsichtbaren jenseits; es die Jakobsleiter, auf der ein himmlisches Geschlecht zu dem menschlichen, helfend, warnend, hemmend, treibend herniedersteigt. Der Umgang der Himmlischen mit dem Helden des Gedichts drückt diesem erst den epischen Charakter auf. Zu schlechten und gemeinen Handlungen wird daher kein verständiger Dichter diese Wesen aus der Höhe zur Erde beschwören; es muß eine reine, große, ewige That seyn, oder doch von der Nation dafür erkannt werden, zu welcher der geöffnete Himmel mitwirken soll. Woher soll der Dichter diese göttlichen Gestalten

nehmen? Aus dem Ideenkreise seines Volkes, aus seiner Glaubenssphäre. Es giebt kein Volk, das sich nicht durch seinen Glauben einen Olymp geschaffen habe; die Wesen, welche ihn bewohnen, sind ihm keine leere, luftige Gedankenbilder; es bildete sie nach seinem Herzen und Geiste, gab ihnen seine Empfindungen und seine Denkweise; ein epischer Dichter, dessen höchster Zweck es ist, zum Nationaldichter zu werden, kann daher aus keinem Pantheon besser seine Götter, Engel, Genien entnehmen, als aus dem volksthümlichen. Selbstgeschaffene Phantasiegebilde des Dichters hingegen können kein anderes Interesse erwecken, als was ihnen ihre poetische Schönheit ertheilt. Allegorien aber, Anthropomorphosen metaphysischer Begriffe, sind meist zu künstlich und immer zu kalt, um tief und innig wirken zu können. So sind Spensers allegorische Wesen und seine Fairy Queen ein Gewebe von lauter solchen personificirten Ideen und metaphysischen Begriffen, die den Leser bis zum Einschlummern langweilen. Es versteht sich von selbsten, daß der Dichter die Himmlischen nur da erscheinen lasse, wo sie ihrer würdig erscheinen können; Horazens Ausspruch ist hier Gesetz: kein Gott trete auf, nisi dignus vindice nodus: ein Gott, der sich vom Olymp herunterschwingt, um eine gefallene Peitsche wieder aufzuheben, ist lächerlich. Von jeher war das Wunderbare eine Klippe, an der mancher epische Dichter elend strandet; anstatt Staunen durch das Uebernatürliche zu erregen, reizten sie den Leser oft zum Lachen. Das epische Gedicht ist eine Apotheose der Menschheit und eine Vermenschlichung der Gottheit. In seinen heiligen Kreis darf also nichts treten, was nicht göttlich, rein, erhaben und würdevoll ist. — Nach Aristoteles soll die Handlung im epischen Gedichte eine Größe haben; er warnt vor der Ueberlänge des epischen Gedichts, einem Fehler, in welchen mehrere Dichter verfallen sind; sie vermochten nicht aufzuhören und wurden langweilig. Aristoteles will, daß die Handlung übersehbar bleibe, und ungefähr nur auf das Zeitmaß berechnet werde, das die an einem Tage aufgeführte Trauerspiele haben durften, und sondert sie, indem er sie auf der einen Seite streng an die Regeln der Tragödie bindet, auf der andern Seite eben so strenge von der unendlichen Geschichte. Die Begebenheit, die zum Gegenstande eines epischen Gedichts werden soll, muß zum wenigsten in ihren größern Zügen und Umrissen historisch seyn; an eine rein-immaginative knüpft sich nicht leicht ein National-Interesse. Glücklich für den Dichter, wenn ihr Schauplatz in eine dunkele Zeit, in die Zeit der Mythe und Sagen fällt; von dem hellen Lichte der Geschichte zerfließen die übermenschlichen, wunderbaren Gestalten; in ihm erscheint die That rein menschlich; man überblickt ihre Wurzeln, ihren Gang und ihre Folge, und das Wunderbare ist verschwunden. Aus dieser Ursache ist Voltaire's Henriade, trotz seinen Zaubereien, Engeln, bösen Geistern, und Heiligen, ein so modernes Ding; daher unterließ wohlbedächtig Pope seinen Brutus, Klopstock seinen Heinrich den Vogler, und bearbeitete Hermann dramatisch und nicht episch. Keine Dichtungsart hat von jeher mehr auf Menschen und Nationen gewirkt, als das Epos. Homer wurde zur Bibel der Griechen, die Grundsäule ihrer Bildung; einen eben so mächtigen Einfluß hatten die beiden großen indischen Epopöen, Ramajan und Mahabarat, auf ihr Volk. Diese Epopöen sind mit den Vedas und Puranas die Quellen der alten indischen Religion; zum wenigsten, wenn auch der Mythenkreis den Stoff der epischen Dichtung lieferte, so gab sie doch denselben in veredelter und bestimmter Gestalt zurück, sie ertheilte den religiösen Vorstellungen Haltung und Ründung, und verkörperte das, was wahrscheinlich ursprünglich in der Braminen-Religion als abstrakte Idee lag; nicht weniger trugen sie zum Hange der Indier nach Mährchen, und darein ihre Lebens- und Weisheitslehren zu kleiden, bei. Eben dadurch

ward das indische Epos so geschickt dazu, Volkspoesie zu werden. Es lebte nicht bloß auf den Blättern der Palme, sondern im Munde des Volkes; Valmiki und Vyasa, die Schöpfer der beiden epischen Gedichte, sind Jahrhunderte hindurch, wie der Mäonide, die Bildner ihres Volkes gewesen. Eine sonderbare und dabei außerordentliche Erscheinung in der epischen Dichterwelt sind Ossian's Gedichte, oder die traurig-süße Harfe von Selma, die Stimme vergangener Zeiten, wie der alte Barde sie selber nennt; in ihnen schlägt ein Herz voll Wehmuth, Liebe und Unschuld, die die zartesten und sanftesten Empfindungen hauchen in leisen Tönen aus den Saiten seiner Leier. Ossian und seine Helden leben noch im Herzen und auf den Zungen seiner Nation, und werden fort leben, so lange noch in einem Winkel der Erde die gallische Sprache gesprochen wird. — Wenn man von einem heroischen epischen Versmaaße spricht, so versteht man gewöhnlich den Hexameter darunter. Homer, der unermüdet immer auf derselben lieblichen Saite irret, ward auf ihr ein Muster des Wohlklangs für alle Gegenstände und Situationen, von dem die Griechen nicht abwichen. So leicht diese Versart auf den ersten Blick sich ansehen läßt, so schwer ist sie; sie fodert zu ihrer schönen Wirkung das reinste Ohr, die gehaltenste Aufmerksamkeit, die reichste Abwechselung; ein Heldengedicht aus schlechten Hexametern ist ein Schlummerkörner streuendes, eintönig klapperndes Mühlwerk.

Helena, die Tochter des Jupiter und der Leda. Leda gebar nämlich 2 Eier, indem sie vom Jupiter und ihrem Gemahle Tyndareus zugleich schwanger war; das eine enthielt den Kastor und Pollux, das andere die Klytämnestra und Helena, diese und Pollux waren aus Jupiters Umarmung. Wegen ihrer Schönheit war Helena in ganz Griechenland berühmt, und viele Helden buhlten um ihre Liebe. Schon als 10jähriges Mädchen wurde sie aus dem Tempel der Proserpina vom Theseus entführt, aus dessen Händen sie ihre Brüder Kastor und Pollux befreiten, als Theseus vom Pluto gefangen gehalten wurde. Sie blieb nun in Sparta, und alle griechische Fürsten bewarben sich um ihre Liebe. Um allen Streit zu vermeiden, ließ Tyndareus, auf den Rath des Ulysses, alle ihre Freier schwören, daß sie seine Tochter so wie denjenigen, den sie zum Manne erkiesen würde, an Jedem rächen wollten, der sie beleidigte. Sie gab darauf dem Menelaus ihre Hand, und brachte ihm das Königreich Sparta, dessen einzige Erbin sie durch den Tod ihrer Brüder und die Vermählung ihrer Schwester mit Agamemnon geworden war, als Brautschatz mit. Als einst Menelaus nach Creta gereist war, wurde sie von dem trojanischen Königssohne Paris besucht, und von den Reizen des schönen Jünglings umstrickt, vergaß sie ihres Gemahls, und folgte dem Verführer nach Troja. Da die Trojaner den Griechen Genugthuung und die Zurückgabe der Geraubten verweigerten, so entstand der berühmte trojanische Krieg, an dem ganz Griechenland Theil nahm. Sie gebar dem Paris mehrere Söhne; indessen erwachte auch oft in ihrem Herzen die Liebe zu ihrem vorigen Gemahle und das Gefühl schmerzhafter Reue. Nach Paris Tode soll Priamus sie dem tapfersten seiner Söhne zur Gattin versprochen haben, und Deiphobus erhielt sie. Als Troja auf's Aeußerste gebracht worden war, soll sie, unter dem Vorwande, das Fest des Bacchus zu begehen, den Griechen mit den Fackeln des Festes, die Losung zum Einbruch in die Stadt gegeben, und insbesondere ihren Gemahl Deiphobus dem Menelaus ausgeliefert haben. Nachdem Troja durch die List der griechischen Heerführer erobert, kehrte sie nach 8jährigem Umherirren mit Menelaus wieder nach Sparta zurück. Nach des Menelaus Tode wurde sie mit ihren Stiefsöhnen, Nikostratus und Megapenthes, aus Sparta vertrieben, und floh nach Rhodus, wo sie von der Polyxo, der Gemahlin des Tlepolemus, aufgenommen wurde. Weil dieser aber vor Troja geblieben war, so beschloß

Polyxo, den Tod ihres Gemahls an der Helena, als die Ursache des ganzen Krieges, zu rächen. Während die Unglückliche sich in einem Flusse badete, schickte sie in Furien verkleidete Weiber ihr nach, die sie ergriffen und an einem Baume aufhängten. Zum Andenken dieser traurigen Begebenheit weihten die Rhodier ihr eine Kapelle unter dem Namen der Helena Dendritis. Auch wurde ihr ein Tempel zu Lazedämon gewidmet. Ihre Geschichte wird übrigens von den Dichtern auf so verschiedene Arten erzählt, daß uns der Raum nicht gestattet, sie anzuführen. Es ist ganz unrichtig, wenn man glaubt, daß die alten Dichter sie wegen ihrer Fata mit einem mißbilligenden Blicke betrachten. Homer spricht immer für sie zum Besten, und die noch vorhandene Lobrede des Isokrates auf sie mag viel Wahres enthalten. Nicht weniger berühmt war im Alterthume die Palinodie Stesichorus, der, weil er sie geschmäht habe, erblindet seyn soll. Ueberhaupt hatte man auch eine apologetische Sage von ihr, welche ihre Ankunft in Troja und ihre Liebe zu Paris leugnete, und worauf Euripides zum Theil seine Tragödie gründete.

Helena (Heilige), Mutter des Kaisers Constantin d. Gr., wurde, nach Prokopius, von sehr dürftigen Eltern im Flecken Drepana in Bithynien geboren, zog aber durch ihre außerordentliche Schönheit die Blicke des Constantius Chlorus, damals nur noch Offizier der kaiserlichen Leibwache, auf sich und wurde seine Gemahlin. Da derselbe aber vom Diokletian zum Mitregenten angenommen wurde, verstieß er sie, um die Stieftochter des Kaisers Maximinus Herkulius, Theodora, zu heirathen. Bis dahin, wo ihr Sohn Constantin den Thron bestieg, schwelgen gleichzeitige Schriftsteller von ihren Lebensumständen. Kaum aber war dies geschehen, so wurde sie an den Hof berufen, erhielt den Titel Augusta, und ward mit allen Ehrenbezeugungen, wie sie der Mutter des Kaisers gebührten, überschüttet. Sie erhielt sogar die Erlaubniß, aus dem kaiserlichen Schatz so große Summen, als ihr beliebten, zu nehmen, die sie größtentheils zur Erbauung von Kirchen, selbst in den Rheinlanden, und zur Unterstützung armer, hülfsbedürftiger Menschen verwendete. Um 326 unternahm sie die Wallfahrt nach Jerusalem, wohin nachher so viele Pilgrimme aus allen Ländern Europa's zogen, und soll daselbst das heilige Kreuz gefunden haben, dessen 614 die Perser sich bemächtigten, und das Kaiser Heraklius 628 wieder zurückerhielt, und Ludwig der Heilige von Frankreich mit der Dornenkrone 1241 von den Venetianern erkaufte. Helena st. den 18. Aug. 327 oder 328, welchen Tag die katholische Kirche ihr zu Ehren noch feiert.

Helena (Insel), s. St. Helena.

Helenen-Feuer, St. Helms-Feuer, St. Ems-Feuer, St. Elmo-Feuer, eine Erscheinung, die sich zuweilen bei Ungewittern auf den Schiffen sehen läßt, und in einer elektrischen Flamme auf den Masten, Raaen und Wimpeln besteht; wahrscheinlich eine Folge der aus dem Schiffe emporsteigenden Ausdünstungen. Erscheint es einfach, so halten es die Schiffer für eine Vorbedeutung von Unglück und heftigem Sturme, das doppelte hingegen, welches die Alten Kastor und Pollux nannten, gilt ihnen als ein Zeichen des Glücks und guten Windes, und sie begrüßen dasselbe mit Pfeifen.

Helenus, ein Sohn des Priamus und der Hekuba, insbesondere als Wahrsager berühmt. Als er nämlich einst mit seiner Schwester Kassandra im Tempel des Apollo schlief, so leckten ihnen beiden ein paar Schlangen die Ohren, wodurch sie die Gabe erhielten, die Rathschläge der Götter zu hören. Auf seine Veranstaltung brachten Hektor und Aeneas die vor Diomed fliehenden Trojaner wieder zum Stehen. Er vernahm die Rathschläge des Apollo und der Minerva, wie sie das Blutvergießen hemmen könnten, und den Vorschlag des Apollo, daß Hektor mit einem Griechen sich in Zweikampf einlassen sollte,

worauf er den göttlichen Rathschluß dem Hektor eröffnete. Bei Bestürmung der Verschanzungen war er mit dem Asius und Deiphobus Anführer der 3. Kolonne, und gerieth mit dem Menelaus in Kampf, von dem er verwundet wurde. Er war der einzige von Priamus Söhnen, der Trojas Untergang überlebte, und dieses sein glückliches Schicksal hatte er seiner Wahrsagerkunst zu danken; denn während der Belagerung der Stadt gelang es einst dem Ulysses, ihn zu überraschen und ihn gebunden in das Lager der Griechen zu führen, um diese durch seine Wahrsagerkunst über die Zukunft zu belehren. Hier erwarb er sich die Freundschaft des Pyrrhus Neoptolemus, Sohn des Achilles, dadurch, daß er ihn von einer Schifffahrt abhielt, wobei, wie er es vorhergesagt hatte, Alle umkamen. Nachdem nun die Stadt erobert war, nahm ihn Pyrrhus in seinen Schutz, ging mit ihm nach Epirus, wo er König der Molasser ward, und ernannte ihn zu seinem Nachfolger. Nach des Pyrrhus Tode regierte er wirklich daselbst, und heirathete des Pyrrhus Wittwe, Andromache, ehemals Hektors Gemahlin.

Helgoland, eine jetzt den Britten gehörige Insel vor der Elbe, seitdem diese Nation angefangen hat, die Mündungen aller bedeutenden Flüsse wo möglich zu beherrschen. Sie liegt in der Nordsee, 6 Meilen vor der Mündung der Elbe, Weser und Eider, besteht aus Dünen und verschiedenen Klippen, deren bedeutendste der Mönch ist. Das hohe Land hat 4200 Schritte im Umfang, von solchem steigt man auf das Unterland durch eine Sanddüne herab. Die ganze Insel hat 400 Häuser und, außer der Besatzung, 1800 Menschen, welche sich als Lootsen und Fischer ernähren. Die Besatzung hat Baraken und die Insel einen schönen Leuchtthurm. Alles Land wird gegraben. Der Boden ist rother harter Thon. 60 Kühe und 4—500 Schaafe unterhält der hiesige Garten- und Feldbau. Bäume sind hier sparsam. Die vorzüglichste Einnahme besteht in dem Preise für die Seefische, wovon jährlich ungefähr für 60.000 Rthlr. ausgeführt werden. Die Einwohner sind unvermischte Abkömmlinge der alten Friesen, deren Sprache und Gebräuche sie vollkommen beibehalten haben. Die Weiber bestellen den Acker, dreschen und mahlen das Getreide. Pferde und Wagen giebt es nicht. Die Feuerung zieht man von dem Festlande. Die Helgoländer sind als geschickte Lootsen bekannt. Die Insel verwaltet sich übrigens selbst, und zahlt gar keine Abgaben. Die sogenannten Staatsleute handhaben die Justiz und Polizei nach den schleswig-holsteinischen Landesgesetzen. Die höchste Obrigkeit in allen Streitigkeiten ist der Gouverneur. Zum Trinken hat man keine Brunnen. Beide Häfen sind schlecht. Die hier überwinternden Kriegsschiffe liegen an Ketten an der abgesonderten Sandinsel, welche frisches Wasser hat. Die Wuth des Meeres hat diese Sandinsel von der Hauptinsel abgerissen. Die Insel gehörte sonst zu Dänemark, und ward im September 1807 von den Engländern besetzt, und im Kieler Frieden 1814 von Dänemark an Großbrittannien abgetreten. Während des Continentalsystems, wo hier die Hauptniederlage der englischen, nach dem festen Lande zu schmuggelnden Waaren, war, stieg die Volksmenge auf 4000 Seelen. Die englische Garnison beträgt 7—800 Mann, die auf Englands Kosten unterhalten werden.

Helikon (jetzt Sagara in Livadien), ein Berg, den die Mythographen nach Böotien in die Nähe der beiden Städte Theben und Phocis setzten. Auf ihm befanden sich die Musenquellen Aganippe und Hippokrene; er diente dem Apollo und den Musen zum Wohnsitze, welche Letztere von ihm den Beinamen Helikoniaden oder Helikoniden bekamen. Die Umgegend des Berges war ihrer Fruchtbarkeit wegen berühmt: selbst die Schlangen sollten nach dem Genusse der dortigen Pflanzen ihr Gift verlieren.

Heliocentrisch, dasjenige, was sich auf den Mittelpunkt der Sonne bezieht, oder wovon man sich vorstellt, als ob es aus dem Mittelpunkte derselben betrachtet würde. Der Ort, den ein Planet, aus der Mitte der

der Sonne gesehen, unter den Fixsternen einnehmen würde, heißt sein heliocentrischer Ort, und dessen Länge und Breite heliocentrische Länge und Breite des Planeten. Astronomische Rechnungen werden zuerst auf die heliocentrischen Orte gerichtet, weil die Bewegungen der Planeten um die Sonne, als einen festen Punkt, gehen, und also aus ihr am regelmäßigsten erscheinen.

Heliometer (Astrometer), ein Werkzeug, das man zur Messung kleiner Räume am Himmel und vorzüglich der scheinbaren Durchmesser der Sonne und des Mondes, weil hierzu der Mikrometer nicht so bequem ist, gebraucht. Er wird auf ein Fernrohr geschraubt.

Helios, bei den Römern Sol genannt, der Sonnengott in der griechischen Mythologie, aus dem Geschlechte der Titanen, und deßhalb auch oft den Namen Titan führend. Er war ein Sohn des Hyperion und der Thia, und Bruder der Eos oder Aurora und der Selene. Täglich freut er sich seiner heiligen Heerde, die ihm zur Lust auf den üppigen Auen Trikanias weiden. Sieben Heerden fetter Stiere, und sieben Heerden blökender Schafe, jede aus fünfzig Stücken bestehend, und deren Zahl sich nicht mindert noch mehret, weiden ihm da. Und unglücklich ist der Frevler, der sie verletzet. Dies erfuhren Odysseus und seine Gefährten, die thöricht sich an ihnen vergriffen. Ihr Schiff wurde durch den Donner des Zeus zerschmettert, und die Verbrecher sämmtlich in das Meer versenkt. Seinem Blicke entgehet nichts, er sieht den Ares zu dem Bette der Aphrodite schleichen, und verräth es dem Hephästos; nur er sieht den Raub der Proserpina, und er nennt der Mutter den Räuber. Darum rufen ihn auch alle Sterblichen zum Zeugen ihrer heiligen Bündnisse an. Denn er leuchtet unermüdet den Sterblichen und Unsterblichen. Schrecklich schaut des schönen Jünglings Auge aus dem goldenen Helme hervor, und glänzende Locken umwallen sein feuriges Antlitz. Von glühenden Strahlen umblitzet, und von hellem Gewand umschleiert, das der Odem der Winde gewebt hat, schnauben mit ihm seine muthigen Rosse von den Höhen des Himmels in die Tiefen des Ozeanus hinab. Hier besteigt er eine vom Vulkan gefertigte goldene geflügelte Schaale, und segelt auf dem Ozean hin zu dem heiligen Wohnsitz der schwarzen Nacht, und zu seiner Mutter und jungen Gemahlin, und zu seinen Kindern und den frommen Aethiopen, wo in der Stadt des Aethers an des Ozeans Ufern seine goldnen Strahlen liegen. Denn hier stehen harrend seine Rosse und Wagen, um sie bei der Ankunft der Eos zu besteigen. Sein Dienst war in Griechenland sehr ausgebreitet; besonders ward er auf Rhodus, in Korinth, Elis, Argos und Trözene verehrt. Oft wird er mit dem Apollo als dieselbe Person angesehen, allein Homer unterscheidet ihn wirklich von jenem, und zwar in der Geschichte von der Zusammenkunft des Mars und der Venus (Odyss. 8, 302.), wo Helios als Kundschafter und Hinterbringer erscheint, und Apollo mit den andern Göttern auf die erhaltene Nachricht herbeieilt. Noch deutlicher aber stellt er ihn dadurch als eine besondere Gottheit dar, daß er ihm einen eigenen Hymnus weiht, der ihn ganz als den Sonnengott auszeichnet.

Helioscop, ein Fernrohr, durch welches das Bild der Sonne in ein verfinstertes Zimmer oder in ein dunkles trichterförmiges Behältniß fällt, in welches das Fernrohr gesteckt wird; 2) ein Fernrohr mit gefärbten Gläsern, oder auch ein einzelnes Glas, welches man färbt oder mit Ruß schwarz anlaufen läßt, um ohne Nachtheil für die Augen in die Sonne sehen zu können.

Hell (Maximilian), Jesuit und einer der verdienstvollsten Astronomen des vorigen Jahrhunderts. Er war am kaiserlichen Hofe zu Wien als Astronom angestellt, und lange Zeit hindurch Professor dieser Wissenschaft, Direktor der Sternwarte, und Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften.

Er wurde 1720 zu Chemnitz in Ungarn geboren, und trat früh in den Orden der Jesuiten. Von Jugend auf beschäftigte er sich mit Sternkunde und Physik; nahm 1745—46 Theil an den Beobachtungen des P. J. François, Vorsteher der Jesuiten-Sternwarte zu Wien, und half ein Kabinet der Experimental-Physik daselbst errichten. 36 Jahre hindurch versah er François Stelle. Im Jahre 1768 begab er sich auf Antrag und Kosten des Königs von Dänemark Christian VII. nach der Insel Warde-Huys, um mit dem J. Gainnovics den 3. Juni 1769 den Durchgang der Venus durch die Sonne zu beobachten. Er war hierin glücklicher als 13 andere Astronomen, die sich auf verschiedenen Punkten des Nordens verbreitet hatten, weil ihm der Himmel durch seine Heiterkeit günstig war. In der Geschichte der königlichen Akademie der Wissenschaften heißt es: unter allen in Europa gemachten Beobachtungen ist ohne Zweifel die auf der Insel Warde von P. Hell angestellte die vollkommenste. Hell und Gainnovics wurden vom Könige durch Geschenke geehrt, kehrten nach Wien zurück, wo sie ihre Ephemeriden bekannt machten und ihre merkwürdigen Beobachtungen und Reflexionen, und eine genauere Karte von verschiedenen Parthien des Nordens herausgaben. Hell erfand auch das bewegliche Dach zum Gebrauche eines der astronomischen Hauptinstrumente. Einige medicinische Bemerkungen, die er auf seiner Reise nach Norden machte, erwarben ihm keinen geringern Ruf als seine Himmelsbeobachtungen. Hell starb zu Wien 1792. Unter seinen Schriften zeichnen sich aus: 1) Observatio transitus Veneris ante discum solis dies 5 jun. 1761, Vindob. 1761. 2) Ephemerides anni 1758—63. Vind. 3) Ephemerides astronomicae, Vind. 1772. 4) Ephemerides astronomicae anni 1791 ad meridianum Vindobonensem etc. Hell beschloß 1778 ein Werk in 3 Bänden unter dem Titel: Expeditio litteraria ad polum arcticum herauszugeben; doch ein Zusammenfluß unglücklicher Umstände, vorzüglich die Unterdrückung seines Ordens, zwang ihn, ein Unternehmen aufzugeben, was er bald zu Ende gebracht hätte.

Hellas wurde in verschiedenem Sinne von Griechenland gebraucht. Ursprünglich bezeichnete dieser Name einen kleinen Landesstrich in Thessalien um die uralte Stadt Hellas. Auch Homer scheint dies Wort in der Bedeutung zu nehmen, indem er Hellas allezeit mit Phthia und anderen Gegenden Thessaliens zusammensetzt. In der Folge verstand man darunter alle griechische Freistaaten außer dem Peloponnes. Dieser Begriff war bis auf Alexander den Großen der gemeinste, aber doch nicht ganz bestimmt; denn bald verstand man Thessalien mit darunter, bald nicht. Daher entstand ein anderer Begriff, indem man Hellas nur das nannte, was bei den Römern Achaja hieß, und von den Athenern, Böotiern, Lokrern, Phocensern und Doriern bewohnt wurde. Nach den Kriegen mit Xerxes suchten die Spartaner den Begriff herrschend zu machen, daß der Peloponnes das eigentliche Hellas sey. Wenn auswärtige Länder den Namen Hellas brauchten; so verstanden sie darunter alle Länder, die von Griechen bewohnt wurden, weder den Peloponnes, noch Thessalien ausgeschlossen. Im weitesten Sinne endlich wurde Hellas in den spätern Zeiten genommen, als Philipp Sitz und Stimme im Rathe der Amphiktyonen erhalten hatte. Man begriff nämlich alsdann darunter alle Länder zwischen dem römischen und ägäischen Meere, selbst Macedonien und Epirus.

Hell-dunkel, ital. chiar-oscuro, franz. clair-obscur, bedeutet in der Malerei eine kunstvolle Vertheilung, Abstufung und Verschmelzung von Licht und Schatten, durch welche, ohne Beihülfe der Farben, die bezaubernste Wirkung, das lebendigste Hervortreten und das täuschendste Zurückweichen der verschiedenen Gegenstände hervorgebracht wird. Correggio ist unter allen Meistern der berühmteste in dieser Kunst, welche die zartesten Halb-Tinten,

die weiseste Versparung des Lichtes und die reinste Klarheit und Mannigfaltigkeit in den Schatten erfordert.

Helle, Schwester des Phryxus und Tochter des Athamas und der Nephele. Um ihrer Stiefmutter Ino Haß zu entgehen, nahm sie mit ihrem Bruder die Flucht, und ein Widder mit goldenem Felle trug sie auf den Wink der Götter über Land und Meer nach dem fernen Colchis. Aber nur Phryxus langte hier an; denn die unglückliche Helle stürzte sich in das Meer, welches von ihr den Namen Hellespont (Meer der Helle) erhielt.

Hellen, ein Sohn des Deukalion und Bruder des Amphiktyon oder nach Andern des Jupiter und der Dorippe. Er folgte 2486 dem Deukalion in der Regierung von Phthiotis, dem neu eroberten Stücke von Thessalien, und besaß hier die Stadt Hellas, die von ihm den Namen hatte, nebst den umherliegenden Ländereien. Von ihm wird der Name der Hellenen abgeleitet. Von seiner Gemahlin Orseis, einer Nymphe, hatte er 3 Söhne, den Aeolus, Dorus und Xuthus, welche sich in Thessalien weiter ausbreiteten, und deren Nachkommen ganz Griechenland und den Peloponnes, Arkadien ausgenommen, bevölkerten.

Hellenen, die angeblich von Hellen, dem Sohne Deukalions, ihren Namen führen, der die Griechen überhaupt befaßt, ursprünglich aber ein von den Pelasgern an Sitten und Religion verschiedener und gegen ihn friedlich gesinnter Volksstamm. Die ältesten Sitze dieses Volkes waren in Epirus um Dodona. Eine große Ueberschwemmung, die bekannte deukalionische Ueberschwemmung nöthigte es, aus Epirus auf den Parnassus und die phocischen Gebirge zu flüchten. Hier vereinigten sich Ausländer mit ihnen, die aus den Trümmern Asiens, aus Gegenden um den Kaukasus, herkamen. Beide breiteten sich von Phocis über Thessalien, und endlich über ganz Griechenland aus. Sie überwanden die Pelasger, und bemächtigten sich der von ihnen und den frühern Bewohnern besessenen Ländern; verdrängten diese jedoch nicht, sondern wohnten unter ihnen. Die Hellenen theilten sich in 4 Stämmen, welche nach den Söhnen und Enkeln Hellens die Namen Aeolier, Dorier, Achäer und Jonier annahmen. Späterhin verschwand der Unterschied zwischen diesen Stämmen beinahe gänzlich, so wie auch vorher schon der Unterschied zwischen Hellenen und Pelasgern aufgehört hatte.

Hellenismus. Unter Hellenismus verstehen wir jenen Charakter, jenen Genius, die ganze Denk- und Empfindungsweise der Griechen, welche sie so sehr vor den andern Völkern, so wohl des Alterthums als der neuern Zeit, auszeichnen. In dem griechischen Genie scheinen sich die vorherrschenden Geistesgaben des Morgen- und Abendlandes zu vereinigen. Eine lebhafte Phantasie, feine Sinnlichkeit, naives Gefühl waren die Elemente, welche das Morgenland zu seiner Bildung hergab; vom Abendlande erhielt es den Geist der Kritik und Philosophie. Man denke sich nun diese Naturkräfte, welche stets bei den Griechen im schönsten Einklange wirkten, unter einem milden Himmel, in einer üppigen Natur, unter Verfassungen, die alle Triebfedern des Menschen anregten und in Thätigkeit setzten, die sie in ihren Aeußerungen nicht beschränkten und einengten, und man wird sich in etwa erklären können, warum griechische Bildung, ihr ganzes politisches und wissenschaftliches Leben, eine solche Stufe der Vollkommenheit erreichte, die nie ein Volk vor oder nach ihm erlangt hat. Die Ursachen, welche zusammenflossen, um den griechischen Charakter zu bilden, und ihn zu der bewunderungswürdigen Höhe zu heben, sind unter andern diese: 1) das sanfte Klima: es erleichterte das gesellige Leben, und was es hierdurch und schon an sich selbsten zur Entwickelung der Geistesanlagen einer Nation beiträgt, beweist uns die Kulturgeschichte der Völker. Nicht weniger vortheilhaft ist ein milder Himmel für die Erhaltung von Kunstwerken; in

Griechenland standen die Meisterwerke der Bildhauer- und Malerkunst unter freiem Himmel, dessen Gelindigkeit nicht wie in den Nordländern, sie in Zimmern aufzustellen zwang. Diese Prachtkunstwerke, die der Anschauung des Volkes immerwährend offen standen, mußten daher seinen Kunstsinn wecken, und sein Gefühl für Schönheit verfeinern. 2) Griechenlands Lage. Sie ist äußerst glücklich: zwischen zwei Welttheilen schiebt sich ein Inselgrund, und bildet so ein Band zwischen Asien und Europa. Diese Lage mußte nothwendig eine Quelle des regsten Lebens und Verkehrs werden. Daher finden wir schon in den frühesten Zeiten Griechenlands ein lebhaftes Treiben und Drängen der Völker auf dem hellenischen Boden. Aegyptier, Phönicier befuhren in dem mythischen Zeitalter schon Hellas Meere, und aus Thracien und Kleinasien kamen immer Fremdlinge herüber. Bei einem solchen Zusammenfluß und Reiben der verschiedensten Nationen konnten keine Kräfte schlummern, alles wurde geweckt, drängte und wurde gedrängt, trieb und wurde getrieben. Ueberdies bot das Land die abwechselnden Naturschönheiten dar, und schien den Menschen aufzufordern, seine geistigen und moralischen Anlagen eben so mannigfaltig und vielseitig auszuwirken. 3) Die ursprüngliche glückliche Organisation. Die Griechen gehörten zu dem schönsten Menschenschlage, und die körperlichen und geistigen Gaben, mit den die Natur vorzugsweise den caucasischen Stamm begabte, schien der Grieche in einem reichern Maße empfangen zu haben. 4) Die Verschiedenheit des Landes. Griechenland besteht theils aus einer Menge kleiner Inseln, theils aus festem Lande; doch auch dies ist von Bergen durchschnitten, und bildet Landschaften von mittelmäßiger Größe, deren Bewohner hinter den natürlichen Bollwerken, den Gebirgen, Schutz vor den Eroberungs- und Unterjochungsplanen der Nachbaren und Vertheidigungsmittel ihrer Unabhänglgkeit fanden. In einem so verschieden gestalteten Lande mußte sich die Kultur eben so verschiedentlich gestalten; während der eine Staat von der Natur auf Ackerbau verwiesen war, fand der andere, dem die nahe See hiezu Gelegenheit bot, seinen Wohlstand im Handel. 5) Der gemischte Ursprung der griechischen Nation. Eine Menge Völker Asiens und Afrika's waren in Hellas eingewandert; sie brachten ihre Kenntnisse, Sitten, Gebräuche und ihre Gesetze mit, und wenn gleich diese verschiedenartigen Elemente im Laufe von Jahrhunderten zu einem harmonischen Ganzen verschmolzen wurden, so konnten sie doch nicht so ganz verwischt werden, daß nicht Spuren derselben übrig geblieben seyn, und selbst in der höchsten Blüthe der griechischen Kultur, und bei ihrer originellsten Entwickelung der Wirkung jener alter Beimischungen und Einpflanzungen fremdartiger Stoffe den ursprünglichen Nationalcharakter sich nicht sollten bemerkt gemacht haben. Daher denn auch aus dieser Quelle die größte Verschiedenheit und die Allseitigkeit der hellenischen Bildung mit herzuleiten seyn möchte. 6) Die politischen Verfassungen. In keinem Lande hat sich der Menschen-Geist in Schaffung politischer Staatsformen so sehr geübt, als in Griechenland; keine Art derselben wurde unversucht gelassen, bis endlich nach einem langen Streben, Wanken, nach häufigem Niederreißen und Wiederaufbauen die republikanische Verfassung die herrschende und fast einzige wurde. Der Grieche kannte keinen Druck, keine schwere Auflagen und Frohndienste, kein Feudal-System, und keine privilegirte Stände; jeder nahm Theil an der Verwaltung seines Vaterlandes und durfte mit gleichem Rechte als seine Mitbürger nach Staatsämtern streben; Alles wurde öffentlich verhandelt, und keinem war die Freiheit benommen, seine Meinung über Staatsangelegenheiten der öffentlichen Prüfung vorzulegen. Hierdurch wurde den Geisteskräften ein großer, freier Spielraum eröffnet, auf dem sie sich nach allen Seiten aus-

breiten konnten. Dies Uebungsfeld trug auch unter ihnen die schönsten Früchte. Kritische und pragmatische Geschichte vermochte sich nur unter einer solchen Verfassung zu bilden, während sie unter dem Drucke asiatischer Despoten zu Königs- und Hofchroniken heruntersank, und sich nie zu dem freien und großen Griechengeiste erhob. Die Beredsamkeit und ihr Flor, den wir noch jetzt bei den Rednern Griechenlands bewundern, waren Töchter der republikanischen Verfassung. Regsamkeit im Handel und Verkehr, und Nationalwohlstand waren die Folgen, und diese erzeugten wieder feinere Lebenssitten, Geschmack an schönen Künsten und edlern, geistigern Vergnügungen und Hang zur Geselligkeit, die vermöge der Wechselwirkung, in der Alles im menschlichen Leben steht, zur Belebung des Witzes, zur Ernährung des Verstandes, zur Schöpfung neuer und Läuterung und Erweiterung der alten Ideen beitrugen. 8) Die große Anzahl der griechischen Staaten. Sie erweckte den Wetteifer in allen Zweigen der Industrie und der Kunst. Die despotische Reiche Asiens gleichen von jeher einem stillen Meer, worin manches in Fäulniß überging, weil nur selten Bewegung Statt fand, und Jahrhunderte hindurch die Dinge dasselbe Ansehen behielten. In den kleinen griechischen Staaten, die voll Wetteifer brannten, in den hundert verschiedenen Interessen sich durchkreuzten, Bündnisse sich schlossen und zerrissen wurden, Partheien gegen Partheien kämpfend standen, mußte Alles beweglich seyn, veraltete asiatische Formen und Einrichtungen konnten dort keinen Bestand haben. In Griechenland war überall Druck und Gegendruck, gegenseitiges Drängen und Reiben; wenn also irgendwo schöne Naturanlagen zu freier That, und energischer Kraft werden konnte, so war es hier. Durch die republikanische Verfassung der Hellenen wurde zuerst der Forschungsgeist über die wichtigsten Gegenstände der Menschheit angeregt; ihre Philosophen und Staatsmänner forschten zuerst nach den Rechten der Menschen und der Völker, und legten so den Grundstein zum Civil-, Völker- und Staatsrecht. 9) Griechenlands Kriege gegen die Perser. Sie gaben der Nation ein Gefühl ihrer Kraft, einen Stolz auf Alles, was griechisch war, befestigten den von Natur so starken Freiheitssinn, und wurden hierdurch zur Quelle neuer National-Thätigkeit. 10) Die gemeinschaftlichen Feste und Spiele. Ihr politischer Zweck war wichtig, sie waren das Band, was die griechischen Staaten zusammenhielt; doch nicht weniger wichtig zeigte sich ihr Einfluß auf die Bildung des Volkes. Was Kunst und Wissenschaft Großes und Schönes geleistet hatten, wurde am Olympos, auf dem Isthmus, öffentlich der Beurtheilung, der Bewunderung und dem Tadel hingestellt. Die Nation belohnte ihre große Männer in allen Fächern, und spornte hierdurch zu herrlichen Leistungen an. 11) Die Religion. Sie war eine Religion der Kunst; ihre Gestalten waren aus dem ewig blühenden Reiche der Phantasie, und aus der schönen, griechischen Sinnlichkeit genommen. 12) Die Freiheit des Denkens und Forschens, die durch keine religiöse und politische Gewalt zurückgedrängt wurde; einen prüfenden Blick durfte der Hellene nach allen Richtungen wenden, auf alle Gegenstände heften. 31) Endlich die großen Geister der Nation. Der einzige Homer wirkte auf die Bildung seines Volkes mehr, als eine Menge Akademien es hätten thun können; griechische Dichtkunst ist homerische Dichtkunst. Diese und andere im Einklange wirkende Ursachen schufen den Hellenismus mit seinem eigenthümlichen Gepräge. Unter Hellenismus versteht man noch die griechische Sprache, welche die alexandrinischen Gelehrten aus den verschiedenen Mundarten bildeten, und bei der sie vorzüglich den attischen Dialekt, in so weit er in den classischen Werken dieser Mundart als vollkommen ausgebildet erscheint, zur Norm nahmen.

Helleniſten heißen die Gelehrten, welche vorzugsweiſe ihr Studium auf die griechiſche Sprache und deren claſſiſchen Literatur wenden.

Helleſpont, ſ. Dardanellenſtraße.

Helm, Sturmhaube, eine uralte kriegeriſche Kopfbedeckung von Metall; ſie ſchützte Kopf, Hals und, mittelſt eines beweglichen eiſernen Roſtes, Viſier genannt, auch das Geſicht, und wurde mit Federn und andern Dingen verziert. Der Helm ſchützt jetzt zwar noch für den Hieb, verurſacht aber deſto gefährlichere Quetſchungen. Nur die Küraſſiere und ſchweren Reiter tragen jetzt noch Helme, jedoch ohne Viſier. Helm, in der Technologie, iſt die gewölbte Decke einer Deſtillirblaſe. Sie iſt entweder von Zinn oder von verzinntem Kupfer; in der Probierkunſt, ein gläſerner oder kupferner Hut mit einem langen Schnabel, ohne ſolchen heißt er blind (ſ. Deſtillation).

Helminthologie, Lehre von den Würmern. Helmintholit, ein verſteinerter Wurm. Helminthiaſis, Krankheit, die von den Würmern herrührt. Helmintiſch, wurmtreibend.

Helmont (Johann Baptiſt van), Herr von Boienborch und Pellines, ward 1588 zu Brüſſel geboren. Er ſtudirte zu Löwen und machte große Fortſchritte in den Wiſſenſchaften. Er legte ſich mit einem ſolchen Fleiße auf die Phyſik, Medicin und Naturgeſchichte, und erwarb ſich in denſelben ſo große Kenntniſſe, daß er der Zauberei verdächtig wurde. Die Inquiſition warf ihn deßwegen in ihre Kerker, und klagte ihn an, daß er Dinge verrichte, welche über die Kräfte der Natur giengen: er bewieß das Gegentheil und zog ſich nach Holland zurück, wo er 1644 ſtarb. Er war ein Gegner des Ariſtoteles und Galen, und brachte daher ihre Anhänger gegen ſich auf; in der Arzneikunde erhob er ſich nicht ſehr über den Empirismus; ſein univerſelles Mittel konnte ihn nicht vom Tode retten. Es gelangen ihm mehrere außerordentliche Heilungen, die er in chroniſchen Krankheiten durch heftige Mittel, und wenn ihm überdies eine noch kräftige Conſtitution des Kranken zu Hülfe kam, bewirkte. Seine Werke ſind geſammelt 1667 zu Leyden und 1707 zu Frankfurt in Fol. erſchienen. Die vorzüglichſten ſind: 1) De magnetica corporum curatione. 2) Febrium doctrina inaudita. 3) Hortus medicinae. Amsterdam 1648 4) Paradoxa de aquis Spadanis.

Helmſtädt, Stadt und Sitz eines Kreisgerichts im Herzogthum Braunſchweig-Wolfenbüttel, an der Elze, mit Mauern und einem zur Allee eingerichteten Walle, zählt über 5000 Einwohner. Unter den Gebäuden ſind zwei Kirchen, 3 Hoſpitäler, das Juleum, oder Gebäude der vorigen Univerſität, das Jungfrauen-Kloſter Marienberg, die große Domäne Ludgeri, aus einem 1803 aufgehobenen reichen kathol. Stifte entſtanden, mit einer kathol. Kirche. Helmſtädt hat ein Gymnaſium, Pädagogium, Waiſenhaus, mehrere Fabriken und einigen Handel. Die hieſige Univerſität ward 1575 vom Herzog Julius von Braunſchweig geſtiftet, und 1809 aufgehoben. Seitdem iſt der Flor der Stadt ſehr geſunken. Eine halbe Stunde von der Stadt, in einer ſchönen waldigen Gegend, liegt ein beſuchter Geſundbrunnen.

Heloiſe, ſ. Abaillard.

Heloten, der Name der Leibeigenen in Sparta, wird gewöhnlich von Helos eine Stadt in Lakonien, hergeleitet, deren Einwohner 1040 vor Chr. von den Herakliden zu Sklaven gemacht wurden. Sie waren von den Sklaven der übrigen Griechen ganz verſchieden, indem ſie nicht einem Herrn, ſondern dem ganzen Staate angehörten, der allein nur über ihr Leben und ihre Freiheit zu gebiethen hatte. Sie machten eine eigene Klaſſe der Einwohner Lakoniens aus, und ihr Schickſal war dem Looſe der leibeigenen Bauern in manchen Ländern Europas ſehr ähnlich. Ihre Anzahl war zu gewiſſen Zeiten verſchieden, da die Eingebornen anderer Orte, die die Spartaner ſich unterwarfen, ihnen einverleibt wurden. In den blühendſten Zeiten von

Sparta scheint sie sehr groß gewesen zu seyn; Thukydides sagt, daß in keinem griechischen Staate so viel Sklaven gewesen, als in Lacedämon. Sie versuchten mehrere Empörungen, worunter besonders die unter dem Namen des dritten messenischen Krieges bekannt ist; diese hatten aber keine andere Folge, als daß sie immer mehr eingeschränkt und gedrückt wurden. Sie wurden vom Staate gewissen Bürgern zugetheilt, die sie jedoch nicht ausschließend für sich gebrauchen konnten, weil sie auch im Dienste des Staates standen. Da das lykurgische Gesetz dem Freien alle erwerbende Geschäfte verboth, so war Alles, was sich auf Ackerbau, Handwerke und Künste bezog, den Heloten überlassen. Dem Staate mußten sie Kriegsdienste leisten, und der größere Theil in den Heeren der Spartaner bestand immer aus Heloten. Die Heloten erfuhren zwar eine weit schlimmere Behandlung als die übrigen Sklaven in Griechenland; dagegen hatten sie auch bedeutende Vorzüge vor denselben: denn sie konnten sich heirathen, brauchten ihren Herren nur einen kleinen Zins von dem Ertrage der Aecker, die sie anbauten, abzuliefern, und konnten sich durch das, was sie erübrigten, Eigenthum erwerben. Auch erlangten sie durch ausgezeichnete Tapferkeit im Kriege die Freiheit; oft wurden sie auch freigelassen, wenn ihre zu große Menge dem Staate gefährlich schien: alsdann wurden sie aber nicht selten als Colonie außer Landes geschickt. Nur vom Staate, nicht vom Bürger, dessen Aecker sie bauten, konnte die Freilassung ausgehen, die jedesmal mit einer öffentlichen Feierlichkeit geschah. Von ihren Herren wurden sie übrigens oft hart und grausam behandelt, wozu allerdings ihre Neigung zu Unruhen und Empörungen Veranlassung gab. Auch durch äußere Abzeichen suchten die Spartaner ihre Heloten von den freien Einwohnern schimpflich zu unterscheiden. Ihre Kleidung war ein Hundefell und eine besondere lederne Mütze. Obgleich der Name Heloten allgemein allen Leibeigenen beigelegt wurde, so unterschied man sie doch auch bisweilen nach den Nationen. Man findet z. B. Argiver und Messenier besonders genannt.

Helsingfors, seit dem 1. Okt. 1819 die Hauptstadt des russischen Großfürstenthums Finnland und der Sitz aller Oberlandes-Behörden, der Commissaire des öffentlichen Unterrichts, der Bank ꝛc., liegt auf einer Landspitze am finnischen Meerbusen, welcher den großen Hafen der Stadt bildet, und zählt über 6000 Einw. Sie ist regelmäßig gebaut, seit 1815 sehr erweitert und verschönert und neu und stark befestigt. Merkwürdig ist die Schiffsbrücke, ein offener Platz, auf der einen Seite von prächtigen Häusern in der Form eines Amphitheaters umgeben, und auf der andern Seite der vortreffliche Hafen mit bequemen Kanälen für kleinere Handelsfahrzeuge, in dessen Hintergrunde sich die Veste Sweaborg, auf 7 Inseln erbaut, erhebt. Helsingfors hat Segeltuch- und Leinwand-Fabriken, und treibt Handel mit Landes-Produkten (s. Finnland).

Helsingör, Stadt im dänischen Stiftsamte Seeland, an der schmalsten Stelle des Sundes, auf der Insel Seeland, hat 7000 Einw., 2 Kirchen, ein Land- und Seehospital, Quarantäneanstalt, einen sehr seichten Hafen, aber eine gute Rhede. Sie lebt von der Verproviantirung der durchsegelnden, hier den Sundzoll entrichtenden, etwa 14.000 Schiffe und von einiger Fabrikatur für Schiffsbedürfnisse. Nahe bei der Stadt liegt die Festung Kronenburg (s. d. A.), und im nahen Schlosse Hellebeck ist eine königl. Gewehrfabrik.

Helst (Barthol. von der), ein vorzüglicher Künstler der niederländischen Malerschule, zu Harlem 1613 geboren, von dessen Lebensumständen weiter nichts bekannt ist, als daß er sich größtentheils zu Amsterdam aufhielt, und wahrscheinlich dort starb. Ungeachtet er die italienischen Muster nicht gesehen hatte, leistete er in der Porträtmalerei so Ausgezeichnetes, daß ihn

Manche über die berühmtesten Meister in diesem Kunstzweige, Rembrandt, van Dyk u. A. erhoben. In seinen Gemälden bewundert man die große Manier, die schöne Zeichnung der Figuren, den Faltenwurf der Gewänder und die täuschende Nachahmung der Natur, selbst im Nebenwerke. Nichts Gelecktes, nichts Frostiges herrscht in seinen Kunstwerken. Sein Sohn war ebenfalls ein guter Porträtmaler.

Helvetier, ein gallisches, sehr kriegerisches Volk, das zwischen dem Rhodanus und dem Rhein, dem Juragebirge und den räthischen Alpen wohnte. Den Römern wurden sie zuerst zu Cäsars Zeiten bekannt, der als Statthalter von Gallien ihren Uebergang über den Rhodanus verhindert, und sie nach einer gänzlichen Niederlage zur Rückkehr in ihr Vaterland zwang. Dadurch waren sie so geschwächt worden, daß sie bis zum Vitellius fast ganz aus der Geschichte verschwinden; unter diesem Kaiser wurden sie in einen Streit mit dem römischen Feldherrn Cäcina verwickelt, in dem sie aber, durch die lange Ruhe verweichlicht, wenig kriegerischen Muth zeigten. Unter Honorius ließen sich endlich die Burgunder, entweder allein oder mit ihnen die Alemannen, jene nämlich in dem westlichen Theile, diese in dem östlichen, in ihrem Gebiete nieder. Ptolemäus kennt sie nur in einem kleinen Bezirke von der Aar bis an den Bodensee längs dem Rhein und etwas tiefer. Cäsar beschreibt die Helvetier als das tapferste und mächtigste aller übrigen gallischen Völker. Selbst Weiber und Kinder fochten in der Schlacht mit Cäsar. Ihre Staatsverfassung war demokratisch und ein monarchischer Gebieter war ihnen äußerst verhaßt. Das Land der Helvetier machte anfangs einen Theil vom celtischen Gallien aus, wurde aber hernach zum belgischen geschlagen, und endlich zu einem Theile von der Provincia maxima Sequanorum gemacht. Cäsar giebt ihm eine Länge von 48, und eine Breite von 36 geographischen Meilen. Es hatte bei weitem nicht den Umfang der heutigen Schweiz, sondern es begriff nur die Eidgenossenschaft, die Kantone Basel und Schafhausen ausgenommen; die schweizerischen Unterthanen an den deutschen und französischen Gränzen, das Gebiet St. Gallen, das französische Ländchen Gex nebst dem Genfer Bezirk diesseits der Rhone, das Fürstenthum Neuenburg, das Bieler Gebiet u. s. w. Es war in vier Kantons eingetheilt. Das Weitere s. im Art. Schweiz.

Helvetius (Claude Adrien), war der Sohn des Jean Claude Adrien, Leibarztes der Königin, er wurde 1716 zu Paris geboren, machte seine Studien an dem Collegium Ludwigs des Großen unter dem berühmten Porée, der in den Schulübungen seines jungen Zöglings mehr Einbildungskraft und Geist fand, als in den seiner Mitschüler; er nahm ihn deswegen unter seine besondere Leitung. Schon früh suchte er die Bekanntschaft der damals berühmten Philosophen Frankreichs, vorzüglich Voltaire's, und strebte in ihre Fußstapfen zu treten. Im J. 1758 gab er sein Werk sur l'esprit heraus. Das Buch machte ein großes Aufsehn, und zog dem Verfasser lange und lebhafte Verfolgungen zu. Alle Interessen vereinigten sich gegen ein Buch, das, nach dem Urtheile einer geistreichen Frau, das Geheimniß der ganzen Welt ausplaudere: die Journalisten verschrieen es, die Sorbonne brach den Stab über dasselbe, die Inquisition, durch die französische Geistlichkeit aufgeregt, verdammte es, das Parlament ächtete es, weil es die Kräfte des Menschen auf die physische Sensualität beschränke und zum Laster aufmuntere, indem es der Tugend wenig edle Beweggründe unterlege; der königliche Rath unterdrückte es. Im Kampfe mit so vielen Feinden, und selbst zu einem Widerrufe, den er zur Sicherheit seines Censors von sich gab, genöthigt, wurde Helvetius durch den Beifall der ausgezeichnetsten Gelehrten seiner Zeit unterstützt; vielleicht brachte ihm der Ruhm, nach dem er so sehr gegeizt hatte, und den er so theuer bezahlen mußte, einigen Trost. Sein Werk wurde fast in alle Sprachen Europa's übertragen,

und überall mit Begierde gelesen. Hume und Robertson sprachen von ihm, als von einem außerordentlichen Werke; Schweden, Rußland, Deutschland, Italien stimmten in das Lob mit ein; zwei Cardinäle theilten im Geheim den Beifall des Publikums. Um den Unannehmlichkeiten, die ihm sein Werk verursachte, zu entfliehen, machte 1764 Helvetius eine Reise nach England, und 1762 eine nach Preußen. Friedrich der Große wollte ihm eine Wohnung in seinem Pallaste anweisen. Nach Frankreich zurückgekehrt, lebte er den größten Theil des Jahres zurückgezogen auf seinem Landgute Voré. Er genoß da in dem Umgange mit seiner Frau und seinen Kindern alle Freuden des häuslichen Lebens: er überließ sich ganz seiner herrschenden Neigung, wohlthätig zu seyn: er suchte überall das Verdienst auf, und machte sich eine angenehme Pflicht daraus, dasselbe zu unterstützen: dem Maivaux setzte er eine Pension von 2000 Liv., und Saurin, Mitgliede der französischen Akademie, eine von 3000 Liv. aus. Seine Milde und Humanität ließ ihn in den letzten Jahren seines Lebens den Aufenthalt auf dem Lande verlängern. Der Anblick eines Elends, dem er nicht abhelfen konnte, sagt der Verfasser seiner Lobschrift, verbitterte ihm den Aufenthalt in Paris. Jeden Tag bezeichnete er mit Wohlthaten, und suchte sie so viel als möglich, der Kenntniß des Publikums zu entziehen. Manchmal waren die Gegenstände seiner Freigebigkeit ihrer wenig würdig: man machte ihm deswegen Vorstellungen. „Wäre ich König," antwortete er, „so würde ich sie bessern; ich bin aber nur reich, und sie sind arm; ich muß ihnen helfen." Er starb den 26. Dez. 1771. Helvetius liebte sehr das schöne Geschlecht, doch ohne Leidenschaft, und ohne in ihrem Umgange Sinnenreiz zu suchen, in der Freundschaft war er mehr hülfreich und gütig als zärtlich. Seine Freunde fanden ihn theilnehmend für ihre Sorgen; doch er selbst bedurfte ihrer nicht im gewöhnlichen Laufe des Lebens. Seine Lieblingsbeschäftigung war, Andre, denen er hiezu Fähigkeit zutraute, zum Selbstdenken anzuregen: er nannte dies mit ihnen auf die Ideenjagd gehen. Den Umgang mit den Großen scheute er, und vermied ihn, wo er konnte. Seine einzige Leidenschaft war der Ruhm, sie war an allen seinen Leiden Schuld. — Seine vorzüglichern Werke sind: 1) Ueber den Geist; es kam 1758 in 4° heraus. Man ist noch heut zu Tage über den wissenschaftlichen Werth dieser Schrift uneinig. Voltaire nennt sie ein Gewebe von trivialen Wahrheiten, die mit Schwulst und ohne Methode, vermischt mit Märchen und Erzählungen, die einem philosophischen Geiste unwürdig sind, vorgetragen sind. Doch dieses Urtheil unterschrieben nicht alle Philosophen: in Helvetius Werke erkannten sie Klarheit der Vorstellung, Reinheit der Sprache, Ordnung des Vortrages, und nicht selten Eleganz des Styls: demungeachtet gestehen sie ein, daß es in seinem Gange nicht selten schläfrig sey, und ohne wahre Beredsamkeit, daß es sich oft durch gesuchte Ausdrücke, durch eine falsche Manier und kalten Schmuck versündige. In wenigen Schriften ist die Kunst, ein umfassendes System von abstrakten Ideen zu entwickeln, weiter getrieben worden; doch ist es der Metaphysik gefährlich und der Moral schädlich. Indem er den Beweis führen wollte, daß der Menschengeist seiner Natur nach dem der Thiere nahe stehe, und daß die Menschen in ihren heiligsten Pflichten, und bei ihren uneigennützigsten Empfindungen nur durch Eigennutz geleitet werden, erniedrigte er die Tugend, und erschüttert die Grundfesten, auf den Vaterlands-, Kinder-, Gattenliebe und Freundschaft ruhen. 2) Ein Gedicht in 6 Gesängen, „das Glück" betitelt; es kam 1772 heraus. Das Gedicht hat einige schöne Stellen; doch das Ganze ist eine Declamation, die manchmal glänzend, aber oft hart und gezwungen ist. Helvetius Poesie ist schwülstiger als seine Prosa, und weniger hell und fließend. 3) Ueber den Menschen, ein nicht weniger reiches Werk, als über den Geist. Der Verfasser zeichnet den Menschen, wie ihn die Natur und die Gesellschaft zu allen Zeiten und zu allen Orten ge-

bildet habe. Wenn er auch nicht immer in diesem Werke seinen Gegenstand bis in seine Tiefe erfaßt, so sieht man doch, daß er ihn studiert habe. Der paradoxe Satz, daß alle Menschen mit denselben Talenten geboren werden, und daß sie die verschiedene Größe ihres Geistes der Erziehung verdanken, ist unter allen möglichen Gesichtspunkten dargestellt worden. Die Folgerungen, welche aus diesem Werke gezogen werden können, dürften leicht noch gefährlicher seyn, als die aus der Schrift über den Geist; weil der Verfasser in einer natürlicheren Schreibart seine Meinung ohne Rückhalt sagt. Helvetius war Haushofmeister der Königin und General-Pächter; diese Stelle gab er später auf, um ohne Zerstreuung sich den Wissenschaften und der Philosophie widmen zu können. Bastien gab im Jahro 1791 eine vollständige Ausgabe der Werke des Helvetius zu Paris in 5 Bänden heraus: sie ist die correcteste. Im J. 1792 ertheilte der Gemeinderath von Paris der Straße Sct. Anna den Namen Helvetius.

Helvoetsluys, festes Städtchen in der niederl. Provinz Süd-Holland, an der Mündung der Maas, mit 1208 Einw., einem vortrefflichen Hafen (seit 1800 sehr erweitert) und einer guten Rhede, einem Schiffswerfte, einer Docke zur Verwahrung der Kriegsschiffe und Magazine. Gewöhnliche Ueberfahrt nach Harwick in England.

Hemeradromen waren bei den Griechen öffentliche Läufer, deren man sich als Eilboten bediente; sie sowohl bei den Heeren gebrauchte, als auch in jeder Stadt etliche hatte, Botschaften hin und wieder zu bringen. Sie hatten es in ihrer Kunst so weit gebracht, daß einige, nach der Versicherung der alten Schriftsteller, 360 Stadien oder 20 deutsche Meilen, andere 1000 Stadien oder über 51 Meilen in einem Tage zurücklegen konnten.

Hemikranie oder Hemigrane, Halbseitiges Kopfweh, s. Migräne.

Hemisphäre, s. Halbkugel.

Hemmelink (Johann), einer der größten deutsch-niederländischen Maler, blühte in der Mitte des 15 Jahrh., geb. zu Damme bei Brügge, kam als ein kranker Kriegsmann an letzterm Ort in St. Johannishospital, wo er bei seiner Genesung in dieser Wohnung sein außerordentliches Talent für die Malerkunst kund gab. Man findet noch dort von seinen Werken unter andern den berühmten Reliquienkasten der heiligen Ursula, von welchem 1818 zu Gent eine von v. Keverberg herausgegebene Beschreibung erschien, die sehr genau und interessant ist, und zugleich Nachrichten von den übrigen Werken Hemmelinks enthält. Wir setzen dem, was wir über diesen ausgezeichneten Künstler im Art. Deutsche Malerkunst schon gesagt haben, noch Folgendes hinzu. Er hat mehrere Darstellungen aus dem alten Testamente, als aus dem neuen geliefert. Wahrscheinlich zog ihn, der seine Gestalten gern im romantisch-orientalischen Styl kleidete, und der überhaupt ein so phantastischer Dichter war, der poetische Glanz, das Ansprechende der patriarchischen Lebensweise mehr an. Die Engel bei Abraham, in Bettendorfs Besitz, das Mannah in der Wüste und die Begrüßung Melchisedechs, beide bei Boisseree, und viele andere, zeigen von dieser Vorliebe. Das wunderherrliche Himmelslicht über den Gebirgen, im Mannah in der Wüste, entzückt, und mit sicherer Kraft sind die Gruppen geordnet und gebildet. Doch die Krone dieser Schätze ist die Anbetung der heiligen drei Könige, mit ihren zwei Seitenflügeln: St. Christophorus, den Strom und eine wunderkühne Felsgegend durchschreitend, und St. Johannes der Täufer in einer lieblichen Landschaft. Maria sitzt mit dem Kinde an den Vorhallen eines schönen Gebäudes, auf dessen Giebel Täubchen flattern und ruhn. Rosen und andere Lieblichkeiten umblühen das Bild; es ist die schöne Sommerzeit. In des Heilandes Nähe hat der Winter keine Macht. Maria ist hausmütterlich lieb-

reich, die drei Weisen sind ehrenfeste Männer aus Brabant, augenscheinlich Abbildungen. Ihr Wesen ist voll der reinsten Demuth, welche das Licht der Weisheit freundlich mildert. Wie überall zeigt sich auch hier Hemmelink als Meister in dem Schmuck und in den Umgebungen. Unübertrefflich blüht die Farbe. Dies Gemälde voll Kühnheit und Gluth, prägt sich unauslöschlich der Seele ein, und herrlich gedacht sind die Gegensätze in den drei Darstellungen. Von Hemmelink wird behauptet, daß er mit Eiweisfarbe gemalt habe.

Hemsterhuis (Tiberius). Dieser als Grammatiker und Kritiker, und wegen seiner großen Gelehrsamkeit besonders in den classischen Sprachen des Alterthums berühmter holländischer Philolog, Stifter und Haupt einer noch fortdauernden philologischen Schule, war geboren zu Gröningen 1685. Von seinem Vater, einem sehr gelehrten und geschätzten Arzte, erhielt er die erste Erziehung. In seinem vierzehnten Jahre wurde er schon auf die Universität seiner Vaterstadt aufgenommen. Nach einigen Jahren erhielt er den ehrenvollen Auftrag, die Handschriften der Universitätsbibliothek zu Leyden zu ordnen. Noch nicht 20 Jahre alt, bekam er einen Ruf als Professor der Geschichte und Mathematik nach Amsterdam. Hierauf lehrte er mehrere Jahre Griechisch und Geschichte zu Franecker, kam dann 1740 nach Leyden in gleicher Eigenschaft und starb daselbst den 17 April 1766. Erst in Amsterdam wandte er sich, tüchtig vorbereitet durch das Studium der Mathematik, der Philosophie und der Geschichte, mit allem Eifer auf die Philologie. Er besorgte hier zuerst die Herausgabe des Onomastikon des Julius Pollux, und kam dadurch in eine nähere Verbindung mit dem großen Philologen R. Bentley (s. d. Art.), der durch seine freundliche, aber strenge Kritik einen sehr wohlthätigen Einfluß auf die philologische Ausbildung des Jünglings ausübte. Er las nun die griechischen und römischen Autoren nach der Zeitfolge alle durch, und mit lebendigem Schönheitsgefühl, natürlichem Scharfblick und sicherem Wahrheitssinn ausgestattet, faßte er ihren eigenthümlichen Geist auf, wie wenige seiner Zeitgenossen. Als gründlicher Kenner der griechischen Sprache möchte er selbst über Casaubon und Saumaise zu setzen seyn. Er hat sich um diese Sprache die entschiedendsten Verdienste erworben, durch Erforschung der Stammwörter und Scheidung der ursprünglichen Bedeutung von dem jüngern bildlichen Gebrauche, worin ihm Joseph Scaliger und Saumaise vorgearbeitet hatten. Seine einfache Anordnung der Grundsätze der Grammatik und Syntaxis gaben dem Sprachstudium eine neue Gestalt; auch als tiefblickender Kritiker und erschöpfender Ausleger schwieriger dunkler Stellen ist er gleich achtungswerth. Ein eben so gründlicher Kenner, wie von der griechischen Sprache, war er auch von der lateinischen, wiewohl seinem Style die leichte Anmuth eines Ruhnkenius fehlt. Dieser und L. C. Valkenaer waren seine berühmtesten Schüler. Seine Werke sind: die bereits erwähnte Ausgabe des Onomastikon von Julius Pollux, Lucians auserwählte Gespräche, der Plutus des Aristophanes, der erste Band der Werke Lucians. Dazu kommt noch eine Menge der ausgesuchtesten Anmerkungen und Verbesserungen zu verschiedenen Autoren. Sein Charakter war im hohen Grade sanft und bescheiden. Er vermied ganz den harten absprechenden Ton, in welchem sich manche holländische Philologen so sehr gefallen haben. Der Umgang mit Hemsterhuis hatte bei all seinem Ernst viel Reizendes, und sein dankbarer Freund und Schüler Ruhnkenius, theilt uns in dem classischen Denkmale, welches er ihm zu Ehren gesetzt hat, einen schönen Charakterzug mit. Als ihn einst einige Freunde auf zwei Tage besuchten, erhielt er eben die Nachricht vom Tode eines hoffnungsvollen Sohnes. Er gewann aber die Kraft über sich, den väterlichen Schmerz zu verbergen, um seinen Freunden den Genuß dieser zwei Tage nicht zu verkümmern.

Hemsterhuis (Franz), Sohn des Vorigen, starb 1791. Seine Philosophie war der Empirismus des Locke, den er weiter und feiner ausarbeitete,

und ihn mit eigenen Erfahrungen vermehrte: in der Darstellungsart folgte er der sokratischen und platonischen Weise, ohne doch, wie Georg Forster ihn nennt, der Platon unseres Jahrhunderts in der ganzen Bedeutung des Worts zu seyn. Er liebte die Dialogen, die allerdings zu einer systematischen und consequenten Darstellung und Entwickelung der Begriffe und Gedanken nicht sehr geeignet sind. Seine Schriften sind folgende: Lettre sur la Sculpture, 1760. Der Gegenstand dieser Schrift ist, die Tendenz der schönen Künste zu entwickeln, und dies vorzüglich von der Bildhauer-Kunst. Lettre sur les désirs, de l'Amour et de l'Egoïsme. Herder hat diesen kleinen Versuch zum Theil übersetzt, und treffliche Anmerkungen hinzu gefügt. Description philosophique du caractère de feu M. Flagel, 1773. Lettre sur l'homme et ses rapports. Sophyle, ou de la Philosophie. In diesem Briefe hat er vorzüglich seine Ansicht über Philosophie niedergelegt. Lettre sur une pierre antique. Aristée ou de la divinité, 1779, und die Lettre de Diocles à Diotime sur l'Athéisme, 1785. Diese beide Werke enthalten seine Religionsphilosophie; das erste, ein Dialog, machte sein Freund F. H. Jacobi (die Lehre Spinoza's) zuerst bekannt. Alexis, ou de l'age d'or, 1787. Simon, ou des Facultés de l'ame. Seine sämmtlichen Werke wurden von Jansen gesammelt, und 1792 zuerst herausgegeben; 1808 kam eine neue Ausgabe zu Paris unter dem Titel: Oeuvres philosophiques de F. Hemsterhuis heraus. Sein Ruf brachte ihn mit den ausgezeichnetesten Personen seiner Zeit in Verbindung. Mit der Fürstin Gallitzin, an die er unter dem Namen Diotima mehrere seiner Schriften richtete, und mit dem Grafen von Fürstenberg machte er eine Kunstreise, auf der er sich viele Kenntnisse sammelte, die er in einem in holländischer Sprache geschriebenen und aus dieser ins Französische übersetzten Briefe an sein Freund Smeth mittheilte. Georg Forster sagt in seinen Ansichten vom Niederrhein ꝛc. 2. Theil S. 397 von ihm: „Wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß Feinheit der Empfindung, Reichthum und Wahl der Ideen, Politur des Geschmacks, verbunden mit Fertigkeit und den subtilen Stacheln des ächten Witzes, mit der lichtvollen Ordnung einer herzlichen Philosophie und dem Dichterschmuck einer alles verjüngenden Einbildungskraft, nicht an irgend eine Erdscholle gebunden sind; so würde wenigstens ein Mann, wie dieser, beweisen, daß Holland nicht aus der Zahl der Länder ausgeschlossen ist, wo die edelsten Kräfte und die zartesten Empfänglichkeiten der menschlichen Natur den höchsten Punkt ihrer Entwicklung erlangen und die reifsten Früchte bringen können. Der Geist, der in diesem schwachen Körper wohnt, ist so empfindlich für Harmonie aller Art, und leidet so im eigentlichen Verstande bei jedem Mißverhältniß in der sinnlichen, wie in der sittlichen Natur, daß er sich sogar seiner vaterländischen Mundart nicht zum Vehikel seiner Gedanken bedienen konnte, sondern alle seine (gedruckten) Werke französisch schrieb, und auch diese Sprache zu seinen Zwecken umbildete, indem er ihr einen eignen Styl aufdrang. Seine zum Theil dialogischen Schriften sind unter uns weniger bekannt, als sie es verdienen; allein man muß sie in der Ursprache lesen, wenn man von ihrer attischen Eleganz, die oft nur ein unnachahmlicher Lebenshauch ist, nichts verlieren will."

Hendekasyllaben ist der Name eines elfsylbigen Verses, dessen sich unter den Alten besonders Catull bediente, und der für kleine Tändeleien eine recht angemessene Form ist. Das Schema ist:

—∪—∪∪—∪—∪—∪

Hengist, Gründer des Königreichs Kent in Großbritannien, wurde mit seinem Bruder Horsa von den durch die Skoten und Pikten bedrohten Britten um 454 eingeladen, mit Sachsen ihnen zu Hülfe zu kommen. Beide folgten der Einladung, landeten am Ausfluß der Themse und schlugen die

Pikten bei Stamford. Die Leichtigkeit des erworbenen Siegs und die bemerkte Schwäche der Britten bewogen beide, Verstärkung aus dem Sachsenland kommen zu lassen, mit der sie, in Verbindung mit den Pikten und Skoten, die Britten angriffen und sich nach einem langen Kriege des Landes größtentheils bemächtigten. Horsa blieb in der Schlacht bei Eglesford (jetzt Ailsford); Hengist aber gründete das Königreich Kent, welches die heutigen Grafschaften Kent, Middlesex, Essex und Surrey umfaßte und wählte Canterbury zur Residenz, wo er um 488 starb. Seine Thaten wären einer dichterischen Bearbeitung der Britten und Deutschen würdig.

Henil, Henile, eine Art von Fetisch der alten Wenden, aus einem Stabe bestehend, woran oben eine Hand gemacht war, welche einen Ring hielt. Dieses Götzenbild wurde vor den Thüren herumgetragen und man opferte ihm, um sich seines Schutzes zu versichern.

Henke (Heinrich Philipp Conrad), Vizepräsident des wolfenbüttelschen Consistoriums, Abt des Klosters Königslutter, Generalsuperintendent, erster Professor der Theologie zu Helmstädt, und Direktor des Predigerseminariums daselbst, geb. den 3 August 1752 zu Hehlen im Braunschweigischen, war der Sohn des Garnisonpredigers zu Helmstädt. Da er frühe sein Vater verlor, so sah sich der Jüngling, der nun ganz sich selbst überlassen war, zu seinem Unterhalte bloß auf die Gunst wohlthätiger und vermögender Gönner beschränkt. Seine herrlichen Naturanlagen, verbunden mit einem regen und rastlosen Streben, sie auszubilden, hatten ihn bald empfohlen. Mit dem größten Eifer wandte er sich auf das Studium des klassischen Alterthums. Die größten Gedanken der Klassiker, in kühnen Worten ausgesprochen, fanden einen Anklang in ihm, und der hohe und freie Geist, der sich in den Werken des griechischen und römischen Alterthums offenbart, riß ihn so hin, daß er sich anfangs ganz den philologischen Studien zu ergeben beschloß. Sein Lieblingsschriftsteller war Quintilian, mit dessen Uebersetzung er zuerst den literarischen Schauplatz betrat. Auf der Universität Helmstädt widmete er sich mit dem ausdaurendsten Fleiße dem Studium der Theologie, und erhielt daselbst die Doktorwürde in der philosophischen Fakultät. Durch Empfehlung seiner Gönner ward er 1778 außerordentlicher Professor der Theologie zu Helmstädt, und 1780 stieg er schon zum ordentlichen Professor der Theologie daselbst auf. Als Lehrer hatte er sich bald durch seine kräftigen und lebhaften freien Vortrag eine große Anzahl von Zuhörern verschafft. Im Jahre 1788 gab er den ersten Band seiner Kirchengeschichte heraus, die seinen literarischen Ruhm begründet hat. Henke wollte anfangs mit seiner allgemeinen Geschichte der christlichen Kirche nach der Zeitfolge, ein Lehrbuch zu akademischen Vorlesungen liefern; bald aber und zwar schon bei der zweiten Auflage und bei der Fortsetzung, da er das Verfehlte dieses Zweckes selbst einsah, gab er diesen auf, und nahm sich vor, Freunden der Kirchengeschichte überhaupt ein bequemes Handbuch zu liefern, deren sich jeder nach der besondern Beziehung, in welcher er das Studium dieser Wissenschaft betrieb, entweder zur ersten Uebersicht ihres Umfangs oder zur Wiederholung oder zum Nachlesen über einzelne wichtige Materien bedienen könnte. Auf neue Aufklärung ging er nicht aus. Er wählte die synchronistische Methode, welches an sich schon bei der Kirchengeschichte eine sehr schwere Aufgabe ist. Er erschwerte sich eben dieselbe noch mehr dadurch, daß er zugleich einen reichen Vorrath von Thatsachen, auch von unbedeutenden, liefern wollte. Diese Aufgabe ist nicht genügend gelöst, ungeachtet sehr viel Fleiß, Sorgfalt und Gelehrsamkeit auf das Werk verwandt worden. Die Literatur ist sehr reich und enthält viel Neues; die chronologischen Angaben sind zahlreich und genau. Der Styl und die Darstellung hat eine gewisse Fülle, Mannichfaltigkeit und Leichtigkeit, aber oft fehlt es an Kraft, Würde, Rundung

und Klarheit. Der Hauptgesichtspunkt, den Henke in seiner Kirchenhistorie nahm, bestand darin, den Schaden und Unfug ins Licht zu setzen, welches der Religionsdespotismus und Lehrzwang in allen Zeiten angerichtet haben. Hierdurch hat seine Geschichte einen polemischen Charakter angenommen, und ist von Manchen sehr angefochten worden. Ueberhaupt war Henke ein Protestant in der vollkommensten Bedeutung des Wortes, und erklärter Feind alles Glaubenszwanges. Als daher das preußische Religionsedikt erschien, trat er öffentlich ohne Scheu in der allgemeinen deutschen Bibliothek als Gegner desselben auf. In seinen Predigten zeigte er eine starke kräftige Beredsamkeit, doch fehlten ihnen alle einschmeichelnde, herzgewinnende Eigenschaften. Besonders ist seine freimüthige Rede am Krönungsfeste Napoleons (1807) berühmt geworden. Er starb nachdem er zuvor fast ein Jahr gekränkelt hatte, am 2 Mai 1809. Außer seiner Kirchengeschichte, von der er nur 5 Bände beendigte, und von Vater in Königsberg (1820) fortgesetzt wurde, hinterließ er noch: Historia antiquior dogmatis de unitate Ecclesiae, Helmstädt 1781, 4.; D. G. Calixti de conjugio clericorum liber. Emendatius edidit, in capita sua et sectiones divisum et indicibus necessariis completum, additum praefatione, ebd. 1783, 4.; Geschichte der jüdischen und christlichen Religion, Leipzig 1788, 8.; Elemente für den akademischen Cursus einer chronologischen und allgemeinen christlichen Kirchengeschichte; Braunschweig 1778 — 95, 4 Bde. 8.; Magazin für Philosophie der Religion, Exegese und Kirchengeschichte, Helmstädt 1794 — 96, 5 Bde. 8.; Archiv für die Kirchengeschichte der letztern Zeit, 1794 bis 96, 3 Bde. 8.

Henrici (Christian Friedrich) trat als Dichter unter dem Namen Pikanter auf, und wurde 1700 zu Stolpen in Kursachsen geb. Zu Wittenberg und Leipzig studirte er die Rechte; dabei übte er beständig die Poesie, der er nicht nur seinen Unterhalt, sondern sein ganzes Lebensglück zu verdanken hatte. 1727 wurde er Aktuarius bei dem Oberhofamte zu Leipzig, dann Postsekretär, und endlich Oberpostkommissarius. Dazu ward ihm 1740 noch die Kreis-Landsteuer und die Stadt-Tranksteuereinnahme zu Leipzig, nebst der Weininspektion ertheilt. Er starb 1764. Den Namen Pikander (von pica, die Elster, und dem griechischen ἀνήρ, der Mann) soll er deßwegen angenommen haben, weil er 1722 auf dem Dorfe Niederglaucha bei Düben nach einer Elster geschossen, bei verfehltem Schusse aber einen Landmann, der auf einem Eichbaume ein Elsternest ausnehmen wollte, getroffen und stark verwundet hatte. Aus seinen Gedichten leuchtet zwar einiges Talent zur Poesie hervor, aber er bildete dasselbe nicht gehörig aus, und wendete es übel an. Durch geschmacklosen Witz und grobe unsittliche Scherze suchte er die rohen Seelen zu vergnügen; dafür aber war ihm die Verachtung des feinern Theils seiner Zeitgenossen, als der Nachwelt zum verdienten Lohn. Henrici's Quodlibete waren zu seiner Zeit beliebt, die jetzt aber zum literarischen Unrath gehören. Auch hat er Schauspiele geschrieben.

Henriette Marie von Frankreich, Königin von England, Tochter Heinrichs IV. und Marie von Medicis, geb. zu Paris 1600, besaß große Reize und wurde 1625 an König Carl I. von England verheirathet. Ihr Charakter gleich sehr dem ihres Vaters; sie besaß Festigkeit, Edelmuth, Zärtlichkeit, Mitleiden und einen sanften, doch dabei lebhaften Geist. Die ersten Jahren ihrer Ehe verflossen ihr äusserst glücklich; aber bald wurden durch die bürgerlichen Unruhen in Schottland und die Empörung der Engländer gegen ihren Gemahl, diese glücklichen Tage in sehr unglückliche für sie verwandelt. Sie nannte sich deshalb auch nur die unglückliche Königin. Man warf ihr vor, daß sie Carl I. in seinem Eifer für die katholische Religion bestärkt habe und verfuhr eben deshalb gegen sie mit aller Wuth des Fanatismus. Dennoch än-

derte dies ihren Charakter nicht; sie fuhr vielmehr fort, wie sie gleich anfangs gethan, Wohlthätigkeit selbst gegen ihre Feinde zu üben. Als beim Ausbruch des Bürgerkriegs die königl. Familie London verlassen mußte, begab sich die Königin nach Holland, warb, nachdem sie ihre Meubeln und Kostbarkeiten zu Geld gemacht, Truppen, miethete Schiffe und setzte nach England über. Bei der Ueberfahrt hatte sie einen furchtbaren Sturm auszustehen; dennoch verließ sie das Verdeck nicht, sondern ermuthigte die Truppen und sagte: Königinnen ertrinken nicht. Endlich nach vielen Widerwärtigkeiten und Gefahren, kehrte sie nach Frankreich 1644 zurück. Der üble Zustand der Angelegenheiten der Königin Anna von Oesterreich verhinderte diese bei den Unruhen der Fronde, der unglücklichen Königin von England die Hilfe zu gewähren, die ihr Unglück verdiente. Deshalb sah sich Henriette Marie genöthigt, wie sie sich selbst hierüber ausdrückt, das Parlament für ihren Lebensunterhalt um ein Almosen zu bitten. Dennoch war dies nicht ihr letztes Unglück; ihr Gemahl endigte 1649 auf dem Blutgerüste. Da Carl II. nachher den Thron seiner Väter wieder bestieg, konnte sie nichts bewegen, ihren Wohnsitz in einem Lande aufzuschlagen, das nur traurige Erinnerungen für sie hatte. Sie starb in einem Kloster zu Chaillot 1669.

Henriette Anna von England, Herzogin von Orleans, das jüngste unter den Kindern Carls I. und Henriettens von Frankreich, wurde zu Exeter 1644 im Feldlager, mitten unter den Feinden ihres Vaters, geboren, und mußte sogar bei der Flucht ihrer Mutter nach Frankreich, der Lady Morton anvertraut, einige Zeit in England als Gefangene bleiben. Durch List ihrer Gouvernante wurde sie nach ohngefähr 2 Jahren glücklich nach Frankreich gebracht, und daselbst unter den Augen ihrer Mutter erzogen. Sie vermählte sich 1661 mit dem Herzoge Philipp von Orleans, Bruder Ludwigs XIV. Ihre Ehe war nicht glücklich. Man sagt, daß sie Ludwig's XIV. Neigung durch ihre Reize auf sich gezogen; so viel ist gewiß, derselbe bediente sich ihrer, mit England einen Vertrag gegen Holland abzuschließen, was ihr bei der brüderlichen Liebe Carls II. vollkommen glückte. Sie starb zu St. Cloud 1670, wie man vermuthet, an Gift von ihrem Gemahl.

Hephästion werden mehrere Männer des Alterthums genannt. Einer war aus Alexandrien, lebte unter dem Kaiser Trajan und schrieb ein mythologisches Werk. Ein anderer war ein Grammatiker, ebenfalls aus Alexandrien gebürtig, einer von den Lehrern des Kaisers Verus. Nach Suides schrieb er ein Handbuch über die Metra, welches noch vorhanden ist. Ein dritter war ein astrologischer Schriftsteller von Theben; zu den Zeiten Constantins des Großen. Wir besitzen noch mehrere Auszüge aus seinen Schriften. Auch hieß ein Freund Alexanders Hephästion. Er begleitete den König auf seinem Kriegszuge gegen Persien, erkrankte aber zu Ekbatana und starb. Alexander, den sein Verlust sehr schmerzte, ließ ihm ein Grabmal errichten, das nach Plutarch 10.000 Talente kostete.

Hephästos, s. Vulkan.

Heptachorde, eine Leier oder Cither mit sieben Saiten. Sie war im Alterthum sehr im Gebrauch und die berühmteste unter allen; doch fehlte ihr die Octave. Simonides fügte sie nach Plinius hinzu, indem er eines ganzen Tons Zwischenraum zwischen den beiden Tetrachorden ließ. In dem Systeme der Octave der Alten fanden sich die Töne in der günstigsten Stellung zu einer männlichen, edlen und würdevollen Harmonie; gleich weit entfernt von der zu großen Tiefe und Höhe. Doch diese edle Musik erhielt sich nicht; man vervielfältigte die Töne in der Höhe, und machte das System der Harmonie zu weich und weibisch. Plutarch beschuldigte den Melanippides, daß er die Musik durch die Erfindung von zwölf Saiten entnervt habe.

Heptagonalzahlen: wenn man aus der arithmetischen Reihe 1, 6, 11, 16, 21 deren Unterschied, also = 5, erst das erste Glied, dann die Summe der beiden, dann der drei ersten Glieder u. s. w. 1, 7, 18, 34, 55..... nimmt, so erhält man sogenannte Heptagonalzahlen (vom griechischen Namen der fünf). Eine Eigenschaft dieser Zahlen ist, daß wenn man eine derselben mit 40 multiplicirt und zum Produkte 9 addirt, die Summe eine Quadratzahl 4 giebt, z. B. $18 \times 40 \times 9 = 729 = 27^2$. die Reihe dieser Quadrate ist 7^2, 17^2, 27^2, 37^2, u. s. w. und die Differenz der Wurzeln 10. Eben so verhält es sich mit den Hexagonalzahlen, wo der Unterschied 4 ist. Wäre also die arithmetische Progression, 1, 5, 9, 13 u. s. w., so sind die Hexagonalzahlen 1, 6, 15, 23 u. s. w.

Herakliden. So heißen die Nachkommen des Herkules, deren Eroberung des Peloponnes, in Verbindung mit den Doriern, vorzüglich in der griechischen Geschichte berühmt ist. Ihre Ansprüche auf den Peloponnes gründeten sie auf die Rechte ihres Ahnherrn Herkules auf das Königreich Tirynth. Zweimal waren ihre Angriffe auf den Peloponnes schon verunglückt, als sie 80 Jahre nach Zerstörung Troja's einen neuen unternahmen. Anfangs schien es, als wenn das Schicksal sie wieder nicht begünstigen wolle: Aristodemus, einer ihrer Hauptanführer, fand unter den Zurüstungen zum Kriege seinen Tod, und ein beträchtlicher Theil des Heeres wurde aus Hungersnoth aufgerieben. In dieser traurigen Lage befragten sie das delphische Orakel, und erhielten zur Antwort, daß sie sich der Führung eines dreiäugigen Feldherrn unterwerfen und ihm zwei Jahre folgen sollten. Dieser führte ihnen bald den Zufall in dem Aetolier Oxylus entgegen, der ihnen, auf einem einäugigen Maulthiere reitend, begegnete. Von ihm angeführt, drangen sie nun von zweien Seiten in den Peloponnes, eroberten mit unbegreiflicher Schnelligkeit die ganze Halbinsel, und vertheilten das Land durch's Loos unter ihre Anführer. Temenus bekam Argos mit Mycenä und Sicyon, Kresphontes Messenien, und die Söhne des Aristodemus, Prokles und Eurysthenes, Lacedämon, das sie gemeinschaftlich regierten.

Heraklius, s. Oströmisches Kaiserthum.

Heraklit, ein durch seinen Charakter, seinen forschenden Geist und den Einfluß seines Systems merkwürdiger griechischer Philosoph. Er war aus der Stadt Ephesus in Kleinasien gebürtig und lebte um die 69. Olympiade (500 vor Chr.). Er studierte die eleatische und pythagoräische Philosophie, bildete sich aber aus beiden ein eigenes System. Von finsterer melancholischer Gemüthsart, unzufrieden mit der Demokratie seiner Vaterstadt, entsagte er aller Gemeinschaft mit den Menschen, die er wegen ihren Lastern haßte, und floh in ein einsames Gebirge, wurde aber durch eine Hautkrankheit genöthigt, Hülfe dagegen in der Stadt zu suchen, wo er kurz darauf starb. Er hinterließ ein Werk über die Natur der Dinge, welches in einem dunkeln und bildlichen Styl abgefaßt gewesen seyn soll, und deshalb wahrscheinlich (bis auf einige Bruchstücke) verloren ging. Heraklitus forschte nach dem alles Seyn erzeugenden, belebenden und bewegenden Prinzip. Er erklärte das Feuer für dieses Elementarprinzip, weil es das feinste und gewaltigste von allen Elementen ist. Das Feuer war ihm aber das Substrakt aller Dinge, und die alles undurchdringende Naturkraft, welche auch zugleich die ursprüngliche Denkkraft ist. Die Welt ist weder von Menschen noch von Göttern gemacht, sondern ein immer lebendes, sich nach einer gewissen Ordnung entzündendes und verlöschendes Feuer. Daraus scheint er abgeleitet zu haben a) die Veränderlichkeit oder den Fluß aller Dinge, worin eben das Leben besteht. b) Das Entstehen aller Dinge aus — und Auflösung in Feuer. Der Weg nach Unten, nach Oben Ausdünstung (ἀναθυμιασις) Weltverbrennung. c) Alle Veränderungen geschehen durch Feindschaft und

Freundschaft (Entgegensetzung) (nach festen unveränderlichen Gesetzen) (εἱμαρμένη). d) Die Grundkraft ist auch der Grund des Denkens. Die ganze Welt ist mit Seelen angefüllt, die trocknen sind die besten. Durch die Verbindung mit der göttlichen Vernunft im Wachen denken die Seelen das Allgemeine und Wahre, durch die Sinne das Veränderliche und Individuelle. So knüpfte Heraklit mehrere für seine Zeit treffliche und neue Ideen auch über sittliche und politische Gegenstände in sein System zusammen, das wir sehr unvollständig kennen, aber für Plato, die Stoiker und Aenesidem folgenreich war. Die ihm beigelegten 6 Briefe findet man in der Briefsammlung des Aldus Manutius.

Heraldik, s. Wappenkunde.

Heräus (Karl Gustav), ein zu seiner Zeit ausgezeichneter deutscher Dichter, wurde 1671 zu Stockholm von deutschen Eltern geboren. Nach Vollendung seiner akademischen Studien brachte er 1694 ein sogenanntes Klosterjahr in Hamburg zu, in dessen lutherischem hohen Stifte er Domherr geworden war. Dieser Stand gefiel ihm aber nicht, er legte sein Kanonikat nieder, und erhielt an dem fürstlich schwarzburg-sondershausischen Hofe eine Bedienung, nebst dem Hofrathcharakter. Seine Lieblingsstudien waren die Alterthümer und die Numismatik. Außerdem zeigte er viel Talent zur Poesie und Erfindung von Trauerdenkmalen und Inschriften. Um für sein Talent einen weitern Spielraum zu gewinnen, ging er 1709 nach Wien, ward katholisch, und wurde von Joseph I. zum Antiquitäten-Inspektor ernannt. Dessen Nachfolger beehrte ihn mit dem Charakter eines kaiserlichen Raths, und trug ihm dabei auf, die Medaillen zu erfinden, die bei gewissen Vorfällen und großer Feierlichkeiten geprägt werden sollten, so wie die Inschriften bei Erleuchtungen, Feuerwerken, Trauergerüsten u. s. w. zu verfertigen. Er starb zu Wien 1730. Heräus verdient in der ältern Geschichte der deutschen Sprache und Poesie eine nicht unrühmliche Erwähnung. So wenig rein und ausgebildet auch sein Geschmack, so achtungswerth ist gleichwohl sein Eifer für die Veredlung unserer Sprache. Er schrieb sie nicht allein selbst so rein und fließend, als man es zu seiner Zeit wenig gewohnt war, sondern er ließ es sich auch sehr angelegen seyn, Andern die Natürlichkeit der Schreibart zu empfehlen, und vor aller gezwungenen Künstelei zu warnen, ja er reichte sogar einen Entwurf zu einer deutschen Sprachgesellschaft bei Hofe ein, die aber nicht zu Stande gekommen ist. Auch bleibt er schon deßwegen merkwürdig, weil er einer der Ersten war, die das elegische Versmaß der Römer in deutscher Sprache versucht haben; dazu kommt, daß er sein Distichon in Reimen schrieb. Er wurde lange Zeit für den Erfinder oder vielmehr Einführer des deutschen Hexameters gehalten, bis endlich Lessing das Unrichtige dieser Behauptung zeigte.

Herbarium (Herbarium vivum) heißt eine Sammlung vertrockneter Pflanzen, die zwischen Papier aufbewahrt werden. Sie werden systematisch, d. h. nach Klassen und Ordnungen, geordnet; bei jeder Pflanze wird ihr vollständiger botanischer Name, die Zeit ihrer Blüthe und der Ort, wo sie wächst, geschrieben. Ein Herbarium ist für den Botaniker von großem Nutzen; das Sammeln, Trocken, Pressen, Umlegen und Ordnen der Pflanzen macht ihn mit denselben vertraut, und prägt ihm ihre Gestalt und charakteristischen Zeichen tiefer ins Gedächtniß. Abbildungen und die weitläufigsten Beschreibungen können ihm die Selbstanschauung nicht ersetzen; und unmöglich ist es, daß jeder Botaniker an Ort und Stelle die Pflanzen studire. Die königliche preußische Regierung hat durch eine Verordnung jeden Apotheker verpflichtet, zum wenigsten ein Herbarium von den einheimischen medizinischen Pflanzen anzulegen.

Herberstein (Sigismund, Freiherr von), ein ausgezeichneter Krieger, Diplomat und Geschichtschreiber, wurde im Jahre 1486 zu Wippach in Krain geboren. In seiner Jugend widmete er sich einige Zeit der Rechtswissenschaft; vertauschte aber bald dieses Fach mit dem Kriegerstande, und focht mit Muth in mehreren Kriegen gegen die Türken. Der Kaiser Maximilian I. schlug ihn wegen seiner Verdienste zum Ritter, übergab ihm den Oberbefehl über die krainische Reiterei, und gebrauchte ihn in wichtigen diplomatischen Angelegenheiten. Er wurde als Gesandter nach Rußland und später nach Konstantinopel geschickt. Seinem Aufenthalte in Rußland verdankte man ein geistreiches, und mit einem großen Beobachtungsgeiste geschriebenes Werk über dieses Land; das für die Geschichte und Kenntniß des damaligen russischen Reiches noch jetzt als eine ergiebige Quelle angesehen wird. Es ist in Basel 1571 gedruckt und 1700 zu Frankfurt unter die Rerum Moscovitarum scriptores varii aufgenommen worden. Er hat auch eine Selbstbiographie geschrieben; sie kam 1809 zu Ofen heraus; aus ihr schöpfte Adelung die meisten Notizen zu Herberstein's Lebensbeschreibung. Seine großen Dienste, die er den Kaisern Maximilian I., Karl V. und Ferdinand I. geleistet hatte, ehrten die Monarchen durch seine Ernennung zum Geheimerathe und Präsidenten des Finanzministeriums. Herberstein starb 1559, nach Andern 1566.

Herbst, eine der vier Jahreszeiten, die den ersten Tag, an dem die Sonne in das Zeichen der Wage tritt, beginnt, was ungefähr am 23. September geschieht, die Zeit durch dauert, wo sie sich in den Sternbildern der Wage, des Skorpions und des Schützen aufhält, und endigt, wenn sie ihre kleinste Mittagshöhe, oder wenn sie über dem Aequator auf der südlichen Halbkugel den Wendekreis des Steinbocks erreicht hat, wo wir auf der nördlichen Seite den kürzesten Tag, der gewöhnlich auf den 21. Dezember fällt, haben. Herbstnachtgleiche ist der Zeitpunkt, wenn die Sonne in ihrem scheinbaren Niedersteigen aus der nördlichen in die südliche Hemisphäre den Aequator berührt, und auf beiden Halbkugeln Tag und Nacht gleicht macht; der Punkt aber, wo der Aequator und die Sonnenbahn, Ekliptik, sich berühren und durchschneiden, heißt der Aequinoktial- oder der Herbstpunkt. Diese Durchschneidung tritt den 23. September ein. Ihm entgegengesetzt ist der Frühlings-Aequinoktionalpunkt; ihre Entfernung von einander muß also 180 Grade und eben so viel ihr Aufsteigen betragen.

Herbst (Johann Friedrich Wilhelm), Prediger an der St Marienkirche zu Berlin und berühmter deutscher Naturforscher, geboren 1744 zu Petershagen im Fürstenthume Minden, wurde Feldprediger, dann Prediger an der Garnisonkirche und bei dem Cadettenhause in Berlin, und starb als Archidiakonus an der Marienkirche daselbst 1807. In den Jahren seiner vollen Kraft war er einer der geachtetsten und beliebtesten Kanzelredner Berlins; Gedankenfülle und gesunde Begriffe zeichneten seine Kanzelvorträge aus, von denen mehrere gedruckt sind. Herbst war Mitglied verschiedener gelehrten Gesellschaften, namentlich der Gesellschaft naturforschender Freunde in Berlin, deren Schriften er durch schätzbare Beiträge bereicherte. Als Naturforscher hat er sich besonders um die Entomologie verdient gemacht. Sein Cabinet von Insekten, namentlich seine Sammlung von Krabben und Krebsen, war ausgezeichnet. Man hat von ihm: Versuch einer natürlichen Geschichte der Krabben und Krebse, 1782 — 1800, 3 Bände; kurze Einleitung zur Kenntniß der Gewürme, 1787, 2 Bände; Natursystem der Käfer, 1782 — 95, 6 Bände; Natursystem der Schmetterlinge, 1783 — 95, 7 Bände; Natursystem der ungeflügelten Insekten, 1797 — 1800, 4 Hefte. Zusammen erschienen unter dem Titel: Natursystem aller be-

kannten in- und ausländischen Insekten, als Fortsetzung der Buffonschen Naturgeschichte, 1783 — 1804, 11 Bände.

Herculanum, oder auch Herculaneum, Herculeum, eine Stadt, die in Campanien auf der Meeresküste, dem Vesuv gegenüber, lag. Strabo, der zu Augustus und Tiber's Zeiten lebte, erwähnt ihrer zuerst. Nach Dionys von Halikarnaß hat Herkules auf seinem Zuge von Gallien nach Italien sie gegründet. Sie hatte ursprünglich oskische und etruskische Bewohner, die von den Griechen vertrieben wurden, die wieder den Samnitern weichen mußten. 293 Jahre vor Chr. Geb. setzten sich die Römer in Campanien fest, und nahmen Herculanum ein; 100 Jahr vor Chr. nahm sie Antheil an dem Bundgenossenkrieg gegen Rom, wurde vom Proconsul T. Didius wieder genommen, und zu einer römischen Colonie gemacht. Die Stadt war, nach den ausgegrabenen Resten zu urtheilen, bedeutend und reich; auch zählten sie Plinius und Florus zu den vorzüglichsten Städten Campaniens. Im Jahre 79 nach Chr. Geb. ging Herculanum durch einen Ausbruch des Vesuvs unter. Dio Cassius ist der erste, welcher dieser furchtbaren Begebenheit umständlich erwähnt. Eine unglaubliche Menge Asche, schreibt er, vom Winde geführt, erfüllte die Luft, die Erde und das Meer, erstickte Menschen, Heerden, Fische und Vögel, und verschlang zwei Städte, Herculanum und Pompeji, zur Zeit, als die Bewohner im Theater waren. Florus hingegen, der 100 Jahre nach Chr. lebte, spricht von Herculanum als unversehrt. Dem sey, wie ihm wolle; gewiß ist es, daß bei einem Ausbruche des Vesuvs die Stadt ihren Untergang fand. Eine Aschen-Masse oder eine sandige Lave deckt sie nach der Landseite 68, und nach der Meerküste hin 100 Fuß tief: sie bildet einen feinen, grauen, glänzenden Staub, der mit dem Wasser eine Mischung einging, die an der Sonne getrocknet eine solche Härte annahm, daß man sie mit Mühe zerschlagen muß; doch an einigen Orten brockelt sie sich von selbsten ab. Durch ein Mikroskop erblickte man in diesem Staube schwarze, bituminöse, verglaßte, mineralische und metallische Theile, nebst salzigen und Alaunbestandtheilen: ein Beweis, daß diese Asche dieselbe Beschaffenheit besitzt, als die Massen-Lava des Vesuvs; nur gibt sie beim Verbrennen keinen Schwefelgeruch. Die Asche verschüttete allmählig die Stadt, und ließ den Einwohnern Zeit, sich und ihre kostbarsten Habseligkeiten zu retten, denn nur sehr wenige Skelette und kostbare Gegenstände sind ausgegraben worden. Bei ihrem Falle muß die Masse glühend gewesen seyn; denn Alles, was die Lava erreichte und verbrennlich war, ist verkohlt worden. Das Andenken an die beiden verunglückten Städte war so ganz erloschen, daß man sich im Anfange des vorigen Jahrhunderts über ihre Lage stritt. Alterthumsforscher haben Herculanum rund um den Vesuv gesucht, und natürlich auch überall durch ihre Hypotheſen gefunden. Celano brachte es sogar auf den Gipfel des Vulkans. Der Streit wurde endlich durch Aufdeckung des Gegenstandes beschwichtet. Der Prinz von Elbeuf, Emmanuel von Lorraine, gab 1713 die erste Veranlassung zu den Ausgrabungen. Er ließ, um sein Landhaus zu Portici mit Stuckatur-Arbeit zu schmücken, nach verschiedenen mineralischen Massen graben; nach einigen Tagen Arbeit fand man eine Statue des Herkulus und der Cleopatra. Dies munterte auf; man grub bald darauf ein Marmorther mit einer Inschrift und sieben griechische Statuen aus. Nach einiger Zeit stieß man auf einen runden Tempel, mit 24 Säulen von gesprenkeltem Marmor umgeben; das Innere schmückte eine gleiche Anzahl Säulen von griechischem Marmor. Diese Ausbeute zog die Aufmerksamkeit die Regierung an sich, und sie verbot dem Prinzen das weitere Suchen. Die Regierung bezeigte keine Lust, die Nachforschungen fortzusetzen, und 23 Jahre hindurch lag

dies Feld, das so reiche Ausbeute für die Kenntniß des Alterthums versprochen hatte, unbenutzt, bis Don Carlos König von Neapel ward, und 1736 ein Lustschloß zu Portici bauen wollte. Der Prinz von Elbeuf überließ dem Könige sein Landhaus und den Boden, aus dem er so viele herrliche Sachen gezogen hatte. Carl ließ 80 Fuß tief in perpendikulärer Richtung graben, und man erkannt bald, daß eine ganze Stadt unter dieser dicken Decke begraben liege; der berühmte Venuti leitete die Arbeiten; er grub einen Tempel des Jupiter mit einer goldenen Statue und hierauf das Theater aus. Das Bedeutendste, was er entdeckte, war ein öffentliches Gebäude, vermuthlich der Justiz gewidmet; es bildet einen länglich viereckigen Hof von 228 Fuß im Umfange, mit einem 42säuligen Portikus umgeben, mit Marmor gestastert und mit Gemälden geziert. Eine Menge anderer merkwürdiger Gegenstände wurden aufgefunden, unter denen die Statuen der beiden Baldus, mehrere der Familien Annia und Nonia, des Kaisers Vespasian, zwei bronzene Statuen von Nero und Germanikus, den meisten Werth haben. Im Jahr 1750 wurde das Museum zu Portici errichtet und die unterirdischen Schätze dort aufgestellt, zu deren Studium der Marquis Tanucci eine Akademie der schönen Künste bildete. Ihre Bestrebungen theilte sie in 7 Bänden der Welt mit; der erste enthält ein Verzeichniß von 783 Gemälden, 350 Statuen, 1649 Vasen und Hausgeräthen, ohne die Lampen, Leuchtern, Dreifüße, die besonders aufgezählt sind; die andern sechs enthalten Kupferstiche und die Erklärungen der vorzüglichsten Gemälde. Die aufgefundenen Manuskripte erregten große Hoffnungen in der Gelehrten-Welt; der Erfolg entsprach aber nicht sehr den sanguinischen Erwartungen; zwar wurden in einer Villa des alten Herculaneum 1696 Papyrusrollen entdeckt; ihre Cylinder sind verkohlt und haben das Ansehen von Tabaksrollen, doch die großen Schwierigkeiten ihrer Aufrollung haben es bisher verhindert, daß ein bedeutender Gewinn aus diesem Funde gezogen wurde. Sie sind eigentlich nicht auf ägyptischen Papyrus, sondern auf Blätter von Rohrpflanzen geschrieben, die auf einander gelegt und in entgegengesetzter Richtung, in der sie gelesen wurden, aufgewickelt sind. Nur eine Seite ist mit Schrift angefüllt, die in kleine Columnen abgetheilt ist, welche nicht größer sind, als unsere Duodezblätter. Ein großer Theil war durch die Wirkung des Wassers so verdorben und mürbe gemacht worden, daß sie bei dem Einflusse der Luft in Staub zerfielen, allein die verkohlten haben sich erhalten; doch auch sie zerfallen bei einer nicht äußerst behutsamen Aufwickelung in Asche. Antonio Piaggi erfand die Art des Verfahrens bei Aufrollung der Blätter. Seine Maschine ist einfach und sinnreich. Der Cylinder wird an seinen beiden Enden durch Bändern in einen Rahm befestigt, indem von oben nach unten seidene Fäden, die nahe an einander gelagert sind, über den abzurollenden Cylinder laufen; andere Seidenfäden werden eben dicht der Länge nach über den Cylinder gelegt, so daß sie zusammen ein festes Netz bilden; doch werden die letztern Fäden einzeln und erst in dem Augenblicke aufgelegt, wenn in Wasser oder Speichel aufgelöstes Gummi mit einem Pinsel leise auf die Fäden und die Rolle getragen werden soll. Die Stellen der Rollen legen sich leicht an die seidnen Fäden, an die sie die Gummiauflösung befestigt. Ist diese getrocknet, so wird der Cylinder behutsam weiter abgerollt. Dies Verfahren ist ungemein mühsam, denn nur sehr schmale Streifen können jedesmal mit Gummi betupft und entwickelt werden: ist auf diese Weise von der Manuskriptrolle so viel entwickelt, als die Höhe des Rahms beträgt, so wird sie abgeschnitten, und das Stück auf eine Tafel ausgebreitet. Bartel hat in seinen Briefen über Calabrien die deutlichste Vorstellung von der Ent-

wickelungsmethode des Piaggi gegeben. Von 1696 Rollen, die man in jener Villa fand, sind erst 407 abgewickelt worden, von denen 88 lesbar waren; von den übrigen hofft noch der englische Chemiker Davy, der im Jahr 1819 die Manuskripte untersuchte, durch seine neuerfundene, chemische Methode 80 bis 120 zu retten. Die bisher entdeckten Werke sind: Epikur, Philodemus, Demetrios, Polystrator, Kolotes, Phädros, Phanias, Bruchstücke von Cicero. Herausgegeben sind: Herculanensium Voluminum quae supersunt Tom. I. Neap. 1793. Fol. Dissertationis isagogicae ad Herculanum vol. explanationem Pars I. Neap. 1797. Krankheitshalber mußte Piaggi die Arbeit aufgeben; er übertrug sie seinem Zögling Vincencio Merli, der aber nicht viel leistete. In unsern Tagen sind Scotti und Carlo Rossini mit der Entzifferung und Herausgabe der Werke beschäftigt. Eine größere Ausbeute, als für die Literatur, gaben die gemachten Entdeckungen für die Kenntnisse der bildenden und plastischen Künste der Alten. Das Kabinet der Alterthümer von Pompeji, Herculanum und Stadiä ist das reichste, was jetzt Europa besitzt. Die Sammlung der Gemälde beweist zwar, daß auch im Alterthume die Meisterwerke selten waren; einige stehen selbst unter dem Mittelmäßigen; doch liefert sie auf der andern Seite mehrere herrliche Stücke. Eins der größten und herrlichsten Gemälde stellt den Sieg des Theseus über den kretischen Minotaurus dar. Der junge Held, dessen Gestalt über die Andern weit hervorragt, steht; seinen Mantel hat er leicht über die linke Schulter geschlagen, mit der linken Hand hält er die gewichtige Keule. Drei junge Athener bringen ihm ihren Dank; der eine küßt dem Heros die Hand; der andere faßt ihm den linken Arm, und den dritten warf das Gefühl seiner Errettung und der Dankbarkeit zu den Füßen des Siegers. Ein Mädchen legt ihre Hand auf die tödtliche Waffe. Vor ihm liegt der todte Minotaurus in Menschengestalt mit einem Stierkopfe; Brust und Schultern sind von den Keulschlägen zerschmettert. In einer Wolke ruht, Bogen und Pfeil haltend, die schützende Göttin des Heldenkriegers. Ein reizendes Gemälde ist noch Achilleus, dem Chaon Unterricht auf der Leier ertheilt. Merkwürdig sind die Mauergemälde; sie wurden von den Mauern sorgfältig abgehoben und im Museum aufgestellt. Unter Murats Regierung griff man mit größerem Eifer die während den italienischen Kriegen vernachläßigten Ausgrabungen wieder auf, und verfuhr nach einem bessern Plan und mit mehrerrr Umsicht. Rossini, Sciotti und Paseti zu Neapel wandten ihren ganzen Fleiß auf die Entwickelung und Entzifferung der Manuskript-Cylinder; ihren Bemühungen verdanken wir einige Ergänzungen der vorhandenen Bruchstücke aus der griechischen und römischen Literatur. Im Jahr 1818 versuchte Sickler aus Gotha nach einer neuen Methode die Abrollung der Manuskripte; doch weder sie, noch die Davysche, hatten den erwünschten Erfolg. Die kriegerischen Bewegungen Italiens im Jahre 1815 unterbrachen die Arbeiten bei Pompeji und Herculanum, welche der damalige König Ferdinand I. durch ein Dekret vom 22. Dezember 1816, durch das er die Fortsetzung des Ausgradungen befahl, von Neuem belebte. Die Resultate derselben sind bisher noch nicht genau bekannt geworden.

Hercules, bei den Griechen Herakles, oder Alkides, von seinem Großvater Alkäus, der größte und berühmteste unter allen griechischen Heroen. Nach Apollodor hieß er nicht ursprünglich Herkules, sondern Alkides oder Alkäus. Ptolomäus nennt ihn gar Nilus. Nach Apollodor nannte ihn die delphische Pythia zuerst Herkules, als er sie fragte, wo er seinen Wohnort nehmen sollte. Den Namen Ἡρακλης leitet man ab von Ἡρρα, Juno, und κλέος, laus, weil durch Juno's Haß die Tugenden des Herkules

verherrlicht wurden, oder weil er, von der Juno zu Hülfe gerufen, sie von der Gewaltthätigkeit des Giganten Porphyrion befreite. Die Geburt des Helden kündigte Prometheus der Jo an, als sie bei ihren Umherirrungen in die Gegend kam, wo dieser angeschmiedet war. Der dreizehnte ihrer Nachkommen, sagte er, werde sein Erretter seyn. Diese dreizehn Nachkommen der Jo sind: Jo, Epaphus, Lybia, Belus, Danäus, Lynkeus, Abas, Akrisius, Danae, Perseus, Aikeus, Alkmene, Herkules. Er war ein Sohn der Alkmene und des Jupiter, oder eigentlich wohl des Amphitryo. Die Mythe erzählt, daß Jupiter in der Gestalt des Amphitryo, während dessen Abwesenheit, die erste Umarmung der Alkmene genossen habe. Er fand dabei so viel Vergnügen, daß er der Nacht eine dreifache Dauer gab. In dieser Nacht erhielt Herkules sein Daseyn. Amphitryo erfuhr die Verletzung der Treue seiner Gemahlin durch ihr unschuldiges Geschwätz selbst, und als er mit ihr zürnen wollte, gab ihm Jupiter endlich seine Gottheit zu erkennen, um ihn zu besänftigen. Alkmene ward auch zugleich vom Amphitryo schwanger. An dem Tage, wo Herkules geboren werden sollte, trat Jupiter in der Versammlung der Götter auf, und verkündigte ihnen, daß heute ein Held geboren werden würde, der über alle seine Nachbarn herrschen werde. Juno verstand ihn nur zu gut; und voll Eifersucht gegen Alkmenen bot sie alle ihre List auf, die Weissagung ihres Gemahls zu vernichten. Ich zweifle, sprach sie, doch an der Erfüllung deiner Worte, wenn du sie nicht durch den unverletzlichen Eidschwur der Götter bestätigst. Jupiter schwur den furchtbaren Eid bei dem Styx, und nun eilte Juno nach Argos, beförderte schnell die Niederkunft der Gemahlin des Sthenelus, Königs von Mykene, die mit Alkmenen zu gleicher Zeit schwanger geworden war; dagegen verzögerte sie die Geburt des Herkules. S. Ilithya und Alkmene. So sehr auch Jupiter zürnte, so konnte er Juno's List doch nicht rückgängig machen, noch sich an ihr rächen, und er mußte es geschehen lassen, daß Eurystheus die versprochene Herrschaft erhielt, und Herkules ihm unterworfen war. Alkmenens beide Söhne, die sie nun gebar, waren Herkules und Iphikles. Daß ersterer der Götterſohn war, zeigte sich schon, als beide noch in Amphitryo's Schild, als in einer Wiege, lagen. Zwei Schlangen, von Juno abgeschickt, den Herkules zu tödten, kamen an die Wiege, oder vielmehr an den Schild, worin Alkmene nach der Sitte der Alten ihn gelegt hatte; aber das zarte Kind ergriff sie, und erdrückte sie mit den Händen. Jupiter suchte dagegen seinen Liebling auf jede Art zu schützen und ihn der Unsterblichkeit würdig zu machen. Als einst Juno schlummerte, legte er ihr seinen Sohn an die Brust, um die Göttermilch zu saugen. Sie erwachte und schleuderte den ihr verhaßten Säugling weit von sich hinweg; aus ihrer Brust strömten einige Tropfen Milch nach, die am Himmelsgewölbe die Milchstraße bildeten. Nach Andern brachte einst Hermes, oder Athene, der Juno das schöne Kind, und legte es an ihre Brust, ohne es zu kennen, bis das starke Saugen ihn verrieth. Mit der Göttermilch strömte Unsterblichkeit in den jungen Held, und er ward der künftigen Götterschaft fähig. Nachher befahl Jupiter dem Merkur, ihn geschickten Erziehern zu übergeben; dem zufolge unterwies ihn Autolykus im Ringen, Eurythus, oder der Skythe Teutarus, im Bogenschießen, Linus in der Musik, der weise Chiron in der Arznei- und Kräuterkunde, Kastor in den Waffenübungen und Amphitryo im Wagenlenken. Der letztere schickte ihn aufs Land, wo er mit dem Thespius die Heerden seines Vaters am Berge Cithäron weidete. Als er die Jünglingsjahre erreicht hatte, begab er sich hier in eine einsame Gegend an einen Scheideweg, um über sein Schicksal nachzudenken. Hier erschienen ihm zwei lieblichen Gestalten, von denen die eine, die Wollust, ihn einlud, ihr auf dem blumigen Pfade, den sie ihm zeigte, zu folgen; die andere

aber, die Tugend, ihm zwar Mühe und Arbeit, aber am Ziele Ruhm und Unsterblichkeit verkündigte, wenn er sie zur Führerin wählte. Die Tugend siegte, und Herkules beschloß, ihr mit festen Schritte, trotz Allem, was ihm begegnen würde, zu folgen. Hier am Berge Cithäron, erlegte er auch einen furchtbaren Löwen, wofür ihm Thespius seine 50 Töchter zur Umarmung gab, mit denen er in einer Nacht eben so viele Söhne zeugte. Die Thebaner befreite er von dem Tribut, den sie dem Könige Erginus von Orchomenos geben mußten. Kreon von Theben gab ihm dafür seine Tochter Megara zur Gemahlin, mit der er acht Kinder erzeugte. Als Juno ihn aber in eine rasende Wuth versetzte, so erschlug er Mutter und Kinder. Thespius söhnte ihn nun wieder mit den Göttern aus; aber diese schreckliche That quälte ihn noch lange, und um sie zu büßen, unterzog er sich um so freiwilliger den Arbeiten, die Eurystheus ihm auflegte. In dieser Zeit wird auch die sonderbare Mythe gesetzt, daß Herkules im Gigantenkriege den Göttern beigestanden habe. Nach Apollodor streckte er den Alkioneus und Porphyrion zu Boden, beraubte mit dem Apollo den Ephialtes beider Augen, und verfolgte die fliehenden Riesen mit seinen Pfeilen. Amphitryo schickte nun den Herkules, weil er selbst, von Juno's Eifersucht aufgewiegelt, Argwohn gegen ihn hegte, an den Hof des Eurystheus nach Mykene, und dieser beschloß, ihn durch die härtesten Arbeiten zu ermüden, und seine ihm furchtbare Macht zu vermindern. Auf der Reise dahin fragte Herkules das Orakel zu Delphi wegen seines Schicksals, und die Pythia gab ihm zur Antwort, daß die Vollendung von zehn Arbeiten (die aber nachher bis auf zwölf vermehrt wurden), ihn der Unsterblichkeit würdig machen werde. Sie sind der Reihe nach folgende: 1) Die Besiegung des nemäischen Löwen, der den Heerden des Eurystheus, die um Nemea weideten, großen Schaden that, und dessen Haut jedem Pfeile undurchdringlich war. Herkules erwürgte ihn mit seinen Händen. Ein Hirt zu Cleona, Molorchus, entdeckte ihm nämlich, daß die Höhle des Löwen zwei Eingänge habe. Herkules verstopfte den einen, drang zum andern hinein und tödtete das Ungeheuer. Zum Andenken trug er die Haut des Löwen um seine Schultern, und den Kopf desselben gebrauchte er statt eines Helms. Er brachte den Löwen nach Mykene zum Eurystheus: aber diesem erregte der Anblick des furchtbaren Thiers ein solches Grauen, daß er ihm befahl, nicht mehr in die Stadt zu kommen, sondern vor den Thoren von seinen Thaten Rechenschaft abzulegen. 2) Die Besiegung der Lernäischen Schlange (s. d. A.). Diese Arbeit wollte Eurystheus nicht rechnen, weil er einen Gehülfen gehabt hatte. 3) Die Besiegung des erymanthischen Ebers. Arkadien wurde von einem ungeheuren Eber aus dem erymanthischen Gebirge verwüstet. Eurystheus schickte den Herkules dagegen aus, und diesen ward es nicht schwer, ihn lebendig zu fangen, und gebunden zu dem Könige zu bringen, der vor Schrecken darüber sich in ein ehernes Faß verkroch. 4) Der Fang des Hirsches der Diana. Auf dem Gebirge Mänalus hielt sich eine Hindin mit goldenem Geweihe auf, welche (nach Einigen) Taygete der Diana geweihet hatte, oder welche von fünf Hindinnen, die Diana einst jagte, ihr entlaufen war. Sie war außerordentlich schnell, und Herkules verfolgte sie ein ganzes Jahr lang unermüdet, bis er sie endlich beim Gebirge Artemisium, am Flusse Ladon, mit einem Pfeil lähmte, und einfing. Nach Andern fing er sie bloß in einem Dickigt, wo sie sich verwickelte. 5) Die Bekämpfung der Stymphaliden, ungeheurer Raubvögel mit ehernen Flügeln, Schnäbeln und Klauen, welche die Gegend um den dichtumwaldeten See Stymphalis in Arkadien verheerten. 6) Die Reinigung der Ställe des Augias, Königs von Elis, worin dieser 3000 Rinder seit langer Zeit hatte stehen gehabt; er bewerkstelligte dieselbe dadurch, daß er die vereinigten Flüsse Alpheus und Peneus hindurchleitete. Nachdem er den treulosen Augias, der ihn um den

bedungenen Lohn betrügen wollte, beſiegt und getödtet hatte, erbauete er von den erbeuteten Schätzen dem olympiſchen Jupiter einen Tempel, und erneuerte die olympiſchen Spiele. Euryſtheus wollte dieſe Arbeit nicht für eine von den zehn gelten laſſen, weil ſich Herkules eine Belohnung hatte verſprechen laſſen. 7) Die Einfangung des kretenſiſchen Stiers. Neptun hatte, aufgebracht gegen Kreta, einen wüthenden Stier in dieſe Inſel geſchickt der Flammen aus ſeiner Naſe blies und das Land umher verheerte. Herkules ſollte ihn lebendig fangen, welches er ohne viele Mühe bewerkſtelligte, und ihn auf den Schultern nach Mykene trug. Euryſtheus ließ ihn wieder in die Wälder laufen, worauf er die marathoniſchen Felder verwüſtete und endlich vom Theſeus getödtet wurde. 8) Die Einfangung der Roſſe des Diomedes, eines thraciſchen Königs. Dieſe ſpien Feuer und fraßen Menſchenfleiſch. Diomedes warf ihnen alle Fremdlinge zur Speiſe vor. Herkules bemächtigte ſich ihrer, von einer Anzahl tapferer Gefährten unterſtützt, und warf ihnen den Diomedes ſelbſt vor, um ihn für ſeine Grauſamkeit zu beſtrafen. Nach dieſer Arbeit fällt ſeine Theilnahme am Argonautenzuge. 9) Das Wehrgehenk der Amazonenkönigin Hippolyte zu holen. Auf der Rückkehr von da befreiete er die Heſione bei Troja. 10) Der Raub der Rinder des Geryon. Auf der Reiſe zu dieſer Unternehmung fallen mehrere Nebenbegebenheiten vor. Herkules hatte nun zehn Arbeiten vollendet; da aber Euryſtheus die Beſiegung der Hydra und die Reinigung des Stalles des Augias nicht mit rechnete, ſo mußte er ſtatt deren noch folgende zwei unternehmen. Alſo: 11) Die goldenen Aepfel aus den Gärten der Heſperiden zu holen. 12) Den Cerberus aus der Unterwelt herauf zu bringen. Ehe Herkules dieſe gefahrvolle Unternehmung begann, ließ er ſich vorher in die eleuſiniſchen Geheimniſſe einweihen. In der Unterwelt befreiete er den Theſeus von ſeinen Feſſeln; den Pirithous aber vermochte er nicht zu löſen, weil Pluto's ganze Macht ihn feſt hielt. Euryſtheus entſetzte ſich vor dem ſchrecklichen Ungeheuer, dem Cerberus, ſo, daß er ſtarb, und Herkules Arbeiten waren nun vollendet. Außer dieſen beſtimmten, ihm aufgetragenen, Arbeiten, verrichtete Herkules aus eigenem Antriebe noch eine Menge anderer Thaten, von denen wir die vorzüglichſten anführen. Er erlegte den Räuber Termerus in Theſſalien, den Sohn des Mars, Cyknus; fraß einem Landmanne den Ochſen, den dieſer vor den Wagen geſpannt hatte; ermordete den Buſiris in Aegypten, den Emathion, den Sohn des Cos und des Tithonus, in Arabien, tödtete den Rieſen Antäus, befreiete den Prometheus, und führte die Alkeſte aus der Unterwelt zurück. An dem Argonautenzuge nahm er nicht ganz Theil. In der Gegend von Troja hatte ſein Liebling, Hylas, das Schiff verlaſſen, um Waſſer zu ſchöpfen; aber die Najaden raubten den ſchönen Knaben, und zogen ihn in den Brunnen herab. Da er nicht wieder kam, verließ Herkules das Schiff, um ihn aufzuſuchen. Er fand ihn aber nicht, und dachte, troſtlos, an keine Rückkehr; indeſſen ſegelte die Argo fort und ließ ihn zurück. Nun ging er nach Troja, zum König Laomedon, der Neptuns Zorn auf ſich geladen hatte und, um ihn zu verſöhnen, ſeine Tochter Heſione einem Meerungeheuer zu verſchlingen geben ſollte. Herkules verſprach dem Laomedon, ſeine Tochter zu befreien, wenn Laomedon ihm dagegen ein Geſpann ſchöner Pferde zuſicherte. Laomedon verſprachs; aber nachdem Heſione frei war, weigerte ſich Laomedon, das Verſprechen zu halten. Dafür eroberte Herkules Troja, tödtete den treuloſen Fürſten, und vermählte Heſionen an ſeinen tapfern Begleiter, den Telamon. Die Eroberung Troja's folgte aber nicht unmittelbar auf die Befreiung der Heſione, ſondern erſt nach ſeiner Befreiung aus der Sklaverei der Omphale. Auf der Reiſe nach Erythia, um die Rinder des Geryon zu rauben, fiel der Kampf mit dem Rieſen Antäus vor. Bei der Meerenge zwiſchen Europa und Afrika, die er ſelbſt erſt durchbrochen hatte,

richtete er zum Andenken seiner Thaten und um das Ende seiner Reisen zu bezeichnen, auf den Bergen Calpe und Abyla zwei Säulen auf. Nach Erythia schiffte er im goldenen Kahne des Helios, den er von ihm gebergt hatte. Auf der Rückreise kämpfte er mit den Söhnen Neptuns, dem Alebion und Derkynus, die ihm einige Rinder entführten. Der Kampf war heftig, und Jupiter selbst mußte ihm mit einem Steinregen zu Hülfe kommen, da er keine Waffen mehr hatte. In Italien erlegte er den Riesen Cacus (s. d. Art.) und den Räuber Lacinius; in Sicilien tödtete er den Eryx im Cästuskampf, schlug den Riesen Alkioneus mit einem Steine todt u. s. w. Den Weg nach den Gärten der Hesperiden ließ er sich vom Nereus zeigen. Dem Atlas hielt er eine Zeitlang das Himmelsgewölbe. Die Dichtungen vom Herkules steigen endlich ins Ungeheuere. Weder Götter noch Sterbliche vermögen ihm zu widerstehen. Er überwindet den Mars, den Pluto, entwendet dem Apollo den goldenen Dreifuß, bis dieser sein Verlangen erfüllte, und ihm wahrsagte. Er verwundete sogar einst Jupiters Gemahlin. Auf seiner Fahrt nach Erythia schien ihm die Sonne zu heiß; sein Zorn entbrennt, und er schießt seine Pfeile nach dem Lenker des Sonnenwagens, der es nicht wagt, ihn zu bestrafen, sondern ihn durch ein goldenes Trinkgefäß versöhnt. Neptun sandte einen Sturm, als Herkules sich auf dem Meere befand. Er schoß seine Pfeile auf den Erderschütterer, und dieser, um ihn zu besänftigen, ließ schnell den Sturmwind schweigen, und die Wellen das goldene Trinkgefäß emportragen, daß er vom Sonnengott bekommen hatte, und dessen er sich zugleich statt eines Fahrzeuges bediente. Jetzt von den Liebschaften und Vermählungen des Herkules. Die Liebe war sein Unglück, und verursachte am Ende auch seinen Tod. Seiner ersten Gemahlin Megara und ihres traurigen Schicksals haben wir schon erwähnt. Nahe an der Vollendung seiner Thaten fesselte ihn eine neue Liebe. In Kalydon sahe er nämlich die schöne Tochter des Königs Oeneus, Dejanira, die schon dem Flußgott Achelous versprochen war. Diesem aber gewann er sie in einem Zweikampfe ab, und vermählte sich dann mit ihr. Aber eben diese Dejanira war nachher die unschuldige Ursache seines Todes, wie wir schon unter dem Art. Dejanira erzählt haben. Er zeugte mit ihr den Hyllus und einige andere Kinder. Weil er noch auf Thaten ausziehen mußte, war er oft genöthigt, sie auf einige Zeit zu verlassen. Einst blieb er sehr lange aus, ohne daß sie Nachrichten von ihm bekam. Die Ursache war, daß er sich aufs Neue verliebt hatte, welche Liebe ihn zu einer schändlichen That verleitete. Denn auf einem seiner letzten Züge erblickte er in Euböa die Tochter des Eurytus, des Königs von Oechalia, die reizende Jole. Diese entzündete eine heftige Leidenschaft in ihm; er warb um sie, wurde aber abgewiesen. Erzürnt verließ er seinen Gastfreund und sann auf Rache. Er bekriegte ihn, eroberte Oechalia, tödtete den Eurytus, und führte die Jole als Sklavin mit sich. Aber mit dieser Rache nicht zufrieden, beschloß er, auch den Sohn des Eurytus, den Iphitus, zu tödten. Dieser kam zu ihm, und wollte seine entlaufenen Stuten suchen, die Herkules selbst entwandt hatte. Er führte ihn nun auf einen Berg und stürzte ihn meuchlings von einem steilen Felsen hinunter. Für diesen schändlichen Mord straften ihn die Götter mit einer schweren Krankheit. Er fragte das Orakel zu Delphi um Rath; aber dieses wollte ihm keine Antwort ertheilen. Nun raubte er dem Apollo seinen goldenen Dreifuß, und als dieser ihm nachsetzte, kam es zu einem harten Kampfe, den Jupiter durch einen Blitzstrahl endigte. Dennoch mußte Apollo seinen Willen erfüllen und ihm Antwort ertheilen. Diese lautete: Seine That könne nur dann versöhnt werden, wenn er sich auf drei Jahre als Sklave verkaufen ließe. Dies geschah. Merkur verkaufte ihn an die lydische Königin Omphale für 3 Talente. Während dieser Dienstjahre suchte er durch gute Thaten sich Ruhm

zu erwerben. Er reinigte das Land von den einfallenden Itonen und den herumstreifenden Räubern, den Cerkopen, tödtete den grausamen König Syleus mit seiner Tochter in Aulis, den Lytierses, der alle Fremde ermordete, eine alles verwüstende Schlange am Flusse Sargarius u. s. w. Bei der Omphale war er Liebhaber und Sklave zugleich. Er mußte ihrer Wollust fröhnen und zugleich auch niedrige weibliche Geschäfte verrichten. Mit ihr erzeugte er einige Kinder. Nachdem die Zeit seiner Dienstbarkeit verflossen war, rächte er sich erst an dem Könige Laomedon, wie wir schon erzählt haben, dann an dem Könige Augias von Elis, der ihn anfangs mit den beiden Molioniden, Cteatus und Eurytus, in die Enge trieb, die er aber nachher nebst dem Augias tödtete und sein Reich dem Pheleus schenkte. Nun kriegte er mit dem Neleus, der ihn nicht vom Morde des Iphitus reinigen wollte, tödtete ihn nebst seinen Söhnen und eroberte Pylus. Der nämlichen Ursache wegen kriegte er auch mit dem spartanischen Könige Hippokoon, tödtete ihn nebst seinen Söhnen, und schenkte sein Reich dem Tyndareus. Zu der Zeit schwängerte er auch die Auge, Tochter des Königs von Tegea, und zeugte mit ihr den Telephus, und mit der Phyllo, der Tochter eines Höllenbewohners, den Aechamagoras. Die gefangene Jole schickte er als Sklavin seiner Gemahlin zu. Als diese aber vernahm, daß sie ihre Nebenbuhlerin war, so glaubte sie, es wäre nun Zeit, von dem verrätherischen Geschenk des Nessus Gebrauch zu machen, und schickte ihm das mit Blut gefärbte Kleid, sorgfältig eingepackt, durch den Lichas zu, mit der Bitte, es nicht eher anzuziehen, als bei einem feierlichen Opfer. Herkules befand sich auf dem Vorgebirge Cenäum von Euböa, wo er dem Jupiter einen Altar errichtet hatte, um ihm für seine Siege zu danken. Eben wollte er die Opferthiere schlachten, als Lichas ihm das Geschenk seiner Gemahlin überbrachte. Eben so wenig die schreckliche Wirkung desselben ahnend, als Dejanira, freuete er sich darüber, und zog das Kleid sogleich an. Er brachts nun eine Hekatombe den Göttern, und schon loderte die Flamme von den Altären, als er plötzlich fühlte, daß das Kleid an seinem Körper klebte, und Todeszuckungen seinen Körper durchschauerten. Nun empfand er, daß es das Gift der Hydra war, das sein Inneres zerriß. Im wüthenden Schmerze schleuderte er den unglücklichen Lichas gegen einen Felsen, und ließ sich darauf nach Trachina bringen. Hier stand ihm sein Sohn Hyllus in seinen letzten Qualen bei, und brachte ihn auf seinen Befehl auf den Berg Oeta, wo er auf einem brennenden Scheiterhaufen seine Leiden durch einen freiwilligen Tod endigen wollte. Vorher empfahl er dem Hyllus die Jole, und schenkte Pfeile und Bogen seinem treuen Gefährten, dem Philoktet. Sobald er den Scheiterhaufen bestiegen hatte, und die Flamme ihn umgab, zeigte sich in seinen Mienen eine göttliche Heiterkeit; sein Schattenbild stieg in den Orkus hinab; sein Geist schwang sich zur Versammlung der Götter empor. Hier erwartete ihn die Belohnung seiner Thaten und Leiden, die Aufnahme in die Reihe der Götter. Juno war versöhnt, und Hebe, die Göttin der ewigen Jugend, ward nach dem Schlusse des Schicksals seine Gemahlin. So ward der Orakelspuch erfüllt, daß Herkules den Tod von keinem Lebenden, sondern nur von einem Todten zu befürchten habe. Zu bemerken ist hierbei, daß die Alten ausdrücklich einen Unterschied zwischen dem Schatten (ειδωλον) und dem Geist eines Menschen machten. Der Schatten kam allemal in die Unterwelt; der Geist kehrte zur Gottheit zurück. Unter den Schatten dachte man sich luftartige Wesen, ganz von der Gestalt der Verstorbenen, gleichsam die Bilder derselben. Homer sagt von ihnen, ihr Geschrei sey wie das Piepen der Vögel, d. h. ihre Stimme sey schwach, leise, weil sie kein Blut und keine Kraft in den Sprachorganen haben. Vom Herkules war also auch der Schatten in der Unterwelt, während sein Geist (αυτος) unter den Göttern wandelte. Sein Schatten, sagt Homer, war

von schreckilchem Ansehen; alle Schatten flohen vor ihm mit furchtsamem Geschrei. Er geht mit einem gespannten Bogen (denn Homer gibt dem Herkules einen Bogen statt der Keule, zu Waffen), und schauet umher, als ob er den Pfeil abdrücken wollte. Ueber der Schulter hängt ein goldner Gürtel, worauf wilde Thiere, Gefechte, Schlachten und Städte abgebildet sind. Er redet in der Unterwelt den Schatten des Ulysses an, und beklagt ihn, weil er eben so unglücklich sey, als er selbst. Hesiodus nennt den Herkules die Schutzwehr der Götter (wegen seines Beistandes im Gigantenkriege) und Menschen. Die bisher angeführten Erzählungen sind die vorzüglichsten, welche man von dem Herkules hat. Unmöglich kann ein Mann so viele und oft so widersprechende Thaten, selbst wenn wir die Richtigkeit der ganzen griechischen Götterlehre zugeben, allein ausgeführt haben, als diesem wunderbaren Helden zugeschrieben werden. Unstreitig hat man das, was mehrere Helden, mit oder ohne den Namen Herkules, thaten, auf diesen einzigen als den größten, bezogen und ihm beigelegt. Es gab in der That mehrere dieses Namens. So erzählt Herodot, daß er in Aegypten von einem Herkules gehört habe, der zu Tyrus göttlich verehrt würde, und viel älter als der griechische sey; er habe zu Tyrus einen prächtigen Tempel. Auch in Aegypten verehrte man (nach ihm) einen Herkules, desgleichen auf der Insel Thasos im ägäischen Meere, welcher den Beinamen Thasius führte. Außerdem gab es auch einen Herkules zu Gades, wo er einen sehr alten prächtigen Tempel hatte; ferner zu Karthago, wo man ihm die Erstlinge von den Früchten und die den Feinden abgenommene Beute heiligte; zu Erythräe, einer Stadt in Achaja, dessen Bildsäule nach Pausanias den ägyptischen Statuen in Rücksicht der Arbeit ähnlich war; sie befand sich auf einer Art von Fahrzeug, und die Erythräer sagten, daß er auf diesem von Tyrus über das Meer zu ihnen gekommen sey. In Kreta verehrte man den idäischen Herkules, den Anführer der Daktylen; in Italien den Herkules des aventinischen und palatinischen Berges, den Herkules der Samniter und Sabiner, und den der Pelasger. Man widmete ihm auch in Italien den 10ten Theil der Früchte bei Gelegenheit einer außerordentlich Dürre von drei Jahren. Nach Varro zählte man gar 43 verschiedene Herkulesse, und Cicero führte deren 9 an. Die heiligen Schriften der Priester, sagt er, nennen mehrere Herkulesse. Der älteste ist derjenigen, welcher um den Dreifuß zu Delphi mit dem Apollo stritt; er ist ein Sohn der Lysita und des ältesten Jupiter. Der zweite ist der ägyptische, ein Sohn des Nilus; der dritte der idäische; der vierte ein Sohn des Jupiter und der Asteria (er ist die Hauptgottheit der Tyrier); der fünfte wird in Indien verehrt und Belus genannt; der sechste ist der Sohn Jupiters und Alkmenens. Die ungeheure Menge Mythen von Herkules scheinen theils aus den verschiedenen ältesten Religionen der griechischen Völker, theils aus der Aufnahme der von den ausländischen Helden, die man mit diesem Namen belegte, erzählten Geschichten entstanden zu seyn. So war Herkules in den alten Kosmogonien die personifizirte Stärke; als solcher half er den Göttern gegen die Giganten, und wurde von den Orphikern in ihren Religionsgesängen verherrlicht. Alle die verschiedenen Mythen vom Herkules, als Religionsbegriff, und vom tyrischen, ägyptischen, idäischen ꝛc. Herkules wurden auf den thebanischen Herkules übertragen, und davon ist die Ursache zu suchen in der Berühmtheit des Stammes der Herakliden, in den durch die Tradition aufbewahrten Erzählungen, in der Anzahl alter Lieder, in welchen Herkules gefeiert wurde, in den thebanischen Mythen, in der Berühmtheit der olympischen Spiele, deren Stiftung man ihm zuschrieb, so daß sein Name in den Lobgesängen auf die siegenden Athleten nicht selten mit dankbarem Andenken genannt zu werden pflegte; endlich trugen auch die Geschichtschreiber, Rhe-

toren und Grammatiker das Ihrige dazu bei. Einer der ältesten, welcher die Thaten des Herkules beschrieb, war Pherekides; auch Akusilaus, Hekatäus und Hellanikus erzählten einige seiner Thaten. Man hatte mehrere Gedichte, welche die Geschichte des Herkules besangen, und den Titel Heraklieen führten. Unter den Herakleendichtern ist Panyasis einer der berühmtesten; auch Nympheus von Heraklea wird vom Scholiasten des Apollonius genannt; desgleichen ein gewisser Pisander. Von allen diesen haben wir nichts mehr übrig, und wir müssen uns daher mit den spätern Dichtern und Mythographen, die aus ihnen geschöpft haben, begnügen. Es bleibt uns noch übrig, von der Verehrung des Herkules etwas hinzuzufügen. Sie erstreckte sich über ganz Griechenland. Seine wichtigsten Tempel befanden sich zu Bura in Achaja, wo er ein Orakel hatte, das man durch Würfel befragte, daher der Beiname Buraikus, und in Böotien, wo man ihm Aepfel (μῆλα) opferte, daher H. Melius. Hier war auch eine Statue des Herkules Charops, des Fröhlichen, da, wo er den Cerberus in die Unterwelt zurückgeführt haben sollte, und nicht weit von Thermopylä eine Statue des Herkules Melampygos (mit dem schwarzen Hintern). Andere Beinamen sind noch Oetäus, Tirinthius, Nemäus, Alexikakus (Befreier von Unglück), Adamanus (der Unbesiegbare) ꝛc. Herkules wurde bei den Griechen auch als medizinische Gottheit verehrt. Man nennt verschiedene Mittel, deren er sowohl für sich selbst, als für die Zufälle Anderer sich bediente. So erzählte Photius, daß er sich einst von einer heftigen Raserei durch den Gebrauch der Nieswurz aus Anticyra befreiet habe. Von ihm führten auch verschiedene Pflanzen den Namen. Plinius nennt zwei derselben, deren eine unsrer Hyoscyamus albus, die andre aber Teucrium chamaepitys ist. Das letztere wurde von den ältern Griechen als eines der besten balsamischen Wundmittel gebraucht. Die Epilepsie nannte man nach ihm die herkulische Krankheit, weil man entweder glaubte, daß er selbst daran gelitten habe, zu welcher Meinung eine Stelle bei Sophokles Gelegenheit gab; oder weil man sie für ganz unheilbar hielt. Endlich rühmt man auch von Herkules, daß er Todte (unstreitig Scheintodte) wieder erweckt habe. Die schon angeführte Geschichte der Alkeste erklärt Plutarch durch die Versicherung, daß Herkules sie wieder hergestellt habe, als man an ihrem Leben verzweifelte; Sextus Empirikus aber nimmt die gewöhnliche Sage an; wahrscheinlich besaß er ein Mittel, sie vom Scheintodte zu erwecken. Fabricius führt noch einige andere ähnliche Fälle an, wo Herkules den Theseus, den Lydier Timon, und einen gewissen Demosthenes von Athen von den Todten erweckt haben soll. In Court de Gebelins (s. d. Art.) Werke: „Saturn, Merkur und Herkules, drei morgenländische Allegorien", übersetzt von Weishaupt, wird vom Verfasser gezeigt, daß Herkules keine Geschichtsperson, sondern ein symbolisches, auf die Sonne sich beziehendes Wesen sey, und daß alle Mythen von ihm sich auf die Urbarmachung der Erde und die Feldarbeiten bezögen. Wir würden aber über unsern Zweck hinaus gehen, wenn wir seine Ideen und Beweisgründe, die keinen ganz kurzen Auszug gestatten, hier aus einander setzen wollten. Wir beschließen also diesen Art. mit einigen Bemerkungen über die Abbildungen des vergötterten Heros. Man erkennt die Abbildungen des Herkules sehr leicht von andern idealischen Figuren. Er ist nervigter und untersetzter als Mars, von außerordentlich starken und breiten Schültern, kurzem, dickem Halse, großer gewölbter Brust, und verhältnißmäßig kleinem Kopfe. Der Kopf ist geistreich, gutmüthig, in manchen Figuren aber auch wild. Er hat einen krausen Bart und kurze Haare. Sein Ideal war für die Künstler sehr bequem; der große Künstler hatte Gelegenheit, sehr schöne Figuren zu bilden, und der mittelmäßige konnte leicht einen erträglichen Herkules hervorbringen.

Gewöhnlich wird er nackt, mit Löwenhaut und Keule vorgestellt; in ältern Werken führt er Bogen und Pfeile; die schöne Kunst gab ihm dafür die angemessenere Keule. Oft bildete man auch Statuen und Figuren auf Münzen mit den Attributen des Herkules, ohne den Herkules selbst darzustellen; Commodus z. B. ließ sich als Herkules bilden. Unter den noch vorhandenen Herkules-Figuren ist das Hauptstück der farnesische Herkules, ein Werk des Glykon von Athen. Es ist der stärkste männliche Körper, mit starken, aber schlaffen Muskeln, also vermuthlich ein von seinen vollbrachten Thaten ausruhender Herkules. Einen ruhenden Herkules von vorzüglicher Schönheit findet man auch zu Florenz im Pallast Pitti und zu Colorno bei Parma. Man bildete auch den Herkules als Kind, und gab ihm die Attribute des männlichen Herkules. Herkules, in Beziehung auf die von ihm verrichteten Thaten, ist ebenfalls oft ein Gegenstand der Kunst geworden. So findet man ihn vorgestellt im Kampfe mit dem nemeischen Löwen, der Hydra, dem Centauren Nessus, den Cerberus bindend, die Hesione und den Prometheus befreiend, den Achelous bezwingend u. s. w. Sein letztes Schicksal endlich, die Vergiftung durch sein Gewand und seine Verbrennung ist auch oft vorgestellt worden. Ein Bruchstück von einem der größten Meisterstücke der Kunst ist der berühmte Torso des Herkules in Belvedere: Kopf, Arme und Füße sind verloren; nur der Rumpf und der antike Thron, worauf er sitzt, ist übrig, auf welchem der Name des Künstlers, Apollonius, Nestors Sohn, von Athen eingehauen ist. Er hat nicht die starken Muskeln der übrigen Herkules-Statuen; sein Körper scheint der ätherische Körper einer Gottheit. Die Künstler wollte nämlich nicht den Helden, sondern den vergötterten Herkules darstellen, der auf dem Olymp im Götterrath sitzt, und seine der Unsterblichkeit würdigen Thaten überdenkt. Michel Angelo studirte 7 Jahre dieses Bruchstück.

Herkules-Säulen, die beiden Bergen Abyla und Calpe, welche die Straße von Gibralter bilden, und wovon der erste in Afrika bei Ceuta liegt, ein Zweig des Atlas ist, und von den Spaniern Sierra Ximiera oder Sierra de las Monas (Affenberg) genannt wird; der zweite liegt in Europa an Gibraltar. Es wir erzählt, Herkules habe dem Wasser aus dem abendlichen Meer den Eingang in das mittelländische eröffnet und jene beiden Steinmassen als Säulen auf jeder Seite der Meerenge errichtet. Die Herkulessäulen galten eine Zeitlang als das Ziel der Schifffahrt, so daß man es nicht wagte, über dieselben hinaus zu gehen, und schon die Erreichung derselben für etwas sehr Großes hielt.

Herder (Joh. Gottf. v.), einer der originellsten, geistreichsten Schriftsteller der Deutschen, wurde den 25. Aug. 1744 zu Morungen, einer kleinen Stadt in Ostpreußen, geboren. Sein Vater war Unter-Lehrer an der Schule daselbst, ein Mann frömmern Herzens, als hellen Geistes, der seinem Sohne kein Buch, außer Bibel und Gesangbuch, erlaubte. Als Herder später sich andere Bücher zu verschaffen wußte, sah er sich genöthigt, dieselben verstohlen zu lesen, und, wie Klopstock in Schulpforte die erste Versuche seiner Dichtkunst, so seine verbotene Lektüre auf einen Baum zu retten, an welchem er sich mit einem Riemen festzubinden pflegte, um während des Lesens nicht herabzufallen. In der Folge machte sich der Prediger Trescho zu Morungen um ihn verdient. Weil Herder schön schrieb, brauchte er ihn anfangs als Schreiber, ließ ihn aber nachher, als er die trefflichen Anlagen seines Geistes und Herzens bemerkte, an den Lehrstunden Theil nehmen, die er seinen eigenen Söhnen im Lateinischen und Griechischen gab. Bei seinem großen durch kein Hinderniß besiegbaren Eifer machte Herder sehr bald in diesen Sprachen ungemeine Fortschritte. Eine Augenkrankheit brachte ihn in die nähere Bekanntschaft eines russischen Wundarztes, der damals in Trescho's Hause wohnte. Die schöne Bildung,

der edle Anstand des Jünglings gefiel dem Fremden, und er erbot sich, ihn mit nach Petersburg zu nehmen, und dort unentgeldlich die Chirurgie lernen zu lassen. Herder entschlossen, demselben nach Rußland zu folgen, verließ 1762 seine Vaterstadt und begleitete ihn nach Königsberg. Hier aber wurde er Männern bekannt, die bald entdeckten, es sey ein Verlust für das Vaterland, wenn den Talenten dieses Jünglings kein anderer Wirkungskreis eröffnet würde, als der abschon nützliche eines Chirurgus. Gern zurückgehalten, blieb er in Königsberg, und fing an, Theologie zu studiren. Er zog in das Friedrichskollegium, wo er Aufseher einiger Pensionärs wurde, bis man ihm in der Folge das Lehramt in der ersten philosophischen und der zweiten lateinischen Klasse anvertraute, wobei er übrigens fleißig die akademischen Hörsäle besuchte. Außer der Theologie legte er sich hauptsächlich auf Philosophie, und war einer der aufmerksamsten Zuhörer Kants, der ihn auch seines besondern Vertrauens würdigte, und ihn öfters nach den Vorlesungen mit sich auf das Zimmer nahm, um sich mit ihm über die abgehandelten Gegenstände noch weiter zu unterreden. In Königsberg an der Quelle der Wissenschaften kostete Herder nicht von ihnen, er berauschte sich darin. Wie eine Biene von Blume zu Blume, sah man ihn von Wissenschaft zu Wissenschaft eilen. 1765 erhielt er den Ruf als Lehrer bei der Domschule zu Riga, mit welcher Stelle zuletzt auch noch ein Predigeramt vorbunden wurde. Mit Liebe und Enthusiasmus begann er sein Geschäft. Seine Zöglinge hingen fest an ihm. Die Art, wie er die Studien behandelte, weckte den Geist, belebte und ermunterte. Als geistlicher Redner sprach er voll Einfalt, Herzlichkeit und ungeschminkter Wahrheit so evangelisch lauter, daß er sich aller Herzen bemächtigte, und hatte so großen Beifall, daß man sich sogar entschloß, für ihn eine größere Kirche zu bauen. Zugleich begann jetzt seine schriftstellerische Thätigkeit, die sich anfangs polemisch übte. Seine damaligen, viel leistenden und für die Zukunft noch mehr versprechenden Schriften (Fragmente über die neuere deutsche Literatur, kritische Wälder, Plastik), mit denen er selbst jedoch nichts weniger als zufrieden war, machten seinen Namen rühmlichst in der gelehrten Welt bekannt. 1768 trug man ihm von Petersburg aus das Inspektorium der dortigen St. Petrischule an; allein er lehnte diesen Ruf ab, weil er den Wunsch hegte, die Welt zu sehen, Menschen kennen zu lernen, und manche Dinge (wie er selbst sagte) anders zu betrachten, als sie Diogenes aus seinem Faße sehen konnte. Zur Erfüllung dieses Wunsches zeigte sich eine treffliche Gelegenheit, indem er zum Reiseprediger des jungen Prinzen von Hollstein-Eutin berufen wurde, mit dem er einen Theil von Deutschland und Frankreich bereiste. In Straßburg lernte er Göthe kennen, der sich eben damals hier aufhielt, um zu promoviren und innige Freundschaft verband ihn mit demselben. Ungeachtet Herder als Theolog bisher noch nichts von Bedeutung geschrieben hatte, so erhielt er doch 1770 den Ruf als Hofprediger, Superintendent und Konsistorialrath zu Bückeburg, und hatte das Glück, sich das ganze Vertrauen des edlen Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe, gewesenen portugiesischen Generalissimus, so wie der geistreichen Gemahlin desselben, zu erwerben. Während der 6 Jahre seines Aufenthalts in Bückeburg wurde sein Name immer bedeutender in der gelehrten Welt. 1775 erhielt er einen Ruf als Professor zu Göttingen, wohin er auch abging, aber in eine peinliche Verlegenheit gerieth. Er sah nämlich bei seiner Ankunft durchaus keine Anstalten zu seiner Anstellung. Nicht nur hatte der König seine Berufung nicht bestätigt, sondern man verlangte auch von ihm, vielleicht aus Mißtrauen in seine Rechtgläubigkeit, daß er sich zu einem Kolloquium stellen sollte. Mußte das Erstere dem Berufenen unerwartet seyn, so war das Andere dem Autodidaktos höchst unangenehm. Und dennoch blieb Herdern keine Wahl. Der Tag zum prüfenden Gespräch war da; aber auch sein guter Genius nicht fern. Denn an dem Mittage desselben

Tages erhielt er über Tische den Ruf, als Hofprediger, Generalsuperintendent und Oberkonsistorialrath nach Weimar. Hier in diesem deutschen Athen befand er sich nunmehr auf einem Posten, wo er nicht allein seinen literarischen Ruhm immer mehr begründen, sondern auch den weimarschen Landen auf mannigfaltige Weise nützlich werden konnte und auch wirklich nützlich wurde. Durch die Anlegung eines Schullehrerseminariums, durch Verbesserung des gesammten Schulwesens, durch eine zweckmäßigere Einrichtung der Kandidaten-Prüfungen, durch verschiedene liturgische Reformen, durch einen von ihm selbst ausgearbeiteten Religionskatechismus u. s. w. erwarb er sich ausgezeichnete Verdienste, so wie durch sein persönliches Betragen die Hochachtung des herzoglichen Hauses, aller Einwohner der Stadt und des gesammten Landes. 1779 wurde er Vice-Präsident des Unterkonsistoriums, und 1801 mit seiner Nachkommenschaft von dem Kurfürsten von Pfalzbaiern in den Adelstand erhoben. Der Tod unterbrach seine schöne Wirksamkeit am 18. Dez. 1803; aber des großen Mannes edler Geist lebt über das Grab hinaus, und in seinen Schriften hat er uns ein schönes Vermächtniß hinterlassen, so wie in ihnen sich selbst ein unvergängliches Denkmal gestiftet. Herders sämmtliche Werke in der neuen Ausgabe bei Cotta in Tübingen sind sehr zweckmäßig abgetheilt in Schriften zur schönen Literatur und Kunst, Schriften zur Religion und Theologie, und Schriften zur Philosophie und Geschichte gehörig; indem man dadurch auf den ersten Anblick die Vielseitigkeit seiner Bestrebungen und Leistungen erkennt. Als Theolog, Philosoph, Aesthetiker, Sprach-, Natur- und Geschichtsforscher hat mehr als 40 Jahre mit rastlosem Eifer gewirkt, und einen beträchtlichen Einfluß auf die Bildung seines Zeitalters ausgeübt. Er war ein wahrhafter Theolog, d. h. ein mit jeglicher Art von Sprach- und Geschichtskenntniß ausgerüsteter Seher; er war Philosoph und hat als solcher einen Schatz bewährter Natur-, Menschen- und Weltbeobachtungen hinterlassen; er war Aesthetiker, wie Deutschland damals keinen hatte, denn auch Lessingen übertrifft er bei weitem an Gemüth; er war der früheste deutsche Prosaiker nach Luther, ein Herrscher über die ganze herrliche deutsche Sprache, wie nur Wenige nach ihm; er war Poiemiker, eben sowohl mit hoher Kraft, als zarter Reinheit. Er war Dichter, und wollte man ihm diesen Namen absprechen, so war er nach dem bekannten herrlichen Ausspruch Jean Pauls — etwas Besseres als das, nämlich ein Gedicht, ein indisch-griechisches Epos von irgend einem reinsten Gotte gemacht. In seiner schönen Seele — so spricht sich Jean Paul in einem fast lyrischen Erguße über seinen edlen Freund weiter aus — war das Gute, das Wahre und das Schöne eine untheilbare Dreieinigkeit. Griechenland war ihm das Höchste und wie allgemein auch sein episch-kosmopolitischer Geschmack lobte und anerkannte, so hing er doch, zumal im Alter wie ein vielgereister Odysseus nach der Rückkehr aus allen Blüthenländern an der griechischen Heimath am innigsten. Er und Göthe allein, jeder nach seiner Weise, sind für uns die Wiederhersteller oder Winkelmanne des siegenden Griechenthums, dem alle Schwätzer voriger Jahrhunderte nicht die Philomelenzunge hatten lösen können. Herder war gleichsam nach dem Leben Griechisch gedichtet. Die Poesie war ihm nicht etwa ein Horizont-Anhang ans Leben, wie man oft bei schlechtem Wetter am Gesichtskreise einen regenbogenfarbigen Wolkenklumpen erblickt, sondern sie flog wie ein freier leichter Regenbogen glänzend über das dicke Leben als Himmelspforte. Daher kam seine griechische Achtung für alle Lebensstufen, seine zurechtliegende epische Weise in allen seinen Werken, welche als ein philosophisches Epos aller Zeiten, Formen, Völker, Geister mit der großen Hand eines Gottes unpartheiisch vor das sekularische Auge (das Jahre nur am Jahrhundert ausmißt) und also auf die weiteste Bühne führt. Daher kam sein griechischer Widerwille gegen jedes Ueberschlagen der Wage auf die eine oder andere Seite; manche Sturm- und Foitergedichte

konnten seine geistige Marter bis zur körperlichen treiben. Er wollte die Opfer der Dichtkunst nur so schön und unverletzt erblicken, als der Donner des Himmels die getroffenen Menschen läßt. Darum zog er, wie ein griechisches Gedicht, um jede, auch schönste Empfindung z. B. um die Rührung, oft durch die Gewalt des Scherzes, froh die Gränze der Schönheit. Wenige Geister waren auf die große Weise gelehrt, wie er. Die Meisten verfolgen nur das Seltenste, Unbekannteste einer Wissenschaft; er hingegen nahm nur die großen Ströme, aber aller Wissenschaften, in sein himmelspiegelndes Meer auf, das ihnen aufgelöst seine Bewegung von Abend gegen Osten aufdrang. Viele werden von der Gelehrsamkeit umschlungen, wie von einem austrocknenden Epheu, er aber wie von einer Traubenrebe. Ueberall das Entgegengesetzte organisch dichtend sich anzuziehen, war sein Charakter; und um das trockne Kernhaus eines Lamberts zog er eine süße Fruchthülle. So verknüpft er die kühnste Freiheit des Systems über Natur und Gott mit dem frommsten Glauben, bis sogar an Ahnungen. So zeigte er die griechische Humanität, der er den Namen wiedergab, in der zärtlichsten Achtung aller rein-moralischen Verhältnisse und in dem kräftigsten Zorn gegen alle von Religionen oder Staat geheiligten Gifte derselben. So war er ein Festungswerk von Blumen, eine nordische Eiche, deren Aeste Sinnpflanzen waren. Wie herrlich, unversöhnlich entbrannte er gegen jede kriechende Brust, gegen Schlaffheit, Selbstzwist, Unredlichkeit und poetische Schlamm-Weiche, so wie gegen deutsche kritische Rohheit, und gegen jeden Scepter in einer Tatze; und wie beschwor er die Schlangen der Zeit. Aber wolltest du die süßeste Stimme hören, so war es seine in der Liebe, es sey gegen ein Kind oder ein Gedicht oder die Musik, oder in der Schonung gegen Schwache. Er glich seinem Freunde Hamann, diesem Heros und Kinde zugleich, der wie ein elektrisirter Mensch im Dunkeln mit dem Heiligenschein um das Haupt sanft da steht, bis eine Berührung den Blitz auf ihn zieht. Wenn er seinen Hamann als einen zürnenden Propheten, als einen dämonistischen Geist schilderte, den er sogar über sich stellte, und wenn man mit Schmerzen hörte, wie ihm in dessen Grab seine rechte Welt und Freundschaftsinsel nachgesunken; so wurde man aus seiner Sehnsucht inne, daß er innerlich (nach einem höchsten Ideale) viel schärfer über die Zeit richte, als er äußerlich seine Duldung und Allseitigkeit verrieth; daher geht durch seine Werke eine geheime, bald sokratische, bald horazische Ironie, die nur seine Bekannten verstehen. „Und so schließt endlich das Lob, das hier der edle Freund dem edlen Freunde zollt." Er kommt mir jetzt, so sehr auch sonst der Tod die Menschen in ein heilige Verklärung hinein hebt, in seiner Form und Höhe nicht glänzender vor, als sonst hier neben mir; ich denke mir ihn drüber hinter den Sternen, gerade an seinem rechten Orte und nur wenig verändert, die Schmerzen ausgenommen. Nun so feire nur recht drüber dein Erntefest, du Reiner, du Geisterfreund; dein schwerer Aehrenkranz erblühe dir auf deinem Haupte zu leichten Blumenkronen, du Sonnenblume, endlich auf deine Sonne versetzt.

Here, s. Juno.

Hering, ein bekannter, im Meere lebender, durch seinen schmalen Körper, durch seine gezackte Oberkinnlade, durch die acht Strahlen von der Kiemenhaut und durch den scharfen Rand seines Bauchs kenntliche Zugfisch aus Norden. Ueber die Heringsfischerei s. d. Art. Fischerei. Nachdem die Gutsherren des schottischen Hochlandes die alten Bewohner aus dem Innern nach der Küste versetzt, ihnen kleine Landstellen und Unterstützung zu Fischereien mit Luxus verliehen haben, scheinen diese Fischer aus Zwang durch gute Korporationsgesetze sich einen großen Theil des Absatzes gesalzener Heringe in den großbritannischen Staaten zu verschaffen.

Hermandad, ein spanischer Ausdruck, der Verbrüderung bedeutet. Sie bildete sich in Spanien zur Zeit des Faustrechts aus. Um dem übermüthigen Adel, der auf seine Rechte trotzte und eine Macht besaß, die leicht der Krone gefährlich werden konnte, ein Gleichgewicht entgegen zu setzen, suchten die Könige die Städte zu heben, und ertheilten ihnen große Privilegien und Rechte. Diese Freiheiten und zugleich der wieder aufgeblühte Handel steigerten bald den Wohlstand in den Städten, und vergrößerten ihr Ansehn und ihre Macht; sie fühlten sich kräftig genug, ihren Verkehr und sich selbsten gegen die Raubsucht des Lehnadels zu schützen, und traten zu diesem Zwecke in ein Bündniß zusammen; in Kastilien geschah dies zuerst, von wo aus sie auch bald festen Fuß im Reiche Leon faßten. Die Verbrüderung wußte sich dem Raubadel furchtbar zu machen; sie duldete keine Beleidigung und Kränkung ihres Eigenthums; jeder Adelige, der ein Mitglied der bundgenossenen Stadtgemeinden beraubt, oder gekränkt hatte, und keine Genugthuung oder Bürgschaft leisten wollte, wurde mit den Waffen verfolgt, seine Schlösser niedergerissen und seine Felder verwüstet; fiel er in die Hände der Rächer, so büßte er nicht selten seine Raubsucht mit dem Tode. In Spanien gab es zu verschiedenen Zeiten zwei solche Verbrüderungen; die erste entstand im 13. Jahrh.; sie ist die oben beschriebene, und ward ein Muster für die spätere, die sich 1486 unter Ferdinand und Isabella bildete. Die Veranlassung zu der jüngern Hermandad war dieselbe. Der Adel raubte und plünderte, griff wehrlose Kaufleute auf der Landstraße an, überfiel die offnen Dörfer und schleppte fort, was ihm diente. Die Krone war nicht im Stande, ihre Vasallen zu zügeln; die geplagten Städte und Landbewohner mußten sich daher selbst Hülfe schaffen und schlossen einen Vertheidigungsbund, der ältern Hermandad gleich. Die Gemeinden erhoben ein Heer und bestellten Richter in ihren Distrikten. Vor dieses Tribunal wurden die Verbrecher gegen die öffentliche Sicherheit gezogen, und wenn sie nicht erschienen, durch die gewaffnete Macht verfolgt; kein Rang und Stand schützte, und selbst in den Kirchen fand der Verfolgte kein Asyl vor der rächenden Gerechtigkeit mehr. Der Lehnadel beschwerte sich; doch die Krone, die es gerne sah, daß seine Macht gebrochen und seiner Gesetzlosigkeit Schranken gesetzt wurden, schützte den Bund um so eher, da sie selbst nicht die Kräfte besaß, den Landfrieden aufrecht zu erhalten; überdies sah sie in der Verbrüderung eine Macht, die ihren Beschlüssen Achtung und Gehorsam verschaffen konnte; auch stellte ihr der Bund ein schlagfertiges Heer, das er auf eigne Kosten unterhielt. Aus dieser castilisch-leonischen Städteverbrüderung ging später die heilige Hermandad hervor; sie war eine Polizeianstalt für das Königreich Castilien, die unter dem Rathe des Landes stand. Sie wachte für die Sicherheit der Straßen, verfolgte die Räuber und zog die Ruhestörer ein; nur durfte sie ihr Amt nicht in den Städten ausüben. Als die Inquisition Eingriffe in die öffentliche Justiz that und mehrere Verbrecher, über welche die bürgerlichen Gerichte früher entschieden hatten, vor ihren Gerichtshof zur Verurtheilung forderte, bediente sie sich mitunter der heiligen Hermandad zur Einziehung der Angeklagten.

Hermann (lat. Arminius), Deutschlands Erretter und Befreier vom Joche der Römer, war der Sohn des Cheruskerfürsten Sigmar, und 18 v. Chr. geboren. Drusus hatte alle deutschen Länder zwischen dem Rhein, der Elbe und der Saale der römischen Herrschaft unterworfen. Theils um sich ihrer Treue zu versichern, theils um sie an die römische Herrschaft zu gewöhnen, nahm man die Söhne ihrer Fürsten und Vornehmsten zu Geiseln, und gab ihnen eine vollkommene römische Erziehung. Unter diesen befand sich auch der junge Hermann; in früher Jugend kam er nach Rom, ward dort erzogen, und erhielt sogar wegen seines Wohlverhaltens das römische Bürgerrecht und die Ritterwürde. Aber weder die Gunst des Kaisers, noch

die Reize des röm. Lebens vermochten nicht, den Jüngling in ihre Netze zu verstricken; in der glanzvollsten und zerstreuendsten Uebung dachte er stets mit Sehnsucht und mit Schmerz an sein Vaterland, das jetzt Ketten schmählicher Knechtschaft umwanden, und beschloß in seinem großen und kühnen Geiste, seine Ketten zu sprengen und seine Schmach zu rächen. Damals führte Quintilius Varus die Statthalterschaft über Deutschland, und die tapfersten und ausgesuchtesten Legionen standen ihm zu Gebote, die Unterwerfung von Deutschland zu vollenden. Da seinem kurzsichtigen Blicke die Gemüther ruhig zu seyn schienen, so hielt er den jetzigen Augenblick für den günstigsten, die deutsche Volksthümlichkeit ganz zu vernichten und durch Einführung römischer Einrichtungen, Sitten und Sprache das deutsche Volk umzugestalten. Er zog eine Menge von Agenten und Rechtsgelehrten in das Land, saß selbst zu Gericht, verhörte Parteien, sprach Urtheile, und verhielt sich nicht anders, als wenn er mitten in Rom als Prätor und nicht in einem feindlichen, noch nicht ganz bezwungenen Lande, die Justiz verwaltete. Dies empörte alle Gemüther; in kurzem ward die Gährung allgemein. Es fehlte nur an einem entschlossenen Anführer, der dieselbe zum Ausbruch gebracht hätte; jedoch auch der erschien bald in Hermann, der nun, in Roms Kriegsschulen gebildet, in sein Vaterland zurückkehrte. Da er sich überzeugt hatte, daß die deutsche Tapferkeit der römischen Kriegskunst in offenem Felde nicht widerstehen könne; so bediente er sich der List, das große Werk der Befreiung zu vollführen, und nicht wenig kam ihm die Sorglosigkeit des Varus zu statten. Zuerst vertraute er sein Unternehmen einigen Wenigen an, hernach mehreren, alle aber hießen es gut, und beschlossen einmüthig, den Varus zu überfallen, und mit seinem ganzen Heere zu vertilgen; nur mußte er erst geschwächt und seine Kräfte getheilt werden. Ein jeder von den Vornehmsten bat sich daher unter allerlei Vorwänden römische Bedeckungen aus, welche Varus um so williger gab, weil er dadurch der Fürsten selbst versichert zu seyn glaubte. Auch war ihnen der Posten, wo sich Varus aufhielt, nicht schicklich genug für einen Ueberfall: einige mußten daher dem Scheine nach Feindseligkeiten anfangen, um den Varus dahin zu locken; die andern gaben ihm Nachricht davon und riethen dahin zu ziehen, um die Empörung in der Geburt zu ersticken; sie wollten ihm mit allen den Ihrigen folgen. Varus ließ sich den Rath gefallen und machte Anstalten zum Aufbruche: Hermanns eigener Schwiegervater, Segestus, dessen Tochter der tapfere Jüngling wider dessen Willen entführt hatte, entdeckte zwar dem Varus das Geheimniß; allein dieser verachtete aus Leichtsinn oder Stolz jegliche Warnung. Segest bat ihn noch einmal, bei dem letzten Gastmahl, zu welchem Varus die Vornehmsten geladen hatte, den Hermann mit den übrigen Verschwornen fest zu halten; das Volk würde nichts ohne die Fürsten unternehmen. Varus glaubte noch nichts, und von seinem bösen Dämon getrieben, brach er mit seinem Heere auf. Die Fürsten beurlaubten sich bei ihm, mit dem Versprechen, bald zu folgen; sie hielten es auch, aber in andern Absichten. Sobald sie zu Hause angelangt, wurde die Maske abgelegt, und der Anfang zu den Feindseligkeiten mit der Ermordung der römischen Bedeckung, die sie von Varus erhalten, gemacht; dann eilten sie dem Varus nach, und holten ihn im Teutoburger Walde (im Paderbornschen) ein, da er eben in den mißlichsten Umständen sich befand. Auf allen Seiten waren Berge mit engen Thälern, ungeheuere dicht auf einanderstehende Bäume, nirgends ein gebahnter Weg. Varus mußte erst die Bäume abhauen lassen, Brücken schlagen, Moräste und Gräben ausfüllen, wodurch die Soldaten außerordentlich ermüdet wurden. Wägen, Lastthiere und Soldaten marschirten unter einander, weil man sich mitten in Frieden zu seyn glaubte. Aus der nämlichen Ursache war der Troß ungewöhnlich groß, das Schlimmste war ein starker

Regen mit Wind, der den Boden schlüpfrig und alle Tritte unsicher machte. Alles schien sich zum Untergange der Römer vereinigt zu haben, und in diesen Umständen erschienen noch die Deutschen, von denen sie Hülfe erwarteten, zum größten Schrecken und zur Verwunderung der Römer als ihre ärgsten Feinde. Weil diese die Gegend und Wege durch die Waldung wohl kannten, so waren die Römer von ihnen bald auf allen Seiten umringt. Der erste Angriff geschah nur in der Ferne, um die Kräfte und den Muth der Feinde zu versuchen; da sie wenig Widerstand fanden, mehrten sie sich und verdoppelten den Angriff. Das zerstreute und abgemattete römische Heer konnte sich in keine Ordnung stellen, in der es zu fechten gewohnt war, der Marsch ward ungeachtet der beständigen Anfälle fortgesetzt, und endlich traf das Heer einen Platz an, wo ein Lager geschlagen werden konnte. So ermüdet alles war, so bot doch jeder seine Kräfte auf, um die gewohnten Verschanzungen herzustellen, damit nur eine Nacht, vielleicht die letzte, ruhig könnte zugebracht werden. Des andern Tags ging der Marsch an; die Deutschen erneuerten ihre Anfälle. Nach unsäglichen Beschwernissen kamen sie aufs freie Feld; da sie sich aber auch hier nicht halten konnten, so mußten sie ihren Marsch fortsetzen und kamen nun wieder in einen Wald. Die Deutschen, durch den bisherigen glücklichen Erfolg angefrischt, griffen sie heftiger an, als jemals. Die Römer suchten sich zwar auch zur Wehr zu stellen; allein wegen der Enge des Platzes und der vielen Bäume hinderte Einer den Andern. Dazu ward am folgenden Tage der Regen und der Wind so heftig, daß sie weder fest stehen, noch fortschreiten konnten; auch hatte die Nässe ihre Pfeile und Bogen, Wurfspieße und Schwerter unbrauchbar gemacht. In solchen Umständen erschien die Nacht u. sie suchten sich noch einmal zu verschanzen; allein sie konnten wegen den heftigen Anfällen der Deutschen die Verschanzungen nicht ganz zu Stande bringen. Da Himmel und Erde ihnen entgegen, nirgends nur von weitem einigen Beistand zu erwarten war, so ließ auch der Tapferste den Muth sinken. Varus selbst, nachdem er einige Wunden empfangen, fiel in sein Schwert, um nicht lebendig in die Hände seiner Feinde zu gerathen. Einige folgten seinem Beispiele, Andere warfen die Waffen von sich und ließen sich niedersäbeln; Andere baten um Gnade und Wenige erhielten sie. Andere, da der begierige Deutsche anfing zu plündern, ersahen die Gelegenheit und ergriffen die Flucht; auf solche Art ward das schönste und tapferste aller römischen Heere zu Grunde gerichtet. Einige von den vornehmsten Gefangenen wurden den Göttern geschlachtet, des Varus Haupt aber ward dem König der Markomannen, Marbod, überschickt, der es dem August übersendete. Viele der Gefangenen wurden von ihren Verwandten losgekauft; andere mußten es sich gefallen lassen, den Deutschen ihre Schweine und Ochsen zu hüten. Niemand aber war schlimmer daran, als die römischen Sachwalter, dem Einen wurden die Augen ausgerissen, dem Andern die Hände abgehauen, einem Dritten die Zunge aus dem Halse geschnitten mit dem Zurufe: Höre nun auf zu zischen, Natter! Diesem Siege hat Deutschland, nach dem eigenen Geständnisse der Römer, seine Freiheit zu verdanken; wir aber in den spätesten Zeiten, daß wir noch Deutsche sind, und vielleicht, daß noch Deutsch auf der Welt geredet wird. Ein so hohes Verdienst hat Hermann sich um das deutsche Vaterland erworben. Indessen ruhte Hermann nicht auf seinen Lorbeeren aus, sondern er wirkte fort mit ununterbrochener Thätigkeit zum Wohl seines Vaterlandes. Er zerstörte alle Festungen der Römer an der Elbe, der Weser und dem Rheine und hauchte seinem Volke wieder einen freien und kriegerischen Geist ein. Unter seinen eigenen Landsleuten bildete sich aber damals schon eine Gegenparthei, die seinen Bemühungen widerstrebte und an deren Spitze sein Schwiegervater Segest, das Haupt eines mächtigen Cheruskerstammes, stand. Segest, von den übrigen deutschen Für-

sten von Hermanns Parthei angriffen, rief den Germanikus zu Hülfe; dieser eilte herbei, trieb die Fürsten, die den Segest belagerten, auseinander, befreite ihn und bekam unter den Gefangenen auch Hermanns schwangere Gemahlin Thusnelda, die mit ihren Blicken genug verrieth, daß sie mehr die vaterländischen Gesinnungen ihres Gemahls, als ihres Vaters hegte. Sie wurde nach Italien gebracht, und mußte den über die Deutschen gefeierten Triumph des Germanikus zieren. Hermann ließ sich aber durch den Verlust seiner Gattin von der Vertheidigung seines Vaterlandes nicht abhalten; er rückte es vielmehr den Römern als eine Niederträchtigkeit vor, daß sie sich an Weibern rächen wollten, und ermunterte seine Krieger, gegen solche Helden um so tapferer zu fechten, die mit der Gefangennehmung eines Weibes so prahlten. Germanikus sparte auch von seiner Seite nichts, die Deutschen mit Nachdruck anzugreifen; allein trotz einzelner Siege der römischen Tapferkeit und Kriegskunst mußte er doch endlich seinen Rückzug nach der See nehmen, und sich mit seiner Legion einschiffen. Dem Germanikus brachten diese Feldzüge großen Ruhm, zugleich aber auch von Seiten des Tiberius eben so großen Neid. Der tapfere Jüngling sollte nun der Eifersucht des Kaisers aufgeopfert werden; allein ungeachtet der Ränke seines Oheims wurde er von seinen Unternehmungen nicht abgeschreckt; er wollte nun auch den letzten Versuch wagen, sein Vorhaben in Deutschland durchzusetzen. Der darauf erfolgte Feldzug war der blutigste zwischen den Römern und Deutschen. Die von Hermann befehligten Deutschen mußten in zwei Treffen der besseren Kriegskunst der Römer weichen. Dessen ungeachtet aber konnten diese noch immer keinen festen Fuß in Deutschland fassen, und mußten wiederum zur See den Rückzug nehmen, auf dem fast die ganze Flotte des Germanikus zu Grunde ging. Nachdem nun von den Römern nichts mehr zu befürchten war, so suchte Hermann auch sein Vaterland von den innern Tyranneien zu befreien. Der berühmte Marbod, gleichwie er sein Volk an die römischen Kriegsübungen gewöhnte, so ließ er sich auch zuletzt beifallen, eben so unumschränkt als ein römischer Kaiser, dasselbe beherrschen zu wollen, wodurch er sich bei den Seinigen sowohl als den übrigen deutschen Völkern gehässig machte. Hermann, an der Spitze derselben, griff ihn an, schlug ihn in einer blutigen Schlacht, und nöthigte ihn, sein Land zu verlassen, worauf er zuerst sich nach Böhmen zurückzog, dann aber nach Italien floh, wo er ein verachtetes Leben führte. Hermann aber selbst gerieth endlich in Verdacht der Tyrannei, und wurde zwei Jahre nach seinem Siege über den Markomannen-König in einem Aufstande der Seinigen durch List seiner eigenen Verwandten aus dem Wege geräumt; er, der unstreitig der Wiederhersteller der deutschen Freiheit gewesen. Er war 37 Jahre alt geworden. Mit ihm fiel auch sein Volk, die Cherusker, schnell von der Höhe seiner Macht und seines Ruhms, in welcher er es emporgehoben. Unstreitig war Hermann, sagt Tacitus, der Befreier Germaniens. Er hat die Römer nicht, gleich andern Königen und Feldherren, im Zustande ihrer Schwäche bekämpft, sondern zur Zeit ihrer höchsten Macht und ihres glänzendsten Ruhmes. Das Glück blieb ihm nicht immer treu; aber auch besiegt flößte er durch sein Benehmen und seine Kräfte den Siegern Ehrfurcht ein. Zwölf Jahre leitete er die Angelegenheiten Germaniens zur Zufriedenheit seiner Landsleute; nach seinem Tode ward er ein Gegenstand ihrer Verehrung.

Hermann, Landgraf von Thüringen, Sohn Ludwigs IV. oder des Eisernen, dem Kaiser Lothar die Würde eines Land- und Erbgrafen von Thüringen 1180 ertheilte, kam 1190 zur Regierung nach dem kinderlosen Tode seines ältern Bruders Ludwigs V. oder des Frommen, und war einer der tapfersten Vertheidiger der Freiheiten der Thüringer gegen Heinrichs IV. drückende Maßregeln. Eben so widersetzte er sich den Anmaßungen des Erzbischofs von

Mainz und des Abtes von Fulda. Er erwarb seinem Hause während der Kriege Philipp's von Schwaben und Otto's von Braunschweig 1193 — 1208 Nordhausen, Mühlhausen, Saalfeld, das Schloß Ranis und den Bezirk an der Orla, sah aber während dieses Krieges auch von befreundeten und feindlichen Truppen sein Land verwüstet. Kaum war Friedrich II. zum Gegenkaiser Otto's VI. erwählt, als er der Ersiern Partei ergriff und diesem treu blieb bis an seinen Tod 1215. Mitten unter so vielen Beschäftigungen vernachlässigte Hermann die Künste des Friedens nicht, und verdient auch in dieser Hinsicht eine besondere Beachtung. Sein Leben fällt in die Zeit der schwäbischen Kaiser, dieses goldene Zeitalter der deutschen Poesie. Hermanns Name steht selbst in der Reihe der Minnesänger, die er gern als eine besondre Zierde an seinem Hofe aufnahm. Während seiner Regierung wurde auf der Wartburg (1207) zwischen Heinrich von Veldeck, Wolfram von Eschenbach, Walther von der Vogelweide, Heinrich von Ofterdingen, Viterolf, Reimar von Zweter, Klingsohr und Andern der berühmte Krieg auf der Wartburg (s. d. Art.) gekämpft und besungen. Ludwig der Heilige folgte ihm in der Regierung über Thüringen.

Hermannstadt (ungarisch Szeben), die erste von den sächsischen Städten und die Hauptstadt in Siebenbürgen mit 1800 Häusern und 17.000 Einw., am Fluß Szeben. Sie ist nach alter Art befestigt, wird in die Ober- und Unterstadt eingetheilt, und kann mittelst den sie umgebenden großen Teichen auf einigen Seiten unter Wasser gesetzt werden. Hier ist der Sitz eines Guberniums, des General-Militärkommandos und Appellationsgerichts, des königl. Grafen der sächs. Nation, des Hauptpostamtes, so wie eines katholischen und griechischen Bischofs, und der Versammlungsort der Stände von Siebenbürgen. Sie hat 4 luther., 3 kathol. und eine unirte griechische Kirche, welche sich durch ihren schönen Bau auszeichnen, und mehrere Paläste, katholisches und lutherisches Gymnasium, und die vom Freiherrn von Bruckenthal angelegte Mineralien-, Münz-, Gemälde- und Bücherssammlung. Hermannstadt hat Manufakturen von feinen Hüten, Leder, Musselinen ꝛc. u. guten Weinbau; in der Nähe eine Pulvermühle und einen Kupferhammer, so wie bedeutenden Handel nach der Walachei und Wien. Die Umgebungen der Stadt sind schön, wozu das, vom Schebeschdache durchflossene Eichenwäldchen viel beiträgt. In der Nähe, nach der Walachei hin, liegt der berühmte Rothenthurmer Paß.

Hermaphrodit, ein Sohn des Hermes oder Merkurs und der Aphrodite oder Venus, der von den Nymphen auf dem Berge Ida erzogen wurde. Nach seinem 15. Jahre reiste er nach Carien, und badete sich in einem Brunnen, welchen die Nymphe Salmacis bewohnte. Diese entbrannte gegen die Reize des schönen Jünglings, bot ihm aber ihre Liebe vergeblich an. Hermaphrodit suchte zu entfliehen, doch Salmacis hielt ihn zurück, schlang sich fest um ihn, und flehte die Götter an, daß sie nie wieder von ihm getrennt werden möchte. Dieser Wunsch wurde auch auf solche Art erfüllt, daß sie mit ihrem Geliebten in einen Körper zusammen wuchs, welcher aber die beiden Geschlechtstheile behielt. Nach dieser Fabel giebt man den Namen Hermaphroditen Zwittern, oder solche Personen, welche von beiderlei Geschlecht zu seyn scheinen; denn daß sie es nicht sind, sondern nur zu einem gehören, ob sie schon von der gehörigen Bildung mehr oder weniger abweichen, ist durch die Erfahrung gewiß. Berühmt ist aus dem Alterthume die schöne Statue des Hermaphroditen in der Gallerie des Großherzogs zu Florenz.

Hermelin, eine Wieselgattung von der Größe eines Eichhorns, geschätzt wegen des seltnen weichen Fells, das nur in Sibirien und Canada's hohem Norden sich findet. Im Sommer ist es gelb und röthlich, im Win-

ter | schneeweiß und wird weiß am theuersten bezahlt. Unsere fürstliche Wappen pflegt die Heraldik mit einem Hermelinmantel zu schmücken. Auch lassen die Erzbischöfe und Bischöfe der kathol. Kirche ihre Mäntel damit auszieren.

Hermen nennt man alle viereckige Säulen mit einem Kopfe, die unten etwas spitzer zulaufen als oben. Anfänglich stellten sie den Hermes (Merkur), als den Gott der Wege und der Reisenden, später auch andre Gottheiten, z. B. Apollo, endlich auch Heroen, Philosophen und andere ausgezeichnete Männer als Hermen dar, und zur Bezeichnung eines solchen auf einem Würfel oder einer Säule aufgestellten Kopfes, setzte man den Namen Hermes mit dem Namen des dargestellten Gottes oder Heroen zusammen, z. B. Hermares, Ares (Mars), Hermathene, Hermherakles, Hermerotes, Hermanubis; wo diese Zusammensetzung nichts anders, als die hermenartige Vorstellung des Mars, der Athene oder Minerva, des Herakles oder Herkules, des Eros oder Amor und des Anubis bedeutet. Sie waren der erste Anfang der Bildhauerkunst bei den Griechen, welche auf pyramidalförmige Klöze von Holz oder Stein unförmliche Köpfe setzten. Auch in den blühenden Zeiten der Kunst behielt man in einigen Tempeln die Form der Hermen, welche durch das Alterthum geheiligt worden war, bei, und verschönerte sie. Besonders befanden sich zu Athen viele Hermen. Man stellte sie auf vor den Häusern, auf den Straßen, besonders auf Scheidewegen, auch wohl auf Brücken, in den Tempeln, in den Vorhöfen der Häuser, in den Gärten, Gymnasien und Palläſten. Sie wurden für heilig gehalten, und wer sich an ihnen vergriff, wurde als ein Frevler bestraft. Auch in Italien gab es Hermen, wo man sie zu Kreuz- und Gränzsteinen gebrauchte und sie deßhalb termini, dii terminales nannte. Besonders neigte sich die Kunst in ihrer letzten Periode zu den Hermen, und die meisten noch übrigen Büsten sind wahrscheinlich aus den spätern Zeiten. Bald wurde nur der Kopf, bald noch die Brust, bald auch die Arme oder der Rumpf bis an die Oberschenkel ausgearbeitet; endlich waren sie meist nackt, gewöhnlich männlich, selten weiblich, und ohne die Attribute der vorgestellten Gottheit. Auch waren im Alterthume Hermen mit Doppelköpfen üblich, so daß die Zusammensetzung am Hinterhaupte geschah. (Vergl. d. A. Bildhauerkunst, Geschichte der.)

Hermeneutik ist die Kunst, die Worte, Schriften und Meinungen Anderer zu verstehen und zu erklären, und den wahren Sinn der Schriftsteller zu entdecken. Diese wichtige Kunst fordert folgende Bedingungen: der Erklärer muß wohl die Sprache des Schriftstellers, die Kraft und Energie der Ausdrücke, die Natur des Styls und seinen Charakter kennen. Er muß eine korrekte Ausgabe seines Autors gebrauchen: um sicherer in die Gedanken des Schriftstellers einzugehen, muß der Interpret unumgänglich mit dessen Vaterlande, Sitten, Charakter, Religion und den Gebräuchen seiner Nation vertraut seyn; er muß den Zweck des Schriftstellers erfassen, auf die Form seines Vortrags achten, ob er philosophisch, rhetorisch oder poetisch sey. Nach den Absichten des Verfassers können seine Schriften verschiedene Erklärungen erlauben, selbst fordern.

Hermes, s. Merkur.

Hermes Trismegistus, ein Name, über den es an zuverlässigen Nachrichten fehlt, und worunter die alten Aegyptier und Phönicier den Erfinder der Buchstabenschrift verstanden. Sie nannten ihn auch Thot, Taut, Theyt und Teut. Der Sage nach soll er ein Rath der berühmten ägyptischen Königin Isis gewesen seyn und 900 vor Christi gelebt haben. Er soll außer den ersten Schriftzeichen, die Grammatik, Astronomie, Rechnenkunst, Geometrie, Tonkunst, Medizin, die gymnastischen Spiele und die Tänze

erfunden haben. Um diese Kenntnisse auf die Nachwelt zu bringen, grub er seine Erfahrungen in steinerne Säulen ein, und es trugen in spätern Zeiten viele Schriften seinen Namen, die sich am vollständigsten in Fabric. Patricii nova de univ. philos., Venet. 1598, Fol. finden. Die meisten tragen aber nur zu viel Spuren an sich, daß sie schwerlich vor dem zweiten Jahrh. nach Christo geschrieben worden sind, wenigstens ist dies beim Poemander oder von der göttlichen Macht und Weisheit (deutsch von D. Tiedemann, Berlin 1781) der Fall.

Hermes (Johann Timotheus), bekannt als aufgeklärter Theolog, populärer Philosoph und Romanendichter, war 1733 zu Peynick bei Stargard in Hinterpommern geboren. Von seinem gelehrten Vater und seiner vortrefflichen Mutter erhielt er den ersten Unterricht. Nachdem er zu Stargard seine Gymnasialstudien vollendet, ging er nach Königsberg, um Theologie zu studieren. Kant und Arnold wurden hier seine Lehrer; der letztere erkannte in ihm einen deutschen Richardson. Von Königsberg, wo er die ganze Moral des Weibes zu schreiben begann, ging er nach Danzig und von da nach Berlin. Sein Aufenthalt daselbst trug nicht wenig zu seiner Ausbildung bei; auch verfaßte er hier seine Fanny Wilkes. Hierauf wurde er Lehrer an der Ritterakademie zu Brandenburg, dann Feldprediger zu Löben in Schlesien, und darauf fürstlich anhaltischer Hof- und Schloßprediger zu Pleß. 1772 erhielt er einen Ruf nach Breslau, wo er verschiedene geistliche Aemter bekleidete, und 1808 Superintendent der Kirchen und Schulen im Fürstenthum Breslau, Pastor primarius zu St. Elisabeth und Professor primarius der Theologie wurde. Er starb 1819. Seine Romane: „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen, Manch Harmâon" sind gute moralische Exempelbücher, denen es nicht an einzelnen glücklich angelegten Situationen in fließender Darstellung, wohl aber an Gedrängtheit und innigem Zusammenhang, an tiefen Charakteren, und überhaupt an künstlerischer Bildung mangelt; daher kömmt es denn auch, daß diese Schriften, die ehedem sehr viel Aufsehen erregten, und viel gelesen wurden, heutzutage wenig mehr beachtet werden; denn sie sind in der That veraltet, ein Schicksal, das dem künstlerisch gebildeten Roman nie begegnen kann, weil er in der That zu allen Zeiten redet, und zu allen Zeiten zu reden werth ist. Die strenge Kritik, die oft ein weitschauendes Ahnungsvermögen hat, prophezeite den H. Werken schon bei ihrer Erscheinung das spätere Schicksal, und man muß einräumen, daß sie sich nicht getäuscht hat.

Hermetische Kunst, s. Alchymie.

Hermione, die einzige Tochter des Menelaus und der Helena, ein schönes Mädchen. Menelaus hatte sie vor Troja dem Sohne des Achilleus, Pyrrhus Neoptolemus versprochen, allein Tyndareus hatte sie indessen Agamemnons Sohne Orestes zur Gemahlin gegeben. Hermione liebte den Orestes; doch Menelaus nahm sie ihm und gab sie dem Pyrrhus. Orestes tödtete diesen durch einen listigen Ueberfall am Altare des Apollo zu Delphi, und heirathete seine Geliebte wieder, mit der er zugleich das Königreich Sparta erhielt, und den Tasimenus zeugte. Später soll sie noch den Diomedes geheirathet haben.

Hermittage, die Einsiedelei, die Zelle oder Hütte eines Einsiedlers; desgleichen ein einsamer, abgelegener Ort; 2) eine der feinsten und feurigsten Sorten französischer Weine, die längst der Rhone zwischen Valence und Valiere wächst. Es giebt davon rothe und weiße Sorten, jene sind aber die beliebtesten. Ihren Namen haben sie von dem Eremitengebirge, welches dem Flecken Tain gegenüberliegt. Man bringt sie über Cette und Beaune zum Handel.

Hermode, s. Nordische Mythologie.

Hernia (Bruch, cele) ist das Hervortreten irgend eines Eingeweides aus seiner natürlichen Höhle, es muß aber noch in seiner häutigen Umkleidung eingeschlossen seyn. Diese heißen wahre Brüche im Gegensatze der falschen, die nur Geschwülste sind. Die wahren Brüche unterscheiden sich 1) nach der Verschiedenheit der Höhle; so giebt es Hirn- und Bauchbrüche, 2) nach den Theilen, welche vorfallen; als Magen-, Netz- Darmbruch, 3) nach dem Orte; als Nabelbruch, wenn durch den offen gebliebenen Nabelring ein Darmtheil mit dem Peritonaeum tritt; Leistenbruch, wenn durch den Canal des Bauchringes die Hernia hervorfällt. Einfach nennt man die Brüche, wenn sie nur einen Organtheil enthalten; zusammengesetzt hingegen, wenn Theile verschiedener Organe im Bruche enthalten sind; so giebt es einfache Darm- und Netzbrüche, und zusammengesetzte: eine für den Chirurgen sehr wichtige Unterscheidung ist, ob die Brüche beweglich sind oder nicht. Bewegliche Brüche heißen die, welche bei einer vortheilhaften Lage des Kranken durch Manipulationen (Taxis) des Chirurgen wieder zurückgebracht werden können; unbewegliche hingegen, wenn die Taxis ohne Erfolg bleibt. Diese Unbeweglichkeit kann doppelter Art seyn; indem entweder der Grund derselben in der Oeffnung, durch die der Bruch getreten ist, liegt, wo dann bald ein Krampf in dem Ringe, und bald eine Verwachsung desselben mit dem Bruche die Rückbringung verhindert; oder im Bruche selbst ist die Ursache seiner Unbeweglichkeit vorhanden, wenn allmählig immer mehrere Theile nachgeschossen sind, oder ein Haufen Koth sich in den Bruch gesenkt und ihn zu einer solchen Größe ausgedehnt hat, daß es unmöglich ist, durch Druck den Bruch in seine normale Lage zurückzubringen. Helfen hier nicht warme Bäder und kalte Umschläge auf die Geschwulst, Laxiermittel und Klystiere, so bleibt keine andere Hülfe als die Operation übrig. Eine andere Art Bruch ist der angeborne. Er bildet sich vor der Geburt aus; er ist meist ein Leisten- und selten ein Hirnbruch, und am häufigsten bei Kindern männlichen Geschlechts; er entsteht gewöhnlich zu der Zeit, wo die Hoden durch den Bauchring in den Hodensack sich senken. Der Leistenbruch kann vor allen zu einer ungemeinen Größe steigen, z. B. der vorige Cardinal von Olmütz hatte fast den ganzen Darmkanal im Hodensack liegen und verdauete dort. Die vorbereitenden Ursachen der Brüche sind Erschlaffung und Schwäche der organischen Fiber und der Muskeln, Veranlassungen geben Schlag, Heben, Sprünge, angestrengtes Schreien, heftiges Drängen beim Stuhlgange, Blähungen. Durch Anlegung eines Bruchbandes verhütet man, daß der einmal vorgefallene Bruch nicht wieder hervortrete. Bei einem eingeklemmten Bruche, wenn die Operation nicht zur rechten Zeit vollzogen wird, entwickelt sich leicht eine akute Entzündung, die oft rasch in Brand übergeht und den Tod herbeiführt. Ein Knochenbruch ist die Trennung eines Knochens in einer Substanz. Seine Heilung erfordert die Aneinanderschiebung der beiden Bruchenden, und Erhaltung derselben in der normalen Lage; wo dann in einigen Wochen aus den Bruchflächen der Knochensaft ausschwitzt, verhärtet, und die Bruchstücke wieder vereint.

Hero, eine Priesterin der Venus Idalia zu Sestos, einer Stadt in Thracien, an der Küste, wo sie den Thurm des vaterländischen Pallastes bewohnte. Sie war so schön als keusch und kannte die Liebe nicht. Um den furchtbaren Pfeilen des Eros zu entgehen, vergaß sie nie, ihm Trankopfer darzubringen; aber umsonst, er spannte seinen Bogen und schoß nach Sestos in den Busen der Hero und nach dem gegenüberliegenden Abydus in Asien, in die Brust eines Jünglings Leander. An einem feierlichen Feste zu Sestos, der Venus und dem Adonis zu Ehren, zu welchem sich die Einwohner der benachbarten Städte, auch von Abydus, versammelt hatten, sahen sich Leander und Hero, und die feurigste Liebe entbrannte in dem Busen des

Jünglings und des Mädchens. Vom Dunkel der einbrechenden Nacht begünstigt, schlich er sich in den Tempel, und gestand dem erröthenden Mädchen seine unbesiegbare Leidenschaft. Zwar jungfräulich über seine Kühnheit zürnend, gab sie doch bald seinen ungestümen Bitten nach, und gestand ihm ihre Gegenliebe, aber auch die Unmöglichkeit einer Verbindung, welche ihr Stand und der Wille ihrer Eltern untersagte; er könne sie nicht einmal, ohne entdeckt zu werden, unter dem Schleier der Nacht im Tempel sehen. Allein keine Schwierigkeiten schreckten den liebenden Jüngling. Er redete mit ihr ab, daß er mit einbrechender Nacht von Abydus über den Hellespont herüberschwimmen wollte; sie solle nur auf ihrem Thurme eine leuchtende Fackel befestigen, welche ihm zum Wegweiser dienen würde. Sie bewilligte dieses. In der Nacht schwamm er glücklich durch die Wogen nach dem Thurme, wo seine Geliebte wohnte, hinüber, und genoß in ihren Armen, von dem Schweigen der Nacht begünstigt, ungestört der süßesten Freuden. Aber der Winter kam, und mit ihm begannen brausende Stürme, welche das Meer beunruhigten. Dennoch wollte sich Leander von dem Wege nach dem geliebten Thurme nicht abschrekken lassen. Die einladende Fackel schimmerte, und trotz den von dem Sturme empörten Wogen stürzte er sich in das Meer. Doch vergebens kämpfte er mit den Wellen; vergebens rief er die Venus, den Beherrscher des Meeres und alle Götter um Hülfe an; ein Windstrom löschte die leitende Fackel aus; seine Kräfte schwanden, und todt schleuderten ihn die Wellen an den Fuß des Thurmes. Vergebens hatte auch Hero, von Angst gefoltert, die Nacht durch ihren Geliebten erwartet; am Morgen erblickte sie ihn zerfleischt auf den Felsenspitzen liegend. Der Anblick zerriß ihr Herz; voll Verzweiflung stürzte sie sich vom Thurme hinab, fiel auf den Leichnam ihres Geliebten und starb, ihn mit ihren Armen umschließend. Diese Geschichte ist der Inhalt eines Gedichts, daß dem ältern Musäus beigelegt wird; aber einen spätern Dichter dieses Namens, einen Grammatiker, zum Verfasser hat. S. Musäus.

Herodes der Große, aus Askalon, einer Stadt in Judäa gebürtig, 72 v. Chr., war der Sohn von Antipater, eines Idumäers und zum Judenthume übergetretenen Heiden, der bei Cäsar in großer Gunst stand. Herodes zeigte frühzeitig große Talente, aber auch einen starken Hang zur Grausamkeit. Durch seinen Vater erhielt er 48 v. Chr. die Regierung über Galiläa und machte sich dieser Würde durch Reinigung dieses Landes von Räubern vollkommen würdig. Da er bei dieser Gelegenheit gegen Mehrere zu grausam verfahren seyn mochte, und auch dies Alles auf eigene Hand gethan hatte, wandten sich seine Feinde an Hirkan, den Oberpriester, der ihn zur Vertheidigung nach Jerusalem forderte. Herodes, durch Sextus Cäsar, römischen Statthalter in Syrien, unterstützt, erschien daselbst mit königl. Schmuck nicht als Beklagter, sondern vielmehr als Ankläger, weßhalb auch alle Klagen gegen ihn verstummten. Kurz darauf gab ihm Sextus Cäsar die Regierung über Cölesyrien. Nach Julius Cäsars Ermordung ergriff er die Partei von Brutus und Cassius, wandte sich aber nach ihrem Tode auf Antonius Seite und wurde durch ihn Tetrarch und endlich König von Judäa, behauptete sich auch auf dem Throne. Um sich auf dem jüdischen Throne zu befestigen, vermählte er sich mit der Tochter Alexanders, eines Sohnes Aristobuls, Marianne, ließ aber dennoch ihren Bruder Aristobul aus Eifersucht (35 v. Chr.) ersäufen, wüthete auf gleiche Weise gegen die übrigen Verwandten seiner Gemahlin und verschonte sie selber nicht (23 v. Chr.), so, daß in kurzer Zeit der Asmonäische Heldenstamm, der Judäa so viele berühmte Helden gegeben hatte, völlig ausgerottet wurde. Bei einer großen Hungersnoth, die Palästina um diese Zeit betraf, handelte er jedoch sehr brav gegen seine Unterthanen, denn er verkaufte sein Hausgeräthe und seine Kostbarkeiten, um das allgemeine Elend zu mildern

Jerusalem wurde durch ihn verschönert, der Tempel wurde prächtiger, als er vorher gewesen, von ihm aufgebaut und noch außerdem mehrere Einrichtungen getroffen die sowohl seine Prachtliebe als seinen Geschmack zeigten. Dennoch ward er von den Juden wegen seiner Grausamkeit, die selbst seine beiden Söhne Alexander und Aristobul nicht verschonte, nicht geliebt, und gewiß wären Empörungen gegen ihn ausgebrochen, wenn nicht die Furcht vor August, der ihm wohlwollte und seine Macht durch die Provinzen Trachonitis, Auranitis, Batanäa und Zenodors Gebiet vermehrt hatte, ihn gehalten hätte. Unter ihm wurde Jesus geboren. Er starb nach einer Regierung von 34 oder 37 Jahren im 1sten oder 2ten Jahre der christlichen Zeitrechnung.

Herodianus, griech. Geschichtschreiber, aus Alexandrien gebürtig, blühte um die Mitte des 3. Jahrh. n. Chr., bekleidete zu Rom einige Aemter und schrieb eine Geschichte vom Tode Mark Aurels bis auf Gordian III. (230—238). Sein Styl ist sehr gesucht; es mangelt an Chronologie und oft kommen Irrthümer in der Geographie vor. Kritische Ausgaben von Th. G. Irmisch. Leipzig 1789—92, unvollendet; von Feldhan, ebend. 1791 und von Wolf, Halle 1792; deutsch von J. H. Cunradi, Frankfurt 1784.

Herodotus, der älteste griech. Geschichtschreiber, aus Halikarnaß in Karien gebürtig, geboren im ersten Jahre der 74sten Olympiade, v. Chr. 484. Er war der erste, der nicht bloß die Geschichte eines ganzen Volks, sondern eine allgemeine Völkergeschichte in einer ordentlichen Verbindung schrieb, die einen Zeitraum von 240 Jahren umfaßt. Den Stoff zu seiner Geschichte sammelte er dadurch, daß er in den meisten der verschiedenen Länder selbst herumreiste, deren Geschichte er schrieb, z. B. in Griechenland, Macedonien, Thracien bis über den Ister und Borysthenes hinaus, durch einen großen Theil Asiens, sogar auch in Aegypten, Libyen, Cyrene. Aus dem gesammelten Stoff bearbeitete er hernach im 44sten Jahre seines Alters die Geschichte, welche er in 9 Bücher abtheilte, die er nach den 9 Musen benannte. Er beschrieb darin die Kriege der Perser mit den Griechen, beiläufig aber die Geschichte der andern Nationen, im ionischen Dialekt. Nachdem er fertig war, las er sie in der Versammlung bei den olympischen Spielen (Ol. 51, 1) und nachher in der athenischen Volksversammlung (Ol. 53, 3) vor, wo er beidemal den lautesten Beifall erhielt. Zuletzt mußte er sein Vaterland verlassen, das durch Parteien zerrüttet war. Er ging mit einer athenischen Colonie nach Thurium in Großgriechenland, wovon er auch den Beinamen Thurius führte. Wo und wann er gestorben ist, weiß man nicht. Man legt ihm auch eine Lebensbeschreibung des Homer bei, obgleich ohne völlige Gewißheit. Seine Schreibart empfiehlt sich durch Würde und Simplicität. Seine Glaubwürdigkeit ist über allen Zweifel erhaben, wenigstens in sofern er selbst nicht mit falschen Nachrichten getäuscht wurde. Ohne seine uns noch übrig gebliebene Geschichte würden wir die ältesten Zeiten fast gar nicht kennen. Auch für die alte Geographie ist Herodot sehr wichtig. Die besten Ausgaben des Herodot sind die von P. Wesseling (Amsterd. 1763, Fol.), und die von J. Schweighäuser (Straßb. 1816, gr. 8). Ins Deutsche ist er übersetzt worden von Goldhagen, Degen und Jakobi; die vortrefflichste Uebersetzung aber ist die von Lange (Berlin 1811). S. Geschichte (Gesch. d.).

Heroen, s. Halbgötter.

Heroide, ein lyrisch-elegisches Gedicht, das die Schmerzen der Liebe und Sehnsucht in Briefform darstellt. Der Dichter spricht dies Gefühl nicht als sein eigenes aus, sondern legt es einer andern fabelhaften historischen Person in den Mund, und hierdurch unterscheidet sich die Heroide von der poetischen Epistel. Sie heißt so, weil ihr wahrscheinlicher Erfinder und einziges

Muster, Ovid, in seiner 21 Herolden, die wir noch besitzen, Heroen und Heroinen der alten Welt auftreten läßt. Brunl unter den Italienern, Dorat und de la Horpe unter den Franzosen, Pope unter den Engländern, Wieland, Schiebeler und Eschenburg unter den Deutschen haben für diese Gattung gearbeitet. Raßmann hat eine Sammlung Heroiden der Deutschen herausgegeben.

Heroisch heißt Alles, wozu außerordentliche Geistes- und Körperkräfte erfordert werden, heldenmäßig, oder aus den Heldenzeiten herrührend, d. i. aus denjenigen Zeiten, wo man die Menschen noch für kräftiger an Geist und Körper hielt. Eine solche Heldenperiode hat jedes Volk. Bei den Juden war es die Zeit der Richter. Bei den Griechen die mythologische Periode. In Europa die Ritterzeiten ꝛc. — Werke der Kunst, namentlich der Poesie und Malerei, welche auf den Namen heroisch Anspruch machen, müssen das Gefühl der Erhabenheit, des Hauptcharakters des Heroischen, in uns erwecken.

Herold, ursprünglich der Name der tapfersten Krieger, die bei dem Heere alt (old) geworden waren, und wegen 10jähriger Dienste ihre Entlassung erhalten haben. Sie wurden bei Kriegs- und Friedensschlüssen zu Gesandten und Schiedsrichtern und bei den Turnieren gebraucht, die Wappen und das Verhalten der Ritter zu untersuchen. Man verlangte daher von ihnen eine genaue Kenntniß der Wappen aller Geschlechter um die widerrechtliche Annahme neuer Wappen, oder die Anmaßung adlicher Wappen von Seiten der Unadlichen verhindern zu können. In Zeiten des Ritterthums wurden sie in Fehden, selbst als unverletzliche Personen geachtet, und in Friedenszeiten, besonders in Frankreich und England, in hohen Ehren gehalten. In Frankreich hieß ehedem der Vornehmste unter den Herolden Wappenkönig und erhielt unter den großen Feierlichkeiten, durch eine Art von Krönung, seine Würde. In England besteht noch diese Würde. Der vornehmste der drei Wappenkönige ist der vom Hosenband-Orden und heißt auch: Garter principal, der zweite, welcher die südlichen Provinzen hat, heißt Clarenceux, der dritte, unter welchem die nördlichen Landschaften stehen, Norroy. Sie bilden mit 6 Herolden, die ihnen untergeben sind (für Windsor, Chester, Lancaster, York, Richmond und Sommerset) unter dem Vorsitze des Obermarschalls (Herzog von Norfolk) das 1340 gestiftete Heroldskollegium, zu welchem noch 4 Pursuivants gehören. Vergl. Wappenkunde.

Herons-Ball, eine hohle Kugel mit einer engen Röhre, woraus man das Wasser, durch Blasen zum Springen bringen kann; von dem Erfinder Heron von Alexandrien also genannt, so wie der Herons-Brunnen, ein aus zwei übereinander stehenden Gefäßen zusammengesetzter Springbrunnen, wo das bereits herausgesprungene Wasser durch eine Röhre in das untere Gefäß abläuft, und durch eine zweite Röhre wieder in das obere getrieben wird.

Herostrat, in Griechenlands alter Geschichte, der Anzünder des Tempels der Diana zu Ephesus (J. d. W. 3594), mit dem Vorgeben, seinen Namen durch diese unehrenhafte That auf die Nachwelt zu bringen. — Bildlich ein Beförderer von Unruhen in einer civilisirten Staatsgesellschaft.

Herrenbank. Nur in wenigen Oberappellationsgerichten Deutschlands findet man die Nachahmung des Brauchs im römisch-kaiserlichen Hofrathe, wie in Dresden und Celle, eine Herren- und eine gelehrte Bank. Wo man solche beibehielt, war dies eine wahre Distinktion zur Begünstigung des Bürgerstandes, nicht aber, wie Einige sehr irrig wähnten, zur Begünstigung des Adels, der, wenn er eigennützig gewesen wäre, die Aufhebung befördert haben würde. Herrenbank heißt auch die erste Kammer der Nassauischen Ständeversammlung.

Herrera 1) (Gabriel Alphons), ein Schriftsteller der Landwirthschaft, der Columella Spaniens neuerer Zeit, war aus Talavera gebürtig und eine Zeit lang Professor an der Universität zu Salamanka, verfertigte, auf dringendes Ersuchen des Cardinals Ximenes, ein vollständiges Werk über den Ackerbau (Toledo 1520, 1541, 1551, Fol.). — 2) (Fernando de), zugenannt der Göttliche, geb. zu Sevilla 1516, legte sich auf Geographie, Mathematik und alte Sprachen, wurde aber mehr als Dichter berühmt durch Elegien und Sonette (Sevilla 1532 und 1619). Weil ihm die poetische Diktion der besten spanischen Dichter zu gemein schien, so bildete er sich eine eigene zur höhern lyrischen Poesie, durch eine strenge Auswahl der edeln Worte, durch neue Bedeutungen, die er mehreren Verbindungsworten gab, durch die Aufnahme mehrerer lateinischer Worte, und die Bildung völlig neuer nach der Analogie des Castilischen, und durch eine freiere Wortordnung nach dem Muster der latein. Sprache: daraus mußte aber ein pretiöser Styl entstehen. Seine Sonette gehören zu den glücklichsten Nachahmungen der petrarchischen Manier in spanischer Sprache, und einige seiner Oden (wie die an den Schlaf) erwarben ihm wegen der hohen Begeisterung den Ruhm des ersten classischen Odendichters der Neuern, ob es ihm gleich möglich gewesen wäre, diesen Namen durch eine größere Zahl lyrischer Meisterstücke zu begründen. Seine Elegien zeichnen sich durch Natur und Einfalt aus. Außerdem hinterließ er einige historische Schriften. — 3) Antonio de Herrera Tordesillas, Geschichtschreiber, geb. 1559, ward anfangs Sekretär von Vespasian de Gonzaga, Vicekönigs von Neapel, dann Historiograph von Indien unter Philipp II. und starb 1625 als Staatssekretär. Sein berühmtestes Werk ist seine nach den besten Quellen bearbeitete allgemeine Geschichte der Thaten der Castilianer auf den Inseln und dem festen Lande des Ozeans, von 1492 bis 1554, die durch Genauigkeit und Vollständigkeit vor allen Werken, die wir über die Entdeckung der neuen Welt besitzen, sich auszeichnet, aber Gewandtheit und Eleganz der Sprache ermangelt. Außer diesem erwähnen wir noch: Beschreibung von Westindien 1601; Geschichte der Welt, unter der Regierung Philipps II., von 1584 bis 1598; Commentar über die Thaten der Spanier, Franzosen und Venetianer in Italien, von 1485 bis 1559. Madrid, 1624 u. s. w. — 3) (Francesco de), der Aeltere genannt, Maler, Baumeister und Bildhauer, geb. zu Sevilla 1576, starb zu Madrid 1651, hinterließ Werke der Baukunst in seiner Vaterstadt und Gemälde ebendaselbst und zu Madrid. Vorzüglich hochgehalten wird sein allgemeines Weltgericht in der St. Bernhardskirche zu Sevilla. Am meisten zeichnete er sich aus durch Fisch- und Federviehstücke. — 4) (Francesco de) der Jüngere, des Vorigen Sohn, Maler und Baumeister, geb. zu Sevilla 1622, starb zu Madrid 1685, malte vorzüglich treu Fische und erlangte durch andere Stücke den ehrenden Beinamen des spanischen Titian. — 5) (Juan), Baumeister und Ritter des St. Jago-Ordens, aus Morella in Asturien gebürtig, war ein Schüler von Juan Battista von Toledo und sein Nachfolger im Bau des Escurials, welcher 1563 angefangen und von Herrera beendigt wurde. Auch baute er die Brücke von Segovia zu Madrid. Herrera starb 1597.

Herrera de Barnuevo (Don Sebastian), s. Barnuevo.

Herrnhut, Marktflecken in der königl. sächsischen Provinz Lausitz, eine Meile von Löbau, am Fuße des Hutberges, zwischen Löbau und Zittau, 1054 Fuß über dem Meere, 4 Haupt- und 2 Nebengassen, 2 freie Plätze. Dieser Flecken ist der Stammort der vom Grafen N. L. v. Zinzendorf 1722 errichteten evangelischen Brüderunität, wo in 120 freundlichen Wohnungen über 1600 Menschen leben, die eine große Betriebsamkeit, in Bezug auf die Verfertigung der Baumwolle, Leinwand, Tabak, Siegellack u. s. w. beweisen. Ein großes Bethaus und die übrigen Gemeinbehäuser,

das Observatorium, der Begräbnißplatz auf dem Hutberge, und die Waarenniederlage sind sehenswerth. Es herrscht daselbst Frömmigkeit, Arbeitsamkeit, Stille und Reinlichkeit. Der durch Lehranstalten und Missionen so berühmt gewordene Ort würde viel größer geworden seyn, wenn die Polizei dieser Brüdergemeinde eine stärkere Vereinigung von Brüdern duldete, weil man annimmt, daß bei einer mäßigen Zahl sich Ordnung leichter erhalten lasse.

Herschel (Wilhelm), einer der berühmtesten Astronomen unserer Zeit, ward 1738 in Hannover geboren. Sein Vater war Tonkünstler, und er, bestimmt auf gleiche Weise sein Brot zu verdienen, trat, 14 Jahre alt, als Hautboist im Regiment der hannoverschen Fußgarde ein. 1757 ging er nach London, um sich in seiner Kunst höher auszubilden. Nach manchen überstandenen Mühseligkeiten nahm ihn der Graf von Darlington als Lehrer eines Musikkorps an; als dieses eingeübt war, begab er sich in die Nähe von Leeds, um dort Unterricht zu geben. Eine Anstellung als Organist in Halifax, vertauschte er 1766 gegen eine noch bessere in Bath, und gewann nun bei guter Einnahme auch Muße, die schon früher nebenbei getriebene Mathematik, noch mehr aber die von ihm besonders geliebte Sternkunde zu üben. Was er in Fergusons Wundern des Himmels gelesen hatte, entzückte ihn. Er wollte es selbst sehen. Aber ein Teleskop, wie es dazu nöthig war, zu kaufen, ging über seine Kräfte und so entschloß er sich, selbst an die Verfertigung eines solchen zu gehen. Nach manchen vergeblichen Versuchen brachte er 1774 einen fünffüßigen Reflektor zu Stande, mit dem er den Ring des Saturn und die Trabanten des Jupiter beobachtete. Jetzt verfertigte er schnell nach einander eine große Anzahl Teleskope, unter denen sich mehrere von 20 Fuß befanden. Auch beobachtete er nun den Himmel eben so fleißig als mit unerwartetem Erfolge. Mit jedem Jahre überraschte eine neue Ansicht oder ein neu entdeckter Stern Europa. Von der Höhe der Mondgebirge, die er 1780 berechnete, hatte kaum ein früherer Astronom etwas geahnet. Am 13. März 1781 entdeckte er den Uranus (s. Planeten), den er dem König zu Ehren Georgsgestirn benannte. Georg III. setzte ihm zum Danke dafür einen Jahrgehalt aus, der ihn aller Nahrungssorgen überhob. Jetzt siedelte sich Herschel in der Nähe von Windsor an. Als sein 20füßiger Newton fertig geworden war, untersuchte er die von ihm bemerkten Nebelsterne und Sterngruppen derselben, und fand, daß sie sich in unzählige einzelne Weltkörper auflösen ließen, die, von allen Größen, in einem Raume von 15 Grad in der Länge, 2 in der Breite, nicht weniger als 50.000 betrugen. Außer ihnen fand er noch 466 neue Gruppen der Art, und die Milchstraße ward nun von ihm als ein Agregat von viel Millionen Sternen bezeichnet, innerhalb deren unser Sonnensystem seine Bahn durchschneidet und von ihnen ihren Abglanz durch seinen Dunstkreis empfängt. Am 11. Jan. 1787 entdeckte er zwei Nebenplaneten, die zum Uranus gehören, zu welchen 1790 und 94 noch vier andre kamen. 1789 vollendete er ein 40füßiges Teleskop, das 6450 Mal vergrößerte. Mit ihm entdeckte Herschel einen neuen zum Saturn gehörigen Trabanten, dem bald darauf ein zweiter folgte. Allein nicht nur in der Astronomie, auch in der Physik hat er die anziehendsten und fruchtbringendsten Entdeckungen gemacht. Er kam auf die wichtige Entdeckung von unsichtbaren, außer dem Bereiche der rothen vorhandenen Strahlen, welche die Kraft haben, zu erwärmen, aber nicht zu erleuchten. Die Entdeckung der zwei Planeten Ceres und Pallas von Piazzi und Olbers veranlaßte auch ihn, sie mit den Instrumenten zu beobachten, und so bestimmte er ihren Durchmesser, indem er sie zugleich als Asteroiden, als ein Mittelding zwischen Planeten und Kometen bezeichnete, deren noch mehrere gefunden werden würden. Die Juno und Vesta, welche bald nachher sich anreihten, beweisen das Richtige seiner Vermuthung. Im 19. Jahrh. ist es Herscheln nicht mehr geglückt,

neue Entdeckungen zu machen; doch hörte er im hohen Alter nicht auf, mit unermüdlicher Thätigkeit für die Wissenschaft zu wirken. Die meisten seiner schriftstellerischen Arbeiten befinden sich in den Philosophical transactions und in der Royal Society. Es darf nicht unangeführt bleiben, daß Herschel von seiner trefflichen Carolina in seinen mühsamen Berechnungen und Beobachtungen unterstützt wurde; sie selbst hat mehrere Kometen entdeckt. Dankbare Anerkennung seiner Verdienste fand Herschel im In- und Auslande. Eine englische Universität beehrte ihn 1786 durch Verleihung der Doktorwürde, und Georg III. ernannte ihn 1816 zum Ritter des Guelphenordens. Die astronomische Gesellschaft in London wählte ihn 1816 zu ihrem Präsidenten. Mit einer Abhandlung über 145 neue Doppelsterne vollendete er 1820 sein großes Tagewerk: von dem an nahm seine Gesundheit sichtbar ab. Er starb am 25sten August 1822, 84 Jahre alt. Er hinterließ einen Sohn, der in Mathematik und Physik das Talent des unsterblichen Vaters ererbt hat.

Hertha, Jord, Joard, die Erde, eine Göttin der skandinavischen Mythologie. Ihrem Begriffe nach war sie die heilige, große Gebärerin aller Wesen, Mutter und Erschafferin; sie war die Tochter der Nacht und des Anar, Schwester des Odin und Mutter des Thor; ob sie Eine Person mit Frigga war, ist zweifelhaft. Eine Menge germanischer Völkerstämme verehrten sie, die Semnonen, Reudinger, Astier, Angeln, Varinen, Eudonen, Suarder. Von den Alten erwähnt ihrer bloß Tacitus. Er sagt in seinem Buche von den Sitten der Germanen: daß im Ocean (wahrscheinlich das baltische Meer) eine Insel (man hält sie für die Insel Rügen) liege, auf der sich ein Wald Namens Castum befinde, in dessen Mitte ein Wagen, der Göttin Hertus geweihet, stehe. Es war nur Einem Priester erlaubt, diesen Wagen zu berühren; weil er die Zeit wußte, wenn die Göttin von Odins Throne in den Wagen herunterstieg. War er von der Gegenwart der Gottheit überzeugt, so spannte er zwei junge Kühe vor das Heiligthum, und Hertha's Diener führten es dann voll tiefer Ehrfurcht durch das Land. Ueberall, wo der Wagen erschien, empfing man ihn mit großen Feierlichkeiten; die Kriege hörten auf, man verschloß die Waffen, und Alles hauchte Frieden und Ruhe, bis der Priester die Göttin, an dem Umgange der Menschen gesättigt, wieder in den heiligen Hain zurückführte. Dort wusch man den Wagen, die Decken und der Göttin Bild selbst an einem geheimen Orte ab; die Sklaven, welche diesen Dienst verfahen, wurden gleich darauf in einem benachbarten See ertränkt. Vossius vermuthet, daß Hertha die Göttin Cybele gewesen sey, doch der deutsche Name Erde, und der englische Earth macht es wahrscheinlich, daß Hertha die göttliche Personifikation der Erde bedeute.

Herz (Markus), in der Theorie und Praxis einer der berühmtesten Aerzte seiner Zeit, war 1747 zu Berlin von armen jüdischen Eltern geboren. Zu Königsberg, wo er sich ganz dem Studium der Philosophie hingab, war Kant sein Lehrer, der ihn zu seinem Correspondenten erwählte, als er 1770 die ersten Grundlinien seines philos. Systems in seiner Dissertation de mundi sensibilis forma et principiis aufs Katheder brachte. Mit Empfehlungen von Kant an Lambert, Mendelssohn und Sulzer versehen, kehrte er nach seiner Vaterstadt zurück. Seine ausgezeichneten Eigenschaften machten ihn bald zum Freunde und Mitforscher dieser berühmten Männer. Auf ihren Rath studierte er anfangs hier, dann zu Halle die Medizin, und erlangte 1774 die Doktorwürde. Nachdem er vorhin durch einige philosophische Schriften seinen Scharfsinn, seinen Witz und seine Gabe des Styls bewährt hatte, erwarb er sich nun durch seine Briefe an Aerzte, so wie durch seinen Grundriß aller medizinischen Wissenschaften, und durch einige Aufsätze in Selles Beiträgen zur Natur- und Arzneiwissenschaft als philosophisch-medi-

ziniſcher Schriftſteller den ausgezeichnetſten Ruf. Alle ſeine bisherigen Arbeiten übertraf jedoch an Scharfſinn und Aufwand gründlicher Gelehrſamkeit ſein Verſuch über den Schwindel, ein Werk, das ſich durch die eingewebten pſychologiſchen Forſchungen über die Verknüpfung der Ideen und eine neue Eintheilung der Krankheiten ſich eben ſo ſehr dem Philoſophen als dem wirklichen Arzte impfiehlt. Nicht bloß als praktiſcher Arzt und Schriftſteller, ſondern auch als Lehrer ſuchte Herz ſeinen Mitbürgern nützlich zu werden. Er war der Erſte, der in Berlin Vorleſungen über Experimentalphyſik hielt, die er bis wenige Tage vor ſeinem Tode vor einem zahlreichen Auditorium fortſetzte. 1787 wurde er vom König Friedrich Wilhelm zum Profeſſor der Philoſophie ernannt, mit einer lebenslänglichen Penſion von 500 Thalern. Er ſtarb 1808 an einer Lungenentzündung in ſeinem 61ſten Jahre.

Herz, ein groſſer Muskel, der mehrere Höhlungen enthält. Es iſt der Mittelpunkt des Gefäßſyſtems, und die Quelle der Bewegung für den großen und kleinen Kreislauf des Blutes; aus ihm entſpringen die Arterien, und in ihm endigen ſich die Venen. Die Geſtalt des Herzens iſt kegelförmig; mit ſeiner breiten Baſis, aus der die großen Gefäßſtämme hervorgehen, erſtreckt es ſich von der zweiten Rippe bis zur ſechsten, und hat beim Menſchen mit ſeiner Achſe eine ſolche Lage, daß die Spitze links unterwärts und etwas vorwärts, und die Baſis rechts hinterwärts gerichtet iſt. Das Gewicht eines normalen menſchlichen Herzens beträgt 10 — 12 Unzen. Die rechte Vor- und Hauptkammer werden durch eine Scheidewand von den beiden linken geſchieden. In die rechte Vorkammer ergießen die Hohlvenen ihr Blut; aus dieſer tritt es in die rechte Hauptkammer, aus der es in die Lungenarterien in die Lungen getrieben wird. Aus den Lungen führen es Lungenvenen in die linke Vorkammer (dies nennt man den kleinen Kreislauf des Blutes), die es in die linke Hauptkammer ergießt, aus der es in die Pulsaderſtämme, die es durch den ganzen Körper vertheilen, geführt wird. Der Rückfluß des Blutes aus den Kammern in die Vorkammern, und aus den Gefäßſtämmen in die Kammern, wird durch Klappen, welche durch Oeffnungen gelagert ſind, verhütet. Die Fortbewegung der Blutmaſſe wird durch das abwechſelnde Zuſammenziehen und Erweitern der Vor- und Hauptkammern hervorgebracht. Das Herz iſt mit einem häutigen Beutel umgeben, den in naturgemäßem Zuſtande ein wäſſriger Dunſt anfüllt.

Herzkrankheiten. Jede Abweichung in dynamiſcher oder organiſcher Hinſicht des Herzens von dem Normalzuſtande heißt Herzkrankheit. Die Leiden eines für den Geſammt-Organismus ſo wichtigen und an ſich ſo edlen Organs müſſen immer von großer Bedeutung ſeyn, und leicht gefährlich für die Geſundheit und das Leben werden. In der neuern Zeit hat beſonders Heim auf die Krankheiten des Herzens aufmerkſam gemacht, und auf ſie den Unterſuchungs- und Beobachtungs-Geiſt der Aerzte gelenkt. Man theilt dieſelben in dynamiſche und organiſche Krankheiten des Herzens; bei der erſten Gattung iſt das Herz in ſeiner Nerven- oder Gefäßſphäre krankhaft ergriffen ohne Anomalien in der Geſtalt, Textur, oder in den ſinnlichen Eigenſchaften des organiſchen Baues. Hieher gehören die Entzündungen vom tiefſten bis zum höchſten Grade, die zu große Reizbarkeit der Herznerven, welche den Grund zum Herzklopfen und Krämpfen legt, und endlich die zu geringe Empfänglichkeit derſelben für Reize, und Schwäche der Muskelkraft; hieraus entſteht eine zu langſame Bewegung des Blutes. Organiſche Krankheiten des Herzens ſind ſolche, die in einer abnormen Veränderung des organiſchen Gewebes oder des Baues beſtehen. Nicht ſelten ſind ſie angeborne Bildungsfehler. Eine der gewöhnlichſten iſt die abweichende Lage und der fehlerhafte Urſprung der Hauptblutſtämme, und die Nicht-Verwachſung ge-

wisser Oeffnungen, deren das Foetusleben bedurfte. Z. B. so schließt sich die ovale Oeffnung in der Scheidewand der beiden Kammern nicht; so verwächst nicht der Canal (Ductus Botalli), der im Embro Blut aus der Lungenarterie in die Aorta führte. Diese Fehler veranlassen entweder eine Vermischung des arteriösen und venösen Bluts im Herzen, oder verhindern, daß die ganze Masse des Letztern nach den Lungen gebracht werde, indem ein Theil, ohne seinen Kohlenstoff durch den Athmungsprozeß abzusetzen, in den großen Kreislauf geführt wird, wodurch die Blausucht, schlechte Ernährung, Schlaffheit des Körpers und allgemeine Wassersucht veranlaßt werden. Die meisten organischen Fehler des Herzens entstehen im Laufe des Lebens; es sind vorzüglich Verknöcherungen einzelner Fleischtheile der Klappen und Anfänge der Blutgefäße; Verdickung und Verdünnung der Wände, Erweiterung und Verengerung der Kammern, Zerreißung einzelner Muskelfasern, Verwachsungen des Herzens mit seinem Beutel, Vereiterung beider, Auswüchse und Polypen-Bildung, Wassersucht des Herzbeutels. Die Hauptkennzeichen chronischer Herzkrankheiten zeigen sich in einem unregelmäßigen Herz- und Pulsschlag, Herzklopfen, Ohnmachten, Beängstigungen, Schlaflosigkeit, Aufschrecken im Schlafe, beschwerlichem Athemholen, asthmatischen Zufällen. Gewöhnlich tödten sie durch Herbeiführung der Wassersucht und Entkräftung langsam.

Herzberg (Ewald Friedrich, Graf von), königl. preußischer Kabinetsminister und Curator der königlichen Akademie zu Berlin. Dieser große Staatsmann, aus einem alten aber verarmten deutschpommerschen Geschlechte entsprossen, wurde am 2. Sept. 1725 zu Lottin bei Stettin geboren. Sein Vater war K. D. Herzberg, hatte sich in königl. sardinischen Kriegsdiensten hervorgethan und sie als Major verlassen. In seinem 6. Jahre übergaben ihn seine Eltern einem benachbarten Prediger zur Erziehung, bei dem er in den Schulwissenschaften einen so guten Grund legte, daß er nach einem dreijährigen Aufenthalte auf dem akademischen Gymnasium zu Altstettin 1742 eine historisch-genealogische aus den Quellen geschöpfte Geschichte der ersten östreichischen Kaiser in lateinischer Sprache auszuarbeiten fähig war. Um Ostern dieses Jahres bezog er die Universität Halle, wo er während seines dreijährigen Aufenthaltes das Studium des deutschen Staatsrechtes und der damit in Verbindung stehenden Wissenschaften mit dem größten Eifer betrieb. Vor seinem Abgange von der Universität verfertigte er zum Zwecke einer öffentlichen Zeitschrift eine umständliche Abhandlung über das brandenburgische Staatsrecht, in welcher er eine Fülle von Kenntnissen entwickelte. Da aber das Kabinet zu Berlin den Druck dieses Werkes, dem es übrigens seinen Beifall nicht verweigern konnte, untersagte; so wählte er zum Gegenstande seiner Dissertation die Kurfürsten-Vereine, deren Geschichte er mit Gründlichkeit bearbeitete und mit Beifall vertheidigte. Er wurde gleich darauf bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten zu Berlin angestellt, begleitete die kur-brandenburgische Gesandtschaft als Legationssekretär zur Kaiserwahl, und arbeitete nach seiner Zurückkunft fleißig in öffentlichen Geschäften, besonders aber im geheimen Archiv, dessen genauere Kenntnisse er mit Recht als das sicherste Mittel ansah, in seinem Fache sich geltend zu machen. Bald hatte er Friedrichs II. Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, so daß dieser ihm Akten-Auszüge zu den Denkwürdigkeiten der brandenburgischen Geschichte und eine Abhandlung über den Kriegsstaat der Kurfürsten von Brandenburg zu liefern auftrug. Der König belohnte ihn dafür 1747 durch Ernennung zum Legationsrath; aber an sich wichtiger für seine fernere Ausbildung war der Auftrag, den er 1750 bekam, daß seit dem Kriege von 1745 eingepackt gewesene geheime Staats- und Kabinets-Archiv wieder auszupacken und von neuem zu ord-

nen; indem die Durchgehung der wichtigsten, die auswärtigen Verhältnisse seines Hofes betreffenden Originalurkunden, und der die geheimsten Staats-Verhandlungen enthaltenen Papiere die gründlichste und genaueste Kenntniß der vorzüglichsten Theile seines Faches verschaffte. Seine von der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1752 gekrönte Abhandlung über die erste Bevölkerung der Mark Brandenburg gab die Veranlassung, daß er bald darauf zum Mitglied der Akademie und zum geheimen Legationsrath ernannt wurde, und 1755 die Besorgung von einem Theile der geheimen Expedition im Departement der auswärtigen Angelegenheiten bekam. In dieser geschäftvollen Periode schrieb er die sehr gelehrte Historie der ehemaligen brandenburgischen Seemacht Kurfürst Friedrich Wilh. des Großen und der afrikanischen Kompagnie, wie auch der brandenburgischen Besitzungen auf die Küste von Afrika, welche König Friedrich Wilh. 1720 an die Holländer verkauft hat. 1756 mußte Herzberg aus dem Briefwechsel des kursächsischen Hofes, den der König sich zu verschaffen gewußt hatte, einen Auszug der geheimen Anschläge der Höfe von Wien, Petersburg und Dresden gegen Preußen verfertigen, und nachdem sich der König Dresdens bemächtigt, und aus dem geheimen Archive die geheime Korrespondenz des sächsischen Hofes vom Jahre 46—56 Herzbergen überschickt hatte, verfertigte derselbe aus diesen 40 Bänden innerhalb 8 Tagen in drei Sprachen das berühmte Memoire raisonnée, das in unzähliger Menge verstreut wurde; in Wien allein wurden an einem Tage 210.000 Exemplare verkauft. In demselben Jahre ernannte ihn der König zum ersten Geheimrath oder Staatssekretär beim auswärtigen Departement, und er machte sich während des Krieges sehr verdient um König und Land. Durch ihn wurde 1762 der Friedensschluß mit Rußland und Schweden abgefaßt, und im folgenden Jahre geschah es, daß er durch seine Abschließung des hubertsburger Friedens jenen denkwürdigen Lobspruch aus des Königs Munde: Vous avez fait la paix, comme j'ai fait la guerre, un contre plusieurs, und die Stelle des zweiten Staats- und Kabineteministers der auswärtigen Angelegenheiten erhielt. In der ersten Theilung von Polen 1772 erklärte sich Herzberg sehr heftig gegen die neueste Zerstückelung dieses unglücklichen Landes; allein da er bald einsah, daß diese auch ohne Preußens Theilnahme vollbracht werden würde, so war niemand thätiger als er, Friedrichs Ansprüche zu erweisen und durch die klugsten Rathschläge das Gelingen seiner Absichten zu befördern. An den Streitigkeiten des preußischen und östreichischen Hauses über Baiern nahm Herzberg lebhaften Antheil sowohl durch Schriften, als durch unmittelbares Einwirken; auch bei dem teschner Frieden 1779 ward er nicht unthätig, sondern schrieb selbst das Friedensinstrument nieder. Josephs Absichten auf Baiern veranlaßten bekanntlich Friedrich II. zu Errichtung eines Fürstenbundes, wobei außer dem Könige und dem damaligen Kronprinzen Herzberg viel wirkte und über den er selbst einige Schriften herausgab. In eben dieser Periode war es Herzberg vorzüglich, der an der Beilegung der Unruhen in Holland, an der Wiedereinsetzung des Erbstatthalters in seine Rechte, und an der Beschränkung Frankreichs in Holland arbeitete. In seiner letzten Krankheit ließ der König seinen alten Vertrauten zu sich nach Sanssouci kommen, wo Herzberg Friedrichs täglicher Gesellschafter war bis an dessen Tod (16. August 1786). Herzberg mußte fürchten, daß mit des großen Königs Abtreten von der Bühne auch er vielleicht seine politische Rolle ausgespielt haben würde; allein Friedrich Wilhelm schien ihm dieselbe Huld und Gnade wie sein Oheim zuwenden zu wollen. Er gab ihm den schwarzen Adlerorden, ließ sich von ihm zur Einnahme der Huldigung nach Preußen und Schlesien begleiten, erhob ihn in den Grafenstand, sandte ihn nach Pommern und Neumark, um dort

im Namen seines Königs die Huldigung einzunehmen, übertrug ihm die auswärtigen Geschäfte und machte ihn zum Kurator der Akademie. Die Ruhe in Holland ward durch ihn hergestellt; zur Erhaltung des Gleichgewichts in Europa wirkte er kräftig mit. Die Folge davon war der berühmte Reichenbacher Kongreß (1790). Daß dieser Vertrag, den Herzberg für sein Meisterstück hielt, nicht ganz vollzogen wurde; daß man ihn an der Ausführung seines Planes gehindert hatte, konnte er nie vergessen. Mit dieser Quelle von Unzufriedenheit vereinigten sich auch andere: vornehmlich erregte es seine Empfindlichkeit, daß 1791 das Kabinets-Ministerium durch zwei neue Minister verstärkt, und nicht mehr alle Geschäfte einzig durch ihn verwaltet wurden. Dieser Beweis von Hintansetzung oder Ungnade veranlaßte ihn, im selben Jahre seine Entlassung zu fordern, wenigstens um die Befreiung aller Theilnahme an auswärtigen Angelegenheiten nachzusuchen. Das Letztere ward ihm gewährt, die gänzliche Entlassung aber so wenig, als die angebotene Niederlegung seines Gehaltes, angenommen. Er blieb also dem Namen nach noch im großen Staatsrathe; aber es beschäftigte ihn nur noch die Kuratel der Akademie der Wissenschaften, die Aufsicht über den preußischen Seidenbau, und seine ländliche Oekonomie. Die Muße, die er jetzt genoß, die gerechte Vorliebe für seinen verewigten Monarchen, gaben ihm den Entschluß ein, die Geschichte Friedrichs II. zu schreiben, und dabei das geheime Archiv zu benutzen; allein er hat dieselbe nicht vollendet. Indeß wurde doch auf seine Veranlassung Friedrich durch Schadow ein Denkmal gesetzt, daß er in Altstettin selbst durch eine Rede feierlich einweihte. Schon im Jahr 1780 fiel Herzberg in eine gefährliche Krankheit, während welcher der König Friedrich Wilhelm eine zarte Besorgniß für sein Leben äußerte. In den beiden letzten Jahren seines Lebens wurden die krampfhaften Zufälle, an denen er von Zeit zu Zeit litt, immer anhaltender und heftiger. Er verlor in den letzten Monaten die Sprache und starb den 27. Mai 1795 in einem Alter von 69 Jahre, wovon er beinahe 50 Jahre dem Dienste des Staats gewidmet hatte. Herzberg war einer der merkwürdigsten Männer seines Zeitalters, und man könnte, nach Forsters Vorschlag, seine lange politische Laufbahn sehr passend einen wohlgerathenen praktischen Versuch nennen, aus einem kleinen Reiche ein sehr mächtiges zu bilden. Als Staatsmann hatte er auf die Ereignisse seines Zeitalters, selbst unter Friedrich II., von dem man irrig glaubte, daß er seine Minister nur als die ersten Schreiber seiner Befehle gebrauchte, und noch weit mehr in den ersten fünf Jahren der Regierung Friedrich Wilhelms II. entschiedenen Einfluß. Als Staatsschriftsteller war er an klassischer Simplizität, Klarheit und Würde Muster für seine Zeitgenossen. Während seiner politischen Laufbahn bestritt er mehr Kabinetsgeschäfte, verfaßte er selbst mehr Staatsschriften aller Art, entwarf und unterzeichnete er mehr Friedens- und Allianztraktate, als alle gleichzeitigen Minister in Europa. Er war Gelehrter und Geschäftsmann in einer Person. Seine Staatsschriften, welche in drei Bänden unter dem Titel: Recueil des déductions, manifestes, déclarations, traités etc. erschienen sind, umfassen die Staatsveränderung der preußischen Regierung von 1756 bis 1795, und enthalten gleichsam sein politisches Glaubensbekenntniß. Um die Akademie der Wissenschaften erwarb er sich bleibende Verdienste, und als Kurator derselben sorgte er besonders für die Aufnahme vieler deutschen Gelehrten. Die Seidenbaukultur belebte er durch Vorschüsse, Geldbelohnungen und Medaillen, und durch sein eigenes Beispiel auf seinem Gute Briz aufs nachdrücklichste. Dem Schulwesen schenkte er seine ganze Aufmerksamkeit, besuchte viele Schulen selbst und beförderte Verbesserungen durch Rath und That. Er hatte die ausdrucksvolle Physiognomie eines

denkendes Mannes. Sein Aeußeres und die Haltung ſeines Körpers war vernachläßigt. Der Schnitt ſeiner Kleidung war altmodiſch. Seine Sitten waren nicht höfiſch, ſondern bürgerlich, ſchlicht, patriarchaliſch, ſo wie ſeine ganze Lebensweiſe. Ein merkwürdiger Zug in ſeinem politiſchen Charakter war ein Grad von Gerabheit und Offenherzigkeit.

Herzog, urſprünglich Kriegsanführer. Nach der älteren deutſchen Verfaſſung waren die Herzoge Aufſeher über große Provinzen, wo ſie als des Königs Beamte diejenigen Streitigkeiten abmachten, welche die Unterrichter nicht entſcheiden konnten. Ihre Würden wurden ſpäter erbliche Lehne. Erzherzog, Großherzog (ſ. dieſe Art.).

Herzogenbuſch (Boi le Duc), auch Boſch, niederländiſche Stadt und Feſtung und Hauptſtadt der Provinz Nordbrabant, in einer von Flüſſen und Kanälen durchſchnittenen Ebene, die ganz unter Waſſer geſetzt werden kann, am Zuſammenfluß der Dommel und Aa. Dieſer wichtige militäriſche Poſten verdankt ſeine Begründung dem Herzoge Gottfried von Brabant, der 1184 hier einen Theil des Waldes ausrotten ließ, wo ſich dann die neue Stadt und Veſte erhob. Sie iſt ſtark befeſtigt, mit der Citadelle Papenbrill, 4 ſich gegenſeitig flankirenden Bollwerken und 3 Forts. Herzogenbuſch iſt außerdem mit ſtarken Mauern umgeben, hat 4 Land- und Waſſerthore, 5 öffentliche Plätze, 10 katholiſche, 4 reformirte und eine lutheriſche Kirche, 3800 Häuſer, 13.400 Einwohner, worunter 10.500 Katholiken. Die St. Janskirche, ein Meiſterſtück der Baukunſt, iſt 383 Fuß lang, 172 Fuß breit und gehört zu den ſchönſten Kirchen der Niederlande. Mehrere andere alte, ſchöne Kirchen, das Rathhaus und große Gebäude ſind bemerkenswürdig. Herzogenbuſch iſt der Sitz des Gouverneurs und der Dicaſterien, hat ein Gymnaſium, Leinwand-, Wollen-, Hut-, Meſſer- und Nähnadelfabriken, Oel- und andere Mühlen, Branntweinbrennereien, Handel, beſonders mit Getreide. In den Religionskriegen des 16. Jahrh. mußte Herzogenbuſch viel leiden, und kam erſt 1629 an Holland. 1794 am 14. Sept. wurde hier ein brittiſches Corps von den Franzoſen geſchlagen; am 9. Okt. nämlichen Jahres eroberte es Pichegrü, und im Jan. 1814 ergab es ſich an den preuß. General von Bülow.

Heſekiel, ſ. Ezechiel.

Heſiod, nach Homer der älteſte griechiſche Dichter, von dem wir noch einige Poeſien haben. Die Zeit, worin er lebte, läßt ſich nicht genau beſtimmen. Einige ſetzen ihn mit Homer gleichzeitig, Andere ſpäter. Sein Geburtsort iſt auch nicht gewiß zu beſtimmen. Es war entweder die äoliſche Inſel Cuma (jetzt Fago nova) 36 Lieues nördlich von Smyrna; oder der böotiſche Flecken Askra, am Fuße des Helikon. Gewiß iſt es wenigſtens, daß ſein Vater, durch Unfälle von dort vertrieben, hieher zog. Hier widmete der junge Heſiodus ſich zuerſt dem Hirtenleben; nachher fing er an, die Dichtkunſt mit Eifer zu treiben; zuletzt begab er ſich nach Lokri. In dem Hauſe, wo er hier wohnte, wurde ein Mädchen von einem Mileſier geſchändet: die Brüder des Mädchen hielten aber den Heſiodus und ſeinen Gefährten Troilus für die Thäter und warfen beide in die See. Nachher entdeckten die Lokrier bei einem Feſte den Leichnam und begruben ihn heimlich. Seine Mörder ſtürzten ſie lebendig ins Meer und zerſtörten ihre Häuſer. So lautet die gewöhnliche Sage. Von den 18 ihm beigelegten Schriften ſind 15 verloren gegangen und 3 noch vorhanden. Die vornehmſte unter dieſen, und als ächt allgemein anerkannte, führt den Titel: Εργα και ημερα, und enthält moraliſche und ökonomiſche Vorſchriften. Die Veranlaſſung und den Zweck derſelben ſcheint folgender zu ſeyn. Heſiodus hatte einen Bruder, Namens Perſes, mit dem er nach des Vaters Tode das hinterlaſſene Vermögen theilen wollte. Allein Heſiodus wurde durch ungerechte und beſtochene Richter um

die Hälfte seines Antheil gebracht, welches sein schlauer und habsüchtiger, jedoch träger und verschwenderischer Bruder an sich zu ziehen wußte. Hesiodus verschmerzte indessen das Unrecht, und nährte sich durch kluge Oekonomie von seinem kleinen Antheile recht gut. Sein Bruder Perses aber verminderte durch liederliche Wirthschaft täglich sein Vermögen, und dachte nun aufs neue darauf, durch Rechtshändel und Bestechungen sich wieder empor zu helfen. Mit Bedauren sah dies unser Dichter und beschloß, ihn und die Richter seines Orts zu warnen, und auf den Weg der Tugend und Ordnung, wo möglich, zurückzuführen. Deßwegen verfertigte er dieses Gedicht. Der letzte ökonomische Theil desselben, worin er seinem Bruder allerlei auf den Landbau abzweckende Vorschriften ertheilt, ist der vollendetste des ganzen Gedichts. Die Sprache desselben ist der weiche und harmonische ionische Dialekt, obgleich eben so, wie bei Homer, nicht ganz rein. Wir besitzen noch drei griechische Scholien und Commentare darüber von Prokles, Johann Tzetzes und Moschopulos. Sein zweites ist seine Theogonie, welches aber an dichterischem Werth dem erstern weit nachsteht. Das letzte aber noch vorhandene Gedicht Hesiods ist der Schild des Herkules, dessen Echtheit aber noch unentschieden ist. Den poetischen Charakter des Hesiod anzugeben, ist schwer. Wenn aber Dionysius von Halikarnaß von ihm sagt: Anmuth sey sein Ziel, in der Wahl der Worte sucht er Weichheit, in der beifallswürdigen Wortstellung Flüssigkeit; wenn Vellejeus ihn als einen Mann von sehr feinem Geiste rühmt, der durch die weichste Süßigkeit der Gesänge merkwürdig sey, und Quintilian ihm den Kranz in der mittlern Gattung des Ausdrucks zuerkennt: so wird schwerlich jemand diesen Urtheilen widersprechen. Die geschätztesten Ausgaben von Hesiod sind: von Dan. Heinsius 1603, 4.; von Robinson 1737, 4.; von Lösner 1787. Chr. Schütze und J. H. Voß haben seine Gedichte übersetzt. Näheres findet man in: Uebers. der Gedichte des Hesiodus, ihrem Ursprung ꝛc. von Fr. Thiersch.

Hesperiden, gewisse Göttinnen bei den Alten, welche sie an das Westgestade des Oceans setzten. Sie waren nach Einigen Töchter des Hesperus, des Bruders des Atlas, nach Andern des Atlas selbst und des Hesperis, der Tochter des Hesperus; nach noch Andern der Erebus und der Nacht, oder des Phoreys und der Ceto. Ihre Anzahl und Namen werden verschiedentlich angegeben. Hygin nennt drei: Aegle, Hesperie und Aerica; Hesiodus scheint sie in eine Insel, der Westküste von Afrika gegenüber, zu setzen. Sie waren die Besitzerinnen der Gärten mit Bäumen, die goldene Aepfel trugen. Ein furchbarer immer wachender Drachen hütete sie, und Herkules mußte ihn erst tödten, ehe er die Aepfel mit sich nehmen konnte, welche er dem Eurystheus bringen sollte. Nach Einigen holte er sie nicht selbst, sondern gab dem Atlas den Auftrag dazu. Als Eurystheus sie erhalten hatte, gab er sie dem Herkules wieder zurück; dieser schenkte sie der Minerva, welche sie wieder in die Gärten der Hesperiden brachte. Man erzählt, daß bei der Hochzeit des Jupiter und der Juno die Erde, um gleich den andern Göttern ihre Gabe darzubringen, einen goldene Aepfel tragenden Baum aus der Erde habe wachsen lassen. Die Hesperiden sollten die kostbaren Früchte hüten, ließen sich aber oft von einer strafbaren Naschhaftigkeit hinreißen, so daß Juno, statt ihrer, den Drachen zum Wächter setzte. Bei Diodor sind die Hesperiden Mädchen von außerordentlicher Schönheit und Klugheit. Diese Vorzüge reizten den Tyrannen Busiris, so daß er sie durch ausgesandte Schiffe entführen lassen wollte. Das Unternehmen wäre beinahe glücklich ausgeführt worden. Die Räuber fanden die reizenden Mädchen in einem Garten, wo sie sich den Ausbrüchen ihres jugendlichen Frohsinnes überließen, entführten sie und brachten sie auf die Schiffe. Während sie aber am Ufer sich der Freude über den glücklichen Ausgang ihres Bubenstücks überließen, kam Herkules

herzu, tödtete die Böſewichter, und gab die Geraubten ihrem Vater wieder. Aus Dankbarkeit ſchenkte ihm dieſer die goldenen Aepfel, die er dem Eurystheus bringen ſollte, und lehrte ihn auch die Sternkunde. Nach Apollonius kamen auch die Argonauten zum Aufenthalt der Heſperiden. Dieſe ließen ſich aber nicht eher vor ihnen ſehen, als bis Orpheus ſie durch mächtige Beſchwörungen dazu nöthigte. Doch zeigten ſie ſich nicht in ihrer wahren Geſtalt, ſondern Heſperie als Pappelbaum, Aerica als Ulme, und Aegle als Weide. Sie beklagten ſich bitter über den eben geſchehenen Raub der goldenen Aepfel durch den Herkules; doch waren ſie ſo gefällig, den faſt vor Durſt verſchmachtenden Argonauten eine Quelle zur Labung zu zeigen. Die goldenen Aepfel der Heſperiden ſind übrigens keine andere, als die citriſchen Aepfel der Alten, d. h. unſere Pomeranzen. Die alten Dionyſiaten eigneten dem Bacchus insbeſondere die Erfindung dieſer Aepfel zu; daher Orpheus zu den Myſterien des Bacchus auch die goldenen Aepfel der melodiſchen Heſperiden zählt, und Theokrit ſie Aepfel des Dionyſius nennt. Der Scholiaſt meldet dabei, daß Venus, die nach Ovid in Cyprus einen goldlaubigen Baum mit goldener Frucht beſaß, dem Hippomenes zur Bezwingung der Atalanta Aepfel von Dionyſius aus ihrem Kranze geſchenkt habe, und führte zur Beſtätigung einen Vers aus dem koiſchen Elegiker Philetas an, der in Alexandres Zeitalter lebte. Anfangs brauchte man die Pomeranzen der Schönheit und des Wohlgeruchs wegen nur zu Kränzen und Nachtiſchen, oder nahm ſie als Gegengift ein; zu Plinius Zeiten aber fanden einige ſie ſchon wohlſchmeckend.

Heſperus, der Sohn des Atlas, ein großer Aſtronom ſeiner Zeit, fiel einſt bei ſeinen Obſervationen vom Berge Atlas in das Meer. Er wurde an den Himmel verſetzt, wo man dem Abendſterne ſeinen Namen gab, welchen er auch noch führt, obgleich dieſer Stern kein anderer als die Venus iſt, welche den Namen Abend- oder Morgen-Stern bekömmt, je nachdem ſie des Morgens oder Abends am Horizonte ſteht.

Heß (Ludwig), ein berühmter Maler, geb. 1760 in Zürich, wurde anfangs dem Kaufmannsſtande gewidmet, und ſollte ſelbſt ein Schlächter werden, doch ſein Genius trieb ihn unaufhaltſam auf den Weg, den er hernach mit ſo vielem Glücke vollendete. Ohne Unterricht, ſelbſt ohne alle Fingerzeige fing er an zu zeichnen, arbeitete halbe Nächte durch, und brachte es in ſeinem 14. Jahre dahin, daß er in Oel malte. Der Viehhandel gab ihm Gelegenheit, ſich mit den erhabenen Naturerſcheinungen der Alpen bekannt zu machen, und die Metzgerbank ſogar mußte ihm Gegenſtände liefern, an den er ſich üben konnte; ſo nahm er manchmal Thierköpfe mit nach Hauſe, und copirte ſie in Oel. Dieſer Hang zur Malerkunſt, und ſein raſtloſer Eifer bewog endlich ſeine Eltern, ihn einem erfahrenen Künſtler zum Unterrichte zu übergeben: nichtsdeſtoweniger trieb er ſein Fleiſcher-Handwerk noch einige Zeit fort. Er machte ſchnell große Fortſchritte, und ſeine Arbeiten erregten Aufmerkſamkeit; ſie wurden von Durchreiſenden vielfach gekauft. Zur Beförderung ſeiner künſtleriſchen Bildung trug die Bekanntſchaft mit Salomo Geßner viel bei. Der Gewinn, welchen er aus dem Verkauf ſeiner Werke zog, machte ihn weniger abhängig von ſeinem Handwerke, und gab ihm zugleich eine größere Freiheit. Dieſe benutzte er zu Kunſtreiſen in alle Theile der Schweiz, die er bis Mailand und Alexandrien ausdehnte. Bei dem Ausbruche der helvetiſchen Revolution hörten dieſe Wanderungen auf: die eingezogene ſitzende Lebensart, zu der ihn die Unruhen nöthigten, und der Kummer über die Leiden ſeines Vaterlandes untergruben allmählig ſeine Geſundheit. Er ſtarb 1800. In den beiden letzten Lebensjahren hatte er ſich mit Ernſt auf das Radiren und Beizen gelegt; obgleich er nebenbei eine Menge Oelgemälde und Zeichnungen verfertigte, brachte er doch in dieſer

kurzen Zeit gegen 40 Kupferstiche zu Stande, die ein vortheilhaftes Zeugniß sowohl seines angestrengten Fleißes, als seiner Fertigkeit in diesen Künsten geben. Seine Zeichnungen und Gemälde sind ebenfalls häufig in Kupfer gestochen worden. Seine Lebensbeschreibung mit dem Bildnisse des Künstlers gab sein Freund Heinrich Meyer heraus; Heß Charakter zeichneten Redlichkeit, Bescheidenheit und eine anspruchslose Ruhe aus; er besaß keine ungewöhnliche Geistesgaben. Der Kunst widmete er sein ganzes Leben mit dem angestrengtesten Fleiße, und brachte es auch, was die mechanischen Fertigkeiten betrifft, zu einem unglaublichen Grade der Ausbildung. Die meisten Landschaftsmaler übertraf er in der Darstellung großer Gebirgsmassen, und wußte sie, und die Schnee- und Eisberge der Schweiz mit so vieler Kraft, Wahrheit und Schönheit auf die Leinwand überzutragen, daß kein vaterländischer Künstler in dieser Hinsicht die Palme ihm streitig machen wird.

Hessen. In der ältesten Geschichte Germaniens erscheinen die Hessen unter dem Namen Catten (s. d. Art.), als eines der berühmtesten und ausgebreitetsten deutschen Völker; im allgemeinen wohnten sie in dem jetzigen Hessen; doch wanderte ein Theil derselben schon in den frühesten Zeiten in die Niederlande, wo sie Bataver genannt wurden. Germanikus, des Drusus Sohn, besiegte sie, verbrannte ihre Hauptstadt Mattium (das jetzige Marburg) und nahm eine cattische Fürstentochter mit einem ihrer Priester gefangen, die er im Triumphzuge aufführte. Später kam Hessen an das große Frankenreich. Im 8. Jahrh. brachte der heil. Bonifaz nach Hessen das Christenthum, und zu Fulda und Hersfeld entstanden Klöster. Nach dem Verdüner Vertrage (843) regierten fränkische Herzoge das Land, bis es unter die unmittelbare Herrschaft der deutschen Könige gelangte. Beinahe bis in die Mitte des 13. Jahrh. nannten die Landgrafen von Thüringen sich auch Landgrafen zu Hessen, und erst nachdem Heinrich das Kind, Sohn der Herzogin Sophia von Brabant, nach einem heftigen Kampfe mit dem Markgrafen von Meißen, zum ruhigen Besitze gelangt war, wurde dasselbe vom Kaiser Adolph zu einem lehnbaren Fürstenthume des Reichs erhoben (1292). Er machte Cassel zu seiner Residenz, und baute daselbst ein Schloß. Ihm folgte 1301 Landgraf Otto in Oberhessen, und als sein Bruder Johann 1311 starb, auch in Niederhessen. 1302 beerbte ihn sein Sohn Heinrich II. der Eiserne; schwere Fehden erlebte er mit Mainz und Hessens Ritterschaft. 1373 erneuerte er die Erbverbrüderung mit der meißenschen Dynastie und machte sein ganzes Land zu einem Reichslehn. Ihm folgte des Bruders Ludwig Sohn, Hermann der Gelehrte, nach freiwilliger Abtretung des Oheims, der fast 100 Jahre alt wurde. Mit Mühe bekämpfte er die ritterliche Auflässigkeit wider die stets wachsende Landeshoheit im Bunde der Sterner, die Gesellen des alten Mannes, der Horner, der grimmigen Löwen und der Falkner. 1413 wurde sein Sohn Ludwig der Friedfertige, der arge Fehde mit Kurmainz bestand, Landgraf, und 1434 Schutzherr von Corvey, 1450 erbte er die Grafschaften Ziegenhain und Nidda. Waldeck und andere hessensche Dynasten erkannten die landgräfliche Lehnsherrlichkeit an. Unter dieses Landgrafen Söhnen wurde Hessen 1458 getheilt. Ludwig III. der ältere Sohn, erhielt Niederhessen, und Heinrich III. Oberhessen; aber letztere Linie erlosch mit Wilhelm III. Heinrichs Sohn 1500, nachdem sie beide Grafschaften Katzenellenbogen erworben hatten. Ludwig III. starb 1471. Sein minderjähriger Sohn Wilhelm I., welcher 1515 starb, trat 1493 dem Bruder Wilhelm II. die Regierung ab, aber auch er starb schon 1509 mit Hinterlassung seines berühmten Sohnes, Philipp I. des Großmüthigen, geboren 1504, Vertheidigers und Opfers der Reformation Luthers durch die fünfjährige Gefangenschaft u. eben so sehr Beförderers der wachsenden Landeshoheit der deutschen Fürsten, der abnehmenden Kaisermacht und der deutschen Denkfreiheit. Ohne Fis-

kalität führte er die lutherische Religion ein, stiftete 1527 die Universität Marburg und gründete aus den eingezogenen geistlichen Gütern Landeshospitäler. Der mächtige Fürst vertheilte seinen schönen Staat testamentarisch, und nach seinem Tode (1567) erbte sein Sohn Wilhelm IV. (der Weise) Niederhessen (Residenz Cassel), der zweite Sohn Ludwig IV. Oberhessen (Residenz Marburg), der dritte Philipp II. Rheinfels, starb aber unbeerbt 1583. Der vierte Georg I. (der Fromme) Darmstadt, starb 1596, und stiftete den Stamm der Großherzoge von Hessen und Landgrafen zu Hessen-Homburg. Wilhelm stiftete die Linie Hessen-Cassel, und thätig wie sein Vater, ergriff er 1571 Besitz von Plesse, 1583 von der zweiten Hälfte Schmalkaldens und 1582 und 1583 einiger diepholzer Aemter. 1605 ging er zur reformirten Religion über, die er mit Härte in seinem Erblande einführte, aber in Marburg nicht durchzusetzen vermochte. Uebereilt, ohne den Rath der Diener und der Stände handelnd, verwickelte er sich in manche vermeidbaren Zwistigkeiten, und dankte 1627 der Regierung in höchst verwickelten Verhältnissen ab; denn als die marburger Linie erlosch (1607), hatte ihr Stifter verordnet, daß seine Erbschaft nur einem lutherischen Regenten zufallen solle. Statt sich auf die Gleichheit der Ansprüche beider Linien zu Cassel und Marburg zu beschränken, nahm Moritz ganz Marburg in Besitz und zwang dadurch die darmstädter Bruder ohne zur Klage beim Reichshofrath. Der Reichshofrath erkannte Darmstadt kraft der Autonomie der deutschen Fürstenhäuser den Besitz Marburgs zu, und Tilly setzte Darmstadt in Besitz, verjagte die casselschen Truppen aus der Verwaltung der Abtei Hersfeld und aus dem Waldeckschen, welches Landgraf Moritz eigenmächtig in Besitz genommen hatte. Sogar mit seinem Erbprinzen und Thronfolger Wilhelm V. zerfiel er vor seiner Abdankung, weil er den jüngst gebornen Söhnen zu große Apanagen zudachte. Landgraf Wilhelm mußte über Marburg mit Darmstadt einen nachtheiligen Vergleich schließen, und mit Vorbehalt der Landeshoheit mit den Brüdern Hermann zu Rothenberg, starb 1158, Friedrich zu Eschwege starb 1655, und Ernst zu Rheinfels starb 1693, nachtheilige Apanagenvergleiche schließen, welche noch jetzt das Haus Hessen-Rothenburg nutzt. Erst das kaiserliche Restitutionsedikt, nach welchem der Landgraf Hersfelds Abtei räumen sollte, bewog diesen mit Gustav Adolph und Frankreich eine Allianz zu schließen und durch franz. Subsidien unterstützt ein beträchtliches Heer zur Plage der nahen katholischen Stifter, ins Feld zu stellen. Er starb 1637 auf dem Feldzuge nach Ostfriesland. Die Vormünderin Wittwe Landgräfin Amalie Elisabeth Gräfin von Hanau setzte als Alliirte den Krieg eifrig fort, und erlangte im westphälischen Frieden die Anerkennung des marburger Vergleichs von 1647, wodurch Hessen-Cassel ein Viertel der marburger Erbschaft mit Marburg und der Universität erhielt, des schauenburgschen Vergleichs, wodurch das Haus einen Theil der Grafschaft und die Lehnbarkeit des Antheils der jetzigen Grafen von Schauenburg erlangte, ferner der Erbfolge in Hanau und der Säkularisation von Hersfeld. Landgraf Wilhelm VI. trat die wirkliche Regierung 1650 an, erneuerte 1653 die Universität Marburg, und schloß 1660 nach Erlöschung der Linien der Oheime zu Rothenburg mit der Rheinfelser einen Vergleich ab. Er starb 1663 und schon 1670 starb auch sein minderjähriger Thronfolger Wilhelm VII., dem sein Bruder Karl folgte, der bis 1730 regierte, viele französische Kolonie-dörfer mit emigrirten Franzosen reformirter Religion bevölkerte, den Winterkasten zu Weißenstein anlegte, und sein schönes Heer fast immer im fremden Solde dienen ließ. Kursachsens Ansprüche auf Hanau kaufte er ab. Sein Sohn Friedrich I. wurde 1720 König in Schweden (s. d. Art.), erwarb Hanau 1736, und ließ seinen Bruder Landgraf Wilhelm VIII. in Hessen seit 1730 als Statthalter regieren; doch bezog er jährlich 80.000 Dukaten, und da jener kinderlos starb, folgte ihm der Statthalter

1751, der seinen Enkel Kurfürst Wilhelm I. schon 1760 in den Besitz von Hanau setzte, indeß ihm im Erblande sein katholisch gewordener Sohn Friedrich II., während des für Hessen unglücklichen 7jähr. Krieges folgte, jedoch in Gemäßheit der Religionsreversalien an seine Stände ꝛc. seine drei Söhne in der reformirten Religion erziehen ließ. Er hielt ein beträchtliches Heer, wovon 12.000 Mann den Krieg in Nordamerika für Englands Rechnung zwar vergeblich, jedoch nicht ohne Nutzen für die Kabinetskasse kämpften, unterhielt einen glänzenden Hof, verschönerte die Neustadt Cassel, verwandte viel für Künste und Wissenschaften, bauete Chausseen, und starb 1785. Sein Sohn Kurfürst Wilhelm I. (s. d. Art.) schränkte den Glanz des Hofes ein, folgte im französischen Reichskriege Preußens Neutralitätssysteme, erlangte 1802 die Kurwürde, gab Rheinfels und St. Goar im Lüneviller Frieden auf, gegen die Enklaven Fritzlar, Amöneburg und Holzhausen. 1806 vertrieb ihn Napoleon, ungeachtet er nicht mit Preußen wider Frankreich sich alliirt hatte, sofort nach der Schlacht bei Jena. Der Kurf. lebte nun als Privatmann erst in Holstein und hernach in Böhmen. Durch Vertrag mit den verbündeten Fürsten vom J. 1813 ergriff er, der den Tilsiter Frieden niemals anerkannt hatte, den Besitz seiner Lande wieder, trat 1815 dem deutschen Bunde bei, vertauschte die niedere Grafschaft Katzenellenbogen, die Herrschaft Plesse, einige diepholzer Aemter und vormals reichsritterschaftliche Distrikte an das Eisenachsche gränzend für den größten Theil des Fulda'schen, die im Kurstaat eingeschlossenen reichsritterschaftlichen Lande und einen Theil des isenburgschen Gebiets. Er wollte seinem Lande eine neue Verfassung geben, vermochte sich aber darüber mit den vormaligen Ständen nicht zu einigen, und starb 1821. Der jetzige Kurfürst und Großherzog Wilhelm II. trat die Regierung am 27. Febr. an, veränderte die ältere Provinzialeintheilung und vermehrte das stehende Linienmilitär auf 6000 Mann. Die Nebenlinien des Regentenhauses sind: 1) die ältere Philippsthaler Linie, 2) die Philippsthal-Barchfelder und 3) die Linie Rothenburg. Hessen-Darmstadt, s. Darmstadt.

Hesychasten, d. h. Ruhende, Stille, war der Name einer Partie unter den Mönchen auf dem Berge Athos, welcher sich im 14. Jahrhunderte durch eine der seltsamsten Schwärmereien hervorthat. Den Nabel hielten sie für den Sitz der Seelenkräfte und folglich auch für den Gegenstand der Intuition. Vergl. Barlaam.

Hesychius, griech. Grammatiker und Lexikograph, war aus Alexandrien gebürtig und lebte wohl zu Ende des 3. Jahrh. n. Chr., wiewohl ihn einige Andere in's 5., oder gar in's 6te Jahrh. versetzen. Seine Lebensumstände sind unbekannt. Er sammelte ein treffliches griechisches Glossarium oder Wörterbuch aus ältern Grammatikern, welches Alberti und Ruhnken, Leyden 1746 und 63, 2 Bde, Fol. am besten herausgaben. Das einzige Manuscript vom Hesychius, zu Venedig auf der St. Markus-Bibliothek befindlich, verglich später der dänische Gelehrte Nikolaus Schow und gab die Supplemente Leipz. 1792, 8. heraus.

Hetären (von ἑταῖρα, die Freundin) hießen die Buhlerinnen in Griechenland, die daselbst, besonders in Athen, Korinth und einigen andern Städten eine große Rolle spielten, und sich durch Bildung vor den griechischen Hausfrauen gar sehr auszeichneten. Von Eitelkeit und Eigennutz angefeuert, übten sie die Kunst zu gefallen gewiß in einem vorzüglichen Grade aus. Die meisten traten ihren Weg sehr frühzeitig an, und bevor sich ihre Reize entfaltet, wohnten sie als Tänzerinnen und Flötenspielerinnen den Gastmählern der Jünglinge bei. Allein alle ihre glänzenden Eigenschaften konnten ihnen nie in dem öffentlichen Urtheil den Vorzug vor den Hausfrauen verschaffen; sie waren nie im Besitze von großer Achtung, so wie auch die Hausfrauen niemals verachtet worden sind. Die meisten und reichsten Hetären gab es zu

Korinth, die berühmtesten und geistreichsten zu Athen. Es ist merkwürdig, daß sie in der erstern Stadt eine Auszeichnung genossen, von der man in den andern Städten Griechenlands keine Spur findet. Die Gemeinschaft, in welcher viele athenische Hetären mit Staatsmännern, Rednern, Philosophen und Dichtern lebten, giebt ihnen eine gewisse historische Wichtigkeit. Bekannt ist in dieser Hinsicht Aspasia (s. d. Art.), die durch ihre Anmuth und ihren Geist den Perikles und sogar den Sokrates in den Kreis der Freude zu ziehen wußte. Im Verhältnisse zum Staate waren zwar alle Hetären einander gleich, aber unter ihnen selbst fand eine große Verschiedenheit statt. Die meisten waren Sklavinnen, die von Fremden, Schutzverwandten oder Freigelassenen in öffentlichen Häusern gehalten wurden. Eine andere Klasse von Hetären waren die Freigelassenen, welche ganz unabhängig von fremder Gewalt waren. Zu ihnen sind auch solche Mädchen zu rechnen, die durch Habsucht ihre Eltern oder Verwandten, oder durch eigene Dürftigkeit zum Stande der Hetären herabgesunken waren, und durch äußern Glanz oder wenigstens durch Erwerbung ihrer Bedürfnisse sich für die verlorne bürgerliche Ehre zu entschädigen suchten. Diese Klasse bestand meistentheils aus Fremden, die nach Athen kamen, um hier auf einem größern und glänzendern Schauplatze ihre Rolle zu spielen. Sie scheinen die schönere Bildung der athenischen Hetären ganz vorzüglich befördert zu haben. Aspasia von Milet brachte die verfeinerten Sitten Joniens nach Athen, und ward das Muster der Hetären daselbst, die sie sogar in der Kunst zu gefallen unterrichtete. Eine andere Klassifikation machte die Schönheit, eine andere der Reichthum, eine dritte die Wichtigkeit des Liebhabers. Wenn Lais (s. d. Art.) ihre Gunst für mehrere Talente erkaufte, Phryne (s. d. Art.) den Thebanern anbieten konnte, die zerstörten Mauern ihrer Stadt auf eigene Kosten wieder zu bauen, so boten sich andere für wenige Drachmen preis. Eine Pythionike und Glycera genossen am Hofe des Harpalus königliches Ansehen, und Myrina theilte mit dem Demetrius Alles, das Diadem ausgenommen. Thais (s. d. Art.), die Geliebte Alexanders, gab dem Throne der Ptolemäer einen Erben und den Cypriern eine Königin. Die Tänzerin Aristonike, die Paukenschlägerin Oenanthe und Agathoklea traten königliche Diademe mit Füßen. Oft wechselte das Glück auch so sehr, daß Hetären vom höchsten Range bis in die letzte Klasse hinabsanken. Nicht selten wurden Einzelne durch die Bildhauerkunst verherrlicht, so namentlich Phryne durch den Phidias. Auch andere Künstler hatten sich im Alterthume durch Hetärenstatuen berühmt gemacht.

Hetäria, der griechische Bund der Freunde, entstand unter Mitwirkung des Grafen Capo d'Istria und des Erzbischofs Ignatius in Pisa und hat große bekannte und unbekannte Unterstützungen genossen. Sein anfänglicher Zweck, religiöse und sittliche Erziehung zu befördern, ging, man weiß nicht durch welche Veranlassung, in eine politische Tendenz über, sich frei zu machen, aber mit einer Oeffentlichkeit, die es bewies, daß man die Befreiung Griechenlands nahe glaubte. Es war ein Unglück für die Hetäria, daß die Mysterien der obern Leitung sich in Italien fanden, da dies bei den Kongressen den Verdacht carbonarischen Einverständnisses erregte; und ein zweites, daß man die Fürsten des Fanar in Konstantinopel mit herein zog, welche mit der Pforte in direkter Verbindung sich befanden. Vermuthlich griff Ali Pascha zu Janina durch Geld und Hilfsleistung in diese Plane ein. Hätte er Alles aufgeboten, was er mit seinem Gelde vermochte: so würde er Großes für sich und die Hetäria haben bewirken können; allein sein Geiz und seine halben Maßregeln verdarben die Hoffnungen der Hetäria. Einen großen Schlag in Konstantinopel ausführen zu wollen und eingeleitet zu haben, der durch die Britten den Türken verrathen worden sey, ist die Hetäria beschuldigt

worden. Schon die große Entfernung der Leitung in Italien, ferner die zu geringe Anzahl der Griechen in Konstantinopel und ihre Waffenlosigkeit macht die Beschuldigung in allen Theilen unwahrscheinlich. Wohl aber folgten die vielen griechischen Jünglinge der Hetäria im März 1821 Ypsilanti's Aufruf nach Jassy, welche, von ihrem alten Labarium begeistert, tapfer den Kampf begann, aber verlassen und endlich mit Jordacki am 24. Sept. im Kloster Seck fast gänzlich aufgerieben wurden. Schon 1809 bildete sich in Paris die erste Verbindung dieser Art. 1815 wurde zu Moskau eine Hetäria errichtet, der schon beim Art. Griechen (Insurrektion und Kampf der Neu-) erwähnt worden; eben so trat in Wien eine gleiche Verbindung junger in Deutschland studirender Griechen zusammen. Die Haupt-Hetäria hat sich in Odessa gebildet. „Ihr Hauptzweck ging darauf aus, dem ganzen Volke Einheit zu geben, sagt jener Augenzeuge der griechischen Revolution in einem seiner Briefe, eine gewisse Einstimmung in alle Schritte und Unternehmungen zu bringen, und die in verschiedenen Ländern und Gebieten zerstreuten Griechen zu einem Bruderverein, den nur Ein Geist beleben sollte, zu versammeln. Ein solcher Entschluß darf wohl durchaus nicht getadelt werden, wenn nicht etwa unser Jahrh. die Vaterlandsliebe und den Haß der Knechtschaft als ein Verbrechen ansieht. Wie dem auch sey, so darf man auch hoffen, daß diejenigen, denen man diese edlen Gefühle zum Verbrechen machen zu dürfen glaubt, wenn sie anders Charakter haben, ihre Ansichten nicht ändern werden. Also wird sie der Freiheitsgeist der Griechen erhalten, und ihr angestrengter Kampf wird nur dann enden, wenn sie entweder ihr Vaterland befreit haben, oder wenn Griechenland keine Griechen mehr unter den Lebenden zählt." Die Gesellschaft war in mehrere Klassen getheilt, in denen eine man das Volk und alle ungebildete Griechen zuließ, die nur als gemeine Streiter auftreten sollten. Diejenigen aber, die zwar ohne Bildung waren, doch aber Vermögen besaßen, und dem Vaterlande Geld brachten, wurden zu einer zweiten Klasse zugelassen. Dann gab es eine dritte für diejenigen, die nicht nur für das Vaterland Opfer bringen, und ihr Leben aufs Spiel setzen wollten, sondern zugleich auch, eine gewisse Anzahl von Kämpfern zusammenzubringen, sich anheischig machten. Ferner war eine Klasse für diejenigen bestimmt, die durch ihre Kenntnisse fähig waren, hohe Stellen einzunehmen, und so ferner. Endlich waren die, welche den Grundverein bildeten, von allen andern Klassen getrennt. Die Hauptgrundsätze der Hetäria waren: 1) Keinen, der nicht Grieche sey, in die Gesellschaft aufzunehmen. (Doch ist man in der Folge von dieser Bestimmung abgewichen, und hat, mit Unrecht, Ausnahmen zu Gunsten einiger Personen gemacht.) 2) Die einmal Aufgenommenen dürften keiner andern Gesellschaft beitreten. 3) Es sollen durch freiwillige Geldopfer Geldsummen zur Unternehmung aufgebracht werden. 4) Ehe Jemand aufgenommen wurde, sollte sein vergangener Lebenswandel, seine Verbindungen und Bestimmungen streng untersucht, und von seinen Vermögens-Umständen Kenntniß genommen werden. 5) Von den Aufzunehmenden wird der Eid verlangt, daß sie selbst vor ihren Familien das Geheimniß strong bewahren, und ein beliebiges Geldopfer darbringen würden, welches auf dem ihnen anzuweisenden Wege an die allgemeine Klasse abzugeben wäre. 6) Endlich dürfte jeder Aufgenommene seinerseits wiederum so viele seiner Landesleute in die Gesellschaft aufnehmen, als er auffinden würde. Die Neuaufgenommenen kannten kein anderes Mitglied der Gesellschaft als dasjenige, welches sie aufgenommen hatte und mußten nothwendig ihren Geldbetrag durch dessen Vermittelung an die Bestimmungen senden. (Diese falsch berechnete Maßregel hat viel geschadet, da man nie genau wissen konnte, wie viel Jeder eingenommen hatte. Auch sind hier Unwürdigkeiten vorgefallen, und es haben sich Mehrere auf Kosten dieser heiligen Sache bereichert.) Nachdem nun diese

Ordnung entworfen worden war, vermehrten sich täglich die Mitglieder der Gesellschaft, die sich nach und nach in alle Länder Europa's ausbreitete, wo es Griechen gab; doch waren die östreichischen Staaten früher ausgenommen, die man, eingedenk dessen, was Rigas und seine Unglücksgefährten betroffen hatte, sorgfältig vermied. Erst bei der Durchreise des Fürsten Alexander Kantakuzeno, durch Edise und Triest im April 1821, erfuhren die Griechen in diesem Lande, die schon die ersten Andeutungen Ypsilanti's gelesen hatten, was eigentlich im Werke sey.

Heterodoxie, Abweichung von den öffentlich angenommenen Lehrsätzen einer christlichen Religionspartei. Bildlich jede Abweichung von normal angenommenen oder vorgeschriebenen Grundsätzen. Der Heterodoxie steht die Orthodoxie (s. d. Art.), Rechtgläubigkeit, entgegen.

Heterogen sind Dinge verschiedener Gattung oder Beschaffenheit, also der Gegensatz von Homogen. Heterogene Töne in der Musik sind solche, welche mit der Tonleitung eines angenommenen Grundtons weniger als die sogenannten homogenen Töne verwandt sind.

Heteroscii, Einschattige, die Bewohner der gemäßigten Zonen, welche ihren mittäglichen Schatten das ganze Jahr hindurch nur auf eine Seite werfen. Bei uns ist dies die Nordseite, bei den Bewohnern der südlichen gemäßigten Zone, die Südseite.

Hetmann, Feldhere der Kosaken, welchen sie sich vormals selbst wählten. Die donischen Kosaken haben noch einen Hetmann; allein seine Einkünfte und seine Macht sind sehr beschränkt worden; doch übt er immer noch manche Regentenrechte aus. Die Kosaken der Ukräne haben keinen Hetmann mehr.

Hetrurien, s. Etrurien.

Heuschrecke, eine Insektengattung aus der Ordnung der Halbkäfer, mit vier zusammengelegten, meist zur Hälfte harten, etwas pergamentartigen Flügeln. Diese Gattung hat Freßspitzen an dem eckigen Kopfe, fadenförmige Fühlhörner, vier niedergelegte Flügel, wovon zwei gefaltet sind; Springfüße und an allen Füßen zwei feine Nägel. Die zahlreichste unter allen Arten ist die Zugheuschrecke mit einem Einschnitte, stumpfen Kopf und schwarzen Kinnladen, welche von allen Insekten dem Menschen am meisten schaden kann. Man bemerkt von Zeit zu Zeit in verschiedenen Weltgegenden ungeheure Züge dieser furchtbaren Insekten, wo sie ganze Länder in einem Zeitraume von wenigen Tagen verheeren. Bei ihrem Anzuge wird die Luft verdunkelt; doch wenn sie todt sind, werden sie noch weit furchtbarer wegen der Fäulniß, die aus ihrer Menge entsteht. Dies war 852 der Fall, als unzählbare Schwärme von Morgen gegen Abend zogen. Sie zerstörten auf ihrem Zuge alle Gewächse und Saaten, an 140 Acker täglich, und so rückten sie alle Tage 3 bis 4 Meilen vorwärts. Sie hatten dabei ihre Anführer, welche voran flogen und sich auf dem Platze niederließen, welcher am folgenden Tage zu derselben Stunde von dem ganzen Schwarme besucht wurde. Diese Züge geschehen stets bei Sonnenaufgang. Endlich wurden sie von heftigen Winden in das deutsche Meer gejagt und von den Wellen ans Ufer geworfen, wo sie durch den Gestank eine Seuche verursachten. Seit 1750 ist Deutschland verschont geblieben. Die Wanderheuschrecke wird in Arabien und im nördlichen Afrika seit den ältesten Zeiten bis auf diesen Tag in Menge genossen.

Heuristik (Hevristik), die Kunst, Erfindungen zu machen. Eigentlich sind die großen Erfindungen nach keiner Methode, nicht nach vorherüberdachten Regeln gemacht worden; sie waren meist Kinder einer glücklichen Stunde, in der ein Zufall, die unbedeutendste Begebenheit, einen Gedanken und oft nur eine Phantasie in einem furchtbaren Geiste entzündete; er er-

wärmte seine ganze Gedankenmasse, regte seine Kräfte an; Zweifel reizten, Hoffnungen lockten, und was in seinem Ursprunge wankend und dunkel war, entwickelte sich durch Vermählung mit andern Ideen; das Unsichere erhielt im Laufe der Zeit feste Gestalt; das Geahnte, Halberträumte ward zur klaren Einsicht erhoben, und die früher trübe Idee trat endlich auf den Weg der Erfahrung oder der Spekulation in das helle Licht der Wahrheit. Der Zufall war bisher der größte Erfinder, und er läßt sich nicht nach Regeln, nach einer Methode herbeiführen und leiten; doch würde er unberücksichtigt vorübergegangen seyn, wenn nicht sein Erscheinen den rechten Kopf berührt hätte. Es mußte ein feines Gefühl, verbunden mit einer regen Einbildungskraft und einem tiefen Scharfsinne seyn, was in der zufälligen Erscheinung, die ein gutes Geschick ihm auf seinen Pfad warf, die Keime zu einer neuen Saat erblickte, und ein Herz für sie besaß, sie sorgsam zu pflegen und groß zu ziehen. Der Zufall war meist der Vater, das Genie fast immer die Mutter der Erfindung; beide aber gehorchen keiner künstlichen Regel, und liegen jenseits aller Methode. Nichtsdestoweniger läßt sich eine Heuristik, eine Anweisung, methodisch Erfindungen zu machen, in der Sphäre des Verstandes und der Wissenschaften denken: sie enthält die Regeln zur Ausbildung und Entwickelung der Ideen, zur Ordnung der Erfahrungen nach Ideen; sie umfaßt die Lehren, auf schon bekannte Versuche neue zu gründen, die alten zu erweitern, die Geistesthätigkeiten zur Lösung einer Frage gehörig zu leiten, aus einer verwirrten Menge von Erfahrungen ein System zu schaffen; sie setzt Warntafeln vor trügerische Mooren und Sümpfe, in die sich der menschliche Verstand schon verirrt hat, oder doch leicht verirren kann, und dort, statt Wahrheit, helles Licht, klare Einsicht sich zu erwerben, nach hypothetischen Irrlichtern hascht. Trotz diesen nicht unwichtigen Vorzügen, hat sich die Heuristik noch keinen Ruf verschafft, daß sie zu einer ursprünglichen Erfindung Veranlassung gegeben; sie mag zur Hebamme, Erzieherin des junggebornen Kindes werden, aber gebären kann sie selbst nicht. Zu Erfindungen geschwängert wird nur das Genie, und meist bildet es in seinem Schooße den Embryo, ohne alles deutliche Bewußtseyn der heuristischen Regeln, und nicht selten gegen die Methode dieser Kunst, aus. Sie beschränkt sich also darauf, das Erzeugte zu empfangen, seiner zu warten, zu pflegen und ihm Nahrung zu reichen; und in soweit macht sie sich allerdings geltend. Bei wissenschaftlichen Forschungen hat sie ihren größten Werth; denn die Kenntniß der Regeln, wie man verfahren soll, und der Abwege, auf die ein lebhaftes Denken oder ein feuriges Interesse für den Gegenstand der Untersuchung so leicht führen können, giebt dem Forscher eine größere Zuversicht zu sich selbsten, und das Bewußtseyn, seine eigene Thätigkeit sicherer leiten zu können, ertheilen ihm Sicherheit in seinen Arbeiten und Festigkeit in seinem Gange. Die Heuristik stellt allgemeine Regeln des Erfindens auf, die auf besondere Gegenstände des Wissens angewandt und modificirt, zu besonderen werden. Aus dem über diese Kunst Gesagten ersieht man leicht, daß sie eigentlich einen Theil der Logik, und zwar der angewandten, ausmacht; wenn gleich sie bald in die Encyklopädie, bald in die Methodologie oder Hodegetik, verwiesen wurde. Was die wichtigsten Regeln dieser Kunst anbetrifft, so hat sie J. L. Dommerich in seiner Mnemonik und Heuristik, und Lambert in seinem neuen Organon entworfen. Einige mögen hier stehen. Methodisches Erfinden ist Nachdenken und Forschen nach einem bewußten Zwecke, absichtliches Lenken seiner Geisteskräfte nach einer bestimmten Richtung, um etwas Neues zu entdecken. Hiezu gehört vorzüglich 1. eine günstige Gemüthslage; Unruhe und Zerstreutseyn sind zu einem methodischen Denken nicht fähig. 2. Man sey Herr seiner Einbildungskraft; sie belebt gern den langsamen Gang des methodischen Nachdenkens durch ihre Gaukeleien. 3. Man frage sich, was man erforschen will;

der Gegenstand des Denkens stehe klar, rein und deutlich vor der Seele. Am besten ist, man gebe ihm die Form einer Frage, und suche sie auf synthetischem Wege zu beantworten. 4. Man untersuche, ob das Gegebene der Forschung (denn ohne Gegebenes ist überhaupt kein Nachdenken, Erfinden und Auflösen möglich) mit dem Zwecke, dem Zusuchenden, in einer Causal-Verbindung stehe; stehen beide nicht in dem Verhältnisse der Ursache und Wirkung zusammen, so ist alles Forschen nur ein Herumtappen; die Brücke fehlt, auf der man von dem Bekannten zu dem Unbekannten kommen könnte. Ueberhaupt muß man erkennen, daß das Gesuchte im Reiche der Möglichkeiten liege; enthält es einen logischen Widerspruch in sich, oder widerstreitet es einer erkannten Wahrheit: so gebe man die Arbeit auf, oder sie wird eine Reise nach dem fabelhaften Gold- und Perlenlande. Der Forscher mag auf seinem Wege manches Schöne und Nützliche finden; doch sein Ziel erreicht er nie. 5. Man mache sich vertraut mit Allem, was über den Gegenstand bekannt ist, und studire ihn vorher kritisch. Hierdurch erhält man eine klare Vorstellung von dem Gegenstande des Suchens; man erspart sich viele nutzlose Mühe und entgeht der Gefahr, auf Irrwege geleitet zu werden. 6. Nicht allein die Größe und den Umfang des Objektes trachte man zu erfassen; sondern man erforsche sich selbsten ohne Eigenliebe und Schmeichelei, ob die Schultern der Last gewachsen sind oder nicht. Mancher fiel ermattet auf dem Wege zum Ziele um, das er sich zu hoch gesteckt hatte. 7. Während dem Forschen halte man fest den Gegenstand im Auge, sondere denselben rein von allem Fremoartigen ab, hebe ihn aus seinen Verbindungen und Nebenvorstellungen, ohne doch diese unbeachtet auf die Seite zu werfen. Ist es hingegen eine Experimental-Untersuchung, so darf auch die kleinste Erscheinung nicht entgehen; die Natur verbirgt oft im elenden Quarze das Gold. 8. Das Gefundene zeichne man aphoristisch auf. 9. Ist der Forschergeist, die Weihe, gewichen, so bemühe man sich nicht, ihn mit Gewalt wieder hervorzurufen. Er ist oft ein Kind des Augenblicks, kommt ungerufen und geht wieder; der Wille des Forschers macht ihn nicht weilen. Wichtig ist in dieser Hinsicht das Studium seiner selbst, die Geistesdiätetik, die Beobachtung, zu welcher Zeit und unter welchen Bedingungen die Geisteskräfte am heitersten und lebendigsten wirken. Fries unterscheidet in seinem Systeme der Logik im Allgemeinen das Erfinden in dem Gebiete des reinhistorischen Wissens (Empirimus), im Gebiete des reinen selbstthätigen Nachdenkens (Spekulation) und das Erfinden in dem Gebiete der angewandten Vernunftwissenschaften (Induktion). Die besondern Regeln, welche er für jede dieser Gattungen aufstellte, können bei ihm nachgesehen werden.

Hevel (Joh.), einer der fruchtbarsten, durch musterhafte Genauigkeit ausgezeichneten, astronomischen Beobachter, war geb. zu Danzig 1611. Er studirte zu Leyden die Rechte, bildete sich auf Reisen durch England, Frankreich und Deutschland, erhielt nach seiner Rückkehr in der Vaterstadt eine Anstellung, und starb daselbst als Senator 1687. Auf eigene Kosten hatte er in seinem Hause eine Sternwarte angelegt, und, da diese 1680 abbrannte, erbaute er ein neues Observatorium. Hevel bereicherte die Astronomie mit einem vollständigeren Fixsternverzeichnisse und mit vielen feinen und gründlichen Beobachtungen, namentlich über die Kometen und über die Sonnen- und Mondflecken; auch stellte er die, von G. F. Dörfer bestätigte Theorie von der parabolischen Laufbahn der Kometen um die Sonne auf. Ueber seine Wissenschaft schrieb er lateinisch viele treffliche Werke, worin er sich über jene Beobachtungen eben so musterhaft als gründlich aussprach.

Hexagonalzahlen, s. Zahlensystem.

Hexameter, ein von den Griechen erfundener sechsfüßiger Vers, aus Daktylen und Spondeen gemischt. Der den alten dramatischen Dichtern

eigne, darf nicht mit dem heroischen der epischen Dichter verwechselt werden. Herodot fand den ältesten auf einem Dreifuß in einem Apollotempel bei Theben; die Orakel wurden in dieser Versart gegeben. Homer, Hesiod unter den Griechen, Virgil unter den Römern dichteten in derselben. In den neuern Sprachen sind sie am besten den Deutschen gelungen: im 16. Jahrh. J. Fischart, Herüs, C. Gesner; im 18. vorzüglich von Utz, Kleist und Klopstock, vorzüglich von Letzterm ausgebildet. Meister in der Kunst ist J. H. Voß. Italienische versuchte A. Caro, französische Baif, englische Stanihorst und Sydney, schwed. Adlerbeth, holl. Meermann, ungr. Barrt und Debrentei. Das Schema für den heroischen Hexameter, nach seiner gewöhnlichsten Form, ist folgendes:

— ⏑ ⏑	— ⏑ ⏑	— ‖ — ⏑	— ⏑ ⏑	— ⏑ ⏑	— ⏑
Also	sprach sie, das	Herz ‖ in	aller	Busen er	regend.

Das ‖ bezeichnet den Einschnitt oder die Cäsur, welche obwohl am häufigsten, doch nicht immer an dieser Stelle sich findet. Sie kann auch in der Arsis (Hebung) des vierten Fußes stehen, z. B.

Aber | als die Be | gierde des | Tranks ‖ und der Speise ge | stillt war.

Dann tritt auch wohl zuweilen ein zweiter Einschnitt im zweiten Fuße ein, z. B.

Süßer Gesang ‖ wovon auch sein Herz ‖ zu singen ihn antreibt.

Der fünfte Fuß ist in der Regel ein Daktylus, nur selten, wenn dadurch der Vers an malerischer Bedeutsamkeit oder feierlicher Würde gewinnt, ein Spondeus, z. B. in folgendem Klopstock'schen Verse:

(Sein Haupt, vom Weltgerichte belastet,) — Hing zum Herzen. Er hubs arbeitend empor zum Himmel.

Durch Verbindung des Hexameters mit dem Pentameter (s. d. Art.) zu Distichen (s. Distichon) entstehet das elegische Versmaß.

Hexapla, eine von Origenes zusammengetragene Bibel, welche den hebräischen Text mit hebräischen und griechischen Buchstaben, nebst den Uebersetzungen der 70 Dollmetscher, des Aquila, Theodotions und Symmachus, in 6 verschiedenen Columnen enthält.

Hexe und Hexerei. Ein unglücklicher Irrthum und dabei gefährlicher Wahn einer finstern abergläubischen Zeit, daß Menschen mit dem bösen Geiste in persönliche Verbindung treten, und von ihm die Macht erhalten könnten, Erscheinungen wider die bekannten Gesetze der Natur hervorzubringen; ein Wahn, der schon an sich die Vernunft entehrte, und zugleich in seinen blutigen Folgen die Menschheit herabwürdigte, indem er menschliches Leben einem grausamen Tode preis gab, und ein Verbrechen durch den Scheiterhaufen gerecht zu bestrafen glaubte, das sein Daseyn nur aus der Unwissenheit und den Vorurtheilen der Richter empfing. Der etymologische Ursprung des Ausdrucks Hexe ist schwer zu ergründen: man leitet ihn bald von Heza, einer königlichen Zauberin, bald läßt man ihn von Hekate, einer Göttin der Unterwelt, der Beschützerin der Zauberinnen im Alterthume, herstammen, und soll er von dem lateinischen Worte Saga, Zauberin, und endlich von dem deutschen Hug, Haug, Hag, welches Gemüth, Nachdenken bedeutet, herkommen; so daß im letztern Sinne Hexe eine kluge, weise Frau anzeige. Nach dem Sprachgebrauche hat Hexe dieselbe Bedeutung mit Zauberin, die ihre Macht über die geheimnißvollen Kräfte der Hölle zum Schaden Anderer verwendet. Der Glaube an Zauberern und Hexen ist eine Geburt der Unwissenheit, ein Kind des unaufgeklärten armen Verstandes, der in Mährchen und Phantasmagorien die Erklärungen von auffallenden Erscheinungen in der Natur und des menschlichen Lebens suchte, zu denen er aus Unbekanntschaft mit den Naturgesetzen den Schlüssel nicht finden konnte. Der Mensch ist ein Ursachenthier, sagt Hume: er fühlt ein geistiges Bedürfniß, den Grund eines

jeden Phänomens, was seine Neugierde reizt, zu entdecken: verschließen ihm nun Unwissenheit den Weg zur Einsicht der Wahrheit, und besitzt der Verstand keine anderweitige Erfahrung, keine Vorstellung, die als genügende Erklärung ihm dienen könnte; so tritt die Phantasie an seine Stelle, schafft Wolkenbilder und luftige Wesen, die sie als Grund den Erscheinungen unterschiebt; das Bedürfniß ist befriedigt und der kindische Verstand, anstatt zu untersuchen, spielt. Der Glaube an die Möglichkeit eines Einflusses böser Dämonen ist daher unter rohen und ungebildeten Menschen so allgemein verbreitet, und unter Barbaren und Wilden so herrschend, daß sie Zauberer und Zauberinnen zugleich fürchten und hochehren, indem sie in der Macht des Einen, ein Gegenmittel wider die Kränkungen und Nachtheile, die ihnen ein anderer Zauberer bereiten könnte, suchen. Im Alterthume erstieg er eine solche Höhe, daß Priester ihn vertheidigten, und selbst Männer, die sich Philosophen nannten, ihm einen Platz in ihrem Systeme einräumten und ihn schützten. Aus dem Heidenthume ging er in die christliche Kirche über, und eine Menge Kirchenväter, Justinus, Clemens Alexandrinus, Tertullianus, Lactantius ꝛc., waren seine Anhänger; bis endlich sogar vom päpstlichen Stuhle der Ruf zur blutigen Verfolgung der Hexen erscholl: im Jahre 1484 führte Innocenz VIII. durch eine Bulle, einige Jahre vor Gründung des Reichskammergerichts, die Hexenprozesse ein. Lächerlich und ein Gefühl von Wehmuth erregend sind die Anstrengungen der Schriftsteller des Mittelalters und der vorigen Jahrhunderte, den Glauben an Hexerei zu beweisen, und die Hexenprozesse zu rechtfertigen. Wie bei so Vielem, mußte auch hier die Bibel Gründe für den Wahn hergeben. Die egyptischen Zauberer und Bileams Esel, die Zauberin von Endor, und der Teufel selbst, der Christus in der Wüste versuchte, wurden als unwidersprechliche Belege angesehen, und eine große Anzahl Bibelstellen sollten erhärten, was Vernunft und Menschlichkeit verwarfen. Weil es Exod. Kap. 22. heißt: die Zauberinnen solle man nicht leben lassen; Levit. Kap. 20.: Wenn ein Mann oder Weib ein Wahrsager oder Zeichendeuter seyn werden, die sollten des Todes sterben, man sollte sie steinigen, ihr Blut sollte auf ihnen seyn; weil Isaiä Kap. 21. sagt: Wir haben mit dem Tode einen Bund und mit der Hölle einen Verstand gemacht; und Paulus an die Galater schrieb: O ihr Unverständigen, wer hat euch bezaubert? so war eine Verirrung des menschlichen Geistes keine Verirrung mehr, und die Vernunft sollte vor einigen falsch verstandenen Stellen der Bibel schweigen. Unter den Vertheidigern des Hexenglaubens zeichneten sich aus: Cäsarius Heisterbacensis, der im 13. Jahrh. 12 Bücher voll Zauber- und Hexengeschichten schrieb. Nikolaus Jacquerius gab eine Peitsche der ketzerischen Zauberer heraus. Ein großes Ansehn in Hexenprozessen erwarb sich der Verfasser des mallei maleficarum, und Joh. Bodinus Daemonomania 1579. In Baiern wurde eine Hauptstütze dieses unseligen Aberglaubens Peter Bielfeld, er sammelte Bekenntnisse von Zauberern und Hexen 1591, und Nik. Remigius folgte in seiner Daemonolatria 1594 dem Vorigen. Franc. Torreblanca, ein spanischer Rechtsgelehrter, glaubte das bisherige Verfahren gegen die Hexen zu gelind, und munterte in seiner Magia 1594, 1613 die Richter zu einem strengern auf. Die gewichtvollste Authorität bei Theologen und Juristen erschrieb sich Benediktus Carpzovius durch seine in practica rerum criminalium qu. 48—50. Im Jahre 1681—1705 standen in London noch Joseph Glanvils und John Bedmont als Vertheidiger des unglücklichen Wahnes auf. Der Erstere suchte durch seinen Sadducaeismus triumphatus das Daseyn der Hexen aus Bibelstellen und historischen Gründen zu erweisen. Die allgemeine Meinung über Hexen, welche jene und eine Menge anderer Schriften unterstützten, war so absurd,

daß man zweifelt, ob man die Thorheiten mehr belachen, oder die Schwächen des menschlichen Verstandes mehr beweinen soll? Menschen sollten durch ein Bündniß mit dem Satan, bei dem er entweder in einer Thier- oder scheuslichen Menschengestalt erschien, sich preis geben, und den schnödesten, viehischsten Leidenschaften des Teufels zum Gegenstand andieten. Sie mußten ihm geloben, so viel Unheil als möglich anzurichten, und er rüstete sie dagegen zu diesem Zwecke mit den Kräften der Hölle aus: sie verehrten ihn als ihren Gott, und er gab dagegen seinen Jüngern ein Mittel, ihre Wollust, ihre Habsucht und ihren Stolz zu befriedigen; sie verschrieben ihm ihre Seele auf ewig, und er schenkte daher seinen Angehörigen die höchsten Güter der Erde und die Freuden des Lebens. Hexerei wurde demnach für das größte Verbrechen gehalten, und man verfolgte den Bruch des Bundes mit Gott, den die Hexen in der Taufe beschworen hatten, mit Feuer und Schwert, unterwarf die Angeklagten peinlichen Prozessen, und die Ueberzeugung, welche die Richter nicht aus Beweisen entnehmen konnten, verschafften sie sich durch die Folter, auf der sie den unglücklichen Weibern Bekenntnisse abpreßten, die, so unzusammenhängend und so unwahrscheinlich sie auch waren, doch die richterlichen Gewissen beruhigten. Die Selbstanklagen der Hexen kann man nur einer Geisteskrankheit zuschreiben; mit der Aufklärung und dem Verschwinden des Glaubens an Zauberei und Zauberinnen verschwanden auch sie. Die Hexenprozesse wurden mit einem furchtbaren Eifer betrieben; selbst die Reformation vermochte nicht, den alten Wahn mit seinen gefährlichen Folgen auszurotten. In wenigen Jahren hatte bis 1678 ein holsteinischer Rittergutsbesitzer von Rantzow 23 sogenannten Hexen den Prozeß machen und sie hinrichten lassen, zuletzt zog er auch den Gutsprediger, als mit den Hexen einverstanden, in Untersuchung, der seines Patrons Willkühr den Obern aufdeckte, welches die Revision der Prozesse und eine Strafe von 20.000 Species zur Folge hatte. Die letzte katholische Hexe wurde 1780 zu Glarus hingerichtet. Zu verschiedenen Zeiten hatten sich gegen diese Menschenopfer des Aberglaubens mehrere Stimmen bald furchtsam und leise, bald muthig und laut erhoben. Einer der ersten war Erasmus von Rotterdam, der in seinem Lob der Narrheit und seinen Unterredungen das Hexenwesen für eine Erfindung der Mönche ausgiebt. Johann Wierus strebte in seinen praestigiis daemonum, den Bodinus zu widerlegen; Georg Goedelmann schrieb in seiner Disputation de magis, veneficis et lamiis 1584 gegen die Selbstangabe der Hexen, und die bisher übliche gerichtliche Prüfung derselben durchs Wasser. Der Jesuit Spee forderte in seiner cautio criminalis zu einem behutsamern Verfahren bei den peinlichen Prozessen auf. Endlich machte der Professor Christian Thomasius (s. d. Art.), der aus Halle so viel Licht verbreitete, indeß dort Andere solches verfinsterten, den Hexenkram so lächerlich, und packte den Unhold so juristisch, daß man sagen kann, er habe ihn aus der aufgeklärten Welt verbannt. Vergleiche den Artikel Dämonen.

Heynatz (Joh. Friedr.), verdienstvoller deutscher Sprachforscher, 1744 in Havelberg geboren, starb 1809. Er war erst in Berlin an einer der dortigen Schulen, dann als Rektor und endlich als Professor zu Frankfurt an der Oder angestellt. Als deutscher Sprachforscher gebührt ihm das Lob eines seltenen Fleißes in Aufsuchung alles dessen, was zur Festsetzung oder Bestätigung seiner Regeln und grammatischen Bemerkungen dienen kann; allein selten wurde dieser Fleiß durch genugsame Wahl, durch Geschmack und philosophischen Geist geleitet. Von seinen bei Meusel verzeichneten Schriften haben mehrere viele Auflagen erlebt, und sind noch immer als brauchbar zu betrachten.

Heyne (Christian Gottlob). Dieser große und berühmte Humanist ward am 25. Sept. 1729 zu Chemnitz in Sachsen geboren; sein Vater war aus Schlesien, und zur Zeit der Verfolgung der Evangelischen nach Chemnitz geflohen, wo er sich durch seiner Hände Fleiß kaum den nöthigen Unterhalt zu verschaffen wußte. So ward Heyne in der größten Dürftigkeit geboren und erzogen; eine kummer- und sorgenvolle Jugend ward ihm zu Theil. Seine drückenden Umstände, in denen er sich bis zu seinem reifern Alter befand, mußten für ihn doppelt empfindlich seyn, da ihn die Natur mit einem tief und zartfühlenden Herzen begabt hatte. Jedoch fehlte es ihm auch nicht an Stärke der Seele, sich über alle Kränkungen und Demüthigungen zu erheben, welchem er in seiner ungünstigen Lage ausgesetzt war; und seinem Geiste wohnte eine Kraft in, welche die widerwärtigen Schicksale, die ihn von Jugend auf verfolgten, nicht zu brechen vermochten. Schon frühe war es sein sehnlichster Wunsch, die lateinische Stadtschule besuchen zu können; allein hiezu fehlten durchaus die Mittel, bis sich seiner ein Geistlicher annahm, und die geringen Kosten zu tragen versprach, um ihn in das Lyzeum zu Chemnitz zu schicken. Heyne blieb dort in den beiden Classen sieben Jahre lang (von 1741—48) und zeichnete sich durch rastlosen Fleiß und schnelle Fortschritte vor allen seinen Mitschülern aus. Ungeachtet des schlechten Schulunterrichts und der Entblößung von allen literärischen Hülfsmitteln, hatte sich Heyne dennoch schon eine große Fertigkeit in den klassischen Sprachen erworben, als er im Jahr 1749 die Universität in Leipzig beziehen sollte. Beinahe ohne alle Unterstützung gelassen, gerieth Heyne hier in die verzweiflungsvollste Lage; jedoch verlor er nie den Muth und die Kraft, dem Schicksale zu trotzen und sich aus der Niedrigkeit emporzuarbeiten. Unter seinen Lehrern schätzte er Ernesti am meisten, dessen zweckmäßige Kürze, Gründlichkeit und Ordnung im Vortrage ihn besonders anzogen; auch besuchte er die archäologischen und antiquarischen Vorlesungen des Professors Christ. Da er aber nach damaliger Sitte einem bestimmten Brotstudium sich widmen mußte, so wählte er das der Rechte. Hierin wurde, so viel bekannt ist, der berühmte J. A. Bach sein einziger Lehrer, welcher, in Ernesti's Schule gebildet, das römische Recht in steter Verbindung mit alter Literatur und Geschichte vortrug. Heyne wurde ein fleißiger Schüler von Bach; und die Kenntnisse, die er hier sammelte, setzten ihn in Stand, nachmals seine Vorlesungen über römische Alterthümer für Juristen mit so großem Beifall zu lesen. Auch schrieb er 1752 bei seinem Abgange eine Magisterdisputation juristischen Inhalts. Durch eine lateinische Elegie, die Heyne auf den Tod eines reformirten Predigers verfertigte, und dessen Gemeine zum Andenken an ihren verewigten Lehrer mit typographischer Pracht drucken ließ, erregte er die Aufmerksamkeit des Grafen Brühl, auf dessen Prachtliebe nicht sowohl der Werth, als vielmehr das schöne Aeußere des Gedichtes Eindruck machte. Ein Stern des Glückes schien für Heyne aufzugehen, der bisher ohne alle Hilfsmittel sich kaum das Leben zu fristen vermochte. Auf den Rath seiner Freunde begab er sich im April 1752 nach der Residenz, um sich dem Minister persönlich zu empfehlen. Allein seine Erwartungen wurden getäuscht; mit leeren Versprechungen wurde er abgespeiset. Durch eine Hofmeisterstelle bei einem jungen Adlichen half er sich durch den Winter; allein diese hörte im April 1753 schon wieder auf. Seine Noth stieg nun auf das Höchste; er litt oft Mangel an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen. In diesem traurigen Zustande blieb er den ganzen Sommer und Herbst 1753 hindurch, bis es ihm endlich nach wiederholtem Gesuche gelang, als Copist auf der Brühlischen Bibliothek angestellt zu werden mit 100 Thaler Gehalt. Jedoch diese Anstellung sicherte noch keineswegs seine Existenz; den meisten Nutzen gewährte sie ihm dadurch, daß sie ihn näher mit den Werken der klassi-

schen, so wie auch der brittischen und französischen Literatur bekannt machte. In dieser Periode war es auch, als die Noth ihn zum Schriftsteller machte; seine ersten Versuche waren Uebersetzungen eines französischen und griechischen Romans. Bald darauf eröffnete er seine weitere Laufbahn mit der Ausgabe des Tibull, den er vor allen römischen Dichtern wegen der unübertrefflichen Zartheit und Wahrheit seines Gefühles liebte. Im folgenden Jahre ward er mehr durch Zufall als durch innern Beruf zu einer Herausgabe des Epiktet geführt, die zugleich einen Beweis von seiner Kenntniß des Griechischen gab. Beide Werke wurden in Deutschland keiner besondern Aufmerksamkeit gewürdigt; im Auslande aber gründeten sie jetzt schon seinen Ruhm. Um eben diese Zeit ward Heyne auch mit J. Winkelmann bekannt, der sich damals zu seiner Reise nach Italien vorbereitete, und sehr oft die Brühl'sche Bibliothek besuchte; beide Männer aber, damals noch in Dunkelheit und Dürftigkeit, wurden erst späterhin, als Winkelmann schon in Italien war, durch Briefwechsel vertrauter. Der einbrechende siebenjährige Krieg, dessen Stürme so großes Unglück über sein Vaterland brachten, zerstörte auch sein kleines Glück, das er sich so theuer erkauft hatte. Seiner Besoldung und aller Erwerbsquellen durch ihn beraubt, sah er sich aufs Neue dem äußersten Mangel ausgesetzt. Wahrscheinlich wäre er der Last des hereinbrechenden Unglücks erlegen, hätte er nicht auf Rabeners Empfehlung in der Familie der Frau von Schönberg eine so liebreiche Unterstützung gefunden. Als Hofmeister begleitete er den Bruder dieser edlen Frau 1759 nach Wittenberg, wo er ein Jahr durchlebte, sich aufs Neue den akademischen Studien ergab, und bei dem trefflichen Historiker Ritter eigentlich den Grund zu seinen nachmaligen geschichtlichen Forschungen legte. Die Kriegsunruhen aber störten ihn bald aus seinen Studien auf, und brachten ihn in die mannichfaltigen, ja oft wiederum in die drückendsten Lagen. Allein dieser Zeitraum blieb nicht für ihn verloren; sein Geist wurde nicht nur durch die vielen Schläge des Schicksals immer mehr gestählt, sondern er wurde auch wegen der vielerlei Lagen, in die er kam, nicht wenig zum künftigen Geschäftsmanne ausgebildet. Um diese Zeit unternahm Heyne die Ausarbeitung zu Lipperts drittem Tausend Pasten von geschnittenen Steinen. Durch Ruhnkens Empfehlung erhielt er 1763 nach Geßners Tode die Professur der Beredsamkeit in Göttingen, die Aufsicht über das Seminarium, das Bibliothekariat, und eine Stelle als ordentliches Mitglied in der Societät der Wissenschaften. Hier beginnt zwar eine neue, eine ruhigere, aber darum keinesweges sofort bequeme und erfreuliche Periode seines Lebens. Denn mit dieser Stelle waren die mannichfaltigsten Arbeiten verknüpft, die ihm besonders anfangs schwierig vorkommen mußten, da er in einen ihm ganz unbekannten Wirkungskreis trat. Er sagte sehr naiv von sich selbst: Ich erlernte erst als Professor der Redekunst die Kunst, die ich lehren sollte. Dennoch wurden alle Schwierigkeiten besiegt. Schon am 23. Juli hielt Heyne seine Antrittsrede. Alle seine im Namen der Universität gehaltenen Reden und seine zahlreichen Programme, in welchen er sich mit der umfassendsten Gelehrsamkeit über die anziehendsten Gegenstände des Alterthums verbreitet, gaben den Beweis, daß er die lateinische Sprache auf das Vollkommenste in der Gewalt hatte. Die meisten dieser Aufsätze hat er in seinen Opusculis acad. 6 Theile gesammelt. Seine Sprache ist nicht bloß korrekt, sondern auch bewundernswürdig leicht und fließend. Als öffentlicher Lehrer gründete er erst gegen die Mitte der siebziger Jahre seinen Beifall. Zwar hatte sein Vortrag nicht jene schulgerechte Regelmäßigkeit, die der große Haufe sucht; allein er fesselte durch einen hohen Grad von Lebendigkeit, durch eine Fülle von Gelehrsamkeit und überraschender neuer Ansichten. Er las über klassische Literatur und Alterthümer, über die Oden und Sermonen des Horaz, ferner über die Ilias, die Odyssee und den Pindar; dann über Archäologie oder alte Kunstgeschichte, die

er zuerst in den Kreis des akademischen Unterrichtes zog. Durch seine vortreffliche Leitung des philologischen Seminariums bildete er eine Menge Lehrer, die seinen Wirkungskreis weit über die Gränzen hinausführten, die er selber zu überblicken vermochte, und späterhin die wohlthätigsten Wirkungen auf die bildenden Anstalten Deutschlands ausübten. Während seiner fünfzigjährigen Theilnahme an der von Haller gestifteten Societät der Wissenschaften, war er der Fleißigste von allen Mitgliedern; als ihren Sekretär zeigte er den schnell ordnenden Geist eines gewandten Geschäftsmannes. Mit dem Sekretariat der Gesellschaft hatte Heyne zugleich die Direktion und Redaktion der Göttinger gelehrten Anzeigen übernommen, der er 42 Jahre, von 1770 bis zu seinem Tode, vorgestanden hat; er war einer der thätigsten Mitarbeiter und vorzüglich unter ihm hatte sich diese Zeitschrift das Verdienst erworben, Deutschland mit allen Werken und Forschungen im Fache der Literatur, die den Wissenschaften Erweiterung gewährten, bekannt gemacht zu haben. So ausgebreitet war Heyne's Wirkungskreis, dessen Mittelpunkt jedoch stets die klassische Literatur, und besonders die poetische, blieb, welcher sein ganzes literarisches Leben von jeher und zunächst gewidmet war. Heyne war im wahrsten Sinne des Wortes Humanist. Das Studium des Alterthums war ihm etwas Höheres, als bloße Wortkritik und Sammlung antiquarischer Kenntnisse, auf welche es bisher engherzige Schulgelehrsamkeit und Pedanterie beschränkt hatten. Er hatte das Alterthum von seiner schönsten und wahrsten Seite, von seiner poetischen, aufgefaßt; er sah das Studium desselben als ein Mittel zur Verfeinerung des Geschmackes, zur Veredlung des Gefühle, überhaupt als ein Mittel zur humanen Bildung des Geistes an. Diese Ansicht und die daraus entsprungene Behandlung des Alterthums mußte dem ganzen Studium desselben einen höhern Reiz und Schwung geben. Jetzt war es möglich, daß die Alterthumskunde und klassische Literatur jene allgemeine Achtung und Aufmerksamkeit, deren sie vorher ermangelte, erhielt. Jedem edlen Gemüthe war nun durch Heyne der Eingang in die schöne alte Dichterwelt geöffnet; sein eigenthümliches Verdienst war es, sie jedem nach Bildung Strebenden zugänglich gemacht zu haben. Aber er behandelte dennoch die klassische Literatur nicht bloß als ästhetisches Studium, sondern von Anfang an als gelehrtes, und Erläuterung der Dichtersprache mußte demselben vorangehen. Er achtete deßhalb das Studium der Sprache, der Grammatik und der Metrik; aber nur in so weit, als sie die Grundlagen des höhern Studiums der klassischen Literatur sind. Diesen einmal gefaßten Gesichtspunkten ist Heyne immer treu geblieben; dieses bezeugen seine Ausgaben der griechischen und römischen Dichter, welche ihm den ausgebreitesten Ruhm im In- und Auslande, und sogar in einem andern Welttheile verschafften. In seinen Bearbeitungen des Tibull und des Virgil stellte er Muster von Dichtererklärungen auf, die nicht wieder übertroffen worden sind. Auch hat er eine Ausgabe des Pindar, für welchen bisher noch sehr wenig gethan worden war, veranstaltet, durch welche er den Versuch machte, diesen schwersten aller Dichter des Alterthums lesbar zu machen, um ihn in den Lehrkreis einzuführen. Die größte Arbeit, die Heyne ausgeführt, ist seine große Ausgabe des Homer, welcher er einen bedeutenden Theil seines Lebens, seiner Kräfte und seiner Studien widmete. Er entwickelte in derselben eine bewundernswürdige Fülle von Gelehrsamkeit, Feinheit des Geschmackes und Schärfe der Kritik. Diese Bearbeitungen der Dichter führten ihn natürlich auf das Studium der Mythologie, über welche er ein neues Licht verbreitete. Um in das Innere der griechischen Mythologie tiefer einzudringen, bearbeitete er den Apollodor, der 1782 zum ersten Male erschien. Die Ergebnisse seiner mythologischen Untersuchungen hat er theils in seinen Dichterausgaben, theils in der Einleitung und den Noten zum

Apollodor, theils in mehreren Abhandlungen der Societät bekannt gemacht. Durch seine antiquarischen Aufsätze, in welchen er von allen Gegenständen der Kunstgeschichte sprach, erwarb er sich sehr viele Verdienste um die Archäologie. Auch beschäftigte sich Heyne sehr fleißig mit historischen Studien und schon in den ersten Jahren seines Aufenthaltes in Göttingen hatte er den 6n und 7n Theil der Weltgeschichte von Guthrie und Gray bearbeitet; diese Theile enthielten die Geschichte der Araber und Mongolen, also gewissermaßen des Orients überhaupt, und wurden durch seine Bearbeitung erst recht brauchbar. Seine Vorlesungen über griechische und römische Alterthümer führten ihn tiefer in die alte Geschichte ein. Vorzüglich zogen ihn die innere Geschichte der Freistaaten des Alterthums, ihre Verfassung und Gesetzgebung an; und wegen seiner ausgebreiteten Kenntniß derselben betrachtete er mit ruhigem und unbefangenem, nur oft zu prophetischem Blicke die großen Begebenheiten seiner Tage. Durch diese vielfachen Bestrebungen im Fache der klassischen Literatur hat er einen großen Einfluß auf den Gang der Wissenschaften in seinem Zeitalter gehabt. Heyne war meist nur in diesem seinem Wirkungskreise als Gelehrter bekannt; allein er war auch ein eben so großer Geschäftsmann, der mit ausgezeichneten Eigenschaften des Geistes zugleich alle Vorzüge des Charakters verband, die den großen Geschäftsmann vollenden. Aus der reinsten Quelle des Patriotismus floß seine rastlose Thätigkeit für das öffentliche Wohl, deren Hauptmittelpunkt die Georgia Augusta war. Den Ruhm, das Ansehen und die Würde der Akademie aufrecht zu erhalten und zu erhöhen, dies war das Ziel, auf welches er beständig hinarbeitete. Der schönste Lohn seiner mannichfachen Bemühungen, der ihm zu Theil werden konnte, war das sichtbare Aufblühen der Universität und das Gedeihen aller Institute, denen er vorstand. Die Universitätsbibliothek wurde durch seine unermüdliche Thätigkeit und seinen bewundernswürdigen Ueberblick über alle Fächer der Wissenschaften in den vollkommenen Zustand gebracht, in welchem sie sich gegenwärtig befindet, so daß sie von Kennern für die erste Büchersammlung gehalten wird, in welcher alle wichtigen Werke der gebildeten Völker in jedem Fache der Literatur enthalten sind. Das öffentliche Zutrauen genoß Heyne in einem Grade, wie wenige seiner Zeitgenossen; von allen Seiten wurden ihm die ehrenvollsten Aemter und Geschäfte anvertraut. Nicht nur wegen des ausgebreiteten Ruhmes seiner Gelehrsamkeit, sondern auch wegen seines rechtlichen und edlen Charakters und seiner feinen Bildung stand er mit den ausgezeichnetsten und bedeutendsten Menschen seiner Zeit in Verbindung; mehrere derselben zog er sogar in den engern Kreis seiner Familie. Zu diesen letztern gehören ein Georg Forster, Huber und Heeren, welche sämmtlich seine Schwiegersöhne wurden. Sein ehrwürdiges Ansehen, das mit den Jahren immer höher stieg, war während der großen Staatenumwälzungen in Europa ein Palladium für die Universität, durch welches sie vor den Stürmen jener gefahrvollen Zeiten gesichert wurde. Bei der französischen Besetzung von Hannover (1803 — 1805) geschah es hauptsächlich durch seine Mitwirkung, daß die Universität und Stadt Göttingen, so wie die ganze umliegende Gegend frei von feindlicher Besatzung blieb. Dennoch war diese Zeit nicht ohne bange Sorgen und schweren Druck für Heyne; auch begannen damals körperliche Leiden ihn zu treffen, aber der verehrungswürdige Greis hörte nicht auf, unermüdet zu wirken, und in den mißlichen Zeitumständen entfaltete sich erst ganz der innere Werth des Mannes. Als das Königreich Westphalen gegründet wurde, hatte er am späten Abend seines Lebens noch die Freude, die Universität überhaupt und vor allen die Institute, denen er vorstand, verschönert und erweitert zu sehen, während er persönlich zugleich die Beweise der Huld des neuen Herrschers empfing. Ungeachtet seines hohen Alters setzte er mit jugendlich frischer Geisteskraft

seine vielfachen Thätigkeiten fort. Der Kreis seiner Arbeiten wurde nicht bedeutend verengt; von seinen Geschäften gab er bloß die als Professor der Beredsamkeit ab. Die Last der übrigen öffentlichen Geschäfte trug der 80jährige Greis noch immer mit Jünglingkraft. Bis an das Ende seiner Laufbahn hörte er nicht auf, Bildner der Jugend zu seyn; mit großem Fleiße arbeitete er noch immer für die Societät und besonders für die gelehrte Zeitung. Daß sein Geist in seinem hohen Alter noch ungeschwächt hell und frei war, davon geben die von ihm bis zu seinem Tod in diese Zeitschrift gelieferten Artikel den deutlichsten Beweis, in denen man in Vergleichung mit den früheren nicht nur eine größere Reife, sondern auch eine größere Frische des Geistes wahrnimmt. Endlich machte am 14. Juli 1812 ein plötzlicher Schlagfluß seinem thatenvollen Leben ein Ende. Seine Biographie hat A. H. L. Heeren weitläufig dargestellt; derselbe hat auch die Denkrede, die Heyne zu Ehren in der Societät der Wissenschaften gehalten, herausgegeben. S. d. Art. Philologie.

Hiatus ein dem Ohre mißfälliges oder die Aussprache erschwerendes Zusammentreffen zweier Vokale in zwei aufeinanderfolgenden Wörtern. Nur in seltnen Fällen beleidigt der Hiatus das Ohr und ist zu vermeiden. 2) Grosprecherei, Maulaufreißen; 3) derjenige Fehler in Schauspielen, wenn zwei oder mehrere Scenen nicht gehörig mit einander verbunden sind; 4) eine Lücke in einem Ganzen.

Hibernien, s. Irland.

Hibriden, Bastarde, nennt man bei lebendigen Geschöpfen die Thiere, welche aus der Vermischung zweier verschiedener Thiergattungen hervorgehen. Z. B. wenn Pferd und Esel, Fuchs und Hund, Wolf und Hund sich begatten und fruchtbar werden. Die Natur, welche stets ihre Geschlechter rein zu halten sucht, und es nicht leidet, daß die Kunst ihre Schranken durchbreche, und so neue Gattungen erzeugt werden, hat den Hibriden es versagt, wieder fruchtbar zu werden. Es giebt auch Hibriden-Pflanzen; sie entstehen auf dieselbe Weise. — Hibridisch, ein aus zwei Sprachen zusammengesetztes Wort.

Hidalgo, portugiesisch Fidalgo (eine andre Schreibart Hijodalgo, die auch den Ursprung des Wortes erklärt, den Hidalgo ist zusammengezogen aus Hijo, Sohn, und Algo, Vermögen, Reichthum), bezeichnet schlechthin einen Edelmann, Edelbürtigen. Diejenigen, welche zu dem hohen Adel Spaniens gehörten, führten vordem den Namen Ricos Hombres, die reichen Männer, der aber jetzt durch die Titel Herzoge, Marquis, Grafen u. s. w. verdrängt ist, und im Allgemeinen durch die Benennung Titulados betitelt ersetzt wurde. Unter den Mitgliedern des hohen Adels sind die Granden besonders durch die verschiedenartigsten Vorrechte ausgezeichnet, da sie theils zur königlichen Familie gehören, theils sich durch alten Adel und Güterreichthum vor den übrigen Ricos Hombres auszeichnen. Den mindern Adel Spaniens bilden die Cavalleros (Ritter), Escuderos (eigentlich Schildknappe, Diener einer vornehmern Dame; entspricht aber ganz dem englischen Esquire, ein Edelmann, der nicht Ritter ist) und die Hidalgos, deren es zwei Klassen gibt: Hidalgos de naturaleza, Edle von Geburt, und Hidalgos de privilegio, solche, die entweder die Adelsrechte vom Könige als Belohnung erhielten, oder dieselben sich erkauften. Diese letzte Klasse wird wenig geachtet, da überhaupt die Hidalgos, außer ihrem Ahnenstolze, der in Spanien besonders gehegt und gepflegt wird, im Leben der bürgerlichen Klasse fast ganz gleich stehen.

Hierarchie, s. Kirchenverfassung (katholische).

Hieres und Hierische Inseln. Hieres, Seestadt im franz. Dep. Var, Bezirk Toulon, an einer schönen, großen und sichern Bai des Mittelmeeres, mit schönen Gärten (in einem derselben 8000 Citronenbäume) und

6500 Einwohner, die viel Salz bereiten, und die schönsten Früchte in Frankreich ziehen. Die Stadt liegt amphitheatralisch auf einem hohen Felsen, auf welchem sich Trümmer eines alten Schlosses befinden. Sie erscheint von Aussen mit ihren weißen Häusern ansehnlich, ist aber im Innern schmutzig und verfallen, weil die reichen Einwohner sämmtlich außer den Ringmauern wohnen. Bachaumont und La Chapelle haben in ihrer bekannten dichterischen Reise den ewigen Frühling und die lachenden Gefilde der Gegend um Hieres schön geschildert, wo Pomeranzen, Citronen, Dattelpalmen reichlich gedeihen. An der Küste im Golfe von Toulon liegen die hierischen Inseln, Porquerolles, Port Gros, Levant und Bagueaux, vormals der äußerst schönen Agrumen wegen, die man daselbst fand, Goldinseln genannt, sind jetzt nackte Berge, fast ohne Baum und Strauch, und ohne Schutz gegen die sengende Sonnenhitze. Doch ist das Klima vortrefflich und die übermäßige Hitze wird durch die Seewinde etwas abgekühlt. Nur zwei dieser Inseln sind bewohnt.

Hiero I., der älteste Bruder Gelons (s. d. Art.), der ihm 478 v. Chr. in der Regierung folgte. Er wird von einigen Alten als ein vortrefflicher Fürst, von Andern aber als ein Tyrann geschildert. Im Anfange seiner Regierung hatte er vielleicht einen Anstrich von dem letztern; meistens aber verdient er das Lob des erstern. Bald nach dem Anfange seiner Regierung führte er einen langen Krieg mit dem Könige von Agrigent, Thrasydäus, weil er diesem den Rath gegeben hatte, seine Unterthanen besser zu regieren. Thrasydäus nahm dies so übel, daß er sogleich in das Gebiet von Syrakus einfiel. Es kam zu einer blutigen Schlacht, worin Hiero endlich siegte. Thrasydäus aber entleibte sich aus Verzweiflung darüber selbst. Die Agrigentiner erklärten sich für frei, und schlossen ein Bündniß mit Hiero. Dieser regierte bis 467 v. Chr., in welchem Jahre er starb. Er hinterließ den Ruhm, daß er, wenigstens zuletzt, einer der vortrefflichsten Fürsten von Syrakus war. Er war gerecht, gnädig, freigebig und ein Beschützer der Künste und Wissenschaften. Pindar und Simonides waren seine besten Freunde; Aeschylos fand, nachdem er Athen verlassen hatte, an seinem Hofe die Belohnung, die er verdiente. Auch Bakchylides und Epicharmus hielten sich an denselben auf.

Hiero II., König von Syrakus, ein Sohn des Hierokles und Abkömmling des großen Gelon. Als Jüngling focht er mit großer Tapferkeit unter dem Pyrrhus, der um diese Zeit Sicilien gegen die Karthaginenser beistand. Unter diesem bildete er sich zu einem sehr geschickten Feldherrn. Mit der Tapferkeit verband er auch die edelsten Eigenschaften, und sein schöner gesunder Körper und sein angenehmer Umgang machten dieselben noch liebenswürdiger. Nachdem Pyrrhus Sicilien verlassen hatte, erwählten ihn die Syrakusaner mit zu ihrem Heerführer. Er stellte die Ordnung in Syrakus, wo bisher alles in der größten Verwirrung gewesen war, so gut wieder her, daß man ihm aus Dankbarkeit die höchste Gewalt im Kriege und in Civilsachen übertrug, bis eine ordentliche Regierung wieder eingerichtet seyn würde. Syrakus hatte jetzt seine Streitigkeiten mit den Mamertinern, und Hiero agirte sehr glücklich gegen dieselben. Seine Siege brachten eine so günstige Stimmung gegen ihn hervor, daß er einstimmig zum Könige erklärt wurde. Schon war es so weit, daß die Mamertiner einen Frieden mit ihm schließen, und die Stadt Messana ihm übergeben wollten, als das Versprechen von Karthago, sie zu schützen, die Sache wieder rückgängig machte. Auch die Römer waren von den Mamertinern zu Hülfe gerufen worden, und da die Römer hörten, daß die Karthager sich in diese Sache mischen wollten, so beschlossen sie, diesen zuvor zu kommen, und sie von der Besitznehmung Messana's abzuhalten. Zu dem Ende schickten sie auch Hülfstruppen dahin

ab, welche die Mamertiner bereitwillig aufnahmen. Nun verbanden sich die Karthaginenser mit dem Hiero gegen die Mamertiner und Römer. Messana wurde von beiden belagert, und Hiero selbst von dem römischen Konsul Klaudius geschlagen. Weil die Karthaginenser ihn dabei nicht gehörig unterstützt hatten, so hob er das Bündniß mit ihnen auf, und schloß einen Frieden mit den Römern, die schon gegen Syrakus vorgerückt waren. An dem Kriege nahm sodann Hiero keinen weitern Antheil, außer daß er die Römer von Zeit zu Zeit mit Lebensmitteln versorgte. Er regierte seinen Staat die ganze Zeit des ersten punischen Krieges über in vollkommener Ruhe, und bemühte sich, das Glück seiner Unterthanen zu befördern. Alle innern Unruhen dämpfte er glücklich, beförderte vorzüglich den Ackerbau und verfaßte sogar eine Schrift über diesen Gegenstand, welche aber verloren gegangen ist. Er regierte noch im Anfange des zweiten punischen Krieges und blieb immer noch ein eifriger Freund der Römer, so daß er ihnen auch seine Flotte gegen die Karthaginenser anbot. Nach der Schlacht am See Thrasimenus ließ er den Römern durch eine Gesandtschaft seine aufrichtige Theilnahme an ihrem Unglücke bezeugen und schickte ihnen ein ansehnliches Geschenk an Getreide nebst dem Bilde einer Siegesgöttin von Golde. Ueberhaupt war er ein sehr freigebiger Fürst. Als ein Erdbeben die Insel Rhodus verwüstet hatte, schickte er den unglücklichen Einwohnern 100 Talente zum Geschenk. Unter ihm lebte auch der berühmte Archimedes, mit dessen Hülfe er eine große Anzahl von öffentlichen Gebäuden, Tempel, Palläste, Zeughäuser u. s. w. aufführen ließ. Auch bauete er sehr viele Schiffe, meistens zum Behufe des Getreidehandels. Eins derselben zeichnete sich besonders durch seine ungeheure Größe aus; er machte dem Könige Ptolemäus Philadelphus ein Geschenk damit. Den Römern blieb er selbst nach der Schlacht bei Kannä noch treu, obgleich die Karthaginenser große Verwüstungen in seinem Gebiete anrichteten, und sein eigener Sohn, Gelon, sich für die Karthager erklärte, der jedoch starb, ehe er etwas zu ihrem Vortheile unternehmen konnte. Bald darnach wurde auch Hiero, im 90. Jahre seines Alters und im 54. seiner Regierung, seinem Volke entrissen, das durch seine tiefe Trauer anzeigte, wie viel es an ihm verloren hatte. Die Krone von Syrakus erbte sein Enkel Hieronymus.

Hierodulen. Das Wort stammt aus dem Griechischen von ἱερος, heilig, und δουλος, Diener, her, und bedeutet Diener des Heiligen, Diener der Tempel; doch wurden mit diesem Namen nicht alle Tempeldiener belegt, sondern eine gewisse Gattung, die sich ausschließlich dem Dienste bei den Tempeln der Venus widmete. Ihr erster Ursprung war in Asien, und wurde durch den Naturdienst veranlaßt. Bekanntlich verehrte man dort in den ersten Jahrhunderten die Sterne, als das schaffende, zeugende, belebende Prinzip, und den Mond oder auch die Erde als das empfangende, gebärende und ernährende Grundwesen: dies dachte man sich personifizirt als Venus Urania, doch nicht in dem Sinne der hohen, himmlischen Unschuld und Reinheit der spätern Griechen. In den rohesten Zeiten wurden dieser Göttin Menschenopfer gebracht; ihre Verehrung verlangte das Leben der blühendsten und schönsten Jungfrauen; als im Fortgange der Cultur menschlichere Gesinnungen herrschend wurden und der Dienst der Götter kein Blut mehr forderte; aber auch zugleich, mit dem Verschwinden der Rohheit, eine neue Verfeinerung der Sitten, die bei den sinnlichen Asiaten in Sittenlosigkeit überging, eintrat, wurden aus diesen jungfräulichen Opfern Sklavinnen, die dem Heiligthume und den Lusthainen von frommen Gläubigen geschenkt oder auch aus dem Tempelschatze gekauft wurden. Außer den Dienst in den Hallen des Tempels zu leisten, mußten sie sich den Pilgrimmen und Anbetern der Venus Urania preisgeben. Der Lohn wurde zur Tempelkasse geschlagen. Strabo will in dem Heiligthums-Bezirke der Comanischen Göttin auf dem

Gebirge Cappadociens 6000 solche Hierodulen weiblichen und männlichen Geschlechts angetroffen haben. Von Asien kam dieser Venus-Dienst nach Griechenland; und vorzüglich berühmt war die Venus-Verehrung auf dem Berge Eryx in Sizilien. Eine Menge Hetären boten hier unter dem Namen Hierodulen ihre Schönheit feil.

Hieroglyphen, heiliges Bildwerk, Bilderschrift. Die Methode, Gedanken durch Bilder darzustellen, war die erste Schriftweise; so wie die Amerikaner, führte die Unbekanntschaft mit den Buchstaben auch die Aegypter auf die Hieroglyphen-Schrift. Man glaubt allgemein, sie seye eine Erfindung der ägyptischen Priester, die hinter allegorische Bilder die tiefen Geheimnisse ihrer Wissenschaft vor dem Volke verbergen wollten. Vorzüglich war es der P. Kircher, der diesen Irrthum seinem großen hieroglyphischen Theater zu Grunde legte, und stets hinter dem Schatten eines Traumes herlief. Nicht aus Geheimnißkrämerei erfanden die ägyptischen Priester die Bilderschrift; sondern die Nothdurft schuf sie zum öffentlichen Nutzen; Warburton hat dies hinlänglich bewiesen. Bei allen Nationen waren die Hieroglyphen im Gebrauche, um ihre Ideen in Bildern aufzubewahren und sie durch dieses Medium der Nachwelt zu übergeben; eine so allgemeine Uebereinstimmung kann man nicht für die Wirkung der Nachahmung, des Zufalls oder einer unerwarteten Begebenheit ansehen; es mußte ein allgemeines Bedürfniß seyn, was sie hervorbrachte. Die Noth sprach zu der groben Fassungs- und Darstellungskraft der Unkultivirten überall auf dieselbe Weise; daher suchten Chineser, Mexikaner, Skythen, Indier, Phönizier, Ethioper, Etrurier Bilder, um ihre Vorstellungen schriftlich auszudrücken. Was Bezug auf ihre Gesetze, Sitten, Gebräuche, Geschichte hatte, zeichneten sie hieroglyphisch auf, weil sie kein anderes Mittel hatten; dies beweisen die Obelisken, das Zeugniß des Proklus und Tacitus in der Reise-Beschreibung des Germanikus nach Aegypten; dies beweist auch die berühmte Inschrift auf dem Tempel der Minerva zu Sais; ein Kind, Greis, Falke, Fisch und ein Seepferd drückten den moralischen Satz aus: Ihr, die ihr in die Welt tretet, und aus ihr gehet, wißt, daß die Götter die Zügellosigkeit hassen. Aus dem Horapollo, der einige dieser groben Versuche der ägyptischen Bildersprache erklärt hat, ersieht man, wie dürftig, mangelhaft und ganz ein Kind der beginnenden Kultur sie ist. Die Aegyptier trieben die Hieroglyphen-Sprache am weitesten; ihre Säulen, Obelisken, Tempelmauern, Paläste, Grabmäler wurden damit bedeckt; Zoega hat allein bei 1000 Charaktere zusammengebracht; sie schrieben ihre Geschichte, Moral, Staatsgesetze ꝛc. hieroglyphisch. Sie bedienten sich hauptsächlich 2 Arten der Hieroglyphik, indem sie entweder den ganzen Gegenstand oder einen Theil für denselben setzen, oder durch Analogien und Allegorien die Vorstellung ausdrückten. Die erste Art hieß die kyriologische Hieroglyphik; die andre, die tropische, z. B. der Mond als Halbzirkel dargestellt, ist kyriologisch; als Hundskopf tropisch. Oft waren die tropischen Bilder weit hergeholt, die Figur stand mit der Vorstellung, dessen Ausdruck sie seyn sollte, in dunkler Verbindung, und ihre Beziehungen auf einander waren geheimnißvoll und räthselhaft; diese Hieroglyphen wurden die symbolischen genannt: Zoega nennt sie die änigmatischen, z. B. Aegypten wurde symbolisch durch ein Krokodil, ein angezündetes Rauchfaß mit einem Herzen drüber vorgestellt. Zoega, der die erste Art in Kyriolagika, in der ganze Gegenstände der Natur und Kunst ohne anderweitige Bedeutung, abgebildet werden, und in Kyriologumena theilt, in der eine Eigenschaft den sinnlichen Gegenstand, repräsentirt, als ein Kreis die Sonne, hat noch eine 3te Art der Hieroglyphen-Sprache angegeben, die phonatische, oder Worthieroglyphen, wo das Bild der Bedeutung, die an sich das Wort hat, mit welchem der abgebildete Gegenstand bezeichnet ist, oder der Aehnlichkeit des

Lautes entspricht, z. B. Baieth Habicht, stellt die Lebenskraft, oder nach ägyptischer Meinung, die im Herzen wohnende Seele vor, weil Bai, Seele, Eth, Herz und die Verbindung beider Habicht ausdrückt. Im Laufe der Zeit verschwand die ursprüngliche Einfachheit aus der Bildersprache, die sich immer mehr symbolisch gestaltete und endlich zu einem wahren Räthsel wurde. Nach Erfindung der Buchstabenschrift aber verlor sie sich in der bürgerlichen Gesellschaft so sehr, daß das Volk fast gänzlich die Bedeutung der Bilder vergaß und sie in den Alleinbesitz der Priester kam, die Muße und Interesse hatten, sie aufzubewahren. Die vor der Buchstabenschrift gesammelten wissenschaftlichen Kenntnisse, die Geschichte der Nation, ihre Religion und Staatsverfassung lagen in den Hieroglyphen verhüllt. Die Erkennung ihres Sinnes mußte also der Priesterkaste in vieler Rücksicht ein Uebergewicht ertheilen. Die symbolische Darstellung religiöser Ideen ward bei den Aegyptern zur Quelle ihres später so vernunftlosen Thierdienstes. Die Geschichte ihrer großen Gottheiten, die Biographien ihrer Könige und Gesetzgeber waren in Thiergestalten und andern Abbildungen der Hieroglyphen-Sprache anvertraut worden; das Volk, dem die Bedeutung verloren gegangen war, nahm bald das Symbol für das Wesen, trug die Verehrung, welche es diesem darbringen sollte, auf jenes über, und so wurde das symbolische Thier zum Gotte. Die Hieroglyphen schrieben ihren Ursprung aus der Vorzeit her, und erhielten schon hierdurch den Charakter der Heiligkeit. Heilig und ehrwürdig ist dem Volke Alles, was aus dem grauen Alterthume stammt; ihr Ansehen vermehrte sich noch durch das geheimnißvolle Dunkel, was ihren Sinn umgab, und daß nur Eingeweihte ihn erklären konnten.

Hieronymiten, Ordensleute von verschiedenen Classen oder Congregationen. Die von der ersten heißen Eremiten des heiligen Hieronymus, sind aus dem dritten Orden des heiligen Franziskus entsprossen und wurden 1374 vom Papst Gregor XI. bestätigt. Sie haben die Regel Augustinus, tragen ein braunes Scapulier, nebst einer kleinen Kapuze und einem Mantel von gleicher Farbe, und haben den heiligen Hieronymus zum Schutzpatron. Die zweite Congregation heißt Eremiten des heiligen Hieronymus von der Observanz und folgt einer vom heiligen Hieronymus eingerichteten Regel. Diese beiden sind vornehmlich in Spanien ausgebreitet, aber die dritte Congregation, welche keinen besondern Namen hat, besitzt auch Ordenshäuser in Italien und Tyrol. Der Orden hat niemals nach politischer Größe getrachtet, stets die Jugend zur Arbeitsamkeit erzogen und der Menschheit vorzüglich nützliche Wissenschaften gelehrt und verbreitet. Vergl. den Artikel Orden (geistliche).

Hieronymus der Heilige einer der gelehrtesten lateinischen Kirchenväter, geboren 331 zu Stridon, einer Stadt in Pannonien, ward früh zur Frömmigkeit angehalten, und in den katholischen Lehren sorgfältig unterrichtet. In Rom lernte er die schönen Wissenschaften beim Grammatiker Donatus; auch hörte er Vorlesungen über Philosophie, Mathematik und Astronomie. Nach seinem eigenen Bekenntnisse widerstand er den Lockungen des üppigen Lebens in Rom nicht; doch scheint, daß er nicht lange im Bösen beharret sey. Mit seinem Freunde Bonosus reiste er nach Trier, wo er den Entschluß faßte, der Welt ganz zu entsagen und sich der Andacht und dem beschaulichen Leben als Einsiedler zu widmen. Nach seiner Rückkehr in Rom wurde er zu Zeit des Papstes Liberius 366 getauft. Nach einem langen Aufenthalte in Aquileja beschloß er, in die Wüste Asiens zu ziehen. Er ging in die nach der syrischen Stadt Chalcis genannte Scheidewüste zwischen Syrien und Arabien, wo er mehrere Jahre als Einsiedler die härtesten Arbeiten und Abtödtungen übte; dabei aber auch fleißig den exegetischen Studien oblag. 378 begab er sich aus seiner Einsamkeit nach Antiochia, und nahm die

Prieſterweihe, jedoch mit ausdrücklich erklärter Bedingung, an keiner beſonderen Kirche angeſtellt zu werden, weil er die Freiheit nicht aufgeben wollte, in der Wüſte als Mönch leben zu dürfen. Wir wiſſen nicht, wie lange er zu Antiochien blieb, ſehen aber, daß er zu Konſtantinopel war während der Zeit, die der heil. Gregor Nazianz dort zubrachte. Gegen Ende 382 reiſte er nach Rom, wo er in Geſchäften der Kirchenverſammlung arbeitete, und vom Papſt den Auftrag bekam, eine neue lat. Ausgabe des neuen Teſtaments zu beſorgen. Auch überſetzte er die Pſalmen in Latein. Seine lat. Bibelüberſetzung liegt der Vulgata zu Grunde, und ſeine Commentare gaben dem Bibelſtudium neuen Schwung. Die ſtrenge Lebensweiſe, welche Hieronymus zu Rom führte, der Ruf ſeiner Beredſamkeit, der weite Umfang ſeiner Kenntniſſe, und insbeſondere ſeine Schriftkunde erwarben ihm viele Bewunderer Jünger und Jüngerinnen, auch unter den vornehmſten Matronen, die Licht und Erbauung bei ihm ſuchten. Unter dieſen befanden ſich die h. Aſella, Marcella u. A.; mit keiner der röm. Matronen ſtand er aber in engerem Bunde der Freundſchaft, als mit der h. Paula. Dieſe zog ihm auch nach Paläſtina nach (386), wo ſie in der Nähe von Bethlehem von ihrem in Rom verkauften Vermögen ein Kloſter bauen ließ. Hieronymus lebte zu Bethlehem in einer kleinen Zelle, in ſchlechtem Gewande gekleidet, ſich nach äußerſter Nothdurft nährend von Kräutern und Brot, ſtrenger Abtödtung und raſtloſer Arbeit obliegend. So lebte er bis an ſeinen Tod 420. An den meletianiſchen, origeniſtiſchen und pelagianiſchen Streitigkeiten nahm er thätigen Antheil; überall verfocht er die Lehre der katholiſchen Kirche mit Eifer und Geſchicklichkeit. Im Streit mit Jovian und Vigilantius, die das aſcetiſche Leben der Mönche bekämpften, zeigte er mehr Feuer als Reife des Urtheils. Stolberg ſagt eben ſowahr, als trefflich von ihm: Er war einer von jenen Männern, welche Kraft, Feuer, ungemeine, mit Kenntniſſen bereicherte Geiſtesgaben, den Beruf mächtiger Wirkung auf Andere zu verleihen ſcheinen, und denen auch raſtloſe Thätigkeit und glühender Eifer in ihren Beſtrebungen einen ausgebreiteten Wirkungskreis zum Bedürfniß machen. Er hat daher, wiewohl er nicht Biſchof war, weit mehr als viele Biſchöfe gewirket, und ſeine unleugbaren Verdienſte um die katholiſche Kirche hat dieſe dankbar anerkannt, daß ſie ihn zu den Heiligen zählt und als großer Kirchenvater verehrt. Jedoch war Hieronymus nicht tadellos, und die ernſte Geſchichte darf ſeine Fehler weder verſchweigen, noch vielweniger beſchönigen. Nicht ſelten ließ er ſich von ſeiner natürlichen Herbe, leidenſchaftlichen Heftigkeit und Eiferſucht hinreißen, ſo daß er nicht in ſo reinem Glanze der Gemeine Gottes vorleuchtete, wie viele andere heilige Männer. Die beſte Ausgabe ſeiner Werke iſt die von Martianay und Pouget 1693 — 1706. 5 Bd. Fol.

Hieronymus von Prag, der treue Freund und Leidensgenoſſe des berühmten Joh. Huß (ſ. d. Art.). Er hatte auf den Univerſitäten zu Prag, Paris, Köln und Heidelberg ſtudirt, und warb 1399 Magiſter der freien Künſte und Baccalaur der Theologie. Er war ein Mann von großer Gelehrſamkeit und Bildung, und ſo berühmt, daß ihn 1410 Wladislaw I., König von Polen, zur Einrichtung der Univerſität nach Crakau berief, und Siegmund von Ungarn ihn nach Ofen kommen ließ, um ihn predigen zu hören. Da er aber Anhänglichkeit an den ketzeriſchen Lehren des engliſchen Gottesgelehrten Johann Wiklef verrieth, ſo wurde er in Wien in Verhaft genommen, aus welchem ihn aber die Prager bald befreiten. Er begab ſich nun nach Prag und unterſtützte dort mit aller Kraft des Wortes und der That die kühnen Reformationsverſuche ſeines Freundes Johannes Huß, der in Wiklefs Geiſt gegen den Mißbrauch der kirchlichen Gewalt, die Ausartung ihrer Diener und die Unzweckmäßigkeit vieler Ceremonien eiferte. Hieronymus übertraf den Johann Huß noch an Gelehrſamkeit, und ſeine Bered-

samkeit war feuriger; dagegen stand er ihm nach an Mäßigung und Besonnenheit. Kurz nach der Verhaftung seiner Freundes Huß auf dem Concilium zu Kostniz, wurde auch er als Ketzer gefangen genommen und in Ketten nach Kostniz geschleppt, wo er länger denn ein Jahr in einem finstern Kerker schmachtete. Sein Leiden jedoch brach nicht seine Kraft und seinen Muth; in einem Verhöre am 26. Mai 1410 beharrte er standhaft in den Grundsätzen von Wikief und Huß, und vertheidigte sie mit einer so edlen Freimüthigkeit und einer so feurigen Beredsamkeit, daß ihm selbst seine Feinde ihre Bewunderung nicht versagen konnten. Allein dem Feuertode, zu dem er von der Kirchenversammmlung verdammt ward, konnte er nicht entgehen, und am 30. Mai 1416 bestieg er mit erhabener Ruhe des Herzens, das seine zu Gott gerichteten Gefühle in einem freudigen Gesange ergoß, den Scheiterhaufen.

Hierophant, s. Eleusinische Geheimnisse.

Highwaymen nennt man in England die Banden von Räubern, die ihr Handwerk auf den königlichen Landstraßen treiben. Sie haben unter sich eine Art von Innung errichtet, rauben und theilen den Raub nach gewissen Gesetzen, und bilden eine Gesellschaft, die nach bestimmten Formen regiert wird. Sie theilen sich sogar in Klassen, unter den die eine ein größeres Ansehen hat, als die andere. Die Geachtetsten unter ihnen sind die bewaffneten Räuber zu Pferde; weniger geachtet sind die, welche es zu der Auszeichnung noch nicht gebracht haben und zu Fuße rauben; die Haus- und Taschendiebe und die andern kleinen Schnapphähne bilden die Canaille, auf die der Raubreiter mit Hochmuth herabsieht.

Hilarius (der heilige), Bischof zu Poitiers, wo er im vierten Jahrhunderte aus einem edlen Geschlechte von heidnischen Eltern entsprossen. Er hatte einen vielumfassenden, lebhaften und feurigen Geist, den er von Jugend an mit den Schriften des Alterthums nährte und bildete. Des ernsten Jünglings Durst nach Erkenntniß ward durch sie erregt, aber gestillt erst durch Lesung unsrer heiligen Schriften, und er und seine Gattin nebst Tochter bekannten sich zum christlichen Glauben. Der Ruf seines sittlichen Wandels, verbunden mit seiner Gelehrsamkeit, bewog das Volk zu Poitiers, ihn auf den bischöflichen Stuhl zu erheben. Mit dieser Würde bekleidet, zeichnete er sich bald in den arianischen Streitigkeiten als einen muthigen und geschickten Vertheidiger des katholischen Glaubens aus, und erwarb sich dadurch den Namen eines Erhalters der reinen Lehre, für die er Vieles dulden mußte, und nach Phrygien ins Exil verwiesen wurde. So kühn Hilarius sich, als Vertheidiger der Wahrheit, in seinen Schriften zeigte, so schonend waren seine Grundsätze milder Duldsamkeit; er hielt es für erlaubt, mit Irrgläubigen, selbst mit den Arianern, in den Kirchen zu beten und ihnen den Gruß des Friedens zu geben. Er starb 368, nachdem er 355 die ersten Hymnen in lateinischen Versen und die Melodien dazu verfertigt hatte. Seine sämmtliche Werke gaben heraus: Erasmus, Basel 1533, Fol.; Scipio Maffei, Verona 1730, 2 Bde. 8.; Venet. 1750, 2 Bde. Fol. Fr. Oberthür, Würzburg 1768, 3 Bde. 8.

Hildburghausen, eines der sächsischen Herzogthümer, zusammengesetzt aus einem Theile des ehemaligen Herzogthums Coburg und der Grafschaft Henneberg, führte den Namen von seiner Hauptstadt, die der fränkische König Childebert, Klodowigs Sohn, gegründet haben soll. Die Stadt und ihr Bezirk, so wie Heldburg, Eisfeld und Königsberg, kam durch Heirath an den Burggrafen von Nürnberg, und später, ebenfalls durch Heirath, an Sachsen. Unter Ernst, dem sechsten Sohne von Ernst dem Frommen, wurden sie ein selbstständiges Fürstenthum, das 1683 durch das Amt und die Stadt Königsberg vergrößert wurde. Hildburghausen ward

nun die Residenz des Fürsten Ernst, der seine Herrschaft nach Beendigung des Coburgischen Erbfolgestreites noch über das Amt Sonnefeld, Behrungen, die Eilsterschen Lehne und den Hof Militz erweiterte. Sein ältester Sohn Ernst Friedrich I., der ihm in der Regierung folgte, hinterließ bedeutende Landesschulden, die bis 1769 so sehr angewachsen waren, daß eine kaiserliche Debitkommission, unter dem Vorsitze des Prinzen Joseph Friedrich von Hildburghausen, den Auftrag erhielt, das zerrüttete Finanzwesen wieder in Ordnung zu bringen. Der jetzige Herzog Friedrich regierte seit 1780, und stand anfangs unter der Vormundschaft seines Urgroßoheims, des Prinzen Joseph Friedrich, der 1787 starb. Friedrich gab seinem Lande eine weise Verfassung, und beschränkte das herzogliche Schuldenwesen durch das Patent vom 26. April 1820, überließ die Nutzung der Posten dem Fürsten von Thurn und Taxis durch Vertrag vom 1. Okt. 1817 gegen Rekognition, verbesserte Schulwesen und Landstraßen, und stellte ein Beispiel einfacher und wohlfeiler Staatsverwaltung eines kleinen Staates auf. Das Herzogthum enthält auf 11 □ Meilen 29.700 Einwohner. Es liegt am südlichen Fuß des thüringer Waldes und an den Flüssen Werra und Rodach. Die jährlichen Einkünfte betragen 200.000 Gulden. Die Hauptstadt und Residenz des Herzogs Hildburghausen liegt an der Werra, hat 390 meist schöne Häuser, und 3600 Einw., ein schönes Residenzschloß mit Schloßgarten, ein Schullehrerseminarium und geschätztes Gymnasium. Auf dem Rathhause sitzen die Landeskollegien.

Hildebrand, s. Gregor VII.

Hildesheim, an der Innerste, mit 11.000 Einwohnern, ist mit Mauern und Gräben versehen, und besteht aus der Altstadt und Neustadt, hat 7 Thore, ein Schloß, Kathedrale, worin sich die Irmensäule befindet, 4 andere katholische Kirchen, 3 Waisenhäuser, 18 Hospitäler, mehrere öffentliche Gebäude, einen katholischen Bischof mit seiner Officialate und Generalvikariate, Landesbehörde, kath. Seminarium, kath. und luth. Gymnasium, zweckmäßig eingerichtete Zwangsanstalt, Industrie- und Armenschule, Manufakturen in Leinwand und Zwillig, Stärkefabr., Tabaksfabriken, Seifensiederei Wachslichterfabr. Vor der Stadt liegt der als eine Vorstadt angesehene Moritzberg. Das ehemalige Bisthum, jetzt hannoverische Fürstenthum Hildesheim enthält auf 40 □ Meilen 129.000 Einwohner und wird von der Leine, Oker, Innerste und Fuse durchströmt. Vergl. d. Art. Hannover. Das Bisthum ist von Ludwig dem Frommen 822 gestiftet worden. 1519 begann der Bischof Johann IV. mit Heinrich dem Jüngern von Braunschweig die berühmte Stiftsfehde, die aber für den Bischof einen so unglücklichen Ausgang hatte, daß er in die Acht erklärt, und bloß die Domprobstei und die Aemter Steuerwald, Marienburg und Peina behielt. Hildesheim blieb nun unter Braunschweig bis 1643, in welchem Jahr der Bischof Ferdinand nach einem mit den Herzogen von Braunschweig-Lüneburg geschlossenen Vertrag das sogenannte große Stift bis auf die Aemter Lutter am Barenberge, Dachtmissen, Coldingen und Westerhofen zurückerhielt. 1802 nahm der König von Preußen das Land in Besitz; 1807 vereinigte es Napoleon mit Westphalen, und 1814 kam es nach dem Frieden und dem Cessionsvertrage Preußens an Hannover.

Hill (Aaron), Esq., berühmter Dichter, geb. in Willshire 1634, unternahm eine Reise in die Levante und durch einen großen Theil von Europa und gab nach seiner Rückkehr 1709 eine Geschichte des ottomanischen Reichs heraus, der bald mehrere dramatische Stücke folgten, die seinen Ruf auch außer England verbreiteten. Er starb zu London den 8. Jan. 1749. Seine sämmtliche Werke, von denen sich sein Lehrgedicht the art of acting auszeichnet, erschienen London 1753, 4 Bde. 8. — 2) Sir John, Aufseher über den königlichen Garten zu Kew, geb. 1717, sollte Apotheker wer-

den, legte sich aber bald nur auf Botanik, ohne darin eine Anstellung finden zu können, weil seine Ausschweifungen und Thorheiten ihm immer in den Weg traten. Erst gegen das Ende seines Lebens (1772) erhielt er die angeführte Stelle und starb den 21. Novbr. 1775. Er hinterließ mehrere botanische Werke, unter denen sich besonders seine Naturgeschichte der drei Reiche, 3 Bde. Fol. und sein System vegetal, 2 Bde. Fol. auszeichneten. Auch schrieb er einige Romane.

Hiller (Joh. Adam), geb. zu Wendischossig bei Görlitz 1728, wo sein Vater Schullehrer war, bildete sich zu Görlitz und auf der Kreuzschule zu Dresden nicht nur für die Wissenschaften, sondern auch für die Musik zur Universität Leipzig, wo er, neben den Rechten, diese Kunst fort trieb und sich dadurch den nöthigen Unterhalt erwarb. Von 1754 bis 1760 ward er Hauslehrer beim jüngern Grafen von Brühl, besuchte mit seinen Zöglingen Leipzig zum zweiten Mal, mußte aber wegen Ausfällen von Hypochondrie diese aufgeben, verdiente sich, was er brauchte, durch die Herausgabe eines Journals, musikalischer Zeitvertreiber genannt, das Erste in seiner Art, und wurde 1764 als Direktor des sogenannten großen Leipziger Concerts angestellt. Durch Einführung deutscher Opern machte er sich um Deutschland, durch bessere Ordnung, die er bei den schon genannten Concerten einführte, wie durch Errichtung einer Singschule für Frauenzimmer um Leipzig sehr verdient. 1789 erhielt er, an Doles Statt, die Stelle ein Cantors und Musikdirektors an der Thomasschule in Leipzig, wo er an glänzlicher Entkräftung starb. Man hat von ihm mehrere Opern, deren meiste Arien von der Bühne sich in das Volk verliefen und gern gesungen wurden, z. B. die Jagd, die Jubelhochzeit, die Liebe auf dem Lande, der Erntekranz u. s. w.

Hiller (Joh., Freiherr von), östreichischer Feldmarschall-Lieutenant, diente anfangs in der Artillerie und brachte es durch seine Verdienste bis zum Range eines Generals. Im Kriege von 1809 befehligte er mit dem Erzherzog Ludwig die Kolonne, welche am 20. April 1809 den Kaiser Napoleon schlug; allein er war glücklicher bei Neumark an der Rott (24 April) gegen die Herzoge von Montebello und von Istrien und bewies bei und in Ebersberg, bei Aspern und Eßlingen (s. d. Art.) die heldenmüthigste Tapferkeit. Seine Kolonne eroberte Aspern und führte so den Sieg herbei. 1813 befehligte die östr. Armee in Italien, mit der er bis Vincenza vorrückte, worauf er den Oberbefehl an den General Grafen von Bellegarde abgab und zur großen österreichischen Armee in Frankreich versetzt wurde, wo er trefflich die Plane unterstützen half, die endlich die Absetzung des Kaisers Napoleon zur Folge hatten. Seit 1814 war er kommandirender General in Gallizien und Präsident des militärischen Gerichts zu Lemberg und starb 1819.

Himalaya-Gebirge, s. Hindustan.

Himmel, nach der populären Eintheilung der Welt in Erde, Meer und Himmel, der obere Luftraum, sonst auch, in einem metaphorischen Sinne, der Aufenthaltsort der Gottheit und der Frommen nach dem Tode, in dieser Bedeutung auch das Empyreum genannt, von dem reinen Lichtglanze, der nach der sinnlichen Vorstellungsweise der alten Welt in diesen Gegenden herrschen soll. Nach den Vorstellungen alter Philosophen bildete der Himmel eine Hohlkugel um die Erde, daher noch bei Ovid: „die Erdlast vom Himmel umschlossen." Anaximander und nach ihm Andere nannten den Inbegriff aller entstandenen Dinge auch Himmel. Die Poesie und Philosophie der Morgenländer sprechen von sieben und mehrern Himmeln, von denen sie den obersten der Gottheit zum Sitz anweisen. An jeden derselben versetzen sie einen der 7 Planeten; ein achter Himmel ist nach Einigen für die Fixsterne. Ptolemäus fügte einen neunten hinzu, den er das Primum mobile nannte; König Alphons von Portugal gab ihnen noch zwei höhere von Krystall bei,

um die Unregelmäßigkeiten in der Bewegung der andern auszugleichen. Ein zwölfter empyräischer Himmel ward endlich, als Wohnsitz der Gottheit, um das Ganze gezogen. Andre gingen noch weiter. So nahm Eudoxus (griech. Philos. um 360 v. Chr.) 23, Kalippus (griech. Astron. um 320 v. Chr.) 30, Regiomontanus (eigentl. Jo. Müller, † 1457 zu Rom) 33, Aristoteles 47, Fracaster († 1553 bei Padua) 70 Himmel an. — Himmelfahrt Christi gehört als erzählte Thatsache zu den historischen Glaubensartikeln der Christen, welche die Person und die Schicksale Jesu betreffen. Als Vernunftidee kann sie nichts anders bedeuten, als den Uebergang in den Zustand der Vollendung, in die Gemeinschaft mit allen Seligen. Es ist genug für den Christen, an diese Vollendung Jesu zu glauben, ohne über das unerklärbare Wie zu grübeln, zumal da die beiden Jünger, die Augenzeugen derselben waren, besonders dem Johannes, dem Alles so wichtig ist, was zur Ehre seines Freundes dienen kann, ihrer mit keinem Wort erwähnen, und Markus und Lukas nur als mittelbare Zeugen betrachtet werden können, überdem die Apostel sich in der Folge mehr auf seine Auferstehung, als auf seine Himmelfahrt berufen.

Himmel (Friedr. Heinr.), königl. preußischer Capellmeister, wurde zu Treuendriezen in der Mark Brandenburg geboren. Seine Eltern waren unbegütert, und bestimmten ihn zum Theologen. Schon hatte er sein Studium vollendet, und begab sich nach Potsdam, um sich zum Antritt einer Feldpredigerstelle examiniren zu lassen; als ihn Friedrich Wilhelm II., der Himmels Fertigkeit auf dem Fortepiano erfuhr, zu hören verlangte, und mit seinem Spiele so zufrieden war, daß er ihn zu seinem Capellmeister ernannte. Schon frühe hatte sich Himmels Genie für den Gesang und das Klavierspiel gezeigt; seine musikalischen Studien hatte er unter dem vortrefflichen Capellmeister Naumann in Dresden vollendet, dem er die Gründlichkeit, Reinheit des Satzes und überhaupt Alles, was man in der Kunst gute Schule nennt, verdankt. Reisen und anhaltendes Studium der berühmtesten Meister bildeten ihn aus. Als Capellmeister begründete Himmel theils durch sein meisterhaftes Clavierspiel, theils durch seine Compositionen sowohl im Kirchen- als im Opernstyl seinen Ruf. Die berühmteste Composition, die er für das Theater gemacht hat, ist seine Oper Fanchon, das Leiermädchen, die sich zwar durch Lieblichkeit, Leichtigkeit und charakteristische Musik, die aus jeder einzelnen Person in Klarheit hervortritt, empfiehlt, jedoch unsern großen und genialen Musikwerken nicht an die Seite zu setzen ist. Als Kirchenkomponist hat er vorzüglich durch seine Trauerkantate zur Begräbnißfeier Friedrich Wilhelms II. seinen Ruhm begründet, sie ist durchaus in einem edlen, einfachen Styl geschrieben. Auch durch seine Liederkompositionen hat er sich unleugbare Verdienste erworben. In allen seinen Kompositionen spricht sich eine Leichtigkeit des Gemüthes aus, die gewohnt ist, das Leben als ein schneller Vorüberflug zu betrachten. Alles athmet ein fröhliches Leben, Alles tritt hell, freundlich hervor, überredet leicht, süß, und geht einschmeichelnd zum Gemüth. Im Umgange paarte er eine außerordentliche Gewandtheit mit seltener Herzlichkeit, die Zutrauen verlangt, giebt und erregt. Heitere Lebensansicht, Witz, frohe Laune und eine edle Freimüthigkeit sind die Hauptzüge seines Charakters. Er starb in Berlin 1814 an der Wassersucht in seinem 50. Lebensjahre.

Himmelskugel (künstliche), s. Globus.

Hindenburg (Carl Friedrich), geb. zu Dresden 1739, wo sein Vater ein Kaufmann war, studirte zu Leipzig Medicin, Philosophie, Physik und Mathematik, wurde dann Hauslehrer bei einem jungen Herrn von Schönberg, mit dem er Leipzig zum zweiten Male besuchte, sich hierauf zu Leipzig 1771 habilitirte und von dieser Zeit an, bis an seinen Tod (1808), als Professor der Philosophie und Physik sowohl, als durch seine vielen Schriften unendlich viel Gutes wirkte. S. Combination.

Hinduſtan (das Land der Hindus), oder die Halbinſel diesſeits des Ganges, das dieſeitige Indien, auch wohl Vorder-Indien genannt. Dieſes Land bildet ein großes nach Süden geſtrecktes Dreieck, welches ſich zwiſchen dem 93° und 110° O. L. und von dem 8° bis 32° N. Br. erſtreckt. Der Flächeninhalt mag an 60.000 Q. M. betragen. Von N. nach S. beträgt die größte Länge etwa 380 M., die größte Breite aber etwa 300 M. Seine jetzigen Gränzen ſind in N. die große Kette des Himalaya, welche es von den Bezungen der Chineſen trennt, im W. Beludſchiſtan und Afghaniſtan; ſchon lange iſt hier der Sind nicht mehr die Gränze, obgleich er es der Natur des Landes und der Bewohner nach ſeyn ſollte; im O. die Halbinſel jenſeit des Ganges, doch macht auch die Mündung dieſes Fluſſes oder vielmehr der Lauf des Bramaputrem nicht mehr die Gränze, welche vielmehr ſich viel weiter öſtlich erſtreckt. Die ſüdlicheren Theile des Dreiecks werden weſtlich vom arabiſchen Meere und öſtlich vom Meerbuſen von Bengalen oder vom indiſchen Ocean umfloſſen. Die Natur ſelbſt hat dieſes große Land in zwei deutlich geſonderte Theile getrennt, nemlich das eigentliche Hinduſtan oder die nördlichen Gegenden und die ſüdlichere, eigentliche Halbinſel oder Dekan, welche durch Niederungen und Wüſten von einander geſchieden ſind. Im Norden von Hinduſtan erheben ſich die höchſten Gebirge der Erde, der Himalaya, im Ganzen von N. W. nach S. O., doch in der Mitte etwas nach S. hinaustretend. Sie fallen in vielen parallelen Gebirgszügen, die immer niedriger werden, nach Süden ab; ihr Fuß iſt mit einem breiten Gürtel der tiefſten Wälder umgeben, bis ſie die Ebene erreichen, wo der Ganges und ſeine zahlreichen Nebenflüſſe ſich nach O. fließend in den bengaliſchen Meerbuſen ergießen. An ihren Ufern herrſcht überall die größte Fruchtbarkeit; weiter ſüdlich aber erſtreckt ſich vom Sind bis an den bengaliſchen Meerbuſen eine wüſte und öde Niederung; weſtlich eine völlige unwirthbare Sandwüſte, öſtlich mehr ſteinig, aber doch auch wenig bewohnt. Im Süden dieſer Wüſten erhebt ſich das eigentliche ſüdliche Dreieck, Dekan, welches inſelartig vom Meer und jenen Wüſten umgeben iſt. Die ganze Mitte von Dekan wird von einer wenig fruchbaren Hochebene eingenommen, deren höchſter von N. nach S. ſich ziehender Rand, die Gant-Gebirge, der weſtlichen Küſte in geringer Entfernung, höchſtens 14 M., parallel läuft; ihr weſtlicher Abhang iſt ſehr ſteil und herrlich bewaldet, kann aber nur geringen Flüſſen von kurzem Laufe den Urſprung geben; die weſtliche Meeresküſte iſt meiſt ſandig. Nach Oſten fällt die Hochebene ungleich milder ab, daher hier auch die einzigen größern Flüſſe Dekans. Im Süden dieſer Hochebene, etwa unter dem 10°, durchſchneidet ein tiefes, ſchön bewaldetes, 3 M. breites Thal, Gap genannt, das Land von einem Meere zum andern. Die äußerſte ſüdliche Spitze bis zum Cap Comorin erfüllt das Gebirge von Trovancore. Der Nordrand von Dekan wird durch das wilde und faſt unzugängliche Gebirge Vindhyan gebildet. Die Oſtküſte von Dekan iſt überall flach und der Schifffahrt ſehr gefährlich. Die Weſtküſte hingegen hat beſſere Häfen. Das Ganze dieſer ungeheuren Gebirgsmaſſe bedeckt von W. nach O. an 30 Längengrade, und vor N. u. S. 60—70 M., alſo ein Alpland von 30.000 Q. M. (beinahe 3mal ſo groß als Frankreich). Am beſten unterſcheidet man daran folgende 4 Haupttheile: 1) In der Mitte dieſes langen Zuges, etwa zwiſchen dem 95—100° O. L. das Himalaya-Gebirge im weitern Sinne, denn im engern verſteht man darunter nur den höchſten Theil an den Quellen des Indus und Ganges, wo die höchſten Gipfel Gangoutri und Jamautri (unter 31° N. B. und 96—97 O. L.) nahe bei einander liegen; ihre Höhe iſt noch keineswegs genau gemeſſen, und die Angaben wanken zwiſchen 20—25 ja 26.000 F.; wahrſcheinlich ſind ſie die höchſten Berge der Erde. 2) Die öſtliche Fortſetzung des Himalaya bis in die öſtliche Halbinſel, dies iſt das Gebirge

Kentaisse. 3) Die nordwestliche Verlängerung des Himalaya ist das Gebirge Hindu-Kosch, auch der indische Kaukasus genannt, welcher das schöne Thal von Kaschemir enthält. An diesen schließt sich noch weiter westlich, aber weit niedriger 4) der Paropamisus der Alten oder die Ghaur-Gebirge. Ob vom Himalaya sich noch ein nordöstlicher Zweig, der Mustag (d. h. Schneeberg), in uns unbekannte Wüsten nördlich von Kl. Tibet zieht, ist kaum mit Gewißheit zu bestimmen. Was die Alten Imaus (s. d. Art.) nannten, war wohl nicht dieser oder jener bestimmte Theil dieses Gebirges, sondern vielmehr der allgemeine Name des ihnen nur dunkel bekannten Riesengebirges Indiens. Uebrigens ist Imaus wohl der nemliche Name wie Himalaya, und dieser so wie Kentaisse und Mustag bedeuten in verschiedenen Sprachen immer nur Schneegebirge. Drei Hauptströme entfließen dem Himalayagebirge. 1) Der Ganges (s. d. Art.). 2) Der Burremputer (auch Bramaputrem) noch mächtiger als der vorige, entspringt auf der N. O. Seite des Gebirges, durchbricht die Gebirgsreihen von Tibet, wo er Tsampa heißt, fließt zuerst nach S. O., wendet sich dann nach S. W., und vereinigt sich endlich mit dem Ganges; zusammen heißen sie nun Megna oder Padda, und bilden, indem sie sich in tausend verschiedene Arme theilen, ein ungeheures Delta, welches am Meeresufer 40 M. breit ist. 3) Der Sind oder der Indus der Alten, von jeher und ganz naturgemäß als die westliche Gränze Indiens betrachtet. Er entspringt ebenfalls im N. Abhange des Himalaya, im westlichen oder Kl. Tibet, fließt anfänglich mit dem Gebirge parallel in N. W. Richtung, bricht dann zwischen Himalaya und Hindi-Kosch durch, empfängt von der rechten Seite den Kabul, und fließt dann in der Ebene meist in mehrere Arme getheilt, beinahe ganz südlich dem arabischen Meere zu; auf der rechten Seite werden seine Ufer von einem hohen, öden Stufenlande begränzt. Von der linken Seite empfängt er 5 vereinigte Ströme, zusammen der Punjund genannt. Der westlichste von ihnen ist der Jelum, der Hydaspes der Alten, dann folgt der Chinab (Acesines); beide vereinigt gehen in den Rawi (Hydraetes), welcher wiederum dem Beyah oder Begah (Hyphasis) zufließt, und sich endlich mit dem Gharra vereinigt, welcher die Gewässer aller 5 dem Sind zuführt. Auch der Sind bildet ein 30 M. breites, aber baumloses, sandiges und ungesundes Delta an seiner Mündung. Bei der Ausdehnung des Landes ist das Klima natürlich verschieden, doch ist es im Ganzen, wie seine Lage, größtentheils innerhalb der Wendekreise es mit sich bringt, heiß. Die den Eisgipfel des Himalaya nahen Thäler haben natürlich Alpenklima, doch sind sie im Sommer schon heiß. Sehr warm ist es dagegen in den großen Niederungen am Fuße dieser Gebirge, am unerträglichsten in den westlichen Gegenden am Sind. Dabei hält die Hitze mit geringer Veränderung das ganze Jahr lang an, da der Winter nur in einer Regenzeit besteht, während welcher der Himmel beinahe stets bewölkt ist; doch ist die Luft eigentlich nirgends ungesund, wenn auch erschlaffend; die Europäer haben es meist nur ihrem Eigensinne, nicht von der heimathlichen Kleidung und Lebensweise ablassen zu wollen, beizumessen, daß viele von ihnen in Indien ihr Grab finden. Das Plateau von Dekan genießt einer gemäßigtern, oft durch Regen abgekühlten Temperatur; heißer ist es natürlich wieder an den beiden Küsten. Die Winde haben hier einen großen und regelmäßigen Einfluß auf die Witterung. Täglich wechseln Land- und Seewind mit einander ab. Der Landwind, vom Lande nach der See, herrscht von Mitternacht bis gegen Morgen; der erfrischende Seewind tritt mit 9 Uhr ein und hält bis etwa 5 Uhr Abends an; von da bis Mitternacht, wo es gewöhnlich still ist, ist daher die Hitze im Sommer am erträglichsten. Fast eben so regelmäßig sind die Passatwinde, Musuns oder Mun-

sons, welche die eine Hälfte des Jahres von N. O., die andere von S. W. her wehen. Der NO.-Monsun ist für die östliche Küste der Regenwind, er herrscht vorzüglich in unserm Herbst bis Ende Novembers, das ist dort der Winter. Gegen Ende Februars geht er in S. W. über, bringt heißes Wetter, und nun beginnt der Sommer, der gewöhnlich im Mai seine stärkste Hitze erreicht. Merkwürdig ist, daß die Witterung auf der Westküste gerade umgekehrt ist: hier ist Sturm, Regen und Winter, wenn dort Sommer; überhaupt aber sind Ungewitter und Regen häufiger auf der Westküste. Der in ungeheurer Menge herabströmende Regen verursacht das Uebertreten aller Flüsse, und ganze weite Gegenden in ihrer Nähe werden dann unter Wasser gesetzt. Bleiben diese Regen zuweilen aus, so entsteht bei der Sorglosigkeit der Einwohner, die nicht auf Vorräthe denken, oft die fürchterlichste Hungersnoth, weil das Hauptnahrungsmittel, der Reis, dann nicht gedeiht. Außer diesen regelmäßigen Winden sind furchtbare Orkane, hier Typhons genannt, nichts Seltenes; auch der Samum zeigt hier zuweilen seinen verheerenden Einfluß. In allen drei Reichen der Natur ist Indien ein sehr fruchtbares Land: Reis, Weizen, Mais, Zucker, Pfeffer, Ingwer, Kokosbäume, Kassia, Limonien, Brotfrüchte, Südfrüchte, köstliche Harzbäume, Indigo, Mohn, Opium, Ananas, Betel, Arekapalme, Eisenholz-, Drachenblut-, Gummiguttä-, Muskatnußbäume, Aloe, Sago, Wein, Bananas, Baumwolle, Flachs, Hanf, Sandelholz, rothes Färbeholz, Bambusrohr, Kampher, Weihrauch, Safran, Saflor, Tabak, Pisang, Benzoe-, Firniß-, Adlerholz-, Watt- oder Woll-, Pagoden-, Wunder- und Tamaridenbäume u. s. f. hat der Boden in Ueberfluß. Das Mineralreich liefert vorzüglich: Eisen, natürliches Stahlerz, Kupfer, Gold, Silber, Zinn, Blei, Borax, Ambra, gediegener Salpeter, Steinkohlen, die besten Diamanten und Edelsteine aller Art, Quecksilber, Zink, Lasursteine, Marmor, Alabaster, Serpentin, alle Kalk- und Bausteine, Natrum, Schwefel, Salz, Naphta, Mineralwasser ꝛc. Das Thierreich zeichnet sich aus durch Elephanten, Rhinozerosse, Löwen, Königstieger, Leoparden, Panther, Bezoarziegen, Gazellen, Zibethkatzen, Antilopen, Affen, Alligatoren, Schildkröten, Fische, Austern, Kamele, Dromedare, Bisamthiere, Kasuare, Skorpionen, Eidechsen, Chamäleone, Schwalben mit den berühmten indischen Vogelnestern, Pfauen, Papageien, Seidenraupen, Cochenille, Bienen, Perlen, Muschelthiere, auch die Riesenmuschel, Austern, Brillenschlangen, Königs-Abgott-schlangen, Muskits, weiße Ameisen, an den Küsten Haifische, Wallrosse, Wallfische, Flußpferde ꝛc.; alle europäische Hausthiere sind in Ueberfluß vorhanden. Die Gesammtzahl aller Bewohner der östlichen Halbinsel beträgt nach den neuesten Untersuchungen der Engländer etwa 132 Mill.; davon sind 83 M. unmittelbar den Engländern unterworfen, 40 M. leben in den, den Engländern verbündeten oder von ihnen abhängigen Ländern, u. etwa nur 8 M. kommen auf die noch unabhängigen Gegenden. Die Vertheilung dieser Menschenzahl ist aber sehr ungleich. Alle Bewohner Hindustans sind ansäßig; wenn auch einige robere Stämme den Anbau weniger eifrig treiben, so giebt es doch keine eigentlichen Nomaden. Alle wohnen in Städten und Dörfern. Aber obgleich Hindustan einige Staunen erregende Prachtgebäude aufzuweisen hat, so sind doch die meisten Städte nicht schön nach unsern Begriffen: die Straßen sind äußerst eng und krumm; die Häuser, mit kleinen Fenstern und flachen Dächern, finster, meist aber mit einem Hof und Garten versehen; Wohlhabendere umgeben die Häuser mit einem auf Säulen ruhenden Schirmdach, Veranda, um die Sonnenstrahlen abzuhalten. Aermere und Dörferbewohner bauen ihre Hütten von Bambusrohr u. Lehm. Der Abstammung nach theilen sich die Bewohner Vorder-Indiens in ursprüngliche Einwohner, die Hindus, eingewanderte und eingedrungene

Fremde, die Mongolen, Afghanen, Beludschen, Araber und Fremde, die sich meist nur des Handels wegen dort aufhalten oder niedergelassen haben, wie Armenier, Juden, Tibetaner, Birmanen, Chinesen und Europäer. Nach den verschiedenen Beherrschern Ostindiens läßt sich dasselbe am besten eintheilen: in das kabulische Ostindien (s. d. Art. Persien), in den Staat Nepaul nebst Ghorka und Sirinagur (s. d. Art.); in die Rasduten- und Dschaten-Fürstenthümer (im nordwestlichen Theile Ostindiens), in die Lande der Seiks (s. d. A.), in die unter mehreren unabhänglgen Beherrschern stehende Provinz Sind; in den Marattenstaat (s. Maratten); in die Gebiete der brittischen Bundesgenossen oder vielmehr Vasallen, als des Nabob von Auhd, des Rajah von Myſore (s. d. Art.) der Rajahs von Cochin und Travancore und des Nizams von Golconda (s. d. A.), oder Suba von Decan (s. d. A.), und endlich in die Besitzungen der Europäer, wovon die der Britten bei weiten am größten sind, s. d. Art. Großbritannisches Reich und Ostind. Compagnie (brittische). Die Besitzungen der übrigen Europäer, der Franzosen, der Niederländer, der Portugiesen und der Dänen begreifen zusammen nur 140 Q. Meilen mit 320.000 Einwohnern und den Städten Paliacate und Kodschin oder Cochin (niederländisch), Pondichery und Chandanagor (franz.) Goa und Diu (portugiesisch) und Trankebar (dänisch). S. d. Art. Indien, Cochin, Pondichery, Trankebar und Niederlande (Königreich der).

Hindus. Seit undenklichen Zeiten bewohnt dies Volk die Halbinsel diesseit des Ganges, ohne sie jemals in Kriegen oder Ansiedelung wegen verlassen zu haben. Die Hindus machen die so große Mehrheit der Bewohner aus, daß man ihre Zahl auf 114 Mill. annimmt. Der Hindu ist in der Regel von mittler Größe, mehr fein und zart als stark gebaut, dabei aber äußerst wohlgebildet; einige der vornehmen Stämme gehören zu den schönsten Menschen. Ihre Farbe ist bräunlich gelb, lichter in den höheren, dunkler in den niedern Ständen. Die Gesichtszüge sind edel, obgleich die Lippen etwas dicker als beim Europäer, das Haar fein und glänzend schwarz, die Haut überaus zart und weich. Auffallend ist die Kleinheit der Hände und Füße. Ihr ganzer Körper ist mehr zierlich, biegsam und stark, dennoch können sie weite Märsche lange hintereinander aushalten. An Geschick übertreffen sie uns weit; ihre Gaukler und Seiltänzer lassen die unsrigen weit hinter sich zurück; und fast ohne alle Maschinen, mit den bloßen Händen weben sie Zeuge und verrichten Arbeiten, die dem Europäer unerreichbar sind. Sie sind äußerst mäßig; der Aermere lebt beinahe nur von Reis-Früchten und Wasser: kein Hindu berührt beim Trinken das Gefäß mit den Lippen, sondern weiß die Flüssigkeit geschickt in den Mund zu gießen. Ihre Wohnung, ihr Hausgeräth, ihr Handwerkszeug, alles ist unendlich einfacher als bei uns. Die Kleidung der größern Menge besteht beinahe nur in einem um die Hüften befestigten Tuche, worüber noch ein Gewand nachlässig geworfen wird; die Beine sind beinahe immer bloß: Vornehmere und Frauen tragen wohl eine leichte Jacke und weite bis zu den Knöcheln herabgehende Beinkleider; das Haupt wird mit einem Tuche umwunden. Doch lieben sie den Putz, und tragen oft viel Juwelen, Arm-, Fuß- und Halsbänder mit Edelsteinen besetzt, auch wohl Ringe durch den Nasenknorpel. In der Regel erreichen sie ein hohes Alter und wissen wenig von Krankheiten. Sie sind von sanftem, mildem Charakter, mitleidig selbst gegen Thiere und gastfrei. Obgleich das Gesetz die Vielweiberei erlaubt, ist sie doch selten, und die Ehe wird treu gehalten: nur Fürsten und Große haben einen Harem. Von dem drückenden Verhältniß der Frauen in muhamedanischen Ländern weiß man hier nichts; die Frau ist in jeder Hinsicht die Gehülfin des Mannes. Der eheloſe Stand wird für schimpflich gehalten. Nur bei den Naïren, einer edlen Kriegerklasse auf der Küste

Malabar, herrscht die sonst nur in Tibet und Butan auf Erden vorkommende Poliandry, d. h. daß eine Frau mehrere Männer hat. Die Leichen werden theils verbrannt, theils beerdigt. Die Schattenseite ihres Charakters ist Geiz und Feigheit. Das unglückliche Volk ist seit so vielen Jahrhunderten von zum Theil rohen Fremden beherrscht, daß es allen Sinn für politische Freiheit verloren hat; diese lange Sklaverei hat den Hindu an Geist und Körper entnervt und herabgewürdigt; er haßt den Krieg und jede anstrengende Arbeit, Ruhe geht ihm über Alles; kriechend gegen Mächtige, ist er nicht selten höchst anmaßend und bedrückend gegen Untergebene; Lüge, Falschheit und Hinterlist sind seine Waffen. Unwissenheit und Aberglaube sind ganz allgemein, Sittenlosigkeit wenigstens sehr häufig. Ihre Vergnügen bestehen vorzüglich darin, dem Spiele der Gaukler und Seiltänzer und dem Tanze der Bajaderen (s. d. Art.) zuzusehen. Alle Hazardspiele sind den Hindus untersagt; das Schachspiel, für dessen Erfinder sie sogar gelten, lieben sie leidenschaftlich. Das Baden, welches sie täglich üben, gehört eben sowohl zu ihren Vergnügungen, als zu ihren religiösen Gebräuchen. Das Betelkauen ist ein ganz allgemeiner Gebrauch, die rauchen Tabak, auch wohl Hanfblätter, welche eine betäubende Wirkung hervorbringen. Ihre Musik klingt uns unharmonisch; sie haben einen Skala von acht Tönen und viele musikalische Instrumente. Ein Hauptzug in ihrem Charakter ist die be nahe unüberwindliche Anhänglichkeit an alten Sitten, Herkommen und Gebräuchen, kraft welcher sie ihre Eigenthümlichkeit seit Jahrhunderten unter den ungünstigsten Umständen behaupten, und welche leider das größte Hinderniß der allgemeinen Verbreitung des Christenthums bildet. Das Volk der Hindus zerfällt nämlich in vier Haupt-Casten, oder Dschadis oder Varnas, wovon jede ihren Mitgliedern von der Geburt an ihren Stand, Rang Beschäftigung, Sitten und Gebräuche unwiderruflich und unabänderlich vorschreibt, so daß es eben so unmöglich ist, aus einer Caste in die andere überzugehen, als auch nur in eine andere zu heirathen oder das Gewerbe einer andern zu treiben. Wer die Pflichten seiner Caste gröblich verletzt, wird ausgestoßen und sinkt damit zum Abschaum des Volkes herab. Diese vier Haupt Casten sind die der Braminen, der Tschetries, der Waischis und der Schuders, wovon nach der Mythologie der Indier die ersteren aus dem Haupte, die zweiten aus den Schultern und Armen, die dritten aus dem Leibe und den Schenkeln, die vierten aus den Füßen Brama's entsprungen sind. Jede derselben hat wieder viele Unterabtheilungen, welche eben so wenig überschritten werden dürfen. Außerdem aber und unabhängig von der Castentheilung finden sich abweichende Gebräuche und Sitten bei verschiedenen Stämmen und Sekten, welche durch alle Casten hindurchgehen. So giebt es nur 18 Klassen, welche gar keine thierische Nahrung genießen dürfen, aber 70, denen sie mit Einschränkungen erlaubt ist, nur Kuhfleisch wird durchaus nie genossen. Einige verbrennen ihre Todten, Andere begraben sie; bei Einigen ist es den Wittwen erlaubt, sich wieder zu verheirathen, bei Andern ist es ihnen zur Pflicht gemacht, sich mit dem Leichnam des Mannes verbrennen oder begraben zu lassen. Diese gräßliche Sitte, von welcher Einige behaupten möchten, sie sey gänzlich abgeschafft, ist leider selbst unter der englischen Herrschaft so wenig auch nur abgekommen oder beschränkt, daß nach den zuverlässigsten Nachrichten allein in der Provinz Bengalen allein im Jahr 1818 sich 839 Frauen auf dem Scheiterhaufen ihrer Männer verbrannten; der älteste Sohn wird dazu gewählt, den Scheiterhaufen anzuzünden. Beim Lebendigbegraben der Wittwen sind es ebenfalls die Kinder und nächsten Anverwandten, welche die Erde über dem Haupte der Unglücklichen feststreten. a) Die Braminen (s. d. A.) machen den Priester-, Gelehrten- und Beamtenstand aus. b) Die Tschetries, auch Rajas, bilden die

Krieger-Caste und die Fürsten sind fast immer aus derselben; sie dürfen einige animalische Nahrung genießen. Die h. Bücher dürfen sich zwar nicht lesen, wohl aber sich vorlesen lassen. Sie verfallen in 3 Abtheilungen, wovon die vornehmste, woraus die Fürsten stammen, die der Rajaputras ist. Die eigentlichen Krieger heißen Mahratten, woher wohl der kriegerische Stamm der Mahratten (s. d. A.) seinen Namen hat. c) die Waischis bestehen aus denen, welche das Land bauen, Viehzucht und Handel treiben, und haben also mehrere Abtheilungen. d) Endlich die Schuders sind diejenigen, welche alle übrigen Gewerbe und Handwerke treiben; die Zahl ihrer Unterabtheilungen ist daher sehr groß und jede bindet die in ihr Gebornen an den Stand seines Vaters, wie die Caste selbst den Rang und den Stand eines jeden bestimmt; so daß der Sohn eines Schmidts nichts anders als Schmidt seyn kann. Außer diesen vier edlen Casten giebt es, wenn man will, eine fünfte, die aber nicht als Caste anerkannt wird und eigentlich den Auswurf aller übrigen enthält. Das sind die zahlreichen und unglücklichen Parias. Sie werden kaum als Menschen betrachtet, müssen abgesondert von allen Hindus wohnen, dürfen nie einen Tempel betreten, kaum mit einem Hindu reden, wenigstens dabei die Hand vor den Mund halten, damit ihr Athem jene nicht verunreinige; jeder, den sie berührten, hätte das Recht, sie zu tödten. Sie leben daher fast in einem thierischen Zustande, essen nicht allein ohne Unterschied alle Sorten von Speisen, sondern sogar oft aus Noth das Fleisch gestorbener Thiere und werden höchstens zu den schmutzigsten Arbeiten gebraucht. Schon ihr Aeußeres, ihre fast schwarze Farbe und ihre Unreinlichkeit unterscheiden sie von den Hindus. Doch bedienen sich ihrer die Engländer als ganz guter Soldaten. Wahrscheinlich sind sie kein eigener Volksstamm, sondern nur die Abkömmlinge der unzählig Vielen, welche seit Jahrtausenden wegen irgend eines schweren Verbrechens aus ihren Casten sind ausgestoßen worden. Vergl. die Art. Indien, Indische Literatur, Mythologie, Religion und Sprache.

Hinkmar, Erzbischof von Rheims, einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit, stand bei Karl dem Kahlen in großem Ansehen und starb auf der Flucht vor den Normännern 882. Seine Schriften sind meist polemisch oder betreffen die Kirchengeschichte. Für die Geschichte der damaligen Zeit sind auch seine Briefe wichtig, welche J. Busäus, Mainz 1602, 4. herausgab. Eine Ausgabe sämmtlicher Werke besorgte Jac. Sirmondi, Paris 1645, 2 Bde. Fol.

Hinken, eine täglich vorkommende Erscheinung, bedarf keiner Worterklärung; wichtig ist die Art des Hinkens, welche man das freiwillige Hinken der Kinder nennt; die Krankheit war zwar schon früher bekannt, schon Hippokrates erwähnt ihrer, doch ihr eigentliches Wesen wurde erst durch Albers, Ficker und vorzüglich Ruft, der sich vor andern ein Verdienst um die rationelle Behandlung derselben erwarb, aufgedeckt. Sie besteht in einer schleichenden Entzündung im Innern des Hüftgelenkkopfes, welcher als Folge der durch die Entzündung abgelagerten Stoffe aufgetrieben wird, aus der Gelenkpfanne tritt, und später in Eiterung übergeht, welche auch die herumliegenden Weichgebilde ergreift und endlich durch Herbeiführung eines Zehrfiebers tödtet. In den Perioden der Entzündung empfindet der Kranke nur einen dumpfen periodisch wiederkehrenden Schmerz in der Gegend des Hüftgelenks, und ein Gefühl von Ermüdung und Lähmung in diesem Theile. In dem 2. Zeitraum schwillt der Gelenkkopf an, das kranke Bein ist länger als das gesunde, die Leistendrüsen schwellen, und ein fixer Schmerz im Knie quält den Kranken. Im dritten Zeitraume erscheint die freiwillige Lupation; das kranke Bein wird kürzer; die Entzündung theilt sich durch Zehrung und Eitereinwirkung der weichen Theile der Gelenkpfanne mit, sie gehen in Eite-

rung über, und diese bahnt sich endlich Wege nach Außen. In den beiden ersten Perioden ist nach Rust das Brenneisen das beste Mittel; in den spätern hingegen gelingt selten die Heilung, und das Kind wird ein Opfer des Todes. Es ist daher wichtig, daß dies Uebel von den Eltern nicht verkannt oder unbeachtet bleibt, und gleich die Zuflucht zum Arzte genommen wird. Kinder von 3 — 12 Jahren sind ihm am häufigsten ausgesetzt.

Hintergrund, ein gebräuchlicher Ausdruck in der Malerkunst, bedeutet so viel als die Ferne. Ein Hintergrund setzt nothwendig in diesem Sinne einen Vor- und Mittelgrund voraus; weil auf einem Gemälde einige Gegenstände dem Auge näher und andere ihm entfernter dargestellt werden. Diesemnach theilt man sie ein, in den Vor-, Mittelgrund und Hintergrund, wodurch man bei historischen und Landschafts-Malereien die Grade der Nähe und Entfernung der Gegenstände von einander bestimmt. Der unterste Theil eines Gemäldes heißt der Vorgrund, der sich durch die genaue Beobachtung der Farben-, Luft- und mathematischen Perspektive ungezwungen und sanft verfließend an den Mittel- und Hintergrund schließt.

Hiob, Job, die Hauptperson in einem biblischen Buche gleiches Namens, über den die verschiedensten Meinungen herrschen. Einige halten ihn für den König von Edom, Jobab, Urenkel des Cham; nach Andern stammt er von Nahor, dem Bruder Abrahams, her; eine jüdische Dichtung macht ihn sogar zum Ehemanne der Tochter Jakobs, Dina. Wahrscheinlich ist, daß er in Idumäa (Huß) wohnte, weil mehrere Stellen in dem Buche Hiob vorkommen, die am füglichsten auf dieses Land bezogen werden können. Sein großer Reichthum und sein Ansehn bei den Nachbarn machen es glaubwürdig, daß er ein arabischer Emir war. Die Bibel sagt von ihm: Er war schlicht und recht; gottesfürchtig und vermied das Böse. Seine harten Prüfungen, in denen er Alles verlor, was er besaß, und seinem Herzen theuer war, und selbst mit einer scheuslichen Krankheit heimgesucht war, vermochten seinen frommen Muth nicht zu beugen; wie die Erde und die Menschen ihn von sich zu stoßen schienen, richtete sich sein kindlicher Sinn, gottergeben und vertrauungsvoll nach oben; geduldig trug er sein Geschick, dessen Gewebe eine allmächtige und unsichtbare Hand zusammenflocht; lehrte selbst unter dem herben Drucke, als nach seiner Meinung, Gottes Zorn schwer auf ihm lag, die heiligsten Wahrheiten der Menschheit: daß duldend der Mensch der allgewaltig lenkenden Hand folgen solle; daß, wenn das ewige Vaterauge auch zürnend blicke, der Sterbliche doch an seiner Güte und Milde nicht verzweifeln müsse. Reflexionen über diese Wahrheit mit den stärksten, zartesten und frommsten Gefühlen durchwoben, bilden den Inhalt des Buches Hiob. Man ist eben so uneinig über den Verfasser und das Zeitalter dieser Schrift, als über die Person Hiobs. Papst Gregor der Große hält Hiob selbst für den Verfasser. Stuhlmann hingegen setzt seine Entstehung in das Zeitalter Salomo's; Andere schreiben es den Propheten Jesaias, Ezechiel und Elihu zu. Die verbreitetste und wahrscheinlichste Meinung giebt Moses für den Verfasser an, der es in der Absicht schrieb, um seinem Volke unter dem Joche ägyptischer Tyrannei oder auf dessen mühevollen Zügen durch die Wüste ein Vorbild der Geduld zu zeigen. Ein Israelit konnte es nur schreiben, der genau mit den Sitten und Gebräuchen der Araber und mit ihrer Sprache bekannt war, weil in der Schrift mehr arab. als hebr. Geist herrscht, und manche Ausdrücke, die dem Arab. und Chald. eigen sind, vorkommen; wodurch dieses Buch so dunkel und schwer zu verstehen ist. Man hat häufig die Frage aufgeworfen, ob es durchaus historisch wahr sey, oder nur zum Theil auf historischen Fakten beruhe, oder Dichtung in jeder Hinsicht sey? Die katholische Kirche, welche es in den Canon der heiligen Bücher aufgenommen hat, erklärt es hierdurch schon für historisch; mehrere Protestanten

hingegen halten es für ein Gedicht, dessen weitere Verbreitung in Arabien und Syrien vermuthen lasse, daß zum wenigsten Geschichte in seinen Hauptzügen zum Grunde liege (s. d. A. Hebr. Literatur). Der Form nach ist es unstreitig Gedicht; es ist in freien Versen geschrieben. Das Gedicht ist von hoher Schönheit, seine Kühnheit im Ausdrucke, seine Größe und Erhabenheit der Gedanken, die Lebhaftigkeit der Bewegung in dem dramatischen Dialoge, die Energie der Bilder, die Mannichfachheit der Charaktere erheben es zu einem Meisterwerke der darstellenden Kunst; während die hohe Einfalt, die reine Natur, die fromm en und lautern Gesinnungen, die wie Hauche des Himmels uns anwehen, die tiefsinnigen, rührenden und doch tröstenden Betrachtungen über das Menschenleben, das göttliche Schicksal und dessen Fügungen, die ergreifende Stärke und Wahrheit der Situationen, und Darstellungen der Empfindungen, auf der andern Seite es zu einem Buche der Menschheit, zu einem Balsam verwundeter Herzen, machen.

Hipparchos, aus Nicäa in Bithynien, war einer der berühmtesten griech. Astronomen und lebte um die Mitte des 2. Jahrh. v. Chr. größtentheils zu Alexandria. Durch genaue Bestimmung des Sonnenjahres, der Excentricität der Sonnenbahn und andere astronomische Berechnungen hat er seinen Ruhm auf die Nachwelt fortgepflanzt. Von seinen Schriften besitzen wir noch einen Commentar über Aratus und über des Eudorus Phänomena, in Petavs Uranologium (Paris 1710 befindlich. Auch besitzen wir ein Verzeichniß von 1025 Fixsternen, mit Angaben der scheinbaren Größe, Länge, Breite, Ascension und Deklination, so wie er auch den ersten Planiglobus verfertigt haben soll. — Hipparchos, Sohn und Nachfolger des Pisistratus in der Herrschaft von Athen und Bruder des Hippias, wurde in einer Verschwörung von Harmodius und Aristogiton ermordet, obgleich die Athener seine Regierung nicht drückend fanden.

Hippel (Theodor Gottl. von), einer der originellsten deutschen Schriftsteller, 1741 zu Gerdauen in Ostpreußen, wo sein Vater Schul-Rektor war, geboren. Die Familie stammte von einem adlichen Geschlechte, das aber längstens sich des ihm gebührenden Vorzuges nicht zu bedienen für gut oder für nöthig gehalten hatte. Die Spiele des Knaben, seine Art zu studiren, sein Hang zur Einsamkeit, sein kindisch-schwärmender Umgang mit den Geistern seiner Bücher, sein einseitiger Verkehr mit Gott und der Geisterwelt überhaupt, verriethen früh eine ungewöhnliche geistige Organisation. Der Vater unterrichtete ihn zwar selbst, bis er die Universität beziehen konnte, doch verdankte er den größern Anstoß zu wissenschaftlicher Thätigkeit und seine Fortschritte dem damaligen Prediger und Schulinspektor Steber zu Gerdauen. Bei seinen Talenten, und besonders seinem glücklichen Gedächtnisse, machte er bald sehr gute Fortschritte in Sprachen und Wissenschaften. Auch zeigte sich frühzeitig bei ihm Neigung für Poesie und Musik. Im 15. Jahre seines Alters ging er auf die Universität nach Königsberg, wo er, dem Wunsch und Willen seines Vaters zu folgen, Theologie studirte. Dabei setzte er das Studium der lateinischen und griech. Sprache, so wie seine poetischen Uebungen fort, legte sich aber außerdem noch auf Mathematik und Philosophie. Kant hörte er indessen nur erst gegen das Ende seiner akademischen Laufbahn. Um diese Zeit kam er in Bekanntschaft des holländischen Justizrath Voigt, der ihn zu seinem Gesellschafter wählte und ihm freie Wohnung und Tisch gab. Der Umgang mit diesem eleganten römischen Juristen wurde für ihn sehr vortheilhaft. Er lernte von ihm die holländische Sprache; aber zugleich schlich sich jetzt bei ihm eine Neigung zur Jurisprudenz ein, die seinem nachherigen Entschlusse, sich dieser Wissenschaft zu widmen, Vorschub leistete. In diesem Hause erhielt er auch die Bekanntschaft und vertraute Freundschaft des, damals zu Königsberg sich aufhaltenden

russischen Lieutenants v. Keiser, eines Sohns des russischen Vizeadmirals zu Kronstadt. Mit diesem jungen Manne machte er 1760 eine Reise nach Petersburg, wo er unter andern Gelegenheit hatte, die Kaiserin Katharina II. zu sehen, von der er die ganze Zeit seines folgenden Lebens nicht anders, als mit hoher Begeisterung sprach. Es boten sich ihm hier bald Aussichten zu einer Versorgung dar; aber die Liebe zu seinem Vaterlande hielt ihn zurück. Der Blick indessen in den Glanz des Hofes und des Großlebens, die freundschaftliche Art, mit welcher ihm der Vizeadmiral v. Keiser, seine Gattin und Töchter begegneten, brachten Empfindungen und Wünsche in der jungen Seele zum keimen, die bis dahin unter der Liebe zu den Wissenschaften und Büchern geschlummert hatten. Es waren neue Ideen, Plane und Bedürfnisse in ihm aufgeregt worden, die auf sein künftiges Leben einen entscheidenden Einfluß hatten. Nach seiner Zurückkunft ins Vaterland wurde er Hauslehrer bei einer angesehenen adlichen Familie, die sich den Winter hindurch in Königsberg und den Sommer in der Nähe dieser Stadt auf einem Landgute aufzuhalten pflegte. Er wurde von seinen Zöglingen geliebt, und von den Eltern geachtet. Diese zogen den jungen Hippel durch gesellschaftliche Vertraulichkeit bald näher an sich. Er wurde hier in das eingeweiht, was man gemeinhin gute Lebensart und Weltton nennt; er lernte die guten und minder guten Seiten derer, die durch Geburt und Stand über andere erhoben zu seyn glauben, in dieser Familie und ihren Freunden näher kennen. Doch verließ er schon 1762 dieses Haus wieder, um sich in Königsberg dem Studium der Rechtsgelehrsamkeit zu widmen, von dem er sich schnelleres Aufsteigen zu Ehrenstellen und geschwinderes Reichwerden, als von einem geistlichen Amte versprach. Beides dünkte ihm jetzt mehr, als bisher, wünschenswerth. Er liebte! Diese seine erste, und, wie alles bei ihm, heftige, begeisterte Liebe zu einer äußerst schönen, sehr sanften Person ward nun die gewaltigste Triebfeder in ihm. Der Gegenstand seiner zärtlichen Neigung war aber in Ansehung des Standes und Vermögens weit über ihm. Dennoch hielt er eine endliche Verbindung mit ihr nicht für unmöglich. Er fing an, den Gedanken zu fassen, ihr einstens in Ansehung beides gleich zu kommen; und von hier an war sein unverrückter Plan, sein unabläßiges Bemühen, reich und groß zu werden. Seit der Bekanntschaft, die er mit der größern Welt gemacht hatte, strebte sein mächtiger Geist ohnehin schon nach großer, sichtbar wirkender Thätigkeit, und es brauchte gerade nur noch eines solchen Anstoßes, um den kraftvollen Jüngling dem Berufe des bloßen Studirens und Spekulirens, des bloßen Denkens und Lehrens zu entziehen. So viel Schwierigkeiten ihm jetzt auch Armuth und Mangel an Unterstützung in den Weg legten, er kämpfte gegen sie an. Mit einer Resignation, die Bewunderung verdiente, schränkte er sich anderthalb Jahre auf eine fast unglaubliche Art in Ansehung der Kleidung und des täglichen Unterhalts ein. Er sagte damals mit dem Dichter Uz von sich, und schrieb es in mehrere Stammbücher: „Nackt flieh ich in der Weisheit Arme!" Was einen schwächern Jüngling zur Hoffnungslosigkeit niedergedrückt hätte, ward für diesen talentreichen und muthvollen nur stärkeren Antrieb zum Fleiß, sich aus jenem Druck des Mangels empor zu arbeiten, und siehe! in kurzem war es geschehn. Er zeigte sich von nun an und sein ganzes Leben hindurch als den Mann von Talent, Beharrlichkeit und praktischer Klugheit, der fast alles, was er wollte und unternahm, durchsetzte und erreichte, der seine leidenschaftliche Ehr- und Geldliebe befriedigte, indem er sich hohe Würden und Reichthum erwarb, und nun dem Besitz der Person, die er geliebt hatte, entsagte, um im ehelosen Stande seinen politischen Planen und Zwecken ganz leben zu können. Er wurde 1765 Advokat beim Stadtgerichte in Königsberg, dann Hofgerichtsadvokat, 1772 städtischer Gerichtsverwandter und Assessor des Stipendienkollegiums. Schon in diesen Stellen und als Anwalt wurde er sehr geachtet;

man faßte allgemeines Zutrauen zu seiner Geschicklichkeit, man konsulirte ihn gern, und seine Geschäfte belohnten sich. Sein Ansehen stieg; er wurde bald darauf Kriminalrath, dann Stadtrath, Beisitzer des Armenkollegiums, Hofhaltsrichter und Kriminaldirektor. Oft hatte er die Gelegenheit, wenn er als Anwalt für seine Parthei, oder als Richter zu Inquisiten sprach, die wirklich größte Macht seiner Beredsamkeit zu zeigen. 1780 ernannte ihn der König Friedrich II. zum dirigirenden ersten Bürgermeister in Königsberg und zum Polizeidirektor mit dem Charakter eines Kriegsrathes und Stadtpräsidenten. Bald darauf ließ Hippel den Adel seiner Familie vom Kaiser erneuern. Bei der preußischen Besitznahme von Danzig wurde er zu den dortigen magistratualischen Einrichtungen gebraucht, und kehrte dann zu seinen königsbergischen Aemtern zurück. Nach langen, ihm peinlichen Erfahrungen, von allmählig hinsinkenden Kräften endete er sein, bis auf den letzten Punkt sehr thätiges Leben den 23. April 1786 im 55. Jahre seines Alters. Kant hat Hippel einen Plan- und Centralkopf genannt, der mit der größten Leichtigkeit Plane entwarf, und mit der ausdauerndsten Standhaftigkeit sie ausführte. In seinen Schriften und in seinem Leben, in welchem sich die auffallendsten Widersprüche zeigen, erscheint er als einer der seltsamsten Menschen. Aufklärung des Verstandes paarte sich in ihm mit Schwärmerei der Gefühle und mit Hang zum Aberglauben, eine an Andächtelei gränzende Frömmigkeit und warme Liebe zur Tugend mit unlauterer Leidenschaft und Sinnlichkeit, schwärmerische Freundschaft mit planmäßiger Versteckheit gegen seine Vertrautesten, Humanität und Despotismus, und leidenschaftliche Liebe zur Natur und ihrer Einfalt amalgamirte sich mit Künstelei in seinem ganzen Thun und Lassen. Der größte Lobpreiser der Ehe lebte nicht in der Ehe; der Verfasser des Mannes nach der Uhr ging stets ohne Uhr, und der das Geld liebte, größtentheils ohne Geld, der rund um sich, in seinem Hause, in seinem Garten Emdleme des Todes gesammelt hatte, und so oft von ihm sprach und schrieb, fürchtete den Tod; der das Leben abgeschmackt fand, mochte es nicht verlassen. So sonderbar, wie sein Leben, sind auch seine Schriften, meist humoristischen Inhalts, die zu den ausgezeichnetsten und gelesensten Werken der deutschen Literatur gehören. In ihnen ist auf eine wunderbare Weise Ernst mit Scherz, tiefe Rührung mit hochkomischer Laune, Paradoxie mit schlichter Wahrheit, Schwärmerei mit Aufklärung vermischt. Alle sind mit Witzspielen, mit Bilderjagden, mit Ausschweifungen aller Art überladen. In Allem zeigt Hippel aber ein Herz, das ganz der Schönheit, Wahrheit und Tugend ergeben ist, und einen Himmel von großen, heiligen Gedanken und Gefühlen in sich schließt. Die berühmtesten und bedeutendsten seiner Schriften sind folgende: 1) Ueber die Ehe (zuerst 1774, 4te Aufl. Berlin 1793). Dieses Buch erhielt schon gleich bei seiner ersten Erscheinung von der philosophischen Lesewelt den lautesten Beifall und ist am meisten unter allen seinen Schriften gelesen worden. Man hat in diesem Werke keine vollständige Behandlung dieser wichtigen Materie nach ihrem ganzen Umfange zu suchen, sondern es ist eine Sammlung neuer, feiner und wichtiger Beobachtungen, Ideen, Paradoxen in dem lebhaftesten, geistreichsten Tone vorgetragen, die Resultate der Forschungen eines gelehrten und philosophischen Menschenbeobachters in der anmuthigsten Hülle, mit den lachendsten Blumen des Witzes verziert. 2) Lebensläufe nach aufsteigender Linie, nebst Beilagen A, B, C (Berl. 1778—1780). In ihnen ist ein reiches Füllhorn von Witz ergossen, und ein männlich schneidender Scharfsinn, ein treffliches Verarbeiten, besonders des von Kant Gefundenen, ist in ihnen nicht zu verkennen. Ein Kommentar zu diesen Lebensläufen ist die ganze Biographie Hippels in Schlichtegrolls Nekrolog. 3) Kreuz und Querzüge des Ritters A—Z (Berl. 1793—94). Dieses letzte Buch, das Hippel bei seinen Lebzeiten herausgegeben, enthält eine Reihe trefflich gezeichneter Charaktere, die etha-

benſten Lehren der Weisheit und lachenden und ernſten Spott über Ahnenſtolz, wilde Freiheitsſchwärmerei, Sucht nach Ordensverbindungen und Geheimnißkrämerei. 4) Ueber die bürgerliche Verbeſſerung der Weiber; in dieſem Werke ſucht Hippel zu beweiſen, daß den Weibern alle Rechte der Männer im Staate eingeräumt werden müſſen. 5) Zimmermann und Friedrich II. von J. H. Fr. Quittenbaum, Bildſchnitzer in Hannover in ritterlicher Aſſiſtenz eines leipziger Magiſters, London gedruckt in der Einſamkeit 1790; mit juvenaliſcher Satyre wird hier der anmaßungsvolle Mann gezüchtigt, der, verblendet von einer faſt unbegreiflichen Eitelkeit, in ſeiner Schrift über den großen Königs des Stoffs nur allzuviel darbietet, um ſein Geſchreibſel als lächerlich, anmaßend und thöricht darzuſtellen. 6) Handzeichnungen nach der Natur (Berl. 1790), idyllenartige Monologe, überraſchende Vergleichungen zwiſchen der lebloſen und vernünftigen Natur, die auf Hippel's einſamen Spaziergängen entſtanden. Außer dieſen hat Hippel noch mehrere kleinere Schriften verfaßt, zwei Luſtſpiele, geiſtliche Lieder, Recenſionen und poetiſche Verſuche, die ſich in den königsbergiſchen gelehrten und poetiſchen Zeitungen befinden. Uebrigens beobachtete Hippel, ſo lange er lebte, mit vieler Kunſt und Schlauheit in Anſehung ſeiner Schriftſtellerei das ſtrengſte Inkognito, das er höchſtens gegen ein paar Freunde verließ. Hauptſächlich waren es wohl Amtsrückſichten, die den Präſidenten und den immer weiter aufſtrebenden Weltmann zu dieſer Geheimhaltung ſeines Namens bewogen. Dazu kam eine ihm angeborne Verſchloſſenheit, welche an dieſer Anonymität und dieſem Rathen und Räthſeln der beſten Köpfe ihr Gefallen fand.

Hippias, ein Sohn des Piſiſtratus und Bruder des Hipparchus (ſ. dde. Art.). Anfangs regierte er mit dieſem die Athenienſer ſehr gut; nachdem aber Hipparch durch den Harmonidius und Ariſtogiton ermordet worden war, war er weit ſtrenger und beinahe tyranniſch. Er ließ nicht nur die Verſchwornen foltern und hinrichten, ſondern auch alle die, auf welche er nur den geringſten Verdacht hatte, ſelbſt viele von ſeinen beſten Freunden, weil Ariſtogiton, um ſich an dem Tyrannen zu rächen, ſie auf der Folter fälſchlich angab. Eine ſolche Tyrannei konnten die Athener unmöglich mehr ertragen. Sie beſtachen das Orakel zu Delphi, damit dieſes den Spartanern befehlen möchte, Athen von der Herrſchaft der Piſiſtratiden zu befreien. Die Spartaner, keinen Betrug ahnend, leiſteten Folge, ob ſie gleich vorher mit Hippias in dem beſten Vernehmen geſtanden hatten. Dieſer wurde nun wirklich aus der Stadt und dem Gebiete von Athen getrieben, ums J. 510 v. Chr. So glücklich auch für Athen die Vertreibung des Hippias war, ſo blutige Folgen verurſachte ſie mittelbar für Griechenland durch den Krieg mit den Perſern. Denn als die Lacedämonier die Beſtechung des Orakels erfahren hatten, ſo wollten ſie den Hippias in Athen wieder einſetzen; auf Zureden der Bundesgenoſſen aber und der Korinther gaben ſie dieſe Abſicht auf. Hippias nahm nun ſeine Zuflucht zum perſiſchen Statthalter Athaphernes in Sardes, gewann deſſen Gunſt, und bewog denſelben, den Athenern zu befehlen, ihn wieder aufzunehmen, wenn ſie nicht den Zorn des großen Königs auf ſich laden wollten. Dies thaten aber die Athener nicht, ſondern um ſich an den Perſern zu rächen, ſtanden ſie auch den Joniern bei, welche ſich unabhängig machen wollten. Dies war dann die Veranlaſſung zum perſiſchen Kriege. Hippias befand ſich mit bei der perſiſchen Armee in der Schlacht bei Marathon und verlor dabei ſein Leben.

Hippiatrik, die Pferde- oder Roßarzneikunſt, ſ. Thierarzneikunde.

Hippocentauren, nach der Mythologie, Zwittergeſchöpfe, aus der Begattung eines Centauren mit einer Stute entſtanden.

Hippocrates, der berühmteste Arzt des ganzen Alterthums, den man mit Recht den Vater der ganzen Arzneikunst nennen kann, war auf der Inse. Kos aus dem Geschlechte der Asklepiaden in der Stadt gleiches Namens im ersten Jahre der 80. Olymp., 460 v. Chr. geboren. Sein Vater wird Heraclides und seine Mutter Praxithea, eine Abkömmlinge aus dem Geschlechte der Herakliden, genannt. Er wurde von seinem Vater selbst in der Arzneikunst unterrichtet. Dieser Unterricht bestand wahrscheinlich in der Kunst, Krankheiten zu beobachten, Pflanzen aufzusuchen, und Arzneimittel zuzubereiten. Hippocrates genoß in dem Gymnasium zu Athen die Erziehung eines Jünglings von Stande, und wurde in die damaligen philosophischen Sekten eingeweihet; man nennt Herodikus von Silymbrien, Gorgias von Leontium, Heraklit und Demokrit als seine Lehrer. Die meiste Zeit seines Lebens hielt er sich in Thessalien und Thracien auf; nur eine einzige Krankengeschichte wird aus seinem Vaterlande Kos erzählt. Besonders praktizirte er in seiner Kunst auf den thracischen Inseln Thasus und Perinthus. Er starb endlich im 90sten Jahre seines Alters, nachdem er sein Leben abwechselnd in praktischen Geschäften und dem eifrigen Studium seiner Wissenschaft hingebracht hatte, und wurde zwischen Gyrton und Larissa begraben. Er lebte in der blühendsten Periode Griechenlands, zu den Zeiten des Perikles, Sokrates, Plato, Thukydides und Xenophon. Nicht alle Schriften, die unter dem Namen der Hippocratischen noch vorhanden sind, können diesem einzigen zugeschrieben werden. Es haben mehrere dieses Namens gelebt. So hieß z. B. der Großvater unsers Hippocrates gleichfalls so, wiederum ein Enkel von ihm hatte denselben Namen, so wie mehrere in Kos, auch in Athen. Einige der hippocratischen Schriften sind auch später geschrieben, und ihm, besonders zur Zeit der alexandrinischen Schule, untergeschoben. Andre sind zwar echt, aber von seinem Sohne Thessalus, oder v. andern seiner Nachkommen gesammelt, verändert, erklärt, mit Zusätzen vermischt worden. Die Kennzeichen der echten Schriften des Hippocrates sind folgende: 1) Sie sind im alten attischen oder ionischen Dialekte geschrieben; doch ist dieser nicht ganz rein, sondern mit dorischen und attischen Worten vermischt. 2) Seine Schreibart ist kunstlos und einfach, aber auch oft zu gedrängt und dunkel. 3) In seinen echten Schriften giebt er, seinen Grundsätzen gemäß, keine gesuchte Theorien und spitzfindige Hypothesen, sondern nach der Natur verfaßte Krankheitsgeschichten, semiotische Bemerkungen, allgemeine Kurregeln und besonders diätische Vorschriften. 4) Die Geschichte der Arzneikunde lehrt den Kenner, spätere Erfindungen von frühern unterscheiden; findet man also erstere in hippocratischen Schriften, so sind sie gewiß unecht. 5) Man muß auch auf das Zeugniß der ältesten und sichersten Schriftsteller nach ihm Rücksicht nehmen, welches allemal, besonders wenn mehrere mit einander übereinstimmen, gültig ist. Diesen Kriterien gemäß sind folgende Schriften als echt anzusehen: das erste und dritte Buch von den Landseuchen; die Aphorismen, einen Theil des siebenten und des achten Abschnitts ausgenommen; das Buch von der Lebensordnung in hitzigen Krankheiten, bis auf den 4ten Abschnitt; von der Luft, den Wassern und Klimaten; von der Vorhersehung; über die Kopfwunden; die Eidesformel; das Gesetz; das Buch von den Brüchen. Die geschätzteste Ausgabe (griechisch und lateinisch) ist die Genfer von 1657 in 2 Bänden Fol. Nächstdem nennen wir die Ausgabe von Van der Linden, Leyden 1665, 2 Bde. 8. und von Chartier, Paris 1639—1679, 13 Bde. Fol. (zugleich mit dem Galen). Vergl. d. Art. Arzneikunde (Gesch. d.) und Asklepiaden.

Hippocrene, eine berühmte Quelle auf dem Berge Helikon in Böotien, deren Wasser, wie man sagte, die Kraft hatte, zur Dichtkunst zu begeistern. Sie soll durch den Hufschlag des Pegasus entstanden seyn.

Hippodamia. So hießen mehrere Frauen des Alterthums. 1) Die Gemahlin des Pirithous (s. d. A.), bei deren Hochzeit, der Kampf zwischen den Lapithen und den Centauren vorfiel, in dem letztere die Hippodamia entführen wollten. 2) Die Tochter des Oenomaos, Königs von Pisa. Da diesem geweissagt worden war, daß sein künftiger Eidam ihn tödten würde, so mußte jeder, der seine Tochter zur Gemahlin begehrte, vorher mit ihm einen Wettlauf zu Wagen bestehen, und denjenigen, den er besiegte, tödtete er mit dem Schwerte. Nachdem auf diese Weise schon 17 Freier ums Leben gekommen waren, gelang es endlich dem Pelops durch List, sich durch dem Sieg das schöne Mädchen zu verschaffen. Er bestach nämlich des Oenomaos Wagenlenker, und dieser richtete den Wagen so ein, daß er mitten im Laufe zertrümmerte, wobei Oenomaos sein Leben verlor. Hippodamia gebar dem Pelops den Hippaldus, Atreus und Thyestes. Als diese ihren Halbbruder Chrysippus ermordet, und Pelops seine Gemahlin für die Stifterin dieses Mordes hielt, so nahm sie sich aus Schmerz über diesen Verdacht selbst das Leben. 3) Hippodamia, eine Tochter des Brises, Königs der Lelegen, heißt von ihrem Vater gewöhnlich Briseis, und so auch beim Homer, bei dem sie bekanntlich die Ursache vom Zorne des Achilles wird.

Hippodromos (von ἱππος Pferd, und δρομος Lauf, Roßlauf) hieß bei den Alten der Platz, wo die Wettrennen zu Roß und Wagen gehalten wurden. Solche Renndahnen legten die Römer besonders auf Landhäusern an. Griechenlands größter Hippodromos befand sich bei Delphi, in der Ebene vom Parnaß bis ans Meer, auf dem 40 Wagen zugleich sich den Sieg streitig machen konnten. Den prächtigsten von allen begann Severus in Constantinopel zu bauen, den hernach Constantin nach dem Modell des großen Cirkus in Rom vollendete. Es ist der jetzige Atmeidan (s. Constantinopel), welcher von jeher zu Aufläufen einer Partei wider eine andere, oder wider die Regierung unter den Byzantinern und unter der anarchischen Regierung der Türken benutzt wurde. Er war einst von zwei langen Reihen geschmackvoller Säulen, die sich übereinander erhoben, und auf einer breiten Grundlage ruhten, umgeben, und mit einer außerordentlichen Menge von Marmor-, Porphyr- und Bronze-Statuen, Menschen und Thiere, Kaiser und Athleten vorstellend, verziert. Die gelehrtesten archäologischen Nachrichten über denselben giebt uns der berühmte Kenner des Orients, Baron Hammer in seiner Beschreibung Constantinopels.

Hippogryph, Roßgreif, ein Thier aus dem Fabelreiche der Griechen, dessen Obertheil als einen Greif, der sich unten in einen Roß endigte, dargestellt wurde. Es diente als Symbol des Apollo; doch ist man uneinig, ob es den Gott der Musen oder der Sonne bezeichnete. Aus Asien, wo solche symbolische Thiergestalten sehr gebräuchlich waren, kam er mit dem Dienste Apoll's nach Griechenland.

Hippolytus, s. Phädra.

Hippolytus a Lapide (wahrer Name: Bogislav Phil. v. Chemnitz), schwedischer Historiograph, geb. 1605, † 1678 auf seinem Rittersitze Hallstedt. Er schrieb 1640, als Oestreichs Waffen in Deutschland zu sinken anfingen, seine berühmt gewordene Abhandlung de ratione status in imperio nostro romano-germanico, und suchte den siegenden protestantischen Reichsfürsten, welche mit Schweden verbunden waren, zu beweisen, daß die Kaiser wider Letztere sich Vieles capitulationswidrig herausgenommen hätten; und weil ihnen Frankreichs und Schwedens Beistand die Macht gaben, sich unumschränkter in der Landeshoheit wider den Kaiser im westphälischen Frieden und wider ihre Landstände und Unterthanen in Folge jener

Emancipation zu stellen: so gaben unsere akademischen Reichs- und Provinzialhistoriker dem Buche eine Wichtigkeit, die dasselbe an sich nicht verdiente, weil es die Auflösung des Reichsverbandes einzuleiten strebte.

Hipponax, lyrischer Dichter aus Ephesus (geb. um 540 v. Chr.), wurde wegen seines Hanges zur Satyre, aus seiner Vaterstadt verbannt und soll Erfinder der Art von jambischen Versen seyn, die man Skazontische nennt. Weil er von Gestalt sehr häßlich war, so bildeten ihn zwei Bildhauer, Bupalas und Athenis noch lächerlicher ab; Hipponax verfertigte hierauf satyrische Gedichte auf dieselben, die so beißend waren, daß, der Sage nach, sich beide erhängten. Es haben sich nur wenige Gedichte von ihm erhalten, die sich in Brunks Anthologie befinden.

Hire (Philippe de la), auch Lahire, ein berühmter franz. Mathematiker, Sohn von Lorenz Lahire, Hofmaler zu Paris, wurde zu Paris 1640 geboren, verließ die Malerkunst, wozu ihn sein Vater angehalten, und bestimmte sich in Italien allein für mathematische Wissenschaften. 1669 schickte ihn Colbert nach Bretagne und Guienne, um diese Provinzen auszumessen und eine Karte davon zu verfertigen. 1670 erhielt er von demselben den Auftrag, die Lage von Calais und Dünkirchen zu bestimmen, maß dann die Breite des Pas de Calais und setzte 1693, nördlich von Paris, die Ausmessung des von Picard 1669 angefangenen Meridian fort, während Cassini südlich von Paris sich wandte. Er starb zu Paris 1710 und hinterließ viele treffliche Werke über seine Wissenschaft.

Hirschberg, nächst Breslau die vornehmste Handelsstadt Schlesiens, die großen Leinwandhandel treibt, liegt im Fürstenthum Jauer und im preuß. Regierungsbezirk Reichenbach, wo der Bober und Zacken zusammenfließen. Die Bleichen der Stadt sind berühmt. In guten Jahren kann die Ausfuhr an Leinwand auf 2 Mill. steigen. Die Zahl der Einwohner, die theils katholisch, theils lutherisch sind, beläuft sich auf 6000. Eine Meile von der Stadt liegt das bekannte Bad Warmbrunn. Der Kreis Hirschberg zählt auf 12 Q.-M. 47.000 Bewohner, die größtentheils vom Leinwandhandel leben; denn der Boden trägt nicht viel.

Hirschfeld (Christian Cay Lorenz) war 1742 zu Nüschel im Holsteinischen geboren. Nach seines Vaters Tode, der daselbst Prediger war, nahm ihn ein verwandter Landprediger zu sich; in einem Alter von 14 Jahren kam er auf die Schule des Waisenhauses zu Halle, und nach 4 daselbst verlebten Jahre ward er akademischer Bürger. Nach dem Wunsche seiner Verwandten besuchte er zwar die theologischen Hörsäle, allein seine Neigung trieb ihn vornehmlich zur Philosophie und den schönen Künsten, und diesen huldigte er mit sichtbarem Gewinn für Kopf und Herz. So verflossen 3 Jahre, worauf er in sein Vaterland zurückkehrte, wo ihm bald nachher die Erziehung einer Prinzessin und zweier Prinzen aus dem Holstein-Gottorpischen Hause anvertraut wurde. Die beiden letztern begleitete er als Informator und Kabinetssekretär, da sie 1765 auf Reisen gingen. Zwei Jahre versah er diese Stelle, bis ihn eine Kabale aus derselben verdrängte. Jetzt wählte er Leipzig zu seinem Aufenthalte, und kündigte sich der gelehrten Welt durch seinen „Versuch über den großen Mann" und einige andere Schriften auf eine vortheilhafte Art an. Die russ. Kaiserin, als damalige vormundschaftliche Landesregentin, berief ihn 1770 zum Sekretär der neu errichteten Curatel-Collegiums und zugleich zum außerordentlichen Professor der Philosophie nach Kiel. Nach einigen Jahren wurde er ordentlicher Professor, 1777 wirklicher königlicher Justizrath. Die schöne Gartenkunst, der es damals noch ganz an Pflege fehlte, war jetzt der Gegenstand seiner angelegentlichsten Bemühungen, und es gelang ihm, sich hier bleibende Verdienste zu sammeln. Nachdem er ein paar kleine Schriften über diesen Gegenstand geschrieben hatte, erschien

1779 der erste Theil seiner „Theorie der Gartenkunst," ein Werk von reizender Mannigfaltigkeit und klassischer Güte, das seinen Ruhm durch ganz Europa verbreitete. Seine Plane, Vorschriften und Beschreibungen greifen Geist und Herz an; ganz aus der Natur gemalt sind seine Schildereien, ganz aus ihrer Fülle genommen seine Regeln und Grundsätze. Sein Styl scheint überzufließen von der Zauberkunst, mit der Hain und Flur selbst alle unsere Sinne berauschen; er ergötzt und befriedigt Ohr und Herz. Zum Behuf dieses Werkes unternahm er mehrere große Reisen nach Dänemark, Deutschland und der Schweiz, und seine Gartenkunst enthält von Verschiedenem, was er auf diesen Reisen sah, Beschreibungen, die seiner Meisterhand würdig sind. Auf königlichen Befehl und Kosten legte er 1784 zu Düsternbork bei Kiel eine Fruchtbaumschule an, die in wenigen Jahren zu einer unerwarteten Vollkommenheit gedieh. Was er hier und sonst über Kultur der Gärten und Bäume beobachtet und erforscht hatte, davon theilte er der Welt die Resultate in seinen Gartenkalendern und in seinem Handbuch der Fruchtbaumkunst mit. Dabei versäumte er seine Pflichten als Professor so wenig, daß er nicht allein zu Düsternbork Vorlesungen über die Baumzucht hielt, sondern auch von Zeit zu Zeit in die Stadt kam, um Kollegien, besonders über die Wohlredenheit und Beredsamkeit und über die Sittenlehre zu lesen. Er war dabei wegen seiner gefälligen Sitten im Genuß der allgemeinsten Achtung, und jeder Fremde, der nach Kiel kam, eilte zu ihm, um den berühmten Mann und seine Schöpfung kennen zu lernen. Ein sanfter Tod endete am 20. Februar 1792 sein verdienstvolles Leben. Hirschfeld behauptet eine ehrenvolle Stelle unter den klassischen Schriftstellern seiner Zeit. Seine Prosa ist von der blühenden, oder schildernden und malerischen Art, voll heiterer Empfindungen und Bilder, im Anschauen der allerfreuenden Natur gesammelt. In einigen seiner kleinen Schriften ist der Ausdruck oft allzu dichterisch, überladen mit Beiwörtern und Metaphern, und dieser Aufwand würde mißfallen und ermüden, wenn er die vielen Malereien nicht öfter durch kleine Erzählungen, Allegorien und moralische Betrachtungen unterbräche. In andern kömmt er dem mittleren Style näher: seine Versuche über den großen Mann und über die heroischen Tugenden sind Abhandlungen aus der Philosophie des Lebens, reich an Scharfsinn und Deutlichkeit, mit Beispielen aus der Geschichte durchwebt, und in einer kräftigen und minder schweigenden Sprache vorgetragen. Sein moralischer Sinn leuchtet aus allen seinen Schriften hervor.

Hirtenbrief, ein kirchliches Kreisschreiben eines katholischen Bischofs an seine untergebenen Geistlichen über kirchliche oder sekulare Gegenstände.

Hirtengedicht, s. Idylle.

Hirzel (Hans Kaspar), Oberstadtarzt und Mitglied des großen Raths zu Zürich, war geboren daselbst 1725. Auf dem akademischen Gymnasium seiner Vaterstadt waren Joh. Geßner und Bodmer seine vorzüglichsten Lehrer; der letztere nährte und leitete seine schon frühzeitig erwachte Neigung zu den schönen Wissenschaften. Auch ward er um diese Zeit mit Sulzer bekannt, in dessen Gesellschaft er eine Reise durch die Schweiz und ihre vornehmsten Gebirge machte, deren Beschreibung nachher im Drucke erschien. 1647 ging er auf die Universität Leyden, um dort die Medizin zu studiren. Nachdem er die Doktorwürde erlangt, reiste er, um sich als praktischer Arzt auszubilden, nach Potsdam zu dem Hofrath Arndts. Hier und in dem nahen Berlin, wohin er oft zum Besuche reiste, hatte er das Glück mit mehreren Männern, die damals rühmlich für die vaterländische Literatur wirkten, befreundet zu werden. Unter ihnen befanden sich Kleist, Spalding, Ramler und Sack; auch Sulzern fand er hier wieder. Nach seiner Zurückkunft ins Vaterland 1747 trat er als Mitglied in die Züricher physikalische Gesellschaft, die ihn später zu

ihrem Vorsteher erwählte. 1751 erhielt er die Stelle eines Unterstadtarztes; 1761 wurde er Oberstadtarzt und 1763 Mitglied des großen Zürcher Raths. In seinem Alter zog er sich auf ein Landgut zurück, und lebte auf demselben bis an seinen Tod in philosophischer Ruhe. Er starb 1803, im 77sten Jahre seines unermüdet thätigen Lebens, nachdem die politischen Veränderungen seines Vaterlandes seinen so fröhlichen Geist zu Mißmuth und Trübsinn umgestimmt hatten. Erst spät betrat Hirzel die schriftstellerische Laufbahn, und wandelte auf derselben fort, als ihm der lauteste Beifall entgegen kam. In hohem Grade besaß er die Kunst, Charaktere richtig, kräftig und lehrreich zu schildern. Mit anspruchloser Einfachheit und eindringender Herzlichkeit wußte er in einer musterhaften, ungekünstelten Sprache gemeinnützige Wahrheiten zu popularisiren. Dem patriotischen Hirzel, sagt Küttner, gelingt die Sprache der Philosophie fürs gemeine Leben ausnehmend, er mag nun in Kleinjogg das Ideal eines vorsichtigen und glücklichen Landwirthes oder in Sulzers Leben die reizende Scene aus jener Morgenröthe des guten Geschmacks schildern, die dieser, sein Freund und er in den Tagen ihrer Jugend aufgehen sahen. Alle seine Schriften athmen Liebe zur Tugend, Enthusiasmus für sein Vaterland, republikanischen Geist und menschenfreundliche Gesinnungen. Die Wohlfahrt der arbeitenden Stände, die ihm als freier Weltbürger näher am Herzen lag, als alle Verherrlichung der Thronen und Mächte, lenkte sein Geist auf die Betrachtungen, die den wohlthätigen Einfluß der Philosophie auf die Geschäfte des gemeinen Lebens beweisen helfen. Viel versäumte Vortheile des Ackerbaues und Handels lehrt er in den Idealen, die er aufstellt, beherzigen. Die tiefe Verehrung der Wissenschaft, verbunden mit einer genauen Kenntniß ihrer allwirkenden Kraft, führt ihn auf Bemerkungen von seltener Wichtigkeit. So wahrund stark, als er dachte, gerade so schrieb er auch; frei wie ein Schweizer, mit natürlicher Lauterkeit und Anmuth. Der Fluß seiner Rede strömt rein und ohne wildes Geräusch, ohne verfliegenden Schaum und ohne Trübheit. Seine Worte sind gewählt, aber nicht weit hergesucht, alle bedeutend und in ihrer Stellung wohllautend. Die vorzüglichsten seiner Schriften sind: Die Wirthschaft eines philosophischen Bauers 1761; das Bild eines wahren Patrioten, in einem Denkmal Herrn Hans Blaares von Wartensee, 1767; der philosophische Kaufmann, 1770; neue Prüfung des philosophischen Bauers, nebst einigen Blicken auf den Genius dieses Jahrhunderts und andere den Menschen interessirende Gegenstände, 1785; Hirzel, der Greis, an seinen Freund Heint. Meister, über wahre Religiosität mit Toleranz verbunden, 1800.

Hispanien. So hieß der ganze westwärts der Pyrenäen gelegene Theil von Europa, also das heutige Spanien und Portugal. Die Gränzen waren folglich gegen Osten die Pyrenäen, gegen Süden das iberische Meer (ein Theil des mittelländischen), die herkulische Meerenge, und der Ozean, gegen Westen und Norden ebenfalls der Ozean, das cantabrische Meer genannt. Der Name Hispania ist wahrscheinlich phönizischen Ursprungs; die Karthager überlieferten ihn den Römern. Bei den ältern Griechen hieß die Seeküste vom Rhodanus bis zu den Säulen des Herkules Iberien; das Land hinter den Säulen Tartessus, und das neuere Land Celtica. Späterhin verstanden sie unter Iberien eben das, was die Römer Hispania nannten. Den Namen Hesperia gaben ihm die römischen Dichter. Die erste Bevölkerung Spaniens fällt in die frühesten Zeiten, zugleich mit der Bevölkerung des ganzen westlichen und südlichen Europa überhaupt. Die Geschichte nennt uns unter den zuerst eingewanderten Völkern die Kyneter oder Kynesier an der südlichen Küste, die Tartessier, ein gastfreundliches, ziemlich gebildetes Volk hinter den Säulen des Herkules, und die Sicani und Sicili. Die ersten beiden Völker vertrieben die Iberier wahrscheinlich aus Gallien nach Spanien, und

die letztern beiden Völker wurden wieder von den Iberiern aus Spanien nach Italien vertrieben. Den Iberiern folgten die Celten, von denen ein Theil unvermischt unter den Namen Celticer blieb; ein anderer Theil aber mit den Iberiern sich vereinigte, und mit ihnen das tapfere Volk der Celtiberer ausmachte. Noch später kamen Kolonien von phönizischen und griechischen Kaufleuten hierher. Die erstern erbauten Gades, die letztern Emporium. Die Iberier waren unter allen spanischen Völkern das Hauptvolk. Es war im Ganzen sehr wild, hatte aber doch einige Kultur. So z. B. verstanden sie die Kunst, Kleider zu machen und zu weben, Waffen zu verfertigen, Häuser und feste Städte zu bauen ꝛc. Gegen die Feinde waren sie äußerst grausam, hatten wenig Ideen von der Gottheit, kannten aber eine Furcht vor dem Tode. Die häuslichen Geschäfte und der Feldbau, wurden bloß von Weibern besorgt, die Männer widmeten sich allein dem Kriege. Für Freiheit waren sie enthusiastisch gestimmt. Nächst ihnen waren die Celtiberer der ausgebreitetste Völkerstamm, welche sich von den Iberiern durch Sprache, rauhere Lebensart und größere Wildheit auszeichnete. Sie kannten wahrscheinlich weder Ackerbau noch Künste. Weit gebildeter als beide waren die Völker an der Meerenge, ein Gemisch von den ältesten Bewohnern, Griechen, Karthagern und endlich Römern. Ihre Sprache war anfangs die punische, nachher die römische. Sie trieben die Handlung, und machten sich dadurch den Einwohnern des innern Landes verächtlich, von deren Einfällen sie fast immer leiden mußten. — Hispanische Geschichte (ältere), s. d. A. Spanien.

Historie, s. Geschichte.

Historienmalerei, s. Historisch und Geschichtsmalerei.

Historiker, s. Geschichtsschreiber.

Historiographie, ein Theil des Studiums der historischen Kunst (Historik), giebt die Regeln der Geschichtschreibung an. Die Kunst, geschichtliche Wahrheiten zu entdecken, ihre Quellen aufzufinden, heißt historische Heuristik; sie zu prüfen, historische Kritik. Erforschung und Darstellungen des Geschichtlichen überhaupt, lehrt die Historik. Diese begreift daher auch die Historiomathie, oder die Grundsätze und Regeln, welche man bei Erlernung der Geschichte zu beobachten hat. Zugleich lehrt die Historik historische Werke nach den Regeln der Historiographie beurtheilen und brauchen. Die historische Kunst giebt also die Anleitung zur Prüfung des historischen Genies, und zur Sammlung, Anordnung und Bearbeitung des historischen Stoffs; oder sie zeigt, wie der Geschichtschreiber das Wahre und Bleibende in den Begebenheiten schön darstellen soll. Der Werth der historischen Literatur eines Volks beruht auf der historischen Forschung und Kunst, mit welcher seine Schriftsteller den historischen Stoff gebildet und dargestellt haben. Zur Geschichtschreibung gehört insbesondere ein tiefer sittlicher Sinn, der nach praktischer Wirksamkeit in lebendig lehrreicher Darstellung des Geschehenen strebt, — Menschen- und Weltkenntniß. Die Historiographie eines Volkes schreitet mit der Kultur desselben und mit dem Geiste der Zeit fort, indem der Geschichtschreiber stets über seiner Zeit zu stehen bemüht ist.* In sofern ist die Geschichte der Historiographie ein Haupttheil der Literatur- und Kulturgeschichte. Ueber die Historiographie der neuern Zeit (seit dem Ende des 15ten Jahrh.) s. Geschichte d. histor. Forschung und Kunst. Göttingen 1812 — 16 (vergl. d. Art. Geschichte und Kritik.)

Historisch, geschichtlich, heißt Alles, was durch Erfahrung, sie sey innere oder äußere Wahrnehmung, gegeben ist, kurz Alles, was geschah. In diesem Sinne bildet es einen Gegensatz mit dem Fabelhaften, das zwar innerhalb den Gränzen des Möglichen und Wahrscheinlichen liegen kann, aber nie wirklich war. Das Historische als empirisch steht ebenfalls dem Philosophischen, was durch reine Anschauung und Spekulation in der

Sphäre der abstrakten Wissenschaften erworben wird, entgegen, wenn gleich das Philosophische als ein wirklich Gegebenes und Gedachtes wieder historisch ist; so giebt es eine Geschichte der philosophischen Systeme, Ansichten und Meinungen. Im Begriffe des Empirischen genommen, schließt es alle Wissenschaften und Kenntnisse in sich, die durch mittelbare oder unmittelbare Anschauung der Sinne, durch Beobachtung und Erfahrung gewonnen sind; Geographie, Geschichte, Physik, Botanik, Naturgeschichte ꝛc. sind demnach historische Wissenschaften, weil ihr Stoff aus Thatsachen, aus wirklichen Erscheinungen der Natur bestehen, welche durch die Sinne aufgefaßt wurden, und scheiden sich hierdurch von den Vernunftwissenschaften, als: reine Mathematik, Metaphysik ꝛc., indem diese ihren Gehalt nicht aus Anschauungen der Sinne nehmen, sondern aus der Anschauung geistiger Kräfte und Thätigkeiten der Seele. Wie es der Quelle nach ein historisches Wissen giebt, so setzt man es auch der Art nach, wie historische oder speculative Kenntnisse erworben werden, dem Philosophischen entgegen. Ein bloßes Erlernen, Auffassen durch das Gedächtniß in den philosophischen Wissenschaften, ein Aufnehmen der Gedanken Anderer, ohne wieder zu geben, ohne neue selbst zu schaffen, ist ein historisches Lernen, im Gegensatze des philosophischen, bei dem sich die eigene Denkkraft thätig zeigt, und erzeugt. Im engern Sinne heißt historisch das, was sich auf die eigentliche Geschichte bezieht; die Veränderungen des Menschengeschlechts, die Begebenheiten, die Schicksale und Leiden ꝛc. einzelner Menschen, wie ganzer Völker, sind Gegenstände des Historischen. Das Historische ist beschränkter Bedeutung, scheidet sich in das Strenghistorische, in dessen Gebiet die Thatsachen und Begebenheiten fallen, deren Wahrheit durch glaubwürdige Zeugen ist bewiesen worden; und in die Mythe, Sage, der zwar immer etwas Faktisches zum Grunde liegt, welches aber durch dichterische Beimischungen und sein fabelhaftes Gewand so verhüllt ist, daß man es kaum von dem Fremdartigen, Nichthistorischen trennen kann. Den Mythen und Sagen vertrauten alle Völker die Geschichte ihrer Kindheit an; es sind die Ammenmährchen der Nationen, aus den sich allmählig die ächte Geschichte gestaltete. Eben so wenig, als mit der Mythe, steht das Strenghistorische im vollkommenen Gegensatze mit dem poetischen; indem nicht immer der Stoff der Poesie rein imaginativ ist, und nicht selten zu Dichtungen aus dem Reiche der Geschichte genommen wird; die Art, die Darstellung, die Form und der Zweck unterscheiden allein Beides von einander. Auch die Geschichte verlangt zu einer würdigen Behandlung die schaffende Einbildungskraft. Ihr Verfasser muß aus den einzelnen, zerstreuten Zügen ein ganzes Bild zusammenstellen, den Charakter der Handelnden bruchstückweise aus ihren Thaten und aus den Begebenheiten, in die sie thätig mit eingriffen, sammeln; er muß in die Denk- und Empfindungsweise seiner historischen Personen dringen, ihre Ursprungsfäden nach allen Richtungen verfolgen, und in dem Geiste der damaligen Zeit, in dem Gange der Bildung, in den verwickelten, sich durchkreuzenden Interessen, in den Sitten, Gebräuchen, Gesetzen, in der Staatsverfassung, Religion und der Erziehung, selbst in den Eigenthümlichkeiten des Clima's und des Bodens, die Ursachungen aufsuchen, wodurch die historische Kette von Begebenheiten und Thatsachen bewirkt wurde; kurz er muß die vertrockneten Mumien, welche die Geschichte in ihren Nischen aufbewahrt, den ihnen ehemals eigenthümlichen Geist wieder einhauchen, und sie neubelebt vor unsere Augen wiederum auf die Bühne bringen. Diesen Pflichten vermag der Historiker nicht zu genügen, ohne eine lebhafte, sich an jeden Gegenstand anschmiegende Phantasie; doch muß in den historischen Darstellungen die Wahrheit sein Hauptziel stets bleiben; er darf bei der Ent-

werfung seiner Gemälde nie der Prüfstein der Kritik aus der Hand lassen, und soll sich von den geschichtlichen Daten mehr leiten lassen, als er sie selbst leitet und gestaltet. Der historische Dichter hingegen, dem Schönheit der Composition der höchste Zweck ist, bedarf keiner kritischen Prüfung des Stoffes nach seiner Wirklichkeit; ohne weitere Rücksicht steht es ihm frei, Veränderungen in der Chronologie, in der Reihefolge der Thatsachen und der Begebenheiten vorzunehmen; es ist ihm erlaubt, neue Ereignisse einzuschieben, unhistorische Personen mit den geschichtlichen in Wechselwirkung zu bringen, und selbst Menschen und Charaktere, die ein Eigenthum der Geschichte sind, in einen ihnen fremden Gesichtspunkte zu stellen, und sie nach seinem Ideale und Zwecke umzuformen. Er nimmt aus dem Gebiete der Geschichte den Stoff als roh, und kann ihm, wenn er nur die großen, historischen Umrisse achtet, jede beliebige Gestalt, die dem Geiste seiner Dichtung am Besten entspricht, ertheilen. — Unter allen Dichtungsarten kann der historische Roman der wirklichen Geschichte am nächsten kommen; auch ist das Epos ihr mehr verwandt, als andere, weil sein Grundgewebe meist eine wirkliche Thatsache ist. — Man unterscheidet ferner einen historischen und poetischen Styl; jener ist ruhig, bedächtig, lehrt und überzeugt, anstatt zu überreden und hinzureißen, dieser ist blendend, glänzend, blumenreich, feurig, erhaben, stürmend; er ändert sich nach der Natur der darzustellenden Gegenstände und paßt sich ihnen genau an. — Das Historische in der Bildhauer- und Malerkunst erklärt sich nach dem gegebenen Begriffe vom Geschichtlichen leicht. Bilden diese Künste Menschen in wirklichen Situationen und Handlungen ab; nehmen sie den Stoff aus der Geschichte; stellen sie mehrere Figuren oder Gruppen, die eine gemeinschaftliche zusammengesetzte Handlung verbindet, dar; greifen sie diese Handlung in ihrem Hauptmomente so auf, daß der verständige Zuschauer aus dem Gegenwärtigen die vorhergehenden Ursachen, welche diesen Moment der Handlung hervorbrachten, erkennen, und selbst in dem Angeschauten auf die Folgen der Begebenheit schließen oder erahnen kann: so nennt man sie reinhistorische oder historische Malerei im engern Sinne, und setzt sie den allegorischen, mythischen und Phantasie-Darstellungen entgegen; in ausgedehnterm Sinne aber nimmt man historische Malerei für Figurenmalerei überhaupt, wo dann auch Phantasiestücke, Porträts, Allegorien ꝛc. mit einbegriffen werden. Historische Landschaftsmalerei ist die treue Darstellung einer wirklichen Gegend, und unterscheidet sich von der idealen insofern, als diese entweder ein wirkliches Objekt zu ihrer Darstellung wählt, oder ein vorhandenes verschönert, idealisirt, wiedergiebt. S. Malerei.

Histrionen, Possenreißer, Schauspieler, stammen ursprünglich aus Etrurien, aus welchem Lande sie, nach Titus Livius, 391 nach Rom, als hier eine furchtbare Pest herrschte, und man in Bühnenspielen ein Mittel zur Versöhnung der Götter suchte, berufen wurden. Die Römer kannten bisher nur die Spiele des Circus, die mit ihrem kriegerischen Charakter besser übereinstimmten. Man nahm daher, als der Götterzorn schwer auf Rom lag, seine Zuflucht zu Etrurien, aus dem die Römer schon früher viele religiöse Einrichtungen, die Grundzüge ihrer Staatsverfassung, die Auguren und selbst die Kleidungen und Auszeichnungen ihrer Magistratspersonen und Priester geholt hatten. Nach der Sitte ihres Vaterlandes führten die etrurischen Histrionen anfangs ernste Tänze nach dem Schalle einer Flöte auf einem Brettergerüste auf. Man hielt für diese Schauspieler den toskanischen Namen Hister, Possenreißer, bei, der später auch auf die bessern Schauspieler überging. Nach einiger Zeit verbanden die Histrionen mit den toskanischen Tänzen die Recitation ausgelassener Verse aus dem Stegereife, aus den sich bald

regelmäßigere Stücke, die unter dem Namen Satyren, Saturae, bekannt sind, gestalteten. Sie wurden gruppenweise recitirt, begleitet von einer Flötenmusik, Tänzen, und mit einem ihrem Sinne entsprechenden Geberdenspiele. Diese unförmlichen Farçen dauerten bis zum Jahre 514 nach Roms Erb., wo der Dichter Titus Andronikos, ein Grieche, daß erste regelmäßige Stück, was eine Folge von Handlungen, nach einem Zwecke geordnet, darstellte, aufführen ließ. Andronikos deklamirte es selbst, und die Histrionen begleiteten die Deklamationen mit den zweckmäßigen Mimen; seitdem entstanden zwei Classen Schauspieler: die Pantomimen, oder auch Histrionen, welche bloß durch Mimik die Deklamation belebten und anschaulich machten; nur im Dialog durften sie reden; und die deklamirenden Schauspieler. Die Letztern erwarben sich bald ein so großes Ansehen, daß selbst die berühmtesten Redner bei ihnen in die Schule gingen, um Unterricht in der Deklamation zu nehmen. In dem republikanischen Rom war der Schauspielerstand wenig geachtet; er war gewissermaßen durch die Staatsgesetze für ehrlos erklärt. Einen Jüngling, der sich diesem Stande widmete, durfte der Vater enterben: der Stadtprätor durfte ihn sogar bei Theater-Vergehungen peitschen lassen. Die Verfeinerung der Römer, und ihr Hang zu Vergnügungen, der im Schauspiele Befriedigung fand, verwischte allmählig die Schmach, welche auf den Schauspielern ruhte; zum Danke dafür beförderten sie die Ausschweifungen der Römer durch unsittliche Vorstellungen und andere theatralische Künste, in den eine freche Obskönität herrschte. Unter den Kaisern stieg die Lust zum Theater bis zur Theatromanie; es bildeten sich Partheien für und wider einen Schauspieler, die bedeutende Unruhen veranlaßten; die vornehmsten Römer wollten selbst Schauspieler seyn, und betraten die Bühne; der Kaiser Nero sogar strebte emsig nach dem Ruhme, für einen großen Histrio gehalten zu werden, und starb mit den Worten: Welch ein großer Künstler geht da verloren!

Hobbes (Thomas), einer der scharfsinnigsten, aber auch wegen seiner paradoxen und dem religiösen und politischen Glauben seiner Zeit durchaus widersprechenden Ansichten sehr verrufener Philosoph, war der Sohn eines Predigers, geboren zu Malmesbury in England 1588. Frühzeitig widmete er sich den Studien, und überstieg, trotz der Schwäche seiner Gesundheit, mit unglaublicher Leichtigkeit die Schwierigkeiten der gelehrten Sprachen; er übersetzte in lateinische Verse die Medea des Euripides in einem Alter, wo an den Knaben kaum den Namen der Alten kennen. Im 14. Jahre ging er nach Oxford und studirte Philosophie; von hier kam er in das Haus des William Cavendish, Baron von Hardwick, als Hofmeister, und nach einiger Zeit wurde ihm die Erziehung des jungen Grafen von Devonshire anvertraut. Diesen begleitete er auch auf seinen Reisen durch Frankreich und Italien. Bei seiner Rückkehr nach England überließ er sich ganz dem Studium der Wissenschaften und Philosophie. Die Schuldisciplinen und die Methode ihres Vortrags ekelten ihn an; in der Logik und Metaphysik der Peripathetiker sah er nur ein Gewebe von schwerfälligen Armseligkeiten; in der Moral, einen Gegenstand zum Streiten ohne Sinn, und in der Physik, Träumereien über die Natur und ihre Erscheinungen. Begierig nach einer bessern Nahrung, kehrte er zu den Alten zurück. Um diese Zeit kam er mit Baco in Bekanntschaft, der ihn in die Gesellschaft seiner Freunde aufnahm. Englands Verfassung fing an, sich zur Demokratie zu neigen; Hobbes, den die Uebel, die große Staatsumwälzungen stets begleiten, erschreckten, legte die Grundsteine zu seinem politischen Systeme; er glaubte gutmüthig, daß die Stimme eines einsamen Denkers sich unter dem Geschrei eines aufrührischen Volkes Gehör verschaffen könnte. Während der Arbeit verlor er seinen Zögling, und mit ihm Gönner und Freund. Hobbes war 40 Jahre alt, ohne

Vermögen; ein Augenblick hatte alle seine Hoffnungen zerstört. Gervaise Clifton bat ihn, seinen Sohn auf Reisen zu begleiten: Hobbes willigte ein; später übernahm er die Erziehung eines Sohnes der Gräfin von Devonshire, mit dem er Frankreich und Italien wieder sah. Zu Paris lernte er Gassendi kennen, und wurde ein Anhänger der atomistischen Philosophie. Gassendi sagte von Hobbes: Er kenne keine kühnere Seele, keinen Geist freier von Vorurtheilen, keinen Mann, der tiefer in das Wesen der Dinge dringe. In dieser Zeit gab Hobbes seinen „Bürger" heraus. In Italien lernte er Galilei kennen; eine feste und innige Freundschaft schloß sich zwischen beiden, deren Bande durch die spätern Verfolgungen noch stärker angezogen wurden. Die Unruhen, welche England mit Blut beflecken sollten, standen auf dem Punkte auszubrechen; unter diesen Umständen schrieb Hobbes seinen „Leviathan": das Werk erregte großes Aufsehn. Seine darin aufgestellten Grundsätze giebt er selbst in gedrängter Kürze an: „Ohne Frieden keine Sicherheit, kein Friede ohne eine absolute Macht; keine absolute Macht ohne Waffen; ohne daß die Kräfte und Schätze in einer Hand sich befinden, vermögen Waffen nichts; keine Furcht vor den Waffen wird den Frieden begründen, wenn eine größere Furcht, als die des Todes, die Geister aufregt; eine solche Furcht ist aber die ewige Verdammung: wenn daher keine einstimmige Meinung über das, was nothwendig zum ewigen Heile erachtet wird, unter dem Volke herrscht, kann auch kein Friede unter den Bürgern statt finden." Inzwischen hatte sich das Parlament mit dem Hofe entzweit, der Bürgerkrieg entspann sich von allen Seiten. Hobbes, der Vertheiger der souveränen Majestät, zog sich den Haß der Demokraten zu. Wie er die Gesetze mit Füßen getreten, den Thron wankend, die Menschen durch einen allgemeinen Schwindel zu den grausamsten Thaten hingerissen sah, meinte er, die menschliche Natur sey bis in ihr Grundwesen böse, und daher seine Fabel oder Geschichte des Naturzustandes. Die Umstände schufen seine Philosophie: einige vorübergehende Zufälle nahm er für unbewegliche Gesetze der Natur, und ward der Feind der Menschheit und der Lobredner der Tyrannei. Hobbes hielt sich bald nicht mehr in England sicher, und ging nach Frankreich. Mersenne brachte ihn mit Descartes in Correspondenz. Zwei nach der Herrschaft in der Philosophie strebende Gemüther konnten nicht in gutem Vernehmen bleiben. Descartes gab seine Gesetze der Bewegung heraus; Hobbes griff sie an: gegen Descartes behauptete er, daß die Materie denken könne. Trotz der Kühnheit seiner Lehre, lebte er ruhig in Paris, und wurde sogar Lehrer der Mathematik bei dem Prinzen von Wales. In dem Streite mit Bramhall, Bischof zu Derry, über Freiheit, Nothwendigkeit, Schicksal und dessen Einfluß auf die Handlungen der Menschen, machte Hobbes seine Ideen über Moral und Metaphysik kund; sie waren die seiner Politik, die nur auf Gott und andere metaphysische Gegenstände übergetragen waren. Hobbes war der Meinung: es gehöre zu den Rechten des Souverans, den Völkern vorzuschreiben, was sie von Gott und göttlichen Dingen glauben sollten; daß man Gott nicht gerecht nennen müßte, weil kein Mächtigerer da sey, der ihm befehlen, ihn zwingen oder seines Ungehorsames wegen bestrafen könnte; daß sein Recht zu herrschen nur auf der Unwiderstehlichkeit seiner Macht beruhe; nähme man diese Bedingung weg, so daß Einer oder Alle ihn zu Etwas nöthigen könnten, würde sein Herrscherrecht nichtig seyn; daß er nicht mehr die Ursache der guten als der bösen Handlungen sey, sondern daß sie durch seinen bloßen Willen gut oder böse sind, und den schuldig machen, der es nicht sey, und den verdammen könnte, der nicht gesündigt habe. Diese für die Humanität furchtbaren, und alle Bande der Gesellschaft auflösenden Grundsätze zogen Hobbes Verfolgungen zu. 1649 befiel ihn ein gefährliches Fieber: der Pater Mersenne wollte den Philosophen zur katholischen Kirche bekehren.

„Mein Vater, sprach Hobbes, hierüber habe ich längsten nachgedacht; eine Unterredung hierüber würde mir jetzt lästig seyn. Sie haben etwas Angenehmeres zu sagen. Was macht Gassendi?" Er genaß, und im folgenden Jahre machte er sein Werk über die Natur des Menschen und des politischen Körpers bekannt. Während sein Ruhm sich verbreitete, verlor er seine Ruhe; man verläumdete ihn, daß er die Parthei des Königs mit der des Usurpators vertauscht habe. Dies fand Glauben, und Hobbes, der in Paris seine Sicherheit gefährdet hielt, kehrte nach England zurück, wo er sich mit zwei berühmten Männern, Harvey und Seldenne, verband. Die Familie Devonshire nahm ihn auf, und Hobbes verfaßte in der Zurückgezogenheit seine Werke über Logik, Physik, über die Prinzipien oder Elemente der Körper, über Geometrie, und seine Abhandlung über den Menschen. 1660 kam Carl II. wieder auf den englischen Thron, er nahm seinen alten Lehrer in der Mathematik gütig auf und gab ihm eine Pension. Des Umgangs mit den Menschen müde, zog Hobbes sich zurück, und vertrieb sich die Zeit mit Mathematik, Poesie und Physik: im 90sten Jahre übersetzte er noch den Homer in Verse; schrieb gegen den Bischof Lancy über die Freiheit oder Nothwendigkeit der menschlichen Handlungen; gab sein physiologisches Dekameron heraus, und vollendete die Geschichte des bürgerlichen Krieges. Im Monate Oktober 1679 wurde er von einer Urinverhaltung befallen, der eine Lähmung der rechten Seite, welche ihn der Sprache beraubte, folgte, und ihn wenige Tage darauf tödtete. Er starb unverheirathet, 91 Jahre alt. Seine Schriften, namentlich der Bürger und der Leviathan fanden schon bei seinem Leben eine große Menge Gegner, deren die bedeutendsten Sharrok und Cumberland sind. Unter den neuern sind vorzüglich Mendelssohn und Feuerbach als seine Gegner aufgetreten; Andere, wie früher Gundling, welcher auch den Vorwurf des Atheismus von ihm abzulehnen suchte, später Maimon u. A. haben ihn vertheidigt. Natürlich konnte auch sein Charakter der Mißdeutung nicht entgehen. Doch schildern ihn seine Biographen als einen freien, lebhaften, vaterlandsliebenden, zugleich aber auch rechtschaffenen, mäßigen, ehrlichen, mittheilenden und gefälligen Mann, und selbst seine Feinde mußten wenigstens seinem selbstdenkenden, eigenthümlichen Geiste und seinem unermüdeten Fleiße Gerechtigkeit widerfahren lassen, mit welchem er überall, obwohl auf eigenem Wege, die Wahrheit suchte. Sein Leben (von J. Aubery) ist 1681 zu Carlopoli und mehrmals erschienen; eine andere Biographie findet sich in der englischen Ausgabe seiner Werke.

Hochamt, s. Messe.

Hoche (Lazare), ein berühmter Heerführer aus dem französischen Freiheitskriege, geb. zu Montreuil bei Versailles 1768, war der Sohn eines Aufsehers der Jagdhunde Ludwigs XV., verlor seine Eltern früh und trat daher, 17 Jahre alt, in die Garde, worin er es vor der Revolution bis zum Unteroffizier brachte. Der Kriegsminister Servan, seine Talente bemerkend, verschaffte ihm eine Lieutenantsstelle, und diese Auszeichnung feuerte ihn an, sich mit großem Fleiße der Taktik zu widmen. In der Schlacht von Honscoote wurde er Generaladjutant und zeichnete sich von dieser Zeit an so aus, daß er kurz darauf Brigadegeneral, Divisionsgeneral und endlich Ober-Anführer der Moselarmee 1794 wurde. In einer Zeit von 2 Jahren hatte er die höchste Stufe erstiegen, und zwar war jede Beförderung der Preis einer ehrenvollen Heldenthat. Durch seine Geschicklichkeit wurde Wurmser den 26. Dez. aus den Linien von Weißenburg vertrieben, Landau befreit und Worms öffnete ihm seine Thore. Seine Freimüthigkeit zog ihm aber den Unwillen des Deputirten St. Just zu; er wurde deßhalb seines Amts entsetzt und schmachtete mehrere Monate im Gefängniß. Der 9. Thermidor befreite ihn daraus; worauf der Convent ihm den Oberbefehl in der Vendee

anvertraute. Hier war es, wo er die, bei Quiberon gelandeten, Emigranten und Engländer angriff, sie bei Cournac schlug, Penthievre nahm und diese Gegenden, wo so lange der Bürgerkrieg gewüthet, der franz. Republik unterwarf. Die Niedermetzelung der Emigranten und Engländer bei Quiberon kam nicht von ihm, sondern wurde unmittelbar vom Convent anbefohlen; Hoche legte auch kurz darauf den Oberbefehl nieder und ging mit den übrigen Truppen nach St. Malo. Die Unternehmung auf England, den 15. Dez. 1796, ward nicht glücklich; denn ein heftiger Sturm zerstreute seine Schiffe und er sah sich daher genöthigt, von der irländischen Küste unverrichteter Sache nach Frankreich zurückzukehren. Im Jahre 1797 erhielt Hoche den Oberbefehl über die Maas- und Sambre-Armee; er ging über den Rhein und hatte sich eben Wetzlars bemächtigt, als die Nachricht von dem, in Italien unterzeichneten, Waffenstillstande seinen Thaten ein Ziel setzte. Er starb daselbst, wahrscheinlich an Gift, den 15. September 1797. Hoche war ein Kind der Revolution, nur unter solchen stürmischen Verhältnissen konnte er eine Rolle von Bedeutung spielen. Mehr von Seiten der Kühnheit, seiner Energie und der Beharrlichkeit in der Ausführung, als von Seiten seiner Kenntnisse und wahren Feldherrn-Talenten achtungswerth, scheint er mit einem Menzel, Trenk, und Luckner in eine Klasse zu gehören. Uebrigens war er von Person einer der schönsten Männer.

Hochheim, ein ansehnlicher Flecken und Amtsitz im Herzogthum Nassau, mit 1800 Einw., 3½ Meile von Frankfurt. Der hier wachsende Wein wird zu den vorzüglichsten Rheinweinen gezählt, vor denen er sich durch Zartheit und Feuer auszeichnet. Der beste (Hochheimer Blume) wächst auf einem Hügel, hinter der ehemaligen Dechantei, auf einem Gelänge von ungefähr 8 Morgen. In guten Jahren trägt dieser Berg bis 12 Stückfässer Wein (das Stückfaß zu 7½ Ohm).

Hochkirch, Dorf in der Ober-Lausitz bei Bautzen, merkwürdig durch zwei vorgefallene Schlachten. Im 7jähr. Kriege wandte sich Friedrich II. nach der Schlacht bei Zorndorf gegen den in Sachsen vordringenden Daun, der dieses Land in Verbindung mit den Reichstruppen besetzte. Friedrich bezog ein Lager bei Hochkirch; dies war aber sehr kühn, da die Oestreicher die darum liegenden sogenannten Steinberge besetzt hatten. Der General Keith stellte dem Könige das Gefährliche seiner Stellung vor; Friedrich aber achtete nicht darauf, und hatte sich dießmal in seinem Gegner geirrt. Schon am 13. Okt. 1758 in der Nacht verließen die Oestreicher ihr Lager, um die Preußen zu überfallen. Die Zelte blieben im Lager stehen, und die gewöhnlichen Wachtfeuer wurden sorgfältig unterhalten; eine Menge Arbeiter mußten die ganze Nacht durch Bäume zu einem Verheck fällen, wobei sie sangen und einander beständig zuriefen; hiedurch wollten sie die preuß. Vorposten hindern, den Marsch der Truppen wahrzunehmen. Allein der König erhielt doch Nachricht davon; er vermuthete aber nicht weniger als ein förmlicher Angriff. Um 5 Uhr des Morgens erschien der Feind vor dem Lager, und rückte nun kolonnenweise von allen Seiten ins preuß. Lager. Viele Regimenter des königlichen Heeres wurden erst durch ihre eignen Kanonenkugeln aus dem Schlafe geweckt; denn die anrückenden Feinde, die größtentheils ihr Geschütz zurückgelassen hatten, fanden auf den schnell eroberten Feldwachen und Batterien Kanonen und Munition, und mit diesen feuerten sie in das Lager der Preußen. Die Verwirrung im preuß. Lager war über allen Ausdruck. Einige Hundert wurden in ihren Zelten erwürgt, noch ehe sie die Augen öffnen konnten; andere liefen halb nackt zu ihren Waffen. Die wenigsten konnten sich ihrer eigenen bemächtigen. Ein jeder griff das Gewehr, daß ihm zuerst in die Hände fiel und stellte sich in Reih und Glied. Hier zeigten sich die Vortheile einer vortrefflichen Disciplin auf die auffallendste Weise.

Das Kriegsgeschrei verbreitete sich wie ein Lauffeuer durchs ganze Lager, Alles stürzte aus den Zelten, in wenig Augenblicken stand der größte Theil der Infanterie und der Kavallerie in Schlachtordnung. Die Art des Angriffs nöthigte die Regimenter einzeln zu fechten. Sie warfen sich dem Feinde allenthalben entgegen und schlugen ihn auch an einigen Orten zurück; an andern aber mußten sie der Uebermacht weichen. Man tappte in der Dunkelheit mit den Händen, um den Feind zu fühlen. Die Oestreicher griffen nach den Bischmützen der preuß. Grenadiere und diese nach den Bärenmützen der kaiserlichen, um sich einander zu erkennen und zu ermorden. Der anbrechende Tag minderte nicht die Verwirrung: den ein dicker Nebel lag auf den streitenden Heeren. Das Dorf Hochkirch stand in Flammen, und diente in der Dunkelheit zum Signal des Mordspiels. Hier war der Hauptplatz des blutigen Kampfes. Eine Kanonenkugel nahm dem Prinzen Franz von Braunschweig den Kopf weg; der Feldmarschall Keith bekam einen Schuß in die Brust und gab seinen Heldengeist auf; auch der General Geist und der Feldmarschall Fürst Moritz von Dessau wurden verwundet zur Erde gestreckt. Die Preußen von vorne und im Rücken angegriffen, mußten weichen, und die östr. Kavallerie hieb nun mit Vortheil in die tapfersten Regimenter des preuß. Fußvolks ein. Der König führte nun in Person frische Truppen gegen den Feind an, der auch zwar zurückgeschlagen wurde; aber die östreichische Reiterei verhinderte bald wieder diese Vortheile der Preußen. Das Dorf wurde von den Kaiserlichen behauptet, nachdem sie bei diesem ermüdeten schrecklichen Gefechte den Kern ihrer Grenadiere eingebüßt hatten. Der König befahl nun, daß der in Unordnung gerathene rechte Flügel sich zurückziehen sollte, und schickte den General Saldern mit einigen Bataillons Veteranen ab, den Rückzug zu decken. Als sich endlich der Nebel verzog, formirte man von beiden Seiten die Schlachtordnung. Vielleicht wäre es Friedrichs großem Feldherrntalent gelungen, der Schlacht eine andere Wendung zu geben; da fiel aber der Herzog von Ahremberg dem linken Flügel der Preußen in die Flanke, warf ihn über den Haufen und eroberte eine große preuß. Batterie. Der König, der jetzt feindliche Truppen vorne und im Rücken hatte, zog seine tapferen Schaaren mitten unter diesem Mordgetümmel zusammen, und machte nach einem fünfstündigen verzweifelten Gefechte einen Rückzug, dem nichts als ein zweitausendjähriges Alter fehlt, um von allen Zungen gepriesen zu werden. 2) Schlacht im Mai 1813. S. Bautzen (Schlacht bei).

Hochland, s. Schottland.

Hochstädt, s. Blendheim.

Hochverrath, s. Majestätsverbrechen.

Hoditz (Albert Joseph, Graf von), geb. 1706, genoß eine vorzügliche Erziehung, wobei aber auch der Grund zu der Eigenthümlichkeit seines Geschmacks, der nach phantastischem Schimmer strebte, gelegt wurde. Er unternahm in seiner Jugend mehrere Reisen, hielt sich lange Zeit in Italien auf und vermählte sich nach seiner Zurückkunft mit der Witwe des Markgrafen Georg Wilhelm von Bayreuth, Sophie (1734), mit der er sich auf sein Landgut Roßwalde in Mähren zurückzog, woraus er ein neues Arkadien schuf und sorgsam alle Annehmlichkeit des Stadt- und Landlebens aufhäufte. Man sah daselbst Wasserfälle, Lusthaine, Theater, Orchester, Schäfer, Nymphen, Tonkünstler, und Schauspieler, kurz Alles, was den ländlichen Aufenthalt daselbst angenehm machen konnte; Kunstliebhaber fanden aber zugleich auch Gemälde, Statuen und eine reiche Bibliothek. Zu bewundern ist es, wie er alle diese Einrichtungen mit ungefähr 15.000 Thaler jährlicher Einkünfte bestreiten und dabei so große Feste geben konnte, die alle Besuchende durch Pracht in Erstaunen setzten. Friedrich II. besuchte ihn zu Roßwalde und richtete an ihn eine poetische

Epistel. Nach dem Tode seiner Gemahlin folgte er einer Einladung jenes Königs nach Potsdam, die er um so williger annahm, da seine ökonomischen Umstände sehr in Verfall gekommen waren. Er starb 1778 in Potsdam.

Hof, Stadt am Hof, Stadt und Sitz eines Landgerichts im baierischen Obermainkreise, an der Saale, auf einer sanften Anhöhe, in einer fruchtbaren und wohl angebauten Gegend, mit 3 Vorstädten, über 700 Häusern, 5600 Einwohnern, 4 lutherischen Kirchen, einem Gymnasium mit einer beträchtlichen Bibliothek, einem reichen Hospital, Waisen- und Armenhäusern. Die Straßen sind erleuchtet, gut gepflastert und breit, die Häuser aber, außer in den Vorstädten, altmodisch gebaut. Hof hat beträchtliche Zwirn-, Flor- (30.000 Stück), Schleier-, Farben-, Wolle-, Baumwoll- (von 1800 Centnern werden 45.000 Dutzend Tücher, 2000 Stück Kattun, 8000 Stück Zitz und Musselin verfertigt), Leder-, Papierfabriken, Bierbrauerei, Viehzucht und wichtiger Speditionshandel. In der Nähe sind schöne Marmorbrüche und Eisenbergwerke.

Hof bedeutet auch den Sitz des Landesherrn mit Einschluß seiner Familie, seiner Beamten und Bedienten. Daher Hofamt, das Amt des Kämmerers, Marschalls, Truchsessen und Schenken, womit gewisse Personen von Fürsten belehnt werden; sind die Aemter erblich, so heißen sie Erbhofämter. Hofdame, eine adliche, zum Dienst oder zur Gesellschaft der Fürstin bestimmte Frau. Hofgericht, ein hohes Landesgericht, dessen Entscheidung die Stände und andere befreite Personen ihre Streitigkeiten unterwerfen. S. auch Palatinus. Vom Hofmarschall hängt die innere Haushaltung des Hofes ab; auch übt er die Gerichtsbarkeit über die Hofbedienten im Hofmarschallamte aus.

Höfe oder Halonen, Kreise oder Ringe, die zu gewissen Zeiten Sonne und Mond, auch wohl die größern Sterne zu umgeben scheinen, und bald weiß, bald wie Regenbogen gefärbt sind, in welchem letzten Falle die rothe Farbe gewöhnlich die innerste ist. Zuweilen sieht man mehrere concentrische Ringe auf einmal. Sie werden vom Winde zerstreut, und an Orten, die einige Meilen auseinander liegen, nicht zugleich gesehn, woraus sich ergibt, daß die Ursache ihrer Entstehung nicht hoch im Luftkreise ließen kann. Die umständliche Erklärung der Höfe mit allen besondern Erscheinungen hat viele Schwierigkeiten, doch ist so viel durch die Erfahrung erwiesen, daß sie durch die Brechung der Lichtstrahlen in den wässerigen Feuchtigkeiten des Luftkreises entstehen.

Hofer (Andreas), Sandwirth in Passeyr, Oberanführer der Tyroler während dem Aufstande 1809, wurde 1767 zu St. Leonhart in Passeyr in dem dortigen Wirthshause auf dem Sand geboren. Außer der Wirthschaft trieb Hofer noch Handel mit Pferden und Wein nach Italien; dies und zugleich, daß sein Wirthshaus stark besucht wurde, machte ihn in Passeyr allgemein bekannt. 1796, als sich die Franzosen den tyrolischen Gränzen näherten, führte er eine Schützen-Compagnie gegen sie an den Gardsee. Als der Erzherzog Johann, während dem Zwischenraume des Lüneviller und Presburger Friedens, die Grafschaft Tyrol bereiste, um die Miliz zu bilden und das Land zu befestigen, zeigte Hofer großen Eifer, und trug vieles zur Erreichung des Zweckes bei. Nach der verlornen Schlacht bei Ulm mußte sich der Erzherzog Carl zurückziehen, und diesemnach verließ auch Erzherzog Johann Tyrol. Hofer war mit unter den Abgeordneten, die im Namen des Landes Abschied vom Prinzen nahmen; bei welcher Gelegenheit Manches zur Sprache kam, was auf die fernere Vertheidigung Tyrols Bezug hatte. 1808 veranlaßten die Nachtheile, welche die Franzosen in Spanien erlitten, und die feindliche Stimmung, in welche die Höfe von Wien und St. Cloud

gegeneinander getreten waren, gewaltige Gährung unter dem Tyroler-Volke. Es wurden geheime Unterhandlungen mit Wien angeknüpft, Pläne zum Aufstande entworfen und die Bewaffnung des Landvolks vorbereitet: Hofer war hierbei sehr thätig und begab sich selbst nach Wien. Der Freiherr von Hormayr entwarf den Plan zum Aufstande, zur schnellen Einnahme Tyrols, dieses Felsenschlüssels von Italien und Deutschland, und zur Vernichtung der im Lande sich befindenden feindlichen Schaaren. Mit Blitzesschnelle und dem größten Geheimnisse wurde es ausgeführt; in einigen Tagen des Aprils 1809 wurde das ganze Land von den Streitkräften des Feindes gereinigt, über 8000 disciplinirte Truppen von Bauern gefangen genommen, und den Franzosen den Weg von Deutschland nach Italien abgeschnitten. Hofer zeichnete sich bei diesen Ereignissen aus; in der Ebene von Sterzing zwang er ein Bataillon Baiern, sich zu ergeben. Nach Befreiung des nördlichen und mittleren Tyrols wandte sich Hofer nach dem südlichen Theile, wo bei Trient Barraguay d'Hilliers mit einer bedeutenden Macht stand; er wurde vertrieben. Während der Zeit hatten die Oestreicher die Schlacht bei Regensburg verloren, Napoleon drang gerade auf Wien und ließ Tyrol einschließen. Die Baiern, welche es dem Tyroler-Landvolke nicht vergeben konnten, daß geübte Krieger schlechtbewaffneten Bauern hatten weichen müssen, nahmen furchtbare Rache und sengten und brannten Alles nieder. Der Feldmarschall-Lieutenant Chasteler mußte bei Wörgel der Uebermacht weichen, zog sich auf den Brenner zurück und schlug sich bald darauf mit großem Verluste durch, indem er den General Buol zum Schutze Tyrols mit geringen Streitkräfte zurückließ. Hofer, der sich früher ungemein thätig gezeigt und bei der Vertreibung der Baiern aus Tyrol so vieles gewirkt hatte, wurde jetzt der Mittelpunkt des tyrolischen Aufstandes. Bald darauf trieb das Landvolk die Baiern, nachdem es sie in zwei Treffen am Berge Isel (25. — 29. Mai 1809) geschlagen hatte, aus seinen Marken und entsetzte unter Hofer Trient, wo der Graf Leiningen belagert wurde. Auf Hormayrs Rath wollte Hofer mit seinen Tyrolern sich an die Oestreicher, welche Klagenfurt wegnehmen sollten, anschließen, Inneröstreich befreien und die Verbindung zwischen Tyrol und den kaiserl. Staaten wieder herstellen, als die Schlacht von Wagram verloren ging und der Waffenstillstand von Znaim geschlossen wurde, wodurch nach dessen Bedingungen die Oestreicher Tyrol und Vorarlberg verlassen mußten. Das Tyroler-Volk war hiermit höchst unzufrieden und wollte sich anfänglich dem Abzuge der Oestreicher mit Gewalt widersetzen. Hofer verbarg sich in dieser Zeit in eine Höhle des Passeyrthals. Durch die Flucht ihres Hauptanführers ließen sich aber die Tyroler in ihrem Widerstand gegen die eindringenden Baiern nicht wankend machen; unter Speckbacher, dem Capuziner Haspinger und Peter Mayer brachten sie den Feinden wiederholte Niederlagen am 3. — 9. Aug. bei; nun erschien auch Hofer wieder, dem man die Oberanführerstelle antrug. Den 13. Aug. schlugen die Tyroler unter Hofer's Anführung am Berge Isel die Franzosen und zwangen den Marschall Lefebre, aus Tyrol zu weichen. Hofer zog in Innsbruck ein und stellte sich an die Spitze der Militair- und Civilverwaltung des Landes, ließ Münzen schlagen, entschied Prozesse und bewohnte die ehemalige Kaiserburg. Das Schicksal Innsbrucks milderte er zu mehrern Malen, wenn das blinde Landvolk in seiner Wuth Opfer von Menschen oder sogenannten Herren-Blut, oder Ansteckung der Häuser forderte. Mit festem Sinne und sanften Worten sagte er oft den eindringenden Horden: „Landsleute, dazu habe ich keine Vollmacht, das darf nicht geschehen, ich gestatte es nicht." Am 14. Okt. wurde der Wiener Friede geschlossen und Tyrol kam wieder an Baiern: das Tyroler-Landvolk, das einen unauslöschlichen Haß gegen die Baiern hegte und unter ihrer frühern Verwaltung

höhere Steuern hatte entrichten müssen, als es unter der östreichischen Regierung gewohnt war, und die Privilegien seiner gefürsteten Grafschaft einzubüßen fürchtete, war zum hartnäckigsten Widerstande entschlossen. Als aber immer mehrere Truppen-Corps in Tyrol von Baiern aus eindrangen, gab am 1. — 5. — 7. Nov. Hofer die Erklärung seiner Unterwerfung an den Vicekönig von Italien, Eugen, ab. Er hätte noch nach Oestreich flüchten können, doch seine Neigung zum Vaterlande hielt ihn fest: er verbarg sich unter Eis und Schnee in eine Hütte auf den passeyrschen Alpen; aber noch vor Ablauf des Nov. ließ er sich durch einige Unsinnige verführen, von Neuem die Waffen zu ergreifen und machte sich hiedurch der Amnestie verlustigt. Sein alter Freund, der Priester Donay, verrieth an den General Barraguay d'Hillers den Namen des Vertrauten, welcher Hofer und dessen Familie in ihrem Verstecke Nachrichten und Nahrung brachte, und dieser wurde unter Androhung des Todes gezwungen, Soldaten nach Hofers Schlupfwinkel zu führen. Am 20. Jan. 1810 wurde Hofer eingefangen und nach Mantua gebracht, wo er am 5. Feb. ankam. Man führte ihn in den Kerker bei Porta Molina, wo viele Tyroler gefangen lagen. Am 19. fällte ein Kriegsgericht, nach dritthalbstündigen Verhandlungen, im Palazzo d'Arco sein Todesurtheil. Sein Vertheidiger war ein talentvoller Advokat, jüdischer Religion, Namens Bafeva. Den Ausspruch der Richter vernahm Hofer gelassen und unerschüttert. Er bat um einen Geistlichen, welche man ihm sogleich zuschickte und der ihn nicht mehr verließ. Am 20. Feb. rüstete sich ein Grenadier-Bataillon. Um elf Uhr holten sie ihn aus dem Gefängnisse. Durch das ganze Gebäude erscholl dumpfes Heulen und Jammern der eingesperrten Tyroler und übertönte die Trommel. Auf dem Exekutionsplatze in der Citadelle bildeten die Grenadiere ein Viereck. Den Sandwirth führte man in die Mitte. Er ersuchte den Geistlichen, der seine Seele Gott empfahl, seinen Tod seiner Familie zu berichten. Nun näherten sich zwölf Grenadiere, und ein Trommler befahl ihm, sich aufs Knie niederzulassen. Er erwiederte: „Ich stehe vor dem, der mich erschaffen, und stehend will ich meinen Geist übergeben." Ein Tuch, die Augen zu verbinden, schlug er aus. Den Corporal, der die Exekution leitete, ermahnte er, gut zu schießen, und gab ihm ein, unter seiner Administration geprägtes, Zwanzig-Kreuzerstück: „es sey, meinte er, sein letztes Geld, und erinnerte ihn in dieser Stunde noch an sein armes Vaterland." Dann rief er: Gebt Feuer! Die ersten sechs Schüsse waren so schlecht gerichtet, daß er bloß umsank. Auch die sechs folgenden tödteten ihn nicht. Mit dem dreizehnten machte der Corporal seinem Leben ein Ende. Er war von mittlerer Größe, mehr stark als schwach gebaut, hatte ein schwarzbraunes, breites, volles Mannsgesicht, eine breite Stumpfnase, ohne Falsch und ohne Grimm im Blicke, und einen schwarzen, starken, herunterhängenden Bart, nach Art der Wiedertäufer. Sein Anzug war stets nach der Gewohnheit seines heimathlichen Thales. Hofer war gutmüthig, zeigte einen gesunden Verstand und oft eine schnelle Beurtheilung; doch war sein Charakter unentschlossen und wankend. Seine Leichtgläubigkeit verleitete ihn oft, sein Vertrauen Unwürdigen zu schenken. Auch war er nicht völlig vom Eigensinne frei, und es bedurfte Gewandtheit, ihn von Unbedachtsamkeiten abzuhalten. Seine immer reinen Absichten, seine Rechtschaffenheit und Mäßigkeit verdienen das höchste Lob. Seine Tapferkeit zieht man in Zweifel, weil er nie ins Gefecht ging, sondern in der Entfernung durch seinen Adjutanten seine Befehle ertheilte.

Hoffmann (Friedrich), ein berühmter deutscher Arzt, geb. 1660 zu Halle, erhielt daselbst seine erste literärische Bildung und widmete sich darauf in Jena, vornehmlich unter Wedeln, dem Studium der Arzneikunde. In der Folge ging er nach Erfurt, nahm 1681 zu Jena die medizinische Doktorwürde

an, und besuchte darauf England und Holland, wo er sich die Achtung und Freundschaft der berühmtesten Aerzte erwarb. Nachdem er seine gelehrten Reisen geendigt hatte, ernannte ihn der Churfürst Friedrich Wilhelm zum Physikus des Fürstenthums Minden und zum Hofmedikus. Er hatte sich bereits durch seine glückliche Kuren ausgezeichnet, als er 1688 als Landphysikus nach Halberstadt kam. Bei Errichtung der neuen Universität zu Halle wurde er 1693 als ordentlicher Professor der Medizin angestellt, und er ertheilte dem ersten Candidaten die Doktorwürde. 1708 ging er nach Berlin als Leibarzt, kehrte aber 1723 nach Halle zurück, und starb daselbst 1742 als königlich-preußischer Geheimrath und Leibarzt, kaiserlicher Pfalzgraf, ordentlicher Lehrer der Medizin, Senior der ganzen Universität, und Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften. Fünf Mal hatte er das Prorektorat, acht und vierzig Mal das Dekanat der medizinischen Fakultät verwaltet, und 48 Jahre lang hat er mit seiner Gattin in einer vergnügten Ehe gelebt. In seinem Alter genoß er den Lohn, daß er 22 Leibärzte an den vornehmsten Höfen, 23 Professoren auf deutschen Akademien, und 55 Land- und Stadtphysikus zählen konnte, die seine Zuhörer gewesen waren. Hoffmann war der berühmteste und angenehmste Docent seiner Zeit, und seine Schriften haben zum Theil jetzt noch einen vorzüglichen Werth; es finden sich in ihnen vielfache unbenutzte Schätze der einfachsten, trefflichsten Raisonnements und der feinsten, reichsten Beobachtung. Das vorzüglichste gedruckte Denkmal seines Genies ist Medicina rationalis et systematica, Halle 1718. IV. Vol. 4., Seine Schriften erschienen in neun Foliobänden (Genf 1740 — 53 und noch einmal 1761). Einem gewissen Mystizismus, der dem geistigen Prinzip zu viel, oder Alles in der thierischen Oekonomie zuschrieb, arbeitete er mit Nachdruck und Glück entgegen, drang auf deutliche Begriffe, in deren Entwicklung er selbst große Kunst zeigte, erklärte sich für das mechanische System, und trug zu dessen Vervollkommnung mehr als irgend einer bei. Den festen Theilen des thierischen Körpers eignete er seine Rechte wieder zu, und führte mit Consequenz den Begriff des solidi vivi aus, woran sich die größten Fortschritte der theoretischen und praktischen Medizin der neuern Zeit anschließen. Für die Diätetik leistete er viel, und verschaffte vielen ihrer Lehren Eingang ins größere Publikum. Ueber einen wichtigen Zweig der Arzneimittel-Lehre, über die deutschen mineralischen Wasser, verbreitete er, so weit es der damalige Zustand der Chemie erlaubte, viele Aufklärung, und ihre oft so nöthige und nützliche Vermischung mit Milch führte er ein und vertheidigte sie gegen falsche Ansichten, nach denen diese Verbindung für sehr schädlich gehalten wurde. Als praktischer Arzt genoß er die ausgebreiteste Celebrität. Ein Beweis, wie sehr er von Jedermann geschätzt wurde, ist unter andern dies, daß ihn Kaiser Carl VI. zu sich berief, um seine Leibärzte zu vereinigen, die verschiedener Meinungen waren. Zu seinem Ruhme gereicht es übrigens nicht, daß er eigene und geheime Arzneimittel debitirte, zu welchen sich der edeldenkende Arzt nie bekennt. Sonst war er wirklich ein edler Mann, und sprach oft ehrfurchtsvoll und mit der sichtbarsten Rührung von den Werken des Schöpfers. Sein größter Ruhm und der glückliche Erfolg seiner Heilart machte ihn nicht eitel. Seine ganze Denk- und Handlungsweise war eine Zubereitung auf die Ewigkeit. Sorgfältig und eifrig nahm er sich der Armen an; bereitwillig diente er ihnen als Arzt und gab ihnen noch dazu reiche Almosen.

Hoffmann (Christoph Ludwig), Leibarzt des Churfürsten von Mainz, Geheimrath und Direktor des Medizinal-Collegiums, wurde 1721 zu Rheda in Westphalen geboren und starb 1807 zu Eltwiel am Rhein. Hoffmann suchte durch die Vereinigung der bis zu seiner Zeit für sich bestandenen Systeme in der Medizin, der Homural- und Nervenpathologie, ein Neues zu

bilden. Auf der einen Seite nahm er die Reizbarkeit der Nerven und die Irritabilität der Gefäße, die er der Stärke ihrer Aeußerung nach in zehn Grade theilte, an; auf der andern Seite verwarf er aber auch die Entmischung der Säfte nicht, sondern stellte sie als reizende Potenzen in seinem Systeme auf. Nach ihm können sich die Säfte des thierischen Organismus in doppelter Hinsicht entmischen: sie gehen entweder in Säurung oder in Fäulniß über. Die letztere spielt eine große Rolle in seinem Systeme: er war mit Stahl der Meinung, daß die thierischen Säfte sich in dem Organismus stets der Fäulniß nähern, und bald der Gesundheit Gefahr bringen würden, wenn nicht der Organismus Wege hätte, die faulende Partikel auszuscheiden. Diese Wege sind die Haut, Lungen, Darmkanal, Nieren ꝛc. Hoffmann nannte sie Reinigungsorgane; vorzüglich sind die Lungen dazu bestimmt, die sauren und faulenden Stoffe aus dem Blute zu scheiden. Der Fäulniß mißt er ein größeres Gewicht als der Säurung auf Hervorbringung der Krankheiten bei: z. B. alle thierische Gifte und Stoffe, welche Entzündung hervorbringen, die ansteckenden Krankheitsmaterien, die Hypochondrie, Gicht, Rheumatismus, schreibt er der Fäulniß zu. Eine eigene Ansicht hat er von der Pockenkrankheit; sie ist bei ihm ebenfalls in Fäulniß begründet, und hat ihren Sitz in den unzähligen kleinen Hautdrüsen, in die sich der dieser Krankheit eigenthümliche Stoff ablagert, und die bekannten Symptome auf der Haut hervorbringt. Durch die Vereiterung und Vernarbung dieser Hautdrüsen geht die Fähigkeit des Körpers, ferner den Pockenstoff zu erzeugen, verloren.

Hoffmann (Ernst Theodor Amadeus oder eigentlich E. T. Wilhelm), einer der ausgezeichnetsten Schriftsteller in der neuern poetischen Literatur der Deutschen, wurde 1776 zu Königsberg in Preußen geboren. Früh entwickelte sich seine Neigung zur Tonkunst und Malerei. Auf der Universität seiner Vaterstadt studirte er die Rechte; 1776 begab er sich von da nach Glogau, um bei der dortigen Oberamtsregierung seine Laufbahn fortzusetzen. 1798 ward er als Referendarius an das Kammergericht, das in Berlin seinen Sitz hat, versetzt, und bestand hier seine letzte Prüfung auf eine so ausgezeichnete Weise, daß er unterm 27. März 1800 zum Beisitzer der Regierung zu Posen mit uneingeschränkter Stimme ernannt wurde. Obgleich er in Posen in den Strudel eines wüsten Lebens gerieth, so vernachlässigte er dennoch die schönen Künste nicht; er komponirte hier Göthe's Scherz, List und Rache, und brachte es mit großem Beifall auf die Bühne. Sein Uebermuth aber, mit dem er die angesehensten Personen in Posen karikaturmäßig darstellte, bewirkte seine baldige Versetzung nach Plozk, einem sehr unwohnlichen Orte in dem damaligen Neuostpreußen. Nach zweien Jahren, die er hier schwer büßend zubrachte, die jedoch zu seiner innern Ausbildung beitrugen, wurde er endlich auf Verwendung seiner Freunde in Berlin von diesem traurigen Orte als Regierungsrath nach Warschau versetzt. Hier kam Hoffmann mit mehrern geistreichen Männern in Bekanntschaft, unter andern mit Hitzig und Werner, die in dieser Periode des Lebens belebend und begeisternd auf ihn wirkten. Er komponirte in Warschau die komische Oper, der Kanonikus von Mailand, und eine romantische Oper nach Calderon, Schärpe und Blume, zu welchen beiden er die Texte selbst gedichtet und geordnet; ferner eine Musik zu Werners Kreuz an der Ostsee; endlich brachte er auch schon zu Ende des J. 1804 Brentano's lustige Musikanten auf die Bühne. Aus dem schönen und heitern Leben, das er hier mit seinen Freunden führte, wurde er herausgerissen, als 1806 die Franzosen in Warschau einzogen. Auch ihn ergriffen die Drangsale des Krieges. Mit Anfang des Sommers 1807 begab er sich nach Berlin, wo er wohl das unglücklichste Jahr seines Lebens zubrachte. Da sich ihm keine Aussichten im Vaterlande

darboten, so folgte er 1808 einer Aufforderung der unter den Auspicien des Grafen von Soden stehenden Verwaltung des Theaters zu Bamberg, bei demselben als Musikdirektor einzutreten, und kam in der freudigsten Hoffnung im Sommer 1808 in Bamberg an. Allein er fand sich auf das Unangenehmste getäuscht, da das Theater bald geschlossen ward. Er erwarb sich nun durch Unterricht und Komponiren sein nothdürftiges Brot, und schrieb für die musikalische Zeitung von Rochlitz mehrere Aufsätze, aus denen späterhin zum Theil die Fantasiestücke in Callots Manier entstanden sind. Obgleich er sich von einem Tage zum andern hinüberfristen mußte, so blieb ihm dennoch die heitere Stimmung seines Gemüthes und die rüstige Kraft zu künstlerischer Thätigkeit. Im J. 1812 bekam er einen Ruf als Musikdirektor bei der Sekonbaschen Gesellschaft, und im April 1813 traf er in Dresden ein. In dieser durch die Kriegsereignisse in Sachsen beunruhigten Lage blieb er bis 1815. Nach einem unangenehmen Vorfall mit dem Theaterdirekter war Hoffmann vom Theater abgegangen, und suchte nun in seinem Vaterlande wieder in die Dienstverhältnisse zurückzutreten. Auf Verwendung seines Freundes Hippel in Berlin ward ihm der Vorschlag gemacht, auf ein halbes Jahr ohne Gehalt beim Kammergericht in Berlin zu arbeiten, und wie er jetzt stand, durfte er kein Bedenken tragen, jedes Anerbieten anzunehmen, das ihm einigermaßen Aussichten für eine gesicherte Zukunft eröffnete. In Berlin traf er nach 8 erfahrungsschweren Jahren mit seinem Freunde Hitzel zusammen, und in der ersten Zeit seines Aufenthaltes daselbst lebte Hoffmann nur für den engsten Kreis seines alten Freundes; zu diesem gehörten Fouque, Chamisso, Contessa u. A. Was seine schriftstellerische Thätigkeit bis zu Ende des Jahres 1815 betrifft, so vollendete er seinen Roman, die Elixire des Teufels, und schrieb für den vierten Theil seiner Fantasiestücke die Abenteuer der Sylvesternacht und die Korrespondenz des Kapellmeisters Kreisler mit dem Baron Wallborn. 1816 rückte er als Rath beim Kammergericht hinauf; in demselben Jahre wurde seine Oper Undine mit großer Pracht auf die Berliner Bühne gebracht. Das bedeutende Gehalt, das mit diesem Amte verknüpft war, und die ansehnlichen Honorare, die er nun schon erhielt, wurden für ihn eine Quelle des Unglücks, indem er sich durch Geld über seinen Nothbedarf, zur Schwelgerei, namentlich zum Trunke, verleiten ließ. Von nun an brachte er alle Nächte bis zum Morgen im Weinhause zu, und dies unordentliche Leben hatte Hoffmanns nachmaligen körperlichen und leider auch geistigen Verfall zur Folge. Eine Oase voll duftender Blumen tauchen in den ersten Jahren des wüsten Weinhauslebens die Serapionsabende aus demselben auf. Hitzig nämlich hatte die Einrichtung begründet, daß mehrere geistvolle Freunde einmal in der Woche in Hoffmanns Wohnung zusammen kamen, um sich miteinander zu besprechen und das Gearbeitete mitzutheilen. Die Gesellschaft ward nach dem h. Serapion deßhalb genannt, weil sie am Abende eines Serapionstages eingeweiht ward. Die Grundpfeiler dieses Vereins bildeten nächst Hoffmann, Contessa, Koreff, ein ausgezeichneter Arzt, und Hitzig. Aus diesen Zusammenkünften sind Hoffmanns Serapions-Brüder entstanden. 1817 erschienen seine Nachtstücke und 1819 zuerst der Dialog seltsamer Leiden eines Theaterdirektors, sodann Klein Zaches; endlich gab er zum Schlusse dieses Jahres den ersten und zweiten Band der Serapionsbrüder heraus, deren dritter 1820 und vierter 1821 erschien. Endlich erschien 1820 noch der 1. Band des Kater Murr, dem 1822 der 2. folgte, und der mit dem 3., leider auf dem Papier nicht angefangenen, aber im Kopfe des Dichters schon ganz vollendeten, schließen sollte. Auf dieses Werk legte Hoffmann fast unter allen seinen Werken den höchsten Werth. Ein Heft echter Callotschen Blätter, das ihm ein Freund zu seinem Geburtstage schenkte, gab ihm die Idee zu der Prinzessin Brambilla, die 1821 erschien. Im

Frühherbst des Jahres 1821 rückte er, bei seiner Anciennität, und nachdem sich unlängst sein Gehalt auch noch bedeutend vermehrt hatte, in den Ober-Appellations-Senat des Kammergerichts als Mitglied ein. Hierdurch kam er in die längst gewünschte Lage, und nie blickte er freudiger in die Zukunft, als eben jetzt. Er ahnte nicht, daß er nur noch Monate lang das ihm nun in jeder Beziehung so theuer gewordene Leben fortsetzen würde. Nicht lange darauf befiel ihn jene schreckliche Krankheit, die Rückenmarksdarre, die ihn in dem reifsten Mannsalter dahinraffte. Vor deren Ausbruch hatte er noch sein letztes Werk, Meister Floh, geschrieben. Ungeachtet er mit jedem Tage in einen jammervollern Zustand versank, so verleugneten sich dennoch bei ihm keinen Augenblick die höchste Liebe zum Leben, der unerschütterliche Glaube, daß es ihn nicht lassen könne, und eine, in Vergleichung mit seinen gesunden Tagen fast noch gesteigerte Heiterkeit, ja größtentheils Au gelassenheit. Die vielen Stunden, die er ohne Gesellschaft und zum Theil in der Nacht ohne Schlaf zubringen mußte, suchte er damit auszufüllen, daß er einem Schreiber diktirte, da ihm die Hände gänzlich gelähmt waren; und diese Beschäftigung ergötzte ihn so sehr, daß er eines Tages gegen Hitzig äußerte: „er wolle sich schon gern gefallen lassen, daß er an Händen und Füßen gelähmt bleibe, wenn er nur die Fähigkeit behielt, fort und fort dictando zu arbeiten." Was Hoffmann übrigens in den letzten Monaten und Wochen diktirt, ist zuerst: Meister Wachler, sodann die Genesung, endlich die Feier — Fragment, da er fast im Diktione dieser Novelle gestorben ist. Diese Produkte mögen selbst für die Geisteskraft ihres Verfassers reden. Einiges gehört darunter zu dem Besten, was Hoffmann je geleistet. Ein noch merkwürdigerer Beweis seiner nie zu brechenden Seelenstärke möge aber folgender Umstand geben. Etwa vier Wochen vor seinem Tode wurde der entsetzliche Versuch gemacht, ob nicht durch das Brennen mit dem glühenden Eisen an beiden Seiten des Rückgrats herunter die Lebenskraft wieder zu erwecken wäre; und als nach einer halben Stunde nach der Operation Hitzig zum Patienten eilte, rief dieser ihm entgegen: „Riechen sie nicht noch den Bratengeruch?" Etwa den 20. oder 21. Juni zeigten sich die Vorboten des nahen Todes in der Unfähigkeit, etwas zu genießen, einer größeren Neigung zu schlafen, einer Unlust an den gewohnten Beschäftigungen. Am 25. Juni starb er endlich. Hoffmann hat eine merkwürdige Aehnlichkeit mit Byron: beide haben sich mit der Welt und ihren Erscheinungen nicht befriedigen können. Byron läßt diese Unzufriedenheit aus durch bittern Spott, Hoffmann durch humoristische Ironie. So wie Byrons Dichtungen immer mit einer Differenz aufhören, so schließen auch Hoffmanns Werke selten befriedigend; oft sind es auch überhaupt nur Fragmente, weil der Dichter fühlte, daß der Schlußstein seinem Gebäude fehle, daß die befriedigende Lösung der Zweifel seines Helden ihm noch ein Problem sey. So erschien Hoffmanns Hauptcharakter, der Kapellmeister Kreisler, nur bruchstücksweise, und wir erfahren nirgends sein Ende, d. h. die Befriedigung seines Geistes. Allein trotz dieser Verwandtschaft des dämonischen Prinzips, der skeptischen Weltansicht, der Verhöhnung bestehender Formen, läßt Hoffmann weit häufiger die reine Welt seliger Zufriedenheit ahnen, als Byron. Hätte Hoffmann den Weg des Studiums der Natur dem der Ausbildung einer unzügelten Phantasie vorgezogen, so würde er ein wirklich klassischer, vielleicht der erste klassische Romanendichter der Deutschen geworden sein; dafür geben seine Novellen: Fräulein Scuderi, das Majorat, der Küfer Martin und seine Gesellen die sicherste Bürgschaft. Allein er schlug diesen ihm oft angerathenen Wege nicht ein, und gerieth so auf den gewöhnlichen Abweg von Ueberkraft sprudelden Genies — er wurde zuletzt ein Phantast. In allen seinen Werken aber, selbst in den verwilderten, von jeder Form entbundenen, phantastischen Dichtungen bewundern wir des

Dichters Kraft, sein Genie, seinen bessern Geist, der überall hervorblickt, und die liebenswürdigste Gewandtheit der Darstellung. Zuerst trat Hoffmann mit seinen Phantasiestücken, die Jean Paul mit einer Vorrede begleitete, auf. Die große Theilnahme und Aufmerksamkeit, die sich auf dieses Werk hinlenkte, verdiente es in mancher Hinsicht, besonders durch einige tiefe Aussprüche über die Musik, und ihre herrlichste Offenbarung im Don Juan. Bald darauf erschienen seine Nachtstücke, welche die vortrefflichste seiner Erzählungen, das Majorat enthalten. Des Teufels Elixire, den ersten zusammenhängenden Roman, erkannte Hoffmann selbst als eine gefährliche Dichtung, dennoch beurkundete er den reichen Geist und den Genius des Dichters. In den seltsamen Leiden eines Theaterdirektors stellt Hoffmann eben so klar als geistreich das Unwesen, welches unsere Bühne in mancherlei Gestalt beherrscht, dar. Das Mährchen Klein Zaches gehört zu den vorzüglichsten unter Hoffmanns Dichtungen, weil die heitere Laune von Anfang bis zu Ende ungetrübt erscheint. Im leider nicht vollendeten Kater Murr soll sich die Handlung theilen in die Geschichte des Katers und die dazwischen gestreuten Makulaturblätter; das Interesse bleibt hauptsächlich beim Inhalt der letztern, die uns die reine, von der Kunst geleitete, aber auch unbefriedigte Sehnsucht einer tiefen Seele, des Hoffmannschen Lieblingshelden des Kapellmeisters Kreisler, eines Geistesverwandten des Jean Paulschen Schoppe, entwickeln. In den Serapionsbrüdern, in welchen er seine zerstreuten Novellen sammelte, erschienen die vollendetsten, die wir von ihm besitzen. Der verbindende Dialog zeigt den geistreichen Denker. Eines seiner letzten Werke ist die Brambilla, das eines der launigsten und ein höchst zart dargestelltes Märchen in niederer Region, und bei weitem dem letzten Produkte des Dichters, dem Meister Floh, vorzuziehen. Kurz nach seinem Tode ist eine vortreffliche Biographie Hoffmanns erschienen, unter dem Titel: „Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß, herausgegeben vom Verfasser des Lebens-Abrisses F. L. Z. Werners, mit einem Anhange zur Beurtheilung Hoffmanns als Dichter und Musiker von Wilibald Alexis, A. B. Marx und C. M. v. Weber. In diesem Buche macht man, zunächst von ihm selbst geleitet, im Geiste sein ganzes unruh- und wechselvolles, inneres und äußeres Leben, mit allen seinem Schönen und Häßlichen, Würdigen und Unwürdigen, Anziehenden und Abstoßenden, mit durch, und steht am Ende gewiß sehr ernst da und mit reichem Stoff zu Betrachtungen der verschiedensten, darunter auch wahrlich höchst bedeutender, Art.

Hoffmannswaldau (Christian Hoffmann von) wurde 1618 zu Breslau geboren. Seine vortrefflichen Anlagen zeichneten ihn schon in den Schulen seiner Vaterstadt gar bald vor seinen übrigen Mitschülern aus. Von Breslau kam er auf das Gymnasium nach Danzig, wo er besonders Mochingers Ausbildung anvertraut, und seiner guten Anlage zur Poesie wegen schon damals von Opitz, der sich eben in Danzig aufhielt, bemerkt wurde. Er studirte zu Leyden unter Salmasius, Vossius, Borhorn und Barläus, reiste mit dem Fürsten von Fremonville durch die Niederlande, England, Frankreich und Italien und kehrte über Wien in seine Vaterstadt zurück. Um ihn von ferneren Reisen abzuhalten, indem er entschlossen war, mit dem kaiserlichen Gesandten von Greivenklau nach Konstantinopel zu gehen, verheirathete ihn sein Vater bald nach seiner Zurückkunft mit Maria, geb. Weberskyn, und bewirkte ihm durch sein Ansehen eine Rathsherrnstelle in Breslau, bevor er noch das dazu erforderliche Alter erreicht hatte. Da er in Angelegenheiten der Stadt mehrmals an den kaiserlichen Hof geschickt, und dadurch demselben persönlich bekannt geworden war, so wurde er von demselben zum kaiserlichen Rath ernannt, und darauf zum Präses des Rathskollegiums der Stadt Breslau, so wie zum Direktor des Burgiehns

Namslau erwählt. Er verwaltete diese Aemter mit aller Treue und Rechtlichkeit, bis er den 19. April 1679 im 61. Jahre seines Alters starb. Hoffmannswaldau, und nach ihm Lohenstein (s. d. Art.), nebst mehreren jungen Dichterköpfen, ließen sich durch die schwulstigen Schriften eines Marino verführen und auf die Abwege eines ganz verdorbenen Geschmacks leiten, der sich durch spitzfindigen Witz, die gesuchtesten Antithesen, übertriebene Metaphern, gehäufte, übelpassende Gleichnisse, Bizarrereien und Unsinn auszeichnete. Und so traf denn sie und ihre Werke, wenn auch nicht unter ihren Zeitgenossen, von denen ein großer Theil dieselben bewunderte, aber doch in der Folge die Verachtung, welche sie verdienten. Dazu hatte Hoffmannswaldau zu schlüpfrigen Andeutungen und schmutzigen Zweideutigkeiten den Ton angegeben, in den viele deutsche Dichter der damaligen Zeit einstimmten. Obgleich also Hoffmannswaldau so wie Lohenstein, die damals als Muster der Dichtkunst galten, viel Unheil in unserer Literatur angerichtet; so muß man ihnen doch einräumen, daß sie kein geringes Verdienst um die Bereicherung unserer bildsamen Sprache haben. Außer Uebersetzungen aus dem Italienischen und Französischen, poetischen Geschichtreden, Hochzeitgedichten, geistlichen Oden und andern vermischten Gedichten, hat er zuerst unter den Deutschen Heroiden geschrieben, in denen aber keine Spur von warmer, inniger Empfindung, von starkem, leidenschaftlichem Ausdruck, von vertrauter Bekanntschaft des menschlichen Herzens, dagegen Plattheiten, Schlüpfrigkeiten, unanständige Zweideutigkeiten und Unsinn in Menge zu finden sind.

Hofnarren. Ehemals, vorzüglich im Mittelalter, hielt man an den fürstlichen Höfen wohlbestallte Possenreißer und Lustigmacher; diese hießen Hofnarren mit Amtstitel (fou du roi en titre d'office); doch nicht immer waren sie als solche ausdrücklich angestellt, sondern bekleideten nebendei noch andere Aemter, von den sie den Namen führten. In Frankreich nannte man sie auch Hofpoeten, Tischräthe, wenn die Pflicht ihnen oblag, diesen anzuordnen, oder lustige oder kurzweilige Räthe. Addison meint, der Stolz der Großen habe sie verleitet, Menschen zur Zielscheibe ihres Witzes sich zu halten; Shaftesbury hingegen schreibt ihre Entstehung dem Despotismus der ersteren zu; wahrscheinlich ist keiner von beiden die Ursache; sondern sie scheinen ihren Ursprung, wenn gleich einer Schwäche, doch keiner so gefährlichen Leidenschaft der menschlichen Natur verdankt zu haben. Der Stolz kann seinem Wesen nach keinen Genuß darin finden, sein Uebergewicht an geistigen Kräften an einem Armseligen, der die gnädigen Späße und Witze geduldig an sich ergehen lassen muß, zu erproben; der Stolz will herrschen und gebieten, und nicht lachen. Nicht selten ist er die Quelle des Despotismus, und in so weit dürfte auch dieser keine Veranlassung zu den Hofnarren gegeben haben. Richtiger scheint es daher zu seyn, wenn man den Ursprung der höfischen Narren aus der Eitelkeit, aus dem Hange der Menschen, auch kleinliche Vorzüge auf Kosten eines Andern gelten zu machen, herleitet. Der reizende Kitzel, welcher aus der Befriedigung der Eitelkeit hervorgeht, heitert auf und bringt eine lustige Gemüthsstimmung hervor. In jedem geselligen Zirkel, in dem nicht der conventionelle Zwang herrscht, und alle Glieder sich frei der muntern Laune überlassen, scheidet sich von selbsten gewöhnlich ein Glied aus, was seiner oder gröber den Lustigmacher der Gesellschaft macht und sich zum Ziele der Witze und Neckereien hergiebt; die Großen, welche nicht selten eben so roh waren, als ihr Zeitalter, und nur an dieser niedrigen Art des Komischen Gefallen fanden, wollten einen solchen Harlequin der Gesellschaft nicht dem Zufalle überlassen; sie schufen Hofnarrenämter. Schon ihr anderweitiger Name: Tischräthe, zeigt an, daß sie für das Salz

einer muntern Gesellschaft angesehen wurden. Der Hang, sich über Andere lustig zu machen, liegt zu tief in der menschlichen Natur gegründet, als daß man annehmen könnte, er habe sich nur im Mittelalter kund gegeben. Er wirkte zu jeder Zeit, in jedem Lande, bei jedem Volke, nur verschieden, bald gebildeter, bald gröber; je nachdem ein Volk auf einer höhern oder niedern Stufe der Bildung stand; je nachdem der Geist der Zeit dies oder jenes Gepräge trug. Possenreißer, ähnlich den Hofnarren, treffen wir daher schon im Alterthume an. Unter den Griechen lebte eine Menschengattung, die sich ein Geschäft daraus machte, durch Schwänke das Zwerchfell der Reichen in Erschütterung zu setzen und sich auf diese Weise ihr Brot zu verdienen; kein großes Gastmahl wurde ohne einen Tischnarren für vollständig erachtet. Bei dem Gastmahle des Xenophon findet sich ein solcher Mensch ein, den der alte Schriftsteller geradezu unter dem Namen Lustigmacher aufführt. Bei den Römern hießen sie Parasiten, Schmarotzer; weil sie ihre Mittagsmahle mit Späßen bezahlten. Parasiten waren häufig die Harlequine ihrer Bühne; und so wenig das Lustspiel ihrer entbehren konnte, eben so gerne nahmen die Vornehmen sie in ihr Gefolge auf. Horazen's Satyre, die Reise nach Brundusium, schließt sich mit einem lustigen Wortgefechte, welches zwei Schmarotzer zur Belustigung der Tischgesellschaft auskämpfen. Unter den Kaisern hatte jedes große Haus seinen wohlbestallten Possenreißer, der mit zum Hausstande gehörte; man nannte ihn gewöhnlich den Philosophen, und er bekannte sich auch häufig entweder zur stoischen oder kynischen Schule; wahrscheinlich um durch den Contrast, in welchem seine Kleidung und sein philosophischer Ernst mit seinen Späßen standen, das Lächerliche zu heben und die Unterhaltung mehr zu würzen. — Flögel hatte eine interessante Geschichte der Hofnarren im Mittelalter geliefert; indem wir auf sie verweisen, entnehmen wir aus ihr nur die Charakteristik dieser Menschenklasse. „Einige," sagt Flögel, „waren von grober Art, als Claus Narr, welche Alles herausredeten, was ihnen einfiel, keinen Unterschied unter den Personen und Zeiten machten, sich der gröbsten Possen, Unfläthereien und Zoten bedienten; und wenn auch manchmal ein witziger Einfall mit vorkam, so wurde er doch von hundert einfältigen und dummen Einfällen verdrungen. Andere im Gegentheil waren witzige, sinnreiche Köpfe, wie Brusquet und Angeli in Frankreich, schlaue Hofleute von der feinsten Art. Sie nähern sich in ihren Reden und Handlungen niemals der Grobheit, sie befleißigen sich der Höflichkeit und des Wohlstandes in allen Sachen, sind voll lustiger Reden, artiger Erzählungen, kurzweiliger Gespräche, lächerlicher Sprichwörter, und ihr Umgang ist so annehmlich, daß man sie muß lieb haben. Andere waren bloß Tellerlecker, Schmarotzer und Schmeichler, die sich verspotten ließen, bloß um ihren hungrigen Bauch zu füllen. Manche Fürsten haben auch an einfältigen, blödsinnigen, melancholischen Leuten und wirklichen Dummköpfen ihr Vergnügen gefunden, und sie als Hofnarren gebraucht. Ja die häßlichen Zwerge, rhachitische Ungeheuer, krumm und schief gewachsene Menschen sind als Hofnarren gebraucht worden. Vorzüglich scheinen pedantische Gelehrte der rechte Wetzstein zu sein, an dem sich der Witz der Hofleute schleifen kann, welches das klägliche Beispiel des Freiherrn Paul von Gundling bezeugt." Ehedem zeichneten diese offiziellen Narren sich durch eine eigne Tracht aus, und dazu gehörte 1. der beschorene Kopf, 2. die Narrenkappe, Gugel, Kugel, Kogel, Koggel, Kagel (von lateinischen Cucullus), eine sonst beiden Geschlechtern gemeine Gattung des Kopfputzes von kugelförmiger Gestalt, und bisweilen einem türkischen Bund oder Turban ähnlich. Da indeß die Gugel der Narren vielleicht nicht genug charakterisirte, weil auch Gelehrte, Mönche und gemeine Leute solche trugen, so fügte

man 3 Eselsohren hinzu, welche seit dem 15. Jahrhunderte ein Prädikat und Schmuck der Narren waren; 4. daß aber auch schon im 15. Jahrhundert der Hahnenkamm auf den Kappen zum Putz der Narren gehörte, erhellt aus vielen Zeichnungen; 5. der Narrenkolben (Marotte) gehört unter die uralten Waffen oder Ehrenzeichen der Narren, war vermuthlich anfangs nichts anders als die Pflanze, welche noch jetzt den Namen Narrenkolben, Rohrkolben (Typha L.) führt, in Sümpfen wächst, und erst braune, dann schwarze, walzenförmige, dicke Kolben hat. Sie führt daher auch den Namen Narrenscepter. Nachher machte man sie von Leder in Form einer Herkuleskeule, mit einem Riemen, daß sie der Narr an der Hand oder am Arme konnte hängen lassen, entweder damit zu necken, oder sich gegen Angreifende zu vertheidigen. Außer den schlechten Narrenkolben hatte man aber auch sehr zierliche und künstlich gearbeitete, an denen gemeiniglich ein Narrenkopf befestigt war; 6. auch der große Halskragen wurde ein Abzeichen der Narren, und endlich 7. die Schellen, die, so wie der Kragen, früher ein allgemeiner Putz gewesen waren, weßhalb es in dem bekannnten halb deutschen und halb lateinischen Kirchenliede des Petrus Dresdensis von 1410 heißt: Da die Schellen klingen in regis curia. Etwa gegen die Hälfte des 15. Jahrhunderts wurde sie ein eigenthümlicher Putz der Narren, welche sie theils am Ende der Eselsohren, theils auf der Kappe, wo sonst der Hahnenkamm war, theils am Gürtel, theils statt der Rockknöpfe, theils am Schienbein, an den Knieen, den Elbogen, den Schuhspitzen u. s. w. trugen. Erasmus von Rotterdam glaubt, man habe den Narren deßhalb eine so seltsame Tracht gegeben, damit sie von Niemand beleidigt würden, wenn sie etwas Närrisches sagten oder thäten, welches sonst einem verständigen Manne nicht ungestraft hingegen würde; die Schellen wären also gleichsam eine Warnungsglocke. Daß indeß in einer solchen Tracht nicht stets der größte Narr des Hofes stach; daß sich bisweilen unter einer Kappe mehr Verstand, Witz und Weisheit, als in einem ganzen geheimen Rathskollegium fand, und daß sich oft unter die Schellen des Narren die geächtete Wahrheit flüchtete, bedarf wohl keiner Erinnerung. Dr. Lamprechter, Rath bei Carl V., pflegte zu sagen: „Ein jeder Fürst muß zween Narren haben, einen, den er vexirt, den andern, den ihn vexirt."

Hogarth (Wilhelm), einer der merkwürdigsten und originalsten neuern Maler und Kupferstecher. Er war kein Schüler irgend eines andern Künstlers, noch irgend einer Kunstschule. Der Tempel der Natur war seine Akademie, und seine Topographie war die Karte des menschlichen Herzens. In seinen allegorischen und satyrischen Historien, die er meist selbst radirte, greift er mit einer unerreichbaren, oft bittern Laune die Laster und Thorheiten seiner Zeit und seines Landes an, und zwar mit einer solchen Wahrheit, daß seine Bilder oft Pasquille werden. Seine Charaktere sind voller Leben, seine Kunst, alles Lächerliche zu ergreifen und getreu zu schildern, unerschöpflich, sein Detail sehr reich und fein; dagegen verstand er wenig von dem Mechanischen seiner Kunst, z. B. von Zeichnung und Austheilung des Lichts; seine Nadel aber ist kräftig und frei. Zum Glück war er ein Engländer, und fand in seinem Vaterlande, mehr als irgendwo, Mannichfaltigkeit treffender und abstechender Charaktere. Hogarth war 1697 zu London geboren. Da seine Eltern arm und von niedrigem Stande waren, so thaten sie ihn zu einem gemeinen Silberschmied in die Lehre. Anfangs entwickelte er keine ungewöhnliche Anlage; er gab sich mit Wappen- und Adressenstechen für Kaufmannsläden ab; dann zeichnete und stach er Kupferplatten für Buchhändler. Der Hudibras ist das erste unter seinen Werken, das sich über das Alltägliche erhob. Er fing hierauf an, Porträts zu malen, war aber nicht glücklich darin, weil er nicht schmeicheln

konnte; besonders verfertigte er viele Familien- und Gesellschaftsstücke im Kleinen, welches damals etwas Neues war. Wenn Hogarth irgendwo ein merkwürdiges oder besonders auffallendes Gesicht sah, und es sich deßwegen aufbewahren wollte, so zeichnete er es auf den Nagel mit Bleistift; und diese Entwürfe hob er auf, und brachte sie gelegentlich in seinen Werken an. Der Weg der Buhlerin, den dieser Seelenmaler in 6 Blättern darstellte, war die erste Arbeit, die seinen Ruhm gründete. Der Beifall, mit welchem sie aufgenommen wurde, war unbeschreiblich. Auf diesen glücklichen Versuch folgten viele andere, z. B. die Punschgesellschaft, die vier Tageszeiten, der Weg des Lüderlichen, die Heirath nach der Mode ꝛc., sämmtlich Darstellungen menschlicher Charaktere, voll Witz und Laune. Wenn Schilderungen der Sitten und Thorheiten des Zeitalters nach dem Leben entworfen, wenn allgemeine Satyre auf Laster und Ausschweifungen, durch natürliche Züge dargestellt und durch Witz erhöht, und das Ganze durch passende und treffende Ausdrücke belebt; wenn dies ein Schauspiel ist: so hat Hogarth eben so gut Komödien gemacht, als Moliere. In seiner Heirath nach der Mode ist sogar eine Intrigue durch das ganze Stück fortgesetzt. Jede Rolle unterscheidet sich von der andern, handelt ganz in ihrer Sphäre, und kann mit keiner von den andern handelnden Personen verwechselt werden. Ueberall mischt er Witz und Laune mit ein. Hogarths Werke wollen aber nicht bloß betrachtet, sondern studirt, und in der Folge studirt seyn, in welche die meisten Blätter gehören, die eine zusammenhängende Geschichte ausmachen. Sie sind freilich für sich schon so redend und bedeutungsvoll, daß es wenigstens für die Hauptvorstellungen kaum einer Erklärung bedarf. Aber Hogarth besaß mehr, als irgend ein anderer Künstler das Talent, auch in jedes noch so kleine Bauwerk seiner Vorstellungen, und fast in jeden einzelnen Zug, Bedeutung und Anspielung zu legen, und ihnen eine durchgängige Beziehung auf die Hauptsubjekte zu geben. Je mehr man seinen Geist, in seine so ganz originale Laune eindringt, desto zahlreicher werden die Entdeckungen dieser Art, die immer neues Vergnügen, neue Bewunderung des unerschöpflichen Kunstgenies erregen. Aber auch unter diesen Anspielungen giebt es so viele, die ganz lokal und temporal sind, und jetzt einer Erklärung bedürfen. Mehrere scharfsinnige englische Gelehrte haben Commentare zu Hogarths Werken geliefert, aber der Preis gebührt der Erklarung Hogarthischer Kupferstiche von unserm Lichtenberg. Tiefer ist noch kein Ausleger in Hogarths ganzen Künstlergeist eingedrungen; und so hat noch keiner den wahren, selbst Hogarthischen Ton getroffen, der für diese Erläuterungen unstreitig der angemessenste ist. Schriftstellerei war eigentlich Hogarths Sache nicht: denn nach seinem eigenen Geständnisse wurde es ihm sauer, die Feder zu führen; dennoch existirt unter seinem Namen ein Buch, das viele nützliche Winke und Lehren für Künstler, Schauspieler, Tänzer und Kunstkenner enthält, und ins Deutsche und Italienische übersetzt worden ist. Dies ist seine Zergliederung der Schönheit, die 1753 erschien, und wobei ihm einige seiner Freunde geholfen haben. Ruhig, im Genuß eines allgemeinen Ruhms, lebte Hogarth für die Kunst bis in sein Alter. Wenige Monate vor der Krankheit, die ihn ins Grab legte, nahm er sich die Ausführung eines Gemäldes vor, welches er sein letztes Stück nannte. Die erste Idee dazu stieg ihm in einer Gesellschaft auf, als das begeisternde Glas an seinem Tische herumging. „Mein nächstes Werk, sagte Hogarth, soll das Ende aller Dinge sern.“ „Nun, wenn das ist, versetzte einer der Gäste, so wird das Ihre letzte Arbeit seyn; denn mit dem Ende aller Dinge wird auch der Maler ein Ende nehmen.“ „Das wird er, erwiederte Hogarth mit einem schweren Seufzer, und darum, je eher ich mein Werk vollende, desto besser!“ Er fing es also schon am folgenden Tage an, und arbeitete an der Zeichnung mit einem Fleiß, die eine Be-

sorgniß zu verrathen schien, daß er die Vollendung derselben nicht erleben würde. Er vollendete es gleichwohl auf die sinnreichste Art, indem er Alles, was das Ende der Dinge bezeichnen konnte, zusammen gruppirte: eine zerbrochene Flasche; einen alten bis auf den Stumpf abgeschabten Besen; die Kolbe einer Flinte; eine gesprungene Glocke; einen abgespannten Bogen; eine in Stücken zerfallene Krone; Thürme in Ruinen; das Schild eines Wirthshauses, der Welt Ende genannt, herabstürzend; der abnehmende Mond; eine brennende Karte der Weltkugel; einen umfallenden Galgen, der Leichnam herausgefault, und die Ketten in zerbrochenen Stücken herabhängend; Phöbus und seine Rosse todt in den Wolken: ein zertrümmertes Schiff; die Zeit mit verbrochenem Stundenglase und Sichel; eine Tabakspfeife im Munde, deren letzter Dampf aber ausgeht; ein aufgeschagenes Schauspiel mit den Worten: Alle gehen ab; einen ledigen Geldbeutel; ein Konkursinstrument gegen die bankerotte Natur. „Ganz gut so, rief Hogarth, nichts fehlt nun noch, als dies.“ Indem nahm er in einer Art von prophetischer Wuth seinen Pinsel, und warf das Bild eines zerbrochenen Palets hin. „Finis, rief er jetzt aus, ich bin fertig, Alles ist vorbei!“ Merkwürdig ist's, daß er dies letzte Stück einen Monat überlebte, und seitdem nie wieder das Palet in die Hand nahm. Er starb 1764 im 68. Jahr seines Lebens.

Höhe, die Erhebung vom Boden oder die dritte geometrische Ausdehnung. Die Ausdehnung einer Fläche oder eines Körpers von der Grundlinie oder Grundfläche nach deren Spitze heißt insbesondere die Höhe, oder von dieser Spitze an gerechnet abwärts nach der Grundfläche die Tiefe. Die Höhe einer Figur ist also der senkrechte Abstand des Scheitelpunktes von der Grundfläche und ist zur Ausmessung des Inhalts unentbehrlich. Die Höhe eines Punktes über der Erde ist demnach der senkrechte Abstand dieses Punktes von seiner Horizontalfläche. Diese Höhe ist entweder erreichbar oder unerreichbar. Die erstere findet statt, wenn man zu ihrer Grundlinie kommen und den kürzesten Abstand bis auf die Erde hin messen kann, die letztere findet statt, wenn Hindernisse, Wasser, Wald u. dergl. das Erreichen oder Messen unmöglich machen. Kann eine Höhe nicht durch Ausspannung einer Schnur vom Gipfel bis zum Boden gemessen werden, was freilich das wichtigste und sicherste Mittel ist, so muß man eine zweite Linie oder Entfernung messen, die man als Grundlinie annimmt, worauf man in Verbindung mit den daran liegenden Winkeln oder andern Proportional-Linien entweder die gesuchte Höhe berechnet, oder geometrisch bestimmt. Die Höhe eines Orts heißt daher in Schifffahrt und Geographie: die Entfernung desselben von einem andern, gemessen durch den Winkel, welchen eine Linie durch 2 Orte gezogen, mit dem Meridian eines jeden macht. Man hat verschiedene Instrumente, um Höhen zu messen (Quadrant, Theodelit, das Winkelmaß, die Schattenlinie u. a. m.). Man mißt sie auch nach dem Schatten oder dem zurückgeworfenen Bilde, also nach optischen Grundsätzen.

Höhenmessungen. Die Ausmessungen der Höhen, d. h. die Bestimmung der Höhe, in der ein Ort über die Ebene, oder über die Oberfläche des Meeres, die man gewöhnlich bei Messungen der Gebirge und hohen Ebenen als fester Vergleichungs-Punkt zu Grunde legt, sich erhebt; hat einen so vielfältigen Nutzen, daß sie den Wunsch erregt, jeder etwas bedeutend hoher Gegenstand der Natur möchte richtig vermessen seyn. Abgesehen davon, daß sie unsere Kenntnisse von der physikalischen Beschaffenheit des Erdbodens erweitert, greifen die Vortheile, die aus der Vermessung der Höhen entspringen, entschieden in viele Zweige der Kultur und Staatseinrichtungen; kein Chaussee-, Wasserleitungsbau, wo derselbe über Gebirge gelegt

oder an Höhen gelehnt werden muß, ist möglich, ehe diese genau vermessen, und die gegenseitige Lage in Rücksicht auf ihre Höhe bestimmt werden. Der Geognostiker muß, wenn er richtige Charten von einer Gegend entwerfen will, und diese nützlich und belehrend seyn sollen, die bedeutendsten Punkte in das Verhältniß, in dem sie die Natur bildete, zu einander darstellen, und Durchschnittslinien durch sie ziehen; was aber ohne Höhenmessungen zu vollbringen er nicht im Stande seyn würde. Vorzüglich verlangen militärische Operationen, und unter diesen am meisten der Gebrauch der Artillerie, daß der Feldherr eine richtige Schätzung der Höhen besitze. Den geometrischen Ausmessungen der Höhen stellen sich nicht selten unübersteigliche Hindernisse in den Weg, und oft ist sie mit den größten Beschwerden und Mühseligkeiten verbunden; immer erfordert sie aber unter allen Arten Höhenmessungen den größten Zeitaufwand: man hatte daher mehrfach nach einem Mittel geforscht, um auf dem einfachern, physikalischen Wege zum Ziele zu kommen. Aus der Erfahrung, daß der Luftkreis, der unsere Erdkugel umgibt, Schwerkraft und Elasticität besitzt, zog man den Schluß, daß die Druckkraft der Atmosphäre bei einem höhern oder minderern Standpunkte in derselben sich anders verhalten müsse, und daß diese Veränderungen einem Gesetze unterworfen seyen. Man kannte die Erscheinungen, welche durch den Druck der Luft im Barometer hervorgebracht werden; es war daher natürlich, daß man sich dieses physikalischen Instruments zuerst bediente, um Versuche zur Aufdeckung des Gesetzes, wornach die Schwerkraft der Luft in verschiedenen Höhengraden sich modificire, anzustellen. Französische Gelehrte betraten zuerst dies Feld der Experimental-Physik; im Jahre 1648 bestieg Pascal in Gesellschaft eines andern Naturforschers mit einem Barometer den nicht weit von Clermont gelegenen Berg Puy-de-Dome. In der Stadt zeigte das Barometer 26′ 3 ½; auf dem Gipfel des Berges hingegen nur 23′ 2″. Hieraus schloß Pascal, daß in der Barometersäule das Quecksilber in dem Verhältnisse falle, in welchem sich die Luftmenge und ihr Druck vermindert; er schloß ferner, daß man aus dem Steigen und Fallen, welche das Quecksilber auf verschiedenen Orten erleide, ihre Höhen bestimmen könnte. So richtig aber in der Theorie der erste Satz war, so manche Irrthümer mußte er auch bei seiner praktischen Anwendung veranlassen; da Pascal und viele seiner Nachfolger bei den Höhenausmessungen durch den Barometer nur auf eine wirkende Kraft der Luft, ihre Schwere, Rücksicht nahmen, eine andere aber unbeachtet ließen. Die Elasticität des Dunstkreises wirkt ebenfalls auf den Stand der Barometersäule ein, und die verschiedenen Temperaturgrade der Luft äußern nicht weniger einen Einfluß auf denselben. Weil aber diese Eigenschaften der Atmosphäre großen und häufigen Veränderungen unterworfen sind, und man nichtsdestoweniger ihre abwechselnden Wirkungen auf das Sinken und Fallen des Quecksilbers nicht in Anschlag brachte, so mußten die Resultate der barometrischen Messungen abweichend ausfallen. Deluc unterschied zuerst 1754 die Wirkungen, die durch die Wärme auf die Luft und die Quecksilbersäule hervorgebracht werden, von den, welche von dem bloß drückenden Gewichte der Atmosphäre abhangen. Er vervollkommnete die Meßinstrumente. Endlich stellte Ramond durch die genauesten Untersuchungen und Vergleichungen der barometrischen Messungen mit wirklichen Nivellements das Verhältniß der Zusammenwirkung zwischen der Schwere, Elasticität und Wärme der Luft auf das Quecksilber so bestimmt, daß seitdem die Vermessungen zu einer großen Genauigkeit gelangen können; so oft sie 1) mit guten Instrumenten, 2) von guten Beobachtern, und 3) unter den Beobachtungen günstiger Umstände geschehen. Das erste Erforderniß ist das Wesentlichste. Zu jeder Untersuchung des Höhen-Unterschiedes zweier Punkte gehören zwei Barometer und vier

Thermometer, von welchen letztern zwei an die Barometer befestigt und zwei frei sind. Diese Instrumente müssen so einfach seyn, als es Bequemlichkeit und Genauigkeit verlangen; sie müssen alle völlig übereinstimmen. Die Beobachter müssen ihre Instrumente gehörig kennen und mit selbigen umzugehen, dann aber auch vorzüglich wissen, worauf es bei dergleichen Beobachtungen ankommt. Wenn zwei oder mehrere Beobachter ein barometrisches Nivellement einer Gegend oder eines Landes unternehmen wollen, so haben sie nächst der guten Beschaffenheit der Instrumente auf allen Beobachtungspunkten vorzüglich darauf zu sehen: daß a) die Instrumente senkrecht aufgehängt, vor der Einwirkung der Sonne geschützt und die freien Thermometer wenigstens 9 Fuß von dem Boden, auch sonst von allen Wärme leitenden Gegenständen entfernt seyen; b) die Barometer richtig eingestellt und die Barometer- und Thermometerstände genau aufgezeichnet werden; und c) die Beobachtungen an den in Correspondenz getretenen Instrumenten gleichzeitig erfolgen. Uebrigens müssen die Beobachter auch den Zustand der Atmosphäre besonders berücksichtigen. Sie müssen vermeiden, bei stürmischer oder solcher Witterung zu beobachten, wo das Quecksilber im Barometer mehrere Bewegungen oft hintereinander macht; jede andere regelmäßige Witterung, wo die Atmosphäre ruhig, hell oder mit Wolken versehen ist, oder auch von einem mäßigen Winde bewegt wird, ist dazu passend. Endlich dürfen die Instrumente auch nicht zu weit von einander entfernt seyn. Die weiteste Entfernung darf nicht über 20 Meilen betragen, weil außerdem die Richtigkeit der Messung beeinträchtigt werden könnte. Durch Erfahrungen nahm man in der Folge wahr, daß das Quecksilber um 1 Linie fällt, wenn man das Barometer 63 Fuß höher bringt, und nahm nun dieses als Norm an, nach welcher man Höhen mit dem Barometer messen könne; mehrere Versuche gaben aber in neuern Zeiten das Resultat, daß das Barometer in schon beträchtlichen Höhen verhältnißmäßig etwas weniger fällt, als wenn es sich der Erdfläche näher befindet, und man hat dieses Verhältniß genau bestimmt. Noch wird bemerkt, daß für die Meeresfläche der mittlere Barometerstand 28 Pariser Zoll 1 Linie ist, aber bis 28 Zoll 4 ¾ Linie steigen kann.

Hoheit, Hoheitsrechte. Hoheit nennt man im Staatsrechte die ausgezeichnete Würde, welche dem Regenten als Inhaber der Staatsgewalt zukommt (sie geht auch als Titel auf die Familie der regierenden Personen über); dann die Regierung (z. B. in dem Ausdrucke sächsische Landeshoheit) und die Staatsgewalt, deren Ausübung dem Regenten zusteht. Daher nennt man auch Hoheitsrechte in der Mehrzahl 1) die Rechte der Regierung überhaupt, 2) die aus dem Wesen der Staatsgewalt selbst, ohne besondern Erwerbungsakt der Regierung entspringenden Rechte (zum Unterschiede von Regalien oder erworbenen Regierungsrechten), in sofern sie von dem Regenten, besonders einer monarchischen Verfassung, ausgeübt werden: mithin alle die Rechte, welche in Beziehung auf den Staat selbst Staatsgewalten, oder Gewalten, heißen. Vermöge der doppelten Beziehung des Staats nach innen und nach außen, werden sie in innere und äußere Hoheitsrechte eingetheilt. Die innern werden nach der Verschiedenheit der Zwecke des Staats, welche ursprüngliche (z. B. das Recht) oder abgeleitete, untergeordnete, und Bedingungen zur Erreichung der erstern sind (z. B. das Finanzwesen), in ursprüngliche (hierher gehören Polizei- und Justizhoheit) oder abgeleitete (z. B. Militär- und Finanzhoheit) eingetheilt.

Hohenlohe, ein altes fränkisches Reichsherrengeschlecht, dessen altes Stammhaus Hohenlohe bei Uffenheim liegt, und vom Herzoge Eberhard von Franken, Bruder des Kaisers Konrad I., abstammt. Im neunten Jahrhundert wird schon ein Hohenlohe Crato genannt. Im 16. Jahrhundert

ſtarben alle Nebenlinien bis auf Waldenburg aus. Grafen Georgs Söhne ſtifteten die neuenſteinſche oder lutheriſche und die katholiſche oder waldenburgiſche Linie. Sie hatten im fränkiſchen Grafenkollegium ſechs Stimmen. 1744 erhielten die Neuenſteiner, als Abkömmlinge der Herzoge von Franken, die Reichsfürſtenwürde und 1764 die Waldenburger; ſie ſollten nach dem Beſchluſſe des Reichstages 1803 drei Reichsfürſtenſtimmen erhalten. Als 1806 die bisherige deutſche Reichsverfaſſung verſchwand, kamen fünf Linien dieſes Hauſes unter Würtembergs Oberhoheit, und die ſechste wegen Schillingsfürſt unter Baiern. Hohenlohe liegt zwiſchen den Flüſſen Jaxt, Tauber und Kocher, und hat im Umfange 22 Q. M. Neuenſtein hatte 54.000 und Waldenburg 51.500 Einw. Die Einkünfte ſind von Langenberg 90.000 fl., von Oehringen 115.000 fl., von Kirchberg 70.000 fl., von Bartenſtein 100.000 fl. Es hat zwei Hauptlinien, die ſich wieder in mehrere Zweige eintheilen: 1) zu der Neuenſteiner Linie gehören Langenburg, Oehringen und Kirchberg; 2) zu der Waldenburger Linie gehören Bartenſtein, Jaxtberg und Schillingsfürſt.

Hohenlohe-Ingelfingen (Friedrich Ludwig, Fürſt von), geb. 1746, nahm preuß. Kriegsdienſte und befehligte im Kriege gegen die Franzoſen von 1792—95 eine Diviſion, mit der er ſich bei Oppenheim, Pirmaſens und bei Wegnehmung der Weiſſenburger Linie 1793, ſo wie 1794 bei Kaiſerslautern ſehr vortheilhaft auszeichnete. Nach dem Baſeler Frieden erhielt er das Kommando über den Neutralitätskordon an der Ems, als wirklicher General der Infanterie, ſo wie er ſpäter auch Inſpektor der preuß. Truppen in Schleſien und Franken wurde. Ohnerachtet er durch den Tod ſeines Vaters (Febr. 1796) regierender Herr wurde, blieb er doch in preuß. Kriegsdienſten. Der König gab ihm als ein Zeichen ſeiner Achtung einen goldenen mit Diamanten beſetzten Degen. Er wurde 1804 Statthalter der fränkiſchen Fürſtenthümer und Kommandant von Breslau, befehligte 1805, als Preußen von Frankreich beleidigt, die Waffen ergriff, den Theil dieſer Truppen, die in Thüringen ſich ſammelten, ſo wie im folgenden Jahre die vereinigten Preußen und Sachſen bei Jena. Nach dem Verluſt dieſer Schlacht ward er beſtimmt, die geſchlagenen Preußen der Oder zuzuführen. Doch der Fürſt konnte dem Schickſale nicht entgehen, das er ſelbſt ahnete; die Lage des von ihm entfernten Generals Blücher geſtattete dieſem nicht, den erhaltenen Befehl des Fürſten, „ſich mit ihm zu vereinigen," zu vollziehen und ſo, ohne Kavallerie, außer Stand, mit einer durch Märſche und Mangel abgematteten Infanterie in einen Kampf mit dem in aller Hinſicht überlegenen Feind ſich einzulaſſen, ſah er ſich genöthigt, 17.000 Mann nach kurzem Gefecht (den 28. Okt. 1806) bei Prenzlau den Franzoſen zu übergeben. Hierauf ſandte er dem Könige eine Rechtfertigungsſchrift wegen ſeines Schrittes, und legte alle ſeine Aemter nieder, ſo wie er ſchon den 20. Aug. 1805 die Regierung über ſeine Beſitzungen ſeinem älteſten Sohne, dem Fürſten Auguſt von Hohenlohe-Oehringen, abgetreten hatte, und begab ſich auf ſein Gut Schlawentzin Oberſchleſien. Die Franzoſen zwangen ihn ſpäter, ſeinen Aufenthalt in Frankreich zu nehmen; der Sturz Napoleons führte ihn nach Oberſchleſien zurück und er ſtarb zu Schlawentitz 1818.

Hohenlohe-Kirchberg (Friedr. Wilh., Fürſt von), kaiſ. General, geb. zu Kirchberg im Hohenlohiſchen 1732, zeichnete ſich im 7jährigen Kriege durch Muth und Tapferkeit aus, wurde 1773 Generalmajor, 1783 Feldmarſchall-Lieutenant und 1789 Feldzeugmeiſter. Während des Türkenkriegs befehligte er 1789 die kaiſ. Truppen in Siebenbürgen, ſchlug die Türken beim Buczaner Paſſe, bei Porczeny und Vaideny und bewies eben ſo viel Feldherrntalente in den Feldzügen gegen die Franzoſen (1792—94) in den Niederlanden und am Rhein. Im letzten Jahre ging er, nach der

Eroberung von Speier, von der Armee ab und starb zu Prag 1796. Dieser Feldherr besaß wahren Heldenmuth und vorzügliche Talente. Biederkeit und Geradheit waren Hauptzüge seines Charakters.

Höhenrauch, Heerrauch, gleicht in der Farbe dem gelbgrauen Dampfe und Rauche verbrannter Moorerdschollen, die noch nicht aller Nässe entlastet sind. Beide Arten Dämpfe sind durchsichtiger, als der Nebel. Die Entstehung des Höhenrauchs ist noch unerklärt. Man nahm ihn lange überall in Europa im sehr trocknen Sommer 1783, nach dem Erdbeben in Calabrien und Sizilien, im Februar jenes Jahres gewahr; 1804 nach den Ergießungen des Hekla auf Island bemerkte man ihn abermals, aber er dauerte nicht so lange, und auch im Jahr 1810 am 11. und 18. Mai.

Hohenstaufen. Der Kaiser Heinrich IV. legte den Grundstein zur nachmaligen Größe dieses Hauses, indem er den Ritter Friedrich von Staufen, Herrn zu Hohenstaufen in Schwaben unweit Göppingen, zur Belohnung für seine in der Schlacht bei Merseburg 1080 bewiesene Tapferkeit und Mannhaftigkeit, mit dem Herzogthum Schwaben belehnt, und ihm seine Tochter Agnes zur Gemahlin gab. Herzogs Friedrich († 1105) Söhne waren Friedrich und Konrad, von denen der erstere dem Vater als Herzog über Schwaben folgte, der andere von Heinrich V. das Herzogthum Franken bekam. Da Heinrich V. ohne männliche Erben starb, kam zur neuen Kaiserwahl ein Fürstenausschuß zusammen, der nebst dem Herzog Lothar aus Sachsen und dem Markgrafen Leopold von Oestreich den Herzog Friedrich II. von Schwaben in Vorschlag brachte. Die beiden ersten baten fußfällig, daß man sie mit einer so gefährlichen Würde verschonen möge, und Friedrich würde sicherlich die Kaiserwürde erhalten haben, wenn man von seiner Macht und seinem Stolze nicht zu viel befürchtet hätte. So setzten denn die Fürsten lieber einen minder Mächtigen auf den deutschen Kaiserthron, und wählten einmüthig den Herzog Lothar von Sachsen. Des neuen Kaisers Zurückforderung der alten Stamm- und Erbgüter der fränkisch-salischen Kaiserfamilie, die nach Heinrichs V. Tode an die Hohenstaufen gekommen waren, war die nächste Veranlassung, daß sich zwischen Lothar und den hohenstaufischen Brüdern ein heftiger Krieg entzündete. Durch seine enge Vereinigung mit Herzog Heinrich dem Stolzen von Baiern, den er durch Verleihung zweier Herzogthümer zum mächtigsten Fürsten in Deutschland gemacht hatte, überwand er sie nach einem zehnjährigen Kampfe. Friedrich suchte zu Fulda durch die vielvermögende Kaiserin Richenza bei Lotharn Gnade, die er auch auf dem Reichstage zu Bamberg (1135), nachdem er noch einmal fußfällig darum gebeten, erhielt; Konrads Aussöhnung geschah auf die nämliche Weise zu Mühlhausen. Nach Lothars Tode glaubte Heinrich der Stolze, aus dem Hause der Welfen, das nächste Recht auf die deutsche Krone zu haben; aber das Schicksal hatte das hohenstaufische Haus zum Kaiserthrone bestimmt. Heinrich war wegen seiner Macht und seines gebieterischen Wesens zu sehr gefürchtet und gehaßt, als daß ihn der Fürsten Wahl hätte begünstigen können; Konrad dagegen hatte durch Klugheit und Gewandtheit eben diese Fürsten, und besonders den trierischen Erzbischof Adalbert zu gewinnen gewußt, so daß er 1138 zum Könige gewählt wurde, und die Reihe des deutschen Kaiserthums dem Hause Hohenstaufen eröffnete. Von dieser Zeit an blieben die Hohenstaufen und Welfen 300 Jahre hindurch beständige Nebenbuhler, die in glühendem Hasse gegen einander wütheten und Deutschland und Italien zum Schauplatze ihres grimmigen Kampfes machten. Da Heinrich von Baiern sich weigerte, Konrads Wahl anzuerkennen; so zeigte ihm dieser bald, wie sehr er die königliche Gewalt zur Schwächung des welfischen Hauses zu benutzen verstand. Er verlangte von Heinrich ein Theil seiner Reichslehn zurück, weil nach der deutschen Verfassung zwei Herzog-

thümer nicht in einer Person vereinigt seyn könnten, und als Heinrich nicht nachgab, ward er in die Acht erklärt und beiden Herzogthümern entsetzt. Das allgemeine Vertrauen der Fürsten zu den Hohenstaufen leitete nach Konrads III. Tode (1152) die Wahl auf dessen Neffen Friedrich III., Herzog von Schwaben, Sohn Friedrichs II., der nun in der Reihe der deutschen Könige Friedrich I., mit dem Beinamen Barbarossa, der Rothbart, hieß. Ihm haben wir schon einen eigenen Artikel gewidmet, und wir verweisen hier bloß auf denselben. Seines Nachfolgers Heinrich VI. (1190—1197) Projekt, die Erblichkeit des deutschen Thrones bei seiner Familie, scheiterte an der Consequenz des Erzbischofs von Mainz und an dem Widerspruch der sächsischen Vasallen; obgleich er den Papst und mehr denn 50 Fürsten für diesen Entwurf schon gewonnen hatte. Nur der freien Wahl der Stände konnte er die Ernennung seines erst zweijährigen Sohnes Friedrich zum Thronfolger verdanken. Indem wir auch bei Friedrich II. auf den ihm gewidmeten eigenen Artikel verweisen, verfolgen wir weiter die Geschichte der Hohenstaufen nach Friedrichs II. Tode. Noch bei seinen Lebzeiten hatte Friedrich seinen zweiten Sohn Konrad zum König wählen lassen, als welchen ihn auch sogleich nach seines Vaters Tode die meisten deutschen Stände anerkannten. Allein so wie sein Vater, so verfolgte auch ihn der Haß des Papstes, der den Bannfluch, der den Vater vernichten sollte, auch auf den Sohn ausdehnte, und den sizilischen Staat als erledigtes Lehn an den päpstlichen Stuhl zurückbringen wollte. In Deutschland stritt gegen Konrad der Gegenkönig Wilhelm von Holland. Kaum hatte Konrad sich in Italien als Sieger behauptet, so wollte er nun auch in Deutschland seine Rechte geltend machen. Er starb aber zu früh für seine bisher gezeigte Thätigkeit (1254), wahrscheinlich an Gift, das ihm sein Stiefbruder Manfred (Friedrichs II. natürlicher Sohn) gemischt hatte, der mit einem Brudermorde den Besitz Siziliens erkämpfen wollte. Konrads nachgelassener minderjähriger Sohn, Konradin, der rechtmäßige Erbe Siziliens und Neapels und der deutschen Herzogthümer Schwaben, Franken und Elsaß, war der einzige übrige Sprosse des hohenstaufischen Hauses. Manfred hatte sich unterdessen der Königskrone von Sizilien bemächtigt, verlor dieselbe aber bald in der Schlacht bei Benevent gegen den französischen Prinzen Karl von Anjou, den der Papst nach Italien berufen und mit Neapel und Sizilien belehnt hatte. Als aber Conradin (s. diesen Art.) zum Jüngling heranreifte, wollte er, eingeladen von den mit dem Hause Anjou unzufriedenen Italienern, seine gegründeten Ansprüche auf die sizilische Krone geltend machen; doch eine verlorene Schlacht brachte diesen letzten Abkömmling des von den Päpsten mit unauslöschbarem Haß verfolgten hohenstaufischen Hauses, in die Gefangenschaft seines Gegners Karl und auf das Schaffot zu Neapel (29. Okt. 1268). So erlosch in Deutschland und Italien ein Haus, unter dessen Regierung sich überall die Staatskräfte wieder zu bestimmteren Formen consolidirt hatten; ein Haus, das Wissenschaften und Künste begünstigte und ihre Blüthe hauptsächlich im südlichen Deutschland, wo seine Familienbesitzungen lagen, beförderte. Nur die unselige Nachbarschaft seines italischen Reiches mit der römischen Curie bewirkten seinen frühen Untergang, und stürzten Deutschland wieder in seine vorige Barbarei zurück. Die durch Konradins Tod erledigten Herzogthümer Schwaben und Franken wurden nicht wieder besetzt; sie fielen Baiern, Baden und Würtemberg zu; nur der Titel eines Herzogs von Franken ging auf den Bischof von Würzburg über. Eine vortreffliche, sehr ausführliche Geschichte der Hohenstaufen haben wir vor kurzem von E. Raumer erhalten: Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit, 6 Bände mit Kupfern und Charten, Leipzig bei Brockhaus.

Hohenstaufen, ein hoher Berg in Würtemberg zwischen Gmünd und Göppingen, der vorzüglich darum merkwürdig ist, weil er der Stammsitz des berühmten deutschen Herrscherhauses ist, das von ihm seinen Namen trug. Er erhebt sich in pyramidenförmiger Gestalt über dem Bergrücken, der zwischen der Fils und Rems hinstreicht. Man findet jetzt nur noch wenige Trümmer des alten Schlosses, welches im Bauernkriege 1535 zerstört ward.

Hohenzollern. Die beiden Regentenlinien der brandenburgschen Dynastie sind die ältesten dieses so mächtig gewordenen Fürstenstammes und römisch-katholisch. Beide stammen von Rudolph II. ab, der um das Jahr 1165 lebte. Graf Friedrich IV. stiftete die ältere Linie Hohenzollern und die jüngere, jetzt preußische, Konrad, erster Burggraf zu Nürnberg. Die ältere Linie des Gesammthauses hat zum nächsten Ahnen ihrer beiden Regentenlinien Karl I., des Generals Eibel Friedrich V. Sohn, den Kaiser Karl mit Sigmaringen und Vöhringen belehnte. Er stiftete 1575 die zollernsche Erbeinigung. Sein ältester Sohn Eibel Friedrich VI. begann die Hechinger und der jüngere Karl II. die Sigmaringer Linie. Diese beiden Linien schlossen 1692 mit der brandenburgschen Secundogenitur einen Erbvertrag, worin Letztere den älteren Linien die eventuelle Erbfolge in den Markgrafthümern Ansbach und Baireuth einräumte, die in diesem Jahrhunderte an Baiern gelangten. Der Reichsdeputationsschluß gab zur Entschädigung Hechingen die Herrschaften Hirschlatt und Stetten, und Sigmaringen Glatt, Beuren und Holzheim. Der Rheinbund gab Letzterem die Herrschaften Antberg und Hohenfels mit Klosterwald und Habsthal, auch einige taxische und fürstenbergsche Besitzungen zu Souveränitätslanden. Die alten hohenzollernschen Lande waren keine Reichslehen. Das Land Hohenzollern liegt an der schwäbischen Alp, hat daher viele Waldung und grasreiche Thäler, auch Bergbau und Bienenzucht, übrigens Hechingen auf $5,^{12}$ Q. M., 15.000 Unterthanen und 80.000 Thlr. Einkommen, wozu indeß die fürstlichen Herrschaften Bund, Ulistraten, Maulfrin, Baillonville, Gemeine und Strasburg in den Niederlanden die Hälfte beitragen mögen, und Sigmaringen auf $20,^{5}$ Q. M. 88.000 Einw., außer 14.000 standesherrlicher auf 7 Q. M., 200.000 Thlr. Einkommen, wozu die Herrschaften Beuren und Holzheim in Baiern und die Herrschaften Boxmeer, Dixmuyden, Berg, Gendringen, Elden, Wisch, Pannerden und Mählingen in den Niederlanden ein Drittel beitragen mögen. Der Fürst zu Fürstenberg und zu Thurn und Taxis sind Standesherren im Sigmaringenschen. Die Posten nutzt Letzterer durch Vertrag. Beide Fürsten halten ihr Bataillon Bundeskontingent in Landwehr außer Schloßwachen zur 8ten Division des achten Heerhaufens. Die würtembergsche Zollinie umfaßt beide Fürstenthümer gegen eine von Zeit zu Zeit anders zu bestimmende Aversionalsumme. Bis auf weitere Verordnung ist das würtembergsche Oberappellationsgericht mit der höchsten Justiz in Hohenzollern beauftragt. Der Fürst von Hohenzollern-Hechingen residirt zu Hechingen mit 2700 Einw., einem Gymnasium, aber ohne Hofhaltung, wie doch Sigmaringen hat. Uebrigens sind beide dortige Regierungen zugleich obere Justiz- und Verwaltungsbehörden. Die Finanzen verwaltet eine Rentkammer zu Hechingen und eine Hofkammer zu Sigmaringen, und unter beiden ein Forstamt die Forstsachen. Beide Fürstenthümer haben keine Landstände. An der 12. Stelle des Bundestags nimmt Hohenzollern Theil und jeder der beiden Fürsten hat eine Stelle im Plenum. — Die Residenzstadt Sigmaringen hat nur 800 Einw. — In Hechingen regiert seit dem 2. Nov. 1810 der Fürst Friedrich (Hermann Otto), geboren den 26. Julius 1776, vermählt den 26. April 1800 mit der Prinzessin Pauline von Kurland-Sagan, und hat einen Erbprinzen, Namens Friedrich, geboren 1801 am 16. Februar, und außerdem 5 männliche Agnaten; und der regierende Fürst Anton (Aloys Meinrad Franz) zu Sigmaringen, geboren den

20. Junius 1762, folgte den 26. Dezember 1785, vermählt den 12. August 1782 mit Amalie, Prinzessin von Salm-Kyrburg, geboren den 6. März 1760. Der Erbprinz Karl Anton, geboren den 90. Februar 1785, ist vermählt den 4. Februar 1808 mit Antoinette Murat, Brudertochter des Exkönigs von Neapel, und hat einen Sohn Prinzen Karl (Anton Joachim Zephyrin Friedrich Meinrad), geboren den 7. Septemb. 1811. Das alte zum Theile wieder hergestellte Stammschloß dieses Namens, Hohenzollern, liegt 2 Meilen von Tübingen auf der Spitze des 2620 Fuß hohen Zollerberges im hohenzollern-hechingenschen Gebiete an der Straße von Hechingen nach Rothweil.

Hohenofen, Hohofen (Eisenhütte), ein in den Schmelzhütten gebräuchlicher Ofen, der in die Klasse der sogenannten Schachtöfen gehört, die deßwegen so genannt werden, weil ihre innere Höhlung den Schachten ähnlich ist. Er ist vor andern Oefen so erhöhet, daß man auf Treppen aufsteigen, oder auf Brücken mit Lauf-Karren das Erz aufsetzen muß, indem er gemeiniglich 9 bis 10 Ellen hoch ist. Man schmelzt in diesen Oefen nicht allein Silber-, Blei- und Kupfererze, sondern auch Eisenstein und Eisenerze. Jetzt werden sie fast allgemein bei der eigentlichen Schmelzarbeit gebraucht, nachdem diese deutsche Erfindung 1727 zuerst in der Grafschaft Mansfeld eingeführt worden war.

Hoherpriester, s. Pontifex.

Hohes Lied. Das hohe Lied des Salomo, welches die Ursprache, dessen Schönheit auszudrücken, den Gesang der Gesänge nennt, ward von jeher fast allgemein von Israeliten, dann von Christen, dem Salomo zugeschrieben. Nur einige Rabbinen wollen, doch, wie scheint, ohne Grund, den Propheten Isaias zu dessen Verfasser machen. Diese sonderbare Meinung würde vielleicht keiner Erwähnung verdienen, wenn sie nicht zeigte, daß auch die Meister in Israel einen höhern Sinn in diesem göttlichen Gesang gefunden, als ein Brautlied des Salomo auf dessen Vermählung mit der Tochter des ägyptischen Königes. Die Synagoge verehrte von jeher dieses Lied als eins ihrer kanonischen Bücher; auch die katholische Kirche hat es immer dafür erklärt. Ein bloßes Brautlied wäre nie in den Kanon aufgenommen worden. Noch dazu ein Brautlied, in welchem dem oberflächlichen Anschein nach göttlicher Dinge nicht erwähnet wird, und welches einige sehr freie Züge enthält? Wäre das Hohelied nur ein solches, so würde es unter allen menschlichen Poesien einen sehr hohen Rang behaupten; ja, wir kennen nicht Ein Gedicht dieser Art, weder bei den Alten, noch bei den Neuern, das an hoher Einfalt, Zartheit der Empfindung, Leben in der Handlung, Gluth der Leidenschaft, holder Lieblichkeit in Erfindung und in Ausdruck, mit diesem lyrisch-episch-dramatischen Idyll sich vergleichen könnte. Die Hochzeitfeier der Israeliten währte sieben Tage. Diese Tage sind die Zeit der Handlung des Gedichts. Daß Salomo seine ägyptische Braut in diesem Liede wirklich besang — so wie auch David die Vermählung Salomo's mit eben dieser Königstochter im 44. Psalme besungen hatte — scheint offenbar, wiewohl er poetisch die königliche Vermählung zum Idyll macht, sich und sie manchmal — nicht immer — als Schäfer und Schäferin vorstellt und den herrlichen Pallast zur Hirtenhütte, die prächtige Königsstadt zu holden Auen der Natur veredelt. Die ganze Kirche des alten Bundes und die ganze Christenheit, mit Ausnahme des Theodor von Mopsuestia und einiger Neuere unter den Protestanten, haben es als ein kanonisches, vom Geiste Gottes eingegebenes, Buch beständig verehrt. Alle Lehrer der Kirche, von Origenes an, welche dieses Lied erwähnen, haben immer unter dem Bilde der königlichen Vermählung die Verbindung des Sohnes Gottes mit seiner Kirche, zugleich auch seine Verbindung mit jeder

einzelnen ihm anhangenden Seele gesehen. Diejenigen freien Züge, welche manchen Leser des Hohenliedes befremden mögen, tragen vieles zu dessen wahren Schönheit bei. „Den Reinen ist Alles rein." Zu ernster Absicht darf gesagt, darf dargestellt werden, was mit Leichtsinn gesagt, aus Muthwillen dargestellt, die strengste Rüge verdienen würde. Die deutschen Dichter des Mittelalters nannten es gewöhnlich das Buch der Minne. Erasmus wagte den Thorheiten des Allegorisirens mit diesem Gedicht zuerst ein Ziel zu setzen, auch Bossuet nahm einen Wortverstand an; die großten Verdienste aber erwarb sich Herder um die Auslegung des Hohenliedes in seinen 1778 geschriebenen Liedern der Liebe. Niemand hat die Situationen dieses Gedichts wärmer und wahrer durchempfunden und das orientalische Kolorit desselben unserm Verständnisse näher gebracht, als er; auch scheint uns seine Uebersetzung den Geist und die Süßigkeit des Originals besser wiederzugeben, als andere Verdeutschungen unserer Zeit.

Höhlen nennt man leere Räume und Zerklüftungen im Innern der Gebirge, welche zuweilen eine natürliche Oeffnung oder Eingang zu Tage hinaus haben, zuweilen auch erst durch künstlich gehauene Oeffnungen zugänglich geworden sind. Bei weitem die meisten aller Höhlen befinden sich in den Kalk- und Gipsgebirgen, und heißen auch Kalkschlotten; es gibt vielleicht kein einziges irgend bedeutendes Kalkgebirge, worin sich nicht dergleichen Höhlen befänden. In manchen dieser Höhlen träufelt beständig Wasser von der Decke herab, und da dies Wasser etwas Kalk aufgelöst enthält, und verdunstet, sobald es niedergefallen, so bleibt von jedem Tropfen ein kleiner Kalkansatz zurück, woraus nach und nach mancherlei oft höchst wunderliche Kalkmassen entstehen, welche man von ihrem Ursprunge Tropfsteine, auch Stalaktiten nennt. Die berühmteste Höhle dieser Art ist die Höhle von Antiparos im griechischen Archipel, welche über 900 Fuß tief seyn soll und voller Stalaktiten ist. In Deutschland sind die bekanntesten dieser Art die Baumanns- und Bielshöhle (s. d. Art.) unweit Blankenburg im Harze. In andern dieser Höhlen, ohne Stalaktiten, findet man eine ungeheure Menge von Knochen und Zähnen, welche man gewöhnlich, aber fälschlich, Bärenknochen nennt, da das Thier, dem sie angehörten, größer und andrer Art als der Bär gewesen seyn muß. Man kann kaum anders glauben, als daß gewaltige Fluthen die Leichname dieser Thiere hier angehäuft haben, wo sie nachher vom Kalkgebirge sind bedeckt worden. Solcher Höhlen gibt es in Deutschland mehrere: die bekanntesten sind die Gailenreuther, ohnweit Bamberg, und die Liebensteiner, einige Stunden von Eisenach. Diese Kalkhöhlen mit und ohne Stalaktiten bilden nicht etwa bloß eine große Kluft, sondern gewöhnlich erstrecken sie sich, in einer Reihe von vielen größern und kleinern, unter einander verbundenen Gemächern, mehrere Stunden weit durch das Gebirge: einige dieser Höhlungen sind so groß und regelmäßig wie das herrlichste Kirchengewölbe, andre so eng und niedrig, mit oft zackigen Wänden, daß man nur kriechend hindurch kann. Die Entstehung dieser Kalkhöhlen ist noch höchst räthselhaft. Die Höhle Devils-Arse in England, ein prächtiges Werk der Natur, das mehrere Dichter besangen, liegt 5 Meilen von Buxton, nahe bei Castleton, am Fuße eines großen Abhanges von einem abgeflachten Berge, auf welchem ein altes Schloß steht. Der bogenförmige Eingang ist 120 engl. Fuß breit, 40 Fuß hoch und 70 Fuß tief. Er öffnet sich in einem Kalkfelsen, der eine Menge versteinerter Seekörper enthält, und bildet die erste Halle, die ihr Licht von Außen erhält; doch wird dasselbe weiter hinein nach und nach matter. Es finden sich darin zwei Wohnhäuser und eine Seiler- und Zwirnband-Werkstätte. Im Grunde des ersten Vorhofes öffnet sich eine Thüre zu einem Gange, den man ohne Fackelschein nicht be-

treten kann. Der Weg dadurch ist 450 engl. Fuß lang. Am Ende desselben gelangt man an einen Wasserbehälter von 40 Fuß Breite. Nach der Ueberfahrt über denselben findet sich eine zweite Abtheilung von 270 engl. Fuß Länge, 210 Fuß Breite und 120 Fuß Höhe. Am Ende derselben stößt man wieder auf eine Wassersammlung von 30 Fuß Länge. Nun gelangt man in eine sehr weite Höhle, und stößt gleich anfangs auf eine Felsengruppe, wo das Wasser unaufhörlich herabträufelt. Noch weiterhin kommt man unter ein sehr hohes Gewölbe, die Kirche genannt; hier findet die Einbildungskraft in den Felsentiefungen gothische Thüren und Fenster, und aus den breiten Stalaktiten, die sich von dem Gewölbe auf vorspringende Felsen herabziehen, entstehen große Vorhänge. Weiter vorwärts führt ein tiefer Gang zu dem sogenannten Teufelskeller. Nun geht es 150 engl. Fuß lang auf einem steilen Wege abwärts. Daneben fließt in einem Felsenbette ein starker Strom, der sich endlich in tiefe Felsenspalten stürzt. Nachdem man unter 3 natürlichen Bogen des Gewölbes durchgeschritten ist, hört man das Geräusch eines Wasserfalls, und stößt auf eine Menge pyramidenförmiger Stalaktiten, die den Namen Thurm von Lincoln führen. Hierauf kommt der letzte Gang, der noch 402 Fuß weiter führt. Am Ende desselben kommt man wieder an den Fluß, der sich in ein natürliches Gewölbe drängt, wohin man ihm aus Mangel an Raum nicht folgen kann. Auch in andern Gebirgen finden sich Höhlen und Klüftungen, aber ungleich seltner und meist von viel geringerem Umfange, als die in den Kalkgebirgen. Die berühmteste solcher Höhlen ist die sogenannte Fingals-Höhle (s. d. Art.) auf der kleinen Insel Staffa bei Schottland. Endlich gibt es Höhlen, in welchen aus dem Fußboden schädliche Luftarten aufsteigen; eine solche ist die berühmte Hundsgrotte bei Neapel.

Hohlmünzen, s. Blechmünzen.

Holbach (Paul Thiry, Baron von), Mitglied der Akademien zu Petersburg, Mannheim und Berlin, war zu Heidesheim in der Pfalz 1723 geboren, und starb 1789 zu Paris. Als kenntnißreicher Mineralog und denkender Liebhaber der schönen Künste, hatte er sich unter den damals ausgezeichneten Männern der Hauptstadt Frankreichs Ruf, und durch seine heitere Philosophie, Wohlthätigkeit und seinen geselligen Sinn Achtung bei den Nichtgelehrten erworben. So zeichneten ihn seine Bekannten, und widerlegen dadurch den J. J. Rousseau, der in seinen Bekenntnissen nicht ehrenvoll des Holbach erwähnt. Mit einer großen Klarheit, Bestimmtheit und Anmuth des Geistes verband Holbach die einfachsten Sitten, so daß Mad. Geoffrin von ihm sagte: qu'il étoit simplement simple. Man besitzt von ihm Uebersetzungen mehrerer deutschen und englischen Werke, die er mit Noten begleitete und erläuterte; besonders erwarb er sich durch sie um die Beförderung der Naturgeschichte und Chemie in Frankreich keine unbedeutende Verdienste. Außerdem hat er selbst mehrere Werke historischen und chemischen Inhalts herausgegeben; er soll auch der Verfasser des berüchtigten Werks: das System der Natur, seyn. In dieser Schrift wird der Atheismus systematisch gelehrt, und der Versuch gemacht, ihn mit der Vernunft und der Natur in Uebereinstimmung zu bringen. Holbach erfaßte jene Gegenstände, die bei jedem denkenden Wesen das Bedürfniß erregen müssen, einmal seine Meinung über sie festzustellen, mit einer strengen Logik und einer genauen, scharfen Analyse. Er gehörte nicht allein zu den Menschen, welche die meisten Wahrheiten besitzen, sondern auch zu den, welche durch die wenigsten Irrthümer das natürliche Licht ihrer Vernunft verdunkelt haben. Was auch immer der Gegenstand seiner Unterhaltungen seyn mochte, er flößte stets den Zuhörern einen Enthusiasmus für die Kunst oder Wissenschaft ein, von der die Rede war. Kein Gelehrter war

dienstfertiger, er lieh ohne Anstand seine Bücher, und half überall durch Rath und That, wo er helfen konnte. Sein Reichthum betrachtete er nur als Mittel; in ihm, sprach er, seh ich nur ein Werkzeug, das Gute schneller und kräftiger zu befördern. Holbach war ein feiner und scharfer Beobachter der Menschen, und machte sich mit der Eigenthümlichkeit eines jeden Standes und eines jeden Menschen, der mit ihm in Bekanntschaft trat, genau bekannt, um sie auf ihre Weise zu behandeln; er faßte leicht den Ton der verschiedensten Gesellschaften auf, und wußte, trotz seiner großen Einfachheit, sich ihm ungezwungen anzuschmiegen; dies Alles machte ihn ungemein liebenswürdig.

Holbein (Hans), gleich berühmt als Maler und Formenschneider, war geb. 1498 (nach Andern 1495) zu Augsburg, oder nach Vielen zu Grünstadt in der Pfalz. Er lernte die Kunst von seinem Vater, Johann Holbein, einem guten Maler. Von früher Jugend an gab der Sohn Beweise von Kunsttalent. Um diese Zeit zog sein Vater nach Basel, wo der junge Holbein eine wichtige Bekanntschaft an dem berühmten Erasmus machte, der sich eben daselbst aufhielt, um seine Werke drucken zu lassen. Zu seinen ersten, aber vortrefflichen Gemälden gehören die 8 im Rathhause zu Basel, welche die Leidensgeschichte Christi vorstellen, wofür der Churfürst Maximilian dem Magistrat damals vergebens 30.000 Gulden geboten hat. Ueberhaupt war Basel der erste Ort, wo Holbein zuerst Beweise seiner großen Talente ans Licht stellte. Er scheint nur die Natur zur Lehrmeisterin gemacht zu haben; denn sein größtes Verdienst besteht in der treusten, gewissenhaftesten Darstellung derselben. Die Anzahl seiner Meisterwerke, die er zu Basel hervorbrachte, steht mit seiner ausschweifenden Lebensart in einem auffallenden Kontrast. Er liebte den Wein, gefiel sich in einer Gesellschaft gemeiner Menschen, und konnte Tage lang in Wirthshäusern sitzen; daher er nicht eher an die Arbeit ging, als bis ihn die Noth dazu zwang. Er verheirathete sich; doch war die Ehe nicht glücklich, wegen seiner bösartigen Frau und seiner eigenen Lebensart, weßhalb er sich trennte. Auf den Rath des Grafen Arundel, brittischen Gesandten zu Basel, begab er sich mit einem Empfehlungsschreiben des berühmten Erasmus von Rotterdam, und dessen Bildniß 1526 nach London, wo ihn der Großkanzler, Thomas Morus, der seine liederliche Lebensart auf alle Art zu bessern suchte, freundlich aufnahm. Auch Heinrich VIII. nahm ihn sehr in Gunst, und er erhielt sich darin bis zu dessen Tode. Der König meinte, er könne aus 7 Bauern 7 Lords erschaffen, aber aus 7 Lords nicht Einen Holbein. Die schönsten Werke dieses Künstlers befinden sich in Deutschland und England, doch einige auch in Paris und in Florenz. Auf der Bibliothek zu Basel findet sich von ihm unter andern das Abendmahl der Apostel, eine Lucretia, sein und seiner Gattin Bildniß, die Porträts von Erasmus und Amerbach, und mehr als 120 Handzeichnungen. Die Gallerie zu Wien hat 16 Porträts, unter welchen sein eigenes Bild und eins von Desiderius Erasmus. Auch die Gallerie zu München besitzt schätzbare Gemälde von ihm. Unter den 10 zu Dresden befindlichen Stücken ist die Familie des Baseler Bürgermeisters, Jakob Meyer, wie sie vor der heil. Jungfrau mit dem Christuskinde auf den Knieen liegt, ohne Widerrede eins von seinen Meisterstücken. Ein großer Theil von Holbein's Werken in England ist theils durch die Feuersbrunst 1666, theils durch die Revolution unter Carl I zu Grunde gegangen. Die Männerköpfe, welche Holbein dargestellt hat, sind weit charakteristischer, und selbst anziehender, als seine Weiberköpfe. Aber es scheint, daß Holbein überhaupt nicht den reizenden und imposanten Effekt beabsichtigte. Sein Hauptzweck war treue Wahrheit, und reine Objektivität; seine Figuren stehen meistens ganz gerade und einfältig, und sollen, selbst in großen Grup-

pen, immer nach einem Punkte sehen. Der Hintergrund ist nur eine dunkelgrüne Fläche, Alles, auch in der Tracht, auf's Genaueste und Fleißigste ausgeführt. Er verdient unter den frühern Bildnißmalern, die sich auszeichneten, zuerst genannt zu werden. Seine Werke, die schon vor 300 Jahren gemalt sind, erscheinen noch immer in aller Vollkommenheit des Kolorits. Er malte in Miniatur, Wasser- und Oelfarbe, und tuschte gut. Zu seinen Meisterstücken in London müssen noch der Triumph des Reichthums und der Zustand der Armuth angeführt werden. Nicht aber bloß als Maler, sondern auch als Formschneider zeichnete sich Holbein höchst vortheilhaft aus, ja er dürfte leicht der größte Künstler im Formschneiden genannt werden. Auch diese Kunst übte er frühzeitig aus; schon in seinem 16. Jahre schnitt er in Holz und gab bis zu seiner Abreise nach England 1526 eine ansehnliche Sammlung kleiner Holzschnitte heraus. Die vortreffliche Ausführung derselben verschaffte ihm mehr Arbeit in dieser Art. Von seinem zu Basel gemalten berühmten Todtentanze, wovon die Originalzeichnungen auf der Baseler Stadtbibliothek aufbewahrt werden, sind die Holzschnitte ein Meisterstück seiner Kunst. (Man hat davon viele Ausgaben und von Papillon eine ausführliche Beschreibung.) Auch seinen zu Basel gemalten Bauerntanz schnitt er in Holz, und diese Blätter haben sich sehr selten gemacht. Von einer Folge von 90 kleinen Blättern ist die beste Ausgabe zu Lyon 1539 bei den Gebrüdern Melchior und Caspar Trechsel erschienen. Holbein starb zu London 1554 an der Pest. Hollar (s. d. Art.), Kupferstecher aus Prag, hat 61 Blätter nach ihm gestochen. Ueber sein Leben s. Füßli's Geschichte der besten Künstler in der Schweiz, erster Band.

Holberg (Ludwig, Freiherr von) wurde 1684 zu Bergen in Norwegen geboren. Seine Familie war arm; sein Vater, der sich durch seine Tapferkeit vom gemeinen Soldaten bis zum Obersten erhoben hatte, starb früh; es konnte daher auf seine erste Erziehung und Bildung wenig verwandt werden. In Kopenhagen studirte er Theologie und fremde Sprachen, und fand später in verschiedenen adlichen Häusern als Hofmeister Unterhalt. Eine unwiderstehliche Reiselust trieb ihn aus dem Vaterlande; obgleich er mit manchem Ungemache, das durch sein geringes Vermögen veranlaßt wurde, zu kämpfen hatte, bereiste er doch Deutschland, England, Frankreich und Italien. Nach Kopenhagen zurückgekehrt, gab er Unterricht in Sprachen, und mußte noch einige Jahre hindurch in sehr beschränkten Umständen leben: doch 1718 wurde er als Professor der Metaphysik angestellt, und 1720 als Assessor bei dem Consistorium. Diese Stelle gab Holberg Muße, sich in seinen Arbeiten ganz seinem Geschmacke zu überlassen. Er versuchte sich zuerst als Satyriker, und nahm den Juvenal zum Muster: er fand einen so aufmunternden Beifall, daß er ihn bewog, das heroisch-komische Gedicht: „Peter Paars," zu schreiben. Diese Satyre machte ihn nicht nur in seinem Vaterlande, sondern auch auswärts rühmlichst bekannt; sie wurde mehrfach übersetzt. 1722 gab es noch kein Theater in Kopenhagen; Holberg bot sich an, für die Bühne zu arbeiten, und fand hier das rechte Feld zur Entwicklung seiner großen Geistesgaben und seines vielseitigen, beweglichen Talents. In kurzer Zeit schrieb er eine Menge Lustspiele, die alle mit dem größten Beifalle aufgenommen wurden, und schuf so die komische Bühne der Dänen, indem er der Moliere der Nation wurde. Wenn gleich diese Lustspiele auf die damalige Bildung des Volkes berechnet, und in der noch nicht sehr kultivirten dänischen Sprache geschrieben sind, so geben ihnen doch der echt komische Charakter, der gediegene Scherz, und die humoristische Laune, welche in ihnen herrscht, noch immer einen bedeutenden Werth; es war daher eine verdienstvolle Arbeit, daß Baggesen eine Umarbeitung derselben, die den Fortschritten der Kultur und der jetzigen Bildung der dänischen Sprache an

gemessen war, unternahm. Seine Geschichte Dänemarks übertraf alle Vorgänger, und ist bis jetzt noch von keinem übertroffen worden; wenn gleich sie zu sehr mit Kleinigkeiten beladen ist, und allen Reiz des Vortrags entbehrt. Als Moralist machte er sich durch zwei Bände moralischer Gedanken bekannt; unter vielen Paradoxien und Trivialitäten stößt man in denselben auf scharfsinnige und richtige Beobachtungen in der moralischen Natur der Menschen, die auf eine pikante Art vorgetragen werden, als: „der Geiz gleicht der allgemeinen Anziehungskraft, die Newton entdeckte; das Gold zieht die Geizigen im Verhältnisse seiner Masse an." Sein satyrisch-humoristischer Roman „unterirdische Reise des Nicolaus Klimms," der in lateinischer Sprache geschrieben ist, fand eine so günstige Aufnahme, daß er gleich nach seinem Erscheinen in sieben Sprachen übersetzt wurde. Er nahm bei dieser Dichtung Swift's Reisen des Gulliver zum Vorbilde. Holberg wurde 1747, seiner großen Verdienste um die dänische Literatur wegen, in den Freiherrnstand erhoben. Er starb 1757 zu Kopenhagen. Holberg hatte sich vorzugsweise nach den Franzosen gebildet, obgleich man vermuthen sollte, daß sein satyrisch-komischer Humor ihn eher seine Vorbilder unter den Engländern hätte suchen lassen. Er ging immer zierlich und geschmackvoll gekleidet; sein Scherz war in Gesellschaften fein und munter; mit den Franzosen hatte er ebenfalls den Hang zur Galanterie gemein; er suchte gerne weibliche Gesellschaften. Seine schriftstellerischen Arbeiten, seine Stelle und Sparsamkeit verschafften ihm ein bedeutendes Vermögen, über das er größtentheils zu wissenschaftlichen Zwecken verfügte. Er vermachte der Akademie von Seeland, welche zur Bildung des jungen Adels gegründet war, 70.000 Thaler, und ein Capital von 16.000 Thaler zur Ausstattung einiger Mädchen aus Bürgerfamilien zu Kopenhagen.

Holland (Georg Jonathan, Freiherr von), aus bürgerlichem Geschlecht, geb. zu Rosenfeld im Würtembergischen, den 26. Aug. 1742, wurde 1763 Instruktor der Prinzen des Herzogs Friedrich Eugen von Würtemberg, und dann außerordentlicher Professor der Philosophie zu Tübingen, welche Stelle er aber nicht antrat, weil ihn die Kaiserin Katharina II. nach Petersburg rief. Er wurde von derselben in den Adelstand erhoben, verließ aber Rußland und starb zu Stuttgart den 11. April 1784. Man hat von ihm Briefe an Lambert (in der Lambertischen Korrespondenz von Bernoulli befindlich) und philosophische Reflexionen über das Système de la nature, Paris 1772, 2 Thl., 2te Ausgabe, Neufchatel 1775. Deutsch von J. L. Wezel, Bern 1772, 2 Bde. 8.

Holland, s. Niederlande.

Holländer, der Papiermacher, ist ein nach holländischer Art eingerichtetes Mühlwerk, welches vermittelst einer mit eisernen Schienen beschlagenen Walze die Lumpen vollkommen klein macht, und welches in Holland erfunden worden.

Holländerei nennt man eine Einrichtung, wo die Bewohner die ihnen zugeschlagene Land- und Wiesenbenutzung bei ihren Hofstellen in einem unzertrennten Zusammenhange liegen, und durch richtige Gränzen aus aller Gemeinschaft mit ihren Nachbaren gesetzt haben. Diese Art der Einrichtung kommt aus Holland, weßhalb sie auch den Namen führt. Besonders aber pflegt man die wirthschaftliche Einrichtung so zu nennen, bei welcher die Hauptsache die Viehzucht und die Benutzung der Wiesen ist; indem auch in Holland die Haupteinnahme des Landmanns auf der Viehzucht beruht.

Holländische Sprache und Literatur, s. Niederländische Sprache und Literatur.

Holländiſche Schule, ſ. Niederländiſche Schule.

Hollar oder Hollarb (Wenzel), ein berühmter Kupferſtecher des 17ten Jahrhunderts, war 1607 zu Prag geboren. Er zeichnete ſich vorzüglich in Landſchaften, vierfüßigen Thieren, Muſcheln, Inſekten und Anſichten von Städten aus, begleitete den Grafen von Arundel nach England, und ſtarb zu London in großer Armuth den 28. März 1677. Die Anzahl ſeiner Blätter ſoll nahe an 2400 betragen.

Hölle. Ein dunkler, ausgehöhlter, unterirdiſcher Raum wird mit dem Namen Hölle belegt; indem das Wort Hölle aus Hohl gebildet iſt. Hölle nennt man auch den engen und dunkeln Ort zwiſchen dem Ofen und der Wand; und bei den Schneidern bedeutet es einen Korb unter dem Arbeitstiſch, in den ſie die Lappen werfen. Hölle aber im gebräuchlichen Sinne iſt der Ort, wo die Laſterhaften ewige Strafen erleiden müſſen. Alle Völker, die irgend einen Begriff von Unſterblichkeit der Seele, und der Wiedervergeltung jenſeits beſaßen, ſchufen ſich einen Aufenthalt, in dem die ewige Nemeſis das Laſter ſtrafte, und mit gerechtem Gewichte dem Sünder ſeine Vergeltung zu weg. So hatte der Aegypter ſeinen Tartaroth, der Grieche, der wahrſcheinlich von ihm das Wort und die Bedeutung überkam, ſeinen Tartarus, der Römer ſein Infernum; der alte Deutſche und die wilden Negerſtämme kannten und kennen einen Ort der rächenden Gerechtigkeit. Faſt immer wurde die Hölle unter die Erde verlegt. Dies iſt natürlich. Was groß, erhaben, rein, göttlich, vollkommen iſt, denkt ſich der Menſch gern im Lichte, weil deſſen Weſen über das Irdiſche hinaus nach dem Unendlichen ſtrebt: es wohnt in der Sternenhöhe: Verworfenheit, Untugenden, Laſter, Mängel hingegen, das Ungöttliche, Schlechte, verſetzt er in die finſtere Nacht, in das Grauſen des Abgrundes; daher läßt er die guten Geiſter ſtets den reinen Aether bewohnen, und verweiſt die Böſen in die Tiefe, in die Schatten der Nacht.

Höllenſtein, Lapis infernalis, causticum lunare, eins der heftigſten Aetzmittel, welches die Chirurgie beſitzt. Man bereitet ihn aus einer Auflöſung des Silbers in Salpeterſäure, die abgedampft wird; aus der dann die Silberkryſtalle von ſelbſt anſchießen; auch kann man ſie durch einen Zuſatz von Küchenſalz aus der Auflöſung fällen. Dieſe Kryſtalle werden geſchmolzen, und in metallene Röhre, die vorher mit Unſchlitt inwendig überſtrichen werden, zu dünnen länglichen Stäbchen gegoſſen. Zur Bereitung des Höllenſteins muß das feinſte Silber genommen werden, weil durch einen großen Kupfergehalt er leichter an der Luft zerfließt und grün ausſchlägt. Der Höllenſtein iſt ſchwarzbraun, höchſt ätzend und ſcharf; ſein Gefüge nadelförmig; in dem Strahlen von Innen nach der Oberfläche ſchießen; an der Luft löſt er ſich etwas auf; indem er Feuchtigkeit aus ihr an ſich zieht; im Waſſer hingegen iſt er ganz auflöslich.

Holm, ein Querholz bei den Zimmerleuten, das über zwei Pfähle befeſtiget wird, um dieſe zuſammen zu halten; — im Bergbaue die Oberhölzer an den Feldkünſten, welche die Böcke zuſammen halten; — dasjenige Holz am Kreuze des Göpels, welches die Büchſe trägt, worin das Kreuz an der Spindel geht; — auch das durchlöcherte Holz am Pumpenſtocke, worauf das Leder liegt. An den Brücken ſind Holme die ſtarken Zimmerſtücke, welche die Pfähle oben mit einander verbinden, Jochträger. In manchen, vorzüglich niederdeutſchen Gegenden ſ. v. a. Hügel; eine kleine Inſel, beſonders in einem Fluſſe, See u. ſ. w., auch ein Platz auf einer ſolchen Inſel; in weiterer Bedeutung ein Platz an der Küſte, wo man Schiffe bauet, Schiffsholm, Werft, Schiffswerft.

Holstein, ein deutsches Herzogthum, zum dänischen Staate gehörend, gränzt gegen Norden an die Eyder und den holsteinischen Kanal, gegen Osten an die Ostsee und das Herzogthum Lauenburg, und gegen Süden und Westen an die Elbe und die Nordsee. Hier wie in Schleswig und in Jütland zieht sich durch die Mitte des Landes ein öder sandiger Haidezug, welcher westwärts sehr sanft in die herrlichsten Marschländer sich verliert; der östliche kleinere Abhang ist hügelig, mit vielen kleinen Seen und schönen Buchenwäldern bedeckt, und gehört zu den lieblichsten Gegenden des nördlichen Deutschlands; besonders reizend sind die Gegenden um Plön, Eutin und Kiel. Die westlichen Marschgegenden haben keine Städte, aber schöne Dörfer und Flecken; ihre Bewohner, die Dithmarsen, ein altsächsische Stamm, vertheidigten ihre Freiheit lange hartnäckig, und wurden erst 1559 von den Dänen überwunden. An Mineralien ist das Land sehr arm; Metalle findet man fast gar keine, und nur zu Oldeslohe wird Salz und Kalk gewonnen. Dagegen ist seine animalische und vegetabilische Welt desto reicher. Getreide liefert der fruchtbare Boden immer in Ueberfluß; aus dem Thierreiche sind besonders die Pferde rühmlichst bekannt, von denen 6386 im J. 1797 in's Ausland geführt wurden. Besonders wichtig ist die Nähe von Hamburg für den holsteinischen Handel, der seit der französischen Revolution aufblühte, und trotz der feindlichen Einfälle und des Drucks, unter dem das Land in den letzten Jahren seufzte, sich immer höher hob. Dazu trägt auch der Antheil viel bei, den die Einwohner an dem grönländischen Robben- und Wallfischfange nehmen, wozu die Ausrüstung vorzugsweise in Glückstadt geschieht. Die Gesammtzahl der Einwohner beträgt 326.000 Köpfe, die auf 144 □ M. in 14 Städten, 23 Flecken und 486 Dörfern leben. Nach der gewöhnlichen, obgleich veralteten Eintheilung besteht Holstein aus 4 Theilen: A) das eigentliche Herzogthum Holstein mit 4 Landschaften, 1) Dithmarsen ohne Städte, aber mit ansehnlichen Flecken und Dörfern; 2) Holstein im N. der Stör, wo a) die Stadt Kiel an einem Meerbusen der Ostsee liegt, welcher der kieler Ford heißt, und einen bequemen Hafen bildet. Kiel hat 7000 Einw., eine 1665 gestiftete Universität mit einer Bibliothek, Sternwarte und Naturaliensammlung; ein 1780 errichtetes Schullehrerseminar, das sehr viel zur allgemeinen Volksbildung beiträgt, und eine im Januar statt findende Messe, der kieler Umschlag genannt; b) die Festung Rendsburg an der Eyder, wo der Kanal mündet, mit 2000 Einw. Sitz der königl. Kriegskasse für die Herzogthümer und Waffenplatz für die Armee; 3) Wagrien an der Ostsee mit der Stadt Oldeslohe, wo ein Salzwerk jährlich 30.000 Centr. liefert; einige Meilen nördlicher liegt der ganz isolirte und dadurch, wie durch seine Aehnlichkeit mit dem Lüneburger, merkwürdige Gypsberg bei Segeberg. 4) Stormarn, mit der Hauptstadt und Festung Glückstadt an der Elbe und dem Rhin, in tiefer Marsch, die Mangel an Trinkwasser hat; sie zählt 5700 Einw., und ist der Sitz der königl. Regierungskanzlei, des Obergerichts für Holstein und Lauenburg, des Oberkonsistoriums und des Landgerichts für die adlichen Distrikte in Holstein. B) Die Herrschaft Pinneberg an der Elbe mit einem eigenen Oberappellationsgericht und Oberkonsistorium, das in Glückstadt von den Mitgliedern der königlichen Regierung daselbst gehalten wird. C) Die Stadt Altona (s. d. Art.) an der Elbe mit einem Hafen, nach Copenhagen die größte dänische Stadt. D) Die Grafschaft Ranzau im N. von Pinneburg, und im S. der Stör, an beiden Seiten der Aue, mit einem eigenen Oberappellationsgericht, das zu Glückstadt von einigen Mitgliedern der Regierung gehalten wird, und einem Administrator, der zugleich Intendant der Herrschaft Herzhorn ist. Die Regierung des Landes ist in den Händen des dänischen Königs; zum Behufe der besondern Justizverwaltung ist das Land, mit Aus-

nahme der adlichen Distrikte in 18 Aemter oder Landschaften eingetheilt: Ahrensbork, Bordesholm, Cismar, Cronshagen, Kiel, Neumünster, Plön, Reinbeck, Reinfeld, Rendsburg, Rethwisch, Segeberg, Steinburg, Traventhal, Tremsbüttel, Trittau, Pinneburg (mit dem Titel Herrschaft) Ranzau (Grafschaft genannt), Herzhorn (Herrschaft), Süderdithmarsen (Landschaft), Norderdithmarsen (Landschaft). Nach der verschiedenen Größe dieser Aemter hat entweder jedes einzelne Amt einen obersten Gerichtsverwalter oder Amtmann, oder mehrere sind zu einer Gerichtsbarkeit vereinigt. Die herrschende Religion ist die lutherisch-evangelische; jedoch werden auch andere Religionsparteien geduldet. Die kirchlichen Angelegenheiten werden geleitet durch das Consistorium zu Glückstadt, unter welchem 10 Probsteien stehen, von denen jede einzelne ein von den Predigern der Probstei unter dem Vorsitze des Probstes gebildetes Consistorium oder geistliches Gericht hat. — Von Holstein ältester Geschichte wissen wie sehr wenig. Carl der Große bestand hier seine letzten schweren Kämpfe mit den Sachsen, bis er 10.000 sächsische, besonders aufrührerische Familien jenseits des Rheines nach Flandern, Brabant und Holland versetzte. Unter den großen sächsischen Herzogen war anfangs Dithmarsen eine freie Republik und Wagrien eine wendische Provinz. Graf Adolph II., vom Stamme der Schauenburger, dessen Vater von Kaiser Lothar mit dem von diesem zur Grafschaft gemachten Holstein belehnt worden war, eroberte Wagrien, und bevölkerte es mit Niederländern. Auf den Landtagen stimmten aus Herkommen, das allmählig als Pflicht verschwand, die beiden großen Hansestädte, und an der Spitze von Ritterschaft und Städten beider Lande Schleswig und Holstein standen die Bischöfe von Lübeck und Schleswig, von denen ersterer reichsunmittelbar, und was noch sonderbarer war, zugleich für Kaiser und Reich die Belehnung dem Grafen von Holstein ertheilte. In solchen Verhältnissen erlosch 1459 der direkte Stamm der Schauenburger Linie; doch besaß eine zweite Linie nicht bloß Schauenburg, sondern auch das Gebiet von Pinneburg und Ranzau (die vormalige Grafschaft Holstein). Diese hatte männliche lebende Erben, aber dennoch wählten die Bischöfe, Aebte, Ritter und Städte in Holstein den schon früher von den Reichsständen in Dänemark erkornen König Christian I. zum Herzog von Schleswig und Grafen von Holstein, mit Vorbehalt der Wahl der Stände unter den Söhnen des Erwählten. Aber schon dieser Monarch erlangte von Kaiser Friedrich V. (1474) Holsteins Erhebung zum Herzogthum, und die Einverleibung des damals noch freien Dithmarsen, das aber auch noch lange unter 48 Oligarchen seine sächsische Verfassung bewahrte und keine Ritter unter sich duldete. König Christian IV. und Herzog Adolph begründeten die Abtheilung in die beiden holsteinischen Hauptlinien: der königlichen, von welcher die Nebenlinie, Holstein-Sonderburg-Augustenburg und Holstein-Beck, so wie die erloschene Glücksburg und Plön abstammten; und der herzoglichen Holstein-Gottorpischen, von welcher die jetzigen Fürstenhäuser von Rußland und Schweden, und das herzogliche Haus Oldenburg abstammen; die Mißhelligkeiten zwischen Dänemark und der gottorpischen Linie wurden im Jahre 1773 dadurch beendigt, daß Christian VII. für die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst die Entsagung der Gottorper auf Holstein erlangte. Später wurden diese beiden Grafschaften zum Herzogthum Holstein-Oldenburg erhoben, in dessen Besitz der Kaiser Paul I. die jüngere gottorpische Linie setzte. Im Jahre 1804 wurde in Holstein die Leibeigenschaft aufgehoben. Als im Jahre 1806 durch Errichtung des Rheinbundes das deutsche Reich aufgelöst wurde, ward das ganze Herzogthum Holstein dem Königreich Dänemark einverleibt, und vom König die ständische Verfassung aufgehoben. Im Jahre 1813 ergriff der König von

Dänemark Napoleons Partei, und auch Holstein wurde von den Verwüstungen des Krieges heimgesucht. Die verbündeten schwedischen und russischen Truppen drängten die unter Davoust vereinigte dänische Macht zurück, und besetzten nach der Einnahme der Festungen Friederichsort und Glückstadt das ganze Herzogthum. Bald darauf wurde Dänemark zum Kieler Frieden gezwungen. 1815 trat der König von Dänemark wegen Holstein dem deutschen Bunde bei, und erhielt für dasselbe eine Stimme, mit welcher später die wegen Lauenburg vereinigt wurde, und im Plenum drei Stimmen. Holstein trat dadurch wieder in sein altes Verhältniß mit Deutschland, und sollte auch eine ständische Verfassung der Bundesakte gemäß erhalten.

Hölty (Ludwig Heinrich Christoph), dieser berühmte lyrische Dichter, der Sohn eines Predigers zu Marienſee im Hannöverschen, war daselbst 1748 geboren. In früher Jugend zeigte sich Hölty munter und wißbegierig, liebreich und gefällig. Durch die Blattern, die ihn in seinem neunten Jahre befielen, verlor er viel von seiner vorherigen Munterkeit, aber nichts von seiner Wißbegierde und seinem Fleiße, durch den er sogar seine Gesundheit in Gefahr brachte. Sein reges Gefühl für jeden Reiz der Natur, für die Stille des Landlebens erhielten ihn heiter, sanft und gefällig, und durch seinen anhaltenden Fleiß weder mürrisch noch stolz gemacht, war er stets die Freude seiner Familie. Schon früh zeigte sich sein Hang zum Schauerlichen und Einsamen. Außer den Schulstunden ging er in ein düstres Gebüsch, und oft und zu jeder Tageszeit besuchte er ohne Furcht den Kirchhof und ähnliche Oerter, verkleidete sich als Gespenst, und wankte ohne erschrecken zu wollen, des Abends einsam zwischen den Gräbern. Höltys Talent für die Dichtkunst zeigte sich sehr früh, und wenn er seine Gedichte nicht aufschreiben konnte, so kratzte er sie in eine Wand oder in einen Baum ein. 1765 schickte ihn sein Vater auf die öffentliche Schule nach Zelle, und zu Ostern 1769 nach Göttingen, wo er Theologie studiren sollte. Er benutzte die ihm zu seinem Aufenthalte daselbst bestimmte 3 Jahre gewissenhaft seiner künftigen Bestimmung gemäß, beschäftigte sich dabei aber auch mit der Literatur der Alten und Neuen und mit der Poesie. 1772 lernten ihn in Göttingen Miller, Bürger, Voß, Boje, die beiden Stolbergs, Cramer, Leisewitz (s. d. Art.) ꝛc. kennen, die seine Kenntnisse schätzten und sein Dichtertalent noch mehr weckten und nährten. Hölty, den Freundschaft und Liebe an Göttingen banden, bat seinen Vater, ihn noch in Göttingen zu lassen; und dieser bewilligte ihm noch ein halbes Jahr. Allein diese Zeit war ihm zu kurz; er verschaffte sich ein Stipendium, einen Freitisch und eine Stelle im philologischen Seminarium, und meldete seinem Vater, er werde sich das Uebrige durch Unterricht verdienen. Auch übersetzte er in dieser Zeit Mehreres aus dem Englischen, er machte den Auszug aus dem Kenner, dann folgten Hurds Dialogen und der erste Theil von Shaftesburys Charakteristiken. Michaelis 1774 begleitete er seinen Freund Miller auf einer Reise nach Leipzig. Im Spätherbst dieses Jahres begann seine Gesundheit schon zu wanken; durch den Tod seines Vaters wurde sie noch mehr erschüttert. Wenige Wochen nach seines Vaters Tode ging er von Göttingen nach Marienſee, wo er seine Kur unter Zimmermanns Anleitung fortsetzte. Auch jetzt konnte er sich von den Wissenschaften noch nicht trennen und beförderte durch seinen fortgesetzten Fleiß gewiß um vieles den Untergang des Körpers. 1775 ging er nach Hannover, um dort unter Zimmermanns Aufsicht eine kleine Nachkur zu gebrauchen. Seine Hoffnung stieg und sank; aber er blieb heiter und scherzte über sich selbst. Endlich unterlag sein Körper unter dem Aufstreben seines thätigen Geistes. Er starb zu Hannover den 1. Sept. 1776. Er war, sagte Voß, ein Jüngling, dessen Geist unter der Last eines siechen Körpers so aufstrebte, daß er in jeder gewählten Gattung der Poesie unter den ersten

Dichtern glänzt, der mit jedem neuen Versuche zur Vollkommenheit stieg, und selbst sein Vollkommenstes nur als Vorübung zu Werken des Mannes betrachtete. Er stellte nicht mit kalter Ueberlegung Gedanken und Bilder zusammen, worüber man mit sich einig geworden ist, sie schön zu finden. Voll warmer, allumfassender Liebe blickte er in die Natur umher, und sang, was sein Herz empfand. Hölty ist der erste, gänzlich einfache, rein sentimentale Elegiker der Deutschen, und bis jetzt ist ihm noch Keiner darin gleich gekommen. Alle seine Gedichte scheinen gleichsam nur ein einziges auszumachen, in welchem der Gedanke hindurch geht: das Leben dringt feindlich auf die Jugend ein, um sie zu zerstören; diese Tröstungen nur bleiben: Liebe, Dichtkunst und der Tod. Daß man diesen Dichter weichlich genannt, ist ein Beweis, daß man ihn nicht verstanden hat; denn weichlich ist nur zerrissene, ins Leere strebende Schmerz, nicht der frommberuhigte unseres Hölty, dem selbst die harmonische Sprache zusagt. Die echte Ausgabe seiner Gedichte wurde durch Voß und Stolberg (1783) besorgt; zuletzt berichtigt und vermehrt durch Voß (1804), der dieselbe auch mit einer Lebensbeschreibung Höltys begleitete.

Holz ist diejenige Materie, aus welcher der Körper der Bäume und Sträuche besteht, und welcher mit der Rinde bedeckt ist. Seiner Entstehung und Masse nach ist das Holz ein verhärteter durch den Beitritt des Sauerstoffgas aus dem Wasser, und hauptsächlich aus der Luft erstarrter Pflanzenschleim. Die Erforschung seiner chemischen Beschaffenheit ist sehr schwer, da es nicht aufgelöst werden kann; aber durch Schwefelsäure, Salpeter und oxidirte Salzsäure nur zerstört wird. Bei der Destillation desselben, wobei es in einem verschlossenen Raume durch Erhitzung verkohlt wird, ergeben sich folgende Stoffe: Kohlenwasserstoffgas, eine essigartige Säure, ein brandiges Oel, und zuletzt als Rückstand und Hauptmasse die Kohle. Nach der Verschiedenheit der Ansichten, nach welchem man das Holz betrachtet, wird es verschieden eingetheilt; und zwar 1) nach dem Gebrauche, in Bau- oder Zimmer-, Bolen-, Sparr-, Latten-, Fuß-, oder Klapp-, Schiff-, Nutz-, Brenn-, Färbe- und Arzneiholz; 2) nach den Arten der Bäume und Sträuche, von welchen es kommt, in Birken-, Buchen-, Eichen-, Ellern-, Flichten-, Kiefern-, Nußbaumholz ꝛc. 3) nach den Ländern, aus welchen es kommt, in Brasilien-, Campeche-, japanisches, indianisches, moluckisches Holz u. s. w.; 4) nach der Natur und Eigenschaft desselben, a) in Bäume, d. h. diejenigen Arten Holz, die zu einer großen Höhe und Dicke erwachsen, und dabei fest und gesund zu bleiben pflegen; b) in ganze Stauden, die von geringerer Höhe, Dicke und Alter als die Bäume sind; c) halbe Stauden, die geringsten Arten von Stauden, die fast dem Kraute gleich kommen, und sich von diesem bloß dadurch unterschreiben, daß sie von der Wurzel an einige Fuß hoch einen Holzstängel treiben, den man durch das Abschälen der Rinde erkennt; d) in Laubholz, d. h. diejenigen Bäume und Sträuche, die eigentliches Laub oder Blätter und keinen ölicht-harzigen, sondern wässerigen Saft haben: e) Nadel- oder Tangelholz, worunter man die Bäume versteht, deren Stämme statt der ebenen und breiten oder eigentlichen Blätter runde spitzige Blätter oder grüne Ausschüsse, deren besondere Theile einer Nadel ähnlich sind, haben. Wir werden das Holz hier bloß in der ersten Absicht genauer betrachten, nämlich hinsichtlich des Gebrauches, den der Mensch für das Leben davon macht. Unter allen Stoffen, die der Mensch zu seinem Zwecke benutzt und bearbeitet, ist das Holz einen der wichtigsten, und seine technologische Benutzung von unendlichen Folgen für die Kultivirung der Menschenwelt geworden. In dieser Beziehung wird es hauptsächlich in Bauholz, Nutz- und Geschirr- oder Geräthholz, Brennholz, Färbeholz und Arzneihölzer unterschieden. 1) Holz, welches zur Aufrichtung eines

Gebäudes und zu groben Manufakturen erfordert wird, nennt man Bauholz, und weil es von den Zimmerleuten dazu verarbeitet wird, Zimmerholz. Dieses Bauholz wird wieder nach seiner besondern Anwendung unterschieden, in das eigentlich so genannte Zimmerholz, welches zu Schwellen, Blattstücken, Unterzügen, Säulen und Balken dient; und in Sparrholz, zu Ziegelsparren, Mittelsparren und Strohsparren, welches sowohl Sparren, als Bänder, Riegel und Aufschieblinge u. dergl. gibt. Dieses nennt man insgemein Baumstämme. Hiernächst hat man Schindelstämme, Block- und Brettstämme, oder Bolenholz, aus welchem Bolen, Pfosten, Dielen und Bretter geschnitten werden. Hierher ist auch das Schiffholz oder Schiffbauholz zu rechnen. 2) Holz, welches zu einem bessern Gebrauche, als zum Verbrennen, benutzt werden kann, welches zum Verarbeiten tauglich ist, wird Nutzholz genannt; in noch engerm Sinne pflegt man alles Holz, welches man zur Ausbesserung alter Ackerinstrumente und anderer zum Landbau gehörigen Werkzeuge nöthig hat, imgleichen alles dasjenige, woraus allerlei Geräthschaften, Geschirre und Hausrath von Drechslern, Böttchern, Tischlern, Müllern u. s. w. verfertigt wird, Nutzholz, Geräthholz, Geschirrholz oder Gewerkholz zu nennen. Dieses hat aber nach dem verschiedenen Nutzen auch wieder seine verschiedene Benennungen. So nennt man das für die Wagner Wagenschrot; dasjenigen, woraus die Böttcher Stäbe, Böden, Reife zu Tonnen und Fässern und dergleichen machen, Böttcherscheite, Reifstäbe, Faß-, Boden-, Dauben-, Klapp-, Stab-, Pfeifholz. Alles dieses Holz wird überhaupt wieder in Stamm- und Wurzelholz eingetheilt. Dasjenige, welches Flecken, krause und flammigte Adern, Züge oder Wolken von verschiedener Farbe hat, und nach der Verarbeitung und Politrung durch sein abwechselndes Wesen ein besonderes Ansehen erhält, z. B. die Wurzeln des Nußbaums, das Holz des Masholder- oder Ahornbaums, die Knorren des Birkenholzes u. s. w. wird maseriges Holz oder Fladerholz genannt. 3) Holz, welches zu weiter nichts, als zum Verbrennen zu Kohlen und Asche tauglich, oder zum Verbrennen in den Ofen bestimmt ist, wird Brennholz, Brand- oder Feuerholz genannt. Das Brennholz wird wiederum verschieden eingetheilt: a) in Klobenholz, welches in Kloben d. h. in großen, runden und zersägten Klötzen aufgesetzt und verkauft wird; b) Klafterholz, welches in gespaltenen kleinen Scheitern in Haufen aufgesetzt und nach Klaftern, Faden, oder einem andern Maße gemessen und verkauft wird, von welchem das Schockholz nur darin unterschieden ist, daß es aus schwächern Scheitern, die aus den Aesten der gefällten Bäume gemacht sind, besteht und nach Schocken verkauft wird; wiewohl man auch das in Reisbündel gebundene Reisholz schockweise verkauft und also nennt. c) Reisholz, Reisig, Wellen- oder Bundholz, welches von Schlag- oder Unterholz gehacket und aufgesetzt wird, oder aus abgefallenen dünnen schwanken Zweigen besteht, und in sofern es mit Weiden in kurzen Bündlein zusammengebunden wird, Wasenholz (von Wase, ein Reisbund), und in sofern es den Holzhackern und andern armen Leuten aufzulesen erlaubt wird, auch den Namen Raff- oder Leseholz hat. 4) Färbeholz; so heißt jedes Holz, welches zur Färberei gebraucht wird. In engerer Bedeutung werden das Campeche-, Brasilien- und Fernambuckholz, besonders aber das erste, mit diesem Namen belegt. 5) Arzneihölzer werden diejenigen genannt, die besonders in den Apotheken gehalten werden, und zum medizinischen Gebrauche dienen, als: Gumjak-, Santal-, Aloe-, Kampfer-, Kulilaban-, Simaruba-, Nephritikum-, Kolombak-, Schlangen- und anderes Holz. Was die künstlichen Behandlungen des Holzes betrifft, so gehört zuvörderst dahin das Anstreichen und Farben des Holzes, sowohl zur Dauer als auch zur Zierde, das Wachsmalen

auf Holz, das Beizen der Gewehrschäfte u. s. w. Auch gehört dahin die eingelegte Holzarbeit, oder wie die Tischler es nennen, furnirte Arbeit. Man versteht darunter die symmetrische Stellung und Anlegung einiger dünnen Blätter von schönem Holz verschiedener Farben, die auf einen Grund von gemeinem Holze aufgesetzt und angeleimt werden. Daher gehört auch diese Arbeit zur Musiv- oder mosaischen Malerei. Man unterscheidet zweierlei Arten dieser Arbeit von einander. Die eine besteht darin, daß man nur Zierrathen von einer einzigen Holzart, oder von zwei oder dreierlei Farben macht. Die zweite erfordert schon mehr Kunst, weil sie Blumen, Vögel und andere Figuren in Farben vorstellt, welche durch die geschickte Austheilung der verschieden gefärbten Holzblättchen entstehen. Die erste Art wird eigentlich furnirt, die letztere aber bunte eingelegte Arbeit genannt. Zu dem Grunde, auf welchen man die Holzblättchen leimt, nimmt man gewöhnlich Eichen- oder Tannenholz. Die Hölzer, deren man sich zu der eingelegten Arbeit bedient, sind vorzüglich das Cedernholz, Eben-, Nußbaum-, Rosen-, Mahagony- und das von der amerikanischen Insel dieses Namens sogenannte Lucienholz. Einigen läßt man ihre natürliche Farbe, andere aber färbt man in verschiedenen Holzfarben; noch andere werden auf mancherlei Weise schwarz oder dunkel gemacht, indem man sie theils in sehr heißen Sand legt, theils in Kalkwasser, worin Sublimat aufgelöst worden, oder in Vitriolöl eintaucht. Die übrigen Farben werden dem Holze auf die Weise, wie dem Elfenbein oder Horn mitgetheilt. Ueberhaupt kann man hiezu alle die Farben, welche in der Färberei gebraucht werden, nehmen und sich ihrer auf eben die Art bedienen, nur daß man Gummi und Weingeist darunter zu mischen nicht vergesse. Zu den künstlichen Bearbeitungen des Holzes ist ferner auch das Vergolden desselben zu rechnen, so wie das Figurenschneiden in Holz, worüber man den Artikel Formschneidekunst nachsehe.

Holzanbau. In ganz unbewohnten oder doch nur schwach bevölkerten Ländern, welche größtentheils mit dicken Wäldern bewachsen sind, bringt die Natur von sich selbst überflüssiges Holz hervor, wenn sie nur nicht daran gehindert wird. Wo aber dieses nicht statt findet, da ist der Holzanbau ein sehr nöthiges Stück der Wirthschaft. Zum Holzanbau muß man immer die Orte zuerst wählen, wo der Holzanwuchs am gewissesten, am leichtesten und mit den wenigsten Kosten zu bewerkstelligen, wo das Holz am nöthigsten ist, und am bequemsten gebraucht oder am höchsten ausgebracht werden kann. Ehe man einen Ort zu besäen oder auf andere Weise mit Holz in Bestand zu setzen anfängt, ist wohl Acht zu haben auf dessen Klima, Lage und Boden und sorgsam zu untersuchen, welche Holzart in ihm am besten fortkommen werde. In Ansehung des Klima's eines Ortes, worin der Holzanbau bewerkstelligt werden soll, muß man genau unterscheiden, ob es warm, gemäßigt oder kalt ist. Eben so wichtig zum Wachsthum und Gedeihen der verschiedenen Holzarten ist die Lage eines Ortes; denn auf den höchsten Ebenen oder Gipfeln der Berge, die gemeiniglich sehr trocken sind, wird kein Holz gedeihen, daß die Dürre nicht vertragen kann, und in den niedrigen Theilen, die feucht und sumpfig sind, geräth nur das, was nassen Boden verträgt. Da das Holz den Hauptnahrungsstoff aus dem Boden zieht, so hat dieser einen gleich großen Einfluß auf das Wachsen und Gedeihen des Holzes, wie das Klima und die Lage. Allein nichts ist schwerer, als seine Beschaffenheit genau zu untersuchen; denn es können gewisse den Gewächsen schädliche Materien so unkenntlich in dem Boden versteckt seyn, daß die scharfsichtigsten Kenner dieselben auch durch chemische Versuche kaum zu entdecken vermögen. Unmöglich aber ist ohne genaue Kenntniß des Bodens die Wahl des rechten Standortes für die verschiedenen Holzarten, von welchen das Gedeihen des

Holzanbaus hauptsächlich abhängt, indem derselbe Boden für eine Holzart vortrefflich, für die andere aber ganz untauglich seyn kann. So verlangt z. B. das Laubholz mit seinen verschiedenen Arten einen ganz andern Boden, als das sogenannte Tangelholz. Hieraus erhellt, wie höchst nothwendig es sey, sowohl die innere Beschaffenheit eines Ortes, als die äußerlichen Umstände auf das genaueste zu untersuchen, ehe man unternimmt, einen Ort mit Holz in Bestand zu setzen. Was der Holzbau selbst betrifft, so geschieht dieser auf dreierlei Art: 1) durch Besäen mit Holzsamen, 2) durch Pflanzung junger Stämme, 3) durch Schnittlinge und Ableger. Die erste Art ist unstreitig für wilde Bäume die vorzüglichste. Das Verpflanzen junger Stämme ist bloß in gutem und mildem Boden anzubringen. Das Legen der Schnittlinge ist sehr mühsam, auch nur bei wenigen Vorfällen in den Försten, und überdies nicht bei allen Holzarten anwendbar. Was die Zubereitung des Bodens, auf welchem Holz gezogen werden soll, betrifft, so muß derselbe vorerst urbar gemacht und umgehackt werden, damit der Same nicht durch Laub, gar zu hohes Moos, und durch die Festigkeit des Bodens verhindert werde, seine Wurzel gehörig in die Erde zu treiben, und die erforderliche Nahrungssäfte zu seinem Wachsthum aus derselben zu ziehen. Diese Zubereitung des Bodens geschieht am besten einige Monate vor dem Besäen, weil eine ausgewitterte Erde den Samen leichter annimmt, als wenn er unmittelbar nach dem Umhacken, Graben oder Pflügen der Samen hineingestreut wird. Ein allzutrockner Boden muß gewässert, und ein zu nasser durch Ableitung der Gewässer vermittelst der Gräben getrocknet werden. Beim Versetzen junger Stämme wird die Zubereitung des Bodens ein halbes und bisweilen ein ganzes Jahr vorher unternommen, und ist der Boden schlecht d. h. steinig, lettig, schwer, so muß man ihn durch gute Erde so viel als möglich zu verbessern suchen. Ausführlich verbreitet sich über diesen Gegenstand: G. L. Hartigs Anweisung zur Holzzucht für Förster, 4te Auflage. 1804. 8.

Holzbrand oder Feuerschaden in Wäldern, auch Waldbrand genannt. Durch das Feuer werden oft ganze Waldungen, besonders Tannen und Fichten, mit Einem Mal zu Grunde gerichtet. Es ist wohl das größte Unglück, welches einer Waldung widerfahren kann, weil dadurch nicht allein das sämmtliche Holz verloren geht, sondern auch der Boden dermaßen verderbt wird, daß er in vielen Jahren nicht mit Holz in Bestand zu bringen ist. Es kann das Feuer entweder durch Nachlässigkeit, Verwahrlosung oder Bosheit der Menschen entstehen: wenn mit dem Feueranmachen in den Wäldern, Tabakrauchen u. s. w. unvorsichtig umgegangen wird; wenn die Köhler bei Wind und trocknen Zeiten Feuer aus dem Meiler kommen lassen, die Kohlstätte nicht weit genug von der Hecke rein halten, und durch Wegwerfung der Brände das dürre Reisig entzünden; wenn Kohlenfuhrleute in die Kohlen Feuer bekommen, aus dem Wege werfen und nicht auslöschen u. s. w. Auch hat man behauptet, daß das Feuer von selbst von dem schwefeligen und salpetrischen Boden, welcher im Sommer durch die Sonnenhitze entzündet wird, entstehen kann; allein diese Behauptung bedarf noch des Beweises. Allerdings kann aber ein Wald durch den Blitz entzündet werden. Die Landespolizei muß bei solchen Unglücksfällen, dessen Entstehung nicht gänzlich abgewendet werden kann, sich nur damit beschäftigen, daß sie solche Hülfs- und Rettungsmittel vorzukehren sucht, wodurch der größern Verbreitung des Uebels gesteuert werden möge.

Holzconsumtion oder Holzverbrauch ist ein sehr wichtiger Gegenstand für die Forstwirthschaft, da der nachhaltige Bestand der Wälder darauf beruht. Beim Holzverbrauch kommt nicht bloß das Brennholz, son-

dern auch das Nutz- und Bauholz in Betracht; daher dem Forstwirth die Kenntnisse der verschiedenen Holzarten, welche Eigenschaften sie haben und zu welchem Zwecke sie am dienlichsten sind, unumgänglich nothwendig ist, damit er zu jedem Bedürfniß die zweckmäßigste und beste Holzart anweisen könne. Die stärkste Consumtion des Holzes geschieht in allerlei Arten von Studenöfen und auf den Heerden, so wie auch nirgend mehr Holz verschwendet wird, als bei dieser täglichen Feurung. Ferner verzehrten die Fabriken, Manufakturen, Bergbau und verschiedene Schmelzöfen und Siedewerke eine beträchtliche Menge Holz; dann auch verschiedene Gewerbe und Handwerke, z. B. die der Bierbrauer, Branntweinbrenner, Ziegelbrenner, Töpfer, Lohgärber, Böttcher u. s. w. Zur Verminderung des Holzverbrauchs und zur Verhütung des Holzmangels hat man die wirthschaftliche Holzsparkunst (s. d. Art.) erfunden.

Hölzerne Uhren werden insbesondere auf dem Schwarzwalde verfertigt und selbst ihre große Wohlfeilheit hat den dasigen Künstlern das erlangte Monopol ihrer Uhren nicht ganz erhalten können; aber immer mehr verbreiten sie sich in Norddeutschland als unentbehrlich in größeren und kleineren Landwirthschaften, da ihre Güte in eben dem Maße steigt, als die metallenen Uhren durch ihre Wohlfeilheit schlechter werden, weil jene dauerhaft sind, und gemeiniglich von den verkaufenden Hausirern jährlich gegen geringe Belohnung gereinigt und im Nothfalle reparirt werden. Auch kann nicht fehlen, daß sie jenseit des Meeres Beifall erhalten müßten, wenn die Schwarzwälder sich einmal selbst dahin begeben und ihre Fabrikardeit dort selbst repariren. Die Hauptniederlage hat Neustadt in der badenschen Standesherrschaft Fürstenberg.

Holzflösse, s. Flösse.

Holzhandel. Unter Holzhandel versteht man besonders den Handel mit Bau- und Tischler- oder mit Brennholz. Beim Holzverkauf muß das Forstdirektorium allemal zuerst auf das Bedürfniß des Landes sein Augenmerk richten, damit die Manufakturen und Fabriken sowohl, als auch die Bürger und Handwerker, des nöthigen Holzes zu ihrer Nahrung und Haushaltung nicht ermangeln, und der allgemeine Nahrungsstand nicht durch einen Holzmangel in Stocken gerathe. Hat das Land aber wirklich Ueberfluß an Holz, so kann man ohne Bedenken zum auswärtigen Holzhandel schreiten; jedoch darf man sich durch die augenblickliche Vermehrung der Einkünfte nicht verleiten lassen, die Forsten zu verwüsten, und auf diese Weise bald einen allgemeinen Holzmangel herbeizuführen. Einen starken Holzhandel treiben Rußland, Schweden, Preußen, Polen, Litthauen, Kurland, besonders die Stadt Libau, wie auch die an der Ostsee liegenden Länder Deutschlands. Imgleichen wird sehr vieles Holz jährlich auf dem Rhein, der Elbe und Weser aus Deutschland fortgeschifft. Besonders aber wird von den Holländern ein starker Holzhandel getrieben, die das Holz aus Rußland, Norwegen, Niederdeutschland und allen an der Ostsee gränzenden Provinzen holen. Denn außerdem, daß das Seewesen nicht wenig erfordert, wird es auch zu Gebäuden, Häusern, Teichen, Pfählen und Fortifikationen konsumirt; imgleichen in Menge zu Tonnen, Pipen, Fässern und anderm Holzgeräthe verschnitten, worauf sie es für große Summen sowohl an die Franzosen als Italiener und Spanier verkaufen. Aus Schweden und Finnland kommt das meiste und beste Holz zum Schiffbau, besonders Masten, Knie-, Krumm-, und Zwangholz, eichne Balken, und allerlei Arten Bretter. Vor allen ist der russische Holzhandel berühmt; die Stadt Narva allein schon hat jährlich über 200.000 Balken ausgeschifft, ohne die Sparren und Dielen. Auch ist der Holzhandel, der in Hamburg getrieben wird, sehr wichtig. Mit Vortheil und im Großen wird der Holzhandel nur auf dem Wasser vermittelst der Flösse und Schiffe getrieben; der Transport zu Lande ist sehr beschwerlich und theuer.

Holzsäure (acidum phyrolignosum, acide pyroligneux). Sie wurde erst in der neuern Zeit bekannt; und vorzüglich waren es englische Chemiker, welche ihre Wissenschaft mit der Kenntniß dieser Säure bereicherten, und sie in vielen Zweigen der technischen Künste vortheilhaft anzuwenden lehrten. Sie wird aus der Destillation des Holzes gewonnen, bei der Verkohlung des Holzes; in einem hiezu besonders eingerichteten Ofen setzt sich die Holzsäure, die sonst in den Meilern verloren ging, in diesen an. Ihre Reinigung im Großen erfordert viele Mühe; Stolze in Halle hat sich durch seine bessere Anleitung zur chemischen Läuterung der Holzsäure ein ehrenvolles Verdienst erworben. Bei ihrer ersten Bildung hat sie die Farbe des neuen weißen Weines, einen scharfsauren, etwas zusammenziehenden Geschmack, und einen brenzlichen Geruch. Wenn sie 8—10 Tage gestanden hat, bilden sie einen Bodensatz, der aus einem schwärzlichen Theer besteht, und die Säure klärt sich auf. Bei einer wiederholten Destillation scheidet sich noch mehr der vorhandene Theer aus; doch ist es unmöglich, sie gänzlich von dem flüchtigen Oele zu befreien, daß ihr den brenzlichen Geruch ertheilt. Die brenzliche Holzsäure liefert uns die besten fäulnißwidrigen Mittel; deswegen sie besonders in der Chirurgie in der letzten Zeit häufig ihre Anwendung gefunden hat. Sie setzt der fortschreitenden Putrifaktion in den Geschwüren Gränzen, und hebt sie oft glücklich; auf das lebende Fleisch des Körpers übt sie dieselbe Wirkung aus; welche die Holzräucherung auf das todte hat. Nach Stolze bedarf es nur eine Minute lang des Eintauchens des Fleisches in die Säure, um die Wirkung hervorzubringen; durch ein längeres Verweilen in derselben werden hingegen die Fleischfasern aufgelöst. In England hat man mit der Behandlung des Fleisches durch die Holzsäure weitläuftige Versuche gemacht, wodurch erwiesen wurde, daß das Fleisch, welches schnell durch die Säure gezogen wurde, sich eben so gut erhalte, als das geräucherte, und das Klima und sonstige Luft- und Wärme-Veränderungen auf das Erstere keinen bedeutenderen Einfluß, als auf das Letztere habe. Wichtig wurde die Entdeckung der Holzsäure und ihrer Eigenschaften für die Verproviantirung der Schiffe; durch sie wurden die Nachtheile, die bisher aus dem Genusse des geräucherten Fleisches für die Mannschaft entstanden, verhütet. Leichname, die wiederholt mit der Säure behandelt werden, verwandeln sich in Mumien. Statt des essigsauren Bleies dient die Säure den Kattundruckern zur Bereitung des Eisens; doch darf sie nur bei den dunkeln Farben in Anwendung kommen; hingegen ihres Oel- und Weingeistgehaltes wegen ist sie für hellere Farben nicht tauglich.

Holzschneidekunst, s. Formschneidekunst.

Holzsparkunst ist die Kunst, das zu allerlei Bedürfnissen, besonders das zur Feuerung nöthige Holz zu sparen, und besteht in letzterer Hinsicht eigentlich darin, den Wärmestoff aus den brennbaren Materialien auf die zweckmäßigste und vortheilhafteste Weise zu entbinden, zu entwickeln oder heraus zu ziehen, und ihre Entweichung so viel als möglich zu verhüten. Zu diesem Zwecke muß das Holz völlig getrocknet, und nach Verhältniß des Feurungsraums gehörig klein gesägt und gespaltet werden. Ferner muß das Holz so wie jedes andere Feurungsmittel, durch den Zutritt der atmosphärischen Luft, oder richtiger, durch den zur Unterhaltung des Feuers tauglichen Theil der atmosphärischen Luft, welche die bei einem Feuer bemerkbare Wärme und Hitze aus sich hergibt, auf die schnellste und vollkommenste Weise verbrannt werden. Das schnelle und vollkommene Verbrennen kann nur durch eine zweckmäßige Erbauung der Kamine, Oefen, Herde, Bier- und Branntweinbrennereien erreicht werden.

Holzwaaren, hölzerne Waaren-Geräthe oder Spielsachen, die größtentheils allein nur von Holz verfertigt sind; sie kommen von holzreichen Gegenden. Es gehören dazu die nützlichen Wirthschaftsgeräthe, Schaufeln, Mulden, Backtröge, Näpfe, Schüsseln, Teller, Löffel, und ferner Berchtolsgadener, Sonnenberger und Nürnberger Waaren, welche in allerlei Schachteln und Kinderspielsachen bestehen, die in der dortigen Gegend von Armen, besonders aber von Bauern verfertigt, und von Nürnberg in andere Länder, sogar bis nach Ost- und Westindien versendet werden.

Homann (Joh. Bapt.), Gründer des nach seinem Namen benannten Landkartenverlags, ward in Schwaben in dem mindelheimischen Dorfe Kamlach 1663 geboren. Er sollte Dominikaner werden, verließ aber das Kloster bald, trat zu Nürnberg zur evangelischen Kirche über, und wurde 1687 Notar. Seine Neigung trieb ihn aber besonders zum Kupfer- und Schriftstechen. Nach manchen Vorarbeiten richtete er zu Nürnberg eine Landkartenoffizin ein, und zeichnete und stach eine Menge Karten, die allgemeinen Beifall fanden, und seine Anstalt bald in großen Flor brachten. Vorzüglich gemeinnützig war sein Methodischer Atlas für die Jugend in 18 Karten. Auch lieferte er kleine Globen, Armillar-Sphären und mehrere andere mechanische Kunstwerke. Die unermüdete Thätigkeit dieses Mannes blieb nicht unbelohnt. Die königl. Akademie zu Berlin nahm ihn 1715 zu ihrem Mitgliede auf, Kaiser Karl VI. ernannte ihn zu seinem Geographen, und beschenkte ihn mit einer goldenen Ehrenkette; Peter der Große erwählte ihn 1722 zum Agenten, und ertheilte ihm mehrere Ehrenbezeugungen. Er starb 1724.

Home (Henry), Lord Kaimes, gehört in die Klasse der wenigen Menschen, die mit einer großen Kenntniß der Gesetze alle Vortheile verbanden, welche das Studium der Literatur gewähren kann. Er stammte aus demselben schottischen Geschlechte, woraus David Hume (s. d. Art.) hervorging, dem er zwar an philosophischem Geiste und Scharfsinne nachstand, doch ihn durch einen feinen Geschmack und lebhaftes Gefühl für Schönheit übertraf. Als Rechtsgelehrter verwaltete er seine Aemter so ruhmvoll, daß ihn der König zum Richter über Schottland erhob, und ihm den Lordtitel Kaimes ertheilte. Sein erstes Werk, Versuche über verschiedene Gegenstände des brittischen Alterthums, erschien 1746. Der Zweck des Verfassers in dieser Schrift war, seine Mitbürger zum Geiste des Friedens, welchen politische Streitigkeiten verscheucht hatten, zurückzuführen. Diesem folgten seine Versuche über die Grundsätze der Moral und der natürlichen Religion 1751, die mit großem Beifalle aufgenommen wurden. 1759 gab er ein anderes Werk, das geschichtliche Recht, und 1760 die Grundsätze der Billigkeit heraus. In beiden Werken versucht der Schriftsteller, die Prinzipien der Politik und Philosophie mit der Rechtsgelehrtheit in Verbindung zu bringen. 3 Jahre nachher erschienen seine Grundsätze der Kritik, die Meinhard 1765 ins Deutsche übersetzte. 1781 gab er seine Gedanken über die Erziehung, vorzugsweise in Bezug auf die Bildung des Herzens heraus, und schloß seine literarische Laufbahn mit einer Geschichte des Menschen, die er bescheiden einen Entwurf nannte. Es ist allerdings nur eine Sammlung allgemein bekannter Wahrheiten; doch auch unter diesem Gesichtspunkte verdient das Werk vieles Lob: es ist belehrend und unterhaltend, und der Aufmerksamkeit des Gesetzgebers, Politikers und Moralisten werth. Er starb 1782.

Homeros, der Vater der Dichtkunst und der berühmteste aller alten Dichter. Er lebte vermuthlich (denn mit Gewißheit weiß man nichts von ihm) um das Jahr d. W. 3030, zwischen 1000 und 900 vor Christo Geb. und fast 300 Jahr nach Troja's Einnahme. Von seinen Lebensumständen

haben wir gar nichts Zuverläſſiges. Denn die Nachrichten, die man dem Herodot und Plutarch zuſchreibt, ſind gewiß nicht von dieſen Männern, ſondern vielleicht erſt im 3. oder 4. Jahrh. nach Chr. Geb. erdichtet und unter ihren Namen herausgegeben worden. Auch das, was andere Alte davon gemeldet haben, iſt widerſprechend und fabelhaft. Ueber ſein Vaterland ſtritt man ſchon im Alterthum. Cicero führt in ſeiner Rede für den Dichter Archias 7 Städte an, die ſich die Ehre, Homers Geburtsort zu ſeyn, zueignen wollten. Die wichtigſten Stimmen ſind für Jonien, und am meiſten vereinigen ſich die Traditionen für ſeinen Geburtsort in Chios und Smyrna. Für Smyrna ſpricht vorzüglich die uralte Benennung Meleſigenes, d. i. Anwohner des Fluſſes Meles, und dieſer floß bei Smyrna. Doch verliert dieſer Beweis von ſeiner Kraft, wenn man ſich den Homer als einen herumreiſenden Barden denkt, und die größte Wahrſcheinlichkeit iſt unſtreitig für Chios, da der ältere Simonides, Pindar und Thukydides ihn ausdrücklich den Mann von Chios nennen, und die Familie der Homeriden auf dieſer Inſel lebte. Eben ſo ungewiß iſt die Nachricht von den Eltern Homers. Seinen Vater kann man nicht mit Gewißheit Mäon nennen; den Mäonides oder Vates Mäonius bezeichnet einen Jonier, vorzüglich aus der Gegend von Smyrna. Noch unwahrſcheinlicher iſt die Legende von ſeiner Blindheit; denn ihr wird von ſeinen ſo ſchönen Naturſchilderungen laut widerſprochen; höchſtens könnte er es daher in ſeinem Alter geworden ſeyn. Uebertrieben ſind unſtreitig auch die Nachrichten von ſeinen weiten Reiſen. Er kann vielleicht als reiſender Barde den größten Theil von Griechenland geſehen haben; allein übertrieben iſt es, wenn ihn Einige nach Aegypten und Phönizien ſchicken; denn da die Jonier eine handelnde Nation waren, ſo konnte er Nachrichten von daher leicht vom Hörenſagen haben. Ueberdies ſcheint es noch nicht ausgemacht, daß die Ilias und Odyſſee von ihm allein ſind, und wenn dies nicht iſt, ſo kommen ſeine Reiſe noch mehr ins Gedränge. Eine bloße Sage iſt es ferner, daß Homer arm geweſen, und ſein Brot durch Abſingung ſeiner Gedichte habe erwerben müſſen; daß er zu Chios eine Dichterſchule errichtet, und dadurch ſich vielen Reichthum erworben habe, u. dgl. m. Groß, ja faſt göttlich, war die Verehrung, mit welcher die Griechen ſeit Lykurg und Solon den ioniſchen Sänger liebten, und dieſe Verehrung verführte ſie, in ſeinen Geſängen die tiefſten Kenntniſſe der Phyſik, der Sittenlehre, der Politik u. ſ. w., im poetiſchen Schmuck der Bilder und in Allegorien eingehüllt, zu ſuchen und zu finden. Allein wenn man nur einigermaßen mit dem Geiſte der Zeit und des Volks, wo Homer lebte bekannt iſt, ſo fällt dieſe Behauptung von ſelbſt weg. Er war ein Mann von hellem Kopf und regem Beobachtungsgeiſt, von lebhafter, feuriger Phantaſie, geleitet von einem richtigen, für jeden Eindruck des Schönen und Guten empfänglichen Gefühle. Die Natur ſtudirte er mit eignen Sinnen und in einem Lande, wo er ſie in ihrer größten Schönheit ſah, und ob er gleich mit ſeinem Blick nicht in ihr Inneres drang, ſo faßte er doch ihre Formen und äußerlichen Erſcheinungen mit ſcharfem Blick auf, und ſtellte ſie mit bewundernswürdiger Genauigkeit und Wahrheit wieder dar. Auch beſaß er eine nicht gemeine Kenntniß des Menſchen, der Leidenſchaften, der Sitten der Völker ſeiner Zeit. In allen den Fällen alſo, wo der ſchlichte Menſchenverſtand urtheilen kann, ohne daß er von den Erfahrungen mehrerer Zeiten und Völker unterſtützt ſeyn darf, urtheilt Homer gründlich und wahr. Aber in ſeinen Urtheilen über den Werth der Dinge, über die Kräfte der Natur, über Religion, finden ſich allenthalben Spuren der Stufe der Kindheit, auf welcher ſeine Nation ſtand. Allein eben dies hat über ſeine Geſänge eine gewiſſe originelle Schönheit verbreitet, welche vielleicht auf immer unerreichbar iſt. Durch ſie herrſcht in ſeinen Geſinnungen und in ſeiner Sprache ungekünſtelte Größe.

treue Natur, Einfalt, Entfernung von allem frostigen Witz und allen Spielereien; Unschuld, ein gewisser Kindersinn, der sich in naiven Urtheilen und Empfindungen äußert, und sich über Gegenstände freuen kann, die uns gleichgültig sind; Freimüthigkeit und Geschwätzigkeit. Die beiden Hauptgedichte des Homer sind die Ilias und Odyssee, zwei kunstlose Epopöen, ohne eigentlichen festen Plan, ohne Einheit und Handlung des Helden; besonders die Ilias. Die Ilias nimmt ihren Hauptstoff aus dem Kriege vor Troja. Ueber die Haupthandlung und den Haupthelden hat man vielgestritten. Als Haupthelden sieht man fast allgemein den Achilles an; er sticht auch vor den übrigen hervor, und wird auch da erwähnt, wo er nicht bei der Schlacht ist: doch kommt er nicht so vor, wie es in einem Heldengedichte seyn müßte, das nach den Regeln der Kunst wäre. Er wird aber Haupthelden, auch wenn es Homer nicht darauf angelegt hätte, weil ihn der griechische Mythus von allen Helden vor Troja in das glänzendste Licht setzte. Er wird in den Liedern am meisten erwähnt, weil er ausgezeichnet in der Tradition erwähnt wird. Es ist jedoch etwas ganz anders, am meisten erwähnt werden, und eigentlicher Haupthelden eines kunstmäßigen Gedichtes zu seyn. — Ueber die Haupthandlung streitet man noch mehr. In Rücksicht auf das Vorige nahm man immer den Zorn des Achilles nach einem Zwist mit dem Agamemnon und seine Rache durch Zeus dafür an, welches auch der Anfang der Ilias zu bestätigen scheint. Allein Achilles ist bereits gerächt, und die Ilias geht immer noch fort. Nach der Tradition ist zwar das 24ste Buch nicht vom Homer; aber es findet sich dessen ungeachtet kein Punkt, wo man sagen könnte: hier schließt sich die Handlung. Die Odyssee erzählt die Rückkehr des Ulysses in sein Vaterland; die Handlung dauert 40 Tage. Dieses Gedicht ist unserm modernen Geschmacke angemessen; es ist ein treffliches Familiengemälde, die Charaktere sind sanfter gezeichnet; es erfordert weniger Verleugnung unsrer jetzigen Denkungsart und Sitten, als die Iliade. — Von den übrigen dem Homer beigelegten Schriften nachher. Jetzt noch etwas über die beiden wichtigen Fragen: 1) Kannte Homer schon die Schreibekunst? schrieb er seine Gedichte auf, oder nicht? 2) Rührt die ganze Iliade und Odyssee wirklich von einem einzigen Dichter her, der sich Homer nannte? Einige haben diese Fragen mit Ja, Andere mit Nein beantwortet. Zu den erstern gehört Professor de Marées, zu den letztern Professor Wolf. Wir lassen jenen zuerst reden. Unter der Voraussetzung, daß Homer wirklich einziger Verfasser der beiden großen Epopöen sey, behauptet Pr. de Marées, daß Homer seine Gedichte aufgeschrieben habe, aus folgenden Gründen: Diejenigen, welche verneinen, daß Homer die Schreibekunst gekannt habe, nehmen ihre Gründe vorzüglich daher, daß in beiden, doch so langen Gedichten sich schlechterdings keine Spur, keine Anspielung auf die Erfindung der Schreibekunst, oder wenigstens auf die Bekanntschaft mit derselben finde. Dagegen läßt sich aber erinnern: 1) die Wörter, welche sich auf die Schreibekunst beziehen, sind von der Art, daß ein Dichter sich ihrer selten eigentlich bedienen kann; ehe sie aber einen figürlichen Sinn erhalten, muß die Schreibekunst schon lange bekannt seyn. 2) Homer erzählt alle seine Begebenheiten so, als ob er selbst zugegen gewesen wäre, oder vielmehr, er erzählt sie den Musen genau nach. Nun setzte er aber seine Helden in einen Zeitalter, wo die Schreibekunst in Griechenland noch etwas ganz Unbekanntes war. Daher wollte er ihrer vielleicht mit Fleiß noch nicht gedenken. 3) Wenn Homer nicht geschrieben hat, so müssen seine Gedichte auswendig gelernt und so fortgepflanzt worden seyn. Wie dies aber bei der Länge desselben möglich gewesen sey, läßt sich schwerlich begreifen, wenn man nicht dem Gedächtniß der damaligen Menschen eine ungeheure Stärke beilegen will. Das scheint aber darum nicht der Fall gewesen zu seyn, weil bei ihrer einfachern Verfassung

und Lebensart sie wohl das, was sie wußten, bloß durchs Gedächtniß behalten mußten, aber auch lange nicht so viel zu wissen brauchten, wie wir. 4) Wie konnte Homer selbst so lange Gedichte behalten und sie Andern mittheilen? Wie war es möglich, daß er den bereits gemachten Theil seiner Gedichte nicht vergaß, wann er den andern verfertigt hatte? Er müßte in der That der einzige Sterbliche gewesen seyn, dessen Seele die feinste Empfindung, die fruchtbarste Einbildungskraft und das sklavische Wortgedächtniß in gleich starkem Grade mit einander vereinigt hätte. 5) Den Zeitgenossen Homers scheint die Schreibekunst bekannt gewesen zu seyn, weil die Sprache schon einen so außerordentlichen Reichthum, und einen so hohen Grad von Ausbildung hatte. Gewisse Wörter, die Homer nur den Göttern beilegt, müssen im gemeinen Leben nicht mehr üblich gewesen; sie wären aber gewiß verloren gegangen, wenn man sie bloß durch daß Gedächtniß hätte aufbewahren sollen. 6) Homer bauet oft lange und geschickte Perioden: dies scheint ohne Schreibekunst nicht wohl möglich zu seyn. 7) Die Prosodie Homers, der künstliche Bau seines Verses scheinen dasselbe zu beweisen, besonders in dem Falle, wenn eine an sich kurze Endsylbe eines Wortes bloß dadurch lang wird, daß ein folgendes Wort mit zwei Konsonanten anfängt. Durch bloßes Hören läßt sich wohl die Länge einer solchen Sylbe nicht unterscheiden und die Regel dafür muß wohl von solchen erfunden worden seyn, welche die Worte geschrieben sahen. 8) Ohne Schreibekunst scheinen die Griechen noch nicht eine so hohe Cultur erreichen gekonnt zu haben, wie sie doch wirklich zu Homers Zeiten hatten. 9) Herodots Erzählung, daß Kadmus die Buchstabenschrift bei den Griechen eingeführt habe, ist zwar unwahrscheinlich; aber sie scheint doch zu beweisen, daß Herodot die Schreibekunst schon als eine alte Kunst kannte. Wolf hingegen findet es nicht annehmlich, daß die Iliade und Odyssee ursprünglich aufgeschrieben worden seyn. Er sagt: obgleich die Buchstabenschrift zu der Zeit, als jene Gedichte verfertigt wurden, den Griechen wohl schon bekannt war, so war sie deßwegen doch noch nicht allgemein eingeführt. Die eingeführte Buchstabenschrift paßt nur wenig für die griechische Sprache; man mußte manche fehlende Zeichen, z. B. die Vokale, erst noch hinzufügen, Schreibmaterialien erfinden und bearbeiten, ehe ihr Gebrauch so allgemein werden konnte, daß man sie zum Bücherschreiben anwandte. Erst im 6ten und 5ten Jahrhundert vor Chr. Geb. wurde das griechische Alphabet vervollständigt, und das ionische Samos brauchte es zuerst. Um diese Zeit wurde auch erst der Gebrauch der Papyruspflanze eingeführt. Kurz vorher schrieb man in Jonien auf Schaafhäuten. Er würde gewiß irgendwo eine Anspielung auf die neue Erfindung gemacht haben, wenn er sie gekannt hätte. Doch ist das kein Hauptbeweis dafür, weil diese Kunst wahrscheinlich zu seiner Zeit, wenn er sie auch kannte, noch verachtet war. Homer und das Zeitalter der Sänger bedurften aber auch der Schreibekunst nicht, wie sich aus der Geschichte der Rhapsoden erweisen läßt. Nur auf Eine Art machte man Lieder öffentlich bekannt, nämlich durch Gesang. Die Dichter waren Sänger ihrer eignen Lieder, und hießen daher auch Rhapsoden, weil sie einen Gesang an den andern zu reihen, und öffentlich in einer gewissen Ordnung abzusingen pflegten. So wie die Sänger oder Barden im heroischen Zeitalter eine eigne Klasse ausmachten; so auch nach ihnen die Rhapsoden, die bald eigne, bald fremde Gedichte absangen. Die beständigen Gedächtnißübungen und die ausschließende Beschäftigung mit der Rhapsodik machten es möglich, daß sie nicht nur alle Gesänge Homers, sondern auch die Gesänge so vieler andern Dichter im Gedächtniß aufbewahren konnten. So läßt es sich begreifen, wie Homers Gesänge mündlich fortgepflanzt werden konnten, ohne ihre ursprüngliche Gestalt sogleich zu verlieren. Indessen läßt es sich doch nicht anders denken, als daß mit der

Zeit viele Veränderungen in die homerischen Gesänge gekommen seyn müssen; schon die Alten sahen das Rhapsodiren als eine Quelle von Verfälschungen des Homer an. Wenn aber Homer und seine Zeitgenossen nicht schrieben, so ist der Umfang und die Einheit der beiden großen Epopöen, der Ilias und Odyssee, undegreiflich. Das Lob der großen epischen Einheit dieser Gesänge bedarf noch mancher Einschränkung. Theils konnte die Rolle des Achilles vor Troja von selbst sich zu einem Epos bilden, theils kommen auch in der Ilias mehr und ganz verschiedene Dinge von denen vor, die im Eingange angekündigt werden. In der Odyssee herrscht eine weit künstlichere Verbindung und Einheit; aber gerade dies erregt einen Verdacht, daß sie nicht ganz von einem rhapsodischen Sänger, wie Homer doch unstreitig war, herrühren kann. Sie ist auch in Vorstellungsarten und Manieren auffallend ungleichartig in sich selbst, und abweichend von der Ilias. Mehrere einzelne Rhapsodien mögen also vielleicht von Homer herrühren, und lange einzeln gesungen worden seyn, bis ein offner Kopf aus einem Zeitalter höherer Cultur sie verband, und durch Weglassen und Hinzufügen ein einziges großes Ganze daraus hervorbrachte. — In andern Schriften behauptet Wolf auch etwas Aehnliches von der Ilias. Homer war auch hier nur wirklicher Verfasser einzelner Rhapsodien; andere wurden erst später eingeschoben, und das Ganze erhielt durch andere Genie's erst eine künstliche Einheit und Vollendung. Vom 19ten Buche der Iliade an weicht Denkweise und Sprache ganz vom vorhergehenden ab. Die homerischen Werke waren also nicht Composition Eines Menschen, oder eines Zeitalters, sondern die Frucht vereinigter Bemühungen verschiedener Köpfe in verschiedenen Zeitaltern. (Vergl. d. Art. Griechische Poesie.) Der Glaube an die epische Einheit der Ilias und Odyssee rührt erst vom Aristoteles her. Vorher dachte man nicht daran, sie als ein vollendetes Ganze anzusehen. Es muß nicht ungewöhnlich gewesen seyn, andere Gedichte als Ergänzung daran zu hängen. Wenigstens that dies Quintus von Smyrna, und er mußte also theils die Iliade nicht für ein Ganzes halten, zu dem man nichts hinzu thun könne; theils mußte er Beispiele aus dem Alterthum für sich haben, z. B. von den Cyklikern, daß man seine eigenen Gedichte unmittelbar an die eines fremden hängte, oder daß man Gedichte mehrerer Verfasser in eine Sammlung brachte. Man kann die Geschichte des Schicksals der homerischen Gesänge in mehrere Perioden theilen. Wolf setzt deren sechs fest: 1) von ihrem Ursprunge an bis auf Pisistratus, von dem die Alten sagten, daß er sie in die zwei Hauptheile vereinigt habe. In den drei folgenden Jahrhunderten weiß man weiter nichts von ihnen, als daß sie einzeln von den Rhapsoden abgesungen wurden. Solon ließ sie zu Athen der Zeitfolge der Begebenheiten nach rhapsodiren. Dadurch entstand nun unter den verschiedenen Rhapsoden eine Art von Ganzem. 2) Von Pisistratus bis auf den Zenodotus. Pisistrat ließ zuerst die homerischen Gesänge niederschreiben, und in die Ordnung bringen, in welcher wir sie jetzt lesen. Er und seine Söhne, in Verbindung mit den damaligen Gelehrten und Dichtern, widmeten diesem großen Unternehmen alle Sorgfalt. Eine Klasse von Gelehrten, die Diaskevusten, fuhren immer fort, Homers Gedichte zu überarbeiten, auszubessern, Lücken auszufüllen, und Erweiterungen zu machen, so daß bis auf Alexander der Text noch keine feste Gestalt hatte. Um eben die Zeit fingen auch die Diaskevusten an, die Rhapsodiken anderer alten Sänger aufzuschreiben, zu überarbeiten, und ähnliche in eine Sammlung zu bringen. Jetzt wurden auch dem Homer manche ähnliche Gesänge beigelegt, die er nicht verfertigt hatte, z. B. die kyprischen Gedichte, die Epigoni, die Hymnen. Dies gab in der Folge zu kritischen Untersuchungen Anlaß, und so entstand eine neue Klasse von kritischen Scheidekünstlern, die jedem nur das Seine zu

geben und zu lassen suchten. Ja, diese behaupteten schon vor Alexander, daß die Odyssee einen andern Verfasser habe, als die Ilias. In diesem Zeitraum, vom Pisistratus bis auf den Zenodotus, findet man auch die ersten Spuren von Auslegung des Dichters. Die Philosophen beschäftigen sich besonders damit. Einigen verdammten ihn, weil sie viel Irriges und Unsittliches in ihm zu finden glaubten; Andere suchten ihn allegorisch zu erklären. Die Epikuräer verwarfen die allegorische Deutung, die Stoiker nahmen sie in Schutz. 3) Vom Zenodotus bis Apion. Homers Text bekam in diesem eine festere Gestalt. Zenodotus aus Ephesus ist der Hauptkritiker dieses Zeitraums, und seine Rezension ist eben so berühmt, als berüchtigt; das erstere, weil er viele schätzbare Berichtigungen im Homer anbrachte; das letztere, weil er mit dem Dichter zu despotisch und anmaßend verfuhr, und oft die schönsten Verse ausstrich. Die andern Kritiker richteten ihr Augenmerk weniger auf die Echtheit des Homer und der andern alten Sänger, als auf die ästhetische Vollkommenheit. Um diesen Zweck zu erreichen, machten sie unzählige Veränderungen, Einschiebsel, Versetzungen, und verfälschten so den Text. Aristarch aber führte die Kritik auf richtigere Grundsätze zurück, suchte den Text Homers von den vielen Verfälschungen zu säubern, und fand damit so allgemeinen Beifall, daß sein Text durchgängig aufgenommen wurde. Er ist der Hauptsache nach derjenige, den wir jetzt lesen. Als Erklärer des Dichters verwarf er die Allegorie, und suchte nicht in ihm eine Gelehrsamkeit, die er nicht haben konnte. Von ihm soll auch die Eintheilung der Ilias und Odyssee in 24 Bücher herrühren. So weit geht Wolfs Erläuterung der verschiedenen Perioden der homerischen Gesänge. Die ganz fehlenden drei Perioden sind: 4) vom Apion bis auf den Longinus und seinen Schüler Porphyrius, durch welche beide der Text und die Auslegung Homers gewonnen haben; 5) bis zum Demetrius Chalkondylas, der die ed. princeps des Homer besorgte; und 6) die Geschichte der Ausgaben der drei letzten Jahrhunderte. Außer der Ilias und Odyssee schreibt man dem Homer zu: 1) ein scherzhaftes episches Gedicht vom Kampfe der Frösche und Mäuse. Einige Alte legen es dem Homer zu, Andere dem Pigres, dem Bruder der karischen Königin Artemisia, zur Zeit des Xerres. 2) 32 oder 33 Hymnen, von denen die 4 erstern und längern dem Apollo, Merkur, Venus und Ceres gewidmet sind. Ob sie wirklich vom Homer sind, ist mehr als zweifelhaft. 3) Legt Herodot, der angebliche Verfasser einer Biographie des Homer, diesem noch 16 Epigramme und andere kleine Gedichte bei, für deren Echtheit aber weiter kein anderes gültiges Zeugniß existirt. Außerdem erwähnen die Alten einer Menge jetzt verloren gegangener Schriften, deren Verfasser Homer gewesen seyn soll.

Homilie, zunächst im Allgemeinen jede geistliche Rede; dann eine solche, die nicht, wie die Predigt, aus dem gegebenen Texte einen einzelnen Hauptsatz ableitet und in mehrern Abtheilungen und Unterabtheilungen erläutert, sondern die, dem Texte Schritt für Schritt folgend, die Hauptmomente desselben hervorhebt und mit fruchtbaren moralisch-religiösen Betrachtungen begleitet, so daß der Eintheilungsgrund für das Ganze nicht, wie bei der eigentlich sogenannten Predigt, ein Thema, sondern allein in den Textworten enthalten ist. Reich an trefflichen Predigten, besitzen wir noch wenig Muster für die eigentliche Homilie. Nennenswerth sind die unter diesem Titel erschienenen Sammlungen von Velthusen (Dessau 1783), Bauer (Leipz. 1795), Lange (Leipz. 1797), Schulteß (Winterthurm 1805) und v. Herder (Tübingen 1805).

Homilius (Gottfried August), Tonkünstler und Kantor der Kreuzschule zu Dresden, geb. zu Rosenthal an der böhmischen Grenze 1714, starb 1785 und war einer der größten Orgelspieler und Componisten in

Kirchensachen; doch wurde von seinen Werken nichts mehr gedruckt, als eine Passionskantate nach Buschmanns Poesie 1775; die Freude der Hirten über die Geburt Jesu, 1777; einige Motetten in den von Hiller herausgegebenen 6 Th. Motetten, und aus seinem Nachlasse 6 deutsche Arien im Klavierauszuge 1785.

Homocentrisch bezeichnet dasselbe mit concentrisch; nämlich, was einen Mittelpunkt hat. Zwei Zirkel, aus dem nämlichen Mittelpunkte gezogen, sind homocentrisch. In dem Ptolemäischen Systeme erklärte man die Bewegungen der Sterne durch mehrere homocentrische und excentrische Zirkel: die jetzige Astronomie hat sie verbannt.

Homogen, s. Heterogen.

Homöopathie (ähnliches Leiden), eine hypothetische Theorie in der Medizin, welche in der neuern Zeit viel Aufsehen, und keinen geringen Streit unter den Aerzten veranlaßt. Ihr Schöpfer, oder besser ihr Wiederhersteller und Erweiterer war der Dr. Hahnemann durch sein novum Organon 1810. Er verwarf den bisher in der praktischen Arznei allgemein angenommenen Grundsatz des Galen: «contraria contrariis curantur» — Entgegengesetztes wird durch Entgegengesetztes geheilt — und baute seine Theorie auf einen andern alten Ausspruch: «similia similibus curantur» — ähnliche Krankheiten werden durch ähnliche Krankheiten geheilt. — Die erste Veranlassung, diesen Grundsatz durch Versuche zu erhärten und zu beweisen, gab ihm die Beobachtung, daß die China im gesunden Zustande ein ähnliches krankhaftes Befinden hervorbringe, als das ist, welches sie spezifisch heilt. Hahnemann ging weiter, und stellte eine Menge Versuche mit vielen Arzneistoffen an; fand in allen sein Heilprinzip bewährt, und glaubte es endlich so fest gegründet zu haben, daß sich keine Zweifel dagegen erheben ließen. In der 2n Auflage seines neuen Organons in der Heilkunst 1819, legte er ausführlich seine Lehre den andern Aerzten zur Prüfung vor. Von vielen Seiten erging eine scharfe Kritik, und seine Gegner führten nicht wenige Erfahrungen an, die dem Hahnemannschen Grundsatze widersprachen. Z. B. durch das Aderlaß kann eine acute Entzündung gehoben werden; ein Aderlaß müßte also, nach der Meinung des Doktors Hahnemann, bei einem gesunden Menschen eine ähnliche Krankheit hervorbringen: was doch erfahrungswidrig ist. Innerhalb ihrer gehörigen Gränzen enthält allerdings die Homöopathik viel Wahres; doch über sie hinausgeführt, leitet sie auf Einseitigkeiten in der medizinischen Praxis so gut, wie das entgegengesetzte Heilprinzip des Galen, wenn es für das einzig gültige erachtet wird. Demungeachtet können die Gegner der homöopathischen Lehre ihr das große Verdienst nicht abstreiten, daß sie die Veranlassung zu einer genauen Erforschung der Einwirkungen der Arzneikörper auf den menschlichen Organismus war. Sie wies vorzüglich auf die Nothwendigkeit, sich durch Erfahrungen an gesunden Körpern richtigere und umfassendere Kenntnisse von den Wirkungen der Arzneistoffe zu erwerben; weil die Homöopathik, ihrem Grundprinzipe gemäß, die charakteristischen Eigenheiten der Arzneikräfte, und die Erscheinungen, welche sie im Organismus veranlassen, kennen muß, um das künstliche Leiden, was Arzneimittel im gesunden Körper stets erregen, mit den natürlichen vergleichen zu können, in wie fern beide sich ähnlich sind oder nicht. Hahnemann stellte diese Versuche mit großer Behutsamkeit, und mit Bloßstellung seiner Gesundheit an sich selbsten an: die Resultate seiner Forschung gab er lateinisch unter dem Titel: Bruchstücke über die positiven Kräfte der Heilmittel, Leipzig 1805, heraus. Eine andere Eigenheit der Homöopathik ist, daß sie weniger die Ursachen, als die ganze Summe der krankhaften Symptome berücksichtigt, und nach den Indikationen, welche aus dem Complex der Zeichen hervorgehen, ihr Heilverfahren einrichtet: sie neigt sich daher mehr zum Empirismus, und kann in unwis-

senden Händen zu dem gröbsten werden: ein junger Arzt der homöopathischen Lehre braucht nur das anschauliche Bild einer Krankheit aufzufassen, und dann in der homöopathischen Heilmitteilehre nachzusehen, welcher Arzneistoff ein Leiden mit ähnlichen Erscheinungen hervorbringt; sein Heilgeschäft ist mit dem Auffinden jenes Mittels beendet, ohne die Mühe gehabt zu haben, sich um mannichfachen Bedingungen und Verhältnisse, deren Kenntniß und allseitige Würdigung allein eine rationelle Kurmethode möglich macht, zu kümmern. Von den andern Heiltheorien unterscheidet sie sich ferner auffallend durch die Anwendung der nach der Idee des obersten Heilprinzips gefundenen Mittel. Sie reicht nie mehr als ein Mittel auf einmal, und giebt die 2te Dosis desselben, oder wechselt nicht eher, als die Erste völlig ihre Wirkungen geäußert. Sie wendet die Arzneien in einer bisher unerhörten quantitativen Kleinheit an: sie spricht von dem Million-, Billion-, Trillionsten Theil eines Grans, während die andern Aerzte ihren Kranken einen Ganzen und mehrere verschreiben: sie heilt oder will doch heilen mit Arzneikörpern von dem Gewichte eines Sonnenstaubes; während die größten Praktiker sie in der Menge eines Skrupels anwenden.

Hompesch (Ferdinand, Freiherr von), letzter Großmeister des Malteserritterordens, geb. zu Düsseldorf 1744, wurde im 12. Jahre Page des Großmeisters in Malta, nach und nach Großkreuz, und 25 Jahr lang Gesandter seines Ordens in Wien. 1797 erhielt er die Würde eines Großmeisters und war der erste Deutsche, der dazu gelangte. Von schwachem, furchtsamen Charakter jedoch, ließ er in der sturmbewegten Zeit alle Geschäfte in den Händen ränkevoller Männer; daher wurde es dem franz. General Buonaparte leicht, im Juni 1798, auf der Fahrt nach Aegypten, sich der Insel Malta zu bemächtigen; denn der bestochene Commandant Bosredon übergab die Festungswerke ohne Vertheidigung. Wenig Tage nach der Uebergabe wurde Hompesch nach Triest gebracht und erhielt hier nicht einmal die ausgesetzte Summe von 100.000 Thlr., wofür er später nur 15.000 Fr. erhielt. Er starb 1803 zu Montpellier.

Hondekoeter (Melchior), Sohn des ebenfalls als Maler berühmten Egidius Hondekoeter, geb. zu Utrecht 1636, starb daselbst 1695, malte Thiere und besonders Vögel, deren Gefieder er auf das Täuschendste nachahmte.

Honig, eine zuckerartige Substanz, welche die Bienen aus mannigfaltigen Blüthen sammeln und in ihren Zellen aufbewahren. Der Honig wird entweder ausgepreßt, oder man legt die Honigkuchen an eine warme Stelle, wo er flüssig und in völliger Reinheit erhalten wird. Der beste ist weißlich, etwas in Gelbe spielend, dick, körnig, von angenehmem Geschmack und gewürzhaftem Geruch; doch ändert er Geschmack und Farbe, nach den Blüthen, aus welchen er gesammelt worden ist. Er besteht aus Pflanzensäften, die entweder aus Blüthen mit einem Antheil ihres wesentlichen Oels hervorfließen, oder von Blattläusen aus Blättern und Zweigen ausgesogen werden. Diese Säfte, welche die Bienen, vermittelst ihrer Saugrüssel, einsaugen, erhalten in den Mägen derselben eine gewisse Zubereitung. Diese vorgängige Zubereitung scheint deßwegen ohne Widerspruch zu seyn, weil der Honig junger Bienen reiner ist, als der von alten. Den weißen Honig nennt man vorzugsweise Jungfern Honig.

Honneurs, diejenigen kriegerischen Ehrenbezeigungen, die von Kriegern nach bestimmten Regeln Allen erwiesen werden, denen eine bestimmte Achtung dadurch bewiesen werden soll. Sie bestehen in Abfeuren des Geschützes und Gewehrs, Paradirung, Präsentiren des Gewehrs, Salutiren oder Begrüßungen mit klingendem Spiel, gesenkter Fahne und Degen, Ehrenwachten u. drgl. Auch einer Festungsbesatzung wird, nach tapferer

Gegenwehr, der Auszug aus der Festung mit kriegerischen Ehren in der Capitulation gewöhnlich zugestanden; sie zieht nämlich aus mit klingendem Spiel, fliegenden oder wehenden Fahnen, Ober- oder Untergewehr, brennender Lunte, geladenem Rohr u. drgl. Der Auszug geschieht, wenn es sich thun läßt, aus der Breche bis auf das Glacis der Festung, wo alsdann die Waffen niedergelegt zu werden pflegen. — S. Salutiren.

Hontheim (Johann Nikolaus) wurde aus einem alten patrizischen Geschlechte zu Trier 1701 geboren; er vollendete in seiner Vaterstadt seine Studien, und widmete sich vorzugsweise dem kanonischen Rechte und der Jurisprudenz. Um die Sitten des römischen Hofes und den Geist der römischen Curie genauer kennen zu lernen, reiste er nach Rom. Nach Deutschland zurückgekehrt, weihte er seinen Eifer und seine Kräfte der Vertheidigung der Freiheiten der deutschen Kirche und der Kirche überhaupt. Der Churfürst Franz Georg erhob ihn zum Rath an dem Consistorium zu Trier, ernannte ihn bald darauf zum Professor der Pandekten und des Codex, und gebrauchte ihn zu mehreren wichtigen Landes- und Kirchengeschäften: seine eifrige Verwaltung dieser Aufträge gefährdete seine Gesundheit. Daher übertrug ihm der Fürst eine ruhige Stelle, und erhob ihn zum Weihbischof des Erzbisthums; er versah ebenfalls das Amt eines Vicekanzlers bei der Universität zu Trier. Seine Werke sind in lat. Sprache geschrieben, und unter ihnen die bemerkungswürdigsten: Decas merkwürdiger Gesetze. Trier 1736. Diplomatische und pragmatische Geschicht Triers; ein Werk voll tiefer und gründlicher historischer Forschung. Vorläufer der Trierischen Geschichte. Augsburg 1757. Seine berühmteste Schrift ist sein Justinus Febronius über den Zustand der Kirche, Frankfurt 1763, die ins Deutsche und Französische übersetzt wurde. 1777 gab er seinen abgekürzten und verbesserten Justinus Febronius heraus. Diese beiden Schriften, welche den ultramontanischen Anmaßungen direkt widersprachen, verursachten einen gewaltigen Lärm. Die Curialisten eiferten in einer Menge Libellen dagegen, und der römischen Curie lag nichts so sehr am Herzen, als ihn zu einem Widerrufe zu vermögen, was ihr auch 1779 gelang. Sie feierte diesen Sieg mit großem Geschrei, als Hontheim 1781 zu Frankfurt den Commentar des Justinus Febronius zu seinem Widerrufe herausgab, in welchem er die ihm gemachten Vorwürfe in 38 Propositionen faßte, und sich bestrebte, die Grundsätze seines berühmten Werkes zu befestigen: dies geschah aber auf eine so wankende Weise, daß sie von der einen Seite bewies: Hontheim scheue die Macht des römischen Hofes zu sehr, um frei und kühn die Wahrheit auszusprechen; aber auch von der andern: daß er noch immer an seiner Meinung hange, und er den Widerruf nur zum Scheine von sich gegeben habe: bei allen dem kann man doch seinen Commentar für den Widerruf seines Widerrufes ansehen. Er starb 1790, eben so fest in seinen Grundsätzen, als die Prälaten und Priester, die in Ems zusammen kamen; wenn gleich sie aus obwaltenden Umständen die daselbst abgefaßten Beschlüsse, bei den sie Hontheims Febronius zum Leiter nahmen, nicht in Ausführung bringen konnten. (Vergl. d. Art. Nuntien.) Hontheim genoß überall den Ruf einer unbescholtenen Tugend und Frömmigkeit; er war großmüthig, wohlthätig und ungemein arbeitsam, und stand mit den wichtigsten Gelehrten beider Religions-Parteien in freundschaftlicher Verbindung.

Honthorst oder Hontorst (Gerhard), ein berühmter Maler aus der niederländischen Schule, Zögling von Blömart, wurde 1592 in Utrecht geboren, ging nach Rom, um sich zu bilden, und suchte vor allem die Manier des Caravaggio nachzuahmen. Er hielt sich einige Zeit in England auf und verfertigte viele Gemälde für den König. Hierauf wählte er Haag zum bleibenden Aufenthalte, wo er unter dem Namen eines

Malers des Prinzen von Oranien vieles für denselben arbeitete. Honthorst zeichnete sich in der Darstellung von Nachtstücken aus; deswegen er auch von den Italienern den Beinamen delle notte erhielt; man hält ihn für den ersten Künstler in dieser Gattung. Er verschmähte in seinen malerischen Bildungen das höchst manierirte Wesen des Apinos und Merigi, das zu seiner Zeit sich in die Schulen gedrungen hatte, und hielt sich nach seinem Muster Caravaggio mehr an die Natur. Von ihm nahm er nur die Charaktere des reinen Lebens und die großen Licht- und Schattenmasse; in den Umrissen zeigte er hingegen mehr Genauigkeit, geschmackvollere Wahl in den Formen und mehr Grazie in den Bewegungen. Zu seinen vorzüglichsten Gemälden gehören: der verlorne Sohn unter den Freudenmädchen; eine geldzählende Alte bei dem Lichte einer Lampe; eine Alte und ein Zahnauszieher; die Porträts Carl Ludwig's, Churfürst von der Pfalz, und des Prinzen Robert, seines Bruders; die Magd des Caiphas, welche den Petrus veranlaßte, den Herrn zu verleugnen; und Pilatus, der sich die Hände wäscht. Die historischen Gemälde, die Abnehmung vom Kreuze und der h. Sebastian, achtet man für die schönsten. Er starb 67 Jahr alt.

Hood (Samuel), englischer Admiral, geb. zu Butleigh in Sommersetshire 1735, diente im siebenjährigen Kriege unter dem Admiral Holmes, und nahm den 13. Febr. 1759 die französische Fregatte Bellona. 1780 wurde er zum Baronet und Admiral ernannt. Er schlug im nordamerikanischen Kriege die Eskadre des Grafen von Grasse (im Febr. 1782) und befehligte als Zweiter im Kommando, unter Sir Brydges, nachher Lord Rodney, im Gefecht vom 14. Apr., wo der franz. Befehlshaber de Grasse gefangen genommen wurde. Zum Pair von Irland ernannt und Lord der Admiralität, sandte ihn die englische Regierung 1790 ins mittelländische Meer und hier bemächtigte er sich, durch Hülfe der Royalisten im Süden und unterstützt von den spanischen und neapolitanischen Schiffen, Toulons, welches später die Franzosen wieder eroberten. Ehe jedoch der Admiral Hood sich von Toulon entfernte, nahm er auf seinen Schiffen eine so große Anzahl Royalisten auf, als sie nur fassen konnten, und gab darauf dem Sir Sydney Smith, damals nur noch Volontär, Befehl, alle franz. Schiffe, die man nicht fortführen konnte, zu verbrennen, was augenblicklich ausgeführt wurde. Nachdem er hierauf einige Zeit Genua blokirt, steuerte er nach Korsika und bemächtigte sich nach zweimaligem Angriff dieser Insel, die jedoch nicht lange in den Händen der Engländer blieb. 1796 ernannte ihn der König von England zum Vicomte und Gouverneur des Hospitals von Greenwich, welche Stelle er bis zu seinem Tode 1816 bekleidete.

Hooft (Pieter Corneliszoon), Geschichtsschreiber und holl. Dichter, geb. zu Amsterdam 1581, war der Sohn des Bürgermeisters Cornelis Hooft, der sich mit Glück und Gefahr seines Lebens 1587 Leicesters Tyrannei widersetzte. Er legte sich frühzeitig auf die Wissenschaften, bereiste dann einige Länder Europens und war von 1609 — 47 Drost zu Muiden und Richter von Gooland, ohne nach höhern Aemtern zu streben, auf die er bei seinen Kenntnissen und seinem Stande hätte Anspruch machen können. Mit Recht hält man ihn für den Schöpfer der holländischen Literatur in Prosa. Er war ein vertrauter Freund von Hugo Grotius und starb 1647, in holländischer Sprache eine Geschichte Königs Heinrich IV. (Amsterdam 1626, Fol.); eine Geschichte Belgiens von 1550 — 87 (ebd. 1654, Fol.); eine Uebersetzung des Tacitus (ebd. 1684, Fol.) und Briefe hinterlassend. Als Dichter zeichnete er sich aus durch die Trauerspiele Granida, Gerhard de Velsen, Bato und das Urtheil des Paris. Amsterdam 1636. 12.

Hopfen, eine wohlbekannte, zum Bierbrauen sehr häufig benutzte Pflanze, die an Zäunen und Hecken fast überall wild wächst, aber wegen

ihres Nutzens sehr häufig, vorzüglich in Böhmen, gebaut wird. Der gemeine Hopfen liefert die gewürzhaften Köpfchen, welche dem Biere eine angenehme Bitterkeit mittheilen und es gegen das Sauerwerden schützen. Die jungen Sprossen geben einen gesunden Salat. Der Hopfen eignet sich besonders für die Familiencultur kleiner, mit Kühen gepflügter Landstellen in der Nähe großer Städte und ist mancher Veredelung durch sehr sorgfältige Pflege fähig, die er nur in England erhält, da man bei uns bisher diese Schlingpflanze durch zeitiges Abkneipen der Spitze nicht einmal verhindert, die reiche Ansaugung seiner Wurzeln, die auch den tiefsten und fettesten Boden zu erschöpfen vermag, fortzusetzen, damit er nicht durch zu hohes Steigen seine Kräfte unzeitig verschwende. An starke und hohe Stangen wird nicht genug verwandt, worin Baiern und Böhmen beide sehr fehlen. Er kann den heißesten Dünger ganz frisch benutzen, wie keine andere Pflanze, und bei seiner vielfachen Pflege selbst sehr junge Kinder beschäftigen, denen jede Feld- und Gartenarbeit in den wärmeren Jahreszeiten weit gesünder ist, als die mephitischen Dampfbäder der Baumwollenspinnereien, welche hie und da mehr zugenommen haben, als es wünschenswerth war. Diese also durch sorgfältige Cultur, reinen Boden und starke Düngung ungemein zu veredelnde Pflanze, welche unsern besten Bieren die Hauptwürze giebt, erfordert viele Reinlichkeit in der Behandlung; denn nur in trockener Zeit kann und muß der Hopfen geerntet, abgetrocknet und dann gepreßt werden. Selbst im hohen Norden gedeihet diese Pflanze bei einiger guten Lage, muß aber gegen die rauhesten Winde Schutz haben. Die bekannte und anerkannte Güte des braunschweiger Hopfens ist einzig Folge von dessen sorgfältigerer Gartenpflege, belohnt sich aber auch reichlich.

Hopital (Michel de l'), Kanzler von Frankreich, geb. 1503 zu Aigueperse in Auvergne, war der Sohn eines Arztes, widmete sich den Rechten und ward nach und nach Auditeur der Rota zu Rom, Parlamentsrath zu Paris und 1554 Oberintendant der Finanzen. Nach Heinrichs II. Tode 1559 erhob ihn der Vormund Königs Franz II., der Cardinal von Lothringen, zum Staatsrath, er folgte darauf Margarethen von Valois als Kanzler nach Savoyen und erhielt, als er nach 6 Monaten von dort zurückkehrte, dieselbe Stelle in Frankreich, weil man von ihm hoffte, er werde die zerrütteten Finanzen wieder herstellen. An ihm wenigstens lag es nicht, wenn die Ruhe, die, nach der Verschwörung von Amboise 1560, Frankreich auf immer zu verlassen schien, nicht wieder hergestellt wurde; denn er rieth, allen denen zu verzeihen, die anderer Meinung in Religionssachen waren. Durch das Edikt von Romorantin hinderte er in Frankreich die Einführung der Inquisition, welche die Guisen mit Gewalt eingeführt wissen wollten, doch zog er sich sowohl hierdurch, als auch dadurch, daß er auf der Ständeversammlung zu Orleans, zu St. Germain en Laye, zu Moulins 1566 und auf dem Colloquium zu Poissy zu Gunsten der Reformirten sprach, den Verdacht als heimlicher Hugenot zu. Catharina von Medicis ließ ihm 1568 die Siegel abnehmen. Auf seinem Landgute Vignai bei Estampes lebte er den Wissenschaften und starb daselbst 1573. Er hinterließ einige Staatsschriften und lat. Gedichte, Amsterdam 1783. 8.

Horatier, drei Brüder, die durch den Zweikampf mit den Curiatiern den Streit zwischen den Römern und den Albanern zum Vortheil der erstern entschieden. Dionys v. Halikarnaß erzählt, die Mütter der Horatier und Curiatier wären zwei Schwestern gewesen, deren jede an einem Tage 3 Söhne geboren habe. Dieses sonderbaren Umstandes wegen wurden auch alle 6 von den Albanern und Römern gewählt — die Curiatier von erstern, die Horatier von letztern, — um durch einen Zweikampf mit einander das Schicksal der einen und der andern Parthei zu entscheiden. Der Kampf ge-

schah zwischen beiden Heeren auf einer großen Ebene, und war lange zweifelhaft, weil beide Theile mit gleicher Tapferkeit fochten. Endlich fielen 2 Horatier, und die Albaner stießen schon ein lautes Freudengeschrei aus. Indessen war der eine Horatier noch unverwundet, alle 3 Curiatier aber mehr oder minder verwundet. Nun bediente sich der noch lebende Horatier einer List, um seine Gegner zu trennen, nahm eine verstellte Flucht, und als die Curiatier ihm einer nach dem andern folgten, je nachdem es ihnen die empfangenen Wunden erlaubten, so erlegte er einen nach dem andern und verschaffte also seinem Vaterlande den Sieg und die Oberherrschaft über Alba. Mit den Waffen der Ueberwundenen beladen kehrte er sodann in einer Art von Triumph nach Rom zurück, wo er aber durch eine unbesonnene That seine Lorbeeren befleckte. Seine Schwester war nämlich mit einem der getödteten Curiatier als Braut verlobt, und da sie nun aus der Beute, die ihr Bruder trug, seinen Tod nur zu gewiß erkannte; so überließ sie sich ganz der Verzweiflung, und überhäufte ihren Bruder mit den härtesten Vorwürfen. Dieser vor Zorn wüthend, ermordete sie auf der Stelle. Dafür wurde er vor den Richterstuhl des Königs gefordert. Dieser lehnte indessen die Entscheidung von sich ab, und trug sie zwei Bevollmächtigten auf, welche ihn zum Tode verurtheilten. Allein der Vater des Horatius bediente sich seines väterlichen Rechts, wie Livius erzählt, und begehrte, mit der Vorstellung, daß nun alle seine Kinder für den Staat aufgeopfert wären, und daß man diesen einzigen ihm nicht auch nehmen dürfe, die Aufhebung des Todesurtheils. Sie mußte ihm nach den Gesetzen gewährt werden. Damit aber der Verbrecher nicht ohne Strafe bleiben möchte, so wurde er verurtheilt, unter das Joch wegzugehen, und dadurch zugleich für ehrlos erklärt. Das Joch blieb zum Andenken auf der Stelle, wo er diese schimpfliche Strafe erlitten hatte, aufgerichtet stehn.

Horatius Cocles, ein Römer, der durch seine Tapferkeit die Stadt Rom rettete, als Porsenna sich belagerte. Dieser hatte sich schon eines Theils der Stadt bemächtigt, und die Römer in die Flucht geschlagen, so daß ihn nur noch die Sublicius-Brücke über der Tiber an der völligen Eroberung der Stadt hinderte. In dieser verzweifelten Lage beschloß Horatius mit zwei andern Römern, dem Sp. Lartius und T. Herennius, den engen Paß nach der Brücke gegen die feindliche siegreiche Armee zu vertheidigen, indem er den Römern zurief, die Brücke sobald als möglich abzutragen. Dieses geschah, und die drei Römer hielten die Feinde glücklich ab, bis sie endlich, als sie ihren Zweck erreicht hatten, sich ins Wasser stürzten, und zu den Ihrigen zurück schwammen. Die Römer nahmen den Horatius, als den Urheber dieses tapfern Entschlusses, wie im Triumph auf, errichteten ihm im Tempel Vulkans eine eherne Bildsäule, und machte ihm reichliche Geschenke. Vom Staate erhielt er so viel Acker, als in einem Tage umgepflügt werden konnte, und obgleich ein großer Mangel an Lebensmitteln war, so entzog sich doch jeder Ueber etwas von seinem wenigen Vorrathe, um es ihm zu geben. Den Beinamen Cocles hatte er, weil er einäugig war.

Horatius (Quintus) Flaccus, einer der berühmtesten unter den römischen Dichtern, geb. im J. Roms 689 (56 v. Chr.) unter dem Consulat des L. Aurelius Cotta und L. Manlius Torquatus, zu Venusia, einer römischen Municipalstadt in Apulien. Sein Vater war der Sohn eines Freigelassenen aus einem Horazischen Hause, und hatte, nach Einigen, das Amt eines Coactor, d. i. er forderte für die Generalpächter die Abgaben ein; nach Andern handelte er mit gesalzenen Fischen. Er sorgte für eine gute Erziehung seines talentvollen Sohnes. In Rom, wohin ihn sein Vater geschickt hatte, war sein erster Sprachlehrer der strenge Orbilius Pupillus.

Nach Cäsars Ermordung studirte er in Athen die Philosophie und andere Wissenschaften. Darauf diente er unter Brutus als Legionstribun: allein zum Soldaten war er verdorben; denn in der Schlacht bei Philippi warf er sein Schild weg und ergriff die Flucht. Seine Freunde, Virgil und Varius, verschafften ihm die Gnade Mäcens und Augustus, die er sich immer zu erhalten wußte. Ersterer schenkte ihm sein schönes Landgut im Sabinischen oder Tiburtinischen. Er starb, seinem Wunsche gemäß, den Mäcen nicht zu überleben, in dem nämlichen Jahre, 8 n. Chr., im 57. J. seines Alters, eines plötzlichen Todes, so daß er das Testament, worin er den August zum Erben einsetzte, nicht mehr versiegeln konnte. Seine Gedichte sind theils lyrischen, theils satyrischen und belehrenden Inhalts. Zu den erstern gehören 1) seine Carminum sive Odarum libri IV. an den C. Cilnius Mäcenas. Das vierte Buch fügte er auf Befehl des Augustus, nach einem langen Zwischenraume, den ersten dreien hinzu. 2) Epodon liber I. 3) Carmen saeculare, welches er auf Befehl des Augustus im J. R. 736 verfertigte. Zu den letztern gehören seine Sermonum libri VI., von denen die beiden ersten Bücher wegen ihres Inhalts den Namen der Satyren, die zwei letztern, instruktiven Inhalts, den Namen der Briefe führen. Der dritte Brief an den L. Calpurnius Piso und seine Söhne wird, wie Wieland in seiner Uebersetzung gezeigt hat, ganz unrichtig de arte poëtica überschrieben, da es keineswegs Horazens Absicht ist, ein Lehrbuch der Dichtkunst zu schreiben. Als Satyriker gebührt dem Horaz vorzüglich die Ehre der Originalität. Zwar hatte es vor ihm schon römische Satyriker, einen Ennius, Lucil und Andere gegeben, welche diese Dichtungsart aus der theatralischen Sphäre, in der sie nur die Griechen kannten, in die didaktische hinübergezogen hatten; aber er benutzte sie nicht, sondern ging ganz seinen eigenen Weg, und schöpfte aus keiner andern Quelle, als aus seiner Erfahrung und Menschenkenntniß. Er zeigte sich in der Satyre meist als kaltblütiger Spötter, weniger als hitziger Tadler; so auch als guter Gesellschafter und feiner Weltmann, nicht als ernster Sittenrichter und nachdrücklicher Strafprediger. Ueberall schildert er mehr das Thörichte, Ungereimte und Ausschweifende in den Lastern, als die Häßlichkeit und Abscheulichkeit der Laster selbst; überall blickt nur der muthwillige Satyr hervor. Vorzüglich verweilt er gerne bei dem, was gegen seine Lebensart, guten Ton und hergebrachte Sitten verstößt, und richtet seine Pfeile nicht nur gegen Jene, die höhere Ansprüche auf die Gesellschaft machen, als Stand, Kenntnisse und äußere Lage ihnen erlauben, sondern auch gegen philosophische, insbesondere stoische Thoren, deren Grundsätze mit den angeführten Sitten des Zeitalters geradezu im Widerspruch standen, und einem Manne, wie Horaz, um so mehr mißfallen mußten, da sie auch den seinigen, die er aus inniger Ueberzeugung für die einzig wahren und beglückenden erkannte, und die auf wahrer Lebensweisheit und echtem Lebensgenusse gegründet waren, vollkommen entgegenstanden. Man hat dem sittlichen Charakter des Horaz viele Vorwürfe gemacht; aber nicht nur Lessing im dritten Theile seiner vermischten Schriften hat diese mit Scharfsinn widerlegt, sondern auch aus den Episteln des Dichters, dem wahren und reinen Spiegel seiner Empfindungen, stellt sich sein Charakter als erhaben über alle die niedrigen Angriffe dar. Sein Vater gab ihm eine vortreffliche Erziehung, die seinen Geist und sein Herz bildete, und, wie er (Sat. I, 6, 82.) in seinen reifern Jahren mit Wärme und Selbstständigkeit von sich sagen kann, selbst vom Scheine des Lasters ihn entfernt erhielt. Es läßt sich nicht denken, daß der Dichter in der genannten Stelle und in so vielen andern, in denen wir den Abdruck einer reinen Seele erkennen, nur den Heuchler gespielt, nicht aus dem Herzen, sondern nur von einer feurigen Einbildungskraft hingerissen, gesprochen

habe. Konnte er im Angesicht seiner Freunde und Feinde öffentlich mit Tugend prahlen, die er nicht hatte? Aber seine Tugend war nicht von finsterer Art; sie bildete ihn nicht nur zum achtungswerthen, sondern auch zum liebenswürdigen Mann, und verbote ihm keinen Genuß einer unschuldigen Freude. Rechnen wir ab, was in Rücksicht der Liebe und ihres Genusses auf die freiere Denkungsart des Zeitalters gesetzt werden muß, so können wir nicht zweifeln, daß er Weltmann und Biedermann zugleich war, sich überall den Umständen unterwarf, aber sich nicht von ihnen überwältigen ließ, daß er mit der Welt lebte, ohne seine Eigenthümlichkeit und Selbstheit in ihr zu verlieren. Die Briefe des Horaz sind nur der Aufschrift nach von seinen moralischen Satyren verschieden. Auch in ihnen findet man den Geist seiner ganzen Philosophie, die Summe seiner Erfahrungen und der daraus gezogenen Betrachtungen. Jeder von ihnen ist aus dem Herzen geschrieben, wenn irgend eine bestimmte Veranlassung ihn dazu antrieb. Diese oft verborgenen Veranlassungen entdeckt zu haben, ist vorzüglich unserm Wieland in seiner Bearbeitung des Dichters gelungen. Wenn Horaz als moralischer Satyriker Original ist, so ist er es doch nicht so ganz als Lyriker. In diesem Fache der Dichtkunst hatte er schon die vortrefflichen Muster der Griechen vor sich, und es ist nicht nur wahrscheinlich, daß er diese Blüthen eines fremden Genius nicht werde vorbeigegangen seyn, sondern angestellte Vergleichungen haben auch gezeigt, daß ihm in seinen Oden wenig als eigenthümlich zugehöre, daß er die schönsten Stellen derselben von den Griechen übertragen und ein großer Theil wörtlich übersetzt sind. Nicht nur seine Worte sind griechischen nachgebildet, sondern auch seine Ideen, Bilder und Vorstellungen sind griechisch. Ein großer Theil von den uns übriggebliebenen Fragmenten griechischer Lyriker hat sich in Horazens Oden, und das oft wörterlich wiedergefunden. Man sehe Jani in dem Prolog zu Horaz. Indessen that doch Horaz hierbei nichts weiter, als was auch andere römische Dichter und selbst spätere griechische in Rücksicht ihrer Vorgänger thaten, und außerdem giebt es mehrere vortreffliche Oden, wo Inhalt und Sprache hinlänglich zeigen, daß sie nicht auf fremden Fluren gewachsen sind. Dahin gehören alle die, welche sich auf die Geschichte seiner Zeit u. auf bestimmte Lokalveranlassungen beziehen. Endlich in den Oden, welche griechischen Mustern nachgebildet sind, ist er doch niemals sklavischer Nachahmer; was er entlehnt, machte er sich zum Eigenthume, und bildet es so um, daß man es nicht als entwendet betrachten kann. Davon muß man indessen diejenigen ausnehmen, welche zum Theil wörtlich, oder wenigstens nur mit leichten Veränderungen aus dem Griechischen übergegangen sind. Horaz gab sie wahrscheinlich für nichts anders, als was sie sind; vielleicht sind sie auch seine erste Jugendversuche. Was die lyrischen Verdienste der Horazischen Oden betrifft, so athmet diejenige Klasse, welche ganz als sein Eigenthum angesehen werden muß, den Geist der Weisheit, Sittlichkeit und Humanität, der in seinen Episteln wohnt. Dagegen tadelt man an vielen Oden den Mangel des Zusammenhangs und echter Begeisterung. In dieser Rücksicht ist der poetische Werth der nach griechischen Mustern gebildeten Oden größer. Die Epoden des Dichters sind unstreitig von viel geringerm Werth als die Oden, und gehören unter seine frühern Jugendarbeiten. Ob sie vom Horaz selbst oder von Andern nach seinem Tode gesammelt worden sind, ist ungewiß. Die Schriften des Horaz wurden viel von Grammatikern erklärt; unter den ältern zeichnen sich aus: die Scholien des C. Aemilius, J. Modestus, Ter. Scaurus; sie sind nur in Auszügen und Benutzungen, die Commentare des Hel. Acron und Pomp. Porphyrion (156 — 200 n. Chr.?) ziemlich vollständig, wohl nicht ohne jüngere Einschaltungen erhalten. Von den neuern Herausgebern und Erklärern sind berühmt: Sanadon (Amsterd. 1770),

R. Bentley (Cambr. 1711), Baxter (Lond. 1701, Jani (Leipz. 1809, unbeendet), Nitsch und Halberstadt (Vorlesungen, Leipz. 1792), Preiß, Morgenstern, Heindorf (Satyren erklärt, Bresl. 1815) und von den Uebersetzungen die von Schmidt, Ramler, Eschen, Voß (neue Ausgabe Braunschw. 1821), Wielands meisterhafte Verdeutschung der Briefe und Satyren des Horaz mit Anmerkungen (3. Aufl. 1808, 2 gr. 8), Wolfs trefflicher Versuch einer Uebersetzung der Briefe des Horaz mit Scholien.

Horeb, ein Berg im peträischen Arabien, um den sich hier mehrere Moscheen, Klöster und Kapellen befinden. Er macht die Spitze des Gebirgs Dschabel-Musa, dem Sinai gegenüber, und ist besonders durch die Geschichte Mosis merkwürdig. Hier berief Gott den Mosis im brennenden Dornbusch; hier lagerte das Volk Israel, während der Gesetzgebung auf dem Sinai, und noch zeigen Mönche, die auf dem Sinai wohnen, den Fels, aus welchem auf Mosis Schlag Wasser hervorsprang. Auch gab eine Parthei der Hussiten einem Berge in Böhmen, auf dem sie ihre Versammlungen hielten, diesen Namen, und sich selbst den der Horebiten.

Horen erscheinen in der griechischen Mythologie in dreifachen Gestalten. Homer führt sie als zwei Schwestern auf, nennt aber weder ihren Namen, noch ihre Eltern. Eine alte Sage berichtet aber, daß ihre Mutter Themis, des Uranus Tochter gewesen, und sie aus Jupiters Umarmung empfangen. Sie waren der Juno Erzieherinnen, und reifen den Sterblichen die Früchte. Ihrer Hut ist der Olymp, und der weite Himmel anvertrauet, den sie bald mit dickem Gewölke verschließen, bald wieder eröffnen, oder die Wolken bald wieder an demselben heraufbringen, bald wieder zerstreuen. Aus ihrer Verehrung zu Athen, wohin sie wahrscheinlich über Kreta gekommen waren, und aus ihren Namen Karpo u. Thallo, die Blüthen- und Fruchtgeberinnen, den blühenden Frühling und den fruchtreichen Herbst andeutend, geht klar hervor, daß in ihnen die Jahreszeiten, vermuthlich des warmen Orients, und besonders des ionischen Himmelstreiches Persönlichkeit und Leben erhielten. In den frühesten Zeiten kannte man deren nur zwei, die feuchte und trockene d. h. diejenige, in welcher der griechisch ionische Himmel mit Wolken verhüllt oder verschlossen ist, und die, in der er von Dünsten rein und offen ist, also den regnigten Winter und den heitern Sommer. Nicht unwahrscheinlich hatte der Dichter, der die Horen Pflegerinnen der Juno nannte, dieselbe physische Idee im Sinne. Denn dies sind sie, insofern die vortheilhafte Veränderung der Luft, die durch die Juno bildlich dargestellt wird, von der Einwirkung, oder dichterisch ausgedrückt, von der Pflege der Jahreszeiten abhängt. Endlich zeigen selbst ihre physischen Eltern, Zeus, der Aether oder Luftkreis, und Themis, die Ordnung und Regelmäßigkeit der Natur, besonders in Hinsicht auf die Jahreszeiten, daß sie ursprünglich Wesen von physischer Natur waren und seyn mußten. Da also Ordnung der Natur in Hinsicht auf den regelmäßigen Wechsel der Jahreszeiten ihr erster und ältester Hauptbegriff war, so geschah von dieser Uridee der Schritt zu einer zweiten sehr leicht, und von der physischen Idee ging man über zu einer moralischen. Den sorgsamen Hüterinnen des Himmels legte man nun alles dasjenige bei, was sich durch Ordnung und Regelmäßigkeit empfiehlt. Kein Wunder also, daß man ihnen die Bildung guter Gesetze, die Handhabung und die Erhaltung des Friedens zuschrieb, sie zu Aufseherinnen über die Staaten erhob, kurz ihnen die Sorge für die Wohlfahrt der Sterblichen, und für die Veredlung ihres Zustandes übertrug. Diesen Charakter haben sie beim Hesiod, der ihrer drei mit Namen nennt: Eunomia (gesetzliche Ordnung), Dike (Gerechtigkeit), und Eirene (Friede). Eunomia, die bescheiden geschmückte, sittliche, verstricket den Ungerechten, ebnet das Unebene, wahret dem Ueberdruß, bindet die Hybris,

zerknicket die sprossenden Blumen der Ata und besänftigt die zürnende Eris. Dike, der Staaten nie zu erschütternde Stütze, den Olympiern selbst ein hehres, heiliges Wesen; weh dem, der sie verletzet, und durch Schmach und Kränkung erbittert; dann nahet sie sich eilends dem Throne des Kroniden, und verklagt der Menschen verkehrtes Beginnen, und flehet, daß er den Richtern vergelte, wie sie es verdienen, weil ihr Herz und Mund der Tugend und Gerechtigkeit spottet; unvermeidlich Unglück trifft dann der Bösewichter Stadt, denn sie weckt den bürgerlichen Aufruhr, den schlafenden Krieg, und die Fesseln der Knechtschaft. Eirene, die hehre, gebiert den Sterblichen den Plutus, und treibt die Blüthen süßtönender Gesänge hervor, unter ihrem Schutze rauchen die Altäre von fetten Opfern der Rinder und Schaafe, sind zahlreich die festlichen Tänze, Schmäuse und Wettkämpfe, umweben die Spinnen die Schilder, rosten die Schwerter, zernagen die Würmer die Speere, und schweigen die Töne der Kriegsposaune. Jedoch finden wir sie nicht bloß mit der Beglückung und Veredlung der Menschheit durch Gesetze, Gerechtigkeit und Frieden beschäftigt; sondern bald darauf begegnen wir ihnen im Lande der Mythen auch als Göttinnen des Schönen und Liebenswürdigen. Diese verschiedene Mythen und Dichtungen wurden durch die bald unbestimmte, bald erweiterte Bedeutung des Wortes Hora veranlaßt. Denn dies bedeutet auch oft diejenige Zeit unseres Lebens, die vorzugsweise Zeit und Leben zu heißen verdient. An den Begriff von Jugend aber schloß sich ein anderer, der Begriff der Schönheit, zu nahe an, als daß man ihn nicht durch dasselbe Wort hätte ausdrücken sollen, und so erhielten die Horen einen neuen Charakter. Sie wurden neben den Charitinnen als Göttinnen des Schönen und Liebenswürdigen gestellt, und erweisen sich nun bei Allem, was durch Putz gefälliger und angenehmer erscheint, geschäftig. Das Haar in goldene Binden geflochten, begrüßten sie einst, die jugendlich lieblichen Wächterinnen der himmlischen Pforten, freundlich die Aphrodite, als sie, dem Schaume des Meeres entstiegen, zuerst die Küste von Cypern betrat. Ambrosische Kleider reichten sie ihr, und zierten der Göttin Haupt mit einer künstlich gewundenen Krone, und verehrten ihr Ohrgehänge, eine Mischung von Erz und dem edelsten aller Metalle. Aber den zarten Hals und den silberfarbenen Busen schmückten sie ihr mit goldenen Spangen; denn sie selbst, die lieblich gelockten Horen, schmückten sich so, wenn fröhlige Tänze sie zu dem Pallaste ihres Vaters und zu den Götterversammlungen rufen. Auch Pandora bekränzten sie einst, und überreichten der reizende Ariadne, dem jugendlich schönen Bakchus verlobt, die hochzeitliche Krone, ein künstlich strahlendes Werk des erfinderischen Hephästos. Der Juno, deren Wärterinnen sie einst beim Ozeanus waren, sind sie immer als dienende Zofen bereit, und schirren ihr die Rosse an das Joch, und füttern sie mit ambrosischer Nahrung, und sie selbst, die lieblichen Schwestern, fahren mit goldenen Zügeln daher. In den ältern Zeiten der Kunst wurden die Horen in zwei, nachher in drei Figuren, bald einzeln, bald mit andern Gottheiten zugleich vorgestellt. Drei Horen, in der Stellung von Tanzenden, befinden sich auf der Basis eines Leuchters in der albanischen Villa. Ihre Kleider sind aufgegürtet, oder vielmehr vermittelst einer Schleife, die in den Seiten gebunden ist, nach Art der alten Tänzerinnen in die Höhe gezogen. Die eine Figur trägt eine Fruchtschaale in der Hand, neben ihr liegen Früchte, ein Symbol des Herbstes. Die andern beiden Figuren haben nichts in der Hand, aber zu den Füßen der einen brennt auf erhöheten Steinen ein Feuer, ein Sinnbild des Winters, und an der Seite der andern steigt eine Blume, das Bild des Lenzes empor. Auf den Köpfen tragen sie Kronen von Blättern, vielleicht Palmblätter. Es giebt kein schöneres Bild, um sich darunter die Flucht der Zeit zu denken, als die tanzenden Horen, welche daher auch in den Dichtungen sowohl, als

auf Kunstwerken den Charitinnen sich gesellen, und gemeinschaftlich mit ihnen Tänze aufführen.

Hören, s. Gehör.

Horizont, ein großer Kreis, der die Erd- und Himmelskugel in zwei gleiche Theile, oder in die obere und untere Halbkugel theilt. Man unterscheidet einen wahren und einen scheinbaren Horizont. Der letztere ist der Kreis, der jedesmal unsere Aussicht begrenzt, wenn wir auf irgend einem Punkte der Erdoberfläche stehen, oder der Gesichtskreis; der erstere hingegen ist jener große Kreis unter uns, den wir in der Tiefe des Erdhalbmessers um die ganze Kugel herum gezogen uns vorstellen. Könnten wir uns so hoch über unsern Standpunkt erheben, um mit unsern Blicken die Hälfte der Erdkugel zu übersehen, so würden scheinbarer und wahrer Horizont zusammenfallen. Wegen der großen Entfernung der Himmelskugel von der Erde wird jedoch für den Beobachter auf der Erde der scheinbare und wahre Horizont am Himmel als übereinkommend angenommen, indem beider Unterschied fast für nichts zu achten ist. 2) Im logischen Sinne bezeichnet der Horizont den ganzen Umfang (Sphäre) menschlicher Erkenntniß. Was für Menschen nicht erkennbar ist, liegt unter, nicht über ihrem Horizonte. So wie jeder Mensch seinen eignen Horizont hat: so hat er auch seinen logischen.

Hormayr (Joseph, Freiherr von), geheimer Rath, Kanzler von Tyrol und Ritter des Stephansordens, aus einem altadeligen, ursprünglich baierischen Geschlechte, geboren zu Innsbruck 1705, organisirte, nachdem er schon früher sich als Schriftsteller im juristischen und publicistischen Fache ausgezeichnet hatte, auf Befehl der Kaiserin Maria Theresia Schwäbisch-Oestreich und Tyrol, legte herrliche Straßen in letzterm Lande an, und erklärte sich freimüthig gegen den Gebrauch der Folter beim gerichtlichen Verfahren. Unendlich viel nützte er seinem Vaterlande als wärmster Freund der Gelehrten und Künster, z. B. des Hirten und Geodeten Peter Anich, der Naturforscher Scopoli, Niklas und Gregor Fontana, des großen historischen Kritikers Tartarotti, durch seine wichtigen Verbindungen mit Muratori, Maffei und mit den Akademikern von München. Der edle Freiherr starb in seiner Vaterstadt 1778, das vollste Zutrauen seines Monarchen mit ins Grab nehmend.

Horn, eine ziemlich harte, durchschneidende Substanz, welche vielen Thieren in mancherlei Gestalt zur Vertheidigung dient und am Hinterhaupte festgewachsen ist. Es ist weicher als Knochen, hat aber fast dieselbe Struktur, nur einen größern Gehalt an Gallerte. Es wird zu technischen Zwecken benutzt. Da wir jedes Horn jetzt durch Dampf zu erweichen verstehen: so wird der Abfall von Spänen beim Drehen, in große Formstücke, die sich hernach erhärten, gepreßt und könnte noch mehr, als bisher geschieht, von unsern Künstlern, welche die neueren chemischen Entdeckungen benutzen, zu nützlichen, weit gefälligeren Formen angewandt werden.

Horn, s. Waldhorn.

Horn, das Vorgebirge, bildet die äußerste südliche Spitze des Feuerlandes bei der magellanischen Straße. Es ist kalt und unfruchtbar, mit hohen Eisfelsen an dem Gestade und in den Häfen. Frisches Wasser, Treibholz und Sellerie findet hier der Seefahrer und weiter nichts. Die Geographen setzen dies Vorgebirge gewöhnlich in den 57° 30″ der Länge; doch genauere Beobachtungen geben seine Länge auf 56° 30″ an. Es wurde im Jahre 1616 von Jacob le Maire, gebürtig aus Horn in Holland, entdeckt, woher es seinen Namen hat.

Horn oder Hornes (Philipp II. von Montmorenci-Nivelle, Graf von), war der Enkel von Jean de Nivelle, der, von seinem Vater enterbt, seine Baronie und die väterlichen Lehen verloren hatte, und 1522 geboren. Als

souverainer Herr von Horn, Altena, Mörs u. s. w. gehörte er zu den reichsten Gutsbesitzern in den Niederlanden und ward Capitain der flamändischen Garden des Königs von Spanien, Chef des Staatsrathes der Niederlande und Admiral im flandrischen Meere. In den Schlachten von St. Quentin und Gravelines zeichnete er sich durch Muth vorzüglich aus, und trug nicht wenig zum Siege in der letztern bei. Mit seinem Verwandten, dem unglücklichen Grafen von Egmont und Wilhelm von Oranien, stand er in freundschaftlichen Verhältnissen, und theilte mit ersterm, da Wilhelm von Oranien Beide nicht zur Flucht hatte bewegen können, den Tod auf dem Schaffot. Er wurde den 4. Juni 1568 mit seinem Bruder, Floris von Montmorenci, enthauptet.

Horn (Gustav, Graf von), schwedischer Senator und Feldmarschall, geb. 1592, führte eben so geschickt die Feder als den Degen, und war einer der besten Schüler Gustav Adolphs, den er auf allen seinen Zügen begleitete. Die Königin Christine, die seine Verdienste zu schätzen wußte, belohnte ihn mit dem Marschallsstabe. Er starb 1657. Man schreibt ihm ein Werk zu, welches den Titel führt: Ducis perfecti munus. — 2) (Arved Bernhard, Graf von), schwedischer Reichsrath, des Vorigen Verwandter, geb. 1664, wohnte mehrern Feldzügen bei, verließ aber die Waffen und widmete sich dem Staatsdienste. Im J. 1704 wurde er schwedischer Gesandter in Warschau, und trug nicht wenig zur Wahl des Grafen Stanislaus Lescinsky zum König von Polen bei. Im folgenden Jahre wurde er schwed. Reichsrath und hatte, besonders nach Karls XII. Tode, großen Antheil an der Erhebung von Karls Schwester, Ulrike Eleonora, zur schwedischen Königin und an der Constitution, welche die königl. Gewalt beschränkte. Eben so eifrig war er bemüht, nach der Königin Ulrike Tode ihrem Gemahl, dem Erbprinzen Friedrich v. Hessen-Cassel (den 4. April 1720), den schwedischen Thron zu verschaffen, und dirigirte alle inländischen und auswärtigen Geschäfte fast unumschränkt, so daß sich die fremden Gesandten immer an ihn wandten und seine Meinung im Staatsrathe fast immer die herrschende war. Als aber im Jahr 1739 die franz. Partei die Oberhand behielt, legte er seine Aemter nieder und starb den 19. Apr. 1742 — 3) Graf von Horn, geb. zu Stockholm 1763, hielt sich seit 1790 in Kopenhagen auf und starb daselbst im Mai 1823, als lyrischer Dichter sehr rühmlich bekannt.

Horneck (Ottokar von), einer der ältesten Geschichtschreiber, der im Anfang des 13. Jahrh. lebte. Er schrieb seine Geschichtbücher nicht in Prosa, die damals noch gar nicht ausgebildet war, sondern in Reimen. Früher übte er die Minnesängerkunst, in welcher ihn Meister Konrad von Rottenberg unterrichtete. Späterhin wandte er seine Geschicklichkeit im Schreiben und Reimen ausschließlich auf Schilderung wirklich geschehener Dinge. Um das Jahr 1280 verfaßte er ein Werk über die Weltreiche, welches mit Friedrichs II. Tode schloß. Dann schrieb er eine aus mehr denn 83.000 Reimen bestehende Chronik, in welcher er das Wichtigste seiner Zeit aufzeichnete. Siehe hierüber: Aus und über Ottokars von Horneck Reimchronik, von Th. Schacht, Mainz 1821.

Hornemann (Friedrich Conrad), ein berühmter Reisender, geb. zu Hildesheim 1772, studirte zu Göttingen Theologie, erhielt dann eine Anstellung in Hannover und wurde hierauf 1795 durch Blumenbach der afrikanischen Gesellschaft in London als Reisender empfohlen. Nach zweijähriger Vorbereitung unternahm er 1797 die Reise nach Aegypten, vervollkommnete sich in Cairo in der Kenntniß der arabischen Sprache und setzte von dort 1799 die Reise in das Innere von Afrika fort. Er nahm seinen Weg zuerst nach Murzuk, der Hauptstadt von Fezzan, ging von da nach Tripolis und war den 12. April 1800 Willens, mit der großen Caravane von Bouru abzuge-

hen. Er soll auf dem Rückwege von Tripolis nach Fetz an einem Fieber gestorben und zu Aucalus begraben seyn. Sein deutsch geschriebenes Tagebuch hatte er früher nach England geschickt. Die englisch-afrikanische Gesellschaft gab es 1802 englisch heraus und Karl König deutsch. Sein letztes Tagebuch soll zwar dem brittischen Consul in Tripolis zugesandt seyn, der es aber schwerlich empfangen haben wird, weil es nicht bekannt geworden ist.

Hornhaut. Die durchsichtige, feine Haut, welche vorn den kleinern Kugelabschnitt des Augapfels ausmacht, nennt man Hornhaut, cornea. Sie besteht aus Platten; nach einem englischen Anatom sollen 70 aufeinanderliegende, höchst feine Scheiben diese Haut bilden. Hornhautfistel ist ein Geschwür derselben; sie ist vollkommen, wenn die Hornhaut von dem Fistelkanal vollständig durchbohrt ist, und so 2 Oeffnungen, eine innere und äußere, entstehen; unvollkommen, wenn sich der Kanal nur nach Außen öffnet. Man theilt sie noch in einfache und zusammengesetzte: die letzte hat an ihrer Oeffnung einen aufgeworfenen Rand; die erste hingegen ist hiervon frei.

Hornsilber, eine hornförmige, durchscheinende Masse und salzige Verbindung des Silbers und der Salzsäure. Sie ist erst weiß und im Wasser auflöslich, schwärzt sich jedoch im Lichte der Sonne.

Hornstein ist der Name aller durchscheinenden, im Bruche muschelförmigen Steinarten. Dahin gehören also der Achat, der Korallen- und der gemeine Feuerstein.

Hornwerk, bei einer Festung ein Außenwerk, welches im Graben oder am äußern Rande desselben liegt und aus zwei halben Bollwerken besteht, die mit einer Curtine verbunden sind. Die langen mit einander gleichlaufenden Seitenlinien nennt man Flügel. Das Hornwerk soll den Hauptwall decken, das Anrücken des Feindes erschweren, schwache Punkte verstärken, oder andere außerhalb der Festung gelegene Punkte mit einschließen, wenn ihre Lage dem Feinde Nutzen verschaffen könnte.

Horoskop, ein mit Tages- und Nachtlängen bezeichnetes, mathematisches Instrument. — Stellen, heißt die Handlungen und Schicksale der Menschen aus der Stellung der Gestirne und der Geburtszeit eines Menschen bestimmen wollen.

Hörohr, s. Gehörwerkzeuge (künstliche).

Horst, ein Büschel dicht an einander gewachsenen Grases, Getreides u. d. gl.; eine Stelle wo diese Gewächse dichter als gewöhnlich zusammengewachsen sind; 2) ein mit Buschwerk bewachsener Ort; auch ein kleiner mit Ober- und Unterholz bewachsener Hain auf dem Felde; 3) ein im Moorlande liegender erhabener Platz, der auch in nassen Jahren trocken bleibt; 4) ein Hügel von Sand oder Erde, vornehmlich wenn ihn das Wasser zusammengespühlt hat; 5) das Nest der Raub- und Stoßvogel, von welchen man auch, statt nisten, horsten sagt.

Horus, eine ägyptische Gottheit, ein Sohn der Isis, der gewöhnlich als Kind, der Isis auf dem Schooße sitzend, und an ihrer Brust saugend, vorgestellt wird. Er war der letzte unter den Götterkönigen, welche in Aegypten regierten. Als Typhon seinen Vater Osiris getödtet hatte, ließ er auch ihn, ob er gleich noch ein kleines Kind war, allenthalben aufsuchen. Seine Mutter aber hatte ihn der Latona anvertraut, welche ihn auf einer Insel bei Buto verbarg. Nach Diodorus wurde er aber doch von den Titanen getödtet und in einen Fluß geworfen. Seine Mutter fand ihn hier, gab ihm das Leben wieder, und machte ihn unsterblich. Zugleich unterrichtete sie ihn in den Geheimnissen der Arzneikunst, durch welche sie ihn ins Leben zurückgerufen hatte, und in der Kunst zu weissagen, welche Horus zum Besten der Menschen anwandte. Nun ermahnte sie ihn, wie Plutarch erzählt, den Tod

seines Vaters zu rächen, und dieser stieg selbst aus der Unterwelt herauf, um ihn in der Kriegskunst zu unterrichten. Sobald er erwachsen war, ward er Truppen, und bekriegte den Typhon, den er auch glücklicher Weise gefangen bekam, und in Ketten der Isis überschickte. S. Typhon. Als Hieroglyphe bedeutet Horus die Zeit vom längsten Tage bis zum Herbstäquinoktium, wo der Nil die Erde durch seine Ueberschwemmung befruchtete. Man bildete ihn deßhalb auch als Kind, nicht als Mann, weil er nur die Zeit der Hoffnung zu künftigen Früchten, nicht die Zeit der Reife selbst anzeigen sollte. — 2) Der Name eines ägyptischen Schriftstellers, der ein Werk über die Hieroglyphen hinterlassen hat, das griechisch auf uns gekommen ist.

Hose. Die Hosen stammen ursprünglich aus Asien her, und schon bei den Babyloniern waren sie eingeführt. In Europa kamen die Hosen zuerst bei den Galliern vor; den Römern war dies so auffallend, daß sie einen Theil Galliens Gallia braccata, oder das behoste Gallien nannten. Die Römer führten sie erst in den spätern Zeiten bei sich ein. Damals vertraten die Hosen zugleich die Stelle der Strümpfe; diese wurden erst vor einigen Jahrhunderten davon getrennt. Sie wurden bald eng bald weit getragen, wie es die Mode befahl. Zu einem Paar der sogenannten Pluderhosen, gegen die Osiander in seinem Hoffartsteufel und Muskulus in seinem Hosenteufel eiferten, wurden wohl 200 Ellen Zeug verwandt, und wem die Mittel zu solchem Aufwand fehlten, der stopfte sie aus. So ließ einmal der Kurfürst Joachim II. von Brandenburg, der diese Pluderhosen strenge verboten hatte, einem, den er in solchen Hosen erblickt, dieselben aufschneiden, und es fielen nicht mehr als einige Scheffel Kleien heraus. Erst zu Ludwigs XIV. Zeiten ward die heutige Art der Hosen Mode.

Hoseas, der erste unter den kleinen Propheten des A. Test., war ein Zeitgenosse von Isaias, Amos und Micha, blühte um 770 v. Chr. und hinterließ ein prophetisches Buch. Das durch ihre Schuld verletzte Verhältniß mit Gott kleidet er in den ersten drei Kapitein seines Buchs in die den hebräischen Dichtern wegen des Bundes, den Jehovah mit den Israeliten geschlossen hatte, sehr geläufige Allegorie einer Ehe ein, die ihm sein Weib gebrochen. Die übrigen Kapitel behandeln denselben Gegenstand in abwechselnden Bildern mit Vorwurf, Ermahnung und Drohung; das nahe Exil wird vorher verkündigt, und die tröstliche Verheißung der endlichen Rückkehr des gebesserten Volks mildert das Ende dieses prophetischen Buchs. Die Darstellung ist kühn und bilderreich und unterscheidet sich wesentlich von der der andern Propheten. Die Erklärer der kleinen Propheten, Michaelis, Hezel, Bauer, Volborth, Bahrdt, haben ihn ebenfalls mit bearbeitet, so wie besonders Struensee, Happach, Schröder, Pfeiler und Manger.

Hosianna, Hosanna (Heil ihm, hilf ihm Gott), war ein feierlicher Glückwunsch der Juden, mit dem sie ihre Könige und Helden begrüßten. Es ist auch der Name, den die Juden einem Gebete, das sie an dem vierten Tage des Lauberhütten-Festes hersagen, beilegen. Rab. Elias sagt, daß die Juden die Palmzweige, welche sie an diesem Tage trugen, auch Hosanna nennen. Sie haben überdies mehrere Hosanna's-Gebete, welche sie Hoschannoth, d. h. die Hosanna's nennen; die ersten beten sie am ersten, die andern am zweiten Tage des Festes u. s. w.; daher auch die Benennung, Hosanna des 1. 2. 3. Tages. Hosanna rabba, oder das große Hosanna, nannten sie das Lauberhüttenfest, und vorzugsweise den ersten Tag.

Hospitäler, s. Krankenhäuser.

Hospitalfieber, s. Typhus.

Hospodar, welches wörtlich Herr heißt, ist der Titel der der Pforte zinsbaren Fürsten von der Moldau und Walachei (s. d. Art.).

Hostie, von dem lat. hostia, ein Opfer, in der Sprache der katholischen Kirche das durch die Konsekration beim Abendmahl in den wirklichen Leib Christi verwandelte Brot. Auch die andern christlichen Religionsparteien bedienen sich dieses Namens, jedoch mit veränderter Bedeutung. Vergl. d. Art. Union.

Hottentotten, ein afrikanisches Volk, welches die Südspitze von Afrika bewohnt, und theils unter brittischer (vormals holländischer) Herrschaft steht, theils unabhängig lebt. Sie haben Aehnlichkeit mit den Negern, gehören aber nicht zu denselben. Sie sind eine ganz eigenthümliche Menschenart, welche in ihren Gesichtszügen eine auffallende Aehnlichkeit mit den Chinesen haben. Sie selbst nennen sich Quaiquâ. Von den Holländern auf das schmählichste unterdrückt, schlimmer als die Negersklaven behandelt, hat ihre Zahl sich außerordentlich vermindert; es mag ihrer kaum noch 15.000 im ganzen Umfange der Colonie geben. Die Haut des Hottentotten ist gelblich braun, sie schmieren sie gern mit Fett ein und bestreuen sich mit Staub, wodurch sie ganz schwarz scheinen. Ihre Haare sind dünn und äußerst hart. Im Ganzen sind sie schwach. Die Weiber, in der Jugend oft schön gebaut, werden ungestalt, sobald sie Kinder geboren haben. Ihre Bekleidung besteht fast nur in einem Gürtel, einem Schaffell gegen die Kälte und einer Art von Schurz, welchen sie wie unsere Bergleute den ihrigen tragen. Ihre Waffen bestehen in einem Wurfspieße, Hassagai, einem Bogen und Pfeile, welche meist vergiftet sind. Sie können lange hungern, essen dann aber auch wieder unglaublich viel auf einmal, auch die ekelhaften Nahrungsmittel verschmähen sie nicht. Durch die Europäer haben sie den Tabak und den Branntwein kennen gelernt, welche sie leidenschaftlich lieben. Alle Spuren ihrer ursprünglichen Religion sind ihnen verloren gegangen. Obgleich sie als stumpfsinnig verschrieen werden und in der That selten nur bis 5 zählen können und fast nie ihr Alter anzugeben wissen, sind sie doch äußerst gutmüthig und gelehrig. Man hat sehr gute und sogar reinliche Soldaten aus ihnen gebildet, und die von christlichen Missionären gestifteten Gemeinden zeichnen sich durch Reinlichkeit, Fleiß und Sittsamkeit aus. Ihre ganz eigenthümliche Sprache hat das Besondere, daß fast jedes Wort mit einem gewissen Schnalzen begleitet ist, wodurch oft der Sinn des Wortes sehr modificirt wird. Ihren Reichthum machen Heerden von Rindvieh und Schafen, die des Nachts auf dem innern Platze ihrer kleinen Dörfer oder Kraale hausen. Ganz abweichend von ihnen sind die braungelben Buschmänner (Bosjemans oder Saabs) d. i. die aus dem Hinterhalt im Strauch, Bosje, auf Wild und Feind schießenden Männer, in 3 Stämmen: Namaquas (unter denen die englischen, in der berlinischen Pflanzschule gebildeten Missionarien 700 Christen um sich gesammelt haben, die sie unterrichten), Dammaras und Koranas, mit eigener Sprache und Sitte, die auf der niedrigsten Stufe der Bildung stehen, und als Haar eine wahre, glänzend schwarze Wolle haben, die an Feinheit und Krause das Haar der Neger übertrifft. Aus der Verbindung der Europäer mit Hottentottinnen sind die Mestizhottentotten entstanden. Viele dienen den Kolonisten um Lohn, und nur ihre eigene afrikanische Indolenz läßt sie zu keinem großen Wohlstand gelangen. Nach der Verordnung des Gouvernements vom 8. Juli 1816 sollen alle Hottentotten und andere elternlose arme Waisen vom 8—18 Jahre bei christlichen, als ordentlich bekannten Kolonisten untergebracht werden, um sie zu einem nährenden Gewerbe und zur christlichen Religion zu erziehen, und ihre Dienste so zu benutzen, daß jene Zwecke erreicht werden.

Hottinger, der Name einer Schweizerfamilie, die mehrere berühmte Gelehrte, vorzüglich Theologen, hervorgebracht. 1) (Joh. Heinr.), geb. in Zürich 1620, zeigte auf der Schule daselbst so glückliche Anlagen, daß man ihn auf öffentliche Kosten stubiren ließ. Er ging hierauf zuerst nach Gent, und von da nach Frankreich, Holland und England. Nach der Rückkehr in sein Vaterland wurde ihm die Professur der Kirchengeschichte, der Theologie und der orientalischen Sprachen übertragen. Durch seine lehrreichen akademischen Vorträge sowohl, als auch durch seine zahlreichen Schriften stieg sein Ruhm so hoch, daß ihn der Kurfürst von der Pfalz 1654 nach Heidelberg berief, um durch seine Wirksamkeit diese Universität, die damals von ihrer vorigen Höhe sehr herabgesunken war, wieder zu heben. Hottinger folgte diesem ehrenvollen Rufe, belebte aufs Neue die Studien, und erwarb sich die Achtung und das Zutrauen des Kurfürsten. 1658 begleitete er diesen auf den Reichstag zu Frankfurt, wo er mit den ausgezeichnetsten Männern Deutschlands, unter andern mit dem Orientalisten Ludolph, Bekanntschaft machte. 1661 kehrte er endlich in seine Vaterstadt zurück; hier wurde ihm die Würde eines beständigen Rektors der Universität, mehrere ehrenvolle Aemter, ja einigemal selbst Staatsgeschäfte übertragen. 1667 erhielt er von der Universität zu Leiden einen wiederholten Ruf als Professor der Theologie, und er beschloß endlich, diesem Rufe zu folgen. Als er aber dahin reisen wollte, hatte er das Unglück, auf einer Fahrt auf der Limmat mit einem Theil seiner Familie sein frühes, allgemein bedauertes Ende zu finden. Mit ungemeinem Fleiße erforschte er die innere Verwandtschaft der morgenländischen Sprachen, und machte auf den Gewinn, welchen die Schrifterklärung daraus ziehen könnte, aufmerksam; er setzte mit diesem Studium das Studium der orientalischen Geschichte und Archäologie in enge Verbindung, und gab über die Geschichte der Juden und Mohammedaner, wie überhaupt über die Geschichte der Religionen und Sekten des Orients, besonders in seiner, bis auf die Zeit der Reformation gehenden Kirchengeschichte genaue Kunde. — 2) (Joh. Jak.), Sohn des Vorhergehenden, geb. in Zürich 1652, ward 1698 Professor der Theologie in dieser Stadt, und starb 1735. Die Schriften dieses unermüdlichen Schriftstellers, die beinahe alle über die heil. Schrift oder über andere Gegenstände der Philosophie handeln, zeichnen sich aus durch ihre Menge. Am meisten wird seine Kirchengeschichte der Schweiz (Zürich 1708 — 1720, 2 Bde. 4.) geschätzt. — 3) (Joh. Jakob), geboren 1750, Professor und Chorherr zu Zürich, und gestorben daselbst 1819, hat sich durch Herausgabe und Uebersetzungen mehrerer Klassiker rühmlichst bekannt gemacht. Auch als Aesthetiker und Literator hat er sich bedeutende Verdienste erworben. Besonders ist hier anzuführen seine vortreffliche Preisschrift: Versuch einer Vergleichung der deutschen Dichter mit den Griechen und Römern (Mannh. 1789); seine Bibliothek der neuesten theologischen, philosophischen und schönen Literatur (Zürich 1784—86, 3 Bde.); über Bodmer (Zürich 1785, 8.), Salomo Geßner (Zürich 1796, 8.) und J. J. Steinbrüchel, sein Lehrer. Mit Wieland und Fr. Jakobs vereinigte er sich zur Herausgabe des neuen attischen Museums.

Houel (Johann), ein geschickter Kupferstecher und Maler, wurde 1756 zu Rouen geboren. Er erlernte die Kupferstecherkunst unter Le Mire, verließ aber hernach Kunst und Lehrer und widmete sich unter Anleitung des Descamps der Malerkunst, und vervollkommnete sich später in der Schule des Casanova. Er machte, voll Begierde, die Werke des Alterthums zu kennen, und die schönsten Gegenden Europa's zu sehen, eine Reise durch Griechenland und Sizilien. Nach Paris zurückgekommen, faßte er den Entschluß, die Ausbeute seiner Reisen bekannt zu machen, und führte ihn mit Hülfe des Leprince aus. Innerhalb 6 Jahren vollendete er seine Voyage pitoresque de

Sicile, Malte et de Lipari, ein Werk, das mehr als 250 Platten und 4 Foliobände Text umfaßt. Die alten Denkmäler sind mit dem angestrengtesten Fleiße und mit großer Genauigkeit gezeichnet. Er wurde Mitglied der Akademie und starb 1813 zu Paris. Er soll auch Dichter gewesen seyn.

Houris, bei den Muhamedanern die Jungfrauen, welche im Paradiese die wahren Gläubigen belohnen. Diese Weiber sind nicht die, welche sie einst auf Erden besaßen; sondern zur Wonne der Seligen werden sie neu geschaffen, besitzen außerordentliche Schönheit, deren Reize nie verblühen; sie kommen den Umarmungen liebend entgegen, und erleiden durch keinen Liebesgenuß Schaden an ihrer Jungfräulichkeit. Der Koran entwirft von ihnen eine reizende Schilderung: sie sind von blendender Schönheit; denn Rubinen und Perlen werden durch sie beschämt; aus großen schwarzen Augen blicken sie einzig den Geliebten schmachtend an. In einem stets grünenden Garten liegen sie auf schwellenden Polstern unter duftenden Lauben hingegossen, und warten des Geliebten, der eine Fülle des süßesten Genusses, und eine Quelle nimmer versiegender Freude in ihren Armen findet. Das Glück, was man in den Liebkosungen der irdischen Schönen empfindet, ist nur ein leichter Schatten gegen das, was die Houris gewähren. Ein seliger Muhamedaner kann aber auch statt eines himmlischen Mädchens seine Frau zur Gefährtin des Paradieses erhalten, wenn er es wünscht, und diese ihn im Leben innig geliebt hat. Muhameb hat das Vorbild seiner Houris aus der Perser-Religion genommen, die auch den echten Gläubigen ein Paradies verspricht, worin schwarzäugige Nymphen, Hurani behisht genannt, ihre Belohnung mit ausmachen sollen.

Houtmann (Cornelius), Reisender und Gründer des holländischen Handels in Ostindien, geb. zu Gouda in der Mitte des 17. Jahrh., hielt sich, seiner Geschäfte wegen, einige Zeit in Lissabon auf, und zog daselbst Nachrichten über den Handel nach Indien ein; allein, eben dadurch erregte er Verdacht und wurde von dieser, auf den Handel nach Ostindien eifersüchtigen Nation ins Gefängniß geworfen, woraus ihn die Amsterdamer Kaufmannschaft, der er die erfahrenen Handelsgeheimnisse mitzutheilen versprach, loskaufte. Nach seiner Rückkehr trat die Kaufmannschaft zu Amsterdam in eine Gesellschaft zusammen, die den Namen: Compagnie der entfernten Lande, führte, rüstete 4 Schiffe aus, mit denen Houtmann 1595 nach Ostindien ging und mit geringen Vortheilen 1597 nach Amsterdam zurück kehrte. Dennoch war nun der erste Schritt geschehen und es bildeten sich in den übrigen holländischen Seestädten ähnliche Gesellschaften, die sich zuletzt zu einer ostindischen Compagnie vereinten. Houtmann wurde darauf 1598, als Befehlshaber von 2 Schiffen, die ein Kaufmann zu Middelburg ausgerüstet hatte, nach Ostindien geschickt, wobei Johann Davids sein Steuermann war. Ein indischer König auf Sumatra nahm ihn anfangs freundlich auf, ließ aber bei einem Feste ihn gefangen nehmen, und so kehrten die holländischen Schiffe, in der Meinung, Houtmann sey todt, allein nach Europa zurück. Er starb, da die Portugiesen seine Rückkehr hinderten, auf Sumatra. Sein Bruder, Friedrich, der mit ihm zugleich verhaftet wurde, kehrte später nach Holland zurück und wurde Statthalter auf Amboina. Die Beschreibung dieser ersten Reise der Holländer nach Ostindien erschien in holl. Sprache, Amsterdam und Middelburg 1598, Fol. S. Indien.

Howard (John). Dieser in ganz Europa berühmte Menschenfreund stammte aus einer edlen alten Familie in England, ward zu Clayton 1727 geboren. Er hatte sich auf verschiedenen Schulen sehr schätzbare Kenntnisse erworben, als ihn sein Vater für die Handlung bestimmte. Der Tod desselben brachte ihn aber schon im 17. Jahre in den Besitz eines so ansehnlichen Vermögens, daß er nicht mehr nöthig hatte, Handelsgeschäften ob-

zuliegen. Er widmete jetzt seine glückliche Muße ganz der Bildung seines Geistes, und legte sich unter andern auf die Natur- und Arzneiwissenschaft. Diese letztere kam ihm in der Folge bei seinen wohlthätigen Bemühungen vortrefflich zu Statten. Er wohnte bei einer Wittwe in London, die ihn mit seltener Zärtlichkeit und Emsigkeit verpflegte. Dies machte auf Howard einen tiefen Eindruck, und aus Dankbarkeit bot er ihr seine Hand an, ohne auf die Verschiedenheit des Alters und des Vermögens Rücksicht zu nehmen. Er verlor sie aber schon nach dreien Jahren. Im Mai 1756 ward Howard zum Mitgliede der königl. Gesellschaft der Wissenschaften erwählt, und in eben diesem Jahre beschloß er auf Reisen zu gehen, um sein Gemüth, welches nach dem Tode seiner Frau sehr niedergeschlagen war, aufzuheitern. Lissabon war erst vor Kurzem durch ein Erdbeben zerstört: diese Ruinen wollte er sehen; aber er erreichte seinen Zweck nicht. Das Paketboot, worauf er sich befand, gerieth in die Hände eines französischen Kapers, und er selbst in die Gefangenschaft. Dies war vielleicht die erste Veranlassung, daß er auf die übele, oft grausame Behandlung der Gefangenen Achtung gab. Er selbst ward zu Brest in Bretagne einige Monate lang hart behandelt, bis er sich durch seinen edlen Anstand, durch seine Rechtschaffenheit, die ihm aus den Augen strahlte, die Freiheit verschaffte. Man ließ ihn ohne Ranzion, bloß auf sein Ehrenwort nach England reisen, wo die Regierung einem französischen Seeoffizier statt seiner Person die Freiheit gab. Bald nachher kaufte er ein kleines Landgut, und trat zum zweiten Mal mit Henriette Leeds in die Ehe. Dieses liebenswürdige Frauenzimmer war ganz für ihn geschaffen; allein nach sieben glücklichen und vergnügten Jahren, die er mit ihr verlebte, entriß sie ihm der Tod in ihrem ersten Kindbette. Ohne seine Gattin, die er so zärtlich liebte, ward der ihm sonst so angenehme Aufenthalt auf seinem Gute eine Einöde. Er bezog jetzt Cardington, eines von seinen väterlichen Gütern. Im Jahr 1773 wurde er Ober-Landrichter der Grafschaft Bedford. Dies war die eigentliche Epoche, wo Howard veranlaßt ward, sich als einen großen Wohlthäter des menschlichen Geschlechts zu zeigen. Sein Amt brachte ihm die Noth der Gefangenen näher vor's Auge. Er fand, daß vielerlei Mißbräuche herrschten, und daß die Leiden der unglücklichen Eingekerkerten sehr groß waren. Um diese Mißbräuche abzustellen, und diese Leiden zu erleichtern, fühlte er sich gedrungen, die vornehmsten Gefängnisse in den benachbarten Grafschaften zu besuchen. Hier fand er die nämlichen Mißbräuche und die nämlichen Leiden. Viele Gefangene, sowohl Schuldner als Spitzbuben, lagen sogar todtkrank am Kerkerfieber oder an den Blattern. Dies bewog ihn, seine Beobachtungen auch auf entferntere Gefängnisse auszudehnen; und durch seine Beredsamkeit und Thätigkeit brachte er es dahin, daß eine Parlamentsakte bekannt gemacht wurde, welche nicht bloß die Erhaltung der Gesundheit der Gefangenen zum Gegenstande hatte, sondern auch die Unterstützung solcher betraf, welche bei ihrer Loslassung die Kosten und Gebühren nicht bezahlen konnten. Howard erhielt für seine patriotischen Bemühungen eine öffentliche Danksagung vom Unterhause. Der Wohlthäter Englands zu seyn, genügte dem edlen Manne nicht; er wollte sich auch um die leidende Menschheit in andern Ländern verdient machen. In dieser Absicht stellte er seit dem Jahre 1775 zu verschiedenen Zeiten Reisen durch Holland, Frankreich, Flandern und Deutschland, durch die Schweiz und Italien, durch Dänemark, Schweden, Polen und Rußland an. Verschiedene dieser Länder besuchte er mehr als einmal, und jedesmal in der edlen Absicht, die wichtigsten Hospitäler und Gefangenhäuser zu besuchen, seine Bemerkungen über die fehlerhafte Einrichtung derselben, über die eingeschlichenen Mißbräuche, und die oft unmenschliche Verwahrlosung der Gefangenen und Kranken niederzuschreiben,

und sie dann dem unparteiischen Publikum gedruckt vorzulegen. Bei diesen Untersuchungen scheute er weder Kosten noch Beschwerden, und ertrug alles Ungemach leicht, wenn er dadurch seinem großen Zwecke näher zu kommen glaubte. Nachdem Howard elf Jahre lang die Verbesserung der Gefängnisse zu seiner Hauptangelegenheit gemacht, und sich durch alle mögliche Mittel bemüht hatte, jene fürchterliche Krankheit, das Kerkerfieber, auszurotten, entwarf er einen Plan — den menschlichsten und wohlthätigsten, der je in die Seele eines Sterblichen kam — dem Fortgang der verwüstenden Pest Einhalt zu thun. Der erste Gegenstand, den er hiebei zu erreichen hatte, war Bekanntschaft mit den Wohnplätzen der Krankheit, den Lazarethen. In dieser Absicht ging er nach Marseille, Genua, Neapel, Sicilien, Malta, Triest, Venedig, Zante, Corfu, Smorna und Konstantinopel, hielt an den meisten dieser Orte Quarantaine, kam 1787 nach London zurück, und machte nun seine trefflichen Nachrichten von den vorzüglichsten Krankenhäusern und Pesthäusern bekannt, die 1791 deutsch erschienen. Nicht zufrieden mit dem, was er bereits gethan hatte, unternahm er 1789 eine neue Reise nach dem Orient, die dem edlen Mann das Leben kostete. Bei dem Besuche einer zu Cherson am epidemischen Fieber krankliegenden Dame ward er angesteckt und starb den 20. Januar 1790. In seinem Testamente vermachte er 40.000 Pfund Sterling zur Verbesserung der Gefängnisse und Tollhäuser.

Howe (Richard, Graf v.), ein berühmter brittischer Seeheld, geb. 1722, nahm auf der englischen Flotte Dienste, zeichnete sich 1754 unter Lord Hawke, bei Eroberung der Insel Aix, aus und zerstörte den Hafen von Cherbourg. Schnell durchstieg er alle Grade und war 1770 schon Contre-Admiral und Oberbefehlshaber im mittelländischen Meer. Mit Besonnenheit führte er während des nordamerikanischen Krieges mehrere Aufträge der Regierung aus, und besorgte das belagerte Gibraltar mit Proviant. 1788 erhielt er den Rang eines Grafen von Großbritannien. Bei Ausbruch des Kriegs mit Frankreich war er Admiral der weißen Flagge im Kanal, blokirte Brest und gewann am 1. Juni 1794 einen großen Sieg über die Franzosen bei Quessant. Ungeachtet er 1797 den Befehl über seine Flotte niedergelegt hatte, stillte er doch einen Aufruhr der Matrosen auf den Flotten von Portsmuth und Plymouth und starb 1799.

Hoym (K. G. H., Graf von), geb. 1739 zu Poplocz in Hinterpommern, studirte zu Frankfurt an der Oder die Rechte, nahm 1761 Militärdienste im preuß. Heere, verließ sie aber, um sich dem Finanzfache zu widmen, ward unter der Regierung Friedrichs des Zweiten 1770 dirigirender Minister in Schlesien, und behauptete diese Stelle auch unter Friedrichs II. Nachfolgern. Friedrich II. erhob ihn in den Grafenstand. Nach dem Tilsiter Frieden wurde er wegen seines hohen Alters in den Ruhestand versetzt und starb noch in demselben Jahre.

Huarte (Juan), geb. zu St. Jean-Pied-de-Port im französischen Königreiche Navarra, starb als praktizirender Arzt in Madrid 1580 und ist berühmt geworden durch sein kühnes und paradoxienreiches Examen de ingenios para las sciencias, Bilbao 1580, welches Lessing übersetzte unter dem Titel: Joh. Huarts Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften, Zerbst 1757 (verbesserte Auflage von J. J. Ebert, Wittenberg 1785. 8.). Man macht ihm aber den Vorwurf, einen untergeschobenen Brief des Proconsuls Lentulus an den röm. Senat, in welchem der Heiland nach seinem Aeußern beschrieben wird, als authentisch bekannt gemacht zu haben.

Huber (Joh. Ludw.) wurde den 4. März 1723 zu Großheppach, einem Dorfe im Würtembergischen, geboren. Sein Vater, Prediger daselbst, gab ihm eine sehr zweckmäßige Erziehung und bestimmte ihn zum Lehramte der Religion. Nachdem er die niedern Klosterschulen seines Vaterlandes durch-

laufen, kam er in das theologische Stift zu Tübingen, und wurde 1744 Magister der Philosophie. Allein durch eine ungerechte Zurücksetzung gekränkt, suchte er seine Entlassung und ergriff das Studium der Rechte. Seine Mußestunden widmete er der Musik und Poesie. Ungeachtet er nur geringe Aussichten zu seinem Fortkommen hatte, so verlobte er sich doch nach Vollendung seiner akademischen Studien mit der Tochter eines unbegüterten Mannes, der aber bei dem Fürsten und dem Staatsministerium ein unbeschränktes Vertrauen besaß. Durch dessen Empfehlung erhielt er 1750 die Oberamtei zu Nagold. Von da ward er 6 Jahre später nach Badenhausen versetzt, und nach abermals 6 Jahren (1762) zum Regierungsrath und Oberamtmann in Tübingen ernannt. Damals seufzte Würtemberg unter der drückenden und despotischen Regierung des Herzogs Karl; um die Pracht und den Luxus des Hofes zu befriedigen, ward mit gänzlicher Hintansetzung der Landesverfassung eine allgemeine Steuerveränderung in Vorschlag gebracht. Unter allen Oberbeamten, die er zur Ausführung dieses schändlichen Finanzprojektes gebrauchen wollte, hatte Huber allein den Muth, dem berüchtigten Minister Montmartin Gegenvorstellungen zu machen, und trotz der Drohungen und Schimpfworte des Ministers blieb er standhaft bei seinem Widerspruche. Nach seiner Zurückkunft hat er die Vorsteher der ihm untergebenen Landeskorporation, denen er, einer geheimen Instruktion, zufolge die Sache vorlegte, inständigst, auf sein Glück oder Unglück keine Rücksicht zu nehmen, und das Ansinnen des Fürsten zu verwerfen. Dies geschah, das Beispiel von Tübingen ermuthigte auch andere, und die schon gewonnenen Städte und Aemter traten wieder zurück. Der Herzog ließ nun eine militärische Exekution in Tübingen einrücken; Huber, der an einem hitzigen Fieber darniederlag, wurde gefangen genommen, und ohne Verhör, Urtheil und Recht unter starker militärischer Bedeckung auf die Festung Asprog geführt. 6 Monate saß Huber in engem Verhaft, und noch lange nach seiner Befreiung, die ihm durch den kaiserl. Minister und die Landstände erwirkt wurde, verfolgte ihn die fürstliche Rache. Von vielen Orten her wurden ihm Beweise von warmer Theilnahme gegeben, und für den Verlust seines Amtes suchten ihn die Landstände durch eine jährliche Pension von 600 Gulden zu entschädigen. Auch in seinem Privatleben fuhr er fort, durch rechtliche Gutachten und ähnliche Dienstleistungen zum Nutzen seiner Mitbürger zu wirken. Von mehreren Orten erhielt er die ehrenvollsten Anträge; allein er nahm sie nicht an, weil er sich in seinem jetzigen Zustande wohl befand. Jedes Jahr brachte er 4 Monate bei seinem Freunde, dem Regierungspräsidenten Gemmingen, zu. Diesem zu Liebe zog er auch 1788 ganz nach Stuttgart, wo er den 30. Sept. 1800 in einem Alter von 77 Jahren starb. Auch hat sich Huber durch sein literarisches Streben verehrungswürdig gemacht. Er gehört unter die verdienstvollen Schriftsteller der damaligen Zeit, die die aufkeimende deutsche Literatur mit Fleiß und Sorgsamkeit pflegten. Seine vorzüglichsten Schriften sind: Versuche in Reden mit Gott, 2te Aufl. Tüding. 1787; Oden, Lieder und Erzählungen, Tübing. 1751. Viele seiner Gedichte sind religiösen Inhalts, und mehrere von diesen wurden in das neue würtembergische Gesangbuch aufgenommen. Auch hat er sein eigenes Leben beschrieben, unter dem Titel: Etwas von meinem Lebenslaufe, und Etwas von meiner Muße auf der Festung, ein kleiner Beitrag zu der selbsterlebten Geschichte meines Vaterlandes, Tübingen 1798. Er schildert in dieser Selbstbiographie seinen Charakter, den Gang seiner Thätigkeit, und sein Schicksal, so schlicht, naiv und unbefangen, daß er jedem Leser von Gefühl äußerst anziehend und liebenswürdig wird. Ueberall spricht der geistvolle, edle und bescheidene Mann, und überall drückt sich die Gesinnung aus, die alle seine Handlungen belebte, die Gesinnung der Humanität, der Sittlichkeit und der Harmonie.

Huber (Michael), geboren 1727 zu Frankenhausen in Niederbaiern, kam in früher Jugend nach Paris, wo er mehrere Jahre den Wissenschaften und Künsten lebte; ging dann 1765 nach Leipzig, wo er die Stelle eines Lektors der französischen Sprache bei der Universität, mit dem Professortitel und einer kurfürstlichen Pension von 800 Thlrn. erhielt. Er stiftete hier eine lange Reihe von Jahren hindurch als geistreicher Uebersetzer klassischer Werke der Deutschen ins Französische, als Kunstkenner und als Lehrer der französischen Sprache großen Nutzen, und genoß die ausgezeichnete Achtung und Liebe des In- und Auslandes. Er starb 1804 im 77. Jahre seines Lebens. Michael Huber war der Erste, der durch seine, wenn auch nur prosaische Uebersetzungen der zu seiner Zeit vorzüglichsten deutschen Dichterwerke, und die geschmackvollen Kritiken, womit er dieselben begleitete, den Franzosen Achtung gegen die deutsche Literatur einflößte. Er übersetzte die sämmtlichen Werke von Geßner, Thümmels Wilhelmine, ausgewählte Briefe von Gellert und Rabener, Hagedorns Betrachtungen über die Malerei, Meiners philosophische Briefe über die Schweiz, Campe's neuer Robinson, so wie die Basedowschen Erziehungsbücher. Ferner war er der Erste, der den Franzosen in ihrer Sprache eine Anthologie deutscher Gedichte gab: Paris 1766, 12., worin er Gedichte von Hagedorn, Gellert, Uz, Kleist, Rabener, Lessing, Gleim, Schlegel, Lichtwer, Wieland, Rost und Andern ausgewählt, und eine in vier Perioden getheilte Geschichte der deutschen Poesie vorausgeschickt hatte, 3 Thl. Leipz. 1781, 4.

Huber (Ludwig Ferdinand), des Vorigen Sohn, wurde 1764 zu Paris geboren. Nicht lange nach der Geburt ihres einzigen Sohnes verließen die Eltern Frankreichs Hauptstadt, und zogen nach Leipzig, wo Michael Huber als öffentlicher Lehrer der französischen Sprache angestellt wurde. Der tägliche Umgang mit den vortrefflichsten Männern des In- und Auslandes, den der junge Huber in seinem väterlichen Hause genoß, hatte auf ihn den vortheilhaftesten Einfluß, und bestimmte die politische und literarische Richtung, die er später als Schriftsteller genommen hat. Schon frühe faßte er die lebhafteste Neigung zur ältern englischen Literatur, und im trauten Bunde mit Jünger, Gallisch, Breitkopf und anderer guten Köpfe, die damals mit Eifer der dramatischen Muse huldigten, übernahm er es, die reiche Fundgrube des alten englischen Theaters dem deutschen zugänglich und ergiebig zu machen. Eine heftige Lesebegierde verschaffte ihm sehr ausgebreitete Kenntnisse, besonders der neuern schönen Literatur. Die Gunst des Ministers Gutschmid in Dresden beförderte ihn in seinem 23sten Jahre zum kursächsischen Legations-Sekretär bei der Gesandtschaft in Mainz; zwei Jahre darauf wurde er nach Abberufung des Gesandten kursächsischer Resident daselbst. Nach Einrückung der Franzosen in Mainz (1792) ging er nach Frankfurt am Main, von wo er nach acht Monaten nach Dresden zurückberufen wurde. Sein Freundschaftsbund mit Georg Forster, dessen Gattin er hernach heirathete, bestimmte nun sein Schicksal. Um Reiter, Vater und Pfleger von Forsters Familie zu werden, welche ihm dieser kurz vor seinem Tode übergeben hatte, verließ er im Jahr 1793 seine vortheilhafte Anstellung in sächsischen Diensten, und zehn Jahre ergab sich der Edle diesem schönen Berufe. Mehrere Jahre lebte er als privatisirender Gelehrter in dem Dorfe Bosle unweit Neufchatel in der Schweiz, und darauf zu Stuttgart, wo er, nachdem Posselt die Redaktion der Weltkunde aufgegeben hatte, dieselbe unter dem Namen der allgemeinen Zeitung fortsetzte. Als er wegen des kurfürstlich würtembergischen Verbots der Zeitung nach Ulm flüchtete, ernannte ihn der Kurfürst von Pfalzbaiern zum Landesdirektionsrath; und die frohesten Aussichten für die Zukunft eröffneten sich ihm. Im J. 1804 ward er auf das Ehrenvollste in das Direktorium der neuen schwä-

bischen Provinz von Kurbaiern, das in Ulm seinen Sitz hatte, als Oberschulrath gesetzt, und nur solche Geschäfte wurden ihm zugetheilt, die mit seinen Wünschen übereinstimmten. Er fühlte sich jetzt zum ersten Male nach so mancherlei Stürmen des Lebens in sicherer Ruhe wohl, als plötzlich der Tod ihn 1804 in seinem 40sten Lebensjahre dahin raffte. Als Schriftsteller ermangelt Huber freilich der eigentlich gelehrten Bildung, sein Geist war nicht genährt durch das Studium der Alten, nicht mit Sicherheit ausgebildet durch Philosophie und Logik, und man muß ihm sogar einen bedeutenden Umfang und Tiefe des Geistes absprechen; jedoch wenn sich dieser Mangel durch etwas ersetzen oder verhüllen läßt, so könnte man in der That bei Huber zuweilen in Versuchung kommen, jene höheren Ansprüche zu vergessen. Man fand bei ihm ein redliches, durch Leiden gestärktes, liebevoll klares Gemüth, der eigentliche Boden, auf dem allein die Poesie sich erzeugen kann, die sich nie mit einem unreinen oder schwächlichen Herzen verträgt; man erkannte in ihm einen kombinatorischen Scharfsinn, einige gute leitende ästhetische Ansichten, einen Styl, der anfangs freilich von einer gewissen Mühseligkeit erkältet, sich in den letzten Jahren zu mehrerer Freiheit hindurcharbeitete. Die Deutschen hat er mit mehrern vorzüglichen Werken der englischen und französischen Literatur bekannt gemacht, und die deutsche Bühne mit vortrefflichen Bearbeitungen der besten französischen Lustspiele bereichert. Schon 1785 gab er heraus: Ethelwolf, der König kein König, ein Schauspiel in 5 Aufzügen, nebst vorläufigen Anmerkungen über Beaumont und Fletcher und das ältere englische Theater überhaupt. Unter den Lustspielen, die er aus dem Französischen übersetzt hat, gehören vorzüglich der tolle Tag oder Figaro's Hochzeit von Beaumarchais; offene Fehde, in 3 Aufz. Mannh. 1783; die Abenteuer einer Nacht, Mannh. 1789, und mehrere andere in seinem neuern französischen Theater, 3 Bde., Leipzig 1796. Auch übersetzte er Duclos geheime Memoiren zur Geschichte der Regierungen Ludwigs XIV. und XV., mit einer Einleitung und Anmerkungen, Berlin 1791. Unter allen seinen Schriften hat die meiste Celebrität davon getragen sein Original-Trauerspiel: das heimliche Gericht, das jedoch nicht aus einem poetischen Gemüthe, sondern nur aus einer sehr kalten und einseitigen Reflexion hervorgegangen ist. Von weit höherer Bildung zeugen seine Erzählungen (3 Sammi. Braunschweig 1801), in denen manche der bedeutendsten Verhältnisse der Liebe und Ehe auf eine anziehende Weise dargestellt worden sind; auch gewinnt Manches darin eine rührende Bedeutsamkeit dadurch, daß er nicht selten selbst und mit Schmerzen erlebt hatte, was er schildert. Mehrere seiner Kritiken, vorzüglich die über Göthe, sind nicht bloß dem Literaturhistoriker merkwürdig, sondern verdienen auch ohne geschichtliche Berücksichtigung eine nicht geringe Achtung, durch Eindringlichkeit und Unbefangenheit. Sie sind in seinen vermischten Schriften, Berlin 1793, gesammelt, und von einem Aufsatz über Kritik, hauptsächlich in Beziehung auf den Zustand und den nationalen Charakter der schönen Literatur in Deutschland begleitet. Auch als politischer Schriftsteller nimmt Huber einen ehrenvollen Rang ein, und die allgemeine Zeitung wurde unter seiner Redaktion vom Publikum allen ähnlichen politischen Blättern vorgezogen. Auch seine übrigen Schriften werden geschätzt: seine Friedenspräliminarien, 10 Bde. Berlin 1793—96; seine Klio, Monatschrift für die französische Zeitgeschichte, 1795; neue Klio, 1796 u. s. w.

Hubertsburg, ein königlich sächsisches Jagdschloß im Leipziger Kreise, das sich durch den Frieden, der dort am 13. Febr. 1763 zwischen Preußen, Oestreich und Sachsen abgeschlossen, und durch den der siebenjährige Krieg beendet wurde, einen Namen in der Weltgeschichte erworben. (Siehe Friedensschlüsse.) Im siebenjährigen Kriege wurde es von den Preußen geplündert, und sein Inneres zum Theil zerstört. Jetzt hat man ein Getreidemagazin darin angelegt.

Hübner (Johann), ein sehr verdienter Schulmann des 18. Jahrh., geb. zu Thyrgau bei Zittau 1668, promovirte und las in Leipzig, wurde 1694 Rektor in Merseburg und 1711 am Johanneum zu Hamburg, wo er 1731 starb. Er ist der Erfinder einer zweckmäßigen Illuminirung der Landcharten, von der der Homann (s. d. A.) in Nürnberg seit 1702 Gbrauch machte, und schrieb: Kurze Fragen aus der alten und neuen Geographie, welches noch bei seinem Leben 36 Auflagen erlebte, und in die meisten neuern Sprachen übersetzt worden ist. Fragen aus der politischen Historie bis zum Ausgang des 17. Seculi, 1697—1702, 10 Bde. 12.; Historien der Reformation in 50 Reden, 1730, 12.; genealogische Tabellen und kurze Fragen aus der Genealogie, 1708; und 46 Bde. Suppiemente zu den übrigen Werken, 1703—52; Atlas scholasticus, Nürnberg 1719, Fol.; ausführliche Nachrichten von dem hamburgischen Museum geographicum, 1722; hamburgische Bibliotheca historica, 1715, 10 Thl., neu vermehrtes poetisches Handbuch, Leipzig 1712; oratorische Fragen, eben. 1709; biblische Historien. Das Real-Staats-Zeitungs- und Conversationslexicon und das curiose und reale Natur-, Kunst-, Berg-, Gewerk- und Handlungslexicon sind jedoch nicht von ihm, sondern er hat nur die Vorrede davor gesetzt. — 2) (Johann), des Vorigen Sohn, starb als Advokat in Hamburg 1758, gab mehrere Schriften seines Vaters heraus, setzte sie fort und schrieb auch: Bibliotheca genealogica, deutsch, Hamburg 1719, 8.; vollständige Geographie, ebend. 1745, 3 Thl.

Hübsch (J. W. C. A., Freiherr von), geb. zu Köln a/R. 1729, starb 1805, verwandte den größten Theil seines Vermögens auf naturhistorische und alterthümliche Sammlungen, und schrieb mehrere gute naturhistorische, ökonomische und archäologische Abhandlungen. Sein Naturalienkabinet kam nach seinem Tode nach Darmstadt.

Hudson (Henri), ein englischer Seefahrer, welcher den Plan faßte, einen nähern Weg, als ums Vorgebirge der guten Hoffnung, nach Japan und China durch die Nordsee zu entdecken. Zweimal versuchte er diesen Weg vergebens, und bestimmte 1609 die holländisch-ostindische Handelsgesellschaft zu einem dritten Versuche. Er kam nur bis Nowa-Zembla und 1610 machte er einen vierten, um im Westen der Davisstraße ins Südmeer zu dringen; auf dieser Fahrt entdeckte er die Hudsonsbai, und überwinterte im Süden derselben. Aufrührer unter seinen Matrosen setzten ihn und 8 kranke See-Matrosen in eine Schaluppe, und überließen solche ohne Lebensmittel ihrem Schicksale. Seitdem erhielt man von diesem Entdecker keine Kunde weiter.

Hudsonsbai, ein von dem englischen Seefahrer Henri Hudson 1610, als er eine nordwestliche Durchfahrt vom Nordmeer in die Südsee suchte, entdeckter und nach ihm benannter Meerbusen in Nordamerika zwischen Neubritannien (Labrador), Neuwales und den unter dem Nordpol gelegenen Ländern. Dieser große Meerbusen, in welchen mehrere ansehnliche Flüsse fallen, und dessen nördlicher Theil die Baltonsbai, der südliche die Jamesbai und der nordwestliche Theil Roes' Welcome heißt, enthält einen Flächenraum von 14.000 Meilen. Auch die Einfahrt in denselben aus dem Nordmeer führt von ihrem Entdecker den Namen der Hudsonsstraße.

Hudsonsbai-Gesellschaft, eine 1670 errichtete Handelsgesellschaft in England, welche mit den Eingebornen der an die Hudsonsbai gränzenden Länder von Nordamerika einen ausschließenden Handel treibt. Karl II. bewilligte ihr das Eigenthum dieser kalten unwirthbaren Länder, und das ausschließende Recht, dahin zu handeln, durch eine besondre Oktroi vom 2. Mai des genannten Jahres, welche 1690 vom Parlament bestätigt wurde. Das anfangs zusammengelegte Kapital von 10.500 Pf. St., welches in 90 Aktien eingetheilt war, soll der Gesellschaft 1777 einen reinen Gewinn von 210.000 Pf. St.

gebracht haben. Die Aktionnärs gewannen also gegen 2000 Prozent. Seit der Zeit hat sie ihren Handel sehr erweitert. Die Franzosen machten den Besitz dieser Länder den Engländern mehrmals streitig, bis sie durch den Frieden zu Utrecht 1718 allen Ansprüchen darauf entsagten. Die Gesellschaft hat auf der nordwestlichen, westlichen und südlichen Küste der Hudsonsbai, besonders in Neu-Südwales, verschiedene gegen die Angriffe der Eingebornen befestigte Faktoreien und die Handelsartikel, die sie von denselben gegen europäische Waaren sehr wohlfeil eintauscht, bestehen in kostbarem Pelzwerk, in Kupfer, Biberfellen, Eiderdunen und Fischen.

Huehuetlapallan, eine amerik. Urstadt in der merik. Prov. Guatemala, deren Ruinen am Abhange von Höhen in den Wäldern am Flusse Mikel vom span. Capitän Rio 1789 entdeckt wurden. Besonders merkwürdig sind: ein pyramidenähnliches Grabmal und eine solid gebaute Wasserleitung. Im Pyramidenbau und den Bildsäulen, so wie in den huehuetlapallanischen Denkmälern zeigt sich eine klare Uebereinstimmung der ägyptischen und merikanischen Bildnerei. Cabrera zu Neu-Guatemala bemüht sich zu erweisen, daß Huehuetlapallan eine phönizisch-kananäische oder karthagische Pflanzstadt gewesen sey. Sein Werk fand in Meiningen 1824 einen Uebersetzer. Die genauere Untersuchung jener Trümmer wird über die Urgeschichte Merikos, Aegyptens und Phöniziens neue Aufklärung geben. S. Bullocks Six months in Mexico.

Hughes (J.), Esq., geb. zu Marlborough in Wiltshire 1677, st. als Sekretär der Gesellschaft der Wissenschaften 1749, gilt bei den Britten für einen der besten lyrischen Dichter. Seine Ode an den Schöpfer des Weltalls gehört zu den schönsten lyrischen Poesien, und sein Trauerspiel, die Belagerung von Damaskus, verdient ebenfalls einen ausgezeichneten Rang. Mit Addisson arbeitete er den engl. Zuschauer. Auch verdankt man ihm eine gute Ausg. von Spensers Werken und mehrere Uebers. aus dem Französ., z. B. Fontenelle's Todtengespräche.

Hugo der Große, Graf von Paris, Herzog von Frankreich und Vater Hugo Capets, mächtiger, als die damaligen Könige Frankreichs, war ein Sohn Knig Roberts von Frankreich und der Beatrix von Vermandois. Den Beinamen der Große erhielt er wegen seines Wuches; der Weiße wurde er genannt wegen seiner Gesichtsfarbe, und der Abt, weil er sich in Besitz der Abteien St. Denis, St. Germain des Prés und St. Martin de Tours gesetzt hatte. Er ließ 936 Ludwig über Meer zu Laon zum König salben, nahm Rheims ein, wurde von Lothar zum Herzog von Burgund und Aquitanien gemacht und starb 956. — 2) Hugo Capet, Graf von Paris und Orleans und Herzog von Isle de France, war des Vorigen ältester Sohn, und ist Stammvater der dritten Dynastie der franz. Könige. Die Großen Frankreichs wählten ihn 987 zu Noyon zum König, nachdem sie den noch übrigen Carolinger, Herzog Karl von Lothringen, von der Thronfolge ausgeschlossen hatten, gegen den er sich auch mit den Waffen behauptete; denn Karl wurde 992 von ihm gefangen und starb kurz darauf zu Orleans. Seine väterlichen Güter wurden, bis auf das Herzogthum Burgund, welches er seinem Bruder Otto abtrat, von dem es dann der dritte Bruder, Heinrich, erbte, königliche Domänen. Er starb 996, 57 Jahr alt. Sein Stamm theilte sich in mehrere Zwelge, und es herrschten davon über Frankreich zuerst die Capetinger mit 14 Königen, von 987 — 1328; dann das Haus Valois mit 7 Königen, von 1823 — 1589, und endlich das Haus Bourbon bis auf die gegenwärtige Zeit. — 3) Hugo der Große, dritter Sohn König Heinrichs I. von Frankreich, war einer der vorzüglichsten Ritter seiner Zeit und einer der Ersten, die sich das Kreuz anheften ließen zur Eroberung der heiligen Oerter. Er nahm 1096 seinen Weg nach Palästina zur See,

wurde durch einen wüthenden Sturm an die Küste von Epirus geworfen, und von dem griechischen Statthalter zu Durazzo gefangen nach Constantinopel an den Kaiser Alexis geschickt. Nachdem ihm Gottfried von Bouillon die Freiheit wieder verschafft hatte, zeichnete er sich bei mehreren Gelegenheiten, und zwar bei der Belagerung von Nicäa und Antiochien aus, wurde in der Schlacht von Heraklea verwundet und starb kurz darauf zu Tarsus in Cilicien 1102, 45 Jahr alt. Vermählt an Herberts Tochter, Adelheid, wurde er Stammvater der zweiten Linie der Grafen von Vermandois.

Hugonotten, Hugenokten, ein Ekelname, mit dem die Katholiken die Protestanten in Frankreich belegten; er wird verschiedentlich abgeleitet. Einige leiten ihn von Eid-Genossen her, was die Franzosen anfangs egnots aussprachen, und was später in Hugenots überging. Eidgenossen nannten sich die Protestanten zu Genf, die ihren Bischof, der sich der Souveränität über die Stadt anmaßen wollte, vertrieben und die Regierung an sich rissen. Weil von Genf aus sich die Lehre des Calvin nach Frankreich verbreitete, so wurde auch der Name auf die neuen Anhänger übergepflanzt. Andere lassen die Benennung Hugenotten von einem Könige Hugon, mit dem man in der Touraine, wie bei uns mit dem Knechte Ruprecht, die ungezogenen Kinder schreckte, herkommen; am wahrscheinlichsten ist, daß sie von einem Orte nahe bei Tours, wo die Protestanten anfangs sich gewöhnlich versammelten, herstammt. Ueber die Geschichte der Verfolgungen dieser Religionsbekenner und der Unruhen und Kriege, welche sie veranlaßten und Frankreichs Felder verwüsteten, Dörfer und Städte in die Asche legten, Bürger gegen Bürger das Schwert zum Würgen in die Handgaben, s. Bluthochzeit u. Ligue.

Hühnen, Hühnengräber, s. Riesengräber.

Huldigung, im staatsrechtlichen Sinne, die feierliche Handlung, wodurch Unterthanen und ansässige Ausländer — Letztere jedoch nur in Rücksicht ihrer Besitzungen im Lande — dem neuen Regenten oder dessen Stellvertreter Treue und Gehorsam eidlich angeloben, welches jetzt gewöhnlich nach Ständen und Klassen und von den Beamten geschieht. Eigentlich bedarf der Regent einer förmlichen Huldigung der Unterthanen nur in Staaten, wo die Regierungsfolge durch Fundamentalgesetze nicht festgestellt und begründet ist, oder wenn in Erbstaaten eine neue Familie zur Oberherrschaft gelangt, aber in solchen, wo die Regierungsfolge durch Grundgesetze bestimmt ist, und mithin das Recht der höchsten Gewalt nicht erst durch die Huldigung erworben wird, ist sie nicht wesentlich nothwendig, sondern bloß ein äußeres Zeichen der Anerkennung der Landeshoheit. Weil aber die meisten Menschen stillschweigend übernommene Verbindlichkeiten für minder kräftig halten, als solche, denen sie sich ausdrücklich unterziehen, und weil die feierliche, gewöhnlich mit gottesdienstlichen Handlungen verbundene Huldigung einen tiefen Eindruck auf sie macht, so hält es der neue Regent für rathsam, sie zu fordern. Gewöhnlich pflegt derselbe bei Einnahme der Huldigung die Freiheiten und Privilegien des Landes zu bestätigen. Ehedem wurden auch Huldigungsmünzen ausgeworfen. Von dem Huldigungseide, welchen Unterthanen dem Regenten bei seinem Regierungsantritt ablegen, unterscheidet sich der Lehnseid oder die Erbhuldigung, welche vom Vasallen dem Lehnsherrn, der Bürgereid, welcher von Mitgliedern der Bürgschaft oder einer andern Gemeinheit bei ihrer Aufnahme in dieselbe der Obrigkeit; der Amts- oder Diensteid, der bei Gelangung zu einem gewissen Amte, und der Erb- oder Gerichtseid, welcher dem Gutsherrn geleistet wird.

Hull, eigentlich Kingston upon Hull, eine blühende Handels- und Fabrikstadt in Yorkshire in England, am Einfluß der Hull in den Humber. Sie ist eng gebaut, enthält in 4560 Häusern 26.800 Einwohner, und schickt zwei Mitglieder zum Parlamente. Unter mehrern schönen Gebäuden zeichnet

sich besonders die 1312 erbaute heilige Dreifaltigkeitskirche aus, welche eins der herrlichsten Denkmäler der Baukunst aus dem Mittelalter ist. Ferner hat Hull ein Theater, eine Börse und einen durch die Bemühung William Spencers angelegten öffentlichen botanischen Garten; außer diesen mehrere Hospitäler, und eine Versorgungsanstalt für Schifferwittwen. Unter den Manufakturen sind wichtig die Oelmühlen, 2 große Zuckerraffinerien, beträchtliche Seifensiedereien und Thrandrennereien, eine Spermacetis- und Wachslichterfabrik, Eisengießerei, Terpetinölfabrik, mehrere Segeltuchmanufakturen und Seilereien. Der Binnen- und Seehandel ist sehr bedeutend: jener beläuft sich jährlich auf den Werth von 5 Millionen Pf. St.; dieser wird vorzüglich durch die glückliche Lage der Stadt in der Nähe zweier Ströme begünstigt. Sie treibt einen außerordentlichen wichtigen Kornhandel auf der Ostsee, und von hier gehen vorzüglich die Grönlandsfahrer aus, welche 1311 mit 552 Wallfischen, 993 Robben, 2 Narvals, 2 Eisbären und mit 4872 Tonnen Thran zurückkehrten. 1815 segelten 58 Schiffe dahin. Auf dem Hull und dem Humber sind in neuern Zeiten zwei große Schiffswerfte angelegt worden.

Human, Humanität, bezeichnet den Charakter der Menschheit, oder das, was den Menschen zum Menschen macht und ihn vom Thiere unterscheidet, mithin mehr, als man gewöhnlich mit dem deutschen Worte Menschlichkeit bezeichnet; — human, was der Idee des Menschen gemäß ist. Das Unterscheidende der Menschheit aber besteht nicht bloß in dem Besitze solcher Anlagen, die dem Thiere durch seine Natur nicht verliehen sind, z. B. Verstand, Phantasie, Willkühr, sondern auch in der eigenthümlichen Gestalt, welche die körperlichen und geistigen Anlagen, die den Menschen nnd Thieren gemeinschaftlich sind, dadurch annehmen, daß sie in der menschlichen Natur mit der Vernunft verbunden sind. Humanität ist daher theils der Inbegriff der den Menschen eigenthümlichen Anlagen, theils die freie Ausbildung menschlicher Anlagen überhaupt. Alle Ausbildung aber hat ein Ziel. Die freie Ausbildung menschlicher Anlagen hat ein durch die Vernunft erkennbares und der Menschheit überhaupt vorgestecktes Ziel. Die Humanität ist folglich in Hinsicht auf die Kräfte des Menschen, Harmonie dieser Kräfte unter Herrschaft der Vernunft, oder harmonische Ausbildung des Menschen; in Hinsicht auf das Ziel derselben, Leben im Geist der Menschheit, oder eine der menschlichen Bestimmung gemäße Bildung; human aber ist, was dazu gehört, oder dazu führt. Beziehen wir nun die geistigen Anlagen des Menschen, wodurch sich der Mensch über das Thier erhebt, in ihrer Gesammtheit auf sein Verhältniß zu dem absoluten und vollkommensten Wesen (Gott), welchem der Mensch in seinem Ursprung und durch seine Kraft verwandt ist, so liegt in dieser menschlichen Bestimmung (Humanität) vor Allem die Religiösität, welche aller wahren Bildung Mutter ist. In besonderer Beziehung auf die Grundrichtungen des Geistes und deren höchsten Gegenstand rechnen wir die intellektuelle, praktische und ästhetische Bildung, und alle diese untergeordnete Kenntnisse, Fertigkeitenund Stimmungen, welche dem Menschen durch Ausbildung seiner Anlagen zu eigen werden, zu den Bestandtheilen der Humanität. Da der Mensch, als solcher, im Handeln sich äußert, so hat man vorzüglich die praktische Bildung, mithin eine tugendhafte, rechtliche und zweckmäßige Handlungsweise Humanität genannt. Sie äußert sich insbesondere im Verkehr mit Andern, sowohl als Menschlichkeit im eigentlichen Sinn, Menschenfreundlichkeit, Milde und Gerechtigkeit, als auch in denjenigen Vorzügen und Fertigkeiten, welche die eigentlich sogenannte gesellige Bildung ausmachen, d. i. einem schrecklichen und anständigen, feinen und gefälligen Betragen. Doch sind die letztern Vorzüge nur untergeordnet, in sofern die Vernunft verlangt, daß das äußere Betragen mit der innern

Beschaffenheit des Gemüths übereinstimme, und für die Idee der Menschheit auch zweckmäßig in der Sinnenwelt gewirkt werde. Man hat mithin den Begriff der Humanität in der neuern Zeit zu beschränkt genommen, wenn man die angegebenen Vorzüge einer geselligen Bildung, für sich und ohne Beziehung auf die ihnen übergeordneten Zwecke, für Humanität gehalten hat; man hat den edeln Ausdruck gemißbraucht, wenn man ein bloß kluges, höfliches, gefälliges und einschmeichelndes Benehmen (politesse) auf Kosten der Eigenthümlichkeit und Originalität, der Charakterfestigkeit und Wahrheit, als Humanität empfohlen und erstrebt hat. Denn ohne diese Eigenthümlichkeit, Kraft, Festigkeit und Wahrhaftigkeit sind jene Vorzüge nur ein wesenloser Schein, eine täuschende Larve, in welche charakterlose Schmeichelei, Schlaffheit der Grundsätze, niedrige Selbstsucht und alle Art von Falschheit, ja der gefährlichste Haß sich verbergen; und eine gesellige Bildung dieser Art wäre vielmehr Verbildung zu nennen. Höher ist z. B. doch die Pflicht, die Wahrheit ohne Ansehung der Person zu bekennen, als die Pflicht, sich der Person gefällig zu erweisen, wobei die Wahrheit oftmals unterdrückt und der Schein der Menschenliebe erzwungen wird. Ja Unwahrheit und charakterloses Schwanken, Hingeben an fremden Willen und knechtische Demuth, Streben nach äußerer Glätte und leeren Schein sind der innersten Wurzel der Humanität am meisten gefährlich. Die wahre Humanität dagegen schließt Kraft und Eigenthümlichkeit der Bildung keineswegs aus, sie gibt vielmehr der Individualität des Menschen ihren wahren, tiefen Werth. Doch pflegen wir bei Humanität mehr an das Reinmenschliche als an das Eigenthümliche zu denken, und wenn daher Humanität von einer Seite die thierische Rohheit (Bestialität, Brutalität) ausschließt, welche durch Mangel an freier Ausbildung der Anlagen entsteht, so ist sie von der anderen eben so sehr der selbstsüchtigen oder überfeinerten Bildung des Individuums entgegengesetzt, welche durch einseitige Richtung das Reinmenschliche unterdrückt, das Höhere dem Niedern nachsetzt, und das Einzelne übermäßig hervorzieht und ausbildet.

Humanistische Studien, humaniora, solche, die auf die vertrautere Bekanntschaft mit der alten klassischen Literatur, vorzüglich mit den Meisterwerken in der griechischen und römischen Sprache, mit der Geschichte, Philosophie und Kunst der alten Welt, die formale Bildung des Geistes gründen: Gefühl für das Große, Wahre und Schöne, ein gereiftes Urtheil und einen lebendigen Sinn für Alles, was die Römer unter dem Worte humanitas verstanden. Diese dachten sich darunter: 1) die Eigenthümlichkeit der Menschennatur; 2) den Indegriff bildender Kenntnisse; 3) die solcher Verbildung entsprechende Handlungsweise; 4) den Sinn für äußern Anstand. Es umfaßte, obgleich mit weniger Bestimmtheit, was die Griechen sich als den Zweck der παιδεία dachten: Bildung zur καλοκαγαθία, Rechtschaffenheit, σωφροσύνη, weise Mäßigung, φιλακαλία, Schönheitssinn und φιλανθρωπία, Menschenfreundlichkeit. Man gründete deßhalb, seit der Periode der Wiederherstellung der Wissenschaften, allen höhern Unterricht auf die Erlernung der alten klassischen Sprachen; da man aber in der Lehrart den Weg der wahren Menschenbildung vergaß, und jeden Jüngling zu einem Philologen abrichten wollte, so erhob sich in Basedow u. A. der sogenannte Philantropinismus (s. d. Art.) gegen die lateinische und griechische Grammatik und Syntaxis; er nannte diese Studien, die freilich nicht selten das junge Leben ausschließlich erfüllten, Verbildung und Zeitverlust, an deren Stelle der Realunterricht treten sollte. So wichtig letzterer in Volks- und höhern Bürgerschulen ist, und so wenig man ihn in den sogenannten gelehrten Schulen vernachlässigen darf; so hat man dennoch nach reiferer Prüfung sich dafür entschieden, daß nichts den zu höherer Bildung berufenen

Knaben und Jüngling so tief und so rein erregen, in seiner geistigen Natur so stärken und in seinem Schönheitsgefühle so ausbilden könne, als eine zweckmäßige Anleitung zu den humanistischen Studien. Man s. Niethammer: der Streit des Philantropinismus und Humanismus in der Theorie des Erziehungsunterrichts unsrer Zeit. Jena, 1808. Koch's Schule der Humanität, Leipz. 1811. Insbesondre: Eichstädt's Winke über Beförd. der humanist. Studien auf Univers. Jena 1816.

Hume (David), ein scharfsinniger Skeptiker und klassischer Geschichtschreiber der Engländer, war 1711 zu Edinburgh in Schottland geb. Da er schon als Kind seinen Vater verlor, so übernahm seine Mutter, eine sehr gebildete Frau, seine Erziehung. Seine Verwandten bestimmten ihn zum Juristen; jedoch ein stärkerer Trieb zog ihn zur Philosophie hin. Seine geringen Vermögensumstände aber widerstrebten seinem Hange zu den Wissenschaften, und 1734 mußte er nach Bristol gehen und die Handlung ergreifen. Der Aufenthalt daselbst war ihm aber so unerträglich, daß er nach einigen Monaten von da nach Frankreich abreiste. Er kehrte 1737 nach London zurück, und im folgenden Jahre erschien seine Abhandlung über die menschliche Natur. Sie fand so wenig Beifall, daß Hume selbst von diesem Werke sagte: „es kam todt aus der Presse, und brachte nicht einmal einen kleinen Unwillen bei warmen Eiferern zu wege." Diese kalte Aufnahme des ersten Versuchs machte ihn aber weder traurig, noch unwillig, noch muthlos. Er zog sich wieder ins Landleben zurück, und setzte die Anstrengung zur Hervordringung neuer Produkte mit verdoppeltem Eifer fort. In kleinen Aufsätzen handelte er Gegenstände ab, die ein größeres Publikum interessiren konnten, und gab ihnen so viele Reize und Klarheit, als die Materie ertrug. Es erschien 1742 der erste Theil seiner moratischen, politischen und literarischen Versuche, die das Gepräge eines höchst gebildeten, kenntnißreichen, von dem Geschmacke der Alten ganz durchdrungenen Geistes trugen, und verschiedene Raisonnements enthielten, welche das Interesse der Nation reizen konnten. Das Werk wurde so günstig aufgenommen, daß es dem Autor seinen ersten literarischen Unfall vergessen machen konnte. Während der Muße, in welcher er diese Versuche schrieb, verschaffte er sich mehr Kenntniß in der griechischen Sprache, welche er in seiner Jugend sehr vernachlässigt hatte. 1745 war Hume ein Jahrlang Aufseher des jungen Marquis von Annandale, und das Jahr darauf begleitete er den General St. Clair als Sekretär sowohl auf seinem Zuge an die franz. Küste, als auf seiner Gesandtschaft nach Wien und Turin. Bei dieser angenehmen 2jährigen Reise hatte sich Hume von seiner Besoldung 1000 Pfund erspart, welches in seinen Gedanken schon ein unabhängiges Glück war. Nach seiner Rückkunft aus Italien lebte er wieder einige Zeit bei seinen Freunden in Schottland, und schrieb daselbst den zweiten Theil seiner Versuche, die er politische Abhandlungen nannte; seine Untersuchung der Grundsätze der Moral, und seine Untersuchungen des menschlichen Verstandes. In diesen drei Schriften hatte er die erste unglückliche Frucht seines gelehrten Fleißes mit eingeschmolzen, und nun ging das Ganze sehr gut a 1751 zog Hume wieder nach Edinburgh, und im folgenden Jahre ward er Bibliothekar der dasigen Akademie. Da er dadurch eine zahlreiche Bibliothek zu seinem Gebrauche bekam, so faßte er nunmehr den Entschluß, eine Geschichte von England zu schreiben, deren erster Theil aber nicht den gehofften Beifall fand. Die folgenden Theile gefielen besser, und da auch seine übrigen Schriften immer beliebter wurden, besonders seine Geschichte der natürlichen Religion, welche er nach dem ersten Theile der Geschichte von England herausgab, so wurden auch die Buchhändler gegen ihn erkenntlich, und er ward nunmehr, wie er selbst sagt, reich. Nichtsdestoweniger begleitete er 1763 den Grafen von Hertford als Gesandt-

schafts-Sekretär nach Paris, und blieb nunmehr 1765, als der Graf als Vicekönig nach Irland abging, als Geschäftsträger daselbst bis zur Ankunft des Herzogs von Richmond. 1766 verließ Hume Paris, ging wieder nach Edinburgh, wurde aber 1767 als Unter-Sekretär von Lord Hertford von Neuem nach Irland berufen, von da er endlich 1769 mit einem jährlichen Einkommen von 1000 Pfund nach Edinburgh zurückging. Er fühlte sich gesund und munter, und hoffte noch lange Zeit sein Vermögen, seinen Ruhm und seine Freunde zu genießen, aber ein anhaltendes Uebelseyn im Unterleibe erinnerte ihn nach einigen Jahren an seinen herannahenden Tod, welcher 1776 erfolgte. Hume behauptet unter den philosophischen Schriftstellern der Engländer einen sehr ehrenvollen Rang. Klarheit und Präcision der Begriffe über abstrakte und metaphysische Gegenstände vereinigen sich in seinen Schriften mit der größten Schicklichkeit und Eleganz der Schreibart. Ueberall weiß er seine Gegenstände in einen neuen und fruchtbaren Gesichtspunkt zu stellen, und den Denker um so mehr zu befriedigen, je öfter er ihm zur weitern Verfolgung seiner Ideen Gelegenheit gibt. Zuweilen kann es scheinen, daß er seine Spitzfindigkeiten zu weit treibe; er selbst aber erinnert mit Recht, daß man beim Nachdenken über abstrakte Gegenstände und Begriffe des reinen Verstandes nicht zu fein und zu scharf denken könne, so lange nur Richtigkeit und Bestimmtheit unserm Denken eigen bleibt. Zuverlässig hat er auf alle Staaten Europas, denen die Philosophie nicht fremd ist, mächtig gewirkt, vorzüglich aber hat der Geist seines Systems sich über sein Vaterland, Frankreich und Deutschland verbreitet. Für seine beste Arbeit soll Hume seine Gespräche über die natürliche Religion, die erst nach seinem Tode erschienen, erklärt haben. Platner, Jakob, Tennemann und andern deutschen Gelehrten gebührt das Verdienst, die Schriften dieses Philosophen würdig verdeutscht zu haben. Als Geschichtschreiber ist Hume, nach dem einstimmigen Zeugnisse von ganz Europa, bei mehr Ernst und Gründlichkeit, ein Maler, wie Voltaire. Mit allem Recht verehren ihn die Engländer als den klassischen und vorzüglichsten Geschichtschreiber ihres Vaterlandes, in dem sich emsiger Forschungstrieb mit dem scharfsinnigsten philosophischen Geiste, richtiger Geschmack mit starkem Gefühl, weise Anordnung des Plans mit würdiger und echthistorischer Schreibart vereinten. So wahr dies ist, so kann man doch auch ein durchaus herrschendes Bestreben nach Sonderbarkeit in den Darstellungen und Beurtheilungen der Gegenstände, die diesem berühmten Skeptiker überall eigen war, auch in seinen historischen Werken nicht verkennen; außerdem zeigt er, als Tory, die Regierungsart der englischen Könige nicht im wahren unparteiischen Lichte. Eben so wenig war er gegen einige, um die Literatur seiner Nation unsterblich verdienten Männer, gerecht genug.

Humor, humoristisch. Der Ausdruck ist lateinischen Ursprungs, und heißt so viel als Feuchtigkeit; doch seltener gebraucht man ihn in der eigentlichen als metaphorischen Bedeutung; nichtsdestoweniger muß er in beiden Beziehungen betrachtet werden, wenn man mit diesem sinnschweren Worte einen richtigen Begriff verbinden will. Der Römer verknüpfte mit den Worten Humor und Humores keinen andern Sinn, als die durch sie bezeichneten Sachen; er kannte den metaphorischen nicht; so wie denn auch die ganze Literatur des Alterthums nichts besitzt, was mit den humoristischen Werken der Neuern in Vergleich gebracht werden kann. Doch der sinnliche Begriff des Wortes erhielt gewöhnlich einen beschränkteren Umfang, und man bezeichnete mit dem Ausdrucke Humores Feuchtigkeiten, die des menschlichen Körpers. Die alten Philosophen gaben sich alle Mühe, Urelemente in der Natur zu entdecken, aus deren Vereinigung die zusammengesetzten Körper hervorgingen; ihre geringe Kunde in der chemischen Analyse ließ sie in der

Erforschung der einfachen Elemente nicht weiter bringen, als zu den vier gewöhnlichen Elementen, Wasser, Feuer, Luft und Erde. Die Aerzte, welche den innigen Zusammenhang ihrer Wissenschaft mit der Physik und Chemie schon frühe fühlten, und unter ihnen besonders Hippokrates, wandten die Elementarlehre auf den menschlichen Organismus an: sie leiteten aus den vier Elementen eben so viele Ureigenschaften der Dinge her, im Feuer lag ihnen die Quelle der Wärme, in der Luft die der Feuchtigkeit; im Wasser suchten sie die Ursache der Kälte, und in der Erde jene der Trockenheit. Bis auf Galen blieb diese Ansicht unvollkommen, und ohne praktischen Nutzen; er vervollkommnete sie, gab ihr eine weite Ausdehnung und wandte sie mannichfach an. Nach den vier Ureigenschaften der Dinge, die ihren Grund in den verschiedenen Elementen fanden, nahm er gleich viele Klassen von Feuchtigkeit im menschlichen Körper an. Im Blute waren das Feuer und die Luft vereinigt; daher bewirkte ein Uebergewicht desselben im Körper warme Feuchtigkeiten; der Schleim verursachte kalte Trockenheit, weil zu seiner Bildung Luft, Wasser und Erde zusammentraten und in seiner Mischung vorherrschend waren; die gelbe Galle war die Quelle der trocknen Wärme, indem Feuer und Erde in ihrer Zusammensetzung das Uebergewicht hatten; endlich entsprang aus der schwarzen Galle kalte Feuchtigkeit, weil vorzugsweise Luft und Wasser sie bilden sollten. Die neuern Aerzte sahen die Mängel ein, an den die galenische Eintheilung der Säfte leidet, und unterschieden diese deßwegen in Säfte der Se- und Exkretion: unter jenen begriff man die, welche zu anderweitigen Zwecken des Organismus nothwendig sind, und deßwegen aus dem Kreislaufe nicht geschieden werden; unter diesen hingegen die, deren längerer Aufenthalt im Körper nutzlos wird, selbst gefährlich werden kann, und die deßwegen aus den Gränzen des Organismus geführt werden müssen. Zu der ersten Klasse zählte man z. B. das Blut, der Speichel ꝛc., zu der letzteren der Urin, der Koth. Auch diese Klassifikation ist nicht durchgreifend; daher auch die Galle bald zu den Säften n der Se-, uno bald zu der Exkretion gerechnet wurde. In der ganz neuern Zeit, in der die thierische Chemie so große Fortschritte machte, theilte man die Säfte nach ihren chemischen Hauptbestandtheilen ein: z. B. ein Ueberschuß des Sauerstoffs bildet das arterielle Blut; im venösen ist der Kohlenstoff vorherrschend; im Urin Stick- und Wasserstoff ꝛc. Galen, der nicht allein in pathologischer Hinsicht seinen vier Klassen von Feuchtigkeiten ein großes Gewicht beilegte, sondern ihnen einen nicht minder bedeutenden Einfluß auf die geistigen Kräfte und Gemüthsstimmung des Menschen zuschrieb, wurde hierdurch der Begründer der vier Temperamente, und gab auf diese Weise die Veranlassung, daß der Ausdruck Humor eine mehr metaphorische Bedeutung erhielt; indem die Vorstellung von Säften, als Grund der verschiedenen Temperamente, in das Gebiet der Psychologie überging. Nach den vier Cardinalsäften, je nachdem der eine oder der andere im Menschen die Oberhand hatte, stellte er das sanguinische Temperament — von Sanguis, Blut — das phlegmatische — von Phlegma, Schleim — das choleriſche — von Cholera, gelbe Galle — und das melancholische — von Meläna Chole, schwarze Galle — auf. Diese vier Haupttemperamente gehen, seiner Ansicht nach, unter einander neue Verbindungen ein, und bilden so gemischte Temperamente — als, das sanguinisch-choleriſche ꝛc. S. d. Art. Temperament. In psychologischer Hinsicht bedeutet das Wort Humor noch Laune, einen heitern, aufgeräumten Sinn. Wichtiger, aber zugleich in der Bestimmung viel schwieriger, ist der ästhetische Humor, oder was man humoristisch nennt. Die Engländer gebrauchten zuerst den Ausdruck Humor in dieser Bedeutung. — In der Erklärung des Begriffs des Humors in ästhetischer Hinsicht können wir keinen Bessern, als dem größten Humoristen unserer

Nation, Jean Paul, folgen. Er nennt Humor das romantische Komische, und setzt dasselbe in Gegensatz mit dem romantischen Ernsthaften; in diesem herrscht die Unendlichkeit des Subjekts, worin die Objekten-Welt, das Endliche, wie in einem Mondlichte, ihre Gränzen verliert; der Humor hingegen schiebt, als subjektiver Kontrast, die Endlichkeit der Idee (dem Unendlichen, der Vernunft) unter, und statt, wie im Erhabenen, das Unendliche auf das Endliche anzuwenden, wendet er das Endliche auf das Unendliche an, und schafft so eine Unendlichkeit des Kontrastes. Er zerlegt den Humor in vier Bestandtheile. I. Humoristische Totalität. Der Humor, als das umgekehrte Erhabene, vernichtet nicht das Einzelne, sondern das Endliche durch den Kontrast mit der Idee. Es gibt für ihn keine einzelne Thorheit, keine Thoren, sondern nur Thorheit und eine tolle Welt, er hebt — ungleich dem gemeinen Spaßmacher mit seinen Seitenhieben — keine einzelne Narrheit heraus, sondern er erniedrigt das Große, aber ungleich der Parodie — um ihm das Kleine, und erhöhet das Kleine, aber ungleich der Ironie — um ihm das Große an die Seite zu setzen und so beide zu vernichten, weil vor der Unendlichkeit Alles gleich ist und Nichts. Vive la Bagatelle, ruft erhaben der halbwahnsinnige Swift, der zuletzt schlechte Sachen am liebsten las und machte, weil ihm in diesem Hohlspiegel die närrische Endlichkeit als die Feindin der Idee am meisten zerrissen erschien, und er im schlechten Buche, das er las, ja schrieb, dasjenige genoß, welches er sich dachte. Der gemeine Satyriker mag auf seinen Reisen oder in seinen Rezensionen ein Paar wahre Geschmacklosigkeiten und sonstige Verstöße aufgreifen und an seinen Pranger befestigen, um sie mit einigen gesalzenen Einfällen zu bewerfen, statt mit faulen Eiern; aber der Humorist nimmt fast lieber die einzelne Thorheit in Schutz, den Schergen des Prangers aber sammt allen Zuschauern in Haft, weil nicht die bürgerliche Thorheit, sondern die menschliche d. h. das Allgemeine sein Inneres bewegt. Sein Thyrsus-Stab ist kein Taktstock und keine Geißel, und seine Schläge damit sind Zufälle. Diese Totalität kann sich daher, eben so gut symbolisch in Theilen aussprechen — z. B. in Gozzi, Sterne, Voltaire, Rabelais, deren Welt-Humor nicht vermittelst, sondern ungeachtet seiner Zeit-Anspielungen besteht — als durch die große Antithese des Lebens; selber Shakespeare, der Einzige, tritt hier mit seinen Riesengliedern hervor; ja in Hamlet, so wie in einigen seiner melancholischen Narren, treibt er hinter einer wahnsinnigen Maske diese Welt-Verlachung am höchsten. Wenn Schlegel mit Recht behauptet, daß das Romantische nicht eine Gattung der Poesie, sondern diese selber immer jenes seyn müsse; so gilt dasselbe noch mehr vom Komischen; nämlich Alles muß romantisch d. h. humoristisch werden. Die Schüler der neuen ästhetischen Erziehungsanstalt zeigen in ihren Burlesken, dramatischen Spielen, Parodien u. s. w. einen höhern komischen Weltgeist, der nicht der Denunciant und Galgenpater der einzelnen Thoren ist; ob sich gleich dieser Weltgeist oft roh und rauh genug ausspricht, wenn gerade der Schüler noch in den untern Klassen mit seiner Imitation und seinem Dokimasticum sitzt. Aber die komischen Reize eines Bahrdts, Kranz, Wetzels, Merkels und der meisten allgemeinen deutschen Bibliothekare erbittern als (meistens) falsche Tendenzen den rechten Geschmack weit mehr, als die komischen Hitzblattern und Fett- und Sommerflecken (oft nur Uebertriebe der rechten Tendenz) etwa an einem Tieck, Kerner, Kanne, Arnim, Görres, Brentano, Weisser, Bernhardi, Fr. Horn, S. Schütze, E. Wagner u. s. w. Der falsche Spötter — als eine Selbstparodie seiner Parodie, wird uns mit seinen Ansprüchen auf Ueberhebung viel widerlicher, als der falsche Empfindler mit seinen bescheidenen auf Erweichung. — Als man Sterne in Deutschland zuerst ausschiffte, bildete und zog er hinter sich einen langen wässerigen Kometenschweif, damals sogenannter (jetzt unge-

nannter) Humoristen, welche nichts waren, als Ausplauderer lustiger Selbstbehaglichkeit; wiewohl ich ihnen im komischen Sinne so gern den Namen Humoristen lasse, als im medizinischen den Galenisten, welche alle Krankheiten in Feuchtigkeiten (Humores) setzten. Sogar Wieland hat, obwohl echter Komiker im Gedichte, sich in seinen prosaischen Romanen und besonders in der Noten-Prose zu seinem Danischmend und Amadis, weit hinein in die galenische Akademie der Humoristen verlaufen. Lichtenberg, obwohl ein Lobredner Müllers, der es indeß durch seinen Siegfried von Lindenberg, zumal in der ersten Auflage verdiente, und zu sehr lobender Leichenredner der damaligen Berliner Spaß- und Leuchtvögel, und ein wenig von brittischer und von mathematischer Einseitigkeit festgehalten, stand doch mit seinen humoristischen Kräften höher, als er wohl wußte, und hätte bei seiner astronomischen Ansicht des Welttreibens und bei seiner witzigen Ueberfülle vielleicht etwas höher der Welt zeigen können, als zwei Flügel im Aether, welche sich zwar bewegen aber mit zusammengeklebten Schwungfedern. O, wie bescheidet sich dagegen ein Mann, der bloß über Alles lacht, ohne weder den Hippocentaur auszunehmen, noch sich! Wie ist aber bei diesem allgemeinen Spotte der Humorist, welcher die Seele erwärmt, von dem Persiflеur abgesondert, der sie erkältet, da doch beide Alles verlachen? Soll der empfindungsvolle Humorist mit dem persiflirenden Kältling gränzen, der nur den umgekehrten Mangel des Empfindseligen zur Schau trägt? — Unmöglich, sondern beide unterscheiden sich von einander, wie Voltaire sich oft von sich oder von den Franzosen, nämlich durch die vernichtende Idee. II. Die vernichtende oder unendliche Idee des Humors. Diese ist der zweite Bestandtheil des Humors, als eines umgekehrten Erhabenen. Wie Luther im schlimmen Sinn unsern Willen eine lex inversa nennt: so ist es der Humor im guten; und seine Höllenfahrt bahnet ihm die Himmelfahrt. Er gleicht dem Vogel Merops, welcher zwar dem Himmel den Schwanz zukehrt, aber doch in dieser Richtung in den Himmel auffliegt. Dieser Gaukler trinkt, auf dem Kopfe tanzend, den Nektar hinaufwärts. Ueberall tritt das Wesen des Humors als vernichtende Idee hervor. Wie überhaupt die Vernunft den Verstand (z. B. in der Idee einer unendlichen Gottheit), wie ein Gott einen Endlichen, mit Licht betäubt und niederschlägt und gewaltthätig versetzt: so thut es der Humor, der ungleich der Persiflage den Verstand verläßet, um vor der Idee fromm niederzufallen. Daher erfreuet sich der Humor oft geradezu an seinen Widersprüchen und an Unmöglichkeiten. III. Humoristische Subjektivität. Wie die ernste Romantik, so ist auch die komische — im Gegensatz der klassischen Objektivität — die Regentin der Subjektivität. Denn wenn das Komische im verwechselnden Kontraste der subjektiven und objektiven Maximen besteht: so kann ich, da nach dem obigen die objektive eine verlangte Unendlichkeit seyn soll, diese nicht außer mir gedenken und setzen, sondern nur in mir, wo ich ihr die subjektive unterlege. Folglich setze ich mich selber in diesen Zwiespalt, — aber nicht etwa an eine fremde Stelle, wie bei der Komödie geschieht — und zertheile mein Ich in den endlichen und unendlichen Faktor, und lasse aus jenem diesen kommen. Da lacht der Mensch, denn er sagt: „unmöglich! Es ist viel zu toll!" Gewiß! Daher spielt bei jedem Humoristen das Ich die erste Rolle; wo er kann, zieht er sogar seine persönlichen Verhältnisse auf sein komisches Theater, wiewohl nur, um sie poetisch zu vernichten. Da er sein eigener Hofnarr und sein eigenes komisches italienisches Masken-Quartett ist, aber auch selber der Regent und Regisseur dazu: so muß der Leser einige Liebe, wenigstens keinen Haß gegen das schreibende Ich mitbringen, und den Schein nicht zum Seyn machen: es müßte der beste Leser des besten Autors seyn, der eine humoristische

Scherzschrift auf sich ganz schmecken könnte. Der Ekel am After-Humoristen ist darum eben so groß, weil dieser eine Natur parodirend scheinen will, die er schon wirklich ist. Darum ist, wenn nicht eine jede Natur im Autor gebietet, nichts mißlicher, als dem Thoren selber die komische Beichte anzuvertrauen, wo (wie in Le Sage's meistens gemeinen Gilblas) eine gemeine Seele, bald Beichtkind, bald Beichtvater, in einem willkührlichen Schwanken zwischen Selbstkenntniß und Verblendung, zwischen Reue und Frechheit, zwischen unentschiedenem Lachen und Ernst, uns gleichfalls in diesen Mittelzustand versetzt; noch widerlicher wird durch Selbstgefallsucht und kahlen abgedroschenen Unglauben Pigault le Brun in seinem Ritter Mendoza, indeß selber in Crebillon's Lauge sich etwas Höheres spiegelt, als seine Thoren. IV. Humoristische Sinnlichkeit. Da es ohne Sinnlichkeit überhaupt kein Komisches gibt: so kann sie bei dem Humor als ein Exponent der angewandten Endlichkeit nie zu farbig werden. Die überfließende Darstellung, sowohl durch die Bilder und Kontraste des Witzes, als der Phantasie, d. h. durch Gruppen und durch Farben, soll mit der Sinnlichkeit die Seele füllen, und mit jenem Dithyrambus sie entflammen, welcher die im Hohlspiegel eckig und lang auseinander gehende Sinnenwelt gegen die Idee aufrichtet und sie ihr entgegen hält. In sofern als ein solcher jüngster Tag die sinnliche Welt zu einem zweiten Chaos in einander wirft, — bloß um göttlich Gericht zu halten —; der Verstand aber nur in einem ordentlich eingerichteten Weltgebäude wohnen kann, indeß die Vernunft, wie Gott, nicht einmal im größten Tempel eingeschlossen ist —: in sofern ließe sich eine scheinbare Angränzung des Humors an den Wahnsinn denken, welcher natürlich, wie der Philosoph künstlich, von Sinnen und von Verstande kommt, und doch wie dieser Vernunft behält; der Humor ist, wie die Alten den Diogenes nannten, ein rasender Sokrates. — Wir wollen den metamorphorischen sinnlichen Styl des Humors mehr auseinander nehmen. Erstlich individualisirt er bis in das Kleinste, und wieder die Theile des Individualisirten. Shakespeare ist nie individueller, d. h. sinnlicher, als im Komischen. Eben darum ist Aristophanes Beides mehr, als irgend ein Alter. Ferner gehört zur humoristischen Sinnlichkeit die Paraphrase, oder die Zerfällung des Subjekts und Prädikats, welche oft in das Endlose gehen kann, und welche Sternen am leichtesten nachgeäfft wird, der sie wieder am leichtesten Rabelais nachgeahmt. Darstellung der Bewegung, besonders der schnellen, oder der Ruhe neben jener, macht als Hülfsmittel der humoristischen Sinnlichkeit komischer. Ein Aehnliches ist auch die Darstellung einer Menge, welche durch das Vorragen des Sinnlichen und der Körper noch dazu den lächerlichen Schein der Maschinenhaftigkeit erregt.

H u m o r a l ist ein objektiver Ausdruck der Medizin für flüssig. In der Arzneikunde giebt es ein System der Humoralpathologie, in welcher alle Krankheiten aus abnormen Veränderungen der flüssigen Theile, ohne das die festen irgend einen Antheil an der Pathogenie der Krankheiten nehmen, hergeleitet werden: es steht im Gegensatz mit der Solidar- oder Nervenpathologie, welche die Ursachen der körperlichen Leiden in einer Abweichung der festen Theile und ihren Funktionen von dem Normal-Zustande suchen. Humoristen nannte vorzugsweise Van-Helmont die Anhänger des Galen, welche sich zur Humoralpathologie bekannten. Dieser Lehre ist von vielen Seiten der Vorwurf gemacht worden, daß sie sich bloß auf Hypothesen gründe, und zu einseitig sey, um eine umfassende und richtige Ansicht von den Krankheiten geben zu können. Der Vorwurf ist nur zu sehr gegründet; doch

drückt er auf der andern Seite auch die Solidar-Pathologie. In der neuern Zeit hat man beide Systeme verschmolzen, und ein Neues gebildet, das die Quellen der Krankheiten sowohl in einer fehlerhaften Beschaffenheit der flüssigen, als in einer abnormen Thätigkeit der festen Theile sucht. Diese Ansicht ist der Erfahrung gemäß, und steht mit dem Begriffe des Organismus im Einklange. Im Organismus lebt jeder Theil, er sey flüssig oder fest, der nothwendig zu seiner Constitution gehört; alle stehen in der innigsten Wechselwirkung, und kein Organ kann leiden, ohne daß nicht die Säfte Theil daran nehmen, und so umgekehrt.

Hundsrück, ein rauher, wa diger Bergrücken im baierischen Rheinkreise und in der preuß. Provinz Niederrhein, eine Fortsetzung der Vogesen. Er läuft von Morgen gegen Abend, und zieht sich zwischen den Flüssen Mosel, Rhein und Nahe hin. Der Sohn- und Hochwald sind die ausgebreitetsten. Seine höchste Höhe hat das Gebirge im Kreise Simmern, nahe bei Gemünde; seine Zweige dehnen sich längst den Ufern der Mosel und des Rheins aus, engen die Bette dieser Flüsse ein, und verursachen ihre häufigen Krümmungen. Der Hundsrücken ist nicht sehr fruchtbar, die Obstbäume tragen kleine und schlechte Frucht; doch da, wo die Ebenen sich den Flüssen nähern, werden gute Winterfrüchte gezogen. Gerste und Hafer, und besonders Flachs und Hanf, gedeihen an den höhern, steinigern Oertern. In den Wäldern lebt eine Menge Wild; die Bäche sind an Forellen und Krebsen reich. Das Zugvieh ist meist klein, doch das Fleisch der Kühe und Rinder wohlschmeckend. Der Name Hundsrück, den Einige auch Hunsrücken schreiben, soll von einer Kolonie Hunnen, die der Kaiser Gratian dorthin setzte, herrühren; nach Andern nahm eine Horde Hunnen, als Attila bei Chalons geschlagen wurde, seine Zuflucht nach diesem Gebirge.

Hundstage, die Zeit zwischen dem 24. Julius und 28. August, in welcher Frist der Sirius (Hundsstern) zugleich mit der Sonne aufgeht. In unserm Klima haben wir selten alsdann die größte Hitze, weil die Tage dann schon kürzer sind, als in den ersten Wochen des Julius.

Hundswuth, eine besondere Krankheit der Hunde, Katzen, Wölfe, die sich bei ihnen aus Ursachen entwickelt, welche noch nicht erforscht sind. Sie äussert sich dadurch, daß der Hund unfreundlich und ungesellig wird, das Essen verschmäht, seinem Herrn nicht mehr folgt, ihn fast nicht zu kennen scheint, sehr träge wird, leicht um sich beißt und immer knurrt. Später triefen die Augen und werden trübe, er läßt den Schwanz hängen, und beißt nach Allen. Bricht die Wuth förmlich aus, so hat er noch Schaum vor dem Munde, rothe Augen, bleifarbene Zunge, offnes Maul, heisere Stimme, sträubendes Haar; Zähneknirschen und wildes Laufen verräth innere Angst. Zuckungen machen endlich dem Leben ein Ende. Beißt ein wüthendes Thier ein anderes, so daß nur etwas Geifer in eine unbedeutende Hautwunde dringt, so bekommt das gebissene nach 7 bis 50 Tagen dieselben tödtlichen Zufälle. Menschen, die von wüthenden Hunden gebissen waren, verschmäheten, neben jenen peinigenden Zufällen, die sie periodisch überfielen, oft die Sinne raubten, und sie bis zur Raserei brachten, alles flüssige Getränk. Beim Anblick desselben verfielen sie in Zittern, Ohnmacht und Zuckungen; eine unerhörte Angst bemächtigte sich ihrer, und der Tod erfolgte unter beständiger Rückkehr dieser Zufälle. Deßhalb hat man diese durch Ansteckung hervorgebrachte Wuth Wasserscheu oder Hydrophobie genannt, und sie, da die Heilkunst noch nie glücklich gegen dieses Uebel kämpfte, für unheilbar gehalten. Nach neuern Erfahrungen heilte man in Indien wasserscheue Personen durch öfteres Blutlassen vollkommen; ein Chirurg in der Lausitz erreichte denselben Zweck durch öfteres gereichte Brechmittel. Bis jetzt kennt man noch kein sicheres Vorbauungsmittel, als das Entfernen des Geifers aus der gebissenen Wunde,

durch Ausbrennen derselben, Aetzen und lange Eiterung. Ueber die Wirkungen des hydrophobischen Giftes auf den menschlichen Organismus und die fernere Behandlung der durch dasselbe veranlaßten Krankheiten, s. d. Artikel Wasserscheu.

Hunger nennt man ein eignes, reizendes Gefühl in der Magengegend, wodurch der Organismus das Bedürfniß nach Nahrung ankündigt. Man hat den Hunger mehrern Ursachen beigemessen; nach der Meinung älterer Aerzte sollte er in einem Aneinanderreiben der Magenwandungen bestehen; hernach schrieb man ihn, durch Spallanzani's Versuche geführt, dem Magensafte zu, der nach einem ungewöhnlich langen Mangel an Nahrungsmitteln, eine Schärfe annähme, und die Magennerven reize. Diese Ansicht hat Vieles für sich; in der neuern Zeit verwarf man sie aber, und suchte den Grund des Hungers in einer eigenthümlichen Thätigkeit der Nervenkraft. Durch den Genuß und die Verdauung wird jene eigenthümliche Nervenkraft des Magens erschöpft, und bedarf zum neuen Erwachen einige Zeit. Mit der erwachten Reizbarkeit der Nerven entsteht auch wieder das Bedürfniß nach Speisen. Anfänglich giebt das Gefühl sich nur in geringem Grade kund, und wir nennen es Eßlust, Appetit; wird ihm aber die Befriedigung versagt, so steigt es höher, wird lästig und peinlich, und wir nennen es Hunger. Unbefriedigt, verursacht er auf die Dauer einen fürchterlichen Krankheitszustand, der einen schrecklichen Tod zur Folge hat. Die Magennerven werden immer empfindlicher, und ihr gereizter Gegenstand steigt bis zum heftigsten Schmerze. Das Blut wird aufgelöst, und nimmt eine scharfe Beschaffenheit an, Blutflüsse treten ein, der Körper magert ab, das Gesicht fällt ein und wird blaß; die Empfindlichkeit der ganzen Nervensphäre steigert sich aufs Höchste, der Puls schlägt rasch und klein, und furchtbarer Schmerz nimmt den ganzen Unterleib ein; es erscheinen Zuckungen, Krämpfe, der Schlaf weicht; endlich ergreift den Elenden Wahnsinn, der die Höhe der Raserei erreichen kann, bis allmählig die Kraft erstirbt, und die Lebensflamme unter Sopor erlöscht.

Hunnen, ein zahlreiches Volk des alten Skythenlandes oder der östlichen Tartarei. Ihr Reich wurde ungefähr 1200 v. Chr. durch Tschung-Goei gegründet; doch trat ihre Geschichte unter dem Teou-Man Tanjou, der um 209 vor der christlichen Zeitrechnung lebte, erst aus dem Dunkel. Die Hunnen unterwarfen sich damals die Tartaren im Norden von Corea, dehnten ihre Eroberungen bis an das kaspische Meer und die Gränzen Tibets aus, und hatten so die große Landstrecke ein, welche wir Tartarei nennen. Doch dies mächtige Hunnenreich erhielt sich nicht; die Chinesen benutzten die innern Unruhen, welche die Macht der Hunnen schwächten, und brachten schon im J. 93 das nördl. Reich unter ihre, wenn gleich zweideutige, Oberherrschaft. Das südliche hingegen zerstörten sie erst im 5ten Jahrhundert. 376, unter der Regierung des Kaisers Valens, setzte ein Theil des Volkes was den alten Namen Hunni, der von dem chinesischen Hioug-Nou stammt, führte über den Palus Meotides, verbreitete Schrecken unter allen Nachbarvölkern des Tanais, besiegte die Ostrogothen, und bemächtigte sich der Länder im Norden der Donau. Durch ihre Züge veranlaßten sie die große Völkerwanderung. Aus ihren Sitzen an der Donau machten sie häufige Einfälle in das Gebiet der Römer, und zwangen die ehemaligen Sieger der Welt, ihnen einen Tribut zu bezahlen. Unter der Anführung ihres furchtbaren Fürsten Attila (vergl. d. Art.) wandten sie ihre Waffen tiefer gegen den Occident, drangen bis an den Rhein und in Gallien vor, eroberten die Städte Trier, Straßburg, Worms, Mainz, Besançon, Toul, Langres, Metz; näherten sich selbst Paris und nahmen Orleans. Endlich setzte der römische Feldherr Aëtius mit Hülfe des Theodorich, Königs der Westgothen, ihren Eroberungen und Verwüstungen Schranken. Er schlug Attila in den Feldern von Maurias, nahe bei Troyes

in der Champagne; 300.000 Menschen sollen todt auf dem Schlachtfelde gelegen haben. Nach dieser Niederlage zogen sie sich nach Pannonien zurück, das von ihnen den Namen Hungarn erhielt. Nachdem sie ihren Verlust ersetzt hatten, brachen sie unter Anführung in Italien ein, nahmen Aquileja weg, und plünderten Mailand und Pavia; Rom wurde nur durch einen Vertrag gerettet, den der Kaiser Valentinian mit dem Hunnenkönige schloß, und durch den Tribut, den er ihm zu zahlen versprach. Attila kehrte nach der Donau zurück und zwar fest entschlossen, bei der ersten Gelegenheit Gallien wieder anzufallen, als der Tod (454) seinen Entschluß vereitelte. Nach seinem Tode traten Streitigkeiten und Spaltungen unter den Hunnen ein; seine Söhne, welche nicht die Energie des Vaters besaßen, vermochten nicht, das rohe Volk in Unterwürfigkeit zu erhalten; wo dann allmählig der Name Hunnen aus der Geschichte verschwindet. Die Charakteristik der Hunnen stellt kein angenehmes Bild auf. Sie waren klein und übelgestaltet, zerschnitten sich das Gesicht, um durch die Narben desto fürchterlicher auszusehen. Sie führten ein äußerst hartes Leben, ernährten sich nur von Wurzeln und halbrohem Fleische, das sie auf dem Rücken des Pferdes unter dem Sattel durch Reiten weich quetschten; sie bewohnten weder Häuser noch Städte; ihre Weiber, Kinder und sonstiges Geräth führten sie stets auf Wagen unter Zelten mit sich. Sie konnten Hunger und Durst und die größten Strapatzen erdulden; schliefen auf dem Rücken ihres Pferdes; griffen mit einem schrecklichen Geheul ihre Feinde ohne Ordnung an. Die Art ihres Anfalls war Stoß, und auf die Schnelligkeit ihrer Pferde berechnet; sie erschienen blitzschnell und verschwanden auch so wieder, um mit größerer Wuth zurückzukehren; sie waren räuberisch, grausam, ohne Religion und Menschlichkeit; gierig nach Raub, haßten sie Friede und Ruhe, bei der nichts zu gewinnen stand. S. de Guignes allgemeine Geschichte der Hunnen.

Hunter (William), großer Anatom und Geburtshelfer, geb. 1718 zu Kilbridge in Lanerkshire in Schottland, studirte zu Glasgow und Edinburgh Anatomie, bildete sich auf Reisen durch Frankreich und Holland, und starb als Leibarzt der Königin 1783. Außer mehrern Beobachtungen in der Anatomie verdient besonders Aufmerksamkeit: The anatomy of the human gravid uterus, London 1755, Fol. engl. und lat.; und viele Abhandlungen und anatomische Aufsätze in den Philosophical Transactions, welche seine ausgebreitete Gelehrsamkeit beurkunden. — 2) John, Bruder des Vorigen, ein berühmter Wundarzt, geb. 1728 zu Long Calderwood in Lanerkshire, diente von 1760 als Stabswundarzt bei der Armee in Portugal, und starb 1793 als General-Wundarzt und Oberaufseher über die Armee. Unter seinen Schriften zeichnen sich als klassisch aus: Natural history of de human teeth, 1771, 4.; Supplem. 1778, 4.; deutsch, Leipzig 1780, 2 Thle. 8. mit Kupf.; On the general disease, 1786, 4.; deutsch, Leipzig 1787, 8. mit Kupf.; A treatise on the blood, inflammation and gun-shot wounds, London 1794, 4.; deutsch von E. B. G. Hebenstreit, Leipz. 1797, 2 Bde. m. Kupf.; und viele Abhandlungen in den Philos. Transact., in den Medical obsc. u. a. m. — 3) William, Wundarzt und Orientalist, geb. zu Montrose, machte mehrere Reisen nach Indien im Auftrag der indischen Gesellschaft, und starb 1815 zu Calcutta, nachdem er von 1794—1808 Sekretär der ostindischen Gesellschaft gewesen war. Man hat von ihm viele Memoiren und ein Hindu-englisches Wörterbuch, Calcutta 1808, 2 Bde. 4.

Hupazoli, einer der wenigen Menschen, die drei Jahrhunderte hindurch gelebt haben: er war nämlich 1587 zu Casale im Mailändischen geboren und starb 1702. Hupazoli war anfangs ein Geistlicher, begab sich aber nach der Insel Scio und von da in seinem 82. Jahre als venetianischer Konsul nach Smyrna. Man kann eben nicht sagen, daß er sein hohes Alter der Enthalt-

samkeit von sinnlichen Vergnügungen zu verdanken hatte, denn er heirathete 5 Frauen, mit welchen er 24 Kinder zeugte, und außer diesen rechtmäßigen Zweigen zählte er noch 25 Bastarde; doch wir müssen seine Lebensart noch etwas umständlicher angeben. Hupazoli trank nie etwas anders als Wasser, rauchte keinen Tabak, aß wenig aber gut, besonders Wildpret und Früchte; weil er glaubte, daß letztere ihn hinlänglich mit Feuchtigkeiten versahen, so trank er oft ganze Monate hindurch nichts, als den Saft der Scozonerwurzel (Schlangenmord, Vipergros, Scozonera L.). Er wohnte nie einem Schmause bei, um allezeit früh zu Abend essen, eine halbe Stunde hernach zu Bette gehen, und des Morgens früh aufstehen zu können. Alle Tage hörte er seine Messe, dann ging er ein wenig spazieren, und nach diesem besorgte er seine Geschäfte. Er hinterließ 22 Bände, worin Alles aufgeschrieben war, was er verrichtet hatte. Nie hatte er Anfälle von Fiebern, ließ auch nie zur Ader und brauchte keine Arznei, als seine Diät. Sein Gedächtniß war so gut, daß er von hundertjährigen Dingen, als von solchen, redete, die erst kürzlich geschehen waren. In seinem hundertsten Jahre wurden seine seit einiger Zeit grauen Haare wieder schwarz, und noch später machte er des Tages seine vier Meilen. Im 109. Jahre verlor er die Zähne, so daß er sich bloß von Brühen nähren mußte; 4 Jahre hernach aber bekam er zwei neue große Zähne, und nun konnte er wieder Fleisch essen. Gegen das Ende seines Lebens hörte die Ausleerung des Geblüts auf, die er seit 30 Jahren alle Monate gehabt hatte. Er bekam daher den Stein, dann den Schnupfen dazu und unterlag endlich. Uebrigens war er ein Mann von sanftem Charakter, der nie Jemand beleidigte, und sich mit den ersten Bedürfnissen begnügte.

Huronen, eine nordamerikanische Völkerschaft, welche vormals sehr zahlreich war, und auf der Ostseite des Huronensees wohnte, 1640 von den Irokesen vertrieben wurde, und jetzt am südw. Ende des Eriesees und in Canada in einem angenehmen, fruchtbaren Lande wohnt. Sie sind die wohlhabendsten und gebildetsten aller eingebornen Indier, die in ordentlich gezimmerten Häusern wohnen, und Ackerbau, Viehzucht, Gewerbe und Handel treiben. Sie sind indeß bis auf 700 Krieger geschmelzen. In Canada hat ein ganzes Dorf das Christenthum angenommen. Zuweilen werden auch die **Irokesen** (s. d. Art.) unter dem Namen der Huronen mit einbegriffen; sie sind aber ein besonderes Volk für sich.

Husaren, die ungarische National-Reiterei; von dem ungar. Huszar 20, weil bei einem Aufgebot der 20ste Mann zur Reiterei genommen wurde. Ihre Brauchbarkeit hat sich so bewährt, daß bei allen Armeen diese Reiterei eingeführt wurde. Außerordentlich leicht, gewandt, bewegbar, sehr zweckmäßig zu jeder Jahres- und Tageszeit und bequem bekleidet, trefflich mit ungarischen, polnischen oder tartarischen Pferden beritten, versehen sie allenthalben den Vorposten- und Patrouillendienst, werden zum kleinen Krieg und zu Entsendungen gebraucht, doch ebenfalls auch zum Dienst in der Linie vollkommen geübt. Ihr Anzug unterscheidet sich durch Pelz und Säbeltasche, so wie ihre Rüstung durch einen krummen Säbel. S. **Reiterei**.

Huß, Hussiten. Johann Huß wurde 1373 zu Hussinecz in Böhmen von armen Eltern geb., und ging 1389, von seinem Grundherrn unterstützt, auf die Universität Prag, wo er sich mit ausdaurendem Fleiße dem Studium der Theologie ergab. Nachdem er 1396 Magister geworden, begann er 1398 öffentlich theologische und philos. Vorlesungen zu halten. 1402 ward er Prediger an der Bethlehemskirche zu Prag, und fing nun an, durch seine Predigten einen bedeutenden Einfluß auf das Volk auszuüben. Um diese Zeit machte ihn einer seiner Freunde, der sich einige Zeit in England aufgehalten, zuerst mit den Lehren und Meinungen Wiklefs bekannt. Huß, ebenso unzufrieden mit dem damaligen Zustande der Kirche, wie Wiklef,

las nun dessen Schriften mit ungetheilter Aufmerksamkeit und einer wahren Begeisterung, und bald trat er als der eifrigste Vertheidiger der Wiklef'schen Lehren auf, übersetzte Wiklefs Schriften ins Slavonische und predigte in dessen Geiste. Da Huß in den häufigen Zwistigkeiten der deutschen und böhmischen Studenten sich der letztern annahm, so bildete sich in kurzem eine mächtige Partei gegen ihn. Die Sachsen, Baiern und Polen, die sich unter dem gemeinschaftlichen Namen der Deutschen vereinigt hatten, behaupteten damals zu Prag fast immer bei Vergebung der Beneficien, des Rektorats und der besten Stellen das Uebergewicht. Huß setzte es aber (1409) beim König Wenzel durch, daß bei der Wahl eines Rektors die Böhmen für's künftige drei Stimmen, die fremden Magister hingegen nur eine haben sollten. Was nun noch den Haß der Deutschen gegen ihn erhöhte, war die Veränderung, die zugleich mit dem Rath der Prager Stadt vorgenommen ward, indem künftighin sechszehn böhmische und zwei deutsche Rathsverwandte sollten angenommen werden, anstatt daß zuvor das Gegentheil hergebracht war. Die Folge davon war, daß Tausende der Fremden, besonders aber die Studenten mit ihren Lehrern, von Prag weggezogen, und in den benachbarten Ländern, als zu Leipzig, Ingolstadt und Krakau, entweder neue Hochschulen anlegten oder die alten vermehrten. Nach dem Abzuge der Deutschen ward Huß zum Rektor gewählt, wodurch die Ruhe aber bei weitem noch nicht hergestellt wurde. Eben war das Concilium von Pisa versammelt, um einmal dem großen Schisma ein Ende zu machen, und einen unbezweifelten Papst zu wählen. Huß nebst der Universität zu Prag ergriff die Partei des Conciliums, da hingegen der Erzbischof Sbinko nebst der Clerisei Gregor XII. anhing. Da der Erzbischof den Huß und die Universität verfolgte, so predigte nun dieser mit desto größerer Heftigkeit, ganz nach Wiklefs Grundsätzen gegen Päpste, Bischöfe und die ganze Geistlichkeit. Er zog sich hiedurch die unversöhnlichste Feindschaft zu. Der Erzbischof verklagte ihn zu Rom, und ließ über 200 der Wiklef'schen Schriften öffentlich verbrennen. Allein dieses half so wenig, daß als Papst Johann XXIII. in Böhmen einen Ablaß für diejenigen verkünden ließ, die ihm in seinem Krieg gegen den König von Neapel beistehen würden, Huß eine öffentliche Rede gegen den Ablaß hielt, und den Papst den Antichrist nannte. Der neue Erzbischof Konrad nöthigte ihn endlich, die Stadt zu verlassen. Sein Geist jedoch und seine Grundsätze breiteten sich um so mehr aus. In dieser Lage waren die Sachen, als eben das Concilium zu Kostnitz seinen Anfang nehmen sollte. Huß war mehrmals nach Rom citirt worden; allein dahin getraute er sich nicht zu gehen; zu Kostnitz hingegen trug er kein Bedenken sich einzufinden, theils weil er selbst vom Papste an ein Concilium appellirt hatte, theils weil er sicheres Geleit von Siegmunden hatte. Um so unerwarteter war es aber für ihn und die ganze böhmische Nation, daß er ungeachtet des letztern in Verhaft genommen ward, indem das Concilium erklärte, daß ein solches Geleit dem katholischen Glauben nicht zum Nachtheil gereichen dürfe, und eben daher auch der geistliche Richter nicht könne gehindert werden, sein Amt in einem solchen Falle zu verrichten; einer, der den Glauben hartnäckig anfechte, mache sich selbst alles Geleites und jedes Privilegiums verlustig; zum Schaden der Religion sey es weder durch das göttliche noch menschliche Recht erlaubt, ihm Treue und Glauben zu halten. Das Concilium erkläre demnach keineswegs, daß man einem Ketzer überhaupt nicht verbunden sey, Treue und Glauben zu halten, sondern nur in so weit, als es zum Schaden der katholischen Religion gereiche, und daß durch ein solches von einem weltlichen Fürsten ertheilte Geleit dem geistlichen Richter sein Amt nicht könne gehemmt werden. Da auf dieser Seite Huß sich so

sehr in seinen Erwartungen getäuscht sah, so suchte er wenigstens ein ordentliches Verhör zu erlangen, um sich hinlänglich vertheidigen zu können. Das erste viel aber so tumultuarisch und lärmend aus, daß er kaum zum Worte kommen konnte. In dem folgenden durfte er wenigstens einige sowohl schriftliche als mündliche Erläuterungen und Erweise der ihm zur Last gelegten Sätze beibringen. Unter andern erklärte er den Satz, daß ein gottloser Papst kein wahrer Papst sey, und daß seine statthalterische Gewalt keine Kraft habe, dahin, daß er die Unwirksamkeit derselben in solchem Falle bloß auf das Verdienst und die Belehrung, welche doch nothwendiger Weise aus einer Statthalterschaft folgen solle, nicht aber zugleich auf sein Amt wollte bezogen haben. Nur von wenigen gestand er ein, daß er sie in dem Sinne genommen, welche seine Gegner voraussetzten, und in Ansehung dieser verlangte er, daß man ihn von der Unrichtigkeit derselben überzeugen sollte, ehe man einen Widerruf forderte. Allein es wurden ihm nur zwei Auswege übrig gelassen, entweder unbedingter Widerruf oder gewaltsamer Tod. Da jedoch ein großer Theil der Väter und selbst Siegmund sich sowohl als der übrigen christlichen Welt, besonders aber der böhmischen Nation, welcher dieser ganze Vorgang äußerst empfindlich fiel, diesen letzten Auftritt gern erspart hätte, so gab man sich alle erdenkliche Mühe, ihn zum Widerrufe zu bewegen. Allein umsonst, indem er ein wie allemal erklärte, daß er mit gutem Gewissen, und ohne seinen ehemaligen Zuhörern, Lehrlingen und Freunden in Böhmen ein Aergerniß zu geben, eine ihm fälschlich aufgebürdete Ketzerei weder bekennen, noch zurücknehmen könne. Nun war also keine Gnade mehr zu hoffen. Man erklärte ihn als Ketzer, versuchte aber nochmals, ihn zum Widerruf zu bewegen und gab ihm vier Wochen Bedenkzeit. Nach Verlauf derselben schickte man abermals eine Gesandtschaft von Bischöfen an ihn, um seine letzte entscheidende Antwort zu vernehmen. Da diese aber vollkommen mit seinen bisherigen Aeußerungen übereinstimmte, so wurde endlich sein Tod einmüthig beschlossen. Das Todesurtheil wurde ihm vorgelesen, und er hörte es mit Festigkeit und Seelenruhe an. Ehe man ihn indessen abführte, erlaubte man ihm noch, eine Rede an das Volk zu halten, in der Hoffnung, daß er diese letzte Gelegenheit ergreifen werde, seine Irrthümer zurück zu nehmen. Huß erwiederte abermals, daß er keine Irrlehren zurücknehmen könne, daß er die Wahrheit, die er in seinem Leben bekannt, auch in seinem Tode nicht verleugnen werde. Hierauf ward er zum Scheiterhaufen geführt, und bestieg ihn mit festem Tritte. Als das Reisholz angezündet war, und der erstickende Dampf sich an dem Pfahle hinaufwälzte, befahl er seine Seele in die Hände Gottes, und begann ein Lied zu singen, bis ihn endlich der Qualm erstickte. Seine Asche wurde in den Rhein gestreut. So ruhig litt Huß, nicht so ruhig litten es seine Freunde. An diesem Scheiterhaufen zündete sich die rachedurstende Gluth seiner Anhänger, die noch durch einen Nationalhaß gegen die Deutschen erhöht ward. Haufenweise rotteten sie sich nun zusammen, nannten sich nach ihrem Lehrer Hussiten, und forderten mit Ungestüm von König Wenzel die Einräumung mehrerer Kirchen zu Feier des Abendmahls unter beiderlei Gestalten. Da sie sich in Prag nicht mehr sicher glaubten, versammelten sie sich nun auf einem Berge in dem Bechiner Kreise, dem sie in der Folge den Namen Tabor beilegten. Bald wurde der Zulauf so stark, daß manchmal 40.000 Menschen zusammenkamen. Die Anordnungen und Bannflüche des Concillums fachten die Flamme des Aufruhrs noch mehr an. Der Kaiser Siegmund, der (1419) nach Wenzels Tode die böhmische Krone erhielt, vermochte den Aufruhr nicht zu dämpfen, der nun 15 Jahre hindurch Böhmen verwüstete. Unter Anführung Johann Ziska's von Trocz-

now zogen die wilden Schaaren der Hussiten aus, Rache an den Katholiken zu nehmen, zerstörten die Klöster, mordeten Priester und Mönche, und verwüsteten die Güter katholischer Landherren. Wegen der Säumnisse des Königs und seines Rathes gewannen die Hussiten immer größere Gewalt in Böhmen, und anstatt, wie Siegmund durch die Erfahrung spä-e rhin lernte, die Böhmen durch die Böhmen zu bezwingen, vereinigte er sie nur dadurch, daß er alle durch seinen Starrsinn beleidigte und sich zu ihrem gemeinschaftlichen Feinde machte. Denn sie waren schon unter sich in Uneinigkeit gerathen. Die gemilderten Utraquisten, die bloß den Kelch beim Abendmahle wollten, unterschieden sich von den Taboriten, die alle Kirchengebräuche, Altäre, Klöster u. s. w. verwarfen, und an deren Spitze Ziska stand. Auch über die Ersetzung der königl. Gewalt waren sie uneinig. Die Utraquisten, d. h. die nicht so schwärmerischen Prager, wollten eine neue Königswahl zu Stande bringen, die Taboriten hatten aber mehr demokratische Gesinnungen. Gegen den äußern Feind aber waren sie alle einig, und durch diese Vereinigung und ihre Kriegskunst unwiderstehlich. Durch ihr Kriegsglück aber vermehrten sie zugleich die Zahl ihrer Streiter. Wer auch nicht von Religionsenthusiasmus begeistert, und in Böhmen das gelobte Land sah, und in den Nachbarn lauter Kananiter und Philister, war doch zufrieden, sie unter diesem Titel zu plündern auf den Heereszügen, die nach Sachsen, Franken, Oestreich, Ungarn, der Mark Brandenburg, ja bis nach Danzig gingen. Reiche Beute brachten sie auf zahllosen Wagen zurück, welche Wagen ihnen zugleich wieder als feste Wälle und Burgen dienten, hinter den sie sich verschanzten, wenn der Feind anrückte, und ihn dann von da aus überfielen. Sie verbreiteten daher auch einen solchen Schrecken um sich her, daß zwei große ansehnliche Heere, von deutschen Fürsten zusammengebracht, vor den Hussiten die Flucht nahmen, ohne einen Angriff gewagt zu haben. Auch Siegmund richtete von Ungarn nichts gegen sie aus, und selbst der Tod ihres tapfern und talentvollen Feldherrn Ziska verringerte nichts in ihrer Unternehmung. Dieser, erst einäugig und dann gänzlich erblindet, starb den 12. Okt. 1424. Er war der eifrigste Verfolger der Katholiken; mit der entsetzlichsten Grausamkeit verfolgte er Alle, die nicht aus dem Kelche trinken wollten. An seine Stelle traten die beiden nicht minder geschickten und furchtbaren Prokope, die durch die entscheidenden Siege bei Mieß und Tachau über die an Zahl weit stärkern Heere der Reichsvölker die hussitischen Waffen noch furchtbarer machten, und durch die verwüstenden Streifzüge in benachbarte Länder der Schrecken des hussitischen Namens noch mehr verbreiteten. Da man auf dem Wege der Gewalt nichts gegen die Hussiten auszurichten vermochte, so schlug man endlich den der Güte ein. Das von Siegmund 1431 ausgeschriebene Baseler Concilium beschäftigte sich sogleich mit der Beruhigung der Böhmen. Auf die wiederholten Einladungen des Conciliums erschien eine zahlreiche Deputation der Böhmen, an deren Spitze der Anführer der Taboriten, Prokopius der Große, stand. Dieser, der vormals Mönch gewesen, vertheidigte mit aller Kraft die sogenannten Prager Artikel, in welchen ihre Glaubenssätze enthalten waren. Man disputirte vom 16. Jan. bis 6. März, ohne sich über etwas vereinigen zu können, und die Böhmen zogen wieder nach Hause. Das Concilium, dadurch noch nicht aller Hoffnung beraubt, schickte nun Gesandte nach Böhmen, um an der Wiedervereinigung der Böhmen mit der Kirche zu arbeiten, die nun die gemäßigtern Hussiten, die nichts als die Prager Artikel vertheidigten, selbst wünschten, um endlich einmal der Verheerung ihrer eigenen und der benachbarten Länder ein Ende zu machen. Nur die Taboriten und Waisen, die sich so nannten, weil sie sich nach ihres Führers Ziska Tode für verwaist hielten, wollten

nichts von Frieden hören. Die Prager aber schickten neue Deputirten nach dem Concilium, wodurch endlich die sogenannten Compaktaten zu Stande kamen, die durch eine abermalige Gesandtschaft des Conciliums den Böhmen bekannt gemacht, und von dem größten Theil der Nation angenommen wurde. Da aber die Taboriten und Waisen dieselben nicht annehmen wollten, so brach der heftigste Krieg zwischen ihnen und den Utraquisten, zu dem die Prager und der Adel gehörten, aus. Eine verlorne Schlacht bei Böhmisch-Brod, worin beide Prokope verzweifelnd fechtend, ihren Untergang fanden, zerstörte die taboritische Partei (1434). So war nun der Weg zu einer vollständigen Ausgleichung geebnet. Siegmund machte Johann Rokyzana zum Erzbischof zu Prag, verzieh Allen, gestattete den Hussiten freie Religionsübung, sogar an seinem Hofe, und ward dafür als König anerkannt. Die Endigung des Hussitenkrieges erregte große Freude. Denn Böhmen war durch den Krieg, der die Einzelnen hin und wieder durch die Beute bereichert hatte, doch so verödet, daß Städte und Klöster weit und breit in Asche verwandelt waren. Die Weltlichen, sagt Windeck, sangen das Te Deum auf den Gassen, und vor dem Kaspar Schlick, der bei dem Friedensschluß so thätig gewesen war, knieeten die Leute auf der Straße nieder und sagten, das ist unser Engel. Aus der geschwächten Partei der Taboristen entstand 1457 die böhmisch-mährische Brüdergemeinde. S. Böhmische Brüder und Calixtiner.

Husten, ein krampfiges tiefes Einathmen, worauf sogleich ein schnelles und geräuschvolles Ausathmen erfolgt. Jeder kitzelnde oder andere Reiz in den Respirationsorganen oder in den benachbarten kann ihn erregen. Deßhalb ist Husten allezeit nur ein Zeichen einer Krankheit, nie eine eigenthümliche Krankheit selbst. Katharrhalische Entzündung des Kehlkopfes oder Schlundes giebt den gewöhnlichsten Husten oder Katharr, krampfige Beschaffenheit der Lungen und eine eigne Beschaffenheit des Magens dabei macht Keuchhusten; Ueberfüllung der Lungen mit Blut erzeugt einen eignen, trocknen, metallischklingenden Husten; Lungenentzündungen, Herzkrankheiten, Brustwassersucht, Gicht ꝛc. geben einen eigenen Husten.

Hut, eine Art der Kopfbedeckung die sich von der Mütze oder Kappe hauptsächlich durch ein steifes Kopfstück und durch ein dasselbe rings umgebender Schirm unterscheidet. Schon in den frühesten Zeiten kannte man die Hüte, denn Hesiod erwähnt ihrer schon. Die Hüte der Römer waren von gewebter, dichter Wolle oder von grobem Tuche. Erst im Mittelalter scheint die Kunst, die Wolle zu einem Filz zu verarbeiten, aufgekommen und erst gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts vervollkommnet zu seyn. Gegenwärtig nimmt man theils Schaaf- und Lämmerwolle, theils Hasen- und Kaninchenhaare, theils die Haare von Bibern, ungarischen Ziegen und Lamas, von denen die Letztern die feinsten Hüte geben. Wenn man vorher die Haare und die Wolle sortirt, auf einer Horde mit Stöcken geschlagen und aufgelockert, und darauf kartetscht hat, vermischt man die verschiedenen Arten derselben so mit einander, als es die Güte und Feinheit des Hutes fordert. Hierauf müssen sie von Neuem aufgelockert werden, und auf dem Fachtisch, der einer Horde gleicht, mit einer schwingenden Saite oder dem sogenannten Fachbogen geschlagen und in Masse zusammengebracht werden, die man die Fache nennt. Diese werden hierauf zum Filz verarbeitet, indem man sie mit Stücken Pappe oder Leder zusammendrückt, und auf der durch einen kleinen Ofen erhitzten kupfern Filzplatte, unter öfterem Benetzen mit Wasser, in ein Ganzes vereinigt. Dann wird in einem Kessel Wasser, der entweder mit Essig oder verdünter Schwefelsäure vermischt ist, der Filz gekocht, und hierauf noch naß auf die Form gebracht, wo er die Hutgestalt bekommt. Nun wird er mit Bimstein und einer Fischhaut abgerieben und hierauf gefärbt. Mit Hau-

fenblase, arabischem Gummi oder Hornspänen wird der Hut gestreicht, und endlich mit verschiedenen Bürsten und einem warmen Bügeleisen glänzend gemacht. Strohhüte werden vorzüglich in Toskana verfertigt, doch kommen noch aus England, besonders aus Bedfordshire auch sehr feine. Dem Stroh giebt man die nöthige Weiße, indem man Schwefeldämpfe durch dasselbe ziehen läßt. Auch hat man in London eine Maschine erfunden, sehr feine Hüte aus Spänen zu machen.

Hutten (Ulrich von) wurde 1488 auf dem Stammschlosse Stackelberg, unweit Fulda geboren. In seinem 10ten Jahre kam er in die Klosterschule von Fulda, wo er zum Mönch erzogen werden sollte. Allein dies sagte dem freien und kräftigen Geiste des Jünglings so wenig zu, daß er 1584 aus dem Kloster entfloh. Er ging hierauf nach der Universität Köln, das damals ein Hauptsitz von Philosophastern war und ihm den Stoff zu seinen nachherigen Epistolis obscurorum virorum gab. Von Köln begab sich Hutten nach Frankfurt an der Oder, wo der Kurfürst Johann Cicero von Brandenburg vor Kurzem eine hohe Schule gestiftet hatte. Bald trieb ihn seine jugendliche Unruhe auch von hier weg (1500). Da er mit der Liebe zu den Wissenschaften auch die Liebe zu ritterlichen Thaten verband, so ging er nun in seinem 20. J. nach Italien in den berühmten venetianischen Krieg. In Italien that er sich durch die Lebhaftigkeit seines Geistes und seine literarische Talente eben so sehr, wie durch seine Tapferkeit und Geschicklichkeit in ritterlichen Uebungen hervor. Hier beschlich ihn aber eine Krankheit, deren Gift er Zeitlebens mit sich herumtrug, und die zuletzt seinen Feinden auch Anlaß zum Hohn geben mußte. Auch litt er oft den bittersten Mangel, dem ein Ritter, der nichts als seinen Namen und seinen Degen hatte, damals noch weit mehr als heutiges Tags bloß gestellt war. 1514 bot sich ihm die Gelegenheit dar, sich ganz als den, der er war, zu zeigen, und auf diese Weise die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland auf sich zu ziehen. Der Herzog Ulrich von Würtemberg hatte nämlich seinen Vetter Johann von Hutten aus Haß mit eigener Hand ermordet; und nun sandte Hutten aus Italien Klagen, Briefe und endlich fünf Invektiven gegen den Mörder, und erregte in Deutschland eine solche Theilnahme, daß sich der berühmte schwäbische Bund gegen den Herzog erhob, und ihn von Land und Leuten verjagte. In dieser großen Fehde, in der Hutten selbst den Degen eben so muthig und fertig führte, als er mit der Feder gestritten hatte, machte er mit dem berühmten Franz von Sickingen Bekanntschaft. Nicht minder wurde er dadurch berühmt, daß er sich des gelehrten und redlichen, besonders vom Dominikaner Hogstraaten verfolgten Reuchlins annahm, und dessen Feinde durch die Herausgabe seiner Epistolae obscurorum virorum in ihrer ganzen Blöße darstellte. Diese Briefe wurden ihm zwar von Einigen abgesprochen, und seinem Freunde Crotus, oder gar dem Erasmus zugeschrieben; doch ist so viel gewiß, daß er den größten Antheil an ihnen hat. Unglaubliche Wirkung hat diese Schrift hervorgebracht; sie ist für Deutschland unendlich mehr geworden, als der Hudibras für England, und der Gargantua für Frankreich. (Kürzlich sind sie von Münch verdeutscht erschienen.) 1515 ging er seinem Vater zu Gefallen nochmals nach Italien, um sich in Bologna die Doktorwürde der Rechte zu erwerben. Nach seiner Rückkehr in Deutschland war er zur höchsten Stufe des Ruhms gestiegen. Allenthalben fand er eine liebreiche, schmeichelhafte Aufnahme, besonders aber in dem gastfreundlichen Hause des berühmten Conrad Peutinger in Augsburg; und auf die Empfehlung dieses braven Mannes, so wie des redlichen Pirkheimer, Albrecht Dürers und aller Freunde des Guten, erhielt er hier die Ehre, vom Kaiser Maximilian zur Belohnung seiner im venetianischen Kriege bewiesenen Mannheit und ritterlichen Tugenden zum Ritter geschlagen, und zugleich mit dem poetischen Lorbeer gekrönt zu werden,

zu welchem Ende Peutingers schöne Tochter Constantia den Kranz mit eigenen Händen geflochten hatte. Nach dieser Zeit begab sich Hutten an den Hof des Kurfürsten Albert von Mainz, wo er sich einige Zeit aufhielt; eine Frucht davon ist sein Gespräch de Aula (vom Hofleben). Wie er sich daselbst gefiel, darüber mag er uns selbst in einem Briefe an Peutinger belehren: „Du fragst mich, wie mir das Hofleben hier bekomme? Nicht zum besten. Und doch was sollt' ein ehrlicher Kerl nicht ertragen können bei einem so guten Fürsten, wie Erzbischof Albert, der so leutselig, so wohlthätig, so edelmüthig ist, der die Wissenschaften so liebt und die Gelehrten so begünstigt. Sonst ekelt mir im Herzen vor der ganzen Wirthschaft, den aufgeblasenen Höflingen, den großthuerischen Versprechungen, den ellenlangen Complimenten, den hinterlistigen Reden, kurz vor allem Zeug, das am Ende nichts ist, als blauer Dunst und Wind u. s. w." In eben diesem Jahre 1518 begleitete Hutten den Erzbischof Albert nach Augsburg auf den Reichstag, wo von Martin Luthers Sache die Rede war. Man kann sich leicht vorstellen, daß Hutten bei den großen Bewegungen, welche Luthers Lehre verursachte, keinen müßigen Zuschauer abgab, und schwerlich wird Jemand einen Augenblick zweifelhaft, welche Partei ein Mann von Huttens Sinnesart und Charakter ergriffen haben werde. Hutten bahnte in der That, ohne es selbst zu wissen, Luthern den Weg, und leistete ihm später, als er ihn kannte, getreuen Beistand. Auf seiner Burg Stackelberg vollendete er seine Dialogen über Glück, Fieber und Papst; schrieb gegen Papst Leo X. und seinen Courtisanos (wie er sie nennt), und gegen Alle, welche sich einer Sache, die, seinem Gefühle nach, gerechte Sache der Menschheit war, widersetzten, eine Menge heftiger Broschüren, in lateinischer und deutscher Sprache, in Prosa und Versen; munterte Luthern in einem öffentlichen Schreiben auf, muthig fortzufahren; gab die Bulle vom Jahr 1520 mit sehr beißenden Randglossen heraus, u. s. w. Aber es dauerte nicht lange, so kam der schärfste Befehl von Rom nach Mainz: „daß ein so frecher Sünder, wie Hutten, gegen den die Theologen in Köln längst die Bulle über die Epistolae obscurorum virorum gehabt, und der immer fortführe, von der römischen Dreieinigkeit (so hieß sein letzter Dialog) in Mainz zu schreiben, nicht anders, als in Ketten nach Rom geführt zu werden verdiente." Hutten, der hierauf seine vorigen Gönner verlor, war nun ohne jeglichen Schutz und den Verfolgungen seiner Feinde ganz preisgegeben. Vergebens wandte er sich an den Erzherzog Ferdinand, vergebens an den deutschen Kaiser, vergebens an die ganze deutsche Nation, die er laut um Hülfe anrief. Allenthalben warteten seiner Dolche, Meuchelmörder, Ketten und Bande; und dennoch blieb Hutten immer derselbe. Man schauert, wenn man die Briefe und Aufforderungen an Ferdinand, Karl, Friederich von Sachsen, an alle Stände des Reiches lieset. Wahrheit, Freiheit, Stand, Ruhm, Nothdurft, Vaterland, Alles spricht, Alles ruft und klagt in ihm. Laut beschwert er sich über das ihm vom römischen Hofe zugefügte Unrecht, behauptet seine Sache und fordert Gerechtigkeit. „Frei geboren bin ich," schreibt er, „und frei werd ich bleiben, und nimmer soll man von Hutten hören, daß er sich von einen ausländischen Fürsten, so übermächtig er auch sey, befehden lasse, geschweige von einem Pontifex u. s. w." Alle fünf Klagschriften sind ins Deutsche übersetzt mit dem Beiworte: „Ein großes Ding die Wahrheit, stark über Alles." Da bot ihm endlich sein getreuer Freund Franz Sickingen die helfende Hand, und gab ihm Schutz und Freistatt auf seiner Burg Ebernburg an der Nahe. Jetzt machte Hutten mit Luther gemeinschaftliche Sache, munterte ihn auf, und ließ den Ergießungen seines Herzens gegen alle diejenigen freien Lauf, die er als Feinde der literarischen, bürgerlichen und geistigen Freiheit, als Lanzknechte einer ausländischen gesetz- und vertragwidrigen Tyrannei, als gedungene Verfechter

der Dummheit und des Aberglaubens, und als ewige Gegner aller Aufklärung, gesunden Vernunft und richtigen Empfindung ansah. Allein seiner neuen Freistatt sah er sich bald beraubt: in einer blutigen Fehde mit dem Erzbischofe Richard von Trier verlor der alte Sickingen das Leben, und Hutten flüchtete sich mit gebrochenem Herzen aus dem Vaterlande, und begab sich nach der Schweiz, wo er nach einigen Monaten (zu Ende Augusts 1523) in seinem 36. J. starb, nachdem ihn eine frühere furchtbare Krankheit aufs Neue ergriffen hatte. Ulrich Hutten war klein von Person, wiewohl von starkem Bau, und abgehärtet zu Ertragung alles Ungemachs. Sein Geist war kühn und unternehmend, trotzte jeglichem Widerstande, und war durch nichts zu bändigen. Er war wahrhaftig in Thaten und Worten, unveränderlich in der Freundschaft, treu in seinen Verbindungen; aber immer bereit, sich um Wahrheit und Recht von dem unentbehrlichsten Freunde oder Beschützer loszureißen. Wegen des ewigen Streites mit Unglück, Mangel, Elend und Krankheit auf einer Seite, und den unzähligen Feinden, die ihm seine Freiheits- und Wahrheitsliebe auf der andern machte, sprach er sich nicht selten mit Bitterkeit aus; dessen ungeachtet war er voller Wärme für die Rechte und das Glück seiner Brüder und seines Vaterlandes, edelmüthig, bieder, offen und treuherzig; tödtlicher Feind aller Falschheit, Unredlichkeit und krummen Wege; bei allen diesen Tugenden eines echten Ritters einer der gelehrtesten, aufgeklärtesten und beredtesten Männer seiner Zeit; und zum Gegengewicht gegen alles Ungemach, das ihn sein ganzes Leben hindurch verfolgte, mit einem Muthe und einem Selbstgefühle begabt, die ihn in Drangsalen, welche gewöhnliche Menschen zu Boden gedrückt hätten, empor hielten. Seine sämmtlichen Schriften giebt Prof. Münch in Freiburg lat. und deutsch, Berlin bei Reimer, heraus; die beste und neueste Biographie von ihm ist die von C. J. Wagenseil in Augsburg (Nürnberg 1823. 8.).

Hüttenkunde, derjenige Theil der Bergwerkswissenschaft, welcher die Abscheidung der Metalle aus den Erzen lehrt, d. i. die Reinigung von den in den Erzen noch befindlichen unbrauchbaren Stoffen. Sie ist ein Zweig der Chemie (Orykturgie). Die allgemeine verbreitet sich über alle und jede in den Hütten vorkommende Arbeiten; die besondere betrachtet nur einen einzelnen Zweig besonders und erhält ihren Namen davon, z. B. Amalgamir-, Siede-, Saiger-, Cementir-, Destillir-, Sublimir-, Schmelzhüttenkunde. Der schwierigste Theil derselben ist das Eisenhüttenwesen. S. Eisen und Karsten's Handbuch der Eisenhüttenk. 2 Th. Halle 1816.

Hüttenrauch, ein höchst giftiger Rauch oder Dampf, welcher beim Rösten und Schmelzen der Erze aufsteigt und in besondern Giftfängern als ein Ruß aufgefangen wird, wo er dann Giftmehl heißt.

Hutzwang, von Hüten, ist die Berechtigung fremder Güter, ihr Vieh auf den Brachfeldern oder Wiesen, deren Eigenthümer der Befugte nicht ist, weiden zu lassen. Sie ist der höchsten Benutzung eines Bodens sehr nachtheilig, weil durch Verbesserung eines solchen Bodens der Eigenthümer zum Theil für einen Fremden arbeitet, weil diese fremde Befugniß den Eigenthümer oft an der Befriedigung seines Grundstücks hindert und weil sie nicht erlaubt, was der künftigen Ernte so nützlich ist, die Stoppe sofort umzukehren, um der Entkräftung des Bodens durch die fortdauernde Ausdünstung aus der abgeschnittenen Stoppel ein Ziel zu setzen, endlich eine vernünftigere Wechselwirthschaft und Benutzung des Landes durch Bestellung zu einer Zwischenfrucht verhindert.

Huygens, Hugenius (Christian), berühmter Mathematiker und Astronom, geb. im Haag 1629, erhielt von seinem Vater, der Rath beim Prinzen von Oranien war, eine sehr sorgfältige Erziehung, studirte dann zu Leyden die Rechte, verließ diese Wissenschaft aber aus Liebe zur Mathe-

matik. Er bereiste Dänemark, Deutschland und England, wandte sich dann nach Frankreich, wo ihm der berühmte Minister Colbert, auf Befehl Ludwigs XIV., einen ansehnlichen Jahrgehalt aussetzte. Er starb im Haag 1695. Ihm verdankt man die Anwendung des Pendels an der Uhr 1676, so wie der Croluten oder derjenigen krummen Linien, welche sich aus andern entwickeln, so wie auch der Cykloide. Hierdurch ward es ihm leicht, die Gesetze der Mittheilung der Bewegung durch Stoß, die Theorie der Schwungbewegung und die Gesetze der Centralkräfte zu entdecken und zu vervollkommnen. In der Optik stellte er eine neue Theorie von der Bewegung des Lichts auf (de lumine, Leyden 1790), verbesserte die Teleskope, untersuchte genauer den Ring und die Gestalt des Saturn und entdeckte den sechsten Trabanten desselben. Seine Schriften und Abhandlungen erschienen in folgenden 3 Sammlungen: Opuscula posthuma, Leyden 1707, 4.; Opera varia, Ausg. v. Gravesand mit dem Leben Huygens. ib. 1714, 4 Bde., 4.; Opera reliqua eod. ed. Amsterdam 1728, 2 Bde. 4.

Huysum (Hans van), der erste Blumen- und Fruchtmaler der neuern Zeit, war im Jahr 1682 zu Amsterdam geboren. In der Landschaft folgte er der Manier des Nicolas Piemont, eines in Holland sehr geschätzten Landschaftsmalers. Aber das Höchste erreichte er in seinen Blumen- und Fruchtstücken. Der Ruhm seiner Werke bestimmte ihn, die Geheimnisse der Natur immer tiefer zu ergreifen, die flüchtige Blüthe in ihrem schönsten Momente zu fesseln und durch zauberische Wahrheit und Mannigfaltigkeit der Farben, wie das fast Transparente der zarten Blumenkörper, das Aeußerste in dieser Gattung zu erstreben. Er war der erste Blumenmaler, der den Einfall hatte, Blumen auf hellem Grunde darzustellen. Auch war er so eifersüchtig in seiner Kunst, daß er Niemand, selbst seinen Brüdern nicht erlaubte, ihn arbeiten zu sehen, und außer der Tochter eines Freundes und seinem auch als Maler geschätzten Bruder, Michael, keine Schüler annahm. Mehrere unglückliche Umstände, besonders die Coketterie und Verschwendung seiner Frau, und die schlechte Aufführung seines Sohnes, machten ihn tiefsinnig; doch war an seinen Arbeiten keine Spur des abwesenden Geistes zu erblicken. Er zehrte sich ab und starb zu Amsterdam 1749, ohne seinen drei Söhnen Vermögen zu hinterlassen, obgleich jedes seiner Bilder mit 1000 bis 1400 Gulden bezahlt wurde. Sein anderer Bruder Justus, ein Schlachtenmaler, starb jung, und der dritte, Jakob, pflegte seines Bruders Hans Blumen- und Fruchtstücke mit vieler Treue zu kopiren.

Hyacinth, ein Edelstein, welcher die Zirkonerde enthält, ist durchsichtig, gelb-röthlich oder orangengelb, mit einem mehr oder weniger lebhaften Schimmer, und im Vergleich zu den andern Edelsteinen nicht sehr hart; denn ein heftiges Feuer bringt ihn in Fluß. Boece de Boot und andere Naturhistoriker haben nach den Farben mehrere Arten Hyacinthen angenommen. Boece hält die für die kostbarsten, deren Roth ins Gelbliche spielt, ähnlich der Farbe des gallichten Blutes. Die zweite ist safrangelb, und ihre Röthe weniger stark, als die vorige; die dritte ist noch heller, und ihre Härte abgerechnet, könnte man sie auf den ersten Blick leicht mit Harz oder gelber Ambra verwechseln; die vierte ist noch heller, ihre Farbe ähnelt der grauen Ambra oder dem Honige; sie besitzt den geringsten Werth. Man hält oft die Hyacinthen mit einem hellen Gelb für Topasen und Chrysoliden; sie unterscheiden sich aber durch die Härte. Boece meint, daß der Carbunculus der Alten ein Hyacinth mit einem Roth, das ein lebhaftes Feuer warf, gewesen sey. Nach Hill übersteigt die Größe der Hyacinthen nicht die der Muskatnuß. Diese Edelsteine trifft man als sechsseitige Krystalle, deren jede Seite in

sechseckige Pyramiden ausläuft, oder man findet sie als kleine, längliche Kieselsteine, an ihren Seitenflächen theils gerundet, theils abgeplattet; die Gattung ist härter als die krystallisirten. Die schönsten Hyacinthen kommen aus Ostindien; die geringste Sorte findet sich in Europa; unter andern auf den Gränzen von Böhmen und Schlesien.

Hyacinthen, Zwiebelgewächse aus der Gattung der Liliaceen. Die Blume hat keinen Kelch und besteht aus einer einblättrigen Krone, die an ihrem Rande in sechs Lappen mehr oder weniger tief geschnitten ist. Sie haben sechs kurze Stamen und ein Pistil, dessen Fruchtgehäuse aus drei Fächern besteht, in deren jedem zwei und mehrere Samen liegen. Zu ihrem generischen Charakter zählt Linné drei kleine Löcher oder Poren, die mit einem Honigsafte angefüllt sind, und am Furchtboden liegen. Ihr Stiel ist rund, glatt, weich, grün mit einem Purpurschimmer, und erreicht manchmal die Höhe eines Fußes. Die Blumenblätter sind an ihrer Basis, die länglich und weiß ist, zusammenhängend; sie sind glatt und schön grün; das Stämmchen trägt mehrere Blumen, die einen lieblichen Geruch verbreiten, und auf kleinen Blumenstielchen sitzen. Die Wurzel ist meist eine längliche zarte, saftreiche Zwiebel. Es giebt eine große Menge Variationen dieser Gewächse; die schönsten zieht man aus Harlem. S. diesen Art. und Blumenhandel.

Hyacinthus, ein Liebling des Apollo, der von diesem zufälliger Weise bei dem Diskuswerfen getödtet wurde. Seine Abkunft wird verschieden angegeben. Nach Einigen war er der Sohn des Pierus und der Muse Klio; nach Andern aber stammte er von dem alten spartanischen König Amyklas und der Diomede her. Er war ein sehr schöner Jüngling, und wurde zuerst von einem alten thraz. Barden, Thamyris, geliebt. Nachher liebte ihn Apoll mit der äußersten Zärtlichkeit. Auch Zephyr, des Asträus und der Aurora Sohn, buhlte um seine Liebe, war aber nicht so glücklich, wie Apoll. Aus Verdruß darüber rächte er sich, als einst Apollo und Hyacinthus sich im Diskuswerfen übten, und lenkte die Wurfscheibe des Erstern so, daß sie den schönen Jüngling tödtete. Apollo war darüber vor Schmerz ganz in Verzweiflung, und da er den geliebten Jüngling nicht mehr ins Leben zurückrufen konnte, so verewigte er wenigstens sein Andenken und seinen Namen durch eine duftende Blume, die er aus seiner Asche entstehen ließ. Die Spartaner verehrten ihn als ihren National-Heros, und feierten ihm das Fest Hyacintha. — Der Sarkophag, worin seine Asche aufbewahrt wurde, diente der Bildsäule Apolls zu Amyklä (s. d. A.) zum Fußgestelle.

Hyaden, gewisse Nymphen, welche vom Jupiter an den Himmel versetzt wurden, und das bekannte Gestirn im Stiere bildeten. Den Namen leitet man verschiedentlich ab, am wahrscheinlichsten von ὕειν, regnen (daher man sie auch die Regenbringenden nannte). Eben so verschieden sind die Angaben von ihrer Abstammung, Anzahl und Namen. Das Gestirn der Hyaden befindet sich am Kopfe des Stiers. Man glaubte, daß es bei seinem Auf- und Untergange Regen bringe.

Hyäne, s. Abendwolf.

Hyder Ali, s. Ayder Ali.

Hydra von Lerna, s. Hercules u. Lernäische Schlange.

Hydraulik, der angewandte Theil der Hydrodynamik (Wasserkraft-Lehre) und Hydrostatik (s. d. A.), lehrt die Bewegung des Wassers und die Theorie des Maschinenbaues, um Wasser zu heben und steigen zu lassen. Sie beruht auf dem Satze, der alle flüssige Körper wesentlich von den trocknen unterscheidet, daß das Wasser in jeder Röhre horizontal steht, und

daß es in Röhren abwärts gefüllt oder geleitet immer wieder fast bis zu derselben Höhe aufwärts steigt, von der es herab fiel. Bei solchen Maschinen, wo die Luft (s. Pneumatik) mit in Betracht kömmt, vermehrt der Druck derselben die natürliche Kraft und Geschwindigkeit des Wassers, und treibt es zu einer ungewöhnlichen Höhe. Zu den gemeinsten Maschinen dieser Art, vermöge welcher Wasser zum Steigen bis in die obersten Stockwerke der Gebäude und in Springbrunnen gebracht wird, ist nichts weiter nöthig als ein Behälter der etwas höher liegt, als der Stand, wohin das Wasser steigen soll. Die Oberfläche des Wasserbehälters muß deßwegen etwas höher liegen, weil der Widerstand der Luft auf das steigende Wasser einen Unterschied macht. Wenn Wasserkünste genau angelegt sind, so verursacht der Widerstand der Luft nur einen sehr geringen Unterschied zwischen dem Wasserstande des Behälters und dem aufsteigenden Wasser. Bei einem Springbrunnen von 5 Fuß muß der Behälter 8 Fuß 1 Zoll, bei 10 Fuß muß er 10 Fuß 4 Zoll hoch seyn.

Bei 15 F....	15 F. 9 Z.	bei 65 F....	79 F. 1 Z.
» 25 »	27 » 1 »	» 75 »	93 » 9 »
» 35 »	39 » 1 »	» 85 »	109 » 1 »
» 45 »	51 » 9 »	» 95 »	125 » 1 »
» 55 »	65 » 1 »	» 100 »	133 » 4 »

Aus diesen Sätzen bestimmt sich, daß so viel Mal als ein Sprung des Wassers von 5 Fuß bis zu irgend einer verlangten Höhe ansteigen soll, mit so viel Zollen muß man die Oberfläche des Wassers im Behälter multipliziren, der das steigende Wasser hergibt. Hat man nun keinen natürlichen Behälter dieser Art, so muß man ihn erst bilden und das Wasser künstlich heraufheben, wo denn die Mithülfe der Luft erforderlich wird. Die gewöhnlichen Pumpen und Wassermaschinen sind hydraulisch und pneumatisch. Ein zusammengesetzteres, obwohl nicht grabezu hydraulisches Werk ist die Dampfmaschine (s. d. Art.). Die Kraft derselben ist sehr bedeutend, denn 40 Pfund Schießpulver haben ein Gewicht von 34.000 Pfd., sobald man aber dasselbe Gewicht in Dämpfe auflöst, so hebt man damit 97.000 Pfund. S. Bernoulli's Hydrodynamik.

Hydryaden, eine Art Nymphen, welche nebst den Hamadryaden die Töne von Pans Syrinx mit Tänzen begleiten.

Hydrocephalus, s. Wasserkopf.

Hydrographie (gr.), Wasserbeschreibung, die Naturbeschreibung der Meere, Seen und Flüsse, sofern sie schiffbar sind. Sie handelt daher von der Ebbe und Fluth, von den Meerströmen, Golfen, Untiefen, Meerstrudeln, Sandbänken, Felsen Klippen, Vorgebirgen und Häfen; sie giebt die Entfernung von einem Hafen zum andern an, und beschreibt überhaupt Alles, was für Seefahrer auf dem Meere und an den Küsten von Wichtigkeit ist. Im weitern Verstande begreift man darunter auch die Kunst, Seecharten zu verfertigen, die Art sie zu gebrauchen, und überhaupt alle mathematischen, zur schnellen und sichern Schifffahrt auf dem Meere erforderlichen Kenntnisse. — Hydrographische oder Seecharten stellen die Beschaffenheit der Meere und anderer schiffbaren Gewässer dar; hydrographische Tafeln oder Tabellen aber zeigen die Berechnungen, die man bei der Schifffahrt zu wissen nöthig hat.

Hydrologie, Wasserlehre, derjenige Theil der Naturlehre, welcher sich mit der Untersuchung des Wassers überhaupt, und mit der Natur und den Bestandtheilen der verschiedenen Arten desselben beschäftigt.

Hydrocephobie, s. Wasserscheu.

Hydrostatik, die Lehre von dem Gleichgewicht des Flüssigen. Dieses unterscheidet sich von starren Körpern durch die größere Verschiebbarkeit seiner

Theile, weßhalb die Bedingungen seiner Bewegung und seines Gleichgewichts ganz andere seyn müssen, als sie die Statik von festen Körpern lehrt. Die kleinste Kraft kann die geringe Cohäsion der einzelnen Theile der Flüssigkeiten aufheben und die ganze Masse auseinander treiben wenn sie nicht von festen Körpern (Gefäßwänden) eingeschlossen ist und zurückgehalten wird. Daraus und daß jeder Tropfen sowohl von dem Gewicht aller senkrecht über ihm stehenden gedrückt wird und diesen Druck weiter neben sich so gut wie unter sich ausübt, erhellet, daß Flüssigkeiten nicht nur gegen ihre Unterlagen gravitiren, sondern auch gegen ihre Seitenwände, die sich einschließen; ferner, daß ihre einzelnen Theile auch gegen einander drücken und diesen Druck so lange ausüben, bis alle in ein gleiches Verhältniß gekommen sind; wo keiner höher als der andere steht, und wo sich eine vollkommen wagerechte Oberfläche gebildet hat. An dem Wasser, als der allgemein verbreiteten Flüssigkeit, lassen sich diese Erscheinungen erläutern. Gießt man Wasser in ein Gefäß, was aus einer Menge verbundener Röhren besteht, so wird es in allen gleich hoch stehen, so wie in jedem andern, welches man sich durch eine Scheidewand getheilt vorstellt, die nicht bis auf den Boden herab geht. Da es gleich ist, ob diese Scheidewand in der Mitte steht oder nicht, so ist es auch gleich, ob der eine Schenkel solcher Gefäße von größerm Durchmesser als der andere sey oder nicht. Stände Wasser in zwei ungleichweiten Röhren im Gleichgewicht, und man dächte sich aus der weitern die oberste Hälfte der Wassersäule hinweggenommen, so würde die neu entstandene Oberfläche des übrigen Wassers mit einer Gewalt aufwärts getrieben werden, welche dem Drucke der hinweggenommenen Wassersäule gleich ist. Verschließt man die Oeffnung mit einem Deckel, so wird man so viel Gewicht darauf legen müssen, als jene weggenommene Wassersäule wiegt, um die übriggebliebene am Steigen zu verhindern. Der Druck des Wassers auf den horizontalen Boden eines Gefäßes richtet sich nicht nach der Wassermenge in dem Gefäße, sondern vielmehr nach dem Gewichte einer lothrechten Säule über diesem Boden, daher dieser Druck veränderlich seyn kann, je nachdem die Seitenwände gestaltet sind. Der Boden eines Gefäßes, das oben weiter als unten ist, trägt nur den Druck der Wassersäule, die mit ihm vom gleichen Durchmesser ist, alles Uebrige fällt auf die Seitenwände. Aus demselben Grunde, aus dem die einzelnen Theile (Tropfen) der Flüssigkeit gegenseitig einer auf den andern drücken, werden sie denselben Druck auch auf jeden hineingebrachten fremden Körper ausüben. Ist eines solchen Körpers Gewicht größer, als das Gewicht einer gleichgroßen Menge Wasser, so ist sein Druck überwiegend und er sinkt nieder; sind beide sich gleich, so schwimmt er in dem Wasser; ist das Gewicht des Wassers schwerer, so taucht er gar nicht ein, sondern wird getragen. Hierin liegt das Mittel, das specifische Gewicht der Körper zu erfahren, was durch eine hydrostatische Wage gut geschehen kann. Ihr Balken ist länger als der einer gewöhnlichen, gegentheils ist eine ihrer Schalen an kürzeren Schnüren aufgehangen als die andere. Der zu prüfende Körper wird mittelst eines Fadens unter der kürzern Schale angeknüpft und sein absolutes Gewicht in der Luft durch Gewichte in der andern Schale bestimmt. Hierauf wird er in ein Gefäß mit destillirtem Wasser, von der Temperatur der Atmosphäre eingesenkt, und sein Gewichtsverlust bemerkt. Dieser Verlust beträgt gerade so viel, als das Gewicht des Wassers, was der eingesenkte aus der Stelle trieb, oder so viel als der Gegendruck des Wassers in Gewichten ausgedrückt. Er richtet sich jederzeit also nach dem Umfange des eingetauchten, und jeder wird um so viel Mal das Wasser an Dichtigkeit übertreffen, als so viel Mal sein Gewichtsverlust in seinem absoluten Gewichte enthalten ist, d. i. sein absolutes Gewicht dividirt durch sein Gewichtsverlust giebt das specefische Gewicht.

Die Untersuchung der mannigfaltigen Störungen dieses Gleichgewichtes, die durch feste Körper, durch schwerere oder leichtere Flüssigkeiten und ihre Bewegung möglich werden, und nun die außer Gleichgewicht gebrachte Flüssigkeit ebenfalls in Bewegung bringen, so wie die künstliche Benutzung dieser Störungen zu technischen und wissenschaftlichen Zwecken, gehören der Hydrodynamik und der Hydraulik an, welche sie unter andern in der Hydrotechnik oder Wasserbaukunst anwendet. Demnach ist Hydraulik die Mechanik der Flüssigkeiten, welche sich auf die Hydrostatik stützt, aber weder die Mechanik, noch die Pneumatik entbehren kann. Es sey z. B. mit einem Gefäß voll Wasser an der Grundfläche eine Röhre verbunden, deren aufwärts gerichtete Oeffnung zu niedrig ist, als daß das Wasser so hoch, wie in dem Gefäße selbst steigen könnte, so wird es aus der Oeffnung hervorspringen, und dieser Wasserstrahl würde, wenn ihn seine eigne Schwere, der Luftwiderstand und der Mangel an Cohäsion nicht hinderten, so hoch hervorsprützen, als der Wasserspiegel in dem Gefäße selbst steht. Darauf gründet sich die Construktion der Schöpfbrunnen und ihres Röhrenlagers, so wie das der Springbrunnen. Man stelle sich solche Röhren allezeit wie eine heberförmig gekrümmte Röhre vor, deren eine Oeffnung das Wasser aus einem Behältnisse aufnimmt und es in der zweiten Röhre bis zu demselben Spiegel wieder hebt. Soll es aber aus dieser zweiten mit einer gewissen Gewalt hervortreiben, so muß jener Behälter um das Quadrat so vieler Zolle höher über die zweite Oeffnung stehen, als so viel Mal die Zahl fünf in der verlangten Höhe des Strahles oder der Wassersäule, nach Schuhen gemessen, enthalten ist. Aus dem Seitendrucke der Flüssigkeiten gegen die Wände leitet die Hydrotechnik die Stärke der Dämme in den Schleußen ab. Auf den Seitendruck gründet sich das horizontale Hervorspringen des Wassers aus einer Oeffnung, welche nahe am Boden eines mit Wasser gefüllten Gefäßes gemacht ist. Wird dieses Gefäß in seinem Schwerpunkte aufgehangen, so versetzt die Rückwirkung des hervortreibenden Wassers das Gefäß in eine Richtung, die jenem Strahle entgegengesetzt ist. Ist bei der Anlegung eines Brunnens das Wasserbehältniß nicht von der Höhe zu finden, welche oben als erforderlich angegeben ist, so muß der Hydrauliker das Wasser durch Pumpen zu einer solchen Höhe heben. Hier bedarf er aber der Mithülfe der Luft. Solche Wasserkünste sind an vielen Orten angebracht, wo die Menschen ihre Wohnungen höher gebaut haben, als das Wasser durch eigene Kraft zu leiten ist. Hierher gehören der gemeine Pumpbrunnen, die Feuerspritzen u. s. w.

Hydrostatische Senkwage (Aräometer), Dichtigkeitsmesser der Flüssigkeiten. Nachdem derselbe zur Bestimmung der eigenthümlichen Schwere des Biers, des Wassers, des Branntweines gebraucht wird, heißt er Branntwein- (Alcoholometer), Bier- oder Wasserwage. Gewöhnlich bestehet eine solche Wage aus einer gläsernen hohlen Kugel, an welcher unten eine kleinere, mit hinreichendem Schrot oder Quecksilber gefüllte, angeblasen ist; auf derselben steht eine zugeschmolzene cylindrische Röhre mit einer Gradabtheilung. Die Wage wird in die zu prüfende Flüssigkeit, welche in einem cylindrischen Gefäße befindlich ist, eingesenkt, und weil sie in die leichtere tiefer, als in die schwerere untersinkt, so beurtheilt man die specifische Schwere der Flüssigkeit nach den Graden der Wage. Doch haben solche Wagen ihre großen Mängel, deßhalb ihnen die durchaus cylindrischen Aräometer vorgezogen werden müssen. Das sehr brauchbare allgemeine fahrenheitische Aräometer besteht aus einer ähnlichen Verrichtung von zwei Kugeln mit Schrote und einem zugeschmolzenen cylindrischen Halse, der aber oben ein horizontales Becken, um Gewicht einzulegen, trägt. Der Hals hat in seiner Mitte ein Merkmal. Man senkt das Gefäß in destillirtes Wasser und beschwert es mit Gewicht,

bis es an jenes Merkmal eintaucht, und berechnet dann andere Flüssigkeiten nach den mehr oder weniger erforderlichen Gewichten, welche das Gefäß an jenes Merkmal zum Einsinken brachten, zusammengenommen mit dem absoluten Gewicht des Aräometers, wobei man sich wohl vorsehen muß, daß die zu vergleichenden Flüssigkeiten alle von einerlei Wärmegraden sind. Dieses Aräometer gründet sich auf den Satz, daß wenn dasselbe in zwei flüssige Materien bis zu gleicher Tiefe eingesenkt wird, sich die Dichtigkeit beider Materien verhalten, oder die Gewichte, welche man in beiden Fällen dem Aräometer geben mußte, um ihn gleich tief einzutauchen.

Hygieia, Hygiea, die mildlächelnde Göttin der Gesundheit, war eine Tochter des Asklepios oder Aesculapius. Homer, Hesiodus und Pindar, welche diesen noch nicht als Gottheit kennen, wissen natürlich auch noch nichts von einer Göttin Hygiea, die seine Tochter sei. Wahrscheinlich entstand dieser Mythus zu der Zeit, wo der Dienst des Asklepios begann. Da man in seinen Tempeln die Heilkunst selbst ausübte, so trat mit dem heilenden Gott auch die Göttin der Gesundheit in immer engere Verbindung, hatte ihre Tempel nahe bei den seinigen, und ihre Bildsäulen auch in diesen. Sie wurde dargestellt als ein Mädchen von schlankem Wuchs in einen langen Talar gehüllt. Milde Jungfräulichkeit ist ihr Character, sie mag sich nun traulich zu ihrem Vater halten, oder für sich gebildet sein. Eine Schale von Maza, einer Art Gerstenbrot, hat sie in der Hand, woraus eine Schlange frißt; denn Schlangen gehören zu den Symbolen der Heilkunst.

Hygin (C. Julius), ein römischer Mythograph, dessen Zeitalter nicht ganz bestimmt ist. Für sein Vaterland setzen Einige Spanien, Andere Alexandria an. Nach Einigen war er ein Zeitgenosse des Augustus, ein Freigelaßner desselben und ein Vertrauter des Ovid. Seiner Gelehrsamkeit wegen habe ihm der Kaiser die Bibliothek im Palatium zur Aufsicht anvertraut. Andere setzen ihn in die Zeit der Antonine. Er war ein sehr fleißiger Schriftsteller, von dessen Schriften viele verloren gegangen. Auf uns sind gekommen: 1) Liber fabularum, dies sind ganz summarisch erzählte mythologische Geschichten, vielleicht Skizzen alter griechischen und römischen Trauerspiele. 2) Poëticon Astronomicon, welches eine Erläuterung enthält, wie die Dichter nach und nach den Himmel mit Sternbildern besetzt haben. Für die Kenntniß der alten Götterlehre sind sie von großer Wichtigkeit. Beide Schriften gab in den Sammlungen der alten Mythographen heraus: Staveren (Leyden 1742). Andere unter dem Namen Hygin verhandene Schriften haben den Grammatiker Hygin zum Verfasser, der unter Trajan lebte.

Hygrometer, Hygroskop, Notiometer, ein Instrument, die Feuchtigkeit der Luft zu messen. Verschiedene Dinge haben die Eigenschaft, diejenige Feuchtigkeit der Atmosphäre, welche nicht dunstförmig in ihr aufgelöst, sondern nur als fein zertheiltes Wasser, Wolken, Nebel ꝛc. in ihr schwimmt, an sich zu ziehen, dadurch ihre Länge oder Dicke zu verändern und aus dieser Veränderung die Menge der aufgenommenen Feuchtigkeit beurtheilen zu lassen. Diese Instrumente aber sind sehr unvollkommen, 1) weil sie nicht den Dunst, sondern nur die wägbare fein zertheilte Feuchtigkeit messen, 2) weil sie mit der Zeit ihre hygroskopische Eigenschaft verlieren, weil noch immer ein fester Bestimmungspunct, wie am Thermometer, fehlt. Saussüre nimmt ein von seiner Fettigkeit mit Lauge befreites Menschenhaar, spannt es von einem Messingstabe bis zu einer Welle, welche einen Zeiger bewegt und durch ein Gegengewicht balancirt, und bestimmt die größte Nässe der Luft unter einer Glasglocke, die mit Wasser gesperrt ist und den größten Grad der Trockenheit durch Austrocknung der Luft mittelst geglühter Pottasche. Lambert nimmt eine ausgespannte Darmseite; de Luc einen Streifen Fischbein, der nach der Quere mit einem Hobel abgestoßen ist.

Hylas, ein Sohn des Theodamas, oder nach Andern des Philodamas und der Cyrce, nach den Dritten des Euphemus und nach Einigen gar des Hercules. Seine Mutter wird auch Menodice oder Mecionice, eine Nymphe und Tochter des Orion, genannt. Einige nennen auch seinen Vater Theomenes statt Theodamas. Endlich machen ihn auch Einige zu des Ceyx Sohn. Er war ein schöner Jüngling, den Hercules außerordentlich liebte, und ihn auf seinem Argonautenzuge mit sich nahm. In der Gegend von Troja stieg Hylas aus, um aus dem Flusse Askanius Wasser zu schöpfen. Die Nymphen verliebten sich in seine Schönheit, als sie sein Bild durch die krystallne Fluth sahen, zogen ihn zu sich hinab, und raubten ihn so der Erde. Hercules verließ, um ihn zu suchen, das Schiff; aber vergeblich schallte das Ufer von dem Namen Hylas wieder, und während der Zeit war die Argo ohne ihn fortgesegelt, so daß er den Zug nach Kolchis nicht mit unternehmen konnte. An der Quelle des genannten Flusses brachte man in der Folge dem Hylas jährlich ein Opfer, wobei der Priester dreimal seinen Namen rief. Die Nymphen, die ihn raubten, sollen Eunika, Malis und Nychea geheißen haben.

Hymen, Hymenäos, heißt der Vermählungsgott der spätern Griechen, von welchem die Vermählung selbst und der Brautgesang ebenfalls Hymenäos genannt sein sollen; wahrscheinlicher ist aber, daß umgekehrt der Vermählungsgott seinen Namen von dem Brautgesang habe, weil man diesen früher findet, als jenen. Hymnen war ein so schöner Jüngling, daß man ihn leicht mit einer Jungfrau verwechselt hätte; allein er war arm, und liebte deßhalb, obschon nicht unerwiedert, doch unglücklich. Um der Geliebten nahe zu sein, kleidete er sich einst am Feste der eleusischen Ceres in weibliche Tracht, und mischte sich in die Feier. Während dieser drang eine Schaar Seeräuber ein, und raubte unter den sämmtlichen Jungfrauen auch ihn. Als die Räuber auf einer wüsten Insel gelandet und vor Müdigkeit entschlummert waren, ermordete er sie, eilte nach Athen zurück, und erbot sich, die geraubten Jungfrauen alle zurückzubringen, wofern man ihm die Geliebte vermählen wolle. Mit Freuden willigte man ein, und weil, sagt man, seine Ehe so glücklich war, so gedachte man seiner zuerst in allen Brautgesängen, bis er nachher vergöttert wurde. Indeß fehlt es nicht an mancherlei andern Sagen, deren Verschiedenheit auch nichts Gewisses über seine Herkunft erwarten läßt. Bald heißt er der Sohn des Musikers Magnes, bald des Bacchus und der Venus, bald Apollo's und einer Muse; und zwar weiß man wieder nicht, ob der Urania, Terpsichore, Klio oder Kaliope. Claudian sagt, daß Venus dem Sohn der Muse Obmacht über die Ehen ertheilt, daß man ohne ihn sich nicht im bräutlichen Lager vereinigen, und nicht die hochzeitlichen Fackeln entzünden dürfe. Genug, er kam ins Gefolge der Göttin der Liebe und unter Amors Gefährten. Keine Vermählung fand Statt, wobei er, der Ehestifter, nicht feierlich angerufen wurde: Hymen, o Hymenäos, o Hymen! Er erscheint um die Stirn die Blüthe des Majorans, in der Linken den feuerfarbigen Hochzeitschleier, in der Rechten die hochzeitliche Fackel, an den Füßen goldne Sandalen; Gesang und Tanz begleiten ihn. Beim Tode des Adonis läßt Bion ihn seine Fackel verlöschen, und den hochzeitlichen Kranz zerreißen. Glauben wir dem schönen Hymnus Catulls an diesen Gott, so hatte Hymen seinen Sitz auf dem Helicon bei den Musen.

Hymne (Hymnus), eine Untergattung der Ode (s. d. Art.), der lyrische Erguß einer hohen Begeisterung beim Gedanken an die Unendlichkeit der Gottheit oder eines erhabenen personificirten Begriffs. Sie ist die älteste Form der höhern griechischen Lyrik, und ward ursprünglich bei religiösen Festlichkeiten und unter Begleitung musikalischer Instrumente abgesungen. Nicht bloß die Götter, auch Helden, Sieger in Schlachten und feierlichen Spielen wurden mit Hymnen geehrt. Der griechische Hymnus neigt sich bald

mehr zum Epischen, bald mehr zum Lyrischen hin. Von der erstern Art sind die sogenannten homerischen Hymnen, welche an eine Gottheit gerichtet die mythische Geschichte derselben vortragen. Zu der zweiten Art gehören die Hymnen des Orpheus; sie sind durchaus im Tone lyrischer Begeisterung gehalten, wiewohl ihnen die epische Versart, der Hexameter, eigenthümlich ist. Die trunkene Begeisterung der orphischen Gesänge erscheint in Pindars herrlichen Hymnen zu einer reinen, klaren Lyrik abgeläutert. Einen mehr philosophischen Character nahm der griechische Hymnus in jener spätern Zeit an, als die Reflection bereits den Sieg über die Poesie davon getragen hatte, wie dies in den Hymnen des Kleanthes (ungefähr 300 Jahre nach Chr.) der Fall ist. — Die christliche Hymne preiset die Eigenschaften und Werke der Gottheit; ihr Gebiet ist die übersinnliche Welt. In dem Ringen des Gedankens mit dem Ausdrucke entwickelt sich jene erhabene und bilderreiche Sprache, die, dem Ausdruck der Schärmerei verwandt, die Meinung veranlaßt hat, als müsse die Hymne an Kraft und Stärke die Ode überbieten. Dagegen steht ihr unleugbar das geistliche Lied (s. Lied) an Schwung der Empfindung, so wie an Kühnheit und Stärke des Ausdrucks bei weitem nach (vergl. Geistliche Lieder). Der Hymnus Stabat mater, aus dem Ende des 14. Jahrh., beweis't indeß die Innigkeit des Gefühls, das in dem Erhaben-Einfachen sich ausdrückt. — Nächst den oben erwähnten griechischen Hymnensammlungen verdienen noch die des Kallimachos und Proklos genannt zu werden, so wie mehrere Chöre der alten Tragödie. Einige Oden des Horaz gehören ebenfalls hieher. — In neuern Zeiten zeichnen sich in dieser Gattung aus: Bern. Tasso unter den Italienern; Cowley unter den Engländern; J. B. Rousseau unter den Franzosen; unter den Deutschen: J. A. Cramer, Klopstock, Wieland, die Stolberge, Lavater, Herder ꝛc.

Hypatia, Tochter des Philosophen und Mathematikers Theon, geb. zu Alexandrien zu Ende des 4. Jahrh., galt, von ihrem Vater in der Philosophie, Geometrie, Astronomie und den mathematischen Wissenschaften unterrichtet, für eine der gelehrtesten Personen ihrer Zeit und stand zu Alexandrien an der Spitze einer Schule, woraus viele gelehrte Männer, unter andern auch der berühmte Bischof Synesius aus Cyrene hervorgegangen sind. Sie wurde in der Kirche zu Alexandrien 415 bei einem Auflaufe umgebracht, weil man sie beschuldigte, sie verhindere die Aussöhnung des Statthalters Orestes mit dem Patriarchen Cyrillus (s. d. Art.). Ihre mathematischen Schriften sind verloren gegangen.

Hyperpel, s. Kegel.

Hyperpel (Uebertreibung), der griechische Name für eine Redefigur, welche die Gegenstände größer darstellt, als sie wirklich sind. Leidenschaft und erhitzte Einbildungskraft bedienen sich gern des hyperbolischen Ausdrucks, daher derselbe in ernsthafter Darstellung nur da anwendbar ist, wo ein aufgeräumtes Gemüth spricht. Es gibt in der Sprache übertreibende Ausdrücke, die durch langen und häufigen Gebrauch ihre hyperbolische Kraft verloren haben, z. B. „schnell, wie der Blitz." Eine Art Hyperbel ist die verkleinernde Uebertreibung, oder Litotis, wo ein Gegenstand geringer dargestellt wird, als er wirklich ist.

Hyperboräer, ein fabelhafter Name, den die Alten den unbekannten Bewohnern des Westen und Norden gaben. Der Name bedeutet Völker, die jenseits der Wohnung des Boreas wohnen. Man beschrieb sie als Völker, die aller menschlichen Glückseligkeit genossen. Die Sage davon scheint durch die Entdeckungen der Phönizier und des Samiers Colaus entstanden zu sein. Vorher setzte man in die westlichen Länder die Wohnung der Nacht und das Schattenreich, und die in ewigem Dunkel wohnenden Cimmerier. Statt aller dieser Vermuthungen traf man nun wirklich glückliche

und ziemlich gesittete Völker an, die einen goldreichen Boden bewohnten, und die nicht durch den stehenden Nordwind Griechenlands beunruhigt wurden, gegen den sie die Alpen und Pyrenäen, die man unter der rhipäischen Bergkette begriff, zu schützen schienen. Man erzählte dann zu Hause von Völkern, die so groß und gesund wären, und so lange lebten, welche, als Lieblinge des Apollo, dem sie in fruchtreichen Ebenen mit Musik und geopferten Eseln dienten, unter dem Schutze des Nordwindes das glücklichste Leben führten. Bei ihnen herrschten ewiger Frühling und ewige Jugend. Ganze Jahrtausende verlebten sie in beständigen Festen und Vergnügungen. Der Name Hyperboräer wurde nach und nach durch wahrere Erzählungen aus dem Westen verdrängt, und in den Norden verpflanzt, daher auch Herodot des Namens nicht mehr gedenkt. Pindar setzt sie noch in den äußersten Westen, an die schattigen Isterquellen, woher, hinter dem Striche des kalten Nordwindes, Herkules den Oelbaum nach Olympia brachte, wo Perseus auf dem Zuge gegen die Gorgo sie besuchte. Herodot läßt den Ister bei den Kelten, und Pyrrhene jenseit der herkulischen Säulen entspringen, aber Kelten und Pyrrhene sind bloß neuere Namen für Hyperboräer und Rhipäen, denn Aeschylus sagt im befreieten Prometheus, daß der Ister von den Hyperboräern und den rhipäischen Gebirgen komme. In das Land der Hyperboräer versetzen die Dichter auch die Greifen und Arimaspen, selbst nachdem sie späterhin in den Norden versetzt worden waren. Apollodor setzt auch die Gärten der Hesperiden mit den goldenen Aepfeln dahin. Als Herkules die cerinitische Hindin bis in die unbekannten Länder der Erde verfolgte, so reis'te er auch zu ihnen, und traf wieder auf sie bei der Reise zu Geryon. Wegen ihres langen Lebens wurden die Hyperboräer auch Macrobii genannt. Eine Erzählung von ihnen scheint darauf zu führen, daß man unter ihnen nicht bloß im Allgemeinen die unbekannten Bewohner des Westen und Norden, sondern auch ein bestimmtes Volk verstanden habe. Herodot erzählt nämlich, daß einst zwei Priesterinnen aus dem Lande der Hyperboräer nach Delos gekommen wären, um die Einwohner n ch neue Gebräuche beim Dienste des Apollo zu lehren. Sie starben in Delos, und ihr Grab wurde noch lange gezeigt. Auch schickten die Hyperboräer von Zeit zu Zeit eine Theorie nach Delos, um dem Apollo Geschenke zu bringen. Die letzten Theoren kamen aber unglücklicher Weise um, und ihre Asche wurde in einem der Diana geweiheten Tempel aufbewahrt. Von der Zeit an kamen die Hyperboräer nicht mehr selbst, sondern ließen die Erstlinge ihrer Ernten durch fremde Hände nach Delos gelangen. Sie übergaben sie nämlich einem nahe bei den Scythen wohnenden Volke, und dieses übergab sie andern Völkerschaften, welche sie an die Küsten des adriatischen Meeres brachten. Von da kamen sie nach Epirus, gingen durch Griechenland, und wurden über Euböa nach Tenedos gebracht. Wenn man hier bloß auf die Thatsache sieht, daß die Hyperboräer dem Apollo Geschenke nach Delos brachten, so scheint man darunter ein griechisches Volk verstehen zu müssen, das die Götter Griechenlands kannte, und mit diesem sich noch gewissermaßen in Verbindung zu erhalten suchte. Nach Bayer war dieses Volk aus Griechen entstanden, welche vor und kurz nach dem trojanischen Kriege sich jenseit des Pontus Euxinus in den glücklichen Steppen Asiens niedergelassen hatte. Endlich verlor es sich unter die übrigen Scythen, und der Umgang mit den Altgriechen hörte auf. Im Ganzen könnte also die Vorstellung der Griechen von Hyperboräern wohl folgende gewesen sein. Von den Erzählungen der frühesten Schiffer nach den Westländern Europa's verleitet, setzte man die Hyperboräer in diese, und gab ihnen den Namen, weil ihr Land gegen die Stürme des Boreas gesichert zu sein schien. Die Idee von der Glückseligkeit, worin sie lebten, entstand ebenfalls aus jenen durch die Liebe zum Wunder-

baren vergrößerten Erzählungen, wie aus den im Anfange dieses Artikels gegebenen Nachrichten erhellet. Die Idee von den Hyperboräern blieb aber immer noch sehr dunkel und unvollständig, und man setzte ihre Wohnsitze im Allgemeinen in die unbekannten Länder der Erde, nach Westen und Norden. Man hatte vielleicht bei ihnen gottesdienstliche Gebräuche bemerkt, die mit der Verehrung des Apollo Aehnlichkeit hatten, daher erzählte man, daß sie Apollo verehrten, daß sie seine Lieblinge wären. Nun schickten jene lange vergeßnen Griechen aus dem innern unbekannten Asien Gesandte mit Geschenken für Apollo nach Delos. War was natürlicher, als daß man diese durch Sitten, Kleidung und Gewohnheiten von den eigentlichen Griechen schon ganz abweichenden Personen für Hyperboräer erklärte, und sie auch so nannte? Vielleicht wäre ohne diesen Zufall die Idee der Hyperboräer bald ganz verloschen; so bekam sie aber eine neue Stütze, und erhielt sich bis in die spätesten Zeiten, als man schon lange das Fabelhafte davon eingesehen hatte.

Hyperides, einer von den zehn Rednern, deren Leben Plutarch abgehandelt hat. Er war aus Kolyttus in Attika gebürtig, ein Schüler des Plato und Isokrates und Vater des Rhetors Glaukippus, ein Freund des Demosthenes, aber ein noch größerer Patriot, so daß er auch kein Bedenken trug, diesen wegen des vom Harpalus empfangenen Geldes anzuklagen und seine Verbannung zu bewirken. Der Staat brauchte ihn zu mehrern Gesandtschaften, zu den Elern, zu den Rhodiern und andern. Nachher versöhnte er sich wieder mit dem Demosthenes und verlor fast mit ihm zu gleicher Zeit sein Leben. Nachdem nämlich die Athener bei Kronon besiegt worden waren, so wurde er aus dem Tempel der Ceres, wohin er geflüchtet war, herausgerissen, dem Antipater ausgeliefert und hingerichtet. Longin tadelt an seinen Reden den Mangel an Erhabenheit und Rührung; Dio Chrysostomus aber empfiehlt demjenigen die Lesung seiner Reden vor allen andern Rednern, der die Beredsamkeit studiren wolle. Man schreibt ihm 77 Reden zu, von denen nach Plutarch und Photion 52 echt waren. Sie sind bis auf eine, welche mit den Reden des Demosthenes zusammen edirt wird, verloren gegangen.

Hyperion, einer von den Titanen, ein Sohn des Uranus und der Gäa. Mit seiner Schwester Thia zeugte er den Helios, die Selene und die Eos. Nach Homer zeugte er mit der Nymphe Neära die Nymphen Phaetusa und Lampetie. Homer setzt ihn überhaupt für den Helios, läßt ihn die Erde erleuchten, und schreibt ihm die heiligen Heerden auf Sizilien zu, die Andere dem Helios beilegen. Seine Gemahlin wird auch Basilea genannt.

Hypermnestra, die älteste Tochter des Danaus und Gemahlin des Lynceus. Sie war die einzige von ihren Schwestern, die gegen den väterlichen Befehl ihren Bräutigam am Leben gelassen hatte, weil er so diskret gewesen war, daß er sie in der Brautnacht nicht berührt hatte. Danaus warf sie anfangs deßwegen in ein Gefängniß, ließ sie aber nachher wieder los, und erlaubte ihr, den Lynceus als Gemahl zu behalten, mit dem sie den Abas zeugte. Nach Apollodor wurde sie von ihrem Vater wegen des bewiesenen Ungehorsams vor Gericht verklagt, aber freigesprochen, weßwegen der Ort, wo es geschah, Kriterium genannt wurde. Weil die Götter ihr verliehen hatten, sich so gut vertheidigen zu können, so bauete sie aus Dankbarkeit der überredenden Diana einen Tempel. Endlich wurde auch ihr selbst und dem Lynceus ein Tempel errichtet.

Hypnos, s. Schlaf.

Hypochondrie ist der Name einer chronischen Krankheit, die ihren Sitz in dem Unterleibe und zwar in der Gegend desselben, in welcher die wichtigsten Organe der Verdauung, der Magen und die Leber, liegen, hat; daher

auch die Benennung Hypo, griechisch unter, und Chondros, Knorpel, hier Rippen- und Brustknorpel. Die unmittelbare Ursache oder die nächste Quelle dieser Krankheit, liegt in einer Verletzung der Function des Nervensystems im Unterleibe, und vorzüglich der großen Knotengeflechte, die den Verdauungsprozeß leiten und regeln. Die Reizbarkeit der Gangliensysteme und ihrer Verflechtungen ist krankhaft gesteigert; ihr Reaktionsvermögen hingegen vermindert. Auf diese beiden Anomalien lassen sich alle Erscheinungen der Krankheit zurückführen und aus denselben erklären. Weil die Unterleibsnerven in ihrer Empfindlichkeit über die Norm gesteigert sind, fühlt der Hypochondrist ein Drücken in der Magengegend, ein Spannen, Ziehen, bald unter den kurzen Rippen, bald in der Herzgrube, bald auf der einen oder der andern Seite. Das verminderte Reactionsvermögen der Ganglengeflechte wirkt nachtheilig auf den Verdauungs- und Aussonderungs-Prozeß; indem die peristaltischen Bewegungen des Darmcanals, welche von der regelmäßigen und kräftigen Muskelthätigkeit der Verdauungsorgane abhangen, langsam von Statten gehen. Daher stockende Ausleerung, trockene, harte Darmsecretion, Verhaltung der Blähungen, Auftreibung des Unterleibs, Mangel an Appetit, Uebelbefinden nach dem Essen, anomale Absonderung der Galle, und vor allen Schwäche und Abweichung des Verdauungsgeschäfts; Säurebildung im Magen, Aufstoßen von Blahungen nach dem Genusse der Speise, übler Geruch aus dem Munde ꝛc. Eine Zeit lang erhält sich die Krankheit auf dieser Stufe; doch in der Folge bildet sie sich weiter aus, und das krankhafte Leiden der Unterleibsnerven zieht das ganze Nervensystem des Körpers, vermöge seines organischen Zusammenhanges und der dynamischen Wechselwirkung, in den die Nervensphären des vegetativen und animalischen Lebens stehen, in Mitleidenschaft. Die großen Leiden und die lebhafte Beunruhigung und Selbstpeinigung entspringen für den Hypochondristen aus diesem Consensus: obgleich die Erscheinungen, welche ihren Ursprung in dieser Mitleidenschaft haben, in keiner Verletzung der Organe, in den sie sich wirklich äußern, gegründet sind, und gemeiniglich rasch wechseln; so läßt sich der Hypochondrist doch nicht überreden, daß diese Leiden nur sympathisch und Scheinleiden seien, die ihre Entstehung aus dem Unterleibe nehmen; er glaubt fest, er leide an allen Krankheiten, von der er ein oder das andere Zeichen bemerkt. Fühlt er ein Herzklopfen, so kann es nicht anders sein, er hat einen Herzpolypen; ist sein Athem beklemmt und ängstlich, so müssen Knoten in den Lungen es verursachen. Schmerz und Hüsteln deuten ihm gewiß auf Lungenentzündungen; aus einer Brustbeklemmung schließt er auf Wasser im Brustkasten; bei einem Ohrendrausen und Klingeln fürchtet er ängstlich einen Blutschlagfluß, und Eingenommenheit, Schwere des Kopfes droht ohne Zweifel mit einem Nervenschlag; bei Urinbeschwerden schwört er, es seien Steine in den Nieren und der Blase vorhanden; Verstopfung geht bestimmt bei ihm in Miserere über, und ein Durchfall ist ihm ohne Widerspruch die Ruhr; Magenschmerz, Uebelkeit, Erbrechen können nach seiner Ueberzeugung bei ihm keinen andern Grund haben, als Verhärtung und Krebs. Niemand gibt mit größerer Aufmerksamkeit auf seinen Körperzustand Acht als er; seine Aengstlichkeit treibt ihn, daß er allerhand medizinische Schriften über sein Leiden nachlies't, und seine Einbildungskraft verfehlt nicht, ihm in jedem Krankheitsbilde sein eignes Leiden zu zeigen, so daß er fast die ganze Nosologie leidend durchmacht, und die verschiedenartigsten Krankheiten auf sich bezieht. Die Störung des Nervensystems muß nothwendig einen großen Einfluß auf das Gemüth des Kranken haben. Der Hypochondrist ist bald schwermüthig, bis zum Verzweifeln niedergeschlagen, bald ganz ausgelassen lustig; die geringste Erscheinung ist ihm wichtig, er schiebt ihr eine bedeutende Krankheit unter, sucht Rath und will Arznei

dafür; während den Zufällen der Angst ist er verzagt, furchtsam, wird fromm und sogar abergläubisch; fühlt er sich hingegen leicht und wohl, so hat er auch Alles vergessen. In der Angst glaubt er gleich zu sterben, begeht die lächerlichsten Dinge; oft befällt ihn diese so plötzlich und heftig, daß er aufspringt, fortrennt und nirgends Ruhe findet. Er wechselt häufig mit seinen Aerzten, sucht Hülfe und Rath bei jedermann, und würde, wenn er es könnte, zehn Heilkünstler beschäftigen. Doch hat er zu keinem Zutrauen, und glaubt, er verstehe es besser als sie; es ist ihm genug, wenn sie seine Klagen geduldig anhören; er hingegen vernimmt aufmerksam ihren Rath und folgt ihm nicht. Die veranlassenden Ursachen zu dieser Krankheit sind alle, welche die Reizbarkeit der Nerven des Unterleibes erhöhen, und die Verdauung schwächen. Dahin gehören vorzüglich übermäßige Anstrengung des Geistes durch zu vieles Studiren, sitzende Lebensart, schwelgerisches, luxuriöses Leben, Uebermaß in reizenden Getränken, besonders in Kaffee und im Genuß der physischen Liebe, aber auch Mangel an Uebung der körperlichen und geistigen Kräfte, Müßiggang und Langeweile. Die Heilung der Hypochondrie ist langwierig und beschwerlich; häufig gelingt sie nicht, weil der Arzt mehr mit dem Kranken, seinen Launen und seinem Ungehorsam zu kämpfen hat, als mit der Krankheit. Der Hypochondrist soll nur leichte und verdauliche Speisen genießen, sich viel Bewegung machen, den Lockungen der sinnlichen Triebe widerstehen, sein Gemüth beherrschen, Zerstreuung suchen, seine sitzende Lebensart aufgeben, mehr körperlich und weniger geistig thätig sein; er soll alle Ausschweifungen meiden; Jahre lang einer einfachen Diät folgen, sich des vielen Medizinirens enthalten, zutrauungsvoll sich dem Arzte überlassen und dessen Anordnung befolgen ꝛc. Die Krankheit ist nicht lebensgefährlich, sie wird es nur durch den Hinzutritt anderer Leiden. Sie weicht oft im höhern Alter von selbst, wenn sich die gereizte Empfindlichkeit der Nerven abgestumpft hat.

Hypokritisch nannten die Alten die Art der Ausübung der Musik, welche die Griechen mit ορχηβις und die Römer mit saltatio bezeichneten, worunter die Kunst, alle Gebarden und Bewegungen nachzuahmen, verstanden wurde. Sie war die Kunst des Tanzes in seinem höhern und weitern Sinne, in welchem er alle schönen und ausdrucksvollen Bewegungen des Leibes bedeutet. Nach dem Athenäus war Thelestes der Erfinder der Orchesis. Sie wurde von allen musikalischen Künsten am meisten geliebt und geübt. Die Römer erhoben sie in ihrer Pantomimik zur selbstständigen Kunst. Daß sie eine musikalische Kunst war, ist daher zu erklären, daß die Musik der Alten einen weitern Umfang hatte als die unsrige; denn sie umfaßt auch die Poesie, die Schauspielkunst, und alle die Künste, die im Gefolge der letztern sind, und war überhaupt, wie Quintilianus sie nennt, die Kunst des Schicklichen in Tönen und Bewegungen.

Hypothek, s. Pfandrecht.

Hypothekarische Credit-Institute. Das Creditwesen ist einer der Theile des jetzigen Privatrechts, das sich im justinianischen Recht lange nicht so gut ausgebildet hatte, als in unsern neuern Gesetzgebungen, und in den durch die Verwaltungen genehmigten Creditvereinen. Das Wesentliche ist, Verpfändungen mit dem wenigsten Aufwande von Seiten des Schuldners und mit der größten Sicherheit des Gläubigers, zu organisiren und daß dieser mit den möglichst mindesten Kosten in den Besitz seines verpfändeten Grundstücks gesetzt werde, um solches verkaufen zu können, wenn der Schuldner die Zinsen unrichtig zahlt, oder die Entrichtung des gekündigten Capitals verabsäumt. Aber bei der Organisation oder Verbesserung des Creditsystems ist Manches zu beachten, was bisher übersehen wurde in fast allen Hypothekargesetzen. Auch die Interessen der Schuldner müssen dabei

sehr berücksichtigt werden. Das preußische Creditsystem ist trefflich, aber zu kostbar in den Gründungen der Hypothekbücher. Es muß durch die Hypothekgesetze von Staatswegen die Dienstablösung der unterhörigen Landbesitzer möglichst erleichtert und hierin den allgemeinen Hypothekarien kein Widerspruch eingeräumt werden, wenn z. B. dem Naturaldienst ein Geld- oder Fruchtquantum substituirt worden ist, wenn Gemeinheiten getheilt und gar vererbpachtet wurden, wenn Servituten vom Besitzer veräußert wurden gegen einen jährlichen Kanon. Die Zerstückung der größten Guishöfe muß, wenn der Hypothekar ewiger Renten von Fideicommiß-Capitalien bei mehreren Individuen die nämliche Sicherheit erlangen kann, befördert werden: denn den höchsten Werth erlangt jeder Boden nur bei einer starken Bevölkerung von landbesitzenden Familien, die um ihr Haus herum ihre Felder und Wiesen nutzen und nach den Marktpreisen der Producte ihre Cultur einrichten können.

Hypothenuse heißt in einem rechtwinkligen Dreiecke die Seite, die dem rechten Winkel gegenüber steht, indeß die beiden andern Seiten Katheten genannt werden.

Hypothese ist die Annahme eines Satzes, zur Erklärung gewisser Erscheinungen, die ohne ihn nicht erklärt werden können; obgleich man nicht im Stande ist, die Wahrheit dieses angenommenen Satzes zu beweisen. Wenn der Grund gewisser Phänomene weder durch Erfahrung noch durch Demonstration aufgedeckt werden kann, so nehmen die Philosophen ihre Zuflucht zur Hypothese. Die wahren Ursachen der Naturwirkungen und Erscheinungen liegen oft den Grundsätzen, auf die wir uns stützen können, und den Erfahrungen, die wir gemacht haben, oder zu machen im Stande sind, so fern, daß wir uns schon mit wahrscheinlichen Gründen zu ihrer Erklärung begnügen müssen. Wahrscheinlichkeiten sind daher nicht aus den Wissenschaften zu verbannen: in allen Forschungen muß es einen Anfang geben, und dieser Anfang muß oft ein unvollkommener und erfolgloser Versuch sein. Nicht selten trugen Hypothesen zur Entdeckung der Wahrheit bei, und gaben neue Ansichten der Dinge: denn man stellte oft Versuche an, ob eine einmal angenommene Hypothese gut sei oder nicht. Findet man nicht nur, daß diese Versuche sie befestigen, und sie eine ungezwungene Erklärung der Erscheinung hergibt, sondern daß alle Folgerungen, die man aus ihr zieht, mit Beobachtungen übereinstimmen, so wächst die Wahrscheinlichkeit der Hypothese zu einem solchen Grade, daß sie einer Demonstration gleich kommt. Eine Hypothese darf mit keinem der Hauptgrundsätze, die unseren Kenntnissen zur Grundlage dienen, im Widerspruch stehen; bei ihrer Aufstellung muß man alle Facten und Umstände der Erscheinung, zu der man eine wahrscheinliche Ursache sucht, genau aufgegriffen haben. Den größten Nachtheil veranlassen Hypothesen, wenn man sie für die Wahrheit selbst hält; innerhalb der Gränzen der Wahrscheinlichkeit können sie mannichfachen Nutzen gewähren, und zu Forschungen aufmuntern; doch einmal fest für wahr gehalten, lähmen sie den Geist der Nachforschung. Indem man ihren Nutzen und Schaden richtig unterscheidet, so vermeidet man auf der einen Seite Fictionen, und beraubt auf der anderen die Wissenschaften keiner sehr nothwendigen Methode in der Kunst zu entdecken, und die in den schwierigen Untersuchungen, welche die Verbesserungen mehrerer Jahrhunderten, und die Arbeit vieler Menschen, um zu einer gewissen Stufe der Ausbildung zu gelangen, erfordern, eine ergiebige Anwendung findet. Man erkenne daher ihren Werth, und achte sie weder zu hoch, noch verwerfe man sie ganz; Descartes that das Erstere, und Newton neigte sich zu sehr nach der andern Seite.

Hypsipyle, die Tochter des Thoas, Königs der Insel Lemnos. Als die Weiber von Lemnos ihre Männer im Schlafe ermordeten, weil ein Theil von ihnen, der nach Thrazien in den Krieg gezogen war, sich thrazische Scla-

binnen zu Beischläferinnen gewählt hatte; so rettete Hypsipyle ihren Vater von dem allgemeinen Blutbade, und verbarg ihn sorgfältig. Bald darauf kamen die Argonauten hieher, und wurden von den Lemnierinnen sehr wohl aufgenommen. Selbst Hypsipyle zeugte mit dem Jason zwei Söhne, den Thoas (nach Andern Deipylus) und Euneus. Bald nach ihrer Abreise aber entdeckten die Weiber von Lemnos den von der Hypsipyle gespielten Betrug, daß sie nämlich ihren Vater nach der Insel Chios hatte entkommen lassen. Nun wollten sie sich an der unglücklichen Tochter rächen, stießen sie vom Throne, und zwangen sie, die Insel zu verlassen. Auf dem Meere wurde sie von Seeräubern gefangen, und an den nemeischen König Lykurgus, oder Lykus, oder an den König Lykus von Theben, als Sclavin verkauft, der sie zur Säugamme seines Sohnes Archemorus machte. Als das Heer der sieben Fürsten gegen Theben zog, und durch das Gebiet des Lykurgus marschirte, so fanden sie die Hypsipyle allein in einem Gehölze mit dem Knaben an ihrer Brust. Während sie aber den Knaben hinsetzte, um die Durstigen zu erquicken, wurde dieser von einer Schlange getödtet. Zu seinem Andenken stifteten die Griechen die nemeischen Spiele. Sie wurde wegen dieses unglücklichen Fehlers ins Gefängniß gesetzt; aber ihre Söhne befreieten sie nachher wieder.

Hyrkan (Johann), jüdischer Fürst, Sohn Simon des Makkabäers, den sein Schwiegersohn 135 vor Chr. hatte ermorden lassen und welchen Mord der Sohn zu rächen suchte. Allein Ptolemäus rief den Antiochus Sidetes nach Palästina, von dem er in Jerusalem belagert wurde. Hyrkan schlug seine Angriffe muthig zurück, eroberte viele Städte in Judäa, bezwang die Idumäer, zerstörte den Tempel auf dem Berge Garzim, nahm Samaria und starb 114 vor Chr., ohne den Königstitel anzunehmen, nach 32jähriger Regierung. Er hinterließ fünf Söhne.

Hyrkanien, eine Provinz des alten Persien. Sie wurde nach Ptolemäus gegen Norden durch einen Theil des kaspischen Meers, gegen Westen durch Berge von Medien, oder vielmehr von den rohen Mardi und Tapuri; gegen Süden durch das Gebirge Koronus von Parthien, und gegen Osten durch das Gebirge von Margiana begränzt. Jetzt faßt dieser Landstrich die nördliche Hälfte des Landes Komis und ein westliches Stück der Provinz Khorasan, längs dem See aber noch den östlichen Abschnitt von Masanderan, das Land Korkan (wahrscheinlich noch ein Ueberbleibsel des alten Namens) und einen Theil von Dahistan in sich. Hyrkanien ist ringsum mit Bergen umgeben, von denen sich auch Zweige in das Innere ziehen; gegen die Küste hin aber findet sich eine große Ebene. In den meisten Gegenden ist es sehr fruchtbar, vorzüglich an Wein, Obst- und Holzbäumen. Da Alexander sich nur kurze Zeit hier aufhielt, seine Nachfolger auch wenig hier zu thun hatten, und die Kaufleute nur durch die Südseite desselben wanderten: so war es den Alten weit weniger bekannt, als die entfernten östlichen Provinzen. Ptolemäus schöpft seine Nachrichten von demselben meistens aus Berichten von Kaufleuten; seine Ortsnamen treffen aber nicht mit denen zusammen, welche im Zeitalter Alexanders und Seleukus hier vorkommen. Als Flüsse in demselben kennt er den Maxera und Sokanaa, und als Völker auf der Nordseite die Maxerä und Astaveni, und auf der Südseite die Ehrendi. Als persische Provinz vor Alexander war Hyrkanien viel ausgedehnter, indem es noch Parthien und Margiana in sich begriff. Als die Bewohner Parthiens Beherrscher der Monarchie wurden, ward Parthien eine eigne Provinz, und man schlug noch einige angränzende Striche dazu. Strabo und die zunächst ihm folgenden Schriftsteller rechnen auch noch die östlichen Striche des alten Hyrkaniens dazu, so daß Margiana nur ein kleiner fruchtbarer Strich ist. Die Bewohner stammten wahrscheinlich von den nördlichern Skythen ab.

Schon im ersten Jahrhundert gab es unabhängige Könige in Hyrkanien, die dem parthischen Reiche oft gefährlich wurden. Die Hauptstadt war Tapae oder Hyrkania.

Hysterie, eine Krankheit des weiblichen Geschlechts, die ihrem Wesen und ihren Erscheinungen nach eine so große Aehnlichkeit mit der Hypochondrie hat, daß man, einige Verschiedenheiten in den Symptomen abgerechnet, welche die Natur des weiblichen Organismus und des weiblichen Characters hervorbringen, beide Leiden für gleich halten, und aus derselben Verletzung und abnormen Thätigkeit der Unterleibsnerven herleiten kann. Bloß der Ort, wo sich die Symptome ursprünglich manifestiren, und zugleich die äußere Empfindlichkeit und Mobilität der weiblichen Nerven unterscheiden die Hysterie von der Hypochondrie. Die Zufälle bei der ersteren beziehen sich mehr auf eine krankhafte Nerventemperatur des Sexualsystems; da hingegen bei der Hypochondrie eine Verletzung der Ganglien-Geflechte und der Nerven, welche den Verdauungsprozeß beherrschen, der erste Grund dieses Leidens ist. Der große Einfluß, den die Geschlechtsorgane des Weibes auf den ganzen Organismus ausüben, die innige Wechselwirkung, worin die Nerven dieser Theile mit dem ganzen nervösen Systeme stehen, und zugleich die von Natur schon höhere Sensibilität des Weibes, sind die Ursachen, warum die Hysterie schneller als die Hypochondrie die Gesamt-Nervensphäre ergreift, und so heftige sympathische Zufälle hervorbringt. Daher sind Krämpfe, Zuckungen, Herzklopfen, Kopfschmerzen, Ohnmachten, Zusammenschnüren der Halsmuskeln, das Gefühl, als wenn ein Ball aus dem Magen nach dem Munde steige, und den Athem beklemme, Blähungen, Magenschmerzen ꝛc. häufigere Begleiter der Hysterie, und erreichen bei ihr leicht eine furchtbare Höhe, so daß die Kranke oft dem Tode nahe zu sein scheint; aber auch nur scheint; denn in der That sind die Zufälle so gefährlich nicht. Man schrieb ehemals die Krankheit den Dünsten, welche aus dem Magen bei einer krankhaften Verdauung aufsteigen, zu, und nannte sie Vapeurs; in Frankreich waren sie selbst eine Zeit lang eine Modekrankheit, und eine Dame, die unglücklicher Weise keine Vapeurs hatte, suchte sie zu erkünsteln; jetzt sind sie aus ihrem Rufe gekommen, und schwache Nerven haben ihre Stelle eingenommen; keine Dame du bon ton kann ihrer mit Schick entbehren. Die veranlassenden Ursachen sind bei der Hysterie dieselben, wie bei der Hypochondrie; nur daß lange Unbefriedigung des Bedürfnisses nach dem Genusse der Liebe die gewöhnlichste ist.

J ist unter den Buchstaben der dritte Selbstlauter und der neunte und zehnte in der Ordnungsreihe, denn in diesen Zeichen liegt nebenbei noch die Bedeutung des weichsten Gaumenbuchstabens J o d. Als Selbstlauter steht er in den Worten Ich, Ihr, Inbegriff ꝛc.; als Mitlauter aber in den Worten Jagd, Jähzorn, Jahr ꝛc. Auf franz. Münzen zeigt er die Münzstadt Limoges an. Als Abkürzungszeichen hat er die Bedeutung: Johann, Johanne, Jacob; Jahr; i. J., im Jahr; i. d. J., in diesem Jahre; i. J. Chr., im Jahr Christi; J. C., Jesus Christus; J. k. M., Ihro kaiserliche (königliche) Majestät; i. e., id est, das ist; it. item, desgleichen, ib, ibidem, ebendaselbst; JCtus Juris i. e., Juris consultus, ein Rechtsgelehrter.

Jambus, s. Rhythmus.

Jarbas, s. Dido.

Jason, Sohn des Aeson, Königs von Jolkos, und der Polymede, oder Polymele, oder Alcimede, oder Polypheme, Arne, Scarphe, Theognete, Clecklymene und Rhöo nach Andern. Er gehört mit zu den Heroen des alten Griechenlands, und zeichnete sich vorzüglich durch die Unternehmung des Argonautenzuges aus. Vorher wohnte er schon der kalydonischen Jagd bei. Sein Lehrer war der Centaur Chiron, der Erzieher fast aller damaligen griechischen Prinzen. Sein Vater legte die Regierung von Jolkos nieder, ehe Jason volljährig war; daher regierte sein Onkel Pelias als Vormund über Jolkos. Die Veranlassung zu Jasons berühmten Zuge nach Kolchis erzählt die Mythe gewöhnlich so: Pelias ließ einst zu einem feierlichen Opfer des Neptun alle seine Verwandten, und also auch den Jason einladen. Als dieser auf dem Wege nach Jolkos an den Fluß Evenus, oder wie Andere ihn nennen, Enipeus, oder Araurus kam, fand er hier die Juno in Gestalt einer alten Frau, welche ihn bat, sie hinüber zu tragen. Jason nahm sie mit sich, und ließ den einen Schuh im Schlamme stecken. Er kam in diesem Aufzuge zum Pelias, der nicht wenig darüber bestürzt war, weil ein Orakelspruch ihm geweissagt hatte, daß derjenige ihm den Thron und Leben rauben würde, welcher, wenn er dem Neptun opferte, ohne Schuh zu ihm käme. Pelias fragte nun, was er wohl mit dem machen würde, den ihm das Orakel als seinen Mörder verkündigt hätte? Auf Eingeben der Juno antwortete Jason, er würde ihn nach Kolchis schicken, um das goldne Vließ wieder zu holen. Diesen Auftrag gab ihm also Pelias. Man erzählt auch die Veranlassung noch anders. Als Jason zwanzig Jahre alt war, befragte er das Orakel, wie er sich den Besitz seines rechtmäßigen Erbes wieder verschaffen könnte. Dies befahl ihm, in der Kleidung eines Magnesiers, mit einer Leopardenhaut um die Schultern und mit zwei Lanzen bewaffnet, nach Jolkos an den Hof des Pelias zu gehen. Er that dies, kam aber nur mit einem Schuh daselbst an, indem er den andern auf die angezeigte Art verloren hatte. Alles verwunderte sich über diesen Aufzug, und Pelias, der ihn nicht kannte, erkundigte sich nach seiner Herkunft. Jason antwortete dreist, daß er Aesons Sohn sei, und in der Höhle des Chiron erzogen worden wäre, und ließ sich die Wohnung des Vaters zeigen. Hier kamen seine Verwandten Pheres, Neius,

Admetus, Amychaon, Acaſtus und Melampus zu ihm, mit denen er fünf Tage lang das Feſt des Wiederſehens feiert. Dann gingen ſie zuſammen zum Pelias, und verlangten die Abtretung des Reichs. Pelias wagte es nicht, ihn abzuweiſen, und antwortete, daß er bereit wäre, es ihm zu überlaſſen, wenn er zuvor eine rühmliche That ausgeführt, und das goldne Vließ wieder nach Theſſalien würde gebracht haben, wie der Schatten des Phryxus und das Orakel befohlen hätten; denn ſein hohes Alter erlaube ihm nicht, ſelbſt das Abentheuer zu unternehmen. Nach ſeiner Rückkehr würde er ihm mit Freuden den Thron von Jolkos abtreten. Von dieſer Fahrt nun und den Abentheuern des Jaſon auf dem Zuge ſ. d. Art. Argonauten. Auf der Fahrt dahin zeugte Jaſon mit der Hypſipyle auf Lemnos den Euneus und Nedrophonos, oder nach Andern Deipylus. Von der Medea unterſtützt, erreichte er den Zweck ſeiner Reiſe glücklich, und kehrte mit ihr, als ſeiner Gemahlin, nach langem Herumirren endlich glücklich in die väterliche Heimath zurück. Hier rächte er die Ermordung ſeiner Eltern und ſeines Bruders durch den Tod des Pellas. Dennoch konnte er nicht zu dem Throne von Jolkos gelangen, ſondern er mußte ihn dem Acaſtus, dem Sohne des Pelias, überlaſſen, und mit ſeiner Gemahlin ſich nach Korinth flüchten. Hier lebten ſie zehn Jahre in der glücklichſten Ehe beiſammen, bis endlich Jaſon, der Medea überdrüſſig, ſich in die Glauce, die Tochter des korinthiſchen Königs Kreon, verliebte. Er verſtieß ſeine Gemahlin mit ihren Kindern, und heirathete nun die Glauce. Aber jene rächte ſich ſchrecklich an der verhaßten Nebenbuhlerin, und als Jaſon ſie dafür beſtrafen wollte, floh ſie auf ihrem Drachenwagen zum Könige von Athen, Aegeus, nachdem ſie ihre mit dem undankbaren Jaſon erzeugten Kinder, den Mermerus und Pheretes, getödtet hatte. S. Medea. Jaſon ſoll ſich vor Verzweiflung ſelbſt umgebracht haben.

Ibarra (Joachim), Hofbuchdrucker des Königs von Spanien, wurde zu Saragoſſa geboren und ſtarb 1785 in ſeinem 60. Jahre. Er brachte ſeine Kunſt auf eine Stufe der Vollkommenheit, die bisher in Spanien noch unbekannt war. Aus ſeiner Officin gingen die herrlichſten Ausgaben der Bibel, des mozarabiſchen Miſſals, der ſpaniſchen Geſchichte von Mariana, des Don Quixote, der ſpaniſchen Ueberſetzung des Salluſt, 1772 in Fol. heraus. Die Ueberſetzung iſt von dem Infanten Don Gabriel, und jetzt ſehr ſelten, weil der Prinz die ganze Auflage verſchenkte. Ibarra erfand eine Tinte, die er augenblicklich verdicken und verdünnen konnte. Er lehrte zuerſt ſeine Landsleute, den gedruckten Bogen zu glätten, um ihm durch die Verwiſchung der Falten ein angenehmeres Anſehen zu geben. Seine Erfindung verdankte er nur ſich ſelbſten, weil er nicht aus ſeinem Vaterlande gekommen war.

Iberien, 1) eine ſehr fruchtbare Landſchaft im nordöſtlichen Aſien, die aus einer großen, von allen Seiten mit Gebirgen eingeſchloſſenen Ebene beſtand. Gegen Norden beſchützte ſie der Kaukaſus; gegen Weſten trennten ſie die hohen, aber furchtbaren moſchiſchen Bergketten von Kolchis; gegen Süden vertheidigten ſie die nämlichen Berge und der Fluß Cyrus, und in Oſten ſchieden es andere Berge nebſt dem Fluß Alazan von Albanien; doch rechnet man mit Ptolemäus wahrſcheinlicher dieſen Fluß noch ganz zu Albanien. Iberien begriff alſo die nördliche Hälfte von Georgien, nämlich Karduell und ein Stück von Kacheti, und dann gegen Südweſten noch einen Theil von Imevetl. Die Römer kannten vier Päſſe zu dieſem Lande: 1) von Sarapana und dem Phaſis her; 2) von Armenien aus über den Kurfluß, in der Nähe von Teiflis; 3) von Albanien aus durch den Alazanfluß und die Gegend Kambyſene, und 4) den nördlichen iberiſchen Paß. Die weſtlichen Gebirge brachten guten Wein und Oel hervor, und in der Ebene bauete man Getreide. Die Einwohner waren fleißige und verſtändige Ackersleute und

baueten sich regelmäßige Häuser von gebrannten Ziegeln. Ihre Lebensart glich der armenischen und medischen, von welchen Völkern sie auch wahrscheinlich abstammten. Das ganze Volk theilte sich in vier Kasten: aus der ersten wurden die Fürsten des Landes gewählt; zur zweiten gehörten die Priester; zur dritten die Krieger und Landbesitzer; und die vierte bestand aus Sclaven, welche das Eigenthum des Königs waren, und alle öffentlichen Arbeiten verrichten mußten. In alten Zeiten gehörte wohl das Land zur persischen Monarchie, vielleicht unter abhängigen Fürsten. Diese Verbindung beweist unter andern der Name des Flusses Cyrus. Alexander und seine Nachfolger kamen nicht hieher. Die Iberer blieben also von dieser Zeit an wahrscheinlich unabhängig, bis sie durch die Kriege des Pompejus und Trajan unter römische Oberherrschaft kamen, und bis nach Kaiser Julian davon abhängig blieben. Dann kamen sie wieder unter persische Herrschafte, welche sie aber nur mit Widerwillen duldeten, weil die Perser ihnen die Ausübung der christlichen Religion sehr einschränkten. 2) Iberien bedeutet auch so viel, wie Hispanien (s. d. Art.). 3) Eine Landschaft an der Westseite der diesseitigen Halbinsel Indiens im innern Lande, und an Scythia gränzend. Sie war reich an Getreide, Reis, Sesamöl, Butter und feinem indischem Gewebe, hatte Ueberfluß an zahmem Vieh; lauter starke schwarze Einwohner. Die Hauptstadt hieß Minnagara, die ihre feinen Baumwollenzeuge nach Barygaza verkaufte. So beschreibt sie Periplus. Der Name ist wahrscheinlich verdorben. Die Landschaft war unstreitig ein Theil des großen Reichs Larica, von dem Ptolemäus spricht, der auch die Hauptstadt Minogora, das heutige Mahmudabad, nennt.

Ibis, ein storchartiger Vogel Aegyptens, der dort die Atmosphäre nach zurückgetretenem Nilwasser von faulendem Fleische und von vielen schädlichen Schlangen und Insekten reinigt. Der ägyptische Ibis hat zwei Arten und ist des Vaterlandes Sinnbild durch die ägyptischen Priester geworden.

Ibycus, ein berühmter griechischer Lyriker, ein Zeitgenosse des Anakreon. Ueber sein Vaterland und den Namen seines Vaters ist man nicht ganz einig. Nach Einigen war er in Rhegium, nach Andern aber in Messana geboren. Es scheint, daß sein Vater von Messana, er selbst aber von Rhegium gebürtig gewesen sei. Sein Vater wird bald Phythius, bald Polyzelus, bald Cerdas genannt, und man könnte daher vermuthen, daß es mehrere Ibyci gegeben habe, unter denen ein lyrischer Dichter sich vorzüglich berühmt machte, und die übrigen verdunkelte. Er lebte um 552 v. Chr. Zu der Zeit, als Polycrates in Samos herrschte, begab er sich dahin, und brachte daselbst seine Lebenszeit zu. Auf einer Reise wurde er einst, erzählt man, von Räubern überfallen, und da er sich nicht retten konnte, und von ungefähr Kraniche über sich wegziehen sah, so drohete er den Räubern, daß diese Vögel seine Rächer werden würden, wenn sie ihn tödteten. Beides geschah. Denn als die Räuber nachher zu Korinth einmal Kraniche ziehen sahen, so fing einer von ihnen lächelnd an: Siehe die Rächer des Ibycus! Dies hörte Jemand und zeigte es der Obrigkeit an, welche die Räuber gefangen nehmen, zum Geständnisse zwingen und sie hinrichten ließ. Nach Suidas schrieb Ibycus sieben Bücher lyrischer Gedichte, im dorischen Dialecte. Außerdem erfand er auch, nach Suidas und Athenäus, das musikalische Instrument, Sambuco, und eine Gattung Gedichte, worin er seine Liebesgeschichten besang, und welche nach ihm Ibyciische Lieder genannt wurden. Nach dem Zeugnisse des Cicero und Suidas, war er ein leidenschaftlicher Liebhaber. Die noch übrigen Fragmente seiner Gedichte hat Heinrich Stephan und Fulvius Ursinus gesammelt. Bekannt ist Schillers Ballade: Die Kraniche des Ibycus.

Ich, die einfache Vorstellung, durch welche das Subject, welches die Vorstellungen hat, oder das, dessen Bestimmungen die Vorstellungen sind,

gedacht wird. Alle seine Anschauungen und Gedanken bindet der Mensch an die Vorstellung: Ich. In diesem Ich selbst ist nichts Mannichfaltiges mehr, sind weiter keine Merkmale oder Theilvorstellungen, zu unterscheiden; aber es ist das, mit welchem alles Mannichfaltige der Anschauung und des Begriffs, als daran geknüpft, vorgestellt wird. Es ist die Vorstellung des bloßen reinen thätigen Selbstbewußtseins, durch welche nichts Mannichfaltiges zum Erkennen gegeben wird; denn es gehört bloß zur Möglichkeit des Anschauens, Denkens und Erkennens, weil alles dieses an ein Ich geknüpft sein muß. Aber dieses Ich schauet sich selbst nicht an, denn es ist weder ein Anschauungsvermögen, welches etwa unsinnlich oder intellectuel wäre, noch ein für die Anschauung gegebener Gegenstand, sondern bloß der Grund aller Verknüpfung des Mannichfaltigen zu einem Gegenstande. Es ist ein und dasselbe (unum idemque) Selbst, das ich mir bei Allem, was ich anschaue und denke, vorstellen muß, weil ich mir desjenigen, wobei ich es mir nicht vorstellte, auch nicht bewußt werden könnte. Ich nenne Vorstellungen eben darum meine Vorstellungen, weil sie insgesammt an dieses Ich geknüpft sind. Kannt nennt dieses Ich auch die ursprüngliche synthetische Einheit der Apperception (des Bewußtseins); ursprünglich, weil diese Vorstellung des Ichs von keiner andern weiter abgeleitet werden kann; synthetisch, weil sie aller Verknüpfung (Synthesis) zum Grunde liegt und sie möglich macht. Dieses Ich, oder, wenn es als das bezeichnet wird, was allem Denken zum Grunde liegt, und alles Denken (nicht als wirkende Ursache, sondern) als erstes Verknüpfungsmittel der Vorstellungen möglich macht, dieses: ich denke, muß also meine Vorstellungen begleiten können; denn sonst würde etwas in mir vorgestellt werden, was gar nicht gedacht werden könnte, welches eben so viel heißt, als: die Vorstellungen würden entweder unmöglich, oder wenigstens für mich nichts sein, denn ich wäre mir derselben nicht bewußt. Dieses Ich immer dasselbe Ich, bei allem Mannichfaltigen in einer Anschauung, enthält eine Verknüpfung von Vorstellungen, und ist nur dadurch möglich, daß ich mir dieser Verknüpfnng bewußt bin. Denn bei allen meinen Vorstellungen, deren ich mir bewußt bin, ist zwar der Gedanke, daß Ich sie habe; allein dieses Bewußtsein ist zerstreuet, und es gehört noch ein eigner Act dazu, um mir vorzustellen, daß alle diese verschiedenen Ich ein und dasselbe Ich sind. Diese Vorstellung bekomme ich dadurch noch nicht, daß ich jede Vorstellung mit Bewußtsein begleite, oder mit derselben bewußt bin; sondern daß ich eine Vorstellung zu der andern hinzusetze, und mir der Verknüpfung derselben bewußt bin. Also nur dadurch, daß ich ein Mannichfaltiges gegebener Vorstellungen in Einem Bewußtsein verbinden kann, ist es möglich, mir vorzustellen, daß jedes einzelne Ich in jeder einzelnen Vorstellung mit allen übrigen ein und dasselbe ist. S. Bewußtsein.

Ichthyolith, versteinerte Fische, oder Steine, in welchen eine Fischgestalt abgebildet ist. — Ichthyologie, derjenige Theil der Naturkunde, welcher von den Fischen handelt; Fischkunde — Ichthyologist.

Icon, ein Bild. Iconismus, ein nach dem Leben gefertigtes Bild. Iconographie, Beschreibung alter Statuen und Gemälde. Um die Wiederherstellung dieser Wissenschaft haben sich M. Angelo und Ursinus, so wie um die Ausbildung derselben Canini (Iconographie, Rom 1689, 1 Bd. 4to.) und Montfaucon (Antiquités expliquées) großes Verdienst erworben. — Iconoklasten, Bilderstürmer (s. d. Art.). Iconolatrie, Bilderverehrung. Iconolog, Bilderkenner, Bildersammler. Iconologie, Bilderkunde, Erklärung des Sinnes der Bilder, Bildersammlung.

Ida, in der alten Geographie 1) das berühmte Gebirge, an dessen Fuß die Stadt Troja lag, und dessen Abdachung bis ans Meer eine Ebene bildete, auf welcher die Scene der Belagerung von Troja vorfiel. Es hatte

mehrere Zweige. Der südliche Theil hieß Gargarus, und eine der höchsten Spitzen desselben Cotyllus. Auch gehörte zu ihm der anmuthige Hügel Collicolone, an der Nordseite des Simois. Auf dem Ida befand sich ein Tempel der Cybele, welche daher Idaea mater genannt wurde. Uebrigens wuchsen besonders viel Fichten darauf, daher auch das idäische Pech sehr bekannt war. 2) Ein Berg auf der Insel Creta. Es hieß eigentlich so der mittlere und höchste Gipfel des Gebirges, das von Westen nach Osten die Insel durchschnitt, und das gegen Westen zu Leuci, gegen Osten Dicte genannt wurde. Der Ida, jetzt Psiloriti, war unstreitig der höchste Berg der Insel, und sein Fuß nahm im Umfange einen Raum von 600 Stadien ein. Oben endigte es sich in zwei Felsenspitzen, die fast immer mit Schnee bedeckt waren. Es gab eine weite Aussicht über die ganze Insel, und war mit Eichen-, Ahorn- und Cedernwäldern umkränzt, sonst aber eben nicht sehr fruchtbar. Unter den wenigen Gewächsen, die es hervorbrachte, ist die Tragacantha (Bocksdorn) bekannt. Mehrere reiche Quellen entsprangen aus demselben, welche die benachbarten Felder befruchteten. Beim Hinaufsteigen auf denselben zeigten sich die Höhlen, worin die ersten Andauer von Creta wohnten. Auch soll auf demselben die Erfindung des Eisens gemacht worden sein.

Idalium, ein berühmter und bei den Dichtern oft genannter Ort im Mittellande der Insel Cypern. Bei ihm war auf einem Berge ein Tempel und Hain der Venus, die davon Venus Idalia hieß. Der Ort scheint unbedeutend gewesen zu sein.

Ideal, Urbild, Prototypon, die Vorstellung eines einzelnen als einer Idee adäquaten Wesens. Idee bedeutet eigentlich einen Vernunftbegriff, d. i. einen solchen Begriff, für den in der Erfahrung kein ihm vollkommen angemessener (adäquater) Gegenstand gefunden werden kann, z. B. die Idee des allervollkommensten Wesens. Wenn wir uns nun ein einzelnes Wesen vorstellen, das einer solchen Idee vollkommen angemessen wäre, so heißt diese Vorstellung ein Ideal. Dieses Ideal, d. i. die Idee (als ein einzelnes, durch die Idee allein bestimmbares, oder gar bestimmtes Ding), ist noch weiter von der Realität entfernt, als eine bloße Kategorie es ist, die nicht einen durch die Sinne gegebenen Stoff zum Inhalt hat. In der Erfahrung ist ein solches Ideal gar nicht zu finden. Ein dergleichen Ideal ist z. B. der Mensch in seiner ganzen Vollkommenheit, Plato nennt ein solches Ideal, eine Idee des göttlichen Verstandes. Die menschliche Vernunft enthält viele solche Ideale, d. i. Wesen, die bloß in Gedanken existiren, eins davon ist auch der Weise des Stoikers. Es giebt aber zweierlei Arten von Ideen, Vernunftideen und ästhethische Ideen, folglich giebt es auch zweierlei Ideale, Ideale der Vernunft und Ideale der Einbildungskraft oder Sinnlichkeit. Die Ideale der Vernunft kann man nach der Eintheilung der Vernunft in in spekulative und practische, in Ideale der spekulativen und Ideale der practischen Vernunft eintheilen. Ideale der spekulativen Vernunft sind solche Wesen, die ich mir als den spekulativen Ideen adäquat vorstelle, z. B. die Welt; Ideale der practischen Vernunft sind solche Gegenstände, die ich mir als den practischen Ideen angemessen vorstelle, z. B. die Heiligkeit, so wie sie das Evangelium darstellt, die von keinem Geschöpfe erreichbar, dennoch das Urbild ist, welchem wir uns nähern, und in einem ununterbrochenen, aber unendlichen Progressus gleich zu werden streben sollen. Beide, die spekulative und practische Vernunft haben jede nur Ein eigentliches Ideal. Das erstere heißt daher vorzugsweise das Ideal der reinen Vernunft, und Kant versteht darunter, die Vorstellung eines Wesens aller Wesen. Das letztere ist das Ideal des höchsten Guts oder die Vorstellung eines Wesens, welches den moralisch vollkommensten Willen mit der höchsten Glückseligkeit in sich

vereinigt und die Ursache aller Glückseligkeit in der Welt ist, sofern sie mit der Sittlichkeit in genauem Verhältnisse steht. Die Ideale der Sinnlichkeit, z. B. die der Maler, sind von den Idealen der Vernunft gänzlich verschieden, und gleichsam Monogramme (einzelne, ob zwar nach keiner angeblichen Regel bestimmte Züge) der Einbildungskraft. Diese Ideale der Sinnlichkeit heißen so, weil sie das (durch die Vernunft vermittelst der Einbildungskraft idealisirte) nicht erreichbare Muster möglicher empirischer Anschauungen sein sollen, eigentlich aber kann sich Niemand darüber erklären und eine verständliche Idee von ihnen angeben, folglich verdienen sie nur in uneigentlicher Bedeutung den Namen eines Ideals. Ein solches Ideal der Sinnlichkeit oder der Einbildungskraft ist auch die Glückseligkeit, denn es beruht bloß auf empirischen Gründen. Das Ideal der Vernunft ist dagegen ein Gegenstand, der nach Prinzipien durchgängig bestimmbar sein soll, von dem sich also die Merkmale angeben lassen, obgleich in der Erfahrung dasjenige mangelt, was alles dazu gehört, um die Idee vollständig zu erreichen (die hinreichenden Bedingungen der Congruenz mit der Idee), und der Begriff eines solchen Ideals folglich transcendent ist, d. h. über alle Erfahrungsgrenzen hinaus liegt, und folglich für uns nur in unserm Kopfe existirt. Ein solches Ideal der Vernunft ist die intelligible Welt oder die Verstandeswelt, denn es beruht bloß auf Gründen der reinen Vernunft, welche es allein denkt. Die Absicht des Ideals der Sinnlichkeit ist, daß Künstler ihre Producte darnach formen und Kenner sie darnach beurtheilen; die Absicht der Vernunft mit ihrem Ideal ist dagegen, die durchgängige Bestimmung eines jeden Dinges von einem solchen Ideale, als seinem Urbilde, abzuleiten. Sie geben ein unentbehrliches Richtmaß der Vernunft ab, welche des Begriffs von dem, was in seiner Art ganz vollständig ist, bedarf, um darnach den Grad und die Mängel des Unvollständigen zu schätzen und abzumessen.

Ideal-Geld, Ideal-Münze, Ideal-Realmünze, s. Münze.

Idealisiren heißt das Reale, oder das Sinnlich-Anschaubare zu einer Idee erheben; da aber das Objective nie als Idee in dem engern Sinne der neuern philosophischen Systeme, in dem sie mit dem reinen Vernunftbegriffe zusammen fällt, der die Vernunft außer und ohne alle Erfahrung in ihrem Schooße erzeugt, kann vorgestellt und erfaßt werden, so ist auch ein Idealisiren in dieser Bedeutung, d. h. die Erhebung eines Objectiven zu einem Vernunftbegriffe nicht möglich. Es muß daher in der Reihe der menschlichen Geistesthätigkeiten eine Kraft vorhanden sein, die zum wenigsten den sinnlichen Erscheinungen in der Vorstellung den Schein der Vernunft-Ideen zu ertheilen vermag, und diese ist die Einbildungskraft. Diese nimmt den Stoff bei ihren Ideal-Bildungen zwar aus der Wirklichkeit, behandelt ihn aber nach Ideen der Vernunft; da die letztern hingegen etwas Allgemeines enthalten, so muß mit dem Idealisiren zugleich ein Generalisiren verbunden sein; die Einbildungskraft gelangt demnach nur durch Abstraction von den individuellen Bildungen zum Schaffen ihrer Ideale; indem sie alle individuelle Züge, die nicht zum Wesentlichen gehören, fallen läßt, und bloß das Wesentliche zusammenfaßt und darstellt. Da das Idealisiren, nämlich die Schöpfung der Ideale, seinen größten Werth in der Aesthetik hat, und diese als einziges Gesetz, als höchsten Zweck, die Schönheit aufstellt, so muß auch die Einbildungskraft bei der Idealschöpfung diesem Gesetze gehorchen, und alle Mängel, Unvollkommenheiten, Gebrechen, die vielleicht den sinnlichen, individuellen Erscheinungen anhangen, streng vermeiden, und von der Wirklichkeit nur das Schöne, Vollkommene, das

sie in einzelnen Zügen zerstreut an den Objekten wahrnimmt, zusammenlesen, und zu einem harmonischen Ganzen. Auf diese Weise bildet sich die schöpferische Phantasie Urbilder, die zwar nur in das Reich der Möglichkeiten gehören, aber doch ihre Verwandtschaft mit dem Wirklichen nicht ganz verläugnen können, weil sie aus ihr zum Theil ihren Ursprung nahmen. Ein solches Urbild trägt jeder wahre Künstler in seiner Seele, auf das er seine Augen bei seinen Kunsterzeugnissen richtet, und sein ganzes Streben ist, das so rein als möglich in den Stoff zu übertragen, was er lebhaft und klar im Innern anschaut. So antwortete Karl Maratti, als er einst an einem Kopfe, den seine Freunde für höchst schön erkannten, immer fort verbesserte, auf ihre Frage, welchen Fehler er noch daran finde? — er gleiche noch nicht. — Wem denn? — Diesem, der hier weilt, sprach er, indem er seine Hand vor die Stirn legte.

Idealismus heißt das philosophische System, was die objektive Welt aufhebt, und ihre Erscheinung für einen bloßen Schein, der nicht in etwas Realem außer uns begründet ist, sondern nur in uns, in unserm Vorstellungs-Vermögen, die Bedingung seines scheinbaren Daseyns findet, erklärt. Der Idealismus ist der Antipode des Materialismus; dieser hebt das Ideale auf, oder macht es als Wirkung v. dem Realen, als Entstehungeursache abhängig. Der erste und Hauptbegründer des idealistischen Systems wurde der Bischof G. Berkeley durch seine Gespräche, die 1713 in London erschienen. Unsere Vorstellungen von sinnlichen Dingen außer uns, meinte er, existiren nur im göttlichen Verstande, durch dessen Einwirkung auf uns dieselben auch in uns hervorgebracht werden; in der nämlichen Ordnung, in welcher der göttliche Verstand sich diese Ideen denkt, geschehen sie auch in uns; die Harmonie und der geregelte Lauf der Natur und ihrer Erscheinungen sey daher nichts anders, als die Harmonie in der Succession der Vorstellungen, welche eigentlich der Verstand Gottes in uns denkt. Man kann den Idealismus eintheilen in den theoretischen, in sofern er das betrifft, was da ist, und den praktischen, in sofern er das betrifft, was da seyn soll. Der theoretische Idealismus betrifft entweder das Daseyn der Dinge, und kann der logische genannt werden; oder den Zweck der Dinge, und wird der Idealismus der Zweckmäßigkeit genannt; oder den Werth der Dinge, und heißt der ästhetische Idealismus. Der kantische Idealismus, der auch der kritische, formale, transscendentale heißt, erklärt die Erscheinungen (sinnlichen Gegenstände, nicht für Sachen (Dinge an sich), sondern für bloße Vorstellungsarten, und stellte den Lehrbegriff auf, daß Alles, was im Raume oder in der Zeit angeschauet wird, mithin alle Gegenstände einer uns möglichen Erfahrung, nichts als Erscheinungen, d. i. bloße Vorstellungen u. nicht Dinge an sich selbst sind, die, so wie sie vorgestellt werden, als ausgedehnte Wesen, oder Reihen von Veränderungen, außer unsern Gedanken keine an sich gegründete Existenz haben. Er beruht auf dem Beweise: daß Raum u. Zeit bloße sinnl. Formen unserer Anschauungen sind, welche Bedingungen a priori enthalten, unter denen allein Dinge für uns äußere und innere Gegenstände seyn können, die ohne diese Bedingungen an sich nichts sind. Wäre das nicht, so könnten wir a priori ganz und gar nichts über äußere Objekte synthetisch urtheilen. Aus dem kantischen Idealismus ging der fichtische hervor, der noch strenger die Objekten-Welt läugnete, und als einzige Wahrheit, und als Quelle aller Wirklichkeit die absolute Subjektivität geltend machte. Auf das Ich und das unmittelbare Bewußtseyn seiner selbst werden alle Erscheinungen zurückgeführt, und die sinnliche Natur sind nur Gedanken und Vorstellungen in uns, die aber das Ich als ein Nicht-Ich sich gegenüberstellt, und folglich in seinen Thätigkeiten ewig nur sich selbsten anschaut; hierdurch fällt die Vorstellung und das Vorgestellte, der Gedanke und sein Gegn-

stand zusammen, und die äußere Welt ist nichts weiter, als die aus uns gewordne innere; das Reale ist mit dem Ideale eins; daher das System der absoluten Identität.

Idee. In den Systemen der neuern Philosophie hat man dem Begriffe der Idee einen beschränktern Umfang gegeben, und allein die Vernunftbegriffe, derer Gegenstand weder aus der Erfahrung genommen ist, noch durch einen Verstandesbegriff oder eine Anschauung aufgefaßt und dargestellt werden kann, mit dem Namen Idee belegt. Wie ihre Mutter, die Vernunft, enthält die Idee etwas Unbegränztes; Unendliches, was über die Schranken der Zeit und des Raumes hinausgeht. In diesem abstrakten Sinne nimmt der gewöhnliche Sprachgebrauch diesen Ausdruck nicht; er versteht mit Locke unter Idee, jede Vorstellung, kurz alles Gedachte im Gegensatze des Sinnlichen und Objektiven. Locke und der wenigklügelnde Volksverstand, den die Erfahrung der Anfang und der Grund aller unserer Erkenntnisse ist, können daher nicht denselben Begriff mit Idee verbinden, als Kant, welcher ihren Gegenstand außerhalb der Erfahrungsgränzen in dem absolut Unbedingten begründet findet. Locke theilt, dem Geiste seiner Forschungsmethode getreu, die Ideen in solche, welche aus der sinnlichen Anschauung entspringen, und nennt sie Sensations-Ideen oder Vorstellungen; und in solche, die aus der Wahrnehmung der Seelenthätigkeit geschöpft werden; sie heißen ihm Reflexions-Ideen; Kant hingegen theilt die Ideen in ursprüngliche, reine, auch nennt er sie vorzugsweise Ideen der Vernunft; denn sie werden nur in ihrem Schooße erzeugt, und die Erfahrung hat keinen Theil an ihnen; ihre Objekte sind nur denkbar durch die Vernunft; und in angewandte, die auch ästhetische Vernunftbegriffe heißen; indem sie allein vermittelst der schöpferischen Phantasie auf Gegenstände bezogen werden können. Eine derartige Idee der Einbildungskraft, zugleich als Gegenstand unseres Strebens gedacht, und zu dem Ende von der Phantasie durch sinnliche, anschaubare Umkleidung belebt, bildet den Begriff eines Ideals. Daher treten zu einem jeden Ideale die Sinnlichkeit, die durch ihre Klarheit und Beschränktheit zum Gegenstande der Anschauung wird und dem Ideale seinen ästhetischen Charakter giebt, und die Vernunft zusammen, welche vermöge der Idee, welche dem Ideale zu Grunde liegt, demselben etwas Unendliches, Unbedingtes, Ewiges, Nothwendiges ertheilt, was sich mehr fühlen, als deutlich erkennen läßt. Durch diese Erklärungsweise der Ideen näherte sich Kant dem Plato, der sich des Wortes zuerst bediente, und dem Ideen ewig unveränderliche Urbilder im göttlichen Verstande waren, nach den die sinnliche Welt geschaffen sey; es waren also Ideale der reinen Vernunft, Urtypen, nach den die göttliche Kraft ihre Schöpfungen vollbrachte.

Identität oder Einerleiheit der Zahl nach (identitas numerica) besteht darin, daß Dinge, die einerlei innere Bestimmungen haben, auch der Zahl nach nicht verschieden, sondern ein und dasselbe Ding sind (ob sie wohl, weil sie etwa zu verschiedenen Zeiten, auch an verschiedenen Orten, existirten, verschiedene Dinge zu seyn scheinen können). Der Satz der Identität, der Einstimmung oder Uebereinstimmung (principium identitatis) ist ein logischer Grundsatz, oder Prinzip für das Denken überhaupt, und zwar für alle bejahende analytische Sätze, und heißt: einem jeden Subjekt kommt ein Prädikat zu, welches ihm (oder einem Merkmal desselben) identisch (mit ihm einerlei) ist. Ein jeder bejahende analytische Satz ist also wahr, wenn das Prädikat desselben mit dem Subjekt desselben, oder mit einem Merkmal dieses Subjekts, identisch oder einerlei ist. Der Satz der Identität drückt also das Wesen einer jeden Bejahung in analytischen Sätzen aus, und ist mithin die oberste Formel aller bejahenden analytischen Sätze. Ein Cirkel ist rund, ist ein richtiger bejahender analytischer Satz; denn er beruhet auf dem Grundsatze der Identität. Das Prädikat rund

ist nämlich mit einem Merkmal des Cirkels, einer Linie, in der alle Punkte gleich weit vom Mittelpunkt entfernt sind, die folglich, welches dasselbe sagt, rund ist, vollkommen identisch oder einerlei. Ein jeder Begriff ist mit demjenigen, der durch gar kein Beispiel von dem ersten unterschieden werden kann, völlig einerlei oder identisch. Sie sind beide nur dadurch verschieden, daß sie im Verstande mit einander verknüpft werden, so daß durch diese Verknüpfung ein identischer Satz möglich wird, in welchem der nämliche Begriff Subjekt und auch Prädikat ist, und als solche verschieden vorgestellt werden. Ein solcher Satz ist z. B. der: Gott ist Gott. Ungeachtet aber hier beide Vorstellungen, die im Subjekt und die im Prädikat, identisch sind, und also die eine durch die andere analytisch gedacht werden, oder der Satz analytisch ist: so ist dennoch auch in einem solchen Satze eine synthetische Verbindung, oder er ist nur durch die Vorstellung der synthetischen Einheit des Subjekts mit dem Prädikat möglich. Ich muß nämlich, wenn ich diesen Satz denken soll, mir nicht bloß des Subjekts bewußt werden und auch des Prädikats, denn das Bewußtseyn des einen ist von dem Bewußtseyn des andern unterschieden; sondern ich muß auch beide, Subjekt und Prädikat, in Einem Bewußtseyn verbinden, wodurch es mir allein möglich wird, daß ich mir die Identität des Ichs in diesen beiden Vorstellungen vorstellen, oder mich ihrer als meiner Vorstellungen bewußt werden kann. Diese Einheit des Bewußtseyns ist nun die synthetische Einheit (das: Ich denke), durch welche auch selbst in analytischen Urtheilen die Verknüpfung zu einem Urtheile möglich wird.

Identitätssystem, s. Schellingsche Philosophie.

Ideologie. Die Franzosen, welche an metaphysischen Spekulationen keinen sonderlichen Geschmack finden, haben der Metaphysik diesen Namen beigelegt.

Ideolektrisch, s. Elektricität.

Idioma, s. Idiotikon.

Idiosynkrasie nennt man die Wirkung gewisser Reizmittel auf den Organismus, welche ganz eigenthümlich ist und von der Regel abweicht, oder auch die eigenthümliche Nervenreizbarkeit, wodurch Reizmittel im Körper außergewöhnliche Erscheinungen hervorbringen. So besitzen einige Menschen die Idiosynkrasie, daß sie nach dem Genuß von Krebsen einen scharlachähnlichen Ausschlag bekommen; es rührt von einer Idiosynkrasie her, wenn ein Arzneimittel eine der gewöhnlichen entgegengesetzte Wirkung hervorbringt, z. B. wenn das Opium bei einem Menschen durchschlägt, anstatt zu stopfen. Dem Arzte ist es bei der Behandlung der Kranken äußerst wichtig, sich Kenntniß von etwaigen Idiosynkrasien des Leidenden zu verschaffen. Zu den Idiosynkrasien rechnet man auch die unerklärliche Abneigung gegen gewisse Thiere, besonders Insekten.

Idiot nennt man einen stumpf-halbblödsinnigen Menschen, der nicht im Stande ist, einige Gedanken zu verknüpfen. Diese Geistesschwäche beruht gewöhnlich auf einer fehlerhaften Organisation des Gehirns; schon die leblose mehr thierartige Physiognomie des Idioten kündigt die Armuth des Geistes an. Die Griechen verstanden unter Idiotes einen Privatmann, der sich von allen öffentlichen Aemtern zurückzog, und keinen Antheil an der Verwaltung des Staates nahm.

Idiotikon heißt ein Wörterbuch, das die Eigenthümlichkeiten und Sonderheiten in Ausdrücken, Redensarten, welche einer Mundart, idioma, eigen und in einer Provinz gebräuchlich sind, enthält. Idiotikon ist also eine Sammlung von Provinzialismen. Wir Deutsche haben ein schweizerisches von Stalder, ein schwäbisches von Schmid, ein baierisches und oberpfälzisches von Zaupser, ein österreichisches von Höfer, ein hennebergisches

von Reinwald, ein hamburgisches von Richey, ein bremisches von Tilling, ein holsteinisches von Schütze, ein westphälisches von Strodtmann, ein plattdeutsches von Dähnert, ein preußisches von Hennig, ein lief- und esthländisches von Hupel, und können das adelungische Wörterbuch als ein obersächsisches Idiotikon betrachten. Fulda hat den Versuch gemacht, alle deutsche Idiotika zu sammeln. Dies ist immer ein sehr verdienstvolles Werk, weil die deutsche Schriftsprache aus den Mundarten der verschiedenen deutschen Gauen noch mannichfache Bereicherungen schöpfe kann. Man hat zwar den Idiotika schon manche Vermehrung des Sprachschatzes zu verdanken; doch ohne eine vollständige Uebersicht aller deutschen Mundarten und Provinzialsprachen vermag man nicht zur Erkenntniß zu gelangen, in wiefern sie zur Bildung unserer Schriftsprache beitragen, und was sie zur Vermehrung des lexikalischen Reichthums derselben hergeben können und dürfen; es wäre daher zu wünschen, daß man auf der Bahn, die Fulda gebrochen, fortgehe.

Idiotismus ist eine Eigenheit des Ausdrucks, die sich von den allgemeinen Sprachregeln entfernt, und nur in dieser oder jener Sprache ausschließlich statt findet. Wenn gleich der Idiotismus aus dem eigenthümlichen Genius der Sprache hervorging, und so ganz einheimisch auf seinem Mutterboden zu seyn scheint, daß nichts Fremdes in seine Bildung sich mischte, so hindert doch der auffallende Charakter dieser Sprachweisen nicht, daß manche in eine andere Sprache verpflanzt werden sollten. In jeder Sprache giebt es mehr oder weniger fremde Idiotismen; so findet man arabische Idiotismen (Arabismen) im Spanischen, und Hebraismen in allen neueren Sprachen. Nicht nur besitzt jedes Volk seine eigene, ihm allein nur geläufige Sprachweise, sondern selbst jede Provinz, sogar jede Stadt hat die ihrige. Durch Aufnahme fremder Idiotismen, wenn sie dem Geiste der vaterländischen Sprache verwandt sind, kann diese bereichert werden. Die deutsche Sprache hat nicht wenige Gallicismen in sich aufgenommen, die durch den langen Gebrauch schon volles Bürgerrecht erhalten haben.

Idiolatrie, s. Götze.

Idomeneus, ein Sohn des Deukalion und Enkel des Minos, König von Kreta. Hygin rühmt seine Schönheit, und nach eben demselben war er einer von den Freiern der Helena. Mit dem Meriones führte er die Kreter in achtzig Schiffen nach Troja, und zeichnete sich hier durch seine vorzügliche Tapferkeit aus. Er war ein Freund des Menelaus, und besuchte ihn oft in Lacedämon. Bei den Leichenspielen des Patroklus überwarf er sich mit dem Ajax Oileus, weil dieser den Eumelus, er aber den Diomedes für den Ersten unter den Wettfahrern hielt. Achilles aber hieß sie schweigen. Diomedes warf ihm Blödigkeit der Augen wegen seiner Jahre vor; er muß also damals schon alt gewesen seyn. Auf der Rückfahrt ging er mit dem Nestor zuerst unter Segel. Unterwegs überfiel ihn ein Sturm, und er that den Göttern das unbesonnene Gelübde: wenn sie ihn glücklich nach Hause brächten, so wolle er die erste Person, die ihm begegnen würde, dem Neptun opfern. Der Sturm legte sich, und er kam glücklich in dem Hafen an; aber sein übereiltes Gelübde mußte ihn bald reuen, da sein einziger Sohn, von der Ankunft seines Vaters benachrichtigt, ihm zuerst entgegen kam. Idomeneus opferte ihn wirklich. Seine Unterthanen wurden über diese Grausamkeit, oder weil die Götter wegen der auf ihr Land liegenden Blutschuld zürnen würden, so aufgebracht, daß sie sich empörten, und ihn von der Insel verjagten. Er ging nun nach Italien, und bauete hier die Stadt Salent, wo er die weisen Gesetze des Minos einführte. Nach seinem Tode wurde er vergöttert. Nach Einigen wurde er vom Leukus aus Kreta vertrieben, begab sich nach Kolophon, starb hier, und wurde auf dem Berge Cerkaphus begraben. Nach Andern starb er in Kreta, wurde bei Gnossus begraben und göttlich verehrt.

Idria, eine Stadt in Krain im Königreich Illyrien mit 312 Häusern und 8500 Einwohnern. Ihre einst so berühmten Quecksilbergruben stehen großen Theils unter Wasser, das man nicht wegzuschaffen vermochte. Es wurde 1803 zur Löschung eines Brandes in die Gruben geleitet. Die jetzige Ausbeute ist dennoch 5000 Centner Quecksilber und 6000 bis 7000 Centner Zinnober.

Iduna, Idunna, s. Nordische Mythologie.

Idus, s. Calender.

Idylle (eigentlich Eidyllian, Bildchen), die dichterische Darstellung eines unschuldigen, friedlichen Naturlebens im Gegensatz zu der Verfeinerung des künstlichen, zwangvollen Daseyns der bürgerlichen Gesellschaft. Die Idylle führt uns demnach ein goldenes Zeitalter vor Augen, wie es seyn mochte, als der Mensch noch Eins war mit der Natur und unbekannt mit den Vorurtheilen und Gebrechen einer spätern verkünstelten Zeit. Sie weiß nichts von dem wilden Spiele der Leidenschaften, die die Fäden des Lebens verwirren, nichts von jenem dunkelwaltenden Schicksale, das hemmend in den stillen, gleichmäßigen Gang des Daseyns eingreift, nichts von jenen willkührlichen Regeln des Wohlstandes, die das Leben schwerfällig und die freie, ungezwungene Aeußerung der Empfindungen unmöglich machen. Sitteneinfalt und Unschuld, Liebe und frommes Vertrauen zu Göttern und Menschen sind die Grundzüge des idyllischen Gemäldes; Hirten, Fischer, Jäger, Landleute die handelnden Personen. Die Sprache ist sanft und schmucklos, der Ton des Ganzen anmuthig und heiter. Die Darstellung kann episch (wie in den Schäferromanen), dramatisch (wie in dem Pastor fido des Guarini und mehrern Geßnerschen Idyllen) und lyrisch seyn. Die idyllische Poesie gehört den frühesten Zeiten der Dichtkunst an, und mehrere althebräische Dichtungen haben einen idyllischen Charakter. Unter den Griechen verdient vor allen Theokritos aus Syrakus genannt zu werden. Wahrscheinlich malte er nur mit treuen Farben das glückliche Hirtenleben seiner Insel, das noch jetzt daselbst nicht ganz untergegangen ist, und das man in manchen abgeschiedenen Theilen des südlichen Europa wieder findet, z. B. nach dem engl. Reisenden Cleghorn auf der Insel Minorca. Nach Theokrit ward diese Gattung von Bion und Moschus bearbeitet. Unter den Römern schrieb Virgil eine Reihe von idyllischen Dichtungen, denen er den Namen Eklogen gab. Unter den Italienern sind als Idyllendichter zu merken: Tasso, Guarini und Metastasio; unter den Franzosen: Ronsard, Frau Deshoulières, Fontenelle und Gresset; unter den Engländern: Spenser, Gay, Pope und Collins; unter den Deutschen: Geßner, Kleist, Bronner, Maler Müller ꝛc. Dem idyllischen Epos hat J. H. Voß, der Vertraute Homers und Theokrits, zuerst unter den Deutschen durch seine Luise (Tübingen, 1807) eine dem homerischen Epos sich annähernde Form gegeben, und die Idylle unter uns einheimischer gemacht, indem er in der Wahl und Behandlung des Gegenstandes sich mehr an das wirkliche Leben, besonders an deutsche Sitte hielt. Eben so durchdringen sich Wirklichkeit und Ideal in Göthe's bürgerlich-häuslichem Epos: Hermann und Dorothea. In die Kategorie des Vossischen Vorbildes gehören Baggesen's Parthenäis, das biblisch-idyllische Gedicht Ruth von Karoline Pichler, Neuffer's Tag auf dem Lande (N. A. 1815). Auch ließ der Maler Müller in seiner rheinländischen Idylle die Seite der Wahrheit und Natur mehr noch als die des Ideals vortreten. Schon Theokrit hob in seinen idyllischen Gemälden mehr das wirkliche Leben seiner Zeit heraus. In Homers Odyssee weht ein herrlicher idyllischer Geist. Virgil's und Calpurnius künstlichere Eklogen zeichnen sich durch vollendeten Ausdruck und Versbau aus. Die Hirten in den Schäfergedichten und Pastorellen der Franzosen aber sind oft nur verkleidete Pariser, und gleichen lächerlich sentimentalen Carnevalsmasken.

Iferten, s. Yverdün,

Iffland (Aug. Wilh.) wurde den 19. April 1759 zu Hannover geboren. Er war der Sohn einer sehr wohlhabenden Familie, und genoß eine diesen Umständen völlig angemessene Erziehung. Schon früh erwachte in ihm die Liebe zur Schauspielkunst, und weder die damals noch herrschenden Vorurtheile gegen die Kunst, noch die Mißbilligung seiner Eltern vermochten sie zu unterdrücken. In seinem 18. Jahre verließ er heimlich das Haus seiner Eltern und ging auf die gothaische Bühne, wo Eckhof, der erste große Schauspieler der Deutschen, sein Vorbild und Freund wurde. Nach Eckhofs Tode, mit welchem diese Bühne sich auflöste, ging er zum Nationaltheater in Mannheim. Als die Schrecken der französischen Kriege gegen Deutschland sich dorthin verbreiteten, verließ er Mannheim, besuchte mehrere große Städte, und wurde 1796 als Direktor des königl. preuß. Nationaltheaters nach Berlin berufen. Hier ernannte ihn der König 1811 zum Generaldirektor aller königlichen Schauspiele und zum Ritter des rothen Adlerordens dritter Klasse. Am 22. Sept. 1814 verlor ihn die deutsche Bühne. Als dramatischer Dichter hat Iffland das durch Lessing, und vorzüglich durch seine Uebersetzung und Kritik des diderotischen Theaters in Deutschland eingeführte bürgerliche Schauspiel zur Bearbeitung ausgewählt. Seine Leistungen in dieser Gattung des Drama wurde ehedem mit dem feurigsten Beifall aufgenommen; später ward es sogar selten, ihm als dramatischen Schriftsteller Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Man hat seinen Schauspielen oberflächliche Sentimentalität, Gedehntheit, eine wegen allzuhäufigen Moralisirens schleppende Handlung, einen nicht selten holperichten Dialog und allzugroße Familienähnlichkeit vorgeworfen, und das größtentheils mit Recht. Jedoch machen hiervon eine rühmliche Ausnahme die „Jäger," ein Werk, das nicht als eigentliches Drama zu betrachten ist, sondern als eine dialogisirte Idylle, als solche aber fast durchgängig geglückt und gehalten erscheint. Hier ist auch nicht die geringste Spur von jener einseitigen und engen Reflexion, jener Gedrücktheit der Karaktere und der angstvollen Ansicht des menschlichen Lebens, die in den meisten andern ifflandischen Stücken hervortritt, zu erblicken. Die Empfindung in jenem Stücke ist kräftig, deutsch, ohne Beimischung von Künstlichkeit; doch hin und wieder mit einer leisen Nüancirung vom Elegischen, das der Idylle vollkommen zusagt. Die Geschicklichkeit, mit der Alles zum Ganzen gerundet worden, beurkundet ein Talent, das sich um so deutlicher zeigt, wenn man alle die mißglückten Nachahmungen betrachtet, die dieses Werk, so wie jedes wahrhaft originelle, in Deutschland erzeugte. Leider blieb indessen Iffland nicht auf jenem Wege, der uns die Jäger brachte; er schrieb die Mündel, Verbrechen aus Ehrsucht, und ähnliche Schauspiele, in denen nur der trockene Ernst des gemeinen Lebens in unerquicklich breiter Prosa hingestellt worden ist. Dennoch ist auch in andern Schauspielen Ifflands manches Verdienstliche anzuerkennen; so findet man z. B. in dem Hagestolzen, dem Herbsttag, der Aussteuer, der Reise nach der Stadt u. s. w. manche wohlgelungene, angenehme Situation, besonders dann, wenn wir dem Verfasser den Grundsatz zugeben, daß das Schauspiel nur durch die Darstellung auf der Bühne vollständig werden soll. Seine theoretischen Abhandlungen und Aufsätze, die größtentheils in seinen Theateralmanachen sich befinden, geben den Beweis, daß Iffland tief in das Wesen der Menschendarstellung eingedrungen ist. Als Schauspieler gehört Iffland zu den herrlichsten Erscheinungen auf der deutschen Bühne. Wahrheit war das hohe Ziel, nach welchem allein er strebte, und wogegen er allem Schimmer, wodurch auf Kosten jener so viele Schauspieler den Beifall des Publikums zu gewinnen suchen, entsagte. Bei seinem ächttheatralischen Genie und dem unermüdetsten Eifer für die Kunst, bei seiner natürlichsten und sprechendsten Darstellung in Ton und Geberden, bei den

guten, wenn auch nicht glänzenden Anlagen seines Körpers, gelang es ihm bald, sich zu einem Roscius des deutschen Theaters aufzuschwingen. Er schränkte sich übrigens auf kein bestimmtes Fach ein; vor allen andern aber gelangen ihm die humoristischen Rollen im Lustspiel, dagegen tragische Darstellungen seinem Spiele am fernsten lagen. Jedoch fand seine Darstellung des Lear allgemeinen Beifall. Böttiger lieferte eine ziemlich ausführliche, oft bis in das kleinste Detail eindringende Kritik einiger dramatischen Vorstellungen Ifflands in seiner Schrift: „Entwickelung des ifflandischen Spiels in 14 Darstellungen auf dem weimarischen Hoftheater im Aprilmonat 1796, Leipzig 1796. 8. — Ifflands Selbstbiographie befindet sich im ersten Bande seiner Werke.

Ignaz von Loyola, s. Jesuiten.

Ikarus, s. Dädalus.

Ikon, s. Icon.

Iliade, Ilias, s. Homer.

Ilithya, die älteste Göttin der Geburten. Der Name stammt am wahrscheinlichsten aus dem Griechischen, und bezeichnet die Angekommene. Diesem Begriffe zufolge deutet nun dies Wort zunächst auf die von Hyperboräern nach Delos Gekommene, sodann die der gebärenden Leto auf dieser Insel zur Hülfe Herbeieilende. Dagegen glaubten die Kreter, Ilithya sey in der Gegend von Knossus zu Amnisus geboren, und eine Tochter der Juno. Als solche erscheint sie immer im Gefolge ihrer Mutter, und bringt oder verweigert Beistand nach dem Willen ihrer Mutter. Diese ist nach einer noch einfachern Darstellnng selbst die ans Licht bringende Helferin, die gütige, belebende Lucina. Eine, von dieser ganz verschiedene Ilithya ist die, welche in Kleinasien als Symbol der gebärenden und allernährenden Kraft in der Natur verehrt wurde, wo deren Dienst sich von Medien her über die asiatischen Küsten des schwarzen Meeres herab verbreitet hatte. Am Himmel ist der Mond, und auf der Erde die Kuh ihr Sinnbild. In Skythien war Ilithya die Stiergöttin, die taurische, und in Kleinasien, wo sie sich mit dem Dienste der phrygischen Cybele verband, die große Mutter mit den vielen Brüsten. Ihr Hauptsitz war Ephesus, und mit dem spätern Dienste des kretischen Zwillingspaars, der Kinder der Latona, vermischt, war sie die Artemis der Griechen und die Diana der Römer. In Griechenland, namentlich zu Sparta, Megara, Athen, Aegium und an andern Orten, waren ihre Tempel und Altäre errichtet, so wie in Rom in der fünften Region ein ihr geweihter Tempel stand. Vergl. über diesen Mythus Böttigers Ilithya oder die Hexe.

Ilium. Man muß unter diesem Namen zwei Städte wohl von einander unterscheiden. 1) Neu-Ilium, jetzt noch unter dem alten Namen, oder unter dem von Trojahi bekannt, eine Stadt in der Landschaft Troas am Hellespont, und zwar an dem Ausflusse desselben ins ägäische Meer. Sie wurde von Alexandee dem Großen mit ansehnlichen Privilegien versehen. 2) Alt-Ilium, oder das eigentliche, durch zehnjährige Belagerung berühmte Troja. S. Troja.

Illuminatenorden, s. Weishaupt.

Illusion, s. Täuschung.

Illyrien. Die Illyrier waren ein stammverwandtes Volk der Thrazier, und verbreiteten sich an der Küste von den ceraunischen Bergen an bis nach Italien, ja vielleicht bis in den obern Theil Italiens selbst hinein. Philipp eroberte zuerst den an Macedonien gränzenden Theil bis an den Drinusfluß. Daraus entsprang die Eintheilung Illyriens in Illyrica graeca und barbara. Jenes (das heutige Albanien) war der von Philipp eroberte Theil; dieser erstreckte sich von dem Flusse Arsia in Istrien bis an den Drinius, und wurde

in Jappdia, Liburnia und Dalmatia getheilt. Illyrica barbara hatte seine eigene Könige. Die Einwohner trieben hauptsächlich Seeräuberei, wodurch sie mit den Römern in Krieg geriethen, der sich mit der Unterwerfung Illyriens unter die Römer endigte. Nach mancher gefährlichen Empörung der kriegsliebenden Einwohner ward es, durch Germanikus und Tiberius gänzlich entkräftet, eine ordentliche römische Provinz. Das Land ward immer mehr angebaut, und unter den spätern Kaisern ward es eine der Hauptprovinzen des römischen Reiches. Der Name bekam im 4. Jahrh. eine viel weitere Ausdehnung, indem man unter Illyrica magna, wie es jetzt hieß, fast alle gegen Morgen gelegene Provinzen in Europa verstand. In diesem Sinne war Illyrien eine von den 4 Hauptprovinzen, worin Konstantin das römische Reich theilte. Bei der Theilung des römischen Reichs kam es an das occidentalische Kaiserthum, und nach dessen Sturz an das orientalische. In der Mitte des 5. Jahrh. ward es durch slavische Kolonisten aus Rußland und Polen der byzantinischen Herrschaft entrissen, und es entstanden die kleinen Königreiche Dalmatien und Kroatien, die zwar 1020 von den Kaisern wieder unterworfen wurden, nach 90 Jahren aber sich aufs Neue unabhängig machten. Jetzt wurden die kleinen Ländertheile Illyriens bald ein Raub der Venetianer, bald der Ungarn, die beide aber fast ihre sämmtlichen Besitzungen an die Türken verloren: denn Venedig behielt nur ein kleiner Theil von Dalmatien und Ungarn nur Slavonien und ein Theil Kroatiens. Das venetianische Dalmatien nebst seinen Inseln bis Cattaro kam durch den am 17. Okt. 1797 abgeschlossenen Frieden zu Campo Formido an Oesterreich. Zwölf Jahre später trat das alte Illyrien wieder in die Wirklichkeit. Im Wiener Frieden, der am 14. Okt. 1809 abgeschlossen wurde, nöthigte Napoleon Oesterreich, auf das Herzogthum Krain, den Villacher Kreis in Kärnthen, Triest und dessen Gebiet, die Grafschaft Görz und Friaul, Istrien, Fiume und Kroatien bis zur Gränze des Saueflusses Verzicht zu leisten. Aus diesen Ländern, nebst dem vom Königreich Italien getrennten Dalmatien und Ragusa, bildete der französische Kaiser sogleich darauf den neuern Staat der illyrischen Provinzen, welcher bei einer Bevölkerung von ungefähr anderthalb Millionen, von einem französischen Generalgouverneur nach französischen Gesetzen regiert ward, aber keine besondere Regenten erhielt. Seit 1815 ist Illyrien ein österreichisches Königreich und nebst dem davon getrennten Königreich Dalmatien der Grundpfeiler der österreich. Seemacht. Illyrien enthält nun auf 910 Q. M. 1.172.700 Einw. Die Hauptstadt ist Laibach.

Jman ist der Priester des Islam, welcher in den Moscheen den Gottesdienst verrichtet. Ihr Turban ist etwas höher, als bei den übrigen Türken. Die Fonds der Moscheen besolden solche. Da aber die Münze in der Türkei immer schlechter wird und die Landpachten abnehmen: so ist ihr Einkommen viel mäßiger als vormals. Wenn diese Geistliche einen sittlichen Lebenswandel führen, so haben sie im Volke großes Ansehen.

Jmaus, ein Gebirge im nördlichen Asien, ein Zweig des Gebirges Emodus, welches Indien gegen Norden einfaßte. Es erstreckte sich von Südost nach Nordost, und bestand aus mehreren Zweigen, von denen die Alten die Montes Rhymnici, Aspissii, Auratii und Norossus nennen. Nach diesem Gebirge wurden die Skythen in die westlichen, intra Imaum, und die östlichen, extra Imaum, eingetheilt. Von dem Namen Jmaus findet man noch Spuren in der Sprache der heutigen Hindu. Sie nennen die hohe Kette, welche man in den Ebenen von Avad oder Aud in großer nordöstlicher Ferne durch das heutige Tibet mit ewigem Schnee bedeckt erblickt, Himmaleh, welches schneeigt bedeutet. S. Hindustan.

Jmbert (Barthelemi), ein französischer Dichter, geb. zu Nimes 1747, und gest. den 28. Aug. 1790, versuchte sich mit Erfolg in der Poesie und der Literatur. Sein Gedicht: Le jugement de Paris, zeichnete sich durch

manche anmuthige Einzelnheiten, durch lebendige und frische Darstellung und glückliche Verse aus; es würde noch mehr Beifall gefunden haben, wenn der Verfasser die Haupthandlung mehr zusammengedrängt, die Reden verkürzt und auf den Styl mehr Sorgfalt verwendet hätte. Man hat auch noch von ihm ein Band Fabeln, die im Ganzen mit Geist erfunden und mit Eleganz erzählt sind. Auch sind in dieser Hinsicht zu loben seine übrigen Werke: Historiettes, in Versen und Prosa (1787), Les Egaremens de l'Amour, ein angenehm geschriebener Roman, herausgegeben 1776; Choix d'anciens fabliaux, Genf und Paris 1788, 2 Bde. 12., worin der Verfasser den Styl der Vorzeit verjüngte, ohne seiner Natürlichkeit und Einfachheit nahe zu treten; le Lord anglais, eine Komödie, die keinen Beifall gefunden. Imbert endigte seine Literatur mit 2 andern Lustspielen: le Jaloux sans le savoir, und le Jaloux malgré lui, und mit der Tragödie: Marie de Brabant. In der Tragödie ist Imbert schwach und gezwungen; seine Lustspiele sind verständig angelegt, aber mit geringer komischer Kraft ausgeführt. Doch erhielten seine Stücke, wegen mehreren gut durchgeführten Scenen und einer lobenswerthen Sprache, Beifall.

Immatrikulation, s. Matrikel.

Immediatstände, Immediate Stifter, s. Stifter.

Immensurabel, Immensurabilität, s. Incommensurabel.

Immunität stammt aus dem lateinischen Worte immunis, unbelastet, her, und bezeichnet gewöhnlich die Befreiung von Steuern und Abgaben.

Impanation, s. Transsubstantiation.

Imperativ, s. Categorien.

Impfen, einimpfen, bedeutet in der Medizin die Uebertragung eines Stoffes, mittelst einer kleinen Verletzung der Haut, auf den menschlichen Organismus; dieser Stoff ist gewöhnlich ein thierischer, z. B. die Uebertragung des Pest- und Pockengiftes. S. Inoculiren. — In der Gartenkunde heißt Impfen so viel als Pfropfen. S. Propfen und Oculiren.

Imperator, überhaupt der Chef einer Armee. Eigentlich aber war Imperator ein Titel, der in verschiedenen Zeiten verschiedene Bedeutungen hatte. Nach Sallustius führten den Titel Imperatoris zuerst die Consuln, ehe sie Consules genannt wurden. Nachher war es ein militärischer Titel, den Soldaten und der Senat ihrem Feldherrn nach einem großen erfochtenen Siege ertheilten, und den sie so lange behielten, bis sie triumphirt hatten. Nach Appian wurde zu seiner Zeit Niemand mit dem Imperator-Titel beehrt, als wer wenigstens 10.000 Feinde geschlagen hatte. Nach dem Untergange der republikanschen Verfassung ward Imperator der vornehmste Titel der Kaiser, um ihre höchste Gewalt damit anzuzeigen. Die Nachfolger des Augustus bedienten sich vornehmlich desselben, und er war mit dem Titel Rex gleichbedeutend. Aber auch triumphirenden Generalen wurde dieser Titel beigelegt, und in diesem Falle hatte er die alte Bedeutung. Die Kaiser schienen ihn hauptsächlich deßwegen bekommen zu haben, weil alle Generale als unter ihnen handelnd betrachtet wurden.

Imprägnation nennt man in der Chemie die Vereinigung gewisser Substanzen, wenn sie sich bei der Auflösung verschlucken, besonders aber die Auflösung der Salze und verschiedener Gasarten im Wasser und andern Flüssigkeiten.

Improvisatoren, Improvisatori. So nennt man in Italien diejenigen Dichter, die die Fähigkeit haben, über jedes ihnen aufgegebene Thema aus dem Stegreif ein Gedicht zu machen, das sie entweder deklamiren oder unter Begleitung eines Saiteninstrumentes singen. Dies Talent ist vor-

züglich bei wilden Völkern, bei denen die Phantasie die übrigen Seelenkräfte überwiegt, zu Hause, im neuen Europa kam es besonders auf italienischem Boden zur Blüthe. Die improvisirende Dichtkunst wanderte im 12. Jahrh. mit der provenzal. in Italien ein; und von Petrarka wird erwähnt, daß er die Sitte der Improvisatoren, ihren Gesang mit der Laute zu begleiten, eingeführt habe. Seit Wiederherstellung der Wissenschaften gab es eine Menge improvisirender Dichter beiderlei Geschlechtes in Italien, die sich aber bis zu Ende des 16. Jahrh. der latein. Sprache bedienten. Besonders leidenschaftlich war die Liebe zur improvisirenden Dichtkunst unter Papst Leo X., der sie sogar selbst geübt haben soll, und an den Höfen zu Urbino, Ferrara, Mantua, Mailand und Neapel. Als einer der ältesten dieser Improvisatoren wird Seraphin d'Aquila (s. d. Art.) genannt, ein jetzt längst vergessener Dichter, der aber bei seinem Leben an Ruhm mit Petrarka wetteiferte. Seitdem er zu Rom durch das Feuer seines Gesanges zu hohem Ruhm gelangt war, wurde er von einem Hofe zum andern gerufen, um aufzuspielen und zu singen. Ueber ihn ragte aber weit an Ruhm und Talent Bernardo Accolti aus Arezzo, der sich unter seinen Zeitgenossen in dieser Fertigkeit so auszeichnete, daß man ihn den einzigen Aretino (l'unico Aretino) nannte. Von der zauberischen Wirkung, welche Accolti in Rom bei Personen aller Stände durch sein Talent hervorbrachte, redet sein Landsmann Aretino, und versichert, daß, wenn man erfahren habe, der himmlische Accolti werde singen und spielen, so seyen alle Kramläden geschlossen worden, und Alles hinzu geströmt, ihn zu hören; da hätten Prälaten und andere Personen vom ersten Range einen Kreis um ihn geschlossen; da wären Wachsfackeln angezündet worden und Schweizerwachen aufgezogen. Fast gleichen Ruhm hat sich Christoforo aus Florenz, der Erhabenste genannt, erworben. Zu Ende des 15. Jahrh. waren vorzüglich Nicolo Leoniceno aus Vicenza, Mario Filelfo, Camillo Sassi, Hippolito von Ferrara, Giovanni Battista Strozzi, Pero, Nic. Franciotti und Cesare da Fano als Improvisatoren berühmt. Im 16. Jahrh. blühte die improvisirende Dichtkunst besonders am Hofe des Papstes Leo X., der gegen Dichter sehr freigebig war. Er ließ sich von diesen bei Tafel oder in Mußestunden unterhalten, und gab ihnen Gegenstände auf, die sie in Verse brachten. Unter ihnen war Andrea Marone der ausgezeichnetste Improvisator. Er setzte sich durch seine außerordentliche Fertigkeit im Stegreifdichten beim Papste in solche Gunst, daß er von demselben eine Pfründe im Sprengel von Capua erhielt. Als einst der Papst am Feste des h. Cosmus und Damian einen Wettkampf aller Improvisatoren anordnete, erwarb sich Marone unter mehrern Mitstreitern den Preis. Sein wichtigster Nebenbuhler war Brandoline. Außer diesen ist besonders Camillus Querno unter ihren Zeitgenossen berühmt gewesen. Er kam mit einem Heldengedicht von 20.000 Versen an den päpstlichen Hof, wo er solchen Beifall fand, daß er mit einem aus Wein-, Kohl- und Lorbeerblättern geflochtenen Kranze gekrönt und als Archipoeta begrüßt wurde. Leo zog ihn häufig an seine Tafel, als Vorleser und Improvisator; Wein aber, den er nicht wenig liebte, erhielt er nur dann, wenn er aus dem Stegreif eine bestimmte Anzahl Verse hergesagt hatte; war aber darin etwas versehen, es sey im Sinne oder im Sylbenmaße, so wurde ein gehöriges Maß Wasser dazu gegeben. Auch pflegten Johann Gazoldo und Hieronymus Britonio, so wie Joh. Franz den Papst durch improvisirte Scherze in fröhlichen Stunden zu belustigen. Bald nach Leo's Tode, da die italienische Sprache allgemein zur Schriftsprache erhoben wurde, hörten auch die Improvisatoren auf, in lateinischer Sprache zu dichten; dadurch vermehrte sich natürlich die Zahl der Improvisatoren sehr bedeutend; wir werden hier nur die ausgezeichnetsten derselben anführen. Der erste ist Silvio Antoniano, der für ein Wunder seiner Zeit gehalten, und wegen seines außerordentlichen

Talents zum Improvisiren, Poëtino zubenannt wurde. Er war 1540 in Rom von unangesehenen Eltern geboren, schwang sich aber durch seine große Gelehrsamkeit zur Würde eines Kardinals empor, und starb 1603. Für den größten Meister in dieser Kunst galt aber der Ritter Perfetti, der 1680 zu Siena geboren wurde und 1747 zu Rom starb. Er zeichnete sich vor den gewöhnlichen Improvisatoren durch Klarheit des Vortrags und durch einen eigenthümlichen Schmuck, den er jedem ihm aufgegebenen Gegenstande zu verleihen wußte, aus. Gewöhnlich sang er seine Verse zur Guitarre, ward aber durch die Begeisterung, in die er beim Improvisiren gerieth, so angegriffen, daß er am Ende in Ohnmacht sank. Er hatte einen so hohen Ruhm erlangt, daß er unter dem Papste Benedikt XIII. auf dem Kapitol mit einem Lorbeerkranze gekrönt wurde. Fabroni hat eine Biographie dieses Dichters geschrieben; von seinen improvisirenden Gedichten sind 1748 2 Bde. gedruckt worden. Auch Metastasio besaß kein unbedeutendes Talent zum Improvisiren; da dieses aber seine Kräfte zu sehr erschöpfte, entsagte er der Ausübung dieses Talentes. Uebrigens hat es auch mehrere Frauen gegeben, die sich durch die Gabe des Improvisirens berühmt gemacht haben. Unter allen hat die Maddalena Morelli Fernandez, bekannter unter dem akademischen Namen Corilla Olympica, den meisten Ruhm erhalten. Sie war in Pistoja geboren; frühzeitig entwickelte sich ihr Talent, das sie durch eine sorgfältige Ausbildung erhöhte. Ihr Ruhm verbreitete sich selbst ins Ausland, und Franz I. berief sie nach Wien, wo sie mit den ausgezeichnetsten Ehrenbezeugungen empfangen wurde. Einen Ruf der Kaiser in Catharina nach Petersburg nahm sie nicht an, weil sie das strenge Klima nicht ertragen zu können glaubte. 1777 wurde ihr auf dem Capitolium der Dichterkranz aufgesetzt. Sie starb zu Florenz 1800, 70 Jahre alt. Sie wurde von Therese Bandettini, oder wie sie mit ihrem akademischen Namen heißt, Amarilli Etrusca ersetzt; außer welcher in der neuern Zeit noch die Improvisatoricen Fantastici zu Florenz, und Mazzei, geb. Lanti, besonders berühmt geworden sind. Den größten Ruhm unter den Improvisatoren unserer Zeit haben sich Francesco Gianni, Giorgio Scotes u. A. erworben. Vergl. hierüber Parnasso degli Italiani viventi, Pisa 1798, 15 vol. 8. Der Reichthum der italienischen Dichtersprache; die vielen poetischen Freiheiten, welche sie gestattet; die große Bekanntschaft, die selbst das gemeine Volk mit Ariosto, Tasso, Marino, Metastasio, wenn nicht durch eigne Lektüre, doch durch den Mund der Ueberlieferung hat die Kraft und Biegsamkeit der italienischen Phantasie, die, wenn sie einmal in Bewegung ist, ohne alle Mühe Bilder und Wörter in poetische Verhältnisse zusammen legt; das musikalische Ohr der Italiener, das so leicht Worte in einen Rhythmus bindet: diese Reihe günstiger Umstände, welche jeden Italiener auch von mäßiger Kultur des Geistes zu poetischen Versuchen ermuntert, die den Wenigsten ganz mißlingen, machen die Häufigkeit der Improvisatoren in Italien und die Leichtigkeit, mit welcher sie über einen jeden ihnen aufgegebenen Gegenstand aus dem Stegreif zu reimen im Stande sind, sehr begreiflich. Indessen ist der Dichter nicht ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen, so muß man sich auch oft gefallen lassen, mit Reimen verbrämten Unsinn zu hören. S. Mismayrs Ephemeriden der italienischen Literatur, Th. II., S. 148, und Neuer deutscher Merkur 1802. St. 6. S. 135.

Imputation, s. Zurechnung.

Inachus, ein Sohn des Oceans und der Thetys (d. h. unstreitig ein über Meer gekommener Fremdling) zeugte mit der Oceanide Melia, nach Andern mit der Acrhia, oder der Niobe, den Phoroneus und Aegialeus. Er war der älteste bekannte Stammfürst und König der Pelasger. Ums Jahr 2100 führte er die pelasgische Kolonie nach Griechenland, und stiftete insbesondere die

Stadt und den Staat Argos, wo er fünfzig Jahre regiert haben soll. Seinen Namen führte auch ein Fluß in der Landschaft Argolis, vielleicht von ihm, oder auch umgekehrt er vom Flusse. Beide werden gewöhnlich mit einander verwechselt. So schreibt man dem Inachus als Flußgott zu, daß, als einst Juno und Neptun sich stritten, wer von ihnen Argolis besitzen sollte, er das Land der Erstern zugesprochen habe. Neptun bestrafte dafür den Inachus mit einer neunjährigen Dürre, so daß alle Bäche in Argolis und der Inachus selbst austrockneten. Nach Einigen war Jo, Jupiters Geliebte, seine Tochter.

Inaugural-Disputation, s. Disputation.

Inca, s. Peru.

Incest, s. Blutschande.

Inclination heißt überhaupt Neigung. Ueber die psychologische Bedeutung des Worts s. d. Art. Neigung. In der Mathematik und Physik bezeichnet es die Richtung zweier Linien oder Flächen gegen einander, so daß sie sich in einem Punkte durchschneiden, und einen spitzen oder stumpfen Winkel bilden. Die Inclination unserer Erde ist der Winkel, welcher die Erdaxe in ihrer Richtung auf die Ekliptik (Sonnen- oder Erdbahn) mit derselben macht: man nennt ebenfalls den Winkel, der zwischen den Planeten- und Kometenbahnen und der Ekliptik sich befindet, ihre Inclination. So beträgt nach Keppler die Inclination des Saturn $2^{0}\,32'$; die des Jupiter 1^{0}, $26'$; die des Mars 1^{0}, $50'$, $30''$; die des Merkur $6^{0}\,54''$. Die Astronomie hat es noch nicht vermocht, eine Theorie aufzustellen, welche das Phänomen der Neigungen der Himmelskörper zu der Ekliptik erklärend erschöpft.

Incognito reisen sagt man von vornehmen Personen, welche unter einem im Range niedern Namen fremde Länder besuchen.

Incommensurabel, unmeßbar, heißt eine Größe, welche von keiner andern Größe, als Einheit genommen, gemessen werden kann. So ist eine Seite unmeßbar mit der Diagonale des Vierecks, wie Euklides es beweist; eben so sind alle Quadrat-Wurzeln, die keine ganze Zahlen geben, unausmeßbar: denn diese Wurzeln können durch keine Zahlengröße ausgedrückt werden. Die Eigenschaft der Größen, nicht durch eine andere gemessen werden zu können, heißt Incommensurabilität.

Incubus, s. Alp.

Incunabeln, s. Inkunabeln.

Independenten, s. Anglikanische Kirche.

Index, das Register; der Anzeiger, Nachweiser, Seitenzeiger; desgleichen der Zeiger an dem Stundenzirkel einer Erd- oder Himmelskugel; — Index expurgatorius, ein Reinigungs-Register oder ein von der Generalinquisition der röm. kathol. Kirche bekannt gemachtes Verzeichniß derjenigen Bücher, welche den Laien zu lesen verboten werden.

Indicativ (Indicativus, nämlich modus) heißt diejenige Form eines Zeitworts, durch welche eine Handlung oder ein Zustand als wirklich und direkt ausgesprochen, ein Prädikat einem Subjekte als wirklich und ihm unmittelbar zugehörig beigelegt oder abgesprochen wird, z. B. er ist; da hingegen der Conjunktiv etwas als zufällig und möglich, oder unbestimmt, und unmittelbar (indirekt) anzeigt, z. B. er sey. In wiefern das Nothwendige als eine Art des Wirklichen, nämlich als das Unbedingtwirkliche angesehen werden kann, kann der Indicativ auch das Nothwendige ausdrücken, z. B. 2mal 2 ist 4. Der Indicativ oder die bestimmte anzeigende Form des Zeitworts stellt sich, wie alle modi, verschieden in den Sprachen dar, und ist gewöhnlich an der Endung zu erkennen, bezeichnet auch gewöhnlich Person, Zahl und Geschlecht.

Indien (Geschichte von). Ueber die Geographie und Statistik Ostindiens s. d. Art. Hindustan. Die alte Geschichte Indiens umhüllt ein tiefes Dunkel, aus dem von Zeit zu Zeit nur einige dürftige Strahlen brechen und bald wieder verschwinden. Die Kenntniß, welche die bekannten Völker der alten Welt über Indien, seine Bewohner und Geschichte besaßen, beruhten meist auf Sagen, und waren auf dem Wege des Handels erworben: sie mußten um so unsicherer und mangelhaft seyn, da die asiatischen Kaufleute, unter denen vorzüglich die Babylonier den Verkehr mit Indien trieben, nicht in das Land selbst kamen, sondern durch arabische Zwischenhändler und in Arabien, wahrscheinlich in der berühmten Handelsstadt Gerrha, ihre Erzeugnisse gegen die kostbaren Schätze Indiens vertauschten. Erst unter der Herrschaft der Perser kamen die andern Asiaten mit Indien in nähere Berührung. 509 Jahre vor Chr. Geb. bezwang Darius einen Theil Indiens, machte ihn zur 13ten Satrapie seines Reiches, und erhob aus dem Lande einen jährlichen Tribut von ungefähr einer Million und 95.000 Pf. Sterl. Die erste zuverlässige Kunde über Indien beginnt mit dem Zuge Alexanders, 328 vor Chr., welcher indeß nur bis an den letzten östlichen Nebenfluß des Sind vordrang, und hier auf Bitten seines Heeres umzukehren gezwungen ward. Sein Feldherr Nearch mußte indeß mit einer Flotte den Sind h nabschiffen und an der Küste entlang bis zum Euphrat segeln, wodurch die Kenntniß jener Gegenden bedeutend erweitert ward. Seleukus Nikator, einer der Nachfolger Alexanders, drang zwar, 300 v. Chr., bis zum Ganges vor, doch mußte er diese Eroberungen bald wieder aufgeben, aber es ward doch dadurch eine Handelsverbindung Indiens, vorzüglich mit Aegypten eingeleitet, wo Alexandrien lange Zeit der Stapelplatz für die Edelsteine, die feinen Zeuge, und die Gewürze Indiens war. Später, unter den byzantinischen Kaisern, ward ein anderer Handelsweg über das kaspische und das schwarze Meer versucht, und von Venetianern und Genuesen benutzt. Erst durch die Entdeckungen der Portugiesen, am Ende des 15ten Jahrh., veränderte sich die Gestalt des Handels gänzlich. Von der Geschichte und den Schicksalen des in viele kleine Reiche getheilten Hindustans ist indeß bis zum 8ten Jahrh. wenig Kunde nach Europa gekommen. Mit diesem Jahrhunderte beginnen die Leiden und die Verwüstungen Hindustans. Muhammed, ein Statthalter des Chalifen Walid I., war der Erste, welcher von Khorasan aus mit seinen fanatischen Muselmännern einen verheerenden Einbruch versuchte. Vom 10ten Jahrh. an wurden diese Raubzüge immer häufiger; der unendliche Reichthum des Landes und die Uneinigkeit und Schwäche der vielen dortigen kleinen Fürsten lockten immer mehr die Habsucht und den wilden Bekehrungseifer der Muselmänner. Mit dem 13ten Jahrh. fingen sie an, sich im Lande festzusetzen, und bald gehorchte ihnen das ganze nördliche Hindustan; im 14ten Jahrh. begannen sie auch in Dekan einzudringen. Die Geschichte dieser muhammedanischen Fürsten bietet übrigens bis zum Ende des 14ten Jahrh. nichts als ewige Kriege, Verheerungen, Verrath und Entthronungen und Grausamkeiten aller Art dar. Schon oft hatten die wilden Mongolen Streifzüge nach Indien versucht; ernstlicher war 1396 der Angriff, welchen Timurleng (Tamerlan) zuerst durch seinen Enkel und 1396 in eigner Person unternahm. Die reiche Hauptstadt Delhi ward von ihm erobert, geplündert und verwüstet, wobei über 100.000 Einwohner umkamen und vielleicht eben so viele in die Sklaverei geschleppt wurden. Der Sieger kehrte indeß bald wieder nach seiner Heimath Samarkand zurück, und Hindustan ward noch bis 1519 von vielen Sultanen aus früheren Dynastien beherrscht. Aber die Nachkommen Timurlengs hatten die Absicht, Hindustan zu erobern, nicht aufgegeben. Ein Enkel jenes Eroberers, Muhammed Baber, drang nach mehreren vergeblichen Versu-

chen 1525 siegreich vor und eroberte Delhi, wo er seine Residenz aufschlug; er starb 1530, und sein Sohn Humajun mußte den sich wieder erhebenden früheren Herrschern eine Zeitlang weichen. Er floh nach Persien, von wo aus er 1554 siegreich zurückkehrte, und das Reich der Mongolen in Hindustan gründete, welches erst in der neuesten Zeit gänzlich zu Grunde gegangen ist. Mit seinem Sohne, dem großen Akbar, 1555—1605, beginnt eine neue Epoche für die Geschichte Indiens; zwar mußte er lange mit inneren Unruhen kämpfen, und dehnte die Gränzen seines Reiches über ganz Nord-Hindustan aus, selbst Kaschmir mit eingeschlossen, dennoch brachte er zuerst wieder Ordnung in die Verwaltung des Landes, und sein trefflicher Vezier Abul Fazil schrieb sogar, nebst der Geschichte seines Herrn und dessen Ahnen, eine Statistik seines Reichs. Akbar liebte die Wissenschaften und die Poesie, er war, gegen die Art seines Volkes, duldsam gegen die Bekenner anderer Religionen, und besonders den Christen gewogen. Die Regierung seines Sohnes Jehanguir und seines Neffen Schah Jehan bis 1659 sind weniger bedeutend; doch behielt das Reich im Ganzen seine Ausdehnung und seine Macht, obgleich nament ich Jehanguir sich den furchtbarsten Ausschweifungen überließ. Schah Jehan hatte 4 Söhne, worunter der eine, Aurengzeb, seine Herrschbegier unter dem Mantel der Religionsschwärmerei geschickt zu verbergen wußte. So gelang es ihm, nicht nur seine Brüder zu täuschen, sondern nachdem er diese theils durch Gift, theils im offenen Kampfe aus dem Wege geräumt, setzte er sogar seinen Vater 1659 gefangen, der erst 1666 starb, und schwang sich auf den Thron. Er war einer der furchtbarsten Tyrannen, welche Asien je erzeugt; sein blutiger Fanatismus kannte keine Gränzen, und selbst gegen sich wüthete er zuweilen mit den grausamsten Büßungen und Kasteiungen. Eben so habsüchtig als grausam plünderte und eroberte er nach langen Kriegen 1685 die kleinen Reiche von Bisapour und Golkonda, wo andere muhammedanische Fürsten herrschten, und dehnte sein Reich südlich bis an den Cavery aus. Nur die Marattn unter ihrem tapfern Anführer Sevagi, welcher 1680 starb, widerstanden glücklich seiner Eroberungssucht. Bei alle dem muß man Aurengzeb die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er für die Verwaltung seines Reiches viel gethan und hier eben so weise, streng und gerecht, als gegen seine Feinde hinterlistig und grausam war. Unter ihm erreichte das Reich des Groß-Mogols (mit diesem Titel bezeichnet man die Herrscher aus dem Geschlechte Timurlengs) den höchsten Gipfel seiner Macht; er besaß 224 Millionen Thaler Einkünfte und einen Schatz, worin er unermeßliche Reichthümer an Edelsteinen und andere Kostbarkeiten aufgehäuft hatte. Er starb 1707, 90 Jahr alt, nach einer 48j. Regierung (s. Aurengzeb). Von nun-an ging das Reich durch innere Kriege, Unfähigkeit der Fürsten und Angriffe von Außen mit raschen Schritten seinem Untergang entgegen. Drei Söhne und einige von ihren Söhnen nebst einigen Brudersöhnen Aurengzebs kämpften nach seinem Tode um die Krone, und das Nämliche ereignete sich 1712 nach dem Tode Schah Allums, welcher in dem früheren Kampfe Sieger geblieben. Schon hatten sich mehrere Provinzen losgerissen, und in Dekan waren unabhängige Reiche entstanden, als der grausame Tyrann Persiens, Nadir Schah, nach Indien vordrang. Der damalige ganz unfähige Groß-Mogol Muhammed Schah ward 1739 in der Nähe seiner Residenz Delhi geschlagen, und verstand sich zu einem schimpflichen Frieden. Nadir zog in Delhi ein; ein unbedeutender Streit, der sich zwischen einigen Soldaten und dem Pöbel entspann, veranlaßte einen wüthenden Kampf in der Stadt, worauf am folgenden Tage Delhi der Plünderung preisgegeben wurde, wobei an 120.000 Menschen umkamen. Damit noch nicht zufrieden, raubte Nadir den Schatz des Kaisers, alle seine Elephanten, seine Artillerie, erpreßt von

den Großen unermeßliche Summen, ließ sich mehrere der westlichen Provinzen abtreten, und verließ Delhi nicht eher, bis er das Hochzeitfest seines Sohnes mit einer Tochter des Kaisers gefeiert. Nach der mäßigsten Schätzung kostete dieser Krieg dem Reiche vielleicht 2000 Millionen Thaler, die Verwüstung des Landes ungerechnet. Muhammed starb 1747. Unter seinen Nachfolgern sank das Reich immer tiefer; noch zweimal ward das unglückliche Delhi erobert und geplündert, einmal von den Afghanen und dann von den Maratten, so daß selbst der kaiserliche Pallast fast zerstört wurde; die Kaiser, ohne Macht, mußten sich endlich den Engländern in die Arme werfen und leben bis jetzt mit einem leeren Titel von einer Pension, welche England zu ihrem Unterhalt ausgesetzt hat. Dies führt uns zu einem Ueberblick der europäischen Niederlassungen und ihrer Fortschritte in Hindustan. Die ersten Europäer, welche nach Indien kamen, waren Portugiesen. 1497 umschiffte Vasco de Gama mit vier Schiffen vom Könige Emanuel das Vorgebirge der guten Hoffnung, dessen früherer Name, Vorgebirge der Stürme, welchen die ersten Entdecker ihm beigelegt hatten, von Johannes, der aus ihm die wichtigen Entdeckungen, auf welche es leiten würde, erahnte, mit jenem umgetauscht worden war. Nach einer Reise von 18 Monaten erreichte V. de Gama, unter Leitung eines Mohren von Tunis, der Indien genau kannte, die Küste von Malabar und die Hauptstadt des Zamorins, Kalikut. Durch Hülfe seines schwarzen Dollmetschers schloß er mit dem Herrscher Zamorin einen Vertrag, in dem den Portugiesen große Begünstigungen und Vorrechte zugestanden wurden. Bald darauf segelte eine Flotte von 13 Schiffen unter dem Befehle des Alvares Cabral von Lissabon ab, um die Goldküsten zu erobern, die der Papst dem Könige geschenkt hatte. Zamorin, dem die Nachbarschaft der Fremdlinge gefährlich schien, brach die Freundschaft mit ihnen, und 50 Portugiesen wurden ermordet. Die Feindseligkeiten begannen; Cabral beschoß Kalikut, und bemächtigte sich mit Hülfe einiger indischen Fürsten, die ihr Reich auf Kosten Zamorins gern zu vergrößern suchten, einiger Plätze, und legte dort Forts und Niederlassungen an. Kaum waren einige Jahre nach V. de Gama's Ankunft auf Indiens Boden verflossen, so hatten die Portugiesen schon den ganzen Handel an sich gerissen, und Bündnisse mit mehreren kleineren Fürsten, in welchen diese den König von Portugal für ihren Oberherrn erkannten, geschlossen. Zwar hatten sie mit vielen Hindernissen zu kämpfen, welche die eifersüchtigen Muhamedaner und Araber ihnen in den Weg warfen; doch ihr Muth und ihre Ausdauer besiegten alle. Erst unter dem 2ten Vicekönig, Alphons von Albuquerque (von 1505—15), erhielten die portugiesischen Eroberungen einen größern Umfang. Er eroberte die Insel Goa, schlug den inländischen Statthalter Adul Khan, und nahm die Stadt mit Sturm. Er erhob Goa in kurzer Zeit zum allgemeinen Central-Punkt des indischen Handels, und Kalikut hörte auf, die Schiffe der fremden Nationen an sich zu ziehen. Durch die Eifersucht der Venetianer, die, um sich den portugiesischen Niederlassungen zu widersetzen, mit Aegyptern und Arabern sich verbanden, wurde Albuquerque bewogen, die Insel Sokotoras, welche die Mündung des schwarzen Meeres beherrscht, in Besitz zu nehmen. Jetzt entwarf der Vicekönig einen größeren Eroberungs-Plan, und strebte die Macht der Portugiesen nach allen Seiten auszudehnen und zu befestigen: er richtete seine Absicht auf den Besitz des persischen Meerbusens, und nahm den wichtigen Handlungs-Platz Ormus ein; es gelang ihm selbst, sich nach Osten auszubreiten, und einige Theile von Ceylon zu erobern. Um an dem chinesischen Handel Theil nehmen zu können, bedurfte es einer Niederlassung auf Malakka: die Malayen hatten einige Portugiesen unmenschlich ermordet: zur Rache erschien der Vicekönig bald vor der Stadt, und erzwang sich, ungeachtet eines verzweifelten Widerstandes, im J. 1511

dort eine Niederlassung. Von hier aus griff er die Molucken an, gründete auf ihnen Colonien, und brachte hierdurch den Alleinhandel mit der Gewürznelke und der Muskat auch in die Hände seiner Nation. Sein Nachfolger Lopez Sodrez, der ebenfalls ein menschlicher und talentvoller Mann war, suchte die Vortheile seines Vaterlandes selbst bis nach China zu fördern, was schon in dem Plane Albuquerque's gelegen hatte. 1518 segelte ein Geschwader, unter dem Befehle Ferdinands Andrada, nach Canton ab, das den Thomas Perez, als Gesandten des Königs von Portugal an den Kaiser, am Bord hatte. Perez ward günstig bei Hofe aufgenommen, und die Thore des Reichs waren auf dem Punkte, eröffnet zu werden, als Simon Andrada, ein Bruder Ferdinands, mit einem andern Geschwader an der Küste erschien. Er behandelte die Chinesen mit stolzem Uebermuthe; baute ein Fort, indem er sich mit Gewalt eines Theils der Insel Taman bemächtigte, das Land plünderte, junge Mädchen mit sich fortschleppte, die Einwohner zu Sklaven machte, und alle Arten von Grausamkeiten verübte. Hierüber empört, griffen ihn die Chinesen an, trieben seine Truppen ins Meer, machten den Gesandten Perez für diese Rechtsverletzung verantwortlich, indem sie ihn ins Gefängniß steckten, wo er einige Zeit darauf starb, und verbannten die Portugiesen aus China. Einige Jahre hernach wurde jedoch ihren Schiffen erlaubt, mit dem Hafen von Sancian Handel zu treiben, und ein glücklicher Zufall verschaffte ihnen bald eine eigene Niederlassung. Ein furchtbarer Seeräuber, Namens Tchan-si-lao, welcher die Küsten des Reichs verheerte, und allen Handel mit Canton zerstörte, indem er die Stadt belagerte, bemächtigte sich der, an der Einfahrt der Bucht von Canton gelegenen Insel Makao; durch dieses Unternehmen und die Stärke seiner Forts beunruhiget, riefen die Mandarinen die damals bei Sancian befindlichen portugiesischen Kriegsschiffe zur Hülfe. Der Seeräuber ward belagert und seine Vesten zerstört, und zur Vergeltung eines so ausgezeichneten Dienstes, schenkte der Kaiser den Portugiesen, unter gewissen Bedingungen, Makao (s. d. A.), auf der sie 1540 eine Stadt anlegten. Dies führte sie bald zur Entdeckung des ergiebigen Handels mit Japan; denn als zufällig ein Schiff an dieser außerordentlichen Küste scheiterte, wurden die Seeleute gastlich aufgenommen, und bei ihrer Rückkehr nach Goa reizten sie die Obrigkeiten und Missionarien zu ferneren Eroberungs- und Bekehrungsplanen an. Auf diese Weise befestigten die Portugiesen ihre Macht längs den östlichen Küsten vom Vorgebirge der guten Hoffnung bis nach Japan, den Eingebornen Gesetze vorschreibend, und einen ihnen beliebigen Preis für alle Produkte Europas und Indiens machend, da sie das uneingeschränkte Monopolium aller Handelszweige besassen. Sie zogen aus Japan jährlich bei 600.000 Pf. St. an Gold, Silber und Kupfer, aus China Thee und Seide, welche in Europa für die Reichthümer Mexikos und Perus ausgetauscht wurden; aus den Molucken die Gewürznelken und Muskatnüsse; aus Bengalen die schönen Musline von Dacka; aus Koromandel die verschiedenen Produkte der Halbinsel; aus Ceylon und Malabar die Perlen, Juwelen und Gewürze dieser Regionen, mit dem Elfenbein, das die Elephanten der Wälder lieferten, und dem Sandelholz, das seine Wohlgerüche in den Ghaats verbreitet; aus Guzurate Baumwolle und verschiedene reiche Stoffe Hindustans; aus dem persischen Meerbusen die Reichthümer dieses großen Reichs; aus dem rothen Meere die Reichthümer seiner Ufer, und von den Küsten Afrika's die köstlichen Mineralien Zanguebars. Sie besaßen überdies noch mehrere der Inseln des indischen und atlantischen Ozeans, zwischen Europa und dem Vorgebirge der guten Hoffnung, und von da an Ansiedelungen bis längs der tunesischen Küste. Kurz ihre Macht war zum Erstaunen, und ihr Benehmen wie ihre Tapferkeit, dazu zu gelangen, bewundernswürdig. Sie arteten jedoch bald in Unterdrücker der Eingebornen

aus, so, daß unter der Regierung des Königs Sebastian sich alle Staaten Indiens gegen sie verschworen, und besagter König den Ataidà, einen vollendeten Kenner der Kriegskunst, abschickte, den sinkenden Muth wieder zu beleben. Er und seine Unterbefehlshaber schlugen die treulosen Ueberfälle des Zamorin in Malabar; des Königs von Cambay in Guzurate; des Königs von Achem in Malakka; des Königs von Ternate auf den Molukken; des großen Moguls in Surate und der Königin von Onore zurück. Die erhabene Seele eines einzigen Mannes konnte jedoch den schnellen Fall des Glückssternes seines Vaterlandes nicht aufhalten, ob er es gleich nicht mehr erlebte, ihn im östlichen Ozean untergehen zu sehen. Ueppigkeit und Lasterhaftigkeit, Bestechung und Unterdrückung herrschten in allen ihren Niederlassungen in Indien, während das Mutterland, aus dessen Busen es seine Kräfte sog, unter die Herrschaft Philipps II., Königs von Spanien, fiel. Mit dem Falle Portugals stieg Hollands Sonne, eben so glänzend am Morgen, als gleich ruhmwürdig beinahe am Mittage, aber an ihrem kurzen Abende mit blutiger Röthe befleckt. Gleich andern Ländern Europa's, hatten die Holländer ihre indischen Modeartikel durch die Portugiesen bezogen, bis Portugal durch König Philipp von Spanien erobert ward, der 1594 seinen neuen Unterthanen den Verkehr mit seinen Feinden untersagte. Allein diese tapfern Republikaner waren nun Soldaten und Seeleute geworden, und faßten den Entschluß, das an der Quelle aufzusuchen, was ihnen das Monopolium nicht zufließen lassen wollte. C. Houtmann (s. d. Art.) wurde von einer Gesellschaft von Kaufleuten, die sich die ausländische Compagnie nannte, mit vier guten Schiffen dahin abgeschickt, und es glückte ihm, die Küsten zu rekognosciren. Er kehrte mit einer Ladung Pfeffer und kostbarer Gewürze zurück, und berichtete, daß die Portugiesen überall verhaßt seyen. Sogleich wurde in Amsterdam der Plan einer Niederlassung auf der Insel Java entworfen, und van Neclangte 1598 mit acht Schiffen daselbst an. Er war in seinen Unterhandlungen mit den eingebornen Fürsten so glücklich, daß er mit Reichthümern beladen nach Europa zurückkehrte. Admiral Warnick, der eine Flotte von vierzehn Schiffen bei sich hatte, gründete bald hierauf Batavia; knüpfte Verbindungen mit Bengalen an; schlug die Portugiesen, und flößte dem ganzen Osten vor dem Muthe seine Landsleute eine hohe Achtung ein. 1624 wurde das Fort Zeeland auf Formosa, einer nahe bei China gelegenen Insel, angelegt und es ward bald der Mittelpunkt des Handels mit Java, Siam, den Philippinen, Japan, und dem ganzen Morgenlande. 1621 wurden schon die Portugiesen von den Molukken vertrieben, und der Handel mit den Gewürznelken und Muskatnüssen fiel in die Hände der Holländer. Die Holländer errichteten ebenfalls bald hierauf Niederlassungen auf den schönen Inseln Timor, Celebes und Borneo; wovon die letzte vielleicht die größte in der Welt ist. Auch in Sumatra, Banda und Siam legten die Holländer baldige Niederlassungen an, und zogen aus diesen seltenen reichen Regionen Zinn, Elephantenzähne, Gummi-Lack, Saponholz, Gold, Pfeffer und Kampher. Die Portugiesen hatten sich auf der Inseln Ceylon (s. d. Art.) durch die schändlichsten Mordthaten und Verräthereien verächtlich gemacht. Als König Janiere unmenschlicher Weise in ihrem Rathszimmer niedergehauen wurde, prophezeihte ihnen die junge Prinzessin, seine Verlobte, ihre Vernichtung. Und so geschah es. Die Portugiesen wurden niedergemetzelt, und aus all ihren Besitzungen durch die vereinte Macht der Ceyloneser und Holländer vertrieben, welche sodann auf der Küste von Malabar weiter hinauf vordrangen, Cochin erstürmten, und sich aller ihrer Forts und Besitzungen bemächtigten, mit Ausnahme von Goa. Selbst Malakka wurde am Ende weggenommen, welches sich von ihren ostindischen Besitzungen eine Zeitlang noch erhalten hatte; und in weniger als siebzig Jahren wurden die Holländer

das in Indien, was die Portugiesen in dem höchsten Flor ihrer Macht gewesen waren. Frankreich erhielt die Produkte Indiens anfänglich durch die Portugiesen, nachdem der Handel Venedigs in ihre Hände gefallen war; allein schon 1503 wurde der Versuch gemacht, das Vorgebirg der guten Hoffnung zu umschiffen, der aber fehl schlug. 1601 bildete sich eine kleine Handelsgesellschaft in Bretagne, und die abgeschickten Schiffe erreichten die Maldiven; allein Pirard, der an der Spitze des Unternehmens stand, ward auf seiner Seereise sehr unglücklich, und kam erst nach zehn Jahren zurück. Eine andere Gesellschaft bildete sich 1616, die ebenfalls kein Glück machte, und es war erst 1642, daß man eine Niederlassung auf der Insel Madagaskar, als Vorbereitung zu andern, versuchte, welche man noch weiter in Indien zu machen beabsichtete. Da durch diese Unglücksfälle der Privatgesellschaften der Nationalgeist der Franzosen rege gemacht worden war, so errichtete Colbert 1664 eine ostindische Compagnie, nach dem Muster der holländischen, welche von der französischen Regierung einen Freibrief auf fünfzig Jahre erhielt. Es wurden demnach 1665 vier Schiffe nach Madagaskar geschickt, und dort eine bleibende Niederlassung errichtet; da aber die Franzosen es unthunlich fanden, einen sichern Hafen herzustellen, so wurde nie viel darauf verwendet, und ihre unergiebige Colonie am Ende verlassen. Den ersten Grund zu den Niederlassungen und der Macht der Franzosen in Indien gab ein gewisser Martin, ein talentvoller Kaufmann, der von dem Könige von Bejapur ein kleines Dorf mit einigen Ländereien erkauft hatte, in dessen Nähe Pondichery erbaut wurde, welches nachmals die Hauptstadt ihres Handels und ihrer Eroberungen ward. Von 1672 an, wo diese Niederlassung gegründet wurde, nahmen die Angelegenheiten der Franzosen eine vortheilhaftere Wendung. Sie knüpften Verbindungen mit China, Siam und andern Plätzen im Oriente an, und errichteten eine Faktorei in der Provinz Bengalen. Krieg in Europa gab den Holländern jedoch Gelegenheit, die französische Hauptstadt 1693 anzugreifen. Pondichery wurde in demselben Jahre genommen, und erst im Ryswicker Frieden 1697 zurückgegeben. Dumas war so glücklich, von dem Hofe zu Delhi die Erlaubniß zu erhalten, in der französischen Hauptstadt in Indien Geld münzen zu dürfen: eine Bewilligung, welche 21.000 Pf. St. jährlich eintrug; und durch Kauf oder Abtretungen der Regierung von Tanjor hatten sie in kurzer Zeit mehrere Landdistrikte an sich gebracht, welche 113 Dörfer enthielten, und über 20.000 Pf. St. Einkünfte abwarfen. Die Stadt Karikal erhub sich damals zu einem Platze von Bedeutenheit, und wurde demnach von den Franzosen stark befestiget. La Bourdonnais (s. d. Art.), auf Entdeckungen ausgeschickt, untersuchte die Inseln Maskarenhas, Cerna und Rodriquez, welche die Portugiesen im 19. Grad südlicher Breite, östlich von Madagaskar entdeckt, aber verlassen hatten. Sein Bericht über die natürlichen Vortheile, die sie darboten, war so günstig, daß man sogleich den Versuch machte, die beiden größeren von ihnen, Isle de France und Bourbon (s. bde. Art.), zu colonisiren. Was von den unglücklichen Ansiedlern auf Madagaskar übrig geblieben war, fand hier einen Schutzort, und beide Inseln blieben die dauernsten Besitzungen der Franzosen im Osten. Während sich diese Inseln unter La Bourdonnais so wichtig machten, war Dupleix, Oberintendant der französischen Colonie am Hughly in Bengalen, und erhob diese durch seine Talente aus einem Nichts zu einem Stande der Größe, welcher Bewunderung und Neid erregte. Er wurde 1742 nach Pondichery berufen, und unter seiner Verwaltung stiegen die Einkünfte der Compagnie aufs Höchste, und ihre Aussichten waren damals am Glänzendsten. Der Neid und die Furcht vor den französischen Eroberungen bewog England zum Kriege. La Bourdonnais belagerten Madras, und nahm es 1744. In der Meinung, daß Madras nie wieder unter englische Herrschaft zurückkehren

würde, war es von den Franzosen sehr verschönert worden; es war aber im Aachner Frieden 1748 zurückgegeben. In einem spätern Kriege wurden der französisch-ostindischen Compagnie Besitzungen entrissen, und, 1771 zu Land und zur See geschlagen, übergab sie Pondichery nach einer langen Vertheidigung an Obrist Coote. Im Frieden von 1673 wurde die Stadt zurückgegeben, 1778 durch Sir Hektor Munro wieder genommen, 1783 wieder erstattet; sodann abermals 1793 weggenommen und 1802 wieder zurückgegeben. Im Frieden von Paris wurde Chandernagor an die Franzosen wieder zurückgegeben, sie dürfen es aber nicht befestigen. Pondichery und Chandernagor sind jetzt ihre einzigen Besitzthümer in Indien; Isle de France und Bourbon wurden durch ein 1811 unter Lord Minto gegen sie ausgerüstetes Geschwader weggenommen, und erstere gehört jetzt den Engländern traktatmäßig an. Die dänisch-ostindische Compagnie. Christian IV., König von Dänemark, 1612 auf Theilnahme an dem indischen Handel bedacht, fand den Zufall seinen Wünschen günstig. Boschower, ein Holländer, der seines langen Aufenthaltes auf Ceylon halber, einen großen Einfluß besaß, war von seiner eigenen Regierung durch Zurücksetzung gekränkt worden, und bot seine Dienste dem König Christian an. Es wurde demnach eine Handelsgesellschaft in Copenhagen errichtet, und sechs Schiffe segelten unter Boschower nach Indien ab. Unglücklicher Weise starb er während der Reise, aber sein Nachfolger im Oberbefehl, Ove Guidde de Tommerup, segelte, als er in Ceylon eine kalte Aufnahme fand, nach Tanjor, wo ihm mehr Ermuthigung zu Theil wurde. Ihnen wurde nun ein Strich Land abgetreten, worauf die Dänen Tranquebar und die Veste Dansburg erbauten. 1689 griffen die Holländer Tranquebar an, obgleich die dänische Compagnie nicht mehr in so blühendem Zustande war; und der Platz wurde nur durch ein Bündniß mit den Engländer gerettet. Dieses hielt jedoch den Fall der dänischen Handelsgesellschaft nicht auf; den 1730 machte sie Bankrott. Die Regierung errichtete jedoch eine neue ostindische Compagnie, und räumte ihr große Privilegien und Vortheile ein. Ihr Kapital bestand nur in 135.000 Pf. St. in Aktien von 84 Pf. vertheilt, Mit diesem Kapital und ihrem Nutzen rüsteten sie im Laufe von vierzig Jahren 800 Schiffe aus, und verdreifachten ihre ursprüngliche Einlage. An dem westlichen Ufer des Hughly, ungefähr 16 Meilen oberhalb Calkutta, erbaute die dänische Compagnie das schöne Städtchen Serampor. Während des letzten Krieges waren die dänischen Niederlassungen in englischem Besitze; sie wurden jedoch dem Mutterlande wieder zurückgegeben. Ueber die Eroberungen Englands in Indien, über das Entstehen und die Schicksale der ostindischen Compagnie in diesem Lande, so wie über ihren Handel und ihre Verwaltung, s. die Art. Großbritannisches Reich und Ostindische Compagnie.

Indifferentismus heißt der ruhige, oder besser der kalte, bewegungslose Zustand der Seele, in dem sie zu einem Gegenstande weder Zu- noch Abneigung empfindet, und sich weder durch den Genuß oder durch die Entbehrung desselben afficirt fühlt. Man kann den Indifferentismus, nach den Gegenständen, auf die er sich bezieht, in 5 Hauptklassen theilen; in den natürlichen, moralischen, politischen, philosophischen und religiösen. Ein totaler Indifferentismus, d. h. eine Gemüthslage, in welcher der Mensch an keinem Objekte, es liegt in der Sinnen- oder geistigen Sphäre, weder begehrend noch verabscheuend Theil nimmt, ist unmöglich; solche erstarrte Nerven, solch ein abgestorbenes Herz, und solch ein verödeter Kopf, welche die nothwendigen Bedingungen eines totalen Indifferentismus seyn müssen, können nur bei einem Blödsinnigen, bei dem die Sumpfheit des Körpers und der Seele den höchsten Grad erreicht haben, angetroffen werden und auch bei diesem kaum; denn es wird sich immer Zu- und Abneigung gegen gewisse Objekte zeigen, und sey

sie auch nur sinnlich. Die gänzliche Gleichgültigkeit ist Tod und Grab, und kein lebendes empfindendes Wesen ist ihrer fähig. Der natürliche Indifferentismus ist oft die Wirkung eines kalten Temperamentes: mit groben Organen, dickem Blute und einer schwerfälligen Einbildungskraft scheint der Mensch mitten im regen Leben der Natur, unter tausend Einwirkungen, die von allen Seiten auf ihn eindringen, zu schlafen; er empfängt nur schwache Eindrücke, die keine Bewegung in seinem Innern veranlassen. Auch dieser Indifferentismus vermag kein allgemeiner zu seyn; er kann sich nicht über die ganze Sinnlichkeit ausdehnen. Dies hieße alle Bande abstreifen, durch die uns die Natur mit sich und mit uns selbsten verknüpft hat. Kein Mensch entläuft allen körperlichen Bedürfnissen; er muß daher mehr oder weniger sich geneigt fühlen. Sprich man demnach von einem natürlichen Indifferentismus, so versteht man gewöhnlich nur einen partiellen darunter; indem gewisse Gegenstände der sinnlichen Welt, und vorzugsweise solche, welche auf die größere Zahl des Menschengeschlechts einen mächtigen Einfluß ausüben, den Menschen gleichgültig lassen, z. B. Gleichgültigkeit in der Liebe. Der natürliche Indifferentismus kann allerdings in der ursprünglichen Konstitution des Körpers begründet liegen; doch nicht selten ist er erworben, und der Indifferentist verdankt gewöhnlich seine Herzensöde, die Armuth und Seichtigkeit seiner Empfindungen, einer frühern Vergeudung seiner Kräfte; die erschlafften, halberstarrten Nerven sind keiner Regung mehr fähig; der Unglückliche geht wie ein unheimlicher Geist unter den Menschen und kann sich noch Glück wünschen, wenn das Gefühl seines jetzigen Zustandes so sehr abgestorben, und die Erinnerung seines frühern, wo er in der Jugendfülle des Lebens und der Kräfte noch Lust und Unlust empfand, so sehr verblichen ist, daß sie nicht im Stande sind, die Verzweiflung zur Rache der gekränkten Natur und Mäßigkeit anzurufen. Der moralische Indifferentismus ist eher möglich, als der natürliche, wenn gleich auch er nur höchst selten in der Wirklichkeit vorkommen muß; denn eine menschliche Natur, von aller Hinneigung zum Guten und aller Abneigung zum Bösen entblößt, der Sittlichkeit und Gesetzmäßigkeit der Handlung ganz gleichgültig sind; die nicht das sanfte Feuer der Zufriedenheit bei der Pflichterfüllung durchdringt; die keine Wehmuth, keine Reue bei der Verletzung aller Pflichten empfindet, ist nicht weniger ein moralisches Ungeheuer, als der totale natürliche Indifferentismus ein physisches. Kein gebildeter Mensch, wenn er dies im wahren Sinne des Wortes ist, wird je gleichgültig gegen das Wahre und Rechte bleiben, er muß Antheil an ihm nehmen; hat er es einmal erkannt, so wird er sich zu ihm gezogen fühlen, und erschiene es ihm auch in den verschiedenartigsten Formen, unter ihm durchaus ungewöhnlichen Gestalten. Ein moralischer Indifferentismus kann daher nur aus einer thierischen Erziehung, aus einer gänzlichen Verwahrlosigkeit des Geistes, die keine Entwickelung der Ideen vom Guten und Rechten möglich machte, entstehen. Versteht man aber unter moralischen Indifferentismus die Gleichgültigkeit gegen alle moralische Systeme und Schultheorien, so läßt sich die Wirklichkeit eines solchen nicht bestreiten; denn der Kopf kann ein Indifferentist seyn, doch daß Herz nicht. Man hat auch einen ästhetischen Indifferentismus angenommen; obgleich er nicht weniger problematisch erscheint, wenn er eine völlige Gleichgültigkeit gegen schöne Formen jeglicher Gattung begreifen soll. Unter dem politischen Indifferentismus begreift man den Mangel der Theilnahme an dem Weh und Wohle seines Vaterlandes, dem es eins ist, welches politische System herrsche. Den Alten war er verhaßt; ein solonisches Gesetz bestrafte jeden Athener, der sich zu keiner Partei im Staate bekannte. Die politischen Chamäleone, die alle Augenblicke ihre Meinung wechseln, und denen es nichts kostet, von einer Partei zur andern über zu gehen, sind nicht selten wahre Indifferentisten. Sie folgen entweder nur dem Rufe ihres

Eigennutzes, Ehrgeizes, oder anderer Leidenschaften, oder besitzen eine so geringen Charakterfestigkeit, daß sie sich von jeder Partei, die vor andern mächtig wird, leiten lassen. Der Parteigänger treibt entweder Handel mit seinen politischen Grundsätzen, oder er ist ein solcher Schwächling, daß er nicht des geringsten Kaufschillings werth zu achten ist. Den philosophischen Indifferentismus muß man wieder unterscheiden. Die Gleichgültigkeit gegen alle große Wahrheiten, die der Mensch durch den philosophischen Gebrauch seiner Vernunft sich erwarb, und die so ungemein viel zu seiner Beruhigung und zur Begründung seiner unendlichen Hoffnungen, die mit leiser Stimme sich im Herzen ankündigen, beitragen, kann ihre Quelle bloß in der Roheit des Geistes, in der Unkultur des Verstandes finden, und ist somit eher zu bemitleiden, als zu hassen. Hat aber einmal der gebildete Mensch ein geistiges Bedürfniß nach diesen Wahrheiten gefühlt, entstanden selbst Zweifel in ihm, welche ihn beunruhigten, und ihn zwangen, ihre Lösung zu suchen; so dürfte es unwahrscheinlich seyn, daß er je wieder zu einem Indifferentisten werden könne. Gewöhnlich bedeutet hier gar der philosophische Indifferentismus die Gleichgültigkeit, mit der man jedes philosophische System und jede philosophische Sekte ansieht, und in diesem Sinne ist er nicht durchaus zu verwerfen; der Eklektiker bekennt sich zu keiner besondern Schule, hört aber damit noch nicht auf, ein Philosoph zu seyn. Bei dem religiösen Indifferentismus ist es ebenfalls billig, ihn in die Gleichgültigkeit gegen das Wesen der Religion und in die gegen ihre Formen zu theilen. Die Zahl der Indifferentisten der ersten Gattung dürfte nur sehr gering seyn. Der Gedanke, Gott und die Unsterblichkeit der Seele, ist so allmächtig wirkend auf das menschliche Herz, daß er ohne eine heilige, feierliche Rührung oder einen strafenden Schrecken zu erregen, nicht gedacht werden kann. Eine das ganze Leben hindurchgehende gleichgültige Gemüthslage ihnen gegenüber dürfte leicht ein Unding seyn, von dem zum wenigsten die Erfahrung keine Beweis liefert. Möglich ist es, daß die großen Ideen der Religion nicht zu jeder Zeit auf einen Menschen den tiefen Eindruck machen, den sie ihrer Natur nach gewöhnlich machen; es können selbst Augenblicke geben, in denen sie dem Geiste gleichgültig vorübergehen; doch dieser momentane Indifferentismus macht den Menschen noch zu keinem wirklichen Indifferentisten. Anders verhält es sich mit der Gleichgültigkeit gegen die Formen der Religion und die verschiedenen Religions-Parteien. Keine von ihnen mag dem Indifferentisten in dieser Bedeutung ein Interesse abgewinnen; weil er sie entweder für außerwesentlich und unschädlich erklärt, oder allen gleichen Wert beilegt, und der Meinung ist: man könne in jeder religiös und Gott wohlgefällig seyn.

Indigenat, der Inbegriff der besondern Rechte, welche den Landeseingebornen vor Auswärtigen oder Eingewanderten zukommen. In Sachsen steht auch demjenigen das Indigenats-Recht zu, welcher sich im Lande mit wesentlicher Wohnung niedergelassen hat, so daß dessen im Auslande geborne Kinder den Eingebornen gleichgeachtet werden. Die Wirkungen des Indiginats äußern sich meistentheils bei Besetzung öffentlicher Aemter, zu welchen Einheimische vor den Fremden befördert werden sollen; deßgleichen bei Auslieferung der Deserteurs, Erwerbung von Grundstücken u. s. w. In manchen Ländern, wo das Indigenat bedeutendere Vorrechte gewährt, wie z. B. in Ungarn, wird dasselbe durch besondere Gnadenbriefe ertheilt.

Indigo, ein feiner, leicht zerreiblicher Stoff von dunkelblauer Farbe, der zum Färben gebraucht wird. Er wird aus Blättern und kleinen Zweigen eines niedrigen Strauches, des gemeinen Indigos bereitet, der in den wärmeren Gegenden Asiens und Afrika's einheimisch ist, und jetzt in Amerika angepflanzt wird. Der Indigo wird während des Sommers mehrere

Male geschnitten; man nimmt dann bloß die Spitzen der Zweige, wenn der Strauch in der Blüthe steht. Bei der Einsammlung der Reiser darf so wenig als möglich von dem Blüthenstaube verloren gehn; denn dieser Theil der Pflanze ist besonders kostbar. Man weicht sie in einem Zuber mit Wasser ein, wo sie in eine Gährung gerathen, die 24 Stunden dauert. Hierauf wird das Wasser auf ein anderes Gefäß gezogen, der Zuber gereinigt, um einen zweiten Vorrath von Reisern aufzunehmen. Nach der Gährung ist das Wasser mit feinen erdigen Theilen geschwängert, welche allein die Substanz ausmachen, weßwegen die Arbeit unternommen wurde, und die von den vegetabilischen Salzen, die hierbei unnütz sind, getrennt werden müssen. Dies geschieht durch heftiges Umrühren mit einem Stempel, dessen Basis viele Löcher enthält, und in deren Mitte ein langer Stiel befestigt ist. Wenn man bemerkt, daß die Farbetheilchen sich vereinigen, indem sie sich vom Wasser trennen, so hört das Umrühren auf, damit sie zu Boden fallen können, welches so lange geschieht, bis das Wasser ganz klar ist. Zuletzt werden Abzuglöcher, die in verschiedenen Höhen des Gefäßes befindlich sind, und nach und nach geöffnet, um das Wasser ablaufen, zu lassen. Die Farbetheilchen, mit dem wenig zurückbleibenden Wasser, haben jetzt die Dichtigkeit des Sirups. Sie werden nun auf ein Filtrum gebracht, damit das Wasser gänzlich ablaufen, und alle Feuchtigkeit sich verlieren kann. Nach ungefähr 3 Monaten kann der Indigo verpackt und verschickt werden.

Indirekte Steuern nennt man solche, welche der Steuerpflichtige nur mittelbar zahlt; z. B. die Zölle beim Verbrauche ausländischer und die Accise von inländischen, zu Markte gebrachten, Waaren.

Indische Baukunst. Sie hat in der neuern Zeit vorzugsweise die Augen auf sich gezogen; und diese Aufmerksamkeit wurde hauptsächlich durch die Bemühungen der Britten, zu deren Forschungen Niebuhr's Werk die erste Anregung gegeben zu haben scheint, und unter ihnen durch das Prachtwerk der Brüder Daniell geweckt. Wer hätte nicht, und wäre ihm auch alles Uebrige fremd geblieben, doch wenigstens Etwas von jenen Wunderanlagen auf den Inseln von Salsette und Elephante gehört? Die Denkmäler der indischen Baukunst theilen sich von selbst in drei Classen; die erste: Felsentempel unter der Erde in ausgehauenen Felsen oder Tempelgrotten; die zweite: Felsentempel über der Erde, die aber gewöhnlich auch unterirdische Anlagen einfassen; die dritte begreift die eigentlichen Gebäude. Wie bei vielen alten Völkern ging auch bei den Indiern die Errichtung heiliger Denkmäler (denn alle ihre große Bauten haben auf Religion Bezug) von Felsen aus; schon die Natur und der Himmel leiteten darauf; jene bedeckte die ganze diesseitige Halbinsel mit felsigten Ghautgebirgen; dieser ladete bald durch die brennende Hitze, bald durch den herabstürzenden Regen ein, Zuflucht vor den Unannehmlichkeiten des Clima's in den Gebirgsgrotten zu suchen. Die ursprünglichen Bewohner Indiens waren daher Troglodythen, Höhlenbewohner; das Bedürfniß, diese von der Natur geschaffenen Wohnungen zu erweitern, und der anwachsenden Zahl des Volkes gemäß zu vermehren, weckte den Kunstfleiß aus dem Schlummer; und der Mensch, der auf der Bahn der Cultur die ersten Schritte stets an der leitenden Hand der Natur macht, baute in ihrem Geiste, und baute und wölbte sich künstliche Grotten, wie die große Führerin ihm das Muster hinzu gab: Wie der Sterbliche sich Wohnungen baut, so baut er sie auch seinen Göttern; und da, so grob sinnlich bei den rohen Völkern die Darstellung der Götter auch seyn mag, doch die Idee eines höhern Wesens im Grunde über das Menschliche hinaus reicht, und etwas Erhabenes und Großes in sich faßt, so muß auch sie den Maßstab zu den Tempeln und heiligen Oertern, die der Verehrung der Götter bestimmt sind, hergeben.

Aus diesen Gründen und zugleich aus dem Bestreben, etwas so unvergänglich, wie die Götter selbst, zu schaffen, welches Bestreben, je tiefer wir in ihr Alterthum dringen, wir bei allen Völkern um so deutlicher wahrnehmen, entstanden bei den Indern jene Felsenanlagen, deren Größe des Plans, Sorgfalt der Ausführung, Reichthum der Kunstwerke, die ihre Seitenwände zieren, die Bewunderung jedes denkenden Beobachters reizen. Die Felsentempel auf der kleinen Insel Elephante. (sie trägt diesen Namen von einem aus Stein gehauenen, ungeheuren Elephanten), sind höchst merkwürdig. Der Haupttempel nebst den Nebenanlagen sind ganz in den lebendigen Felsen gehauen; der Tempel selbst hat ohne die Nebenkammern oder Capellen 120 Fuß in der Breite, und eben so viel in der Länge. Vor dem Haupteingange nach der Nordseite (also vor der Sonne gesichert) ist eine durch Kunst gemachte Esplanade, von der man eine große Aussicht auf das Meer genießt. Zwei Seiteneingänge lassen es nie an frischer Luft ihm fehlen. Der über der Tempelgrotte liegende Berg wird durch Pfeiler gestützt, die der Baumeister von dem Felsen selber hat stehen lassen. Die Nebenkammern oder Capellen sind etwas weniger hoch, sonst auf dieselbe Weise bearbeitet. Die Wände ohne Inschriften, sind dagegen mit Reliefs bedeckt; zum Theil so erhaben gearbeitet, daß die Figuren nur mit dem Rücken an dem Felsen hangen. Der Umfang und die Menge der Tempelgrotten auf Salsette ist um vieles größer, als auf Elephante. Der hohe Berg, welchen diese Insel enthält, ist von einer eben so harten Steinart, als der auf Elephante; und doch ist er allenthalben ausgehölt. Die große Pagode ist gewölbt; hat 40 Schritte in der Breite, und 100 in der Lange. Außer den 4 Säulen am Eingange zählt man 30 im Innern, von denen 18 Capitäle haben mit Elephanten; die andern haben bloß die Form von Sechsecken; (man könnte daraus vielleicht schließen, daß sie nicht ganz vollendet seyen). Am Ende der Pagode, die in eine Ründung zuläuft, ist eine Art von Kuppel, so wie alles Andere aus dem lebendigen Felsen gehauen. Diese große Pagode wird vorzugsweise so genannt; zwei andere scheinen ihr an Größe kaum nachzustehen; sie sind in einigen Gegenden sogar in mehreren Stockwerken über einander, und dazwischen und um sie herum so viele kleinere Grotten, daß deren Zahl nicht zu bestimmen ist. Fast Alles ist mit Bildwerken verziert; Treppen, Teiche, freie Plätze. Alles ist in den lebendigen Felsen gehauen. Ein anderes Felsendenkmal derselben Art ist, unsers Wissens nach, zuerst durch Lord Valentia beschrieben und abgebildet worden; die Tempelgrotte zu Carli, etwa in der Mitte des Weges zwischen Bombay und Puna, der Hauptstadt der Mahratten. Von keiner andern haben wir eine so schöne Abbildung, als von dieser. Sie scheint in Rücksicht der Vollendung der Arbeit die erste unter allen zu seyn: wenn sie auch an Umfang den Anlagen auf Salsette nachsteht. Der Haupttempel hat hier 126 Fuß in der Länge, und 64 in der Breite. Die Decke ist gleichfalls gewölbt, von Pfeilern unterstützt, und endet auch in einer Ründung, in welcher eine Capelle mit einer Kuppel steht. Nur die Mauern des Vorhofes, nicht des Innern, sind mit Reliefs bedeckt; theils stellen sie Elephanten, theils menschliche Gestalten beiderlei Geschlechts, dar. Aber auch in dem Herzen von Indien, in der Mitte der Ghaut-Gebirge, findet sich eine Anlage dieser Art, welche die bisher erwähnten noch weit übertrifft. Dies sind die berühmten Grotten von Ellore, in der Nähe von Deogur und Aurungadad. Man denke sich ein Felsengebirge in der Form eines Halbkreises oder Hufeisens, dessen beide Enden über eine halbe Meile von einander entfernt sind. In diesem Felsengebirge eine Reihe von Tempelgrotten, oft in zwei oder drei Stockwerken über einander, die bald mit einander in Verbindung,

stehen, bald von einander durch Zwischenräume getrennt sind, in denen sich aber wieder viele kleinere Grotten finden. Es ist schwer zu sagen, welcher jener Felsentempel der Haupttempel sey; aber der größte derselben, und derjenige, von dem wir den Grundriß besitzen, wird der Tempel von Keylas genannt. Alles, was die Baukunst an Größe, Pracht und Verzierungen über der Erde kennt, sieht man hier auch unter der Erde; Vorhöfe, Treppen, Brücken, Capellen, Säulen und Säulengänge, Obelisken, Colosse, und fast an allen Wänden Reliefs, Götter und Göttergeschichten darstellend. Auf dem freien Platze, zu dem man durch den großen Eingang gelangt, steht dann in der Grotte ein zweiter Tempel, indem ein ganzes Stück der Felsen, in Pyramiden-Form als Pagode gebauen ward, dessen wundervoller Bau, Abwechselung, Reichthum und Sorgfalt in den Verzierungen alle Beschreibung übertrifft. Aber noch mehrere der andern dortigen Tempelgrotten geben der von Keylas wenig oder nichts nach. Aber die Kunst der Indier blieb nicht bei dieser ersten, und wahrscheinlich ältesten Classe von Bauwerken stehen. Sie begnügte sich nicht damit, Tempel und Wohnungen in das Innere der Felsen auszuhölen; sie formte auch die Außenseite der Felsen zu architektonischen Denkmälern um, und brachte dadurch noch viel wunderbarere Wirkungen hervor, als durch die bisher beschriebenen Tempelgrotten; wenn gleich diese letztern sich auch hier finden. Indien enthält ein Werk dieser Art, welches so vor allen andern hervorragt, daß es hinreicht, von ihm allein zu sprechen; die sogenannten sieben Pagoden, oder die Monumente von Mavalipuram, an der Küste von Coromandel. Sie scheinen in der Reihe menschlicher Kunstwerke einen der ersten Plätze einzunehmen. Die Ruinen von Mavalipuram bestehen nicht bloß in einigen Tempelgrotten; sondern das Ganze ist vielmehr eine meist ganz in Felsen gehauene Königsstadt. Ein großer, vielleicht der größere Theil derselben, scheint vom Meere verschlungen; aber noch ein paar Meilen in's Land hinein erheben sich die Scheitel bearbeiteter Felsen, und allenthalben in ihnen Grotten, Säle, Gemächer, und andere Anlagen. Denn nicht Alles sind Tempel; man sieht unter andern auch eine zur einer Tschultry oder Herberge ausgehauene Grotte, die durch mehrere Reihen von Pfeilern gestützt wird. Auf einem der Gipfel der Berge ist ein Felsensitz, in dem man einen Königsthron erkennen will. Außer diesen ausgehauenen Grotten hat man auch die Baukunst im eigentlichen Sinn hier ihre Denkmäler errichtet. Sie bestehen in Mauern, welche nach Art der sogenannten kyklopischen aus über einander gelegten Quaderblöcken gebaut sind; und wiederum sieht man auch ganze Hügel von Backsteinen. Zu der dritten Classe gehören vorzüglich die Pagoden von Deogu oder Dulatabad, in der Nähe von Ellore, zu seyn. Es ist — ähnlich denen zu Mavalipuram — eine Gruppe von drei Pagoden in Pyramidenform aus über einander gelegten Quaderstücken ohne Skulpturen. Auf dem Gipfel einer jeden erhebt sich der Dreizack des Mahadeu. Eine völlig ähnliche Bauart hat die berühmte Pagode von Tanjore. Auch sie besteht aus über einander gelegten Quadersteinen, ohne alle äußere Verzierungen, und ohne Kuppel. Die Pyramide hat 200 Fuß Höhe, und nach Valentia's Urtheil ist sie das schönste Werk dieser Bauart in Indien. Ihr Inneres enthält einen Saal, der durch Lampen erhellt wird; er ist der Versammlungsplatz der Bramiuen. Eine der ältesten und zugleich der heiligsten Pagoden der Indier ist die von Jagarnaut, ein Beiname des Krischna, dem sie geweiht ist; sie ist pyramidenförmig (s. Dschagrenat). Merkwürdig sind noch die Pagoden auf der Insel Ramiseram bei Ceylon, von wo Rama seinen gefeierten Zug gegen Ravuna ausführte, den der Ramanjan besiegt. Die indische Baukunst, dies lehrten schon die Felsentempel, ist eine Tochter der Religion. Alles spricht dafür, daß eine herrschende Priesterkaste als unverwüstliche Heilig-

thümer, als Mittelpunkte ihres Cultus, vielleicht auch ihrer politischen Macht, sie anlegen ließ. Wenn auch bei den Indiern Religion und Politik auf das Engste verbunden waren, wie hätte man wohl auf den großen Haufen durch Cultus und Religion kraftvoller einwirken können, als durch diese zugleich schauerlichen und prachtvollen Werke? Todt und bedeutungslos stehen sie jetzt da, wenn man sie bloß für sich betrachtet; erst dann beleben sie sich für den Forscher, wenn er sie in Verbindung mit der Religion und Mythologie des Volks, wie ihr Epos sie uns aufbewahrt hat, ansieht.

Indische Bildhauerkunst. Sie ist, wie die Baukunst der Indier, eine Tochter der Religion, und nahm die Ideen ihrer Darstellungen einzig aus dem heiligen Mythenkreise. Dies allein bestimmte schon für immer ihren Charakter: ihr Zweck war es nicht, wie bei den Griechen, ein Ideal menschlicher Schönheit in Stein zu meisseln, einen Menschen-Gott sondern sie wollte und konnte nur die mythologischen Göttergestalten mit Würde und mit der Treue und Genauigkeit plastisch darstellen, welche der symbolische Begriff, unter dem das Volk sie sich dachte, und der von der Religion geheiligt worden war, erheischte. Die erste Forderung, welche der Indier an die Bildhauerkunst machte, war daher eine würdevolle Bildung jener göttlichen Wesen. Die Bau- und Bildhauerkunst hatten bei den Indier dieselbe Wiege, und entstanden auch in derselbe Zeit; daher denn auch die Aehnlichkeit der Ausführung in ihren beiderseitieen Werken. Völker, deren Geschmack noch nicht ausgebildet ist, denken sich immer Hoheit und Würde, wenn sie diese anschaulich darstellen wollen, unter einer übermenschlichen Größe. Das Colossale ist ihnen erhaben: entweder ist ihre Beobachtung die Hoheit, welche auch bei der gewöhnlichen Menschengestalt in der Physiognomie liegen kann, entgangen, oder ihre ungeübte Hand weiß die geistige Würde und Majestät nicht dem Steine zu geben; und anstatt ihre Göttergestalten geistig groß zu bilden, formen sie dieselben körperlich groß. Aus diesem Grunde sind die Statuen und Brustbilder der Indier in den alten Felsentempeln durchgängig colossal. So erblickt man gleich am Eingange des Felsentempels auf der Insel Elephante ein colossales Brustbild von 13 Fuß Höhe, mit drei Köpfen und vier Armen, das die indische Dreiheit, Brama, Vischnu und Schiva oder Mahadeu, ihre drei ersten Devas oder personificirten Gottheiten vorstellt. Da die Bildhauerkunst zu nichts weiter diente, als zur Abbildung symbolischer Begriffe, und da die Götter in ihrem Charakter, ihren Attributen und andern Eigenthümlichkeiten in der Mythologie einmal bestimmt und festgestellt worden waren, so wurde hierdurch bei den indischen Kunstwerken das Gesetz der Schönheit, die bei den Griechen als Hauptziel vorgezeichnet war, zu einem untergeordneten Gesetze und Treue und Genauigkeit in den Abbildungen wurden das vorzüglichste Augenmerk der indischen Künstler. Es wäre daher unbillig, die indischen Werke der Skulptur mit den griechischen vergleichen zu wollen, denn einer reinen, menschlichen Schönheit in den Formen suchten sie nur in sofern nachzustreben, als die Symbolik der Religion es erlaubte, und diese gestattete es nicht, der Schönheit jene Ungestalten mit drei Köpfen, vier Händen mit einer oder mehrerm Brüsten, und den andern überladenen Attributen aufzuopfern. Die bildende Kunst scheint bei den Indiern wie bei den Aegyptern, vom Relief ausgegangen zu seyn; wie weit aber ihre Fortschritte darin gewesen seyn mögen, können wir bei den wenigen, bisher bekannten, Abbildungen, noch keineswegs mit Sicherheit beurtheilen. Die Kunst, flach gehaltene Reliefs zu bearbeiten, scheint den indischen Künstlern fremd geblieben zu seyn; vielleicht weil das Meiste auf den Eindruck, den das Ganze, und dieses aus einer gewissen Ferne gesehen, machen würde, berechnet seyn mußte. Aber die Kunst gewöhnte sich bei ihnen gleich von Anfang an colossale Formen. Fast alle Göttergestalten sind colossal,

von 11 bis 12 Fuß Höhe; aber das Verhältniß der Dienenden wurde durch eine kleinere Statur, bis zu Zwergen herunter, ausgedrückt. Die Wände wurden, wenigſtens in Ellore, mit einen Mörtel (Tſchuna) überzogen, der ſich mit dem Fortgange der Zeit immer mehr verhärtete. Die Malerei mußte dann die Skulptur beleben; denn die Bildwerke an den Mauern waren, ſo wie in Aegypten, bemalt. Das indiſche Clima nicht ſo trocken wie das ägyptiſche, ſcheint der Erhaltung der Farben weniger günſtig geweſen zu ſeyn; aber in den Grotten von Ellore findet man doch allenthalben die Beweiſe davon. Von dem Relief ging die Kunſt, gleichſam von ſelbſt, zu den Statuen fort; indem mehrere der Reliefs ſo erhaben gearbeitet ſind, daß ſie nur am Rücken mit dem Felſen zuſammenhängen. Der Charakter des Coloſſalen ward auch auf die Statuen angewandt; und zwar nicht bloß auf Götterbilder, ſondern auch, und zwar beſonders, auf Thiere; wie Elephanten, Stiere, Löwen u. ſ. w. welches theils, das Verhältniß zu den übrigen Anlagen erfordert; theils aber ſchon aus der indiſche Mythologie hervorging. Auch fabelhafte Thiere waren dieſer nicht fremd; aber noch fehlt es uns an treuen Abbildungen, um ſie mit denen der Perſer und anderer Völker vergleichen zu können. Die Idee von Säulen ging in Indien von ſelbſt aus dem Bedürfniß hervor, Pfeiler ſtehen zu laſſen, welche die Decke des ausgehölten Felſens ſtützen. Die Geſtalt dieſer Säulen kann alſo keinesweges ſo ſchlank wie die der griechiſchen ſeyn; doch nimmt man bei mehreren derſelben ein ſichtbares Streben wahr, ihre Geſtalt ſo ſchlank, als die ungeheure Laſt, die ſie zu tragen haben, es irgend erlaubt; und welche Verwüſtungen auch ſonſt die Hand der Zeit an dieſen Werken ausgeübt hat, ſo ſcheinen doch die Säulen und Pfeiler durchgehends ihr getrotzt zu haben. Nicht ohne Grauſen, wenn man jene ungeheure Laſt mit der anſcheinenden Schwächen ihrer Stützen vergleicht, tritt man in mehrere jener Grotten. Dies zu berechnen oder zu ſchätzen, mochte keine geringe Kunſt des Baumeiſters erforderlich ſeyn. In den Formen und in den Verzierungen dieſer Säulen findet ſchon nach den wenigen Abbildungen, die wir davon haben, eine große Verſchiedenheit ſtatt, wenn gleich die Säulen in derſelben Grotte auch dieſelben Maße und Geſtalten haben. Die Länge der Schäfte, im Verhältniß gegen die Dicke, iſt ſehr verſchieden; die Schäfte ſind zuweilen, wie in der Grotte von Kennery auf Salſette, mit Knäufen verſehen, die man an ihnen gelaſſen hatte, ſie zu verſtärken. Die Capitäle konnten nach ihrer Beſtimmung nicht ſo fein gearbeitet ſeyn, wie in den Gebäuden über der Erde; nicht ſelten ſcheint die Idee des Ganzen von Pflanzen, beſonders vom Lotus hergenommen zu ſeyn. Die genauere Charakteriſtik derſelben, die ohne Abbildungen doch kaum verſtändlich ſeyn würde, müſſen wir den Baukünſtlern überlaſſen; aber neben den Säulen müſſen noch beſonders die Obelisken erwähnt werden, die ſich jedoch, ſo viel uns bewußt iſt, nur in den Grotten von Ellore finden. Der einzige bisher abgebildete, von runder Form, erregt zwar der Verdacht, daß es ein Phallus ſeyn ſolle; indeß bemerkt Malet ausdrücklich, daß zwei andre von viereckter Geſtalt da ſeyen.

Indiſche Literatur. Schon des Ausdruck, indiſche Literatur, iſt ſehr unbeſtimmt: gewöhnlich denken wir dabei zunächſt an die Sanſkrit-Literatur; doch dieſe Sprache iſt keinesweges die einzige, welche in Indien als Schriftſprache gebraucht und ausgebildet ward. Auch andere Dialekte, auch ſolche die nicht mehr zu den lebenden gehören, wie das Prakrit, genießen eines ähnlichen Vorzugs; und ſelbſt die noch jetzt lebenden Mundarten ſind nicht arm an Werken der Proſa und beſonders der Poeſie; welche die Nation für claſſiſch betrachtet. Weil aber die Sanſkrit-Sprache einen großen Vorzug vor allen andern behauptet, die heilige heißt, und in ihr die Haupt-Werke

angefaßt ſind, ſo ſoll auch hier auf ihre Literatur zunächſt Rückſicht genommen werden. Als das älteſte Werk wie des Sanſkrit, ſo der ganzen indiſchen Literatur, ja in einem gewiſſen Sinne die Quelle, aus der ſie gefloſſen iſt, werden uns die Vedus genannt. Bei jeder Gelegenheit werden ſie erwähnt als die Bücher, deren Leſung den Braminen befohlen iſt; als die Quellen der Religion, als von Brama ſelber mitgetheilt. Die Sammlung der heiligen Schriften, welche wir die Vedas nennen, bilden zwar zuſammen ein Ganzes als Sammlung, zerfällt aber in vier Theile, die als eben ſo viele Vedas betrachtet, und durch eigne Namen unterſchieden werden. Sie heißen die Rigveda, der Yajusveda, der wieder in den weißen und ſchwarzen ſich theilt, der Samaveda und der Atharveda. Die Namen der drei erſten Vedas kommen von der verſchiedenen Beſchaffenheit und Beſtimmung der darin enthaltenen Gebete her, die bei feierlichen Gelegenheiten gebraucht wurden. Sind dieſe metriſch, ſo heißen ſie Rich; ſind ſie in ungebundener Schreibart, Jajuſch; und in ſofern ſie zum Geſange beſtimmt ſind, Saman. Der vierte Veda enthält zwar auch Gebete, aber nicht ſolche, die bei denſelben feierlichen Veranlaſſungen, wie die in den drei andern, gebraucht wurden, ſondern bei andern, und unterſcheidet ſich dadurch von jenen. Jeder der Vedas beſteht aus zwei Theilen, aus Gebeten (Mantras) und Vorſchriften (Brahmanas). Die vollſtändige Sammlung der Hymnen, Gebete und Anrufungen, die zu einem Veda gehören, heißt deſſen Sanhita. Alles Uebrige gehört zu den Brahmanas. Dieſe enthalten Vorſchriften, welche Religionspflichten einſchärfen; Maximen, die dieſe Vorſchriften erklären, und Stücke, die ſich auf Theologie beziehen. Die letztern heißen Upaniſchads. Indeß darf man bei der jetzigen Anordnung der Vedas ſich die Abſonderung dieſer verſchiedenen Stücke nicht zu ſcharf denken. Einige Upaniſchads ſind Theile der Brahmanas; andere ſtehen in ganz abgeſonderter Form, und noch andere ſind ſelbſt Theile des Samhita. Ein Haupttheil der Vedas alſo beſteht aus Hymnen und Gebeten. Die des erſten Vedas ſind meiſt Lobpreiſungen, in 10.000 Verſen oder vielmehr Stanzen, in verſchiedenen Versarten. Sie werden Heiligen (Riſchis) in den Mund gelegt, die, ſo wie die Gottheiten, an die ſie gerichtet ſind, darin genannt werden. Oft ſind die Riſchis offenbar die Verfaſſer. Es ſind theils Braminen, zuweilen aber auch Könige. Der andere Theil des Veda beſteht aus den Brahmanas und Upaniſchads. Brahmanas iſt der allgemeine Name für die ſämmtlichen Theile der Vedas, die nicht zu den Sanhitas gehören. Einen Haupttheil davon machen die Upaniſchads aus; ein Name, der nicht, wie man ihn oft überſetzt, Myſterien, ſondern die Wiſſenſchaft ſelbſt, und die Schriften, worin ſie gelehrt wird. So ſind alſo die Upaniſchads die eigentliche Grundlage der indiſchen Theologie, indem ſie die Unterſuchungen ſowohl über die Gottheit ſelbſt, als über die Welt, die Natur der Seele u. ſ. w. enthalten. Zwar enthält jeder Veda auch Upaniſchads; allein in den beiden erſten machen ſie nur den geringern Theil aus; dagegen enthält der Samanveda die längſten und abſtrakteſten Unterſuchungen dieſer Art; und auch in dem vierten, oder Atharveda, füllen die Upaniſchads die größere Hälfte aus. Die Upaniſchads ſind in verſchiedenen Formen, häufig in Dialogen, die zwiſchen Gottheiten, Elementen, Riſchis und Göttern ꝛc. gehalten werden. An die Vedas ſchließen ſich unmittelbar die Geſetze des Menu, und umfaſſen in 12 Abſchnitten ſowohl die Vorſchriften des öffentlichen als des Privatrechts. Sie werden dem Menu, mit dem die Reihe der mythiſchen Könige beginnt, dem Enkel des Brama, und Vater des Brigu, zugeſchrieben; womit nach der indiſchen Art ſich auszudrücken, nichts anders geſagt ſeyn kann, als daß ſie göttlichen Urſprungs, und das älteſte Geſetzbuch der Nation ſeyen. Brigu macht ſie

den Weiſen oder Riſchis bekannt, die ihn deßwegen befragen. Sie ſtehen in der engſten Beziehung auf die Vedas wenigſtens auf die drei erſten, die faſt auf jeder Seite angeführt werden; mit Recht mag man alſo ſagen, daß ſie aus ihnen abgeleitetet ſind, und die Vedas als die Quelle der Geſetzgebung betrachtet werden. Die Geſetze des Menu ſind metriſch, zwar in Sanſkrit, aber gleich den Vedas in einem veralteten Sanſkrit abgefaßt, welches, nach dem Ausdrucke von Jones ſich zu dem Sanſkrit der claſſiſchen Dichter etwa verhält, wie das Latein von Lukrez zu dem Latein in den Geſetzen der zwölf Tafeln. Ferner: die Geſetze des Menu ſchließen ſich in Rückſicht auf Religion und Cultus genau den Vedas an. Dieſelben Gottheiten, nicht aber die, welche die Dichter feiern, kommen in ihnen vor. — Die Frage: in wiefern eine Philoſophie unter den Indiern ſich gebildet habe, können wir zwar einigermaßen, keineswegs aber ſo beantworten, daß wir dieſe Philoſophie aus ihren Schriften ſelber darlegen können. Von ihren philoſophiſchen Saſtras iſt noch keiner bisher überſetzt, oder auch nur im Auszuge mitgetheilt worden. Der einzige, dem Vyaſa zugeſchriebene, den Jones im Original las, war kurz, ſehr dunkel, und beſtand in ſchön modulirten Sentenzen. Die genaueſte Nachricht darüber gibt der Ayeen Acberi, der die 9 verſchiedenen Schulen durchgeht, und die Schriften, worauf ſie ſich gründen, anführt. Auch die Philoſophie floß aus den Vedas. Dies lehrt ſchon der Umſtand, daß die Hauptſchule der indiſchen Philoſophie auf Vyaſa, den Sammler der Vedas und Lehrer des Jaiminis, zurückgeführt wird, deſſen Schrift durch ihren Namen Vedantaſchon ihren engen Zuſammenhang mit den Vedas, als der Quelle, woraus ihre Lehre gefloſſen ſey, bezeichnet. Die Upaniſchads geben durch ihre myſtiſche Dunkelheit der Spekulation einen überreichen Stoff. Es konnte nicht anders ſeyn, als daß hier Verſchiedenheit der Meinungen entſtand, und daraus alſo die verſchiedenen Sekten hervorgingen, welche der Ayeen Acberi aufzählt und unterſcheidet. Es iſt gewiß hier, wo der grübelnde Charakter dieſes Volks, der mit ſeinem Hange zum beſchaulichen Leben in ſo enger Verbindung ſteht, ſich am Deutlichſten zeigt. Aber eben dieſe unauflösliche Verbindung zwiſchen Philoſophie und Religion, lehrt auch bereits, daß eine freie Entwickelung des philoſophiſchen Geiſtes, wie ſie der Occident kennt, hier nicht zu erwarten ſtehen kann. Die indiſche Philoſophie ſcheint einen ähnlichen Gang mit der Scholaſtik im Mittelalter genommen zu haben. Sie iſt eben ſo ſpitzfindig wie dieſe, ward eben ſo vorzugsweiſe zur Dialektik, und die Verſchiedenheit der Schulen ſcheint auf eben ſo feinen Diſtinktionen zu beruhen, als es bei dieſen der Fall wurde. Allerdings hat ſich zwar bei den Indiern auch eine praktiſche Philoſophie gebildet; die Moral iſt nicht gänzlich vernachläſſigt worden, aber ihre moraliſchen Schriften ſcheinen nicht mehr als bloße Maximen, oder auch Lehren in Dichtungen gehüllt, zu enthalten. Werke, welche mit denen der Stifter und Ausbilder der griechiſchen Moralſyſteme verglichen werden könnten, ſind wenigſtens bisher nicht bekannt geworden. — Als ein Zweig der philoſophiſchen Studien der Indier kann das der Grammatik des Sanſkrit betrachtet werden. Wie bei den andern wiſſenſchaftlichen Fächern wird auch hier Ein Schriftſteller als der eigentliche Schöpfer der Wiſſenſchaft betrachtet. Panini, deſſen Sutras die Indier wenigſtens für das älteſte grammatiſche Werk erklären, das ſie beſitzen, wird von ihnen ohne genauere Beſtimmungen doch in die entfernten Zeiten hinaufgerückt, wo die gottbegeiſterten Weiſen als Lehrer der Wiſſenſchaften auftraten. Er heißt der Enkel des Devala, eines inſpirirten Geſetzgebers. Nach dem Urtheile dieſes Kenners, ſtehen alle Theile derſelben in einem ſo engen Verhältniß gegen einander, daß ſie das Werk Eines Mannes ſeyn muß. Dies ſcheint doch aber ſchon ein vorhergegangenes Sprachſtudium zu verrathen, und Panini ſelber citirt auch öfter ältere Grammatiker. Eine Folge

dieſes grammatiſchen Studiums war die Entwerfung von Wörterbüchern. Das berühmteſte derſelben iſt das Amera Caſha, deſſen Verfaſſer, Amera Sinha, an dem Hofe des Vikramaditya lebte. Es iſt ein in Verſen geſchriebenes Sachwörterbuch, in welchem in 17 Abſchnitten die Namen der Götter, Menſchen, der Geſtirne, Elemente, Wiſſenſchaften, Berge, Flüſſe u. ſ. w. erklärt werden; und iſt wiederum der Stoff für zahlreiche Commentatoren geworden, die ſich beſtrebten, die Ableitungen der Wörter aufzufinden, indem ſie ſie auf ihre Wurzeln zurückführten. — Die verſchiedenen Zweige der Poeſie, die erzählende wie die dramatiſche, die lyriſche wie das Lehrgedicht und die Fabel, ſind alle in der Sanſkrit-Literatur aufgeblüht, und haben herrliche Früchte getragen. Wenn man jedoch ſie gegen einander vergleicht, ſo kann es gar keinem Zweifel unterworfen ſeyn, welche Gattung vor den übrigen den Preis gebührt. Der Indier ſelbſt ſprechen denſelben ihrer epiſchen Poeſie zu. Die großen und claſſiſchen Werke derſelben werden von ihnen als Zweige ihrer heiligen Literatur betrachtet. Sie werden, ſo gut wie die Vedas, in die entfernteſten Zeiten hinaufgerückt, und ein göttlicher Urſprung wird ihnen auch eingeräumt. An epiſcher Poeſie hängt vorzugsweiſe die Bildung der Nation; denn durch ſie bildete die indiſche Götterwelt ſich aus, und ſie ward wiederum die Hauptquelle der übrigen Gattungen der Poeſie, ſo wie der Kunſt. Die indiſche Literatur iſt reich an Epopöen: die älteſten claſſiſchen Werke der Nation erzeugte eine Menge Nachahmungen, ſo gut wie die Geſänge des joniſchen Barden. Aber ſo wie in der griechiſchen Literatur die Ilias und die Odyſſee vor allen andern hervorglänzen; ſo in der indiſchen der Ramajan und der Mahabarat. Der Gegenſtand des erſtern Gedichts iſt der Sieg des göttlichen Helden Rama über Ravuna, den Fürſten der Rakſchus, oder der böſen Genien. Man kann alſo allerdings ſagen: es liege eine Allegorie dabei zum Grunde, indem es der Sieg des Guten über das Böſe andeuten ſoll. Ob aber ein epiſches Gedicht allegoriſch iſt oder nicht, hängt nicht ſowohl von dem Gegenſtande, als von der Behandlung ab. Dieſe iſt aber in dem Ramajan nicht allegoriſch, ſondern rein epiſch; allein epiſch auf indiſche Weiſe. Die Rakſchus hatten die Oberhand bekommen über die guten Götter, und waren ihnen unbezwinglich, weil ſie das Verſprechen der Unverletzbarkeit von ihnen erhalten hatten. Nur ein Sterblicher konnte deßhalb Ravuna bezwingen; aber eben ſo wenig ein bloßer Sterblicher. So ergeht daher das Anliegen der Götter an Viſchnu, einen der erſten unter ihnen, daß er Menſch werden möge. Viſchnu bewilligte dies; aber ſo, daß er ſich in vier Theile zerſetzt, und in vier Brüdern, unter denen Rama der erſte iſt, ſich vermenſchlicht. So hat alſo der Dichter einen Gottmenſchen als Haupthelden ſeines Gedichts. Er beſiegt und erlegt den Ravuna, und kehrt alsdann ſelber, aber begleitet von dem Volke, das er hienieden beherrſchte, in ſeinen Himmel zurück. Dies iſt mit wenig Worten der Hauptgegenſtand des Gedichts; allein die Ausführung und die Behandlung iſt ſo unermeßlich reich, daß es in dieſer Hinſicht mit jeder andern Epopöe die Vergleichung aushalten kann. Der Mahadarat ward, auf Befehl Akbar's des Großen, ins Perſiſche überſetzt. Dieſer Ueberſetzung iſt eine kurze Inhaltsanzeige vorangeſchickt nach den einzelnen Büchern, welche in dem Ayeen Acberi ins Engliſche übertragen iſt. Rajah Behrut herrſchte in der Stadt Haſtnapur, der Hauptſtadt Indiens. Von ihm ſtammte im ſiebenten Gliede Rajah Chutterberi, der zwei Söhne hinterließ. Der ältere, Dertraſchter, war blind. Er hatte 101 Söhne; ſie hießen die Ceros (Kowreman); der älteſte derſelben war Durdjohn. Pandu hatte fünf Söhne, Judiſter, Bimſin, Arjun, Nekul und Seddu; ſie hießen die Pandos. Nach dem Tode des Pandu wurde zwar der blinde Dertraſchter König; allein Durdjohn riß alle Macht an ſich; und weil er fürchtete, daß das Regiment an die Pandos käme, ſuchte

er ſie zu vernichten; indem er ihre Wohnung, mit Pech und anderm Brennſtoff angefüllt, anzündete. Aber die Pandos entkamen, wiewohl Durdjohn glaubte, ſie ſeyen verbrannt, durch die Wüſte nach der Stadt Cumpela. Bald wurden ſie groß durch Tapferkeit und Freigebigkeit, und Durdjohn beſchloß das Reich mit ihnen zu theilen. Er gab ihnen die eine Hälfte mit Delhi, und behielt für ſich die andere mit Haſtnapur. Aber als Judiſter ſich auszeichnete, ward bald der Neid von Durdjohn rege; er lud ſie zu einem Feſte ein, und gewann ihnen hier im Brettſpiel durch falſche Würfel alle ihre Beſitzungen ab. Sie hatten bei dem letzten Wurf verſprochen, im Fall ſie verlören, auf 12 Jahre in die Einſamkeit zu gehen, und ſich dann zu verbergen. Dies geſchah; aber als auch nach ihrer Rückkunft Durdjohn ſie mit Grauſamkeit behandelte, ergriffen ſie die Waffen. Eine 18tägige Schlacht an dem See Kurkhet gab ihnen den Sieg; Durdjohn kam um und die Pandos behielten den Thron. Der Ramajan und Mahabarat beſtimmten den Charakter des indiſchen Epos, und gewiſſermaßen der ganzen indiſchen Poeſie. Dieſer Charakter beſteht zunächſt darin, daß ihr ſo wenig das rein Menſchliche genügt. Die in ihnen auftretenden Perſonen ſind entweder geradezu höhere Weſen, oder auch, wo ſie als Menſchen erſcheinen, doch faſt nie bloße Menſchen. Die indiſche Religion kennt mehrere Mittel, ſowohl die Menſchen den Göttern, als die Götter den Menſchen zu nähern. Die hohen Weiſen, die durch ſtetes Studium der Vedas, durch Meditationen in der Einſamkeit, und durch anhaltende Büßungen ſich gereinigt haben, die Riſchis und Munis, ſtehen auf gleicher Stufe mit den Devas, oder erheben ſich ſelbſt noch über ſie. Auch ihr Platz iſt in jenem Himmel, wo Indra, der Fürſt des Firmaments, wo Viſchnu, wo Schiva wohnen, zu deren Gefolge und Hofſtaat ſie gehören; ja ſie können ſich ſelbſt bis zum Mukt, der höchſten Seligkeit in der völligen Vereinigung mit der Gottheit, erheben. Aber noch wichtiger iſt jene Vermenſchlichung der Gottheiten, oder Inkarnation. Sie iſt gleichſam die Baſis des indiſchen Epos, ohne welche es in ſeinen Formen gar nicht beſtehen könnte. Dieſe Inkarnationen beſtehen darin, daß die höhern und niedern Devas und Devanies es ſich gefallen laſſen, auf eine Zeitlang menſchliche Natur anzunehmen, geboren zu werden, in menſchliche Verhältniſſe zu treten, um gewiſſe Zwecke zu erreichen, die nur ſo erreicht werden können. Die immer ſpielende indiſche Phantaſie hat dieſen oft ins Künſtliche getrieben. Auch die vermenſchlichten Gottheiten bleiben dann doch zugleich in ihren Verhältniſſen im Himmel; und Viſchnu, während er als Kriſchna auf der Erde wandelt, reſidirt nicht minder in ſeinem Baikunt dort oben. Dieſelbe Gottheit inkarnirt ſich zugleich in mehrere; oder während noch die erſte Inkarnation fortdauert, entſteht ſchon eine zweite. Dieſe Ausgeburten der indiſchen Phantaſie mögen allerdings der Kritik des Europäers Blößen darbieten; die Inkarnationen überhaupt ſind aber darum nicht minder der große Hebel der indiſchen Poeſie, vor allem des Epos. Die ſämmtlichen höhern Weſen der indiſchen Religion werden dadurch erſt für das Epos brauchbar; es ſteht in der Gewalt des Dichters, wie und in welcher Geſtalt er ſie will auftreten laſſen. Aus dieſer Vernachläſſigung des rein Menſchlichen ſcheinen ſich auch folgende auffallende Eigenheiten des indiſchen Epos zu erklären. Die indiſchen Gottheiten konnten nicht Ideale körperlichen Schönheit werden, wie die griechiſchen in allen ihren Hauptmodifikationen. Es wird einzelnen derſelben zuweilen Schönheit im Allgemeinen beigelegt; allein der indiſche Dichter trägt auch eben ſo wenig Bedenken, ihnen Attribute zuzueignen, die mit der Idee reiner menſchlicher Schönheit nicht beſtehen. Die blaue Farbe von Viſchnu, die vielen Arme und Köpfe, und ähnliche Entſtellungen, die der griechiſchen Mythologie fremd blieben, geben davon die Belege. Eben deßhalb ſcheint ferner die Gränzlinie zwiſchen dem

Wunderbaren und dem Abenteuerlichen dem indiſchen Epos ganz unbekannt geblieben zu ſeyn. Ein Zweiter, nicht weniger hervorſpringender, Hauptzug des indiſchen Epos liegt darin, daß es das Epos einer Prieſtercaſte iſt. Keine andere Eigenthümlichkeit deſſelben ſpricht ſich ſo laut aus. Nicht nur der Hauptgegenſtand iſt religiös; ſondern auch der ganze Kreis der Dichtung dreht ſich in religiöſen Vorſtellungen und Bildern herum. Welches Alter man auch dem Ramajan und Mahabarat beilegen will, ſo kann das indiſche Epos ſich nur in einem Zeitraum ausgebildet haben, als die Bräminencaſte in ihrer ganzen Glorie daſtand. Alles darin iſt auf die Verherrlichung jener Caſte, nicht ſelten auf eine keineswegs ſehr zarte Art, berechnet. Bei ſo vielen Nationaleigenthümlichkeiten trägt das indiſche Epos doch auf eine auffallende Weiſe der allgemeinen orientaliſchen Charakter des Mährchenhaften. Die beſtändigen Epiſoden, wenn ſie gleich an den Faden des Ganzen geknüpft ſind, können doch als eben ſo viele einzelne Mahrchen betrachtet werden; wie der Ramajan davon die Beweiſe in Menge gibt, und der Mahabarat, könnten wir ihn leſen, ſie nicht weniger darbieten würde. Eben dadurch wir das indiſche Epos ſo geſchickt dazu, Volkspoeſie zu werden. Dürfen wir uns alſo noch über den gewaltigen Einfluß wundern, den das indiſche Epos auf die Ausbildung der Volksreligion, auf die indiſche Kunſt, auf die andern Zweige der Poeſie, mit Einem Worte, die es auf die ganze Cultur der Nation überhaupt hatte? Dürfen wir uns wundern, wenn die Nation ihre großen Epopöen überhaupt neben die Vedas ſtellt? An jene beiden großen Epopöen ſchließen ſich zunächſt die Puranas an. Auch ſie gehören zu den Schaſtras, die allgemeine Benennung, womit die heiligen Schriften bei den Braminen belegt werden. Die Puranas ſind mythologiſche Gedichte, wenn man dieſen Begriff in dem weitern Sinne faßt, daß ſie nicht bloß Göttergeſchichten, ſondern auch Lehren enthalten. Sie ſind die Quellen der Volksreligion, der Geſchichte, der Geographie und andern Kenntniſſe, in ſofern man dieſe in einem Mythenkreiſe erwarten kann. Jeder Purana, ſagt Colebroock, umfaßt fünf Gegenſtände. Eine Cosmogonie, oder die Lehre von der Entſtehung und Erneuerung der Welt; eine Genealogie der Götter und Helden; eine Chronologie nach den fabelhaften Syſtemen des Volks; und eine heroiſche Geſchichte, welche die Unternehmungen der Haldgötter und Helden erzählt. Die Puranas ſtehen in der Mitte zwiſchen der Epopöe und dem Lehrgedicht. Sie nähern ſich der erſten durch die vielen Mythen, die in ihnen erzählt werden; aber, ohne alle epiſche Einheit, die bei allem Reichthum von Mythen doch im Ramajam und Mahabarat herſcht, können ſie auch keineswegs Epopöen genannt werden. Ihr Zweck iſt Unterricht, und ſchon dadurch kommen ſie dem Lehrgedicht näher; noch mehr aber durch die dialogiſche Form, welche in ihnen die vorherrſchende iſt; denn gewöhnlich iſt es einer der großen Weiſen, der lehrbegierigen Schülern den Unterricht ertheilt. Die lyriſche Poeſie war bei den Hindus wie bei den Griechen unzertrennlich von Geſang und Muſik; wie ſie es auch noch gegenwärtigt iſt; beide wurden von ihnen zugleich theoretiſch behandelt, und mußten ähnliche Fortſchritte machen; aber die indiſche Lyrik übertraf darin die griechiſche, daß ſie zugle ch die gereimte und die reimloſe Versart kannte. Als der erſte ihrer lyriſchen Dichter wird von der Nation ſelber Jajaveda geprieſen. Dem Fleiß der Britten verdanken wir die Ueberſetzung des Gita Govinda, des Meiſterwerks des Jajaveda. Das Original iſt in gereimten Stanzen. Der Stoff iſt aus der epiſchen Poeſie, aus dem Mahabarat, geſchöpft, und das Ganze mehr eine Idylle, mit lyriſchen Geſängen untermiſcht. Nur ein Schäferdrama nennt man es mit Unrecht; da es nichts von der dramatiſchen Form hat. Der Gegenſtand dieſes Gedichts iſt aus der Geſchichte des Kriſchna hergenommen, wie er als Hirt und Jünglings unter den Hirtinnen, den Gopis, weilte, und ſich den Freunden der

Liebe überließ. Radha, die ſchönſte unter ihnen, glaubt ſich vernachläſſigt und zurückgeſetzt durch die Liebeſangen, die er Andern erweiſet. Sie ergießt ſich in Klagen; eine ihrer Freundinnen wird die Vermittlerin; ſie führt Kriſchna zu ihr zurück, der mit ihr die Geheimniſſe der Liebe feiert. Iſt gleich das Ganze an den Faden einer Handlung geknüpft, ſo iſt es doch kein Drama; ſondern vielmehr eine Reihe von Geſängen, welche ſich an jenen Faden reihen. Den Geiſt der erotiſch lyriſchen Poeſie bei den Indiern lernt man vollkommen daraus kennen. Das Ziel der Liebe iſt ſinnlicher Genuß; ſie ſelber mehr Begierde als Leidenſchaft. Der Gitagovinda macht gleichſam den Uebergang zu der dramatiſchen Poeſie. Die glänzende Periode des indiſchen Dramas iſt indeß in ſofern nicht Zweifelhaft, daß dieſes das Zeitalter des Calidas oder Calidaſa iſt. Er wird, wie es ſcheint einſtimmig, für den erſten ihrer dramatiſchen Dichter erklärt; wiewohl nur zwei Stücke von ihm vorhanden ſind. Die Nation erkennt ſelbſt ſeine Sakontala oder den Schickſalring als das erſte ihrer dramatiſchen Werke an. Auch in ihm erſcheint jedes Eigenthümliche der indiſchen Poeſie, daß ihr nicht das reine Menſchliche genügt, und ſtets das Göttliche als den Hauptgegenſtand ihrer Dichtung betrachtet, dem der Menſch und das Menſchliche ganz untergeordnet iſt, und nur dem Höhern dient. So ſind beide Hauptperſonen mehr als Menſchen ihrer Abkunft und ihrer wirklichen Verbindung mit den Göttern nach: Sakontala, das reine unſchuldige, holde Mädchen, iſt zwar die Tochter eines Rajah, aber von einer Devanie, einer Untergöttin; Duſchmanta, der König, aus dem Stamme der Purus, leitet ſein Geſchlecht vom Monde her, und iſt ein Freund und Genoſſe des Gottes Indra. Die Britten haben Calidas den indiſchen Shakesſpeare genannt; und in Wahrheit, die Geiſtesverwandtſchaft der beiden Dramatiker ſcheint faſt noch enger zu ſeyn, als die der epiſchen Dichter. Die Handlung der Sakontala, wie einfach auch an ſich, iſt doch von nicht geringerm Umfange als die der großen Werke des Britten. Ort und Zeit beſchränkten ihn ſo wenig wie dieſen; Einheit der Handlung iſt die einzige Einheit, die auch Calidas anerkennt. Auch er verſchmäht es nicht, Scenen des gemeinen Lebens den höhern einzuflechten, wo der Gegenſtand es erfordert; aber die Wahrheit und Lebendigkeit der Darſtellung iſt ſich immer gleich, welche Scenen und welche Perſonen, ob Götter und Fürſten, oder Fiſcher und Polizeidiener er uns vorführt. Das Liebliche und das Rührende ſteht ihm nicht minder zu Gebote, als das Furchtbare und das Erhabene. Aber auch das Komiſche verſchmäht er nicht ganz; wenn er gleicht nur ſparſam und mit Vorſicht es gebraucht. Iſt der Ausdruck der Leidenſchaft vielleicht nicht ſo heftig bei ihm, als bei dem brittiſchen Dichter; ſo vergeſſe man nicht, daß Beherrſchung der Leidenſchaften die große Aufgabe für den indiſchen Weiſen iſt. Die Poeſie keiner andern Nation hat ſo ſehr den Charakter des Didaktiſchen, als die indiſche. Zu lehren und ſich belehren zu laſſen wird bei keinem andern Volke des Orients in dem Maße als die Aufgabe und Beſtimmung des Lebens betrachtet; wie konnte es anders ſeyn, als daß dieſes auch auf die Poeſie zurückwirkte? Ein großer Theil der Vedas, die Upaniſchads, müſſen nach dem, was oben von ihnen geſagt iſt, als philoſophiſche Lehrgedichte betrachtet werden; nur aber in dem Sinne, daß die Philoſophie unauflöslich mit der Religion verſchlungen bleibt. Nicht anders iſt es mit einem großen Theile der Puranas, beſonders den Cosmogonieen und Theogonieen, die ſie enthalten. Wenn das philoſophiſche Lehrgedicht nach dem ganzen Charakter der Nationalkultur in dem engen Verhältniß zu der Religion blieb; ſo ſcheint ſich dagegen das beſchreibende davon losgemacht zu haben. In dieſe Gattung gehört ein Lehrgedicht des Calidas, Ritaſanhara, oder die Jahreszeiten; das in Calkutta in Sanſkrit gedruckt ward, wovon aber Jones in ſeinen Werken

nur den Titel und eine kurze Nachricht mittheilt. Mit keinem zierlichern Werke, ſagt er, kann man das Studium des Sanſkrit beginnen. Jede Zeile des Calidas iſt auf das Aeußerſte gefeilt: jede Stanze des Gedichts giebt eine indiſche Landſchaft, immer ſchön, zuweilen mit ſtarken Farben, aber nicht unnatürlich. Von größerm Umfange iſt ein anderes indiſches Werk, das wir unter dem Titel des Hitopadeſa haben. Es iſt urſprünglich daſſelbe, das unter dem Titel der Fabeln des Pilpay in mehrere Sprachen des Orients und Occidents übertragen iſt. Der Hitopadeſa iſt ein Sittenbuch in Fabeln vorgetragen, zum Unterricht von Prinzen verfaßt. Raja Sudersana in der Stadt Pataliputra hatte ungerathene Söhne; er übergiebt ſie dem Weiſen Viſchnuſarman zum Unterricht, der unter der Hülle von Fabeln ihnen die Sitten- oder Klugheitslehre vorträgt. Das ganze Werk iſt in vier Bücher getheilt: über die Erwerbung der Freundſchaft, den Bruch der Freundſchaft, über den Krieg und über den Frieden; als diejenigen Gegenſtände, deren Beurtheilung für Prinzen von beſonderer Wichtigkeit iſt. Die Fabeln des Hitopateſa nähern ſich allerdings mehr der äſopiſchen Fabel; doch gilt von ihnen die Bemerkung, daß die Thiere nicht bloß nach dem Karakter, den wir ihnen beizulegen pflegen, ſondern überhaupt als vernünftige Weſen, ſprechen.

Indiſche Mythologie und Religion. Schwerlich wird ſich ein Volk auffinden laſſen, bei welchem Weisheit und Thorheit, das Ehrwürdigſte und das Gaukelhafteſte, in ſo enger Verwandtſchaft mit einander aufzutreten ſcheinen, als bei den Hindus. „Die Hauptidee der Braminen von Gott, ſagt Herder, iſt ſo groß und ſo ſchön, ihre Moral ſo rein und ſo erhaben, ja ſelbſt ihre Mährchen, ſobald Verſtand durchblickt, ſind ſo fein und ſo lieblich, daß ich ihren Erfindern, auch im Ungeheuern und im Abenteuerlichen, nicht ganz den Unſinn zutrauen kann, den wahrſcheinlich nur die Zeitfolge im Munde des Pöbels darauf aufhäufte.“ Sicher bleibt es ein Beweis ſehr antiker und ſeltener Bildung, daß während wir bei der übrigen geſammten alten Welt unter und neben der Larve des vielartigen Götzendienſtes, neben Menſchen- und Thieropfern kaum die Spuren der reinen Idee eines einzigen, über Alles erhabenen Urweſens und Schöpfers aller Dinge vorfinden, der Brachmane ſchon Jahrtauſende vor den Zeiten der Griechen nicht bloß dieſen Begriff zur Grundlage ſeines Glaubens machte, ſondern ſelbſt darauf die Lehre der reinſten unintereſſirteſten Tugend als Nachahmung Gottes lehrte, und die Unſterblichkeit, die Belohnung der Tugend zwar auf das Entſchiedenſte behauptete, aber doch jener erſten Lehre zur Seite gehen ließ. Die Idee der Unſterblichkeit, das iſt Hoffnung und Wunſch zum ewigen Daſeyn, iſt mit der Selbſtigkeit eines jeden Individuums ſo innig amalgamirt, daß ſogar die roheſten Fetiſchanbeter von jeher darauf Anſpruch machten. Allein ein unſichtbares, von uns allen bekanntes zu abſtrahirendes Weſen beſtimmt anzunehmen, und ihm das Erſchaffen von allem Sichtbaren zuzuſchreiben, dies Weſen nicht bloß aus Selbſtigkeit für die eigene Nation, ſondern für alle übrige Völker und alle organiſche und unorganiſche Körper mit höchſter Weisheit und Güte Sorge tragen zu laſſen, dies durften ſich ſelbſt die Hebräer nie rühmen; denn ihr Gott war ſtets nur vorzugsweiſe ein Gott ihrer Väter, ein Gott der Iſraeliten. Und dieſe erſte Grundlage des Religionsſyſtems der Hindus, dieſe Idee von dem Urweſen aller Dinge, wie durchdacht, wie groß, wie erhaben ſteht ſie da! Man höre nur die eigenen Worte eines ihrer ſanſkredaniſchen Bücher, oder vielmehr Gedichte, über den einigen wahren Gott Karta oder Iſchora (Herr) oder Parabrama, nach Jones nur einſylbig Brahm, wohl zu unterſcheiden von dem durch ihn geſchaffenen Brama. In dem Commentar über eine Veda von Mahamuni, oder dem großen Muni, heißt es: Was frei iſt von aller Luſt und Begier, das iſt der Mächtige. Er allein — kein größerer iſt als Er. Brahm; ſein Geiſt iſt verſchlungen in ſich ſelbſt.

Er, der Mächtigſte, iſt in jedem Theile des Raums gegenwärtig. Seine Allwiſſenheit iſt von eigener Eingebung, und ſein Begriff begreift jeden andern. Von allen viel begreifenden Eigenſchaften iſt die Allwiſſenheit die größte. Für ſie giebt es keine dreifache Art des Seyns; ſie iſt von allen unabhängig. Du, heißt es nach einer andern Erklärung, o Gott, biſt das wahre, ewig ſelige, unwandelbare Licht aller Zeiten und Räume. Deine Weisheit erkennt tauſend und mehr tauſend Geſetze, und doch handelſt Du allezeit frei und zu Deiner Ehre. Du warſt vor Allem, was wir verehren. Dir ſey Lob und Anbetung. Du allein biſt der wahrhafte Bhagavan (Selige), Du das Weſen aller Geſetze, das Bild aller Weisheit, der ganzen Welt gegenwärtig, trägſt Du alle Dinge. Sonne, Aether, Brama, Najarena (der Waſſerbewegende) und Rudra, dieſe Götter ſind ſo viel menſchliche Vorſtellungen und gemachte Perſonen. Dies ſey genug, zu zeigen, wie groß, ja wohl über Alles erhaben und rein, was wir von den übrigen Theogonien der Aſiaten wiſſen, hier die Idee des höchſten Weſens, als Urhebers alles Erſchaffenen, die alten Hindus gedacht haben. Aus jenem erhabenſten Weſen ging aber, den dortigen Grundſätzen zufolge, nicht nur Alles hervor, ſondern es kehrt ebenfalls in daſſelbe wiederum zurück. Dieſe Emanation oder den Ausfluß aus dem großen Urweſen, welches das zweite wichtige Dogma der alten Brachmanen iſt, lehren uns noch jetzt ihre heiligen Vedams. Dieſes Dogma mit dem kalten Pantelismus, der das Gute und Böſe gänzlich für gleichgeltend erklärt, anzunehmen, wäre, wie unſer geiſtvoller Schlegel ſehr richtig bemerkt, höchſt ungerecht. Die Emanation der Hindus macht nicht bloß den entſchiedenſten Unterſchied zwiſchen beiden, ſie ſtraft vielmehr durch ſchwere Verdammniß das Böſe, und lohnt mit ſteigender Glückſeligkeit das Reine, das Gute, das Göttliche. Aus Gott floß nämlich Alles rein und lauter aus, ward nur nachmals durch Leidenſchaft zum Böſen verdunkelt, kehrt aber nach vielfacher Büßung und Reinigung zur erſten erhabnen reinen Quelle, zur Gottheit, zurück. Der Ewige ließ nämlich, nach Einigen, zuerſt aus ſeinem Weſen, aus ſich ſelbſt, hervorgehen, die Göttin Bhawani, das iſt, die Natur, die große Erzeugerin; ſodann ein Heer von Geiſtern, unter welchen drei erhabene Weſen als Halbgötter, nämlich: Brama, Viſhnu oder Viſtno und Schiwa, die oberſte Stufe an Macht und Vollkommenheit einnahmen. Mehrere dieſer obern Geiſter giebt der Schaſter namentlich an; ſie würden etwa das ſeyn, was wir Erzengel und Thronen nennen. Von dieſen hohen Geiſtern nun ging, nachdem das ganze Heer von 1180 Millionen eine lange Zeit in Eintracht und Glückſeligkeit fortgelebt hatte, der Keim der Empörung aus. Stolz auf ihr Anſehen und ſchielend auf Brama's Vorzüge, verſagten die ihm zunächſt ſtehenden Geiſter (Engel) Moiſafur und Rabhun den Gehorſam. Sie zogen eine ſehr große Zahl der übrigen Geiſter mit ſich fort, und Brahm, der Ewige, befahl, nach vergeblichem Bemühen, ſie wieder zur Ordnung zurückzubringen, dem Sieb oder Schiva, dieſe Rebellen von der großen Höhe, dem Himmel, hinab in die Ordrah oder den Abgrund der Finſterniß zu ſtürzen. Hier litten ſie lange Zeiten harte Strafe, als endlich Brahm, durch die Fürbitte der drei oberſten Weſen Brama, Viſhnu und Schiwa, wie auch der übrigen treuen Heerſchaaren bewogen, ſie nach harter und langer Büßung ihres Verbrechens wieder anzunehmen beſchloß. Er ertheilte dem Brama die Macht und den Befehl, im Verein mit der Göttin Bhavani die Körperwelt zu ſchaffen. Hier ſollten jene abtrünnige Geiſter die organiſchen Körper beleben, und indem ſie von einem Körper zum andern wandelten, von einem niedrigen zu einem höhern, beſſern hinaufſteigen, durch dieſes Durchlaufen und Leiden während dieſes Durchgangs mehr und mehr gereiniget werden, um dereinſt der Verzeihung und Wiederaufnahme würdig zu ſeyn. Hiedurch ward nun die Lehre von der

Seelenwanderung, die Metempſychoſe, ein Hauptdogma der Hindus-Religion. Jedes Thier, ja ſelbſt die Pflanzen, war von einem gefallenen Engel beſeelt, Alles war belebt. Es mußte alſo nicht nur eine zahlloſe Summe organiſirter zu belebender Körper entſtehen, ſondern es ward zugleich hiedurch eine Gradation, eine Stufenfolge unter dieſen Körpern gebildet, ſo daß der gefallene Geiſt als Seele zu ſeiner Reinigung von den niedrigern Körpern zu dem höchſten, zu dem Menſchen hinaufſteigen, oder auch wieder hinabſinken konnte, je nach dem Grade ſeiner Büßung, und nach ſeinem Thun und Laſſen während dieſes irdiſchen Lebens. Die von mehreren der heutigen Naturaliſten angenommene und oft beſtrittene Stufenfolge organiſcher Körper fand ſich alſo bereits in der ältern Religion der Hindus. Nimmt man hingegen jene Göttin der Natur, die Erzeugerin, die Bhawani, als die früher erſchaffne an, ſo läßt ſich hier Vieles auf eine einfachere Weiſe erklären. Heißt es nämlich in der dortigen Mythologie, Brama habe ſich mit ſeiner Mutter vermählt, nämlich Brama habe vermittelſt der erzeugenden Natur alles übrige der Körperwelt hervorgebracht, ſo fällt jener wunderbare Hermaphroditenzuſtand hinweg. Dieſe Erläuterung ſcheint aber auch deßhalb paßlich, weil dieſe Göttin ebenfalls als Gattin der beiden übrigen früh geſchaffenen Weſen, nämlich des Viſhnu und des Schiwa, angenommen wird. Jene 3 Obergeiſter, die Dreieinigkeit der Hindus, dort Trimurti genannt, werden nun unter dem Bilde dreier mit einander vereinigter Menſchenköpfe dargeſtellt. Dem Brama ward das Schaffen, dem Viſhnu das Erhalten, dem Schiwa oder Siven das Zerſtören zugetheilt. Hiedurch wird dann allerdings jene Idee oder Allegorie noch vernünftiger, dieſen dreien die Bhawani, das iſt, die Natur, ſelbſt zur Gattin dienen zu laſſen; denn durch ſie wird ja Alles erzeugt oder geſchaffen, durch ſie Alles erhalten, durch ſie Alles wiederum zerſtört, um von Neuem dieſen ewigen Kreislauf anfangen zu können. So zeigt ſich hiemit der Anfang der Mythen Hinduſtans durchaus nicht ohne Verſtand noch Scharfſinn, und man dürfte allerdings mit Herdern behaupten, daß wohl nur nachmals das Abenteuerliche dieſer Religion durch Verfälſchung und vorſetzliche Unverſtändlichkeit und durch die Zeitfolge im Munde des Pöbels ein faſt wahnſinniges Gaukelſpiel geworden ſey. Mit der eigentlichen Mythologie der Hindus zeigt ſich nämlich für uns, vielleicht zum Theil aus Unkunde oder Unverſtändlichkeit, ein unergründliches Meer der abenteuerlichſten Fabeln und Ungereimtheiten. Es wird daher hinreichen, hier nach kurzer Anzeige der vornehmſten Gottheiten und Untergötter, aus ihrer eigenen Geſchichte eines oder das andere dieſer Märchen vorzulegen. Jene 3 Obergottheiten, Brama, Viſhnu und Schiwa oder Rutren, deuten zugleich die 3 Elemente, Erde Waſſer und Feuer an. Die Luft iſt hiebei übergangen; ſollten die alten Braminen Waſſer und Luft bereits für eins angeſehen haben? Brama wird mit 4 Menſchenköpfen abgebildet, und aus ſeinen 4 Mündern erließ er dann die 4 Vedams; in der einen Hand hält er das Geſetzbuch, in den übrigen andere Sinnbilder; dabei ſitzt er auf einer Art von Schwan, Annon genannt. Brama wird in keiner Pagode oder Tempel verehrt, er verlor dieſes Vorrecht wegen ſeines Stolzes; denn da er und Viſhnu die Kühnheit hatten, das höchſte Weſen, Brahm oder Parabrama, erforſchen zu wollen, und Brama deßhalb auf ſeinem Schwan hoch über die Welten hinaufſtieg, wähnend alle 100.000 Himmel zu beſuchen, kam er endlich, nach vergeblichem Bemühen, ermüdet zurück, und ward von Parabrama deßhalb dadurch beſtraft, daß ihm die Verehrung in eigenen Tempeln verſagt ward. Nach Bereuung ſeiner Thorheit und Demüthigung vor dem Allerhöchſten geſtand ihm dieſer indeß zu, daß die Braminen ihm zu Ehren eigene feierliche Feſte, Poutché genannt, anſtellen ſollten. Zugleich liegt in dieſer Geſchichte ein neues Zeugniß, daß der wahre Gott durchaus für gänzlich verſchieden von allen übrigen angenommen werde.

Brama hat zur Gattin die Saraſwadi, die Göttin der Weisheit, der Wiſſenſchaften und der Harmonie. Sie ging aus einem Milchmeer hervor, und bei ihren Abbildungen hält ſie in der einen Hand ein Buch, und in der andern das muſikaliſche Inſtrument Kinnerei. Viſhnu, der zweite in der Trimurti, nahm, da er als Erhalter der Welt, Alles aufbieten wollte, dieſe gegen Ruchloſigkeit und Tyrannei zu ſchützen, deßhalb vielfache Geſtalten an. Daher wird er, je nach dieſen auch auf die wunderbarſte Art vorgeſtellt. Seine Verwandlungen ſteigen hiezu nach Einigen auf 21, wovon indeß nur die erſten 9 die wichtigſten ſind. Man ſieht ihn zuerſt als ein Meerwunder, halb Fiſch halb Menſch, um in der großen allgemeinen Ueberſchwemmung, welche in dem dritten Alter der Welt eintrat, den Ganagriva, den Urheber des Böſen, zu beſtreiten, und die heiligen Bücher (Veda) zu retten; ſo erklärt ſich hierüber das alte indiſche Buch Mahabdarada. Nach Andern war es auf die Rettung des Königs Sattiawiradan nebſt ſeiner Frau, den Noah der Hindus, angeſehen. Wiſhnu ſteuerte die Barke des Sattiawiradan, und beſchäftigte ſich, nachdem die Gewäſſer verlaufen waren, ſo fort mit der Bevölkerung der Erde. In der 2. wichtigen Metamorphoſe zeigte ſich Viſhnu als eine Schildkröte, um die im Milchmeere verſinkende Erde wieder empor zu heben. „Dein iſt der Sieg, o Viſhnu, heißt es in dem Mahabdarada von der 3. Verwandlung, der Du die Geſtalt eines Ebers annahmſt und in derſelben den Hirannay ums Leben brachteſt, der durch ſeine Bosheit die Welt aus ihrem Gleichgewichte hob und ſie ins Verderben ſtürzte, Du ſie aber durch deine Weisheit gerettet und wieder in ihrem Mittelpunkt befeſtiget haſt.“ Auf ähnliche Weiſe kündigt dieſes alte Buch die übrigen ſiegreichen Verwandlungen des Viſhnu an, wie er nämlich bald in einen Halblöwen und Menſchen, bald in einen Zwerg, dann in einen Büßenden, dann in ein Kind verwandelt, Rieſen und Dämonen bekämpft, die die Welt in Laſter verſenken oder auch zerſtören wollten; in der achten nahm er die Geſtalt des Buddha an, einer Untergottheit, die auch als hiſtoriſches Weſen, als älteſter weiſer Geſetzgeber, von dem größten Theil Aſiens verehrt wird. In der neunten Verwandlung des Viſhnu zeigt er ſich in der Geſtalt des Kriſchna, des ſchwarzen ſchönlockigen Gottes, den man mit dem Apollo vergleicht. Dieſe neunte Verwandlung des Viſhnu, hat noch beſondere Merkwürdigkeiten. Da Viſhnu von der Schweſter des Camſa, Königs von Madura, geboren ward, ſo ſagte man dem Könige vorher, dieſer Sohn werde ihn um ſein Reich bringen. Camſa ließ daher alle Kinder männlichen Geſchlechts ermorden; allein Kriſchna ward ſorgfältig verborgen, daß er glücklich entkam, unter den Hirten auferzogen ward, und hier durch ſein treffliches Flötenſpiel Menſchen und Thiere bezauberte. Er erlegte in dieſer Geſtalt die furchtbare, höchſtgiftige Schlange Calengam, und wird daher oft abgebildet, wie er dieſem ſchrecklichen Thiere den Kopf zertritt. Beide hier erzählte Ereigniſſe haben veranlaßt, daß man Aehnlichkeit mit dem Stifter unſerer Religion in ihm hat finden wollen, wozu denn ſelbſt der Name Kriſchna etwas mag beigetragen haben. Denn in ſeinem Wandel zeigte Quiſchena gerade das Gegentheil, indem er ſich den höchſten Ausſchweifungen hingab, und in ſolcher Rückſicht ſogar an Mannskraft den Herkules mit der ſchnellen Erzeugung von 90 Kindern mehr als 16hundertmal übertraf. Die eigentliche Gemahlin des Viſhnu (denn als Quiſchena hatte er 7 Weiber und 16.000 Beiſchläferinnen) führte den Namen Lakſchimi. So wie Viſhnu der Erhalter iſt, ſo iſt ſie die ſtets hervorbringende Mutter, die Göttin der Fruchtbarkeit, des Reichthums, der Schönheit und des Wohlſeyns; auch hat ſie den Beinamen der großen Gebärerin; ihr zu Ehren wird die Kuh heilig gehalten. Sie blieb ihrem Gatten in allen jenen ſonderbaren Verwandlungen ſtets getreu; denn Beide ſtrebten nach Erhaltung der Welt. Ihr Bild trägt, ihrer Natur zufolge, den Lingam an der Stirne, in den Händen aber den heil.

Lotos und ein Kind an der Bruſt. Hier iſt mit vielem Sinne gleichſam Venus und Cybele vereint. Der dritte Obergott iſt Schiwa oder Siwen, auch Rudren oder Mahaweda, das Feuer, nach Einigen auch die Sonne, der männliche Zerſtörer, Rächer, Umwandler, der unüberwindliche Sieger des Todes. Er hat daher einen doppelten Karakter, wohlthuend oder furchtbar, er belohnt und beſtraft. Er iſt zugleich der Gott der männlichen Urkraft; daher verehrt man ihn auch unter dem Bilde eines Ochſenkopfs mit dem Lingam im Maule. Gewöhnlich wird er aber gräßlich abgebildet, ganz von Blitzen umgeben mit 3 Augen (er heißt der ſchrecklichäugige), hievon ein ſehr großes mitten auf der Stirn; hiebei hat er 8 Arme, in welchen ein Schild, ein Schwert, ein Dreizack, der Lingam, ein abgehauner Kopf, ein Hirſch und andere Attribute. Als Halsband hängt eine Kette von Menſchenſchädeln bis zu den Füßen hinab. Dieſe treten auf einen erlegten Rieſen. Auch wird er hermaphroditiſch vorgeſtellt, da dann die eine Hälfte ſeiner Gemahlin, die Göttin Paraswadi, oder auch jene zuerſt gedachte Bhawani, einnimmt, welche alle Verrichtungen des Schiwa theilt; ſie iſt Rächerin und wohlthätige Erzeugerin, Hekate und Nemeſis. Daher ſieht man ſie denn ebenfalls einzeln abgebildet, unter 2 ſehr verſchiedenen Geſtalten, nämlich als Wohlthäterin oder als die große gute Frau. Sodann ſind bei einem freundlichen Antlitz der Lotus, der Mond und der Ganges, auch der Dreizack ihre Attribute; als Rächerin iſt ſie dagegen ſchwarz, hat wie ihr Gemahl viele Arme mit Schwert und andern Waffen, ihr Antlitz iſt furchtbar, und auch ſie trägt ein Halsband mit Todtenköpfen und Schlangen umwunden. Schiwa iſt ebenfalls der Höllenrichter über die Verſtorbenen, denen er mit dem Untergott Jama als Gehülfen, je nach ihren Handlungen ewige Freude oder Verdammniß zuerkennt. Schon vorhin iſt es indeß bemerkt, daß Bhawani, eigentlich die Natur, dieſen 3 Obergöttern voranging, ja ſie ſelbſt erzeugte, und daher hier freilich allen dreien wiederum wohl nur unter verſchiedenen Namen, Geſtalten und Eigenſchaften zugeſellt ward; denn Letztere mußten nothwendig mit denen ihrer Gatten in Verhältniß ſtehen, da dieſe die 3 verſchiedenen Elemente bezeichneten. Von dieſen 3 obern Gottheiten, Brama, Viſhnu, und Schiwa, haben nun jede ihren eigenen Himmel oder Paradies, in welchen die gereinigten Seelen oder Geiſter aufgenommen werden. Dieſe Himmel ſind indeß gänzlich von dem Himmel des Allerhöchſten, des Parabrama, verſchieden; auch ſind ſie weit niedriger ſowohl der Lage als dem Werthe nach. Da die 3 Gottheiten in gleichem Grade gegen einander ſtehen, ſo ſcheint es ſonderbar, daß dennoch nur die beiden Letztern, Viſhnu und Schiwa, die Religion in 2 Sekten theilen. Es giebt nämlich nur Prieſter und Anhänger, die dem Viſhnu, und Andere, die dem Schiwa göttliche Ehre bezeigen. Die erſten heißen Viſhnubatter, und die andern Schiwabatter. Brama hat wohl nur deßhalb keine eigene Sekte, weil, wie wir oben ſahen, ihm die Tempel oder Pagoden verſagt ſind; man könnnte indeß die ganze Prieſterkaſte, die Braminen überhaupt für ſeine Verehrer anſehen, da ſie ſich aus ſeinem Haupte entſprungen zu ſeyn ankündigen. Die Viſhnuiten, welche unter einem Guru, einem geiſtlichen Oberhaupte ſtehen, tragen auf der Stirn oder auf der Bruſt ein röthliches oder gelbliches Zeichen der Joni oder Matrix. Die Schiwaniten hingegen, da ſie unter dem Bilde des Lingams den Schiwa beſonders verehren tragen das Zeichen des Lingams, oder auch einem Obelisk oder ein Dreieck an der Stirn, auch wohl die Sonne, wahrſcheinlich als das Zeichen des Feuers, welches Schiwa repräſentirt. Paulinus läßt auf dieſe 3 Obergottheiten den Buddha, auch Dherma genannt, folgen (vergl. Buddha), der ebenfalls in Japan, Siam, und Thibet verehrt wird, wie den aus der Geſchichte jener Völker hervorgeht, daß viele ihrer Religionslehren von der Religion der Hindus herſtammen. Hier iſt noch hinzuzufügen, daß die Hindus den Buddha für einen Sohn der Maja, alſo

der Einbildungskraft halten; er wäre daher wohl nur ein erdichtetes Weſen, wie der Hermes, oder Thaut, der große Lehrer der Völker. Man bildet ihn ab, wie er auf dem Lotus ſitzt, den Lingam und die Joni, alſo die vereinigten Geſchlechtstheile, vor der Bruſt hält, und dieſe tiefdenkend betrachtet. Der Lotus oder ägyptiſche Seeblume (Nymphaea Lutus L.) mit weißen Blumen und herzförmigen gezähnten Blättern, ſpielt überhaupt in der Religion der Hindus, ſo wie bei den Aegyptiern, eine bedeutende Rolle. Sie iſt, gleich wie ihre Verwandte, die Nymphaea Negumbo, durch ihre Wurzeln und ihre Samen ſo nahrhaft, daß alte Völker, die Lotophagen in Afrika, ſich hauptſächlich davon nährten; auch verehrten die Braminen und die Aegyptier ſie als das Sinnbild der erzeugenden Naturkraft aus Feuer und Waſſer. Brama wird eben ſowohl als Buddha und andere Götter mit dem Lotus abgebildet, und oft ſieht man in ſeiner Mitte den Triangel, eine Anſpielung auf die Zeugungskraft. Buddha kann gleichſam zur Uebergangsſtufe von den 3 obern Göttern zu den geringeren Gottheiten, Dewar oder Dewerkels genannt, dienen. Die ganze Summe derſelben iſt ungeheuer; La Flotte nimmt ſogar 333 Millionen an. Wer würde ſich wohl in dieſen Ocean von Chimären ſtürzen? Mögen indeß einige dieſer Untergottheiten unſere Aufmerkſamkeit verdienen, weil ſie häufig vorkommen oder auch ſelbſt Pagoden haben, und ihnen eigene Feſte geweihet ſind. Hierunter kommen beſonders vor: Götter der Elemente und Naturphänomene; dann Götter moraliſcher Eigenſchaften und Leidenſchaften; Götter einzelner Künſte und Wiſſenſchaften, wie auch Götter einzelner Krankheiten. So iſt Indra der Gott der Wetter, des Regens, Blitzes und Donners, zugleich das Oberhaupt der Götter des zweiten Ranges, der ſie in Ordnung hält und richtet. Als Donnergott bildet man ihn vierarmig mit Bogen, Pfeil, Donnerkeilen und dem Lotus ab, auf dem Kopf eine Krone. Er wohnt in Norden, nach Andern in Oſten auf dem hohen Berge Meru. Dann giebt es ferner eigene Gottheiten des Feuers, der Luft oder Winde, Aghui und Weju, ſo wie einen Gott des Meers, Warunim, der auf einem Krokodill reitend vorgeſtellt wird, mit einer Peitſche bewaffnet. Er wird beſonders von den Fiſchern verehrt. Ferner haben die Geſtirne, z. B. Sonne und Mond, ihre Anbetung unter dem Namen Schurien und Sandrien oder Ciandra, und da dem Monde der Montag heilig iſt, ſo heißt dagegen der Vorſteher des Dienstags Anguraquen; der Gott des Mittwochs iſt Buddha (Merkur); Baraſſuadi des Donnerstags; Sukra oder Welly der Vorſteher des Freitags. Den Gott der Liebe, der Kamadewa oder Manmadi (Kupido der Griechen), nennt die Anaraſinha (ſanskredauiſches Realwörterbuch) den Seelenberauſchenden, den Wollüſtigen, den Himmlichkommenden; höchſt ſinnreich ſind ſein Urſprung und ſeine Attribute angegeben. Eine bedeutende Gottheit iſt dann ebenfalls der Ganewadie, oder Ganeſcha, auch Pollear genannt. Er iſt ein Sohn des Schiwa, da dieſer ihn aber nicht anerkennen wollte, ſo riß er ihm den Kopf ab, indeß ließ er ſich erbitten, ihn wieder zu beleben, und ſetzte ihm deßhalb den Kopf eines Elephanten, als des klügſten Thieres, auf. Er wird als der Gott der Weisheit und der Zahlen, wie auch des Schickſals, des guten und ſchlechten Gelingens verehrt, und faſt bei jedem Unternehmen ruft man ihn feierlich mit den Worten an: „Heil Dir, Ganeſa!" auch findet ſich ſein Bildniß faſt überall. Er wird mit einem Elephanten-Rüſſel und auf einer Ratte reitend abgebildet, denn wenn der Elephant für das klügſte, ſo wird letztere nicht minder für ein ſehr geſcheidtes Thier gehalten; dabei hält er den Lingam und die Zeichen des Mondes und der Sonne in Händen. Man hält ihn für keuſch und heilig. Jones vergleicht den Ganeſa mit dem Janus der Römer. Außer andern Söhnen erzeugte Schiwa den Subramanja, eine Art indiſchen Herkules, wovon die Entſtehung und die Thaten höchſt fantaſtiſch

lauten. So soll er vom Siebengestirn (den Bären) gesäuget worden seyn, und wird daher als Führer der Gestirne angesehen. Er wird in dem Tempel des Schiwa selbst verehrt, und mit 6 Köpfen auf einem Pfau reitend vorgestellt. Wir erwähnen den Gott der Tugend, Dermadewe, den die Hindus unter dem Bilde eines Ochsen verehren; Schiwa, in menschlicher Gestalt, reitet auf dem Dermadewe. Der Gott der Reichthümer, Ruderu, reitet auf einem weißen Pferde; der Gott Sani, der Bestrafer, auf einem Raben. Noch müssen wir die Göttin der Kinderblattern, Mariatale, hier anführen, da ihr Fest eine der wahnsinnigsten Ceremonien enthält. Vormals Göttin der Elemente, verlor sie durch Unkeuschheit ihr Leben, ward indeß wieder auf eine höchst sonderbare Weise erweckt, gelangte aber nicht zu ihrer Götterkraft, jedoch erhielt sie die Gabe, die Kinderblattern zu heilen. Sie gehört übrigens nur zu den untersten, von den Braminen nicht anerkannten, Gottheiten, wird daher auch nur von den untersten Volksklassen, vorzüglich von den Parias, verehrt. Es führte zu weit, die Genien, guten und bösen Dämonen hier aufzuführen, nur allein der guten zählt man über 300 Millionen, die in 9 Zünfte getheilt sind. Eben so hat man eine unzählbare Menge böser Geister, Riesen und Poltergeister, welche auf ähnliche Weise, wie bei uns den Abergläubigen, auf tausendfache Art furchtbar sind, und sie z. B. auch als Irrlichter irreführen, Menschen und Thiere in Abgründe und Seen stürzen und daher vielartige Opfer und Aussöhnungen erhalten. Die Verehrung der Hindus erstreckt sich ferner auf Menschen der Vorzeit, wovon Einige vom Himmel selbst sollen entsprungen seyn; Wesen, die zum Besten der Erde die menschliche Gestalt annahmen, und dann wohlthätig unter den Menschen wirkten. Man nennt und verehrt sie unter dem Titel Muni, von Gott gesandte Lehrer, und Sichtbarmachung Gottes Avatars. Der berühmte und weise Gesetzgeber Menu gehört hieher; auch mehrere verehrte Könige. Ebenfalls giebt es Hausgötter, Penaten, und Götter für einzelne Städte und Dörfer. Ihre Bildnisse sind gewöhnlich in Riesengestalt, mit Flammen und wilden Thieren geziert. Endlich sind viele andere Dinge den Hindus heilig. Dahin gehört außer andern Flüssen vorzüglich der Ganges. Er soll nach Einigen aus dem Schweiße des Schiwa, nach Andern hingegen aus dem Fuße des Vishnu oder Veshan entstanden seyn, und jeder Hindus hält sein Wasser so hoch, daß man viele Meilen landeinwärts damit einen Handel treibt; auch wird der Sterbende für glücklich geachtet, wenn er noch zuvor aus dem Wasser des Ganges gewaschen oder gar darin gebadet ist. Indeß hebt, Rennel zufolge, diese Heiligkeit nur erst an 800 engl. Meilen von seinem Ursprung. Auch mehrere andere Flüsse werden von den Hindus für heilig gehalten. Von Thieren sind, außer der Kuh und dem Ochsen, noch der Elephant, die Affen, der Affenkönig Anumar, der Adler, der Schwan, die Schlange und der Käfer bei den Hindus verehrt; bekanntlich war dies von mehreren derselben auch der Fall in Aegypten. Von Pflanzen, wie auch eben dort, der Lotus, ferner der Banianen- und Mangobaum. Ganz besondere Ehrfurcht bezeugen die Braminen einem Stein, der, wie Sonnerat angiebt, sich in dem Fluß Cachi, einem Zweige des Ganges, findet (Benares soll vormals das Reich Cachi genannt seyn), wie auch im Flusse Gandika. Es ist, nach Sonnerat, entschieden ein Ammonshorn in Schiefer versteinert, und spielt vielleicht auf das Ammonshorn des Jupiters der Aegyptier an. Die Sekte der Wischeniten verehren diesen Stein eben so heilig als die Schiwiten den Lingam.

Indische Sprache. Sollte auch ursprünglich in Indien nur Ein Volk gewohnt, nur Eine Sprache geherrscht haben, so wäre es bei dem gewaltigen Umfange, und der so verschiedenen Beschaffenheit des Landes dennoch wohl unvermeidlich gewesen, daß diese Eine Sprache in viele Dialekte zerfiel; vielleicht so von einander verschieden, daß ihre Aehnlichkeit nur ent-

fernt blieb. Aber man erinnere ſich der vielen eingewanderten, zum Theil erobernden Völker, die ihre Sprachen mitbrachten und behielten, und man wird ſich über die Verſchiedenheit der Sprachen in dieſem Lande nicht mehr wundern. Indeß unterſcheiden ſich die einheimiſchen indiſchen Sprachen von denen der erobernden Völker doch fortdauernd ſo ſcharf, daß man ſie nicht mit einander verwechſeln kann. Aber auch bei jenen zeigt ſich nicht nur eine Verſchiedenheit der noch lebenden Sprachen; ſondern auch derer, die einſt gelebt haben. Zu jenen erſtern gehören gegenwärtig vorzüglich das Bengaliſche in den Gangesländern, das Marattiſche, das Telinga in dem Innern der Halbinſel, das Tamuliſche auf Malabar, und das Hinduſtaniſche auf Coromandel; zu den letztern vor allen das Sanſkrit und das Prakrit. Keine andere der alten Sprachen Aſiens hat in unſern Tagen mehr die Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen, als das Sanſkrit. Nach Allem, was wir ſowohl aus Mittheilung in der Urſprache ſelbſt, als auch durch Ueberſetzungen von dieſer Sprache wiſſen, können wir nicht anſtehen, ſie für eine der wohlklingendſten, der reichſten und der gebildetſten Sprachen der Welt zu erklären. Sie hat 16, aber faſt bloß reine, Vokale; nur zwei Diphthongen erſcheinen darunter in ihrem Alphabet; und ihre 38 theils einfachen theils doppelten Conſonanten ſind meiſt Lippen- und Zungenlaute. Schwerlich giebt es noch eine andere Sprache, in der ein ſo richtiges Verhältniß zwiſchen Selbſtlautern und Mitlautern wäre; ſie übertrifft darin vielleicht noch ſelbſt die ſpaniſche. Mehr über ihren Wohllaut zu ſagen würde gewagt ſeyn, ſo lange man dieſen nur nach dem todten Buchſtaben beurtheilen kann. Sie iſt aber zugleich eine der reichſten und der gebildetſten Sprachen. Die ganze Fülle der poetiſchen Bildung ward ihr zu Theil, da Epiker, Lyriker und Dramatiker Jahrhunderte in ihr ſangen; ſie kennt den Reim, ohne doch immer ſeine Feſſeln zu tragen, und ſcheint alle, ſelbſt die zarteſten, Formen der Metrik ſich zugeeignet zu haben, für die das indiſche Ohr Empfänglichkeit beſitzt. Ging ihr wahrſcheinlich redneriſche Bildung ab, (wofür die Verfaſſungen Indiens keinen Platz ließen); ſo hat ſie dagegen einen hohen Grad der wiſſenſchaftlichen Ausbildung erſtiegen, und ihr philoſophiſcher Reichthum, indem ſie ſelbſt für die abſtrakteſten Begriffe einen Ueberfluß an Ausdrücken hat, iſt ſo groß wie ihr poetiſcher. Sehr früh ſcheint ſie bereits ihre feſten grammatiſchen Formen erhalten zu haben. Seine älteſten Grammatiker rückt der Indier ſchon in die fabelhaften Zeiten hinauf; aber auch fortdauernd im Laufe der Jahrhunderte ſcheint die Grammatik des Sanſkrit die indiſchen Sprachgelehrten beſchäftigt zu haben. Die Biegung ihrer Nennworte iſt verſchieden, je nachdem ſie auf Selbſtlauter oder Mitlauter ſich endigen; ſie bezeichnet vollſtändig alle Caſus durch Veränderung der Endigungen, und hat ſelbſt einen dreifachen Ablativ, ſo wie auch die einfache, zweifache und mehrere Zahl. Auch das Geſchlecht beſtimmt ſich nach den Endungen: das männliche, das weibliche und das Neutrum; aber es giebt kein Wort, das, wie in den occidentaliſchen Sprachen, zweierlei Geſchlechts wäre. Die Biegung der Zeitwörter geſchieht gleichfalls bloß durch die Veränderung der Endigungen. Die Formen derſelben zerfallen in zehn Claſſen oder Conjugationen; außer dem Aktivum, Paſſivum, Deponens giebt es auch unregelmäßige, ſo wie befehlende und wollende Zeitwörter. Die Zeiten werden gleichfalls nach zehn Abſtufungen unterſchieden, und die einfache, zweifache und mehrere Zahl wie bei den Nennworten ausgedrückt. Wenn in dieſem Allen der denkende Beobachter eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dem occidentaliſchen Sprachenbau bemerkt, ſo trifft er in der Zuſammenſetzung der Worte bei ihr eine Freiheit, wodurch ſie jene noch übertrifft. Es iſt ihr vergönnt durch die Eliſion einzelner Buchſtaben mehrere Worte zu einem Ganzen zu verbinden; woraus beſonders bei den Dichtern jene lang-

gedehnten Worte entſtehen, welche dem Ungeübten das Leſen erſchweren; aber den geübten Augen des Indiers keine Hinderniſſe in den Weg legen. Das Sanſkrit, ſagen die Indier, iſt die Sprache der Götter; in ihr ſind ihre heiligen Bücher, überhaupt die Werke ihrer claſſiſchen Literatur, größtentheils geſchrieben. Sie heißt daher, nicht mit Unrecht, die heilige Sprache. Sie iſt jetzt eine todte Sprache, nur den Pandits oder Gelehrten verſtändlich, die ſie erlernt haben. Die Frage: ob das Sanſkrit eine urſprünglich indiſche Sprache ſey? iſt verſchieden beantwortet worden. Jones, der die Hauptvölker und die Hauptſprachen Aſiens ſich von Perſien aus verbreiten läßt, ließ auch Indien durch Eroberer von dorther beſetzen, die ihre Sprache mitbrachten, und leitet daraus die große Aehnlichkeit her, die zwiſchen dem Sanſkrit und dem Zend, dem älteſten der perſiſchen Dialekte, ſtatt finden ſoll. Paulino, der ihm ſonſt ſo gern in Allem widerſpricht, ſtimmt ihm doch darin bei; und gegen dieſe doppelte Autorität mag es allerdings gewagt ſeyn, Einwendungen zu machen. Wenn geſagt wird, das Sanſkrit ſey einſt lebende Sprache geweſen, ſo wird damit nicht behauptet, daß es in eben der Reinheit, in der wir es in den claſſiſchen Werken der indiſchen Literatur finden, je in einem Theile Indiens, viel weniger in ganz Indien, ſey geſprochen worden, ſondern nur, daß die Schriftſprache aus der veredelten Landesſprache gebildet ſey. Daß aber das Sanſkrit in dieſem Sinne des Worts in einem großen Theile Indiens Landesſprache geweſen ſey, läßt aus der Vergleichung mit den noch lebenden indiſchen Sprachen und dem Verhältniß, in welchem es zu ihnen ſteht, mit größter Wahrſcheinlichkeit ſich zeigen. Nach den Aufklärungen, welche gelehrte Britten, die hier nicht irren konnten, gegeben haben, kommt die in Caſhmir geredete Sprache dem Sanſkrit ſo nahe, daß die Abſtammung deſſelben daraus nicht zu verkennen iſt. Das Bengaleſiſche enthält nach Colebrook nur wenige Worte, die nicht offenbar aus dem Sanſkrit herkämen. Die jetzige Sprache des Panjab ſcheint eben dieſem Schriftſteller nur eine Ausartung des Prakrit zu ſeyn; eines dem Sanſkrit nahe verwandten Dialekts, der nächſt ihm auch am meiſten durch Dichter ausgebildet wurde. Dürfen wir nach dieſem es nicht als höchſt wahrſcheinlich annehmen, daß in dieſem nördlichen Theile Indiens, beſonders den Ganges-Ländern, vor allen Bahar, wo der Schauplatz ſo mancher der älteſten indiſchen Dichtungen iſt, das Sanſkrit einſt die Volksſprache war? Daß ſie in den öffentlichen Denkmälern gebraucht ward, zeigen die dortigen Inſchriften. Daß ferner das Hinduſtaniſche, welches in einem Theil des Innern der Halbinſel geredet wird, eine Tochter des Sanſkrit ſey, glaubt eben jener Sprachkenner mit Zuverläſſigkeit behaupten zu können. Ungewiſſer dagegen iſt es, ob das Marattiſche, ſo wie die Dialekte an den Küſten der Halbinſel, das Telinga an den Ufern des Criſchna und Godavery bis zu der Oſtküſte, und das Tamuliſche auf Malabar gleiches Urſprungs ſeyen? Denn wenn wir gleich hören, daß viele Worte in denſelben aus dem Sanſkrit herſtammen, ſo beweiſet dieſes doch nicht die Abſtammung der Sprachen. Sind aber jene erſtern Dialekte Töchter des Sanſkrit; ſind zugleich die älteſten Werke der indiſchen Literatur in dieſer Sprache geſchrieben: ſo iſt eben dadurch auch ſchon das hohe Alter der Sprache in dem Sinne dargethan, daß wir keine ältere Sprache in Indien kennen. Das wahre Vaterland dieſer Sprache im obigen Sinne iſt das nördliche Indien, gerade alſo der Theil dieſes Landes, welcher durch fremde Eroberer zuerſt und am meiſten leiden mußte, die von Alexander bis auf Nadir Schah in daſſelbe eindrangen. Begreiflich wäre es, wenn auch dieſes auf die Sprache zurückgewirkt hätte. Indeß ſo lange ſie ſich nicht bleibend in demſelben niederließen (und wir wiſſen nicht, daß dieſes vor den mohamedaniſchen Eroberungen geſchehen ſey), ſcheint doch dieſer Einfluß nicht ſo groß haben ſeyn zu können. Leider! haben uns die Griechen gar

keine Nachricht über den Zustand der indischen Sprachen zu und nach Alexanders Zeiten erhalten. Daß indeß das Sanskrit Schriftsprache gewesen und geblieben sey, beweisen die oben angeführten Inschriften unwidersprechlich. Die erste bekannte Nachricht über die Volkssprache erhalten wir erst bei dem Einbrechen der mohamedanischen Eroberer seit dem Jahre 1000 unserer Zeitrechnung. Damals, werden wir berichtet, ward in Bengalen das Bhascha geredet, welches aber nichts anders als ein Volksdialekt des Sanskrit war. Dieser Ausdruck (sagt Colebrook), „den alle indische Philologen von Panini an bis auf die jetzigen Lehrer der Grammatik gebrauchen, bezeichnet den Volksdialekt des Sanskrit, im Gegensatz gegen den veralteten Dialekt der Vedas; im gemeinen Leben wird er jedoch auch von jedem neuern Volksdialekt Indiens gebraucht, besonders solchen, die aus dem Sanskrit verdorben sind." Aus diesen Nachrichten geht also hervor, daß die Ausartung des Sanskrit als Volkssprache schon über die Zeiten der mohamedanischen Eroberung hinausgeht; aber wenn schon der älteste Grammatiker der Indier, Panini, das Bhascha oder den Volksdialekt von der Schriftsprache unterscheidet, führt dieses nicht zu dem Schluß, daß von jeher eine solche Verschiedenheit muß statt gefunden haben; und daß nicht sowohl die Volkssprache als ein verdorbenes Sanskrit, als vielmehr die Schriftsprache des Sanskrit als eine veredelte Volkssprache betrachtet werden muß? Seit der mohamedanischen Eroberung mag diese Volkssprache allerdings mehr verschlimmert worden seyn; aber nach dem, was oben von dem jetzigen Bengalesischen und seiner nahen Verwandtschaft mit dem Sanskrit gesagt worden ist, halten wir es doch für höchst wahrscheinlich, daß es noch dasselbige Bhascha sey, das zu den Zeiten der mohamedanischen Eroberung hier geredet ward; nur wahrscheinlich mit mehreren Verunreinigungen aus den Sprachen der Barbaren. Sehr merkwürdig ist übrigens eine Nachricht, welche Colebrook giebt, daß der alte Dialekt Praja Bhascha, der in der Gegend von Mathure gesprochen ward, wo Krischna erschien, noch jetzt hier und in einem großen Theile des Duab an den Ufern des Jumna und Ganges in großer Reinheit gesprochen werde; und die Liebesabenteuer des Gottes mit den Gopis hier noch in Volksliedern besungen werden, welche in diesem Dialekt gedichtet sind. Je weiter man also nach Norden hinaufgeht, um desto mehr scheint sich das Sanskrit in der Landessprache erhalten zu haben.

Indisches Weltmeer, Theil des Oceans im Osten von Afrika, im Süden von Asien, im Westen von Australien und im Norden des südlichen Eismeeres. Theile desselben sind: der arabische, persische, bengalische, kambajische und sindische (Kotsch-) Meerbusen, die Meerbusen von Siam und Tunkin, Whanghai und das japanische Meer, die Straßen von Malakka und Sunda.

Individuell nennt man alles dasjenige, was einem einzelnen Gegenstande eigenthümlich ist, und was seine Natur als ein für sich bestehendes einzelnes Ding (als Individuum) begründet. Der Inbegriff aller Eigenschaften und Merkmale, wodurch ein Gegenstand als ein einzelner und von jedem andern sich unterscheidender erkannt wird, ist Individualität. Dem Individuellen ist das Allgemeine entgegengesetzt. Das Individuelle ist ein Gegenstand der sinnlichen Erkenntniß, und existirt im Einzelnen der Erscheinungen. Es giebt daher keine individuelle Begriffe. Das Allgemeine aber, als das mehrern Individuen Gemeinschaftliche, ist ein Gegenstand des Denkens: es wird nicht durch die Sinne erkannt, sondern nur durch Abstraktion gefunden. Da das Individuelle dem Gebiete der Erscheinungen angehört, so ist es unendlich mannichfaltig, vielfach wechselnd. Die Individualität der Dinge ist aber um so mannichfaltiger, und drückt sich um so stärker und ausgezeichneter in den Dingen aus, je mehr sich diese vom Unorganischen

entfernen, und in ihnen sich ein selbstthätiges und freies Leben regt. Deßhalb ist das Gepräge der Individualität der Menschen am Tiefsten und Bestimmtesten, und diese wird um so bedeutender, je weiter der Mensch in der Bildung, die auf Freiheit beruht, fortschreitet. So giebt es vielleicht unter zwei gebildeten Menschen größere Verschiedenheiten, als unter zwei bei ungebildeten Völkern; eben deswegen ist bei den Kindern der Ausdruck der Individualität nur sehr schwach. Diese entwickelt sich erst allmählig, und zwar durch die Eindrücke, die der Mensch von Außen empfängt, und durch die Kraft, die sich freithätig in seinem Innern regt. Denn kein Einzelnwesen hat eine absolute Selbstständigkeit, sondern es steht mit dem Ganzen in einer lebendigen Verbindung, von der es sich auch nie loszureißen vermag; aber in ihm selbst liegt gleichsam der Keim der Individualität, die der Mensch zu einer, der Idee der Menschheit gemäßen, auszubilden streben muß. Die unermeßliche Verschiedenheit der menschlichen Individualitäten hat man auf mannichfache Weise zu erklären gesucht. D. Meckel, in seinem deutschen Archiv für die Physiologie (im 1sten Bande, Heft 1), hat den Anfangspunkt des jedem Menschen eigenthümlichen Lebens, weil man sich von einem ursprünglichen Unterschiede der Seelen keinen bestimmten Begriff machen könne, im Nervensystem, dessen Bildung allen übrigen Theilen des Körpers vorhergehe, zu finden geglaubt. Allein hiedurch bleiben nicht nur die unendlich verschiedenen Individualitäten der menschlichen Natur und die besondere Beschaffenheit ihres Grundes, wie Schulze in seiner physischen Anthropologie sich ausdrückt, unerklärt, sondern auch der Vorwurf der Einseitigkeit trifft diese Erklärung, da sie bloß sich auf den physischen Theil der menschlichen Natur, und auf den sinnlichen des Geistes beschränkt. In der philosophischen Kunstlehre erscheint vorzüglich das Individuelle dem Idealen entgegengesetzt, oder vielmehr von demselben unterschieden. Hier ist das Individuelle das, wodurch sich die Idee darstellt; denn der Genius des Künstlers kann die Idee nur in der Individualität zur Erscheinung bringen. S. d. Art. Ideal.

Indolenz ist Mangel an Gefühl und Empfindung, Gleichgültigkeit. Man sieht leicht, daß diese eben so wenig, als der Indifferentismus vollständig seyn kann; sondern durch Indolenz will man bloß einen mindern Grad der Empfindung ausdrücken; denn eine vollkommene Empfindungslosigkeit bei Wesen, deren Seyn mit auf Gefühl begründet ist, kann nicht möglich seyn. Wenn wir daher von Indolenz, von Empfindungslosigkeit reden, so verstehen wir einen Seelenzustand darunter, in dem auf den Menschen die äußeren Einflüsse nicht die Wirkung machen, die sie sonst bei normaler Nervenreizbarkeit hervorzubringen pflegen, und seine sensibele Sphäre nicht zur Thätigkeit in dem Grade aufregen, als man nach der Größe und Dauer der Einwirkungen es hätte erwarten können. Die Indolenz kann bequem in dreifacher Rücksicht unterschieden werden: 1. in physischer Hinsicht. Ihre Ursache liegt in der Organisation und in der geringen Temperatur der Nerven; es ist Stumpfheit, Reizunfähigkeit der Sinne und des sensibeln Systems. Nicht selten ist die physische Indolenz angeboren, und hat ihren Grund in einer ursprünglich fehlerhaften Konstitution der Empfindungsorgane; oft hingegen erwirbt sie sich der Mensch, entweder durch einen zu anhaltenden und angestrengten Gebrauch der Empfindungsorgane, durch Vergeudung der Kräfte, worauf Abspannung, Unthätigkeit, Unempfänglichkeit für äußre Reize erfolgt, oder eine Krankheit giebt zu ihr die Veranlassung, als Nervenschlag, Nervenfieber ꝛc. Es versteht sich von selbst, daß die physische Indolenz immer nur einen Theil des Nervensystems befallen kann; denn eine allgemeine würde Lähmung, Tod seyn; 2. in psychischer Hinsicht. Sie besteht nicht in der Unfähigkeit, in innere Bewegung versetzt zu werden, oder Empfindungen und Gefühle zu haben, sondern darin, daß die selbstthätige und selbstständige

Kraft der Seele auf die empfangenen Eindrücke nicht in dem Verhältniſſe ihrer Wirkungen reagirt, entweder weil ſie ihrer Aufmerkſamkeit eine andere Richtung gegeben hat, und weniger auf die Seite der Eindrücke gelenkt wird, oder eine höhere Thätigkeit des Geiſtes die ſinnliche des Empfindens überwiegt, oder weil die Empfindungsvorſtellungen ihrem gewöhnlichen Gedankenkreiſe ſo fremd ſind, daß ſie gar kein Intereſſe erregen. In den erſten Zuſtand der Indolenz verſetzt ein tiefes, anhaltendes Denken, während dem die heftigſten Eindrücke oft unbeachtet vorüber gehen, oder doch nicht mit der Aufmerkſamkeit, welche ſie ihrer Natur nach verdienten, aufgefaßt werden. Der zweite Zuſtand der Indolenz wird manchmal durch eine überwiegende Ausbildung des Verſtandes, und durch eine kräftige Herrſchaft deſſelben über die ſinnliche Gefühle herbeigeführt; die Gewohnheit, Alles kalt und verſtändig aufzufaſſen und ruhig zu zergliedern, thut der Lebhaftigkeit und Innigkeit des Gefühls bedeutend Abbruch; bei einem Manne, der das Leben und die Welt in allen ſeinen Seiten richtig durchſchaut und geprüft hat, greift die Empfindung nicht ſehr tief. Die 3. Art phyſiſcher Indolenz findet häufig bei Wilden ſtatt; bei der auffallendſten fremden Erſcheinung bleiben ſie meiſt kalt, und laſſen ſich durch dieſelbe nicht aus ihrer ruhigen und indolenten Lage bringen; weil ſie ſich an ihre gewöhnlichen Vorſtellungen ſo wenig ſchließt, und ihrem Ideenkreiſe ſo entfernt liegt, daß ſie keinen Antheil zu erwecken vermag. 3. In moraliſcher Hinſicht. Für den moraliſch indolenten Menſchen haben jene Handlungsmotive, die auf die Meiſten einen gewaltigen Einfluß ausüben, kein Gewicht; als Ruhm, Ehre, Liebe, Freundſchaft, Kunſt, Wiſſenſchaft, Natur. Er iſt entweder ein ſtoiſcher Weiſe, der es zu einem ſolchen Grade der Seldſtbeherrſchung und Weltverachtung brachte, daß nichts ſeine Ruhe ſtören, oder auch nur die Oberfläche ſeiner Seele in Bewegung ſetzen kann — einen ſolchen Weiſen hat die Geſchichte der Menſchheit, zu ihrem Glücke vielleicht, nicht aufzuweiſen; oder er iſt für alles Große, Schöne und Gute ſo abgeſtorben und moraliſch todt, daß die Menſchheit erröthen müßte, ihn anzuerkennen.

Indoſſiren vom ital. Indosso, auf den Rücken, franz. endosser, übertragen: wenn Jemand, dem ein Wechſel zu gut geſtellt iſt, ſolchen an einen Andern überträgt, oder bezahlen läßt, und deßwegen die Ueberweiſung auf den Rücken des Wechſels ſetzt. Dieſe kurze Schrift, wodurch die Vollmacht der Wechſel beizutreiben, auf einen Andern gebracht wird, heißt das Indoſſament, derjenige, welcher einen Wechſel an Jemanden überträgt, der Indoſſant, der, an welchen derſelbe übertragen iſt, der Indoſſat; ein ſolcher Wechſelbrief ſelbſt, ein indoſſirter Wechſelbrief. Das Indoſſament wird entweder als Mandat oder als eine förmliche Ceſſion betrachtet. Ferner iſt daſſelbe entweder ein ausgefülltes, mit Angabe des Orts, der Zeit ꝛc., oder ein Indoſſament in Blanco (in vielen Wechſelordnungen verboten). Zu einem richtigen und gültigen Indoſſament wird erfordert die Ausfüllung, der Name des Indoſſaten, Ort und Zeit, Vor- und Zuname des Indoſſanten. Das Weitere beſagen die Wechſelordnungen, ſo wie einige verwandte Artikel, z. B. Ceſſion.

Induktion heißt der Schluß von dem Beſondern auf das Allgemeine; er beruht auf dem logiſchen Grundſatze: daß das, was man von einem jeden Individuum einer Art, oder von jeder Art einer Gattung bejahen oder verneinen kann, auch von der ganzen Art oder Gattung bejahen oder verneinen könne. Iſt man überzeugt, daß man alle einzelne Fälle beobachtet und kein Individuum ausgelaſſen hat, ſo iſt die Induktion vollſtändig und man hat Gewißheit. Im gewöhnlichen Sprachgebrauch und oft ſelbſt in der Logik verwechſelt man häufig Induktion und Analogie; die erſtere muß aber von der letztern durch die Vorausſetzung unterſchieden werden, daß die Induktion vollſtändig ſey. Sie umfaßt alle Individuen ohne Ausnahme; erſt dann iſt ſie zu

schließen fähig, und schließt mit Sicherheit und Gewißheit; die Analogie hingegen ist eine vollkommene Induktion, welche von einer beschränkten Anzahl beobachteter Fälle auf das Allgemeine schließt. Es scheint, daß die Wissenschaften, deren Objekt Nothwendigkeit mit sich führt, und nur auf dem Wege der Demonstration voranschreiten, sich eines Beweises, der nur Wahrscheinlichkeit geben kann, enthalten müßten; doch, sey es nun aus Nothwendigkeit, oder aus einer natürlichen Schwäche, die uns weniger strenge und leichtere Beweise den demonstrativen und lästigern vorzuziehen heißt, kann man der Induktion selbst in den demonstrativen Wissenschaften nicht entbehren. In der Metaphysik und in der Mathematik sind die ersten Grundsätze supponirt, und haben gewöhnlich keine anderweitigere Begründung, als diese Induktion; man kann sogar behaupten, daß die meisten Wahrheiten, die demonstrirt sind, anfangs auf Glauben der Induktion angenommen wurden, und daß man die Beweise suchte, nachdem man sich durch die einzige Erfahrung der Wahrheit der Proposition versichert hatte.

Indulgenz, s. Ablaß.

Indult, Indultum, kommt von dem lateinischen Worte indulgere her, und bedeutet im Allgemeinen eine Gnade, vom Papste gewissen Personen ausgetheilt. Die römische Curie ertheilt aktive und passive Indulte, und versteht unter den erstern Vergünstigungen, welche der Papst den Cardinälen und andern Collatoren ertheilt, wodurch sie das Recht erhalten, frei über die Beneficien, welche von ihrer Collation abhangen, zu verfügen. Passive Indulte sind päpstliche Vergünstigungen an gewisse Personen, wodurch er ihnen Ansprüche auf Beneficien zu machen, wenn sie übrigens fähig sind, diese zu besitzen, oder auch Geistliche an ihre Stelle dafür vorzuschlagen, überträgt. Die aktiven Indulte scheiden sich wieder in gewöhnliche und ungewöhnliche. Gewöhnliche Indulte werden den Cardinälen und andern Collatoren ertheilt, kraft deren sie das Recht besitzen, während allen Monaten, selbst in den sechsen, die sich der Papst vorbehalten, die von ihnen abhangenden Beneficien zu ertheilen, zu ihnen zu ernennen und vorzuschlagen, ohne der apostolischen Reservation unterworfen zu seyn. Das außergewöhnliche Indult giebt den gewöhnlichen Collatoren die Befugniß, die Beneficien frei und ohne der Prävention selbst in den sechs dem Papste vorbehaltenen Monaten, zu vergeben. In der Jurisprudenz bezeichnet Indult eine Zeitfrist, die Jemanden zur Erfüllung seiner Obliegenheiten gestattet wird; auch eine Entscheidung der richterlichen Behörde, wodurch dem Schuldner, wenn er zu dieser Vergünstigung qualificirt ist, Aufschub der Zahlung zugestanden wird.

Industrie ist jedes Gewerbe in unsern Staatsgesellschaften, einen rohen Stoff außer der Veredlung des Bodens, in solche Formen umzuwandeln, wodurch er ein beliebter Artikel zum Hausverbrauch oder als Marktwaare wird. Industrie äußert sich in Künsten, Fabriken und Manufakturen, Gewerben, Handwerken und endlich in der Anwendung der müßigen Abendstunden nach saurer Arbeit zum leichten Fleiße im Schooße der Familie. Zu letzterer gehört das feine und grobe Flachsspinnen aller Geschlechter und jeden Alters in den Klassen mechanischer Arbeiter in Nord-Deutschland. Dadurch erhält sich in solchen Sittlichkeit, bescheidener Frohsinn und ein Lebensgenuß, den ein fortgehend thätiges Leben sich erspart, und selbst noch für die Nachkommen Etwas zurück zu legen vermag. Selbst das dunkelste Auge arbeitet in diesen Thätigkeitszirkeln und verschwendet nicht, wie anderswo, das sauer Erworbene ohne Mitgenuß der Familie in den leidigen Dorf- und Stadtkrugwirthschaften der Sonn- und Festtage. Dieser Erwerb fing an leider sehr tief zu sinken, und hebt sich jetzt durch die Begründung der spanischen Colonien in Freistaaten, mit zahlreichen Mittel-

klassen, wenn sich dort Alles geordnet haben wird. So lange dort und in Westindien Sklaverei herrschte, ging fast nur grobes und etwas mittelfeines Linnen nach Amerika, außer nach Nordamerika, das ziemlich viel feines und mittelfeines verbrauchte, aber leider sich auch an die wohlfeilern brittischen Mischflachs- und Baumwollen-Linnen gewöhnte. Jetzt aber wird das Verlangen nach dem mittelfeinen und feinem deutschen Linnen dort in den gewesenen spanischen Colonien auf Hayti immer reger, und ein uns freundlicher Luxus entsteht dort in sehr weißer und dabei feiner Wäsche. Aber es greifen die Amerikaner die schmutzige Wäsche bei ihrem Reinigen so sehr an, daß der baumwollne Faden gar nicht und der Flachsfaden nicht lange die Wäschen aushalten kann. Dies wird wiederum wachsende Nachfrage veranlassen und anrathen, viel Aufmerksamkeit auf die Cultur und das Spinnen des feinsten dauerhafteren Hanfs und dessen Bleiche zu wenden.

Industrie- oder Arbeitschulen. Sie sind eine der schönen Verbesserungen, die eine Folge der weisern Organisirung des Armenwesens wurden. Die Form der gewählten Arbeit und des Zwanges zu solcher war sich natürlich nirgends gleich. In allen größern Städten fand man sie frühzeitig, allein sie gingen oft wieder unter. In Hamburg stiftete man die seit 1780 stets verbesserten Schulen, welche die Arbeitsamkeit der Jugend einleiteten; von dort organisirte man sie in Wien, und unter Kaiser Joseph II. geschah für solche überall im österreich. Staate viel, dann auch in Meklenburg, im Badenschen, in Hessen, Kursachsen, Braunschweig, Hannover. Am vollkommensten waren für Schottland die Industrieschulen im Owenschen Institute eingerichtet, das er jetzt nach Nordamerika versetzt hat. Die zu Hofwyl dürfte nicht allgemein anwendbar seyn (s. d. Art. Arbeit).

Ines de Castro, Pedros, des Sohnes des vierten Alfonsos, Königs von Portugal, unglückliche Geliebte, aus castilischem Königsstamme entsprossen. Nachdem Pedro seine erste Gemahlin Constantia durch den Tod verloren hatte, schloß er mit der schönen Ines einen geheimen Bund der Liebe. Keiner Fürstin Glanz vermochte ihn zu verlocken, er liebte sie mit treuem Herzen, und sie, berauscht von dem schönen Jugendglücke, ahnte nicht, daß es ihr so bald entfliehen würde. Der König nämlich verlangte von seinem Erben eine würdigere Vermählung, und zürnte der treuen Liebe des ungehorsamen Sohnes. Vom bösen Rathe verleitet, beschloß er die Unschuldige, deren Tugend ihm den Sohn abwendig gemacht, zu tödten, und mit ihrem Blute das Feuer des Liebenden zu löschen. Rauhe Hände ergriffen das zarte Weib, das mit ihren Kindern zu Coimbra im Kloster der heiligen Clara stille lebte, und schleppten die Unglückliche vor den strengen König. Der Schönheit rührenden Blick und der bangen Mutter Thränen erweichten anfangs den harten Sinn des Königs; ihr süßes Flehen, ihr das schöne Leben zu lassen, und sie von ihren beiden Kindern nicht zu trennen, bewegte seine Seele zu mildem Mitgefühl, und schon leuchtete aus seinem Auge freundliche Gnade; bald aber stockte die sanfte Regung seines Herzens vor der bestürmenden Wuth der Frevler, deren Eisen zum schnöden Morde gezückt war. Die Brust der holden Frau zerfleischte die entweihte Waffe und sie sank hin, das junge Leben verhauchend. Der Königssohn, sich entsetzend über die schaudervolle That, entfloh dem Schlosse, und empörte sich gegen den Vater. Bald aber ereilte die Nemesis der Mörder flüchtiges Haupt; nach zweien Jahren bestieg Pedro seines Vaters Thron, und ließ die Schuldigen in fernen Landen aufsuchen. Spaniens König Pedro, ihm gleich an Namen, wie an Gesinnung, schloß mit ihm einen Vertrag und überlieferte die Frevler, die zu ihm ihre Zuflucht genommen, dem blutigen Strafgerichte. Pedro konnte sich aber nie des Lebens mehr erfreuen; mit finsterer Strenge regierte er über sein Land.

Infamie, Ehrlosigkeit. Die Strafe war vormals viel allgemeiner und erstreckte sich auch über einige, in Ungunst unsers Volks verfallene Gewerbe. Jetzt hat man freilich mit Vernunft statt körperlicher Strafen Gefangenschaft und Degradationen eingeführt, die den Betreffenden unter seinen Gesellschaftsgenossen niedriger stellen, aber eine Herstellung zur alten Ehre nach erlangter Besserung zulassen.

Infant, Infantin (v. d. latein. infans), ein Titel der königlichen Prinzen und Prinzessinnen von Spanien, und der vereinigten Königreiche Portugal, Brasilien und Algardien, mit Ausschluß des Kronprinzen. Ihre Apanagen heißen daher Infantagen. Der Kronprinz von Spanien heißt seit dem Jahre 1388 Prinz von Asturien, und der von Portugal, Brasilien und Algardien seit den Zeiten Johannes IV. Prinz von Brasilien.

Infanterie, Fußvolk, der Kern eines Heeres. Eine spanische Infantin vernahm die Niederlage des Heeres, welches ihr Vater gegen die Mauren anführte. Sie errichtete schnell eine Truppe Krieger zu Fuß, griff damit den Feind an und schlug ihn. Dieser Umstand gab dem Fußvolk eine besondere Achtung, und den Namen: Heer der Infantin. Man hat das Fußvolk in schwere oder Linien- und in leichte Infanterie abgetheilt, und die letztere nicht allein leichter gekleidet und bewaffnet, sondern auch zum sogenannten kleinen Krieg und zum Vorpostendienst besonders geübt und gebraucht. Man unterscheidet ferner die Infanterie durch verschiedene Benennungen, wie Grenadiers, Musketiers, Füßeliers, Jäger u. s. w. Die jetzige Kriegskunst fordert nur gutes Fußvolk, welches zum Dienst der Linie gleich gut, wie zum leichten Truppendienst geübt ist; nur ein solches kann sie brauchen, sie nennt daher eine schwere Infanterie eine schlechte; und die verschiedenen Benennungen werden bald außer Gebrauch kommen, nachdem sie ihre Bedeutung verloren haben.

Inferien (inferiae), Todtenopfer, welche den unterirdischen Gottheiten für die Seele des Verstorbenen gebracht wurden. Aus ihnen mögen wohl die Exequien in der christlichen Kirche entstanden seyn.

Infinitesimalrechnung oder die Analysis der unendlichen Größen, der zweite Haupttheil der allgemeinen Analysis, lehrt die Gränzverhältnisse der Unterschiede der veränderlichen Größen in 2 oder mehreren zusammengeordneten Reihen kennen. Sie theilt sich in die Differentialrechnung, die die Gränzverhältnisse aus der gegebenen Relation der Größen finden lehrt, und in die Integralrechnung, die die Art und Weise, die Relation aus den Gränzverhältnissen zu suchen, vorschreibt. Obschon dieser Theil der Rechenkunst keinen sonderlichen Nutzen im gemeinen Leben zu haben scheint, so ist er doch jetzt in den mathematischen Wissenschaften unentbehrlich geworden, und wer die Theorie der unendlichen Größen nicht versteht, kann es nicht wagen, in die Tiefen der höhern Meßkunst und Mathematik einzudringen. Ihre Erfindung ist eine der merkwürdigen Erscheinungen, die dem menschlichen Geiste Ehre bringen, und durch dieselbe ist ein Schritt in der Mathematik geschehen, der früher nicht geahnet werden konnte. Leibnitz (geb. 1646 und gest. 1711) war wohl der Erste, der diese wichtige Entdeckung bekannt machte. S. in d. Lpz. Actis Eruditor. den denkwürdigen Aufsatz: Okt. 1684, Nova Methodus pro maximis et minimis, itemque tangentibus, quae nec fractas nec irrationales quantitates moratur, et singulare pro illis calculi genus. Diese Erfindung machte schnell mächtige Fortschritte. Huygens, die Brüder Bernoulli, der Marquis de l'Hôpital und später Euler verfolgten die von Leibnitz gebrochene Bahn mit Riesenschritte. Die bei den Geometern damaliger Zeit eingeführte Sitte, Aufgaben öffentlich vorzulegen, trug auch zur Vervollkommnung der Analysis des Unendlichen Vieles bei. Wahrscheinlich machte gleichzeitig mit Leibnitz, Newton, der schärfste Denker seiner Zeit, dieselbe

Entdeckung in der Analysis; da er sie aber später als jener öffentlich vortrug, so konnte er Leibnitzen den Ruhm der Erfindung einer so wichtigen Theorie nicht streitig machen. Die beiderseitigen Ansprüche wurden vor den Richterstuhl der königl. Akademie der Wissenschaften zu London, deren zeitiger Präsident Newton selbst war, gebracht; man kam in der Hitze des Streits so weit, daß die englische Partei Leibnitzen vor der Welt als einen Plagiarius darstellte. So beschämend auch dieser gelehrte Krieg für viele der ersten Mathematiker war, die zu leidenschaftlich an demselben Theil nahmen, und den Leibnitz nicht überlebte; so gab er doch Gelegenheit zur genauern Kenntniß und Anwendung der Analysis des Unendlichen, und zur höhern Ausbildung der Mathematik überhaupt. Vergl. d. Art. Leibnitz und Newton.

Influenza (Einfluß) nennt man jede Krankheit, die durch allgemeine Einflüsse, und vorzugsweise durch die epidemische Constitution der Luft und der Witterung, hervorgebracht wird. Unter dem Namen Influenza versteht man aber gewöhnlich eine epidemische Krankheit, mit katarrhalischen und rheumatischen Symptomen, die sich im Frühling und Herbste zu zeigen pflegt. Meist nimmt sie einen bestimmten Weg, so daß man ihre Reiseroute aufnehmen könnte, und wandert entweder von Osten nach Westen, oder von Norden nach Süden. Im Jahre 1800 herrschte eine solche; sie wurde zuerst im östlichen Rußland bemerkt, ging durch Polen, Preußen nach Deutschland, und hielt sich auf ihrem Zuge um und nahe dem Harzgebirge, wo der berühmte Arzt Lentin sie beobachtete und beschrieb. Sie überfiel Alle ohne Unterschied unvermuthet, und sprach sich gleich anfangs durch katarrhalisch-rheumatische Zufälle, die bald mehr, bald weniger heftig auftraten, aus. Ihre beständigen Begleiter waren Schnupfen, Husten, drückendes Kopfweh, Leibesverstopfung und Fieber; bei Vielen gesellten sich noch Schmerzen und Reißen in den Gliedern hinzu. Die Influenza von 1800 zeichnete überdies eine schnelleintretende Ermattung und ein so rasches Sinken der Kräfte aus, daß schon nach einigen Tagen, sogar bei einem nicht sehr heftigen Fieber, der Kranke ohne zu wanken und einen heftigen Schwindel zu fühlen, das Bette nicht verlassen konnte.

Inful hieß bei den alten Römern der breite, weißwollne Hauptschmuck der Priester, Vestalinnen, Supplikanten und Opferthiere, der ein Zeichen der Demuth seyn sollte. Diese Kopfbedeckung brauchten in der Folge die kaiserlichen Statthalter als ein Zeichen der Würde, und als solches ward sie auch im 7ten Jahrh. von den Bischöfen angenommen, die noch jetzt die Bischofsmütze, welche man bei Feierlichkeiten auf ihrem Haupt, sonst aber immer auf ihrem Wappen erblickt, Inful nennen. Sie besteht aus 2 großen, oberwärts spitz zulaufenden Blättern, eins vorn, das andere hinten, so daß sie in der Mitte hohl ist; sie sollen das alte und neue Testament andeuten. Die Blätter sind von Blech oder Pappe, mit weißem Seidenzeug überzogen, und das vordere mit einem Kreuz geziert. Das Infuliren, d. i. zum Bischof erklären, und mit der Inful schmücken, ist ein Vorrecht des Papstes, der damit auch bisweilen die Aebte ausgezeichneter Klöster beehrt, die daher infulirte Aebte heißen.

Infusions-Thierchen, oder Infusions-Würmer, haben ihren Namen von dem Worte Infusion (Aufguß), und sind also eigentlich diejenigen Geschöpfe, welche sich entwickeln und zeigen, wenn man auf gewisse Thier- oder Pflanzentheile Wasser gießt. Man versteht aber auch alle diejenigen mikroskopischen Geschöpfe darunter, welche, wie der Essig- und Kleisteraal, in sauren Säften, ferner, welche im Samen männlicher Thiere und in stehendem Wasser leben. Sie sind sehr verschieden gebildet, bewegen sich willkührlich, und pflanzen sich theils durch Theilung, wie die Polypen, theils durch lebendig geborne Junge, theils durch Eier fort. Einige Ge-

schöpfe dieser dem bloßen Auge unsichtbaren Thierwelt sind so unendlich klein, daß sie selbst unter Mikroskopen, welche mehr als hunderttausend Mal vergrößern, nur wie feiner Sonnenstaub erscheinen. Die Infusions-Würmchen machen die fünfte und letzte Ordnung in der Klasse der Würmer aus und beschließen zugleich das ganze Thierreich. Es sind davon bis jetzt etwa fünfzehn Geschlechter bekannt, die beinahe an zweihundert Gattungen erhalten. Die wichtigsten davon heißen: die Schildpolypen, Afterpolypen, Haarpolypen, Beutelwürmer, Flaschenwürmer, Aalwürmer ꝛc.

Ingenhouß (Johann). Dieser berühmte Naturforscher, geb. 1730 zu Breda, widmete sich frühe den medizinischen Wissenschaften, praktizirte darauf eine Zeit lang in seiner Vaterstadt, und reiste 1767 nach England, um sich dort mit Suttons Inokulationsmethode bekannt zu machen. Der Ruf seiner großen Kenntnisse in der Naturkunde beförderte ihn zum Mitgliede der königl. Sozietät der Wissenschaften in London. Auf Empfehlung des Präsidenten dieser Gesellschaft, des berühmten Pringle, ging er nach Wien, die Kinder der Kaiserin Maria Theresia zu inokuliren. Zur Belohnung erhielt Ingenhouß das Diplom eines k. k. Hofraths, Leibarztes, und eine Pension von 600 Pf. St. Nach vieljährigem Aufenthalte in Wien und Bereisung mehrerer Länder Europa's, ging er wieder nach England, wo er sich zu Boward, unweit London, häuslich niederließ und 1799 starb. Er hinterließ eine große Anzahl Abhandlungen über einzelne Theile der Naturkunde, und man hat ihm in dieser Wissenschaft mehrere nützliche Entdeckungen zu danken.

Ingenieurkunst, s. Kriegsbaukunst.

Inhalt ist der Inbegriff alles dessen, was ein sinnlicher Gegenstand oder auch ein Begriff umfaßt. Es giebt daher einen sinnlichen und logischen Inhalt: er steht der Form oder dem Umfange entgegen. In der Mathematik ist er ein Verhältnißbegriff, und zeigt an, wie viel Mal eine Größe in einer andern enthalten ist, oder durch sie ausgedrückt werden kann: so ist in der Zahl 12 die Einheit 12mal enthalten; so kann der Fuß auch durch 12 Zoll ausgedrückt werden. Der Inhalt einer Fläche wird nach Quadraten, eines Körpers nach Würfeln bestimmt.

Injurie ist eine jede unbefugte Handlung, wodurch Jemand die vollkommnen Rechte eines Andern, in Ansehung des guten Namens, der Ehre oder Achtung, vorsetzlich verletzt. Sie werden in thätliche oder Real-Injurien, und in symbolische, welche auch die wörtlichen unter sich begreifen, eingetheilt. Die Real-Injurien bestehen in einer thätlichen Störung der Rechte der persönlichen Freiheit und Sicherheit, des Eigenthums und Besitzes. Die symbolischen werden durch jede ungebührliche Geringschätzung des Andern mittelst gewisser Zeichen, Worte und Merkmale verübt. Ferner nennt man sie mittelbare oder unmittelbare Injurien, jenachdem der Beleidigte entweder in seiner eigenen Person, oder durch einen Andern, dessen schimpfliche Behandlung ihm gleichfalls zur Beleidigung gereicht, wie dies bei Ehegatten, Kindern u. s. w. der Fall ist, angegriffen wird. Nach der Größe der Vergehung werden endlich die Injurien auch in schwere und leichte oder geringe eingetheilt. Die Injurien-Klagen haben gewöhnlich die Bestrafung des Beleidigers und die von ihm dem Beleidigten durch Abbitte und Ehrenerklärung zu leistende Genugthuung, bei schweren thätlichen Injurien auch wohl Schmerzengeld, Arztlohn und Entschädigung wegen verlorner Gesundheit, zum Gegenstand. Alle diese Klagen dauern nur ein Jahr von der Zeit an, da der Beleidigte die Injurie erlitten oder erfahren hat. S. Weber über Injurie und Schmähschriften, Schwerin und Wismar, 1803. 8.

Inka, s. Peru.

Inkunabeln, auch Paläotypen, oder alte Drucke genannt. Mit diesem Namen bezeichnet man in Deutschland gewöhnlich diejenigen Bücher, welche seit der Erfindung der Buchdruckerkunst bis ungefähr zum Anfang des 16. Jahrh. (nach Panzer bis zum Jahr 1536) gedruckt worden sind. Der Name stammt von dem lateinischen Worte incunabula, welches eigentlich eine Wiege, dann aber auch jeden Anfang oder Ursprung bedeutet. Ihre Kenntniß ist besonders für die genauere Geschichte der Buchdruckerkunst wichtig; aber auch für die Kunstgeschichte wegen der beigegebenen Dekorationen mancherlei Art nicht ohne Interesse. Eben so wichtig ist sie für die Kritiker wegen der ersten Ausg. (editiones principes) der ältern u. neuern Klassiker.

Innocenz III., früher Loth. Conti, geb. 1161 zu Anagni, wurde wegen seiner Kenntnisse Cardinal, und nach Cölestin III. Tode 1198 zum Papst erwählt. Zuerst sann er darauf, die christlichen Fürsten zu einem Kreuzzuge zu bewegen, doch zuvor ließ er das Kreuz gegen die Albigenser predigen, belegte Frankreich mit dem Interdikt, weil Philipp August (s. d. A.) die Ingeburgis, Tochter Königs Waldamar I. von Dänemark, verstoßen hatte und excommunicirte auch den König Johann ohne Land von England, weil er sich Gewaltthätigkeiten gegen die Geistlichkeit erlaubt hatte. Er erweiterte das päpstliche Gebiet durch die Romagna, Umbrien, die Mark Ankona, Orbitello, Viterbo u. a., wodurch das päpstliche Gebiet sich vom mittelländischen bis zum adriatischen Meere erstreckte. Auf gleiche Weise beugte er auch den republikanischen Sinn des röm. Senats. Der Titel Consul verschwand; an seine Stelle trat ein päpstlicher Präfekt. 1215 hielt er die vierte lateranensische Kirchenversammlung, wo unter andern der Grundsatz ausgesprochen wurde, von jetzt an keine geistliche Orden weiter zu stiften. Dennoch entstanden unter ihm die Dominikaner, Franziskaner, Trinitarier und andere Mönchsorden. Auf jener Kirchenversammlung wurde auch die Disciplinarvorschrift erlassen, daß Beicht und Communion jährlich einmal geschehen sollen, nicht aber erst zum Glaubensartikel erhoben. Er starb zu Perugia 1216. Vrgl. d. Art. Päpste. Sämmtliche Werke erschienen Köln 1552, 1575, Fol.; Venedig 1578. — **Innocenz IV.**, früher Sinibald von Fieschi, ein Genueser, erhielt von Greger IX. 1227 den römischen Purpur und wurde nach Cölestin IV. Tode Papst 1243. Mit Kaiser Friedrich II. zerfallen, flüchtete er 1245 nach Frankreich und that auf der Kirchenversammlung zu Lyon den Kaiser in den Bann. Umsonst versuchte Ludwig IX. eine Aussöhnung zu Stande zu bringen, allein die Unterredung desselben mit dem Papste zu Clugni, auf welcher die Cardinäle zuerst rothe Hüte trugen (um sie zu erinnern, daß sie immer bereit seyn sollten, ihr Blut für den Glauben zu verspritzen), lief fruchtlos ab und Innocenz ließ hierauf das Kreuz gegen Friedrich predigen. Nach Friedrichs Tode 1250 kehrte er nach Rom zurück und nahm sich vor, das Königreich Neapel zu erobern. Manfred schlug ihn und dies beschleunigte seinen Tod in dem eben eingenommenen Neapel 1254. Wegen seiner tiefen Kenntnisse in den Rechtswissenschaften nannte man ihn den Vater des Rechts. Er hinterließ Briefe u. a. Schriften. — **Innocenz XI.**, früher Benedetto Odescalchi, geb. zu Como 1611, wurde Papst 1676 nach Clemens X., gerieth mit dem Könige von Frankreich wegen der Regalien und der Quartierfreiheit der Gesandten zu Rom in große Streitigkeiten, erhielt dann 1682 durch die, von der franz. Geistlichkeit auf einer Kirchenversammlung beschlossenen, sogenannten vier Sätze, welche das Ansehen, die Gewalt und Trüglichkeit des Papstes untersuchten, bittere Kränkungen und verband sich, aus Haß gegen Ludwig XIV. (s. d. A.), mit den Alliirten gegen König Jakob II. von England. Den Kaiser und die Venetianer unterstützte er gegen die Türken, verdammte 1687 den Molinos und die Quietisten (s. beide Art.) und starb 1689.

Innung, s. Gilde.

Ino, eine Tochter des Cadmus und der Harmonia. Sie zog sich den Unwillen der Juno dadurch zu, daß sie den jungen Bakchus, den Sohn der Semele, säugte. Ihr Gemahl war Athamas, König von Alus in Achaja, mit dem sie den Learchus und Melicertes zeugte. Athamas hatte von seiner vorhergehenden Gemahlin, der Nephele, den Phrixus und die Helle. Diese beiden Kinder verfolgte Ino mit stiefmütterlichem Haß und beschloß ihren Tod. Nephele aber erschien ihnen im Traum und beredete sie zur schnellen Flucht, als dem einzigen Rettungsmittel. Ino's Strafe blieb nicht aus. Juno, welche sie haßte, verwirrte den Verstand des Athamas, so daß er in der Raserei Ino's ersten Sohn Learchus an einem Felsen zerschmetterte. Sie floh nun, von ihm verfolgt, mit ihrem jüngsten Sohn Melicertes bis an die Südspitze ins Meer. Aber Venus, die Mutter der Harmonia, bewirkte, daß Beide unter die Meergötter aufgenommen wurden. Ino wurde nun unter dem Namen Leukothea verehrt. Als solche kommt sie bei Homer vor. Sie erschien dem Ulysses, als er bei Phäacien, nach seiner Abreise von der Kalypso, in Gefahr war, in einem Sturme umzukommen, und rieth ihm, das Fahrzeug zu verlassen und sich durch Schwimmen zu retten, indem sie ihm eine Binde gab, welche er um die Brust binden, nach seiner Landung aber wieder in die See werfen sollte, damit nichts Göttliches in profane Hände käme.

Inoculation, Einimpfen, ist die Hinüberpflanzung der natürlichen Blattern auf einen gesunden Menschen oder ein gesundes Thier mittelst Einbringung des Krankheitsstoffes in die Haut. Die Pockenkrankheit, welche auf dem künstlichen Wege übertragen wird, verläuft viel gelinder und verursacht nicht so furchtbare Zerstörungen des menschlichen Hautorgans, als die, welche aus Ansteckung entsteht. Im Orient und besonders in Circassien war die Methode, künstlich die Blattern einzuimpfen, schon lange bekannt. Ein französischer Reisender, Lq Motraye, sah sie dort 1712 ausgeübt. Von dort kam sie wahrscheinlich nach Griechenland, Morea und Dalmatien. Sie soll sogar schon frühe in einigen östlichen Provinzen Europa's bekannt gewesen seyn; so fand sie der Dr. Schwenke 1714 in der englischen Provinz Wales, in der Grafschaft Meurs und im Herzogthum Cleve im Gebrauch; selbst in einzelnen Provinzen Frankreichs und namentlich in Perigord fand man Spuren derselben. Vor etwa 130 Jahren wurde sie durch eine Frau aus Thessalonich zu Constantinopel erneuert, die in Gesellschaft eines andern griechischen Weibes im Anfange des vorigen Jahrhunderts auf dieselbe Weise wie in Circassien mehrere tausend Menschen impfte. Zwei griechische Aerzte, Emmanuel Timoni und Jakob Pilarini, beobachteten mehrere Jahre hindurch das Verfahren dieser Weiber, sahen die günstigen Erfolge und machten es durch einige Schriften dem übrigen Europa bekannt. Furcht vor einem übeln Ausgange schreckte anfangs vom Versuche ab, bis Wortley Montague (s. d. Art.), deren Gatte Gesandter an der hohen Pforte war, ihrem Sohne zu Constantinopel und bald darauf ihrer Tochter in England die Menschenpocken einimpfen zu lassen wagte. Jetzt wurde auf die Bitte des ärztlichen Collegiums zu London an fünf zum Tode Verurtheilten der Versuch wiederholt; der Ausgang war glücklich. Bald darauf ließ die Prinzessin von Wales ihre beiden Töchter impfen. Dieses fürstliche Beispiel machte großen Eindruck und viele folgten ihm. Durch Timoni's Schrift wurde man auch in Frankreich aufmerksam auf die Einimpfung gemacht; sie fand aber viele Gegner, und gewann erst einiges Ansehen, als der Leibarzt des Königs, Dodart, einen Brief, den er durch den Arzt de la Coste, der von London kam, an sich schreiben ließ, herausgab, worin er die Resultate der Inoculation in verschiedenen Ländern und zu

gleich eine günstige Aufklärung mehrerer Aerzte der Sorbonne bekannt machte. Einige unglückliche Erfolge gaben den Gegnern Gelegenheit, heftiger gegen sie aufzutreten; ihr Geschrei und zugleich des Regenten Herzog von Orleans Begünstigungen der Einimpfung, brachte sie wieder in Vergessenheit; ein gleiches Schicksal hatte sie in England. 1746 bei einer Pocken-Epidemie traten zu London mehrere Bürger in eine Gesellschaft zusammen und ließen ein Krankenhaus bauen, um die armen Pockenkranken darin zu pflegen und jedem, der Gebrauch von dem Schutze der Inoculation machen wollte, zu impfen. Seit der Gründung des Krankenhauses und seitdem die Findlinge geimpft wurden, häuften sich die Menge vortheilhafter Resultate und das Volk bekam Zutrauen zu dem künstlichen Einimpfungs-Verfahren. 1748 brachte der Arzt Tronchain die Inoculation nach Holland und machte dort den ersten Versuch an seinem Sohne; er gab auch die Veranlassung, daß sie in seiner Vaterstadt Genf aufgenommen wurde, wo zwei Magistrats-Personen zuerst das rühmliche Beispiel gaben und ihren beiden Töchtern die Pocken einimpfen ließen: man ahmte ihnen nach, und die Pocken-Einimpfung wurde allgemein. Erst 1750 drang sie in Italien; in Toskana und dem Kirchenstaate herrschte die Blattern-Epidemie; fast alle Kinder starben, der Arzt Peverini suchte diesem furchtbaren Feinde der Menschheit die Inoculation entgegenzustellen; seinen Hoffnungen entsprach der Erfolg und nun traten mehrere Aerzte in seine Fußstapfen. Durch die Schriften eines de la Condamine, Chais, Tissot wurde die Inoculation in dem Norden von Europa verbreitet und hier schnell und ohne großen Gegenkampf aufgenommen; in Kopenhagen und in Schweden wurden Impfungs-Institute errichtet; in Westphalen und Hannover kam sie sehr in Gebrauch. Durch das Beispiel Haller's und Bernoulli's und durch Tissot's Schriften breitete sie sich in der Schweiz aus; im Oestreichischen fand sie hingegen heftige Gegner und besonders strebte der bekannte de Haen 1757, sie verdächtig zu machen. Sie siegte aber überall und wurde erst in der neuern Zeit durch die Inoculation der Kuhpocken verdrängt. (S. die Artikel Jenner und Pocken.) Die Methode, das Blatterngift in den menschlichen Organismus zu übertragen, geschah durch das Organ der Haut: man löste entweder durch ein kleines Zugpflaster das Oberhäutchen ab und legt das Impfgift auf die Stundewelle, oder man durchstach die Epiderm.s mit einer Lanzette oder Impfnadel, und trug den Impfstoff unmittelbar aus einer Pockenpustel entweder durch eine mit ihm getränkte Feder, oder man bestrich damit die Impfnadel, in die kleine Verletzung. Die Aerzte haben noch nicht bestimmt die Ursache ausgemittelt, warum die künstlich erregte Pocken-krankheit gutartiger verlaufe, als die natürliche. Die Ansicht Hufeland's ist die wahrscheinlichste; nach ihm wird das Pockengift theils durch die assimilirende Thätigkeit der Haut und theils durch die örtliche Entzündung, die dem allgemeinen Leiden vorhergeht, mehr oder weniger seiner, dem Organismus so feindseligen, Kraft beraubt und der Säfte des Körpers homogener bearbeitet, ehe es in die allgemeine Säftemasse übergeht. Auch kann der örtliche Reiz der Entzündung und Eitrung etwas dazu beitragen, daß die Krankheit von den innern Theilen abgeleitet und ihre Thätigkeit mehr nach der Haut determinirt werde.

Inquisition, Glaubensgericht, ist ein geistliches Gericht, was allein von dem päpstlichen Stuhle abhing und zur Verfolgung der Mauren, Juden, Ungläubigen und Ketzer, im Grunde aber, um die päpstliche Herrschaft, der es viel daran lag, die unmittelbare Gerichtsbarkeit über Glaubenssachen den Bischöfen in ihren Sprengeln aus den Händen zu reißen, eingeführt wurde. Gegen das Jahr 1200 während den Kriegen

gegen die Albigenser (s. d. Art.) errichtete der Papst Innocenz III. dies Tribunal, was über die Gedanken der Menschen aburtheilen sollte; und ohne irgend eine Rücksicht auf die Bischöfe, die natürlichen Richter in Glaubenssachen, zu nehmen, übergab er die Entscheidung dem Bettel-Orden der Dominikaner. Diese ersten Inquisitoren erhielten die Befugniß, jeden Ketzer vor ihr Tribunal zu ziehen, ihn zu exkommuniziren, Ablässe allen Fürsten, welche die Verurtheilten ausrotteten, zu ertheilen, die Büßenden wieder mit der Kirche zu versöhnen, ihnen eine Geldbuße aufzulegen und eine Bürgschaft ihrer beharrlichen Besserung ebenfalls in Geld zu fordern. Die Sonderbarkeit der Zufälle, welche so viele Widersprüche in den Gang der menschlichen Dinge bringt, wollte, daß der heftigste Feind des Papstes zugleich der eifrigste Beförderer dieser unmenschlichen Gerichte wurde. Der Kaiser Friedrich II. (s. d. Art.), den der Papst bald für einen Muhamedaner, bald für einen Atheisten erklärte, wollte sich von diesem Vorwurfe reinigen und nahm die Inquisitoren unter seinen Schutz. Durch 4 Edikte, die er 1244 zu Pavia bekannt machte, befahl er den Civil Gerichten, diejenigen den Flammen zu übergeben, welche die Inquisition als hartnäckige Ketzer verdammte, und diejenigen, welche sie für Bereuende erklären würde, in lebenslänglicher Gefangenschaft zu halten. 1255 führte der Papst Alexander III. unter dem heil. Ludwig die Inquisition in Frankreich ein. Den Guardian der Franzikaner zu Paris und den Provinzial der Dominikaner ernannte er zu Großinquisitoren. Nach der Bulle des Papstes sollten sie die Bischöfe zu Rathe ziehen, doch nicht von denselben abhangen. Diese sonderbare Gerichtsbarkeit Menschen anvertraut, die das Gelübde abgelegt hatten, der Welt zu entsagen, brachte so sehr den Klerus und die Laien auf, daß ein allemeiner Widerstand den Mönchen nichts weiter, als einen nutzlosen Titel ließ; auch der heil. Ludwig hemmte, so bald er bemerkte, zu welchen schrecklichen Ausschweifungen sie leiten könnte, ihre fernere und despotische Ausbildung und verurtheilte sogar einen Inquisitor, der unter dem Deckmantel seines Amtes Verbrechen begangen hatte, zu lebenslänglichen Ketten. In Italien hatte die Päpste mehr Gewicht; obgleich man ihnen in Rom wenig gehorchte, und sie lange Zeit entfernt waren, standen sie doch immer an der Spitze der Guelphen. Sie bedienten sich der Inquisition gegen die Anhänger des Reiches; denn 1302 ließ Johann XXII. durch die Inquisitioren einen Glaubensprozeß gegen Matthias Visconti, Herr von Meilano, einleiten, dessen Verbrechen darin bestand, ein Anhänger Ludwigs des Baiern zu seyn. Die Anhänglichkeit des Vasallen an seinen Fürsten wurde für Ketzerei erklärt, und auf dieselbe Weise gegen das Haus Este und Malafesta verfahren. Jemehr die Macht dieser Gerichte stieg, desto lebhafter forderten die Bischöfe ein Recht, das ihnen zustand, zurück; sie erreichten aber nichts weiter, als die Assessoren der Mönche zu bilden. 1289 hatte Venedig die Glaubensgerichte aufgenommen, mit dem Unterschiede aber, daß während sie in den andern Ländern in einer gänzlichen Abhängigkeit vom Papste standen, sie im venetianischen Staate dem Senat unterworfen waren. Aus weiser Vorsicht verhinderte er, daß die Bußgelder und die Güter-einziehungen nicht in die Kasse der Inquisition flossen. Er hoffte hierdurch den Eifer der Glaubensrichter zu mäßigen, indem er sie nicht der Versuchung aussetzte, durch ihre Urtheile sich zu bereichern; da aber die Eitelkeit, die Rechte seines Amtes geltend zu machen, bei vielen Menschen eine nicht weniger heftige Leidenschaft, als die Habsucht ist, so nöthigte die Verfolgungssucht der Inquisitoren im 16. Jahrh. den Senat zu der Verordnung, daß die Inquisition nur in Beiseyn dreier Senatoren eine Prozedur einleiten dürfte. Durch diese Verordnung und durch mehrere andere eben so kluge Maßregeln wurde die Kraft des Glaubenstribunals zu Venedig gebrochen, und es bestand nur noch dem Namen nach. In Neapel vermochten sie sich,

trotz aller Bemühungen des Papstes, keinen Eingang zu verschaffen. Die Herrscher beider Sicilien glaubten durch die Verträge mit dem Papste das Recht zu besitzen, die geistliche Inquisition selbst auszuüben. Während der Papst und der König in immerwährendem Streite lagen, wer die Inquisitoren ernennen sollte, wurden keine ernannt. Wenn endlich 1478 durch Ferdinand und Isabella das Glaubenstribunal in Sicilien eingeführt wurde, so war es doch noch mehr hier, als in Castilien, ein königlicher Gerichtshof und kein päpstl. Tribunal, weil in Sicilien der König die geistliche Gerichtsbarkeit ausübte. Auch in Spanien und vorzüglich in Aragon fand die Inquisition im 13. Jahrh. Eingang; doch nicht ohne großen Widerspruch; besonders erklärten sich Leon u. Castilien standhaft gegen ihre Einführung, und die Bischöfe ließen sich das Recht, allein in Glaubensangelegenheiten zu richten, nicht entreißen. Während in dem Zeitraume von einigen Jahrhunderten die Glaubensgerichte in den meisten Reichen Europa's ihr Ansehn verloren und fast in Vergessenheit geriethen, erhoben sie sich unter der Regierung des schlauen und kaltherzigen Ferdinand und der klugen und religiösgesinnten Isabella gegen das Ende des 15. Jahrh. in Spanien zu einer schauderhaften Größe und nahmen einen so furchtbaren unmenschlichen Charakter an, daß sie selbst noch die Menschenopfer der Götzendiener übertrafen. Nach der Eroberung Granada's entwickelte dies Tribunal in ganz Spanien eine solche Kraft und Strenge, als bisher die Inquisitionshöfe noch nie gezeigt hatten. Der Papst hatte die Glaubensgerichte aus politischen Gründen errichtet; die spanischen Inquisitoren machten sie aber zum Werkzeuge des Fanatismus und einer wahrhaft barbarischen Grausamkeit. Nach der Einnahme von Granada wollte der Kardinal Ximenes alle Mauren zu Christen umgewandelt wissen; obgleich dies Unternehmen in geradem Widerspruche mit den Traktatsbedingungen, auf die sich die Mauren unterworfen halten, stand und vielleicht erst im Lauf eines Jahrh. glücklich sein Ziel erreichen konnte; nichts destoweniger wollte Ximenes die Mauren eben so schnell bekehren, als Granada erobert worden war; man predigte ihnen das Evangelium, man verfolgte sie und sie empörten sich; man unterwarf sie wieder und zwang sie zur Taufe. Die Juden, welche ebenfalls in den Traktat von Granada mit den Königen eingeschlossen waren, erfuhren keine größere Duldung als die Mauren. Der Inquisition waren Muselmänner und Juden gleich. Um den Verfolgungen zu entgehen, verließ eine unberechbare Zahl Juden und Mauren Spanien. Die Zurückbleibenden nahmen das Christenthum nur zum Scheine an; zum wenigsten war der Großinquisitor Torquemada dieser Meinung und machte es der Königin Isabella begreiflich, daß alle diese verstellten Christen ihrer Güter und ihres Lebens beraubt werden müßten. Die Inquisition wurde in Spanien allmählig ausgebildet. Dem Kardinal Pedro Gonzalez de Mendoza, Erzbischof von Sevilla, war es nicht entgangen, daß viele Juden in Sevilla zwar öffentlich die christliche Religion angenommen hatten, aber im Geheim nach den Gesetzen und Gebräuchen ihres Glaubens lebten. Der Kardinal schrieb einen Katechismus und beauftragte viele Geistlichen mit dem Geschäfte, die jüdischen Abtrünnigen heimlich zu belehren und in den Schooß der Kirche zurückzuführen; bei vielen gelang es; die sich aber widerspenstig zeigten, wurden theils öffentlich theils heimlich bestraft. Bald faßte Mendoza den Entschluß, diesen Verfolgungen eine gerichtliche und juristische Form zu geben und die Inquisition über ganz Spanien auszubreiten. Er legte Isabellen und Ferdinand den Plan vor: Interesse — denn die Güter der Verurtheilten sollten dem königlichen Schatze, den die Maurenkriege stets leer erhielten, zufließen, und zugleich der Wunsch, ein so scharfes Schwert zur Demüthigung der Großen, die sich mit der Partei der Muhamedaner verbunden hatten, in der Hand zu haben, bewogen Ferdinand, und Eifer für die Religion Isabella,

den Plan des ketzerverfolgenden Kardinals zu genehmigen. Der Ausführung stellten sich zwei Schwierigkeiten in den Weg: die wahrscheinliche Opposition der Stände und die Nicht-Beistimmung des Papstes. In der Versammlung der Cortes zu Toledo 1480 suchte Mendoza seinen Entwurf duech zu setzen; die Cortes wollten von keinem beständigen Glaubensgerichte wissen; nichts deste weniger wurde es unter dem Namen General-Inquisition (general inquisition suprema) eingeführt. So mußte Despotie der Regierung der religiösen den Weg bahnen. 1485 im Jan. wurde das Gericht zu Sevilla unter dem Vorsitze Torquemada's, Prior des Dominikaner-Klosters zu Sevogia und Beichtvaters des Mendoza, eröffnet. Die Wuth dieses Mönchs, zu verketzern, war schrecklich. In dem ersten Auto da Fe (Glaubenshandlung) am 6. Januar 1481 wurden 6 abgefallene Christen verbrannt, 17 am 26 März darauf; bis zum 4. November desselben Jahres hatten schon 298 Christen die Feuerstrafe ausgestanden; noch größer war die Zahl der Büßenden: über 17.000 gaben sich, wie spanische Geschichtschreiber erzählen, selber bei der Inquisition an, über 2000 wurden in dem ersten Jahre zum Scheiterhaufen verurtheilt, und noch mehrere flüchteten in die Nachbarländer. Hernach erhielt die Inquisition auch die Einwilligung der Stände, nur der Papst stand noch an, sie zu erkennen; nicht, weil er dies Ungeheuer in Spaniens schönen Ländern nicht loslassen wollte; sondern er bestand darauf, daß er und nicht der König die Richter ernenne. Er setzte selbst den Erzbischof von Toledo dem Mendoza und Torquemada entgegen, und berechtigte ihn, ein öffentliches Gericht über einen der Ketzerei beschuldigten Lehrer von Salamanca zu halten; er forderte selbst den Großinquisitor nach Rom, der aber nicht folgte, sondern einen Freund zu seiner Vertheidigung sandte. Endlich mußte doch Sixtus IV. dem Hofe die Befugniß zugestehen, den Großinquisitor zu ernennen. Zugleich war diesem durch die päpstliche Bulle gestattet, Untergerichte in Glaubenssachen nach eigenem Gutdünken zu bestellen, die vorher vom Papste angeordneten Richter abzusetzen und das alte Verfahren in Glaubensuntersuchungen nach der neuen Vorschrift einzurichten. Eine spätere Bulle unterwarf Aragon, Valencia und auch Sicilien, Ferdinand's Erbe, dem castilischen Großinquisitor, und so ward die Inquisition das erste Gericht, dessen Sprengel sich über beide spanische Reiche, Castilien und Aragon, ausdehnte; denn auch die aragonischen Stände mußten auf der Versammlung zu Tarragona 1484 schwören, die Inquisition zu schützen. Doch nicht ohne heftigen Gegenkampf vermochte sich die Inquisition festzusetzen; an vielen Orten und besonders in Saragossa brachen Gährungen aus. Das erbitterte Volk erschlug den aragonischen Inquisitor, Petro de Arbues, den späterhin, auf Karl V. Ansuchen, der Papst als einen Märtyrer heilig sprach. Das gerichtliche Verfahren der Glaubensrichter, sagten die freisinnigen Aragoner, wäre unvereinbar mit ihrer verfassungsmäßigen Freiheit und den Vorrechten ihres Landes, wo schon seit dem 13. und 14. Jahrh. der Anklage-Prozeß und die Tortur verboten waren. Die aragonischen Cortes, die nach Cordova zu dem König gesandt wurden, boten ihm eine große Geldsumme an, wenn die Einführung der Inquisition unterbleiben sollte. Ungnädig aber empfing Ferdinand die Botschaft, und gerüstet zu dem Kriege gegen die Mauren, ward es ihm leicht, den Aufruhr in Aragon zu dämpfen und unter dem freisinnigen Volke, wie in Castilien, seine Entwürfe durchzusetzen. Die Könige waren nun unbeschränkte Richter in Glaubenssachen; die Ehre, das Vermögen und das Leben jedes Unterthanen waren ihrer Willkühr unterworfen. Die eingezogenen Güter fielen dem Könige anheim; und welch eine reiche Fundgrube die Inquisition für den königl. Schatz war, beweiset der Umstand, daß so viele königl. Anweisungen auf die Kasse des sanctum officium ausgestellt wurden, daß diese immer leer war, und ihre eigenen Be-

amten nicht besolden konnte; und wie sehr der Großinquisitor es sich angelegen seyn ließ, Ferdinands Geldnoth kräftig abzuhelfen, wird durch eine empörende Verordnung Torquemada's von J. 1484 bestätigt. In jeder Gemeinde sollte der Großinquisitor eine Gnadenzeit von 30 bis 40 Tagen verkünden, binnen welcher die Ketzer oder Abgefallenen sich der Inquisition angeben mußten. Reuige Ketzer und Abgefallene, wenn gleich begnadigt, waren von Rechtswegen ehrlos, sollten darum keine öffentlichen Aemter verwalten, nicht Pächter, Sachwalter, Aerzte, Apotheker, Spezereihändler werden können, nicht Gold, Silber und Edelsteine tragen, nicht reiten und Waffen führen lebenslänglich, bei Strafe des Rückfalls in die Ketzerei; und um sie fühlen zu lassen, wie schwer ihr Verbrechen gewesen, mußten sie einen Theil ihres Vermögens als Hülfsgelder zum Kriege gegen die Mauren abgeben. Wer nach der bestimmten Zeit sich nicht angab, hatte seine Güter unwiderruflich verloren. Auch Abwesende und Verstorbene, obgleich 30 bis 40 Jahre todt, konnten verurtheilt werden, wenn hinlängliche Zeugen da waren. Die Gebeine verurtheilter Todten wurden aus ihrer Ruhestätte gegraben und ihre Güter für die königliche Kammer unter Beraubung der unschuldigen Kinder und Enkeln eingezogen. Torquemada starb 1493; während den 18 Jahren seines Großinquisitoriats kamen 10.220 Menschen in den Flammen um, 6860 wurden nach ihrem Tode oder als abwesend im Bildnisse verbrannt, und 97.321 erlitten die Strafe der Ehrlosigkeit, der Vermögens-Konfiskation, des ewigen Gefängnisses und der Ausschließung von öffentlichen Aemtern und Ehrenstellen. Anfangs war der Gerichtssprengel der Inquisition nicht genau bestimmt. In den Instruktionen, so Torquemada in den Jahren 1484, 1485, 1488 bekannt machte, wurden, um festere Ordnung zu gründen, in verschiedenen Landschaften Spaniens Inquisitions-Gerichte gestiftet, die dem General-Inquisitor untergeordnet waren, dem sie Rechenschaft ablegen und dessen Befehle sie annehmen mußten. Ein solches Untergericht bestand aus 3 Inquisitoren oder Räthen, 2 Schreibern, einem Alguazil und anderen Gerichtsdienern; sie durften keinen Edelmann, keinen Priester verhaften, noch Autos da fe halten, ohne Vorwissen des Obergerichts. Zuweilen sandte das höchste Inquisitions-Gericht einen seiner Räthe, um den Autos da fe mehr Feierlichkeit zu geben. Jährlich mußte das Untergericht dem Obergerichtshofe Rechenschaft geben von den geendigten Untersuchungen, von der Zahl und dem Zustande der Gefangenen und monatlich von den eingezogenen Gütern und eingegangenen Geldern. In spätern Zeiten war das höchste Glaubensgericht zu Madrid, der Großinquisitor hatte den Vorsitz. Von den 7 Räthen, die er auf des Königs Vorschlag wählte, mußte nach einer Verordnung Philipps III. Einer Dominikaner seyn. Ihm stand zur Seite ein Fiskal, ein paar Sekretäre, ein Einnehmer, zwei Referenten und mehrere Offiziale, die der Präsident mit des Königs Vorwissen ernannte. Täglich versammelte sich der Inquisitionsrath, nur an Festtagen nicht, im königlichen Pallaste, am Montage, Mittwoche und Freitage Vormittags, Dienstags, Donnerstags und Samstags nach der Vesper. An letztgenannten 3 Tagen wohnten 2 Mitglieder des Raths von Castilien der Versammlung bei. Einige Besitzer mußten über das Verhältniß theologischer Meinungen und Sätze zu dem kirchlichen Lehrbegriffe entscheiden und hießen Calificatores. Die übrigen waren Rechtsgelehrte, welche bloß eine berathende Stimme hatten. Der Ausspruch der Inquisitoren allein entschied. Dem Fiskal lag es ob, die Zeugenaussagen zu untersuchen, die Verbrecher anzugeben, um Verhaftung derselben anzuhalten und wenn sie zur Haft gebracht waren, sie anzuklagen; der Fiskal war zugegen bei Abhörung der Zeugen, bei der Tortur und der Versammlung, wo die Stimmen der Richter abgelegt wurden. Die Schreiber hatten außer der Führung des Protokolls den Auftrag, die Angeber, die

Zeugen, so wie die Angeklagten während der gerichtlichen Verhandlung, zu beobachten und auf die leiseste Bewegung derselben, wodurch sich irgend das Innere verriethe, spähend zu bemerken. Die Offiziale waren Personen, welche das Gericht aussandte, Angeklagte zu verhaften. Ueber die eingezogenen Güter führte die Aufsicht ein sogenannter Sequestrador, der dem Gerichte Bürgschaft leisten mußte. Der Einnehmer empfing das Geld, welches aus den verfallenen Gütern gelöset ward, und zahlte die Besoldungen und Anweisungen aus, die von der Kasse bestritten werden mußten. Man rechnete in Spanien über 20.000 Gehülfe der Inquisition, Familiares genannt, welche als geheime Aufseher und vertraute Ausspäher dienten. Solche Stellen wurden selbst von Mitgliedern der vornehmsten Geschlechter gesucht, weil bedeutende bürgerliche Vorrechte und reichlicher Ablaß damit verbunden waren. Sobald ein Angeber aufgetreten war, und der Fiskal die Gewalt des Gerichts aufgerufen hatte, ward Befehl ertheilt, den Angeklagten zu verhaften. In einer Verordnung vom J. 1732 wird es allen Gläubigen zur Pflicht gemacht, der Inquisition Meldung zu thun, wenn sie wissen, daß irgend Jemand, er sey lebend oder verstorben, gegenwärtig oder abwesend, sich gegen die Glaubensgesetze vergangen, daß Jemand das Gesetz Moses beobachte oder beobachtete, oder es gelobt habe. Daß irgend Jemand der Sekte Luthers folge oder gefolgt sey, daß Jemand mit dem Teufel einen ausdrücklichen oder stillschweigenden Bund geschlossen, daß Dieser oder Jener ketzerische Bücher, den Koran, oder Bibeln in spanischer Sprache besitze, daß Jemand Ketzer verhehlt, aufgenommen oder begünstigt habe. Erschien der Angeklagte nicht auf die dritte Vorladung, so traf ihn die Strafe des Bannes. Der Verhaftete war von dem Augenblicke an, wo er der Gewalt des Gerichts überliefert ward, abgeschnitten von der Welt. Die Gefängnisse, heilige Häuser (casas santas) genannt, bestanden aus gewölbten Gängen, jeder in mehrere kleine viereckigte Zellen getheilt, die gewölbt, etwa 10 Fuß hoch und in 2 Reihen über einander angelegt waren. In die obern Zellen fiel durch eine vergitterte Oeffnung ein schwacher Lichtstrahl; die unter waren kleiner und finster. Jeder Kerker hatte 2 Thüren. An der innern, mit Eisen überzogenen, befand sich ein Gitter, durch welches dem Gefangenen die Nahrung gereicht ward, die man ihm billigte. Die andere Thür wurde früh Morgens geöffnet, um den Kerker zu lüften. Dem Gefangenen ward kein Besuch von Freunden oder Verwandten gegönnt, kein Andachtsbuch bewilligt; er mußte in dem finstern Gewölbe ruhig und schweigend sitzen und wenn seine Empfindung in einem Tone der Klage, oder des Unmuths, oder in einem frommen Gesange laut ward, ermahnte ihn der immer wachsame Kerkermeister zur Stille. Gewöhnlich ward nur 1 Gefangener in jede Zelle gesperrt, wenn nicht etwa die Absicht, Entdeckungen zu machen, eine Ausnahme von dieser Regel veranlaßte. In dem ersten Verhöre ward dem Angeklagten das Bekenntniß seiner Schuld abgefordert. Gestand er das Verbrechen, dessen er beschuldigt war, so hatte er sich selber das Urtheil gesprochen, und seine Güter waren verloren. Widersprach er der Beschuldigung gegen die Aussagen der Zeugen, so ward er dennoch als Ueberwiesener verdammt. Der Sachwalter, den man ihm gestattete, durfte sich nicht anders, als in Gegenwart der Inquisitoren mit ihm besprechen. Der Angeklagte ward weder mit seinem Ankläger, noch mit den Zeugen vor Gericht zusammen gehalten, beide wurden ihm nicht genannt, ein ruchloser teuflischer Kunstgriff, der den Unglücklichen zwung, auf seine Verschuldung zu rathen und im Wahnwitz der Folterpein, oder im Ueberdruß einer langen lebendigen Beerdigung, Vergehungen auszusagen, die vielleicht nie begangen worden waren. Der Angeklagte, welcher durch Bekenntnisse und Reue dem Tode entging, mußte seinen Irrthum abschwören und das Versprechen leisten, sich allen Strafen und

Büßungen zu unterwerfen, welche das Gericht ihm auflegen wollte. Gefängniß auf Lebenszeit, Geißelungen, Einziehung der Güter, waren die Strafen, die der Reuige erdulden mußte. Er ward mit seinen Kindern und Kindeskindern für ehrlos geachtet. Eine gewöhnliche Strafe für Büßende war's, den Sanbenito, das safranfarbige Bußkleid, mit einem Kreuze auf der Brust und auf dem Rücken bezeichnet, und mit Teufels-Larven bemalt, zu tragen. Gegen einen Angeklagten, der so glücklich war zu entfliehen, ehe die Diener des Glaubensgerichtes ihn verhaften konnten, ward verfahren, wie gegen einen hartnäckigen Ketzer. Auf allen öffentlichen Plätzen wurden Vorladungen gegen ihn angeheftet, und erschien er nicht binnen der bestimmten Frist, so ward er, wenn der Zeugen Aussagen die Anklage bewiesen, der weltlichen Obrigkeit übergeben, die ihn im Bildnisse verbrannte. Wenn Verstorbene, die schon über 40 Jahre im Grabe lagen, verurtheilt wurden, so blieb zwar ihren Kindern der Besitz geerbter Güter; aber dennoch wurden die Unschuldigen ehrlos und unfähig zur Verwaltung öffentlicher Aemter. War dem Angeklagten das Todesurtheil gesprochen, so wurde das feierliche Auto da fe angeordnet. Gewöhnlich ward es an einem Sonntage zwischen dem Dreieinigkeitsfeste und der Advent-Zeit gehalten. Bei Tages Anbruch rief der dumpfe Ton der großen Glocke der Domkirche die Gläubigen zu dem schrecklichen Schauspiele. Die Vornehmsten selbst drängten sich, ihre Dienste als Begleiter der Verurtheilten anzubieten, und oft sah man Grand's als Familiares der Inquisition. Barfuß mit dem scheußlichen Sanbenito angethan, und einer spitzigen Mütze (Coroca) auf dem Kopfe, erschienen die Verurtheilten. Die Dominikaner mit der Fahne der Inquisition eröffneten den Zug. Voran gingen die Reuigen, welchen nur Buße aufgelegt war, und nach dem Kreuze, das hinter diesen getragen ward, folgten die Unglücklichen, die zum Tode wandelten. Die Bildnisse der Entflohenen und die Gebeine verurtheilter Todten, in schwarzen mit Flammen und höllischen Sinnbildern bemalten Särgen liegend, erschienen auch in dem furchtbaren Zuge, den Priester und Mönche schlossen. Durch die Hauptstraßen der Stadt ging es zu der Kirche, wo nach einer feierlichen Predigt das Urtheil verkündet ward. Die Beschuldigten standen, während man das Verdammungsurtheil vorlas, mit einer ausgelöschten Wachskerze in der Hand vor einem Kruzifixe. Darauf gab ein Diener des Glaubensgerichts jedem Verurtheilten mit der Hand einen Schlag auf die Brust zum Zeichen, daß die Inquisition keine Gewalt mehr über ihn hätte. Ein Beamter der weltlichen Obrigkeit übernahm nun die Verurtheilten, ließ ihnen sogleich Fesseln anlegen und bald nachher sie zum Richtplatze führen. War auf die Frage, in welchem Glauben er sterben wollte, den katholischen nannte, ward vorher erdrosselt; die übrigen aber wurden lebendig auf den Scheiterhaufen geführt. Die Autos da fe waren Feierlichkeiten, zu welchen das Volk wie zu einem Siegesaufzuge schaulustig hinströmte, und selbst Könige hielten es für eine verdienstliche Handlung, mit ihrem ganzen Hofe diesen Trauerspielen beizuwohnen und die Qualen der Schlachtopfer anzusehen, die den Henkern und zugleich den Verwünschungen des Volk hingegeben waren! Es war (heißt es in einem Berichte von einem, im Jahr 1680 gehaltenen Auto da fe) ein großer Trost für die Andächtigen, eine Beschämung für die Lauen, und erweckte das Erstaunen aller Anwesenden, als sie Zeugen waren von einer Ausdauer, die Jahrhunderte lang bewundert zu werden verdient. Von früh 8 Uhr an war des spanischen Königs Majestät auf dem Balkon, ohne daß die Hitze sie drückte, oder das große Volksgedränge sie belästigte, oder die langwierige Feierlichkeit sie langweilte. Ihre Andacht und ihr frommer Eifer waren ihrer Ermüdung so sehr überlegen, das Allerhöchstdieselben nicht einmal auf eine viertel Stunde sich entfernten, um zu essen, und als die Feierlichkeit zu Ende war, fragten sie, ob noch Etwas zu sehen wäre, oder ob man

nun fortgehen könnte. Schändung der Vernunft und Mord der Geister, sprach der unsterbliche Friedr. v. Schiller, heißt das Gelübde dieses Instituts, das die Freiheit in der verborgensten Tiefe der Seele gefesselt hielt, dem die Einsamkeit nicht einsam war mit ihren schrecklichen Folgen. Das ganze zeitliche Glück, selbst das Leben des unbescholtenen Mannes war in die Hände eines jeden Nichtswürdigen gegeben. Jeder verborgene Feind, jeder Neider hatte jetzt die gefährliche Lockung einer unsichtbaren und unfehlbaren Rache. Die Sicherheit des Eigenthums, die Wahrheit des Umgangs war dahin. Alle Bande des Gewinns waren aufgelöst, alle des Blutes und der Liebe. Ein ansteckendes Mißtrauen vergiftete das gesellige Leben, die gefürchtete Gegenwart eines Lauschers erschreckte den Blick im Auge und den Klang in der Kehle. Jeder ward zweideutig und verdächtig angesehen. Man glaubte an keinen redlichen Mann mehr und galt auch für keinen. Guter Name, Verbrüderungen, Eide selbst und Alles, was Menschen für heilig achten, war in seinem Werthe gefallen. Alle Grundsäulen der Geselligkeit umgerissen. Bloßer Verdacht war genug, einen Bürger aus dem Schooße der öffentlichen Ruhe, aus dem Kreise seiner Familie herauszustehlen und das schwächste Zeugniß berechtigte zur Folterung. Wer in diesen Schlund hinabfiel, kam nicht wieder. In den spätern Zeiten wurden zwar die Form und Verfassung der spanischen Inquisition nicht geändert; doch milderte sich sehr ihr finsterer Geist; durch Verordnungen (1762) wurde ihre Macht eingeschränkt; so durfte sie ohne Einwilligung des Königs keinen Befehl erlassen, bei dem Bücherverbot mußte sie sich nach den Landesgesetzen richten, und vor dem Verbote den Verfasser vorladen, um seine Vertheidigung zu hören. Unter der Verwaltung des einsichtsvollen Aranda ward 1770 die Richter-Gewalt der Inquisition bloß auf hartnäckige Ketzerei und Abfall vom Glauben beschränkt und dem Gerichte verboten, einen Unterthan des Königs zu verhaften, ehe nicht jede Beschuldigung völlig erwiesen wäre. Eine spätere Verfügung schützte einen Theil der Staatsbürger gegen die Neckereien des heiligen Amts, als 1784 bestimmt ward, daß die Inquisition, wenn sie einen Grande, einen Minister, einen Offizier, kurz einen angesehenen Beamten den Prozeß gemacht hatte, dem Könige die Akten zur Durchsicht vorlegen sollte. Wenn gleich in spätern Zeiten der Eifer der Inquisition sich milderte, und ihre Macht nur gegen wirkliche Verbrecher gebrauchte, beweisen doch das Auto da fe zu Lerena 1763, die Verfolgungen des Olavides (s. d. Art.) 1777, und das Verbrennen eines Weibes zu Sevilla 1780 als Hexe, daß der alte Tiger nur geschlafen habe und noch immer seine blutigen Tatzen in das Glück, den Frieden und die Freiheit der Menschen hauen könnte. Selbst 1806 diente sie noch zu einem niedrigen Werkzeuge der Rachsucht eines Bischofs, den der schwache Friedensfürst beschützte, und erhob sich gegen zwei verdienstvolle Männer, Antonio und Geronimo Custa, mit allen Schrecken der Verfolgung; wenn gleich der König die beiden Schlachtopfer ihren Händen entriß, so wurde es doch durch ihr ungerechtes Verfahren bestätigt, daß sie immer noch verderblich seyn konnte, wenn sie wollte. Bis zu ihrem letzten Athemzuge war sie für die Bildung Spaniens verderblich; alljährlich machte sie ein Verzeichniß bekannt, worin nebst verwerflichen und unsittlichen Schriften, zugleich auch viele vortreffliche Werke verboten wurden. Durch ein Dekret Napoleons vom 4. Dez. 1808 wurde sie aufgehoben; doch Ferdinand VII. stellte sie durch ein anderes von Jahr 1814 wieder her. Der Bischof von Almeira, Milo Compilo, wurde zum Großinquisitor ernannt. Die reaktivirten Inquisitoren ergriffen sogleich die strengsten Maßregeln. Unter dem Vorwande der Freimaurerei, Ketzerei und Philosophie wurden beinahe alle würdige, aufgeklärte Männer, worunter selbst viele Grande von Spanien waren, die ihrem Vaterlande und dem legitimen Throne die wichtigsten Dienste leisteten, in die fürchterlichen Kerker

dieſes ſchrecklichen Tribunals geworfen. Das Schickſal der meiſten dieſer Unglücklichen war, zwar nicht in den Flammen, aber unter den Qualen der Folter ihren Geiſt auszuhauchen, der unermüdbar und redlich für das Nationa=Wohl und für die Erhaltung der Dynaſtie der Bourbons wirkte. Zur Zeit der außerordentlichen Cortes dekretirte der König am 9. März 1820 ihre volle Auflöſung wieder, und willigte auch nach der Kataſtrophe der Cortes nicht in das Verlangen der Apoſtoliſchen, ſie von neuem zu errichten, deren Einführung ſelbſt Papſt Leo XII. „zwecklos und unpolitiſch" nannte. Nach der Berechnung des trefflichen Geſchichtſchreibers der ſpaniſchen Inquiſition, Llorente, beläuft ſich die Zahl ihrer Schlachtopfer von 1481 — 1808 auf 341.021; unter den 31.912 in Perſon, 17.659 im Bildniſſe verbrannt, und 291.456 mit Galeeren= und Gefängnißſtrafen und mit Konfiskation ihrer Güter belegt wurden. — In Portugal fanden die Glaubensgerichte erſt 1557 Eingang. Anfangs ſtießen ſie allenthalben auf hartnäckigen Widerſtand; dem ungeachtet ſetzten ſie ſich feſt, und nahmen dieſelbe Verfaſſung zu Liſſabon an, die ſie in Madrid hatten. Der König ernannte den Großinquiſitor, und der Papſt beſtätigte ihn. Ihre Strenge und ihr Eifer, ihre Macht zu zeigen und zu erweitern, waren nicht weniger lebhaft. Nach der Befreiung Portugals vom ſpaniſchen Joche, wollte Johann von Braganza auch die Inquiſition aufheben; doch bezweckte er nichts weiter als den Glaubensrichtern das Recht, Güter einzuziehen, zu nehmen. Nach ſeinem Tode wurde er dafür in den Bann gethan und ſeine Gemahlin hatte alle Mühe, von der Inquiſition ſeine Losſprechung zu erhalten. Endlich wurde im 18. Jahrh. die Kraft in Portugal gebrochen, indem der König die Verordnung erließ, daß der General=Ankläger der Inquiſition dem Angeklagten die Klagepunkte und die Zeugen bekannt machen ſollte; daß der Beklagte die Freiheit habe, ſich einen Vertheidiger zu wählen, und daß die Inquiſition nicht exekutiren dürfte, wenn es nicht vorher durch den königlichen Rath beſtätigt worden ſeye. Der vorige König hob ſie endlich im ganzen Umfange ſeines Reiches auf, und ließ ihre Akten verbrennen. Die Inq. in Rom iſt ein bloßes Zuchtpolizeigericht.

Inſchriften, ſ. Aufſchriften.

Inſektenkunde (Entomologie), ein Theil der Zoologie, welcher ausſchließlich von Inſekten handelt, d. i. von der 5ten Klaſſe des Thierreichs, welche Thiere enthält, die ein weißes, kaltes Blut, Fühlhörner und eingelenkte (hornartige) Bewegungswerkzeuge oder Beine haben, wovon keines weniger als 6 beſitzt. Die Anzahl der Inſekten iſt unermeßlich groß und ihr Naturbau unendlich verſchieden, wie ihre Bedürfniſſe und ihre Lebensart. Linné hat daher die Klaſſe der Inſekten in 7 Ordnungen getheilt. 1) Käfer (Coleoptera). Zwei hornartige Decken, welche auf der Mitte des Rücken gerade und genau an einander ſchließen und die, zur Zeit der Ruhe, gefaltenen Flügel decken; übrigens faſt durchgängig ein hornartiger Körper, z. B. der Nashorn=, der Miſtkäfer, der Hornſchröder ꝛc. 2) Halbkäfer (Hemiptera), ſie haben 4, entweder kreuzwegs zuſammengelegte, oder gerade ausgeſtreckte Flügel, die faſt durchgängig zur Hälfte hart, oder pergamentähnlich ſind. Ein Theil beſitzt ſpitzige Bohrrüſſel, der andere Freßzangen, z. B. die Schabe, Heuſchrecke, Wanze, Waſſerwanze, Blattlaus ꝛc. 3) Schmetterlinge (Lebidoptera). Dieſe haben einen weichen, behaarten Körper; ihre 4 ausgebreiteten Flügel ſind mit bunten Schuppen bedeckt, z. B. die Tag= und Nachtſchmetterlinge, die Abend=Vögel ꝛc. 4) Perlfliegen (Neuroptera). Dieſe haben 4 durchſichtige, netzartige Flügel, die in mancherlei Farben ſpielen, z. B. die Waſſerjungfern, die Frühlingsfliegen, das Uferas od. Tagfliege ꝛc. 5) Wesperntnarten (Hymenoptera). Ihre 4 durchſichtigen Flügel ſind grade. Hierher gehören die verſchiedenen Gall= und Blattwespen, die Holz= und Schlupfwespen, die Raupentödter, die Wespen und Bienen ꝛc. 6) Fliegenarten (Diptera). Sie haben 2 unbedeckte

Flügel und hinter diesen an der Brust zwei kleine Knöpfchen (halleras) von unbestimmtem Nutzen. Hierher gehören die Bremsen, Schnacken, Fliegen, Mücken ꝛc. 7) Ungeflügelte (Aptera). Hierher gehören einige sehr lästige und gefährliche Thiere, aber auch mehrere nützliche. Zu den ersten zählt man Läuse, Flöhe, Skorpione, und zu den letztern die Kradden und Krebse. — Die allgemeinen Unterscheidungs-Merkmale der Insekten sind folgende: sie haben 6 und mehrere Füße; ihre Muskeln sind an der innern Oberfläche ihrer Bedeckung befestiget, die mehr oder weniger hart, ja oft hornartig ist; sie athmen nicht, gleich größeren Thieren, durch Lungen, sondern durch eine Art von Luftlöchern, die sich an beiden Seiten längs ihres Leibes finden; diese stehen mit lungenähnlichen Gefäßen, die sich der Länge nach durch den Körper ziehen, in Verbindung; der Kopf hat 2 Fühlfäden von mannichfaltiger Bildung, die sehr oft zu unterscheidenden Merkmalen dienen müssen. Die äußere Bedeckung ist sehr mannichfaltig und besteht bei einigen aus einem hornartigen Panzer, dessen Theile sich wie Schienen über einander schieben lassen, wodurch sie gegen viele Zufälle gesichert werden und der Mangel an Knochen ersetzt wird. Bei andern besteht sie aus Haaren; bei noch andern aus farbigen, unbeschreiblich schönen Schuppen. Die Augen der Insekten sind ausgezeichnet merkwürdig. Einige bestehen aus Halbkugeln, die tausende von kleinen Augen (ocelli) enthalten, andere aus vielen kegelförmigen Spitzen. Die erstern scheinen für die Ferne, die andern für die Nähe bestimmt zu seyn. Nur wenige Insekten können gleich den Krebsen ihre Augen bewegen. Die Bildung der Fühlhörner (Antennae) ist nicht bloß bei den Gattungen und Arten verschieden, sondern sogar bei den Geschlechtern einer Art. Sie scheinen für das Gefühl bestimmt, und wegen der Unbeweglichkeit der Augen und ihres Aufenthalts im Dunkeln unentbehrlich zu seyn. Die Freßspitzen (Palpi) neben den Freßwerkzeugen sind wegen ihres Zweckes noch räthselhaft. Nur bei wenigen Insekten (etwa die Krebse, Käfer, Heuschrecken ꝛc. ausgenommen) findet sich eine dem Athemholen ähnliche Bewegung, die durch vielartige Luftöffnungen statt findet. Die meisten Insekten leben in den schädlichsten Dünsten und können im luftleeren Raume sehr lange aushalten. Diese Thiere sind über die ganze Erde verbreitet; doch ist einzelnen Arten ein bestimmter Aufenthalt angewiesen; so finden sich viele Raupen-Arten nur auf gewissen Gewächsen; auf dem Taxus trifft man im Gegentheil gar keins. — Die Eiche wird von mehr als 100 verschiedenen Insekten bewohnt. Die mehresten leben einsiedlerisch und finden sich nur zur Begattungszeit, wo sie einen besondern Laut hören lassen, paarweise zusammen. — Der Kunsttrieb der Insekten ist bewundernswürdig. Sie verfertigen bei dem ersten Versuche sogleich Meisterstücke, wie z. B. der Seidenwurm eine Hülle, worin er seine Verwandlung abwartet: die Bienen nach geometrischen Regeln ihre Zellen, für ihre Brut und für den gesammelten Honig; die Spinnen ihre Netze zum Fangen ihres Raubes. Die Ernährung der Insekten beweist die höchste Weisheit des Schöpfers. Eine große Zahl derselben ist thätig bei der Befruchtung der Gewächse, indem sie den Blüthenstaub von einer Blüthe zur andern tragen und dadurch nicht bloß sich selbst vom Honigsafte der Blüthen nähren, sondern auch in der Zukunft für die Ernährung ihrer Jungen sorgen, indem sie zugleich die stete Fortpflanzung zahlloser Gewächse befördern. Ihre gränzenlose Freßbegierde vertilgt andere Insekten und Thiere, Aas und Unkraut. Eine Raupe verzehrt in 24 Stunden das Dreifache ihres Gewichts. Zur Sicherheit gegen ihre Feinde sind die Insekten mit Hörnern und Zangen, mit Stacheln und Gift versehen; einige schützt ein heftiger Geruch, den sie verbreiten, andere die Farbe, die sie mit dem Orte ihres Aufenthalts gemein haben, weßwegen sie nicht leicht zu entdecken sind. Ihre Fortpflanzung hat ungemein viel Sonderbares, z. B. unter den Bienen ist die größte Zahl

geschlechtlos. Einige Arten begatten sich im Fluge und andere erhalten bloß für die kurze Paarungszeit Flügel. Die mehresten paaren sich nur einmal, worauf sie sogleich sterben. Verzögerte Paarung verlängert ihr Leben. — Nach der Paarung wird die Mutter, z. B. der weißen Ameise, 2000 stärker als vor derselben. Die Mütter besitzen den bewundernswürdigen Trieb, ihre Eier dahin zu legen, wo die junge Brut sogleich Nahrung findet. Die Schmeißfliege bringt lebendige Junge; die Blattläuse bringen Eier und auch lebendige Junge. Alle geflügelte Insekten sind einer Art von Verwandlung unterworfen; kein einziges kommt unmittelbar aus dem Ei. Das Thierchen, welches aus dem Ei kriecht, heißt Larve und wird, wenn es erwachsen ist, viele tausend Mal größer, als bei seiner Geburt. Die Larven haben Füße, die Maden keine; in diesem Zustande ernähren sie sich bloß, wachsen und häuten sich. Die Nymphe, welche aus der Larve entsteht, kann sich nähren und bewegen. Die Puppe, in welche sich zuweilen die Larve verschließt, liegt einige Zeit in einem todtenähnlichen Schlafe. Während desselben verwandelt sich das Thier in ein vollkommenes Insekt, und bricht als solches zur bestimmten Zeit aus seiner Hülle hervor. Viele von ihnen nehmen gar keine Nahrung zu sich: sie begatten sich und sterben.

Inseln im Winde (Windward) sind diejenigen Antilleninseln, welche den (dort herschenden) Ostwind zuerst erhalten und daher bei den dort häufigen Orkanen am meisten leiden; unter dem Winde (Leeward) diejenigen, welche die Ostwinde später erhalten und daher etwas weniger von den in Westindien für die ganze Vegetation so fürchterlichen Orkanen zu leiden pflegen.

Inseln der Seligen (insulae beatorum, νησοι μακαρων), oder das elysische Gefilde des Homer, die an der Grenze der Erde, in der Nachbarschaft der Wohnung des Ozeanus liegen. Dort führen die Menschen ein Leben ohne Mühe, dort giebt es keinen Schnee, keine Kälte, keinen Regen, und kühle Westwinde vom Ozean her erfrischen die Menschen. In diesen Inseln wies Zeus den Heroen, die dieses Leben verließen, ihren Aufenthalt an, daß sie dort ohne Sorgen glücklich leben möchten; denn ihr fruchtbarer Boden trägt ihnen dreimal des Jahres die schönsten Früchte. Nach der ältesten Vorstellung gelangten die Menschen nicht nach ihrem Tode dahin, sondern sie wurden als Freunde und Verwandte der Götter lebendig dahin versetzt. So sagt Proteus zum Menelaus: „Es ist dir nicht bestimmt, in Argos zu sterben, sondern ins elysische Gefilde werden dich die Götter senden, weil du der Helena Gemahl und des Zeus Schwiegersohn bist." Später wurde diese Vorstellung erweitert und Hesiod versetzt das ganze Geschlecht der Heroen, die vor und zu den Zeiten des trojanischen Krieges lebten, dahin, läßt sie aber nicht lebendig, sondern erst nach ihrem Tode dahin gelangen. Da diese Idee einmal so weit ausgesponnen war, so ging man in der Folge noch weiter, und bestimmte jene Gegenden allen großen Männern, besonders den Errettern und Befreiern des Vaterlandes, zum Aufenthalte. Die Lage dieser Inseln war, jenachdem die Erdkunde der Griechen sich erweiterte, stets veränderlich, und rückte immer mit dem Strome Ozeanus zurück, in welchen die Dichter sie einmal versetzt hatten.

In solidum, solidarisch, s. Solidarisch.

Insolvenz, s. Falliment.

Inspiration, Eingebung, ein rein theologischer Begriff, der von jeher verschiedentlich bestimmt ist. Anfänglich waren Offenbarung und Inspiration Wechselbegriffe. Durch die Scholastiker und späterhin im 17. und 18. Jahrhundert wurden beide Begriffe gesondert, und besonders der letzte dahin bestimmt, daß sowohl das A.- als N. Test. nicht aus natürlicher Selbstthätigkeit des Geistes ihrer Verfasser, sondern durch göttliche Wirk-

samkeit sowohl der Materie, als auch der Form nach, entstanden wären, so daß die h. Schriften, im eigentlichen Sinne, Wort Gottes seyn: wobei denn Einige bei der Behauptung, daß sich die h. Schriftsteller ganz leidentlich verhalten hätten, sie zu bloßen Werkzeugen, Schreibern des h. Geistes machten; Andere, die das Unhaltbare dieser Vorstellung empfanden, mit Recht überzeugt, daß vom h. Geiste etwas Besseres in Materie und Form, z. B. eine vollständigere Lebensbeschreibung Jesu, und keine so mangelhafte Bruchstücke, zu erwarten gewesen wären, den h. Schriftstellern einigen Geistesantheil einräumten; noch Andere einen Unterschied unter dem, was inspirirt und nicht inspirirt sey, festsetzten. Diese ganze Lehre von der Inspiration gründet sich hauptsächlich auf Math. 5, 17. 18. Joh. 10, 35. 2 Tim. 3, 16. Ap. Gesch. 2, 25—31. 2 Petr. 1, 21. und da ist es freilich nicht zu leugnen, daß allen diesen Stellen eine Vorstellung von Inspiration zum Grunde liege. Wenn wir nun die Sache historisch untersuchen: so zeigt sich offenbar, daß das ganze Alterthum, Heiden und Juden, unbekannter mit den Kräften und Wirkungen des Geistes, und mehr an poetischen Ideen, philosophischen Vorstellungen hangend, den Ursprung seiner Ideen, und davon abhangenden Empfindungen und Entschlüsse, nicht von innen, aus eigner Spontaneität des Geistes, sondern aus einer von außen einwirkenden guten oder bösen Kraft, einem heiligen oder bösen Geiste ableiteten. Diese Vorstellung schuf denn auch die Idee von Begeisterung bei jeder lebhaft geäußerten Empfindung. Jedes starke Gefühl von Wahrheit, Gerechtigkeit, vom Schönen in der Natur und Kunst, das kam nicht aus dem Menschen, das wirkte ein Gott. 4 Mos. 24, 1 ff. Sauls Wahnsinn kam von einem bösen Geiste. Satan hatte dem Judas den Entschluß eingegeben, Jesum zu verrathen; dahingegen die heiligen Menschen Gottes geredet haben, getrieben von dem h. Geiste. 2 Petr. 1, 21. — Nach dem Dogma der katholischen Kirche ist Inspiration der unmittelbare von Jesus der Kirche verheißene Beistand des h. Geistes, der dafür sorgt, daß das der Kirche überlieferte Wort Gottes in Bibel und Tradition unverfälscht bewahrt und verstanden werde. Der Katholizismus nimmt aber nur in dem Sinne eine fortwährende göttliche Eingebung an, daß nur durch den Glauben der zerstreuten und die Aussprüche der versammelten Kirche die überlieferte Lehre erwiesen, nicht aber, daß der Kirche neue Glaubenswahrheiten offenbart werde.

Inspirirte sind eigentlich nur Männer, welche in ihrer affektvollen Seelenstimmung Alles auf Gott bezieben und von Gott abzuleiten gewohnt waren, sich also als Sprecher Gottes und als selbst unthätig bei den Produktionen ihres Denkens und Empfindens betrachteten. Das πρωτονψευδος ist der Schluß, daß Alles, was die Inspirirten sich als inspirirt dachten, über Alles wahr seyn müsse — ein Schluß, den viele der Inspirirten wohl selbst nicht gemacht haben mögen. Unter den Christen hat es zu allen Zeiten solche Inspirirte gegeben; es war der mystische Geist, der sie zeugte, ihre Lehren mußten daher wieder zum Mysticismus führen. Unter den Sekten, welche sich unter dem unmittelbaren Einflusse des h. Geistes wähnten, zeichneten sich die jansenistischen Convulsionärs und Camisarden (s. d. A. und Jansenisten) aus; sie erregten durch ihre Visionen, göttliche Begeisterungen, Verzückungen und andere Schwärmereien im südlichen Frankreich viel Lärmen und Unfug, weßhalb die Camisarden 1700 durch die Gewalt der Waffen aus Frankreich vertrieben wurden. Sie flohen erst nach England, und als sie hier keine günstige Aufnahme fanden, gingen sie nach Deutschland über, nahmen den Namen der neuen Inspirirten oder neuen Propheten an, setzten sich in Berlin, Halle und in einigen Städten am Rheine fest, und erwarben sich Beifall und Anhang. Ihr Hauptsitz war in Berleburg; ihr Oberhaupt, der Sattler

Joh. Fr. Roch, gab ein Tagebuch seiner Sekte heraus; nach dem Tode desselben haben sie ihre religiöse Verbindung aufgelöst und sich zerstreut. Ihrer Meinung nach sollte jede Person in der Dreieinigkeit ihre eigne Religion gegründet haben oder noch gründen; das Judenthum sey von Gott dem Vater, das Christenthum von Gott dem Sohne ausgegangen; und der heil. Geist würde, wenn er seine Religion noch nicht in der inspirirten Sekte hervorgerufen habe, sie doch zu einer andern Zeit offenbaren. Die neuen Inspirirten aber glaubten, ihnen sey das Evangelium des h. Geistes kund geworden. Solche inspirirte Schwärmer sind auch die Quäker und die Methodisten in England und Nordamerika; sie glauben, daß bei ihren religiösen Versammlungen sie der h. Geist überschatte, und schreiben die begeisterten Reden einer göttlichen Inspiration zu. Auch einzelne Männer machten in der neuern Zeit durch ihre göttlichen Visionen und Eingebungen viel Aufsehen; als Böhme, Swedenborg, Gichtel (s. diese Art.).

Insbruck oder Insprugg, die Hauptstadt Tyrols am Inn, über welchen eine schöne Brücke führt, mit 8000 Einw. Sie liegt von hohen und wilden Gebirgen umgeben, hat schöne Vorstädte und ist gut gebaut. Von den 2 Schlössern ist das neuere von Maximilian I. erbaut. Sehenswürdig ist die Hofkirche mit einem überaus prachtvollen Denkmale Maximilians I., und in dieser Kirche die silberne Kapelle mit dem Grabmal des Erzherzogs Ferdinand und seiner Gemahlin, der schönen Welserin aus Augsburg. 1672 ward hier eine Universität gestiftet, welche 1782 in ein Lyceum verwandelt, 1792 wieder hergestellt, 1810 jedoch wieder aufgehoben und in ein Lyceum verwandelt wurde. Mit demselben ist ein Generalseminar für Tyrol verbunden; auch befindet sich hier ein Damenstift. Sie ist die Residenz des Landeshauptmanns, so wie des östreich. Landesguberniums über Tyrol, und der Versammlungsort der 1816 erneuerten Landschaft.

Instanz, in juristischer Hinsicht der competente Gerichtsstand eines Unterthanen, d. i. das Gericht, vor welchem er in Hinsicht seiner Person oder der besondern Streitsache Recht zu leiden verbunden ist. Er ist ein unterer und oberer, so daß die Erkenntnisse und Urheile des erstern den Verbesserungen und Abänderungen des letztern unterworfen sind, sobald eine Partei durch die erste Entscheidung sich in ihren Rechten verletzt achtet, und auf die Entscheidung des höhern Richters provicirt. Für die meisten Personen und Sachen giebt es 3 und im Königreich Sachsen 4 solcher einander stufenweise vorgesetzter Gerichtsstände. Manche Personen und Sachen haben weniger Instanzen, besonders bedrängte Personen, um ihnen möglichst den prozessualischen Aufwand an Kosten und Zeit zu ersparen.

Instinkt, Naturtrieb, ist ein Trieb, der aus der Organisation der Menschen und Thiere entspringt, und sie treibt, gewisse Dinge zu begehren oder zu verabscheuen und gewisse Handlungen vorzunehmen. Der Instinkt ist meist angeboren, doch wird er auch im Laufe des Lebens entwickelt, und dies geschieht am meisten durch Krankheiten. — Reimarus theilt in seiner Schrift: über die Instinkte der Thiere, denselben in drei Hauptklassen. 1. Mechanische Instinkte; sie enthalten die organischen Bewegungen der Maschine, den Menschen und Thieren gleich gemein, und geschehen außer aller Abhängigkeit von der Reflexion. 2. Repräsentative; sie beziehen sich theils auf die Gegenwart, welche mit ihren Einwirkungen die Sensibilität reizt; theils auf die Vergangenheit; welche die thierische Einbildungskraft mit der Gegenwart verwechselt. 3. Freiwillige; sie entspringen zwar alle aus dem Gefühle des Vergnügens und des Schmerzens; demungeachtet sind sie einfache Instinkte, sie mögen nun natürliche oder verdorbene seyn. Sie spalten sich wieder in allgemeine, als die Selbsterhaltung der Geschlechtsliebe, oder in besondere, die entweder Instinkte der Leidenschaften oder der

Kunst sind. Die Thiere besitzen Leidenschaften, blinde und sinnliche Instinkte zu Leitern. Ihre lebhaften Empfindungen betrügen sie nie, und die Kunsttriebe ersetzen ihnen die Intelligenz. Es ist nicht genug, daß sie durch eine sinnliche Neigung auf das verwiesen werden, was ihnen zuträglich ist; sie müssen auch die Mittel auffinden können, sich jenes zu verschaffen, und dieselben richtig zu gebrauchen wissen; hiedurch kömmt der künstliche dem bloß sinnlichen Naturtrieb zu Hülfe. Reimarus theilt die Kunstinstinkte in 10 Classen; die 1. enthält die, welche sich auf Bewegung, als das allgemeine Mittel, einen Zweck zu erreichen, beziehen; die 2. umfaßt die Naturtriebe, welche Mittel sind, die ersten Hauptbedürfnisse, als nach gesunder Luft, nach dem geeigneten Elemente und naturgemäßem Aufenthalte, zu befriedigen. So sucht jedes Thier, kaum geboren, sein eigenes Element; so verläßt manches Insekt zur bestimmten Zeit sein ursprüngliches Element, um in einem andern Verwandlungen zu einer andern Art des Daseyns durchzumachen; eine Menge Thiere aus allen Reichen fühlen die Veränderungen der Jahreszeiten im Voraus und wandern; viele Fische verlassen zur Laichzeit das Meer und steigen hoch in die Flüsse herauf. Die 3. begreift die Kunsttriebe, welche auf die Herbeischaffung einer gesunden Nahrung sich beziehen. Merkwürdig ist die Fertigkeit und Schlauheit der Raubthiere, sie wissen die beste Stunde zur Jagd; und nicht weniger sonderbar ist die Vorsicht Vieler, Nahrung für den Winter aufzubewahren und sie sparsam zu benutzen. 4. Kunsttriebe, um die nachtheiligen Einflüsse lebloser Dinge abzuwehren. So lehrt sie der Instinkt gefährliche Elemente und Oerter zu meiden, den Schmutz fortzuschaffen, Wunden zu heilen, Kräuter und andere Mittel gegen Krankheiten aufzufinden, künstliche Höhlen und Wohnungen zu bauen. 5. Kunsttriebe, als Mittel, sich gegen die Feinde zu vertheidigen oder ihren Anfällen auszuweichen. Jede Thierklasse kennt ihre natürlichen Feinde und weiß sich vor ihnen zu hüten; sie wissen ihre Waffen am vortheilhaftesten zu gebrauchen, und ihren Feind bei seiner schwächsten Seite anzugreifen; sie vereinen ihre Kräfte, um sich gemeinschaftlich zu schützen. Die 6. bilden die Instinkte, die sich auf die Erhaltung und Zeugung beziehen. Die 7. umfaßt die Kunsttriebe, welche auf Liebe der Eltern gegen die Jungen berechnet sind: die verschiedenen Arten, sich fortzupflanzen, die Vorsorge der Mutter bei Legung der Eier oder Werfung der Jungen; sie zu ernähren, zu pflegen und zu hüten. Die 8. enthält die Kunsttriebe der Jungen bei der Geburt. Die Jungen durchpicken die Schaale an dem rechten Orte. Die Kunst der Vierfüßigen, zu saugen, die Stimme ihrer Mutter zu unterscheiden ꝛc. In die 9. Classe setzt Reimarus die Instinkte, Gesellschaften zu bilden, die Kenntniß ihrer Gattung, ihrer natürlichen Sprache. Die 10. endlich umfaßt die Abänderungen der verschiedenen natürlichen Instinkte, die entweder durch außerordentliche Umstände oder durch die bildenden Hände veranlaßt werden. Jeder Kunsttrieb bezweckt die Erhaltung des einzelnen Thiers und der ganzen Gattung und erstreckt sich nicht über die Gränzen der sinnlichen Begierden. In dem Bedürfnisse der verschiedenen Lebensarten der Thiere liegen ihre Kunsttriebe ganz allein begründet, und die Ursache, warum sie diesen oder jenen künstlichen Instinkt ausschließlich besitzen.

Institute, s. Pensions-Anstalten.

Institut (National-), s. National-Institut.

Institutionen, s. Corpus juris; Civil- und Röm. Recht.

Instrument, überhaupt ein jedes Werkzeug; in der juristische Sprache eine förmlich aufgenommene Urkunde; in der Musik für die Instrumente die durch Kunst so eingerichteten Körper, daß sie fähig sind, die zur Hervorbringung der Töne nöthigen und in ihnen erregten, bestimmten Schwingungen

der Luft leicht aufzufassen und mit verstärkter Kraft wieder zurück zu stoßen. Bei den Alten waren die Instrumente in drei Hauptarten eingetheilt, Blase-, Saiten- und Schlaginstrumente. Dieser Eintheilung bedient man sich auch noch heute zu Tage, jedoch mit dem Unterschiede, daß man, den neueren Erfindungen zu Folge, noch eine vierte Hauptart hinzu fügen muß, wohin diejenigen Instrumente gehören, bei welchen der Ton durch Reiben des Glases hervorgebracht wird. In neuester Zeit haben noch mehrere Erfindungen zu Vermehrung dieser Hauptarten statt gefunden, z. B. Anschlagen auf besonders dazu eingerichtete Holzstäbchen ꝛc.

Instrumentale Arithmetik ist die Lehre über den Gebrauch gewisser mechanischer Werkzeuge, durch welche das Rechnen erleichtert werden kann. Der Abacus der Römer war ein solches Werkzeug; die Chinesen reihen auf Drathseiten kleine knöcherne Kügelchen und rechnen damit. Neper erfand Stäbchen zu diesem Zwecke, und Pascal seine Rechenmaschine; ebenfalls gab l'Epine, Boitissendeau und Polemus zu Padua Rechnungswerkzeuge an.

Instrumentalmusik, s. Musik.

Insurrektion ist Aufstand wider eine vorhandene legitime oder illegitime Autorität. Nur bei den Ungarn heißt insurrectio der vom Reichstage gekündigte allgemeine Heerbann mit der Verpflichtung, in der Rüstung seiner Waffe marschfertig zu erscheinen. Das letzte ungarische Insurrektionsheer kämpfte 1809 wider Napoleon, als solcher auch in Ungarn einbrach, nachdem bereits Raab in Frankreichs Hände gefallen war. Es hatte aber das Schicksal, den regulirten Truppen in Schlachten schlechten Widerstand zu leisten.

Intaglien, s. Steinschneidekunst.

Integralrechnung, s. Infinitesimalrechnung.

Intellektuell stammt von dem lateinischen Intellectus, Verstand, her, und umfaßt Alles, was sich auf das Seelenvermögen, welches Begriffe bildet, auf den Verstand, bezieht; es steht demnach dem Sensuellen, welches aus den Sinnen und den Empfindungen hervorgeht, gegenüber. Intellektuell wird in zweifacher Bedeutung gebraucht: es wird entweder auf die Geistesthätigkeit bezogen, welche die Quelle der intellektuellen Erkenntniße ist, auf die Denkkraft, welche daher auch den Namen intellektuelle Kraft erhält, und stellt diese mit dem Moralischen und Aesthetischen in Gegensatz; oder auf die Kenntnisse, in sofern sie nur durch den Verstand und die Vernunft erfaßt werden können, für diese intelligibel sind. So ist der Satz, jede Wirkung hat ihre Ursache, intellektuell: er kann zwar alle Augenblicke durch die Erfahrung bestätigt und praktisch geprüft werden, und die Denkkraft bildete ihn auch mit ihrer Hülfe, sie schuf ihn durch und an der Erfahrung; unmöglich ist es aber, daß er aus ihr allein entsprungen sey, weil er etwas Allgemeines und Nothwendiges enthält, was a priori, vor aller Erfahrung gegeben seyn muß. Unter intellektueller Bildung versteht man die Entwickelung der denkenden Kräfte.

Intelligenz heißt ein Wesen, das in dem Gebrauche seiner Vernunft nicht von der Sinnlichkeit abhängt, und seinen Willen nicht durch Motive, welche in der Sinnlichkeit liegen, bestimmen zu lassen braucht. Der Mensch ist eine solche Intelligenz: unabhängig von sinnlichen Einflüssen vermag seine Vernunft zu wirken, und seinen Willen kann er nach eigenen Gesetzen frei bestimmen. Auf der Intelligenz beruht daher der wahre und einzige Werth des Menschen; als Vernunftwesen ist er nicht dem Grade der geistigen Thätigkeiten nach, sondern der Art nach von den Thieren des Feldes unterschieden und ist das erste Glied einer höhern Ordnung; indem er ein Mittelding zwischen dem Göttlichen, der höchsten Intelligenz, und den vernunftlosen, bloß durch

sinnliche Eindrücke bestimmbaren Geschöpfen bildet. Das Wesen der Intelligenz ist die Selbstanschauung, das Zusehen ihrer eignen Thätigkeit; Seyn und Wissen sind in ihr unzertrennlich verknüpft: in ihr ist Subjekt und Objekt zugleich vereint, ihre eignen Thätigkeiten sind die Gegenstände ihrer Anschauung; was daher für die Intelligenz ist, das muß sie selbst seyn, sie setzt sich demnach selbst, handelt auf sich selbsten und schaut sich selbst als Objekt an, kurz Alles, was in ihr ist, und zu ihrer Anschauung kommt, liegt in ihr selbst begründet, ist nur Selbsterscheinung. Die höchste Intelligenz ist Gott; weil er kein sinnliches Wesen ist, so ist es unmöglich, daß er bei seinem Erkennen und Wollen von sinnlichen Einflüssen abhänge. Im gewöhnlichen Sprachgebrauche bedeutet Intelligenz: Einsicht, eine größere Fähigkeit des Erkennens und Denkens.

Intelligenzblätter. Es ist sehr müßig zu erforschen, wer sie zuerst eingeführt habe und wo sie zuerst entstanden seyen. Sie sind die tägliche Chronik des Orts, in der ein Redakteur, wenn er mit Menschen- und Sachkenntniß versehen ist, außer den täglichen Mittheilungen der Privaten, Gelegenheit findet, das, was dem Publikum augenblicklich interessant scheint, mit Laune zu rügen, ohne irgend Jemand zu beleidigen. Nicht immer wird er wichtige Interessen auffassen dürfen, er wird nicht die Unredlichkeit begehen, wenn, wie unter müßigen Menschen so häufig ist, Parteien seine Leser entzweien, sich für eine oder die andere zu erklären, ohne ein höheres edleres Interesse zugleich zu begünstigen. Die nordamerikanischen Provinzialblätter kleiner Distrikte sind eine wahre Musterkarte eines guten Intelligenzblattes — nur fehlt ihnen Unparteilichkeit.

Intelligibel, s. Inteilektuell.

Intension bedeutet Anspannung. Man bezeichnet gewöhnlich mit dem Worte eine Erhöhung der innern Kraft und Stärke im Gegensatze zur Extension, Ausdehnung. Es drückt eine größere Thätigkeit und Wirkung eines Körpers oder Wesens, verglichen mit den eines andern unter denselben Verhältnissen, aus: z. B. das Licht der Sonne wirkt bei gleicher Entfernung mit größerer Intension, als das des Mondes; das Licht einer Fackel bei derselben Entfernung mit mehr Intension, als das eines Wachslichtes. So spricht man auch von einer Intension der Gefühle, des Lebens, wo im ersten Falle es Tiefe und Innigkeit, und im andern eine regere Thätigkeit und lebhaftere Lebensäußerungen bezeichnet. Ein verbum intensivum ist ein verstärkendes Zeitwort: z. B. Gebieten ist das intensivum von Befehlen. Intension und intensiv wird auch gebraucht, um anzuzeigen, daß ein Körper mit größerer Kraft wirkt, als sein Umfang und seine Masse es vermuthen lassen.

Interdikt, im röm. Rechte, ein nach einem Formular abgefaßter Befehl, den der Prätor in einer Sache, die keinen Verzug litt, erließ, ohne den, an welchen das Interdikt erging, vorher gehört zu haben. Auch nannte das röm. Recht die possessorischen Klagen Interdikte. In dem canon. Recht ist Interdikt, auch sacristitium genannt, eine Kirchenstrafe, die in dem Verbote des Gebrauchs der geistlichen Güter (des Genusses der Sakramente u. a. gottesdienstlichen Handlungen) besteht. Diese Unterbrechung alles Gottesdienstes trifft entweder gewisse Personen, die zu der Kirche gehören, oder einen ganzen Bezirk, auch wohl ein ganzes Reich. Vor dem 10ten Jahrh. war diese Kirchenstrafe, ein Mißbrauch der päpstlichen Gewalt, unerhört.

Interesse ist überhaupt ein Vergnügen an einem Gegenstande, der mich reizt, für denselben thätig zu seyn; den Gegenstand, seinem Daseyn nach, um meines Wohlgefallens daran, zu befördern, oder wenigstens zu erhalten. Es unterscheidet sich von dem unthätigen untheilnehmenden bloß

contemplativen Wohlgefallen, welches nicht an der Sache, sondern an der Vorstellung, an der Form der Sache haftet, welches nicht Interesse, sondern Geschmack heißt. Das Interesse ist entweder ein unmittelbares oder ein mittelbares. Das unmittelbare theilt sich 1) ein rein vernünftiges, welches ganz unabhängig von Allem, außer der Vernunft, selbst ist. Das moralische Interesse, d. i. das uneigennützige, absolut nothwendige Wohlgefallen an Allem, was vernünftig, was Recht und Pflicht ist. Die in jeder Menschennatur dazu liegende Anlage heißt das moralische Gefühl; 2) ein rein ästhetisches, rein sinnliches, freies, d. i. nicht auf objektive Gesetze gegründetes Interesse. Auch dieses ist, wie jenes, formal. Denn so wie der rein moralische Wille das Gute nicht um des Gegenstandes, seiner Absichten und Folgen willen, sondern um der Form seines Prinzips, d. i. der Vernunftmäßigkeit liebt: so interessirt sich ein Mensch für das Schöne nicht um des schönen Gegenstandes und seines Daseyns willen, sondern um seiner Form willen. Wenn ich sage: das Schöne ist ohne alles Interesse: so ist das der Materie nach, dem Daseyn des Gegenstandes nach, zu verstehen. Wenn ich hingegen sage, daß ich Interesse an dem Schönen und für das Schöne finde, so ist das von der Form, d. i. von der Art, wie der Gegenstand sich meiner Idee darstellt, und beide Ausdrücke widersprechen sich nicht. Dieses Interesse ist frei, d. h. es ist kein Gesetz da, das mir das Wohlgefallen an dem Schönen als nothwendig vorstellt. — Mittelbar sinnliches, empirisches Interesse ist dasjenige, wo das Wohlgefallen der Vernunft an einem Gegenstande, oder einer Handlung, nicht bloß von der Vernunft und ihrer Form, sondern auch von etwas Materialem, d. i. der Vorstellung von etwas Angenehmem oder in seinen Folgen Nützlichem abhängt. Dahin gehören 1) das logische Interesse, d. i. das Wohlgefallen an dem, was unsere Erkenntniß berichtigt und erweitert, um des intellektuellen Vergnügens willen; 2) das pathologische Interesse, das Wohlgefallen an einer Handlung, Begebenheit oder Sache, um des sinnlichen Genusses willen, der daraus für mich erwächst, z. B. wenn mir um meines gegenwärtigen Lebenstriebes willen die Vorstellung eines künftigen um desto angenehmer ist, jemehr ich mir dasselbe von alle dem befreit denke, was mir das gegenwärtige verbittert. Wenn sich der Landmann seiner wallenden Saat, um der reichen Ernte und um des davon zu erwartenden Gewinnstes willen freut: so ist dieses Wohlgefallen nicht ästhetisch, sondern pathologisch.

Interim. Ein solches gab als Provisorium nach der Unterdrückung des Schmalkalder Bundes den Protestanten Kaiser Carl V., bis zur Definitiventscheidung einer Kirchenversammlung. Die Idee war kühn, denn er hatte mit Protestanten die Protestanten bei Mühlberg besiegt. In Ungarn bedrohte ihn der Türken Macht, in Belgien die französische bei völlig erschöpften Finanzen. Die Reformation und der Wunsch ihrer Allgemeinheit hatte die Menge unter allen seinen Unterthanen und nur nicht den Kaiser ergriffen — und doch gab er das Interim, das Niemand genügte und eigentlich den Evangelischen von allen Neuerungen, nichts als den Kelch im Abendmahle und den Priestern die Ehe ließ. Dies bewog den Churfürst Moritz von Sachsen zum Krieg wider den Kaiser, erzwang den Passauer Vertrag 1552 und den Augsburger Religionsfrieden 1555, in welchem der Katholizismus gewann, daß nachher nicht mehr Hochstifter von protestantischen Bischöfen säkularisirt werden konnten. Im westphälischen Frieden opferte die katholische Kirche nicht ein einziges Bisthum auf, was nicht schon protestantisch geworden war.

Interjektion, in der Grammatik, ein Laut, welcher der Ausdruck eine Empfindung ist; als ach, ey, o. Die Grammatiker haben aus den

Interjektionen eine Regel, pars orationes, gebildet, welche indeß ganz unpaßlich ist.

Intermezzo, Zwischenspiel, giebt man während den Zwischenakten eines Schauspiels, um die Zuschauer zu unterhalten, in welcher Zeit die Schauspieler Athem schöpfen, oder ihren Anzug wechseln oder die Dekorationen verändert werden. In der alten Tragödie füllte als Intermezzo der Gesang der Chöre die Zwischenakten aus: doch besaßen sie auch kleine Stücke, durch welche der Uebergang von einem Drama zum andern gemacht wurde. Sie hingen gewöhnlich mit den Hauptstücken zusammen, und verbanden so das vorhergehende mit dem folgenden, deßwegen gaben auch Aristoteles und Horaz die Regel, daß sie aus dem eigentlichen Gegenstand hergeleitet seyn sollen; doch als man die Chöre aus den Stücken verbannte, wurden mimische Vorstellungen und Tänze ꝛc. an ihre Stelle eingeführt. In neuerer Zeit bestanden die Intermezzo's gewöhnlich aus Gesängen, Tänzen, Ballets, Musik-Chören und Symphonien. Unter Intermezzo versteht man auch kleine komische und burleske Stücke in Musik gesetzt, es sind Buffo-Opern, die mit dem Hauptstücke in keiner Verbindung stehen, gewöhnlich treten nur zwei Personen in derselben auf. Da sie keinen andern Zweck haben, als die Zeit lustig zu vertreiben, so macht die Kritik, wenn sie ihr Ziel erreichen, an sie keine große Forderungen. Die Italiener sind reich an solchen kleinen komischen Opern und zeichnen sich in dieser Gattung aus.

Internuntius ist 1) im römischen Kanzleistyle ein päpstlicher Gesandter zweiten Ranges, indeß der erste der Nuntius ist und Beide niemals von einem Laien verwaltet werden, wie denn überhaupt die päpstliche Regierung überall den Diener der Kirche, dem Diener des weltlichen Souveräns im Kirchenstaate, wenn er auch $2^1/_2$ Millionen Unterthanen hat, vortreten läßt. 2) Der österr. Gesandte am Hofe des Sultans zu Constantinopel.

Interpolation, 1) nennt der Philolog die vermuthete Einschaltung eines frühern Kritikers oder Commentators in einen griechischen oder lateinischen Schriftsteller. 2) Der Mathematiker das Einschalten eines Gliedes aus den Gliedern einer andern Reihe von Größe nach gewissen analytischen Regeln.

Interpretation die Auslegung und Erklärung eines Schriftwerks nach den Regeln, welche die Hermeneutik an die Hand gibt. Vergl. Exegese. Sie ward ehedem nur auf die Schriften der Alten, hauptsächlich der Griechen und Römer angewendet, die freilich, sowohl in Hinsicht der Sprache als der Sachen, ungleich mehr Schwierigkeiten darbieten, als die Werke der Neuern. Seitdem man aber unter uns angefangen hat, die Lesung deutscher Musterschriftsteller in den Kreis des Jugendunterrichtes mit aufzunehmen, ist auch der Interpretation derselben in den meisten und besten unserer Unterrichtsanstalten der verdiente Platz eingeräumt worden.

Interpunktion, der Gebrauch gewisser Schriftzeichen zur Trennung und Unterscheidung des nicht zusammen Gehörigen in einem oder mehrern Sätzen. Ihr nächster Zweck ist, die Deutlichkeit zu befördern; zugleich aber soll sie das mündliche Darstellen eines stylistischen Aufsatzes, durch Bezeichnung der Pausen und durch Hinweisung auf die innere logische Verbindung der einzelnen Sätze und Satztheile erleichtern. Das Alterthum kannte sie nicht; wie nöthig sie aber ist, zeigt folgender Satz: „Ich habe das Buch nicht aber dein Schreiben erhalten," der ohne Unterscheidungszeichen völlig unverständlich ist und erst durch das an die passende Stelle eingeschobene Komma einen Sinn erhält. Die Interpunktionszeichen sind: der Punkt (.), der das Ende eines Satzes bezeichnet, auch als grammatisches Zeichen bei Abkürzungen gebraucht wird; der Doppelpunkt, Kolon (:), das in längern, mehrgliedrigen Perioden den Vordersatz von dem Nachsatz trennt, die Worte

ankündigt, die in unserm oder eines Andern Namen unverändert angeführt werden und der Aufführung von Beispielen oder andern einzelnen Gegenständen vorausgeht; das Semikolon, der Strichpunkt (;), der hauptsächlich in ursächlichen, einschränkenden, entgegengesetzten und folgernden Perioden, namentlich vor den Bindewörtern: denn, nur, aber, allein, hingegen u. a. vorkommt und die längern Glieder einer Periode trennt; das Komma (,), welches die kleinern Satztheile, vorzüglich die kleinen eingeschobenen Sätze, auch Begriffe, die in gleichem Verhältnisse stehen, ohne durch und und oder verbunden zu seyn, von einander scheidet; das Frage- (?) und das Ausrufzeichen (!), deren Bedeutung der Name ausspricht; die Parenthese (), welche einen selbstständig eingeschobenen Satz von seinen Umgebungen unterscheidet, und endlich der Gedankenstrich (—), welcher die Aufmerksamkeit des Lesers auf den nächstfolgenden Gedanken rege macht. Die übrigen Schreibzeichen, wie das Anführungszeichen („), das Abbrechungszeichen (....), das Theilungszeichen (=) und der Apostroph (') haben keinen logischen, sondern bloß einen grammatisch-orthographischen Zweck. Uebrigens fehlt es noch an einer vollständigen Theorie der Interpunktion.

Interregnum, Zwischenreich, der Zeitraum von dem Abgang eines Regenten bis zur Wahl oder dem Regierungsantritt seines Nachfolgers. Es entsteht eigentlich nur in Wahlreichen; doch nennt man auch so jeden Zustand des Staats, wenn die physische oder moralische Person, welcher die höchste Gewalt anvertraut ist, die Regierung nicht fortführen kann oder will, und daher eine außerordentliche Staatsverwaltung eintritt. Wird aber ein Regent durch seine Jugend, durch Abwesenheit, Krankheit oder Gefangenschaft verhindert, das Staatsruder selbst zu führen, oder wird in einem Lande durch eine Revolution eine neue Regierungsform für die Zukunft eingeführt, so ist die Regierung, welche indessen statt findet, kein Interregnum. Da während desselben leicht Anarchie entstehen kann, so hat man in den Reichsgrundgesetzen in voraus die Personen bestimmt, welche die Verwaltung der öffentlichen Geschäfte übernehmen. In Deutschland wurden sie zur Zeit des Kaiserthums Reichsvikarien oder Reichsverweser genannt. Die goldene Bulle hatte dieses Recht der Reichsverweserschaft dem Churfürsten von Sachsen in den Ländern sächsischen Rechts, und dem Churfürsten von der Pfalz in den Ländern fränkischen Rechts, und in den Gegenden des Rheins und Schwabens ertheilt. In der deutschen Geschichte ist das große Interregnum (von dem Tode Conrads IV. 1254 bis zur Wahl Rudolphs I. von Habsburg 1273) sowohl durch seine lange Dauer, als durch den Kampf inländischer und auswärtiger Regenten um die Kaiserwürde bekannt. Es hatte eine allgemeine Anarchie und die Erneuerung des Faustrechts zur Folge, welche die mächtigen deutschen Fürsten zur Ländervergrößerung und höhern Unabhängigkeit benutzten. Wenn Rom keinen König, und unter der Republik keine Consuln und keinen Diktator hatte, so wählte das Volk einen Interrex, dessen Regierung nur 5 Tage dauerte, nach deren Verlauf er selbst einen Nachfolger ernannte.

Intervall, in der Musik, der Unterschied zwischen der Anzahl Schwingungen, welche durch einen tönenden Körper von einer bestimmten Größe und Form hervorgebracht werden, und der Anzahl, welche ein anderer größerer oder kleinerer hervorbringt. Auch nennt man den Raum von einem Tone zum Andern, Intervall; man theilt ihn in ganze, halbe und Viertelstöne ein; die noch kleinern Abtheilungen dazwischen nennt man Komma.

Intervention (Dazwischenkunft), in rechtswissenschaftlicher Hinsicht, wenn in einer zwischen zwei Parteien erhobenen Rechtssache einen dritten entweder freiwillig oder gezwungen, wenn von einem der rechtenden Theile darum ersucht, und er gerichtlich dazu geladen wird, den ansuchenden Theil,

der ſein Recht von ihm hat, zu vertreten. Seit den Congreſſen von Troppau, Laibach und Verona iſt das Wort Intervention auch in das Staatsrecht übergegangen, und bezeichnet die bewaffnete Dazwiſchenkunft des einen Staats in die innern Angelegenheiten des andern; anſtatt der ſonſt gewöhnlichen friedlichen Vermittelung. Im diplomatiſchen Ausſchuß jener Congreſſe ſprach ſich die Feſtſtellung des monarchiſchen Prinzips für die Ruhe der Völker und Sicherheit der Thronen und des Conformitätsſyſtems für die approximative Gleichheit der Staatsverwaltungsformen und monarchiſcher Auktorität aus. Als nun die Militärs in Spanien, in Neapel, Sardinien und Portugal wider die legitime Monarchie in ſoweit inſurgirten, daß ſie ſolcher oder den Central-Leitungen durch berufene oder ſogenannte Volksvertretungen gewiſſe Verfaſſungsformen vorſchrieben, welche gezwungen die monarchiſche Sanktion erhielten; ſo ſchien der Mehrheit der höhern Congreßmächte erſt eine Vermittelung und hernach eine bewaffnete Einwirkung zur Herſtellung des alten Zuſtandes mit Unterdrückung des vom Militär ausgegangenen Verbeſſerungsſyſtems, das nur vom Monarchen ſelbſt ausgehen ſoll, nöthig, als die Verblendung der Inſurrektionshäupter nicht den Muth hatte, gewiſſe Grundſätze des Repräſentativſyſtems nach dem Wunſche der Mediation ſehr zu mäßigen. Niemals haben die Congreßmächte in dem Zeitpunkte der Unterhandlung, ehe Oeſtreich und Frankreich ihre Heere, jenes nach Neapel und Piemont, dieſes nach Spanien marſchiren ließen, die vollkommene Reſtitution der abſoluten Monarchie verlangt; ſondern nur beabſichtigt, daß das Gegengewicht derſelben mehr in der ariſtokratiſchen als in der demokratiſchen Hand läge. Uebrigens ſind über die Theorie der erlaubten Intervention, England und die Continentalhöfe niemals ganz einig geweſen, und die Frage iſt noch unentſchieden geblieben, welche Entwickelung der Intervention gebührt, wenn die hergeſtellte Regierung die Rathſchläge der Mediation zur Herſtellung der Ruhe im Volke unbefolgt läßt. Wenn übrigens einige Höfe gewünſcht haben, ihre Wohlthat der Mediation auch auf inſurgirte Colonien jenſeits des Oceans auszudehnen; ſo ſcheint doch der transmarine Einfluß Großbritanniens, der Niederlande und der vereinigten Staaten, der alten Regierung zwar die Verſuche der Wiederunterjochung frei, jedoch keine direkte Hilfsleiſtung fremder Mächte zuzulaſſen. Unter den Aktenſtücken, die das Interventionsrecht nach der neueſten Staatspraxis betreffen, iſt vorzüglich wichtig des großbritann. Staatsminiſters Caſtlereaghs Rundſchreiben an die brittiſchen Geſandtſchaften vom 10. Jan. 1821 und die Cirkulardepeſche aus Verona den 14. Dez. 1822. In erſterem ſagt er unter andern: „Großbritannien erkennt die Intervention nur als eine Ausnahme von allgemeinen Grundſätzen in dem beſondern Falle der ſtärkſten Nothwendigkeit an; dieſe Ausnahme darf aber, ohne die äußerſte Gefahr, nicht als Regel aufgeſtellt werden, um ſie den Statuten des Völkerrechts einzuverleiben.“

Inteſtat-Erbe, ein geſetzlicher oder herkömmlicher Erbe, ohne daß durch ein Teſtament eines Erblaſſers ſein Erbrecht geſchmälert worden wäre. — **Inteſtat-Erbfolge**, die Erbfolge, ohne Regulirung durch ein Teſtament oder ein Codicill. Unſere Geſetze weichen hier ſehr mannichfaltig in allen Graden der Verwandtſchaft, und in den Rechten überlebender Ehegatten in den verſchiedenen Ständen der Socialverhältniſſe, von einander ab. Es iſt dies eine der Materien des Socialrechts, welche nicht philoſophiſch bearbeitet worden iſt und dennoch auf die Civiliſation und die bürgerliche Ruhe eines Staats den höchſten Einfluß hat, da es im Bedürfniſſe eines gut regierten Staats liegt, den zu großen Reichthum und die zu große Armuth der Staatsgenoſſen nach äußerſter Möglichkeit ohne Verletzung wohl erworbener Rechte zu verhindern.

Intoleranz, s. Toleranz.

Intonation bedeutet einen Gesang anfangen, den Ton angeben, worin er gehalten werden muß. Man sagt von einem Musiker, er hat eine richtige Intonation, wenn er die Intervallen der Musik mit Genauigkeit und Richtigkeit ausführt; dasselbe gilt von einem Sänger, der den Ton eines Gesanges richtig trifft, ihn weder zu hoch noch zu tief, weder zu stark noch zu schwach angiebt. Die richtige und reine Intonation ist daher eine unerläßliche Bedingung des guten Gesanges, und die schönste Stimme kann den für die Ohren der Zuhörer höchst unangenehmen Fehler der falschen Intonation nicht vergüten. Die Ursachen einer unreinen Intonation liegen entweder in der Stimme, oder im Gehöre oder in einer mangelhaften Uebung. Die Natur hat oft in der Organisation des Kehlkopfes unübersteigliche Hindernisse dem richtigen Intoniren entgegengesetzt, man kann zwar höchst selten angeben, in welcher fehlerhaften Bildung des Organs die Unfähigkeit, richtig und rein zu intoniren, bestehe; daß sie aber ihren Grund in der Struktur des Kehlkopfes haben muß, beweist die Erfahrung: denn bei einem gebildeten Ohre, bei angestrengter Uebung gelang es Manchem nicht, diese Kunst sich zu erwerben, selbst ein guter Sänger mit einer künstlerisch ausgebildeten Stimme kann in eine augenblickliche falsche Intonation verfallen, aus der er, aller angewandten Mühe ungeachtet, sich nicht wieder herauszufinden vermag. Vielleicht waren in diesem Falle die Nerven des Kehlkopfes zu sehr oder zu wenig reizbar, und wirkten hierdurch zu stark oder zu gering auf die Muskeln und Bänder des Sprachorgans, durch dessen Erweiterung und Verengerung, Herauf- und Herunterziehen die Höhe und Tiefe, die Stärke und Schwäche der Stimme hervorgebracht wird. Ein ungebildetes Ohr ist häufiger noch als eine mangelhafte Organisation des Kehlkopfes der Grund des falschen Intoniren. Auch hier kann eine wenig günstige Constitution der Gehörwerkzeuge die Ursache des Mangels eines feinen musikalischen Gehörs seyn, und dann hilft keine Uebung, keine Bildung diesem Uebel ab, durch beide vermag nur dann ein Sänger sich eine richtige Intonation zu erwerben, wenn die Natur hülfreiche Hand der Kunst bietet. Eine falsche Intonation entsteht ferner aus Mangel an Uebung im Gesange oder wird auch durch eine fehlerhafte Schule veranlaßt. Auf das Studium der reinen Intonation, so eine nothwendige Bedingung es auch zur Erlernung des Gesanges ist, wird in Deutschland weniger als in Italien verwandt; überdies strengen nicht selten die Lehrer die Stimme ihrer Lehrlinge gleich anfangs durch zu schwere Arien, und geschwinde Stücke an, und verderben hierdurch an der Intension der Stimme, was sie etwa an Extension gewinnt. Zu einer reinen, kräftigen Intonation gehört Festigkeit und Ausdauer des qualitativen Tones, und dieser ist der Grundpfeiler des schönen Gesanges; da hingegen ohne sie die reichste und umfassendste Quantität der Töne unangenehm ist. Die Intonation der Instrumente ist nicht viel geringeren Schwierigkeiten unterworfen; doch die der Saiteninstrumente weniger als der Blasinstrumente. Bei jenen hängt die Richtigkeit der Intonation bloß von dem Instrumente und der Fertigkeit des Armes ab; bei dieser hingegen kommen neben dem Instrumente, auf welche die atmosphärischen Veränderungen großen Einfluß haben, und dem Künstler keine geringen Hindernisse in den Weg stellen, auch die Trockenheit, Feinheit und Wulstigkeit der Lippen in Betracht.

Intrade (entrata ital., franz. entrée) ist ein aus vollständiger Instrumentalmusik bestehender Satz und Eingang eines größeren Tonstücks oder einer feierlichen Handlung und wird gewöhnlich jetzt durch einen dreifachen Tusch der Trompeten und Pauken bezeichnet. Vormals bezeichnete den Eingang ein Schmettern der Trompeten, welches sich in ein sanftes Anhalten der Dominante ihrer Terzen und Quinten endete. Durch den Eingang wer-

den die Anwesenden auf den Anfang der folgenden musikalischen oder theatralischen Handlung aufmerksam gemacht.

Introduktion heißt in der Musik, die Einleitung des Gesangstücks, welche nach der Ouverture in deutschen und italienischen Opern folgt.

Invaliden heißen diejenigen Soldaten, die zu wirklichen Kriegsdiensten nicht mehr tüchtig sind. In den meisten Staaten werden sie zur Belohnung der ihrem Vaterlande geleisteten Dienste auf öffentliche Kosten in besonders dazu eingerichteten Gebäuden lebenslänglich unterhalten. Solche Anstalten findet man schon bei den Athenern und Römern; im Mittelalter wurden die Invaliden eine lange Zeit in den Klöstern versorgt. Das erste Invalidenhaus wurde in Frankreich errichtet, wo König Philipp August zuerst den Plan dazu entwarf, den er aber wieder aufgab, als der Papst Innocenz IV. nicht erlauben wollte, daß diese Anstalt unter der Gerichtsbarkeit des Bischofs stehe. Erst Ludwig XIV. führte denselben aus, und stiftete 1669 ein prächtiges Invalidenhaus zu Ende der Vorstadt St. Germain in Paris. In demselben werden die Offiziere und gemeine Soldaten unterhalten, welche in königlichen Diensten verstümmelt, oder altersschwach geworden sind. Es hat eine eigene Kirche, einen Gouverneur, Major und andere Offiziere. Man hält nicht nur Wache in demselben, sondern beobachtet auch alles andere, was in einer Festung zu geschehen pflegt. Es werden 3000 Gemeine und 500 Offiziere darin verpflegt. Sie gehn sämmtlich blau gekleidet und die Offiziere tragen eine silberne Chalone auf dem Rocke und Degen. Außer der Dienstzeit darf Niemand einen Degen tragen. Sie werden in vier Sälen gespeiset, in deren jedem 600 Teller aufgetragen werden. Die Offiziere schlafen zu zweien in einer Kammer, aber in besondern Betten; die Gemeinen, zu vieren oder sechs beisammen, aber jeder in einem eigenen Bette. Die Krankenstuben sind mit 300 Betten versehen, und die Kranken werden mit Allem sehr wohl versorgt. Die Kirche ist ein herrliches Gebäude, und die darauf stehende Kuppel wird für die schönste in Frankreich gehalten. In den Stürmen der Revolution hat diese Anstalt sehr gelitten, ist aber während des Kaiserthums zweckmäßiger als je eingerichtet worden. Das große Invalidenhaus zu Berlin, mit der schönen Inschrift: Laeso et invicto militi ist 1748 von Friedrich II. gestiftet worden.

Inventarium, jedes Verzeichniß gewisser Sachen; insbesondere a) ein, unter öffentlicher Autorität, d. i. durch ein Gericht oder durch einen Notar nebst Zeugen, gefertigtes Verzeichniß der zu dem Vermögen einer Person gehörigen Sachen; b) der Inbegriff derjenigen Dinge, welche bei Bewirthschaftung eines Landguts nöthig und zu diesem Behuf bei selbigen vorhanden sind. Diese Dinge, als Vieh, Ackergeräthschaften u. dergl., werden auch Schiff und Geschirre genannt, und als ein Zubehör des Guts betrachtet.

Inversa methodus tangentium (umgekehrte Methode der Berührenden) nennt man das Verfahren in der analytischen Geometrie aus gegebenen Eigenschaften der Berührenden an einer Curve oder ihren Normalen, die Gleichung für die Curve selbst zu finden. Die direkte Methode der Tangenden leitet das Gesetz der Construktion aus der gegebenen Gleichung der Curve her.

Investitur (feierliche Einrichtung, Einsetzung) wird besonders diejenige Belehnung genannt, durch welche Bischöfe und Aebte in den Besitz der geistliche Güter eingesetzt wurden. Diese Belehnung geschah anfangs von den Fürsten; da sich diese aber nicht bloß damit begnügten, den Bischöfen und Aebten die Zeichen der Belehnung (Ring und Krummstab) zu überreichen, sondern sich auch einen Einfluß auf die Besetzung dieser Aemter anmaßten; so griff der Papst Gregor VII. zu Ende des 11. Jahrh. das Investiturrecht der Fürsten an, und veranlaßte dadurch einen langwierigen Streit zwischen

Kirche und Staat, der erst 1222 durch das Wormser Concordat (vergl. d. Art.), zum Vortheil der Kirche geendigt wurde.

Invocavit, der zweite Sonntag in der Fasten, von dem Anfange der Antiphone aus dem 91sten Psalm, invocavit et me ego exaudiam, er hat mich angerufen und ich will ihn erhören, also genannt.

Involute (besser Involvirende) wird in der Geometrie eine Curve genannt, die durch die Abwickelung einer andern erzeugt wird; auch 2) Involutio quantitatum, die Erhebung der Größen zu Dignitäten, oder das Finden eines Produktes, welches herauskommt, wenn man eine Zahl mit sich selbst multiplicirt, z. B. 2 wird zu einer Dignität erhoben, wenn man das Produkt aus 2 in 2 d. i. 4 findet; 3) Verwickelung, Verflechtung.

Jo, die berühmte Geliebte des Jupiter. Ueber ihre Aeltern herrschten schon unter den Alten die größten Widersprüche. Ihr Vater wird bald Inachus, bald Argus Panoptes, bald Jasus, bald Piren geheißen; so wie ihre Mutter bald Pitho, bald Ismene, bald Leukane, bald Argia genannt wird. Jo war ungemein schön. Daher verliebte sich Jupiter selbst in sie und machte ihr Anträge, Jo aber floh ihn. Jupiter warf daher einen dichten Nebel über sie oder verwandelte sich in einen Stier, und mißbrauchte sie auf diese Art. Juno, welche dieses gewahr ward, kam ihrem Gemahl nach, der denn die Jo sogleich in eine schöne weiße Kuh verwandelte. Juno bat sich listig diese Kuh zum Geschenke aus, und Jupiter, um Verdacht zu vermeiden, konnte sie ihr nicht abschlagen. Sobald Juno im Besitz derselben war, setzte sie den hundertäugigen Argus zum Wächter derselben. Jupiter trug dem Merkur auf, die Kuh dem Argus zu entführen. Dieser suchte anfangs nur die Kuh zu stehlen. Allein Hierax verrieth ihn und nun erschlug er den Argus mit einem Steine, und trug den Namen Argiphontes davon. Ovid erzählt: Merkur machte sich als ein wandernder Hirte zu dem Argus, und spielte ihm dabei so lange auf seiner Flöte vor, bis Argus entschlummerte, da er ihm mit seinem stichelförmigen Schwerte den Kopf abhieb und ihn dann von dem Felsen herabstürzte. Juno jagte die Jo aber durch Furcht oder durch Wahnsinn oder durch eine gesendete Bremse, Oistros (wenn nicht dies griech. Wort, welches auch Wahnsinn bezeichnet, Veranlassung zu diesem Mißverständniß gab), auf dem ganzen Erdboden umher. Sie kam zuerst zum ionischen Meer, in welches sie sprang, und ihm von sich den Namen gab, dann nach Illyrien. Von da setzte sie über den Hämus, lief durch Thrazien und schwamm durch den von ihr benannten thracischen Bosporus nach Asien über, und streifte so durch Scythien über den Caucasus durch alle Länder Asiens, bis sie nach Aegypten kam, wo sie auf die Knie fiel und ihren Verführer um die Befreiung von ihrem Elende bat. Hier strich sie also Jupiter mit der Hand über den Rücken. Sie erhielt ihre vorige Gestalt wieder, gebar den Epaphus, und ward endlich in diesem Lande als die Göttin Isis verehrt. Doch ehe sie zu dieser Würde gelangte, entführte ihr noch Juno durch die Cureten, welche Jupiter dafür mit dem Blitze erschlug, ihren Sohn. Sie suchte ihn lange vergeblich, bis sie ihn endlich in Syrien wieder fand. Sie heirathete darauf den Telegonus, und ward endlich Göttin. Eine uralte Fabel, die Dichtung und Einmischung einer fremden Mythologie der Aegypter schon frühe entstellte. Den Grund derselben findet Heyne sehr eindringend in dem Namen. Ioh heißt bei den Argyptern der Mond, und Eustathius sagt uns, daß die Argiver ihn ehemals eben so hießen. Daher konnten die Arkadier sich mit Recht älter nennen, als der Mond (προσελήνους) das ist älter, als seine Verehrung in Argos war. Nun wissen wir aus Eusebius und Clemens Alex., daß des Pirandis Tochter, die sie freilich Callithoe und Callethyia nennen, die erste Priesterin der Juno zu Argos war. Juno, Venus Urania und Selene ist aber ein und dasselbe; so wie von je-

her die kleinen Kuhhörner, womit auch der Jo Bildsäule zu Ninive geziert war, das Symbol des Mondes waren. Der wahre Aufschluß dieses Mythus von der Jo und ihren Wanderungen ist im Kampfe eines zwiefachen Gottesdienstes zu suchen. Hug hat den Hauptpunkt auf ähnliche Weise gefaßt, nur daß er in so weit etwas abweicht, als er sagt: die Aegyptische oder Lydische Mondgöttin hatte die Eifersucht der Pelasgischen erregt. Es hatten demnach die Pelasger schon ihre Juno verehrt, als ihnen die Jo bekannt wurde, und widersetzten sich der neuen Göttin der Inachiden. Die am schwersten zu lösende Erzählung übkr den Argus und besonders den Argustödter, Mercurius, versucht er nun so zu erklären: Juno war die Göttin des Monats; Jo des Mondjahrs, welches keine günstige Aufnahme zu Argos fand. Doch verwarf man die neuen Kenntnisse nicht schlechtweg, die Jo wurde von hundert Augen zu Argos beobachtet, die alle der Juno ergeben waren, und am Ende der bessern Einsicht gehorchten. Dieses ist der von der eifersüchtigen Juno bestellte Wächter, der vom Mercurius erlegt wurde, dem Freunde des Erkenntnisses und Beschützer der Künste. Von nun an verließ Jo das Argolische Gebiet, durchwanderte mehrere Völkerschaften bis in den hohen Norden hinauf und längst der Küste des westlichen Asiens. Das Mondjahr wurde mehreren Ländern und entfernten Völkern zugeführt. Wie einst Osiris den Zug um die Welt machte, bis nach Indien und drang über Vorderasien nach Europa ging und endlich nach Hause zurückkehrte, so hatte schon früher Jo eine gleich Wanderung unternommen, bis sie nach langer Irre Aegyptenland, woher sie gekommen war, wieder erreichte. Dort gebar sie an den Ufern des Niles den Epaphos. Wer dieser Sohn ist, berichtet Vater Herodot: die Griechen, sagt er, nennen den Apis in ihrer Sprache Epaphos. Apis ist das sichtbare Bild des Osiris als Gott des Sonnenjahres. Dem Sonnenjahre ging das Mondjahr voraus, veranlaßte seiner Erfindung, verhalf ihm zum Daseyn, und ward seine Mutter. Aber so wie ein Sonnenjahr, so unvollkommen es seyn mochte, zu Stande gekommen war, hatten die Wanderungen der Jo ein Ende. Sie genoß der Ruhe, wurde, wie der Mythus hinzugesetzt, in Aegypten Isis genannt, und überließ es nun dem Gotte des Sonnenjahres, Reisen und Heerzüge zu unternehmen.

Joch, ein jeder horizontale, auf senkrechten Hölzern ruhende, zum Tragen bestimmte, Balken; 2) an hölzernen Brücken das Gerüst, worauf dieselben ruhen; 3) die Weite zwischen zweien solchen Jochen; 4) ein hölzernes Geschirr, an welchem die Ochsen ziehen, und welches Hals-Joch heißt, wenn es am Halse, Kopf-Joch hingegen, wenn es vor der Stirn befestigt ist; 5) ein paar, vermittelst des Joches, mit einander verbundene Ochsen; 6) ein Feldmaß von 416⅔ rheinischen Quadratruthen, nach welchem im Oestreichischen das Ackerland gemessen wird.

Johannis-Feuer, ein Feuer, welches der gemeine Mann in einigen Gegenden in der Nacht des Johannistages aus Aberglauben anzuzünden und darüber zu springen pflegt; 2) das Anzünden eines Büschleins geweihter Kräuter am Johannistage, wovon der Dampf den Teufel, die Gewitter und alle Hexereien vertreiben, und das Haus das ganze Jahr davor bewahren soll.

Jokaste, die unglückliche Mutter und Gemahlin des Oedipus. Homer nennt sie Epikaste. Sie war die Tochter des Menoreus, die Schwester des Creon, und die Gemahlin des Lajus, Königs von Theben. Die älteste Erzählung ihrer Geschichte liefert Homer. Unwissender Weise brachte Oedipus seinen Vater um; und nach Lösung des Räthsels der Sphinx vermählte sich unwissend Epicaste mit ihrem Sohne. Sie erfuhr das Unglück und erhängte sich. Die Tragödie, die Sophocles unter ihrem Namen schrieb, ist verloren gegangen. S. Oedipus.

Jole, s. Hercules.

Jon, der berühmte Stammvater der Jonier, der Sohn des Xuthus und der Creusa, einer Tochter des Erechtheus. Er verhielt sich in dem Kriege, den sein Großvater gegen die Eleusiner führte, als Feldherr sehr tapfer, und schlug den Eumolpus, den Anführer der Feinde. Bald darauf gab ihm der König der Aegialenser, Selinus, seine Tochter Helice. Er erbaute das nach seiner Gemahlin benannte Helice, und erbte das Reich ihres Vaters. Von ihm nahmen dann die Einwohner den Namen Joner an, und man zeigte in Achaja zu Curia Potamo sein Grab. Er soll diese Ehre sich besonders durch seine Tapferkeit gegen die Eleusiner erworben, als König aber die Athener in die Zünfte der Ackersleute, Handwerker, Priester und Vorsteher getheilt haben. Andere machen ihn nur zu einem Schiedsrichter zwischen den Söhnen des Erechtheus. Noch mehr verändert Euripides in dem von ihm benannten Trauerspiele die Fabel. Creusa, dies ist ihr Inhalt, ward in einer Höhle von Apollo verführt, ward schwanger und gebar einen Sohn, den sie in einem Kästchen mit allerhand Kleidungsstücken in jene Höhle setzen ließ. Apollo, ließ das Kästchen durch den Merkur nach Delphi bringen, wo eine Priesterin den Knaben erzog. Unterdessen vermählte sich Creusa an den Xuthus. Da dieser keine Kinder zeugte, befragte er das Orakel, daß ihn benachrichtigte, das erste Kind, welches ihm, wenn er aus dem Tempel ginge, begegnen würde, werde sein Sohn seyn. Xuthus entsann sich, einst mit einer Unbekannten in Delphi vertraut geworden zu seyn, fand beim Austritt aus dem Tempel den Jon, gab ihm von ἐξιόντι den Namen und nahm ihn zum Sohne auf. Allein Creusa, die da glaubte, das Kind einer vormaligen Geliebten ihres Gemahls werde ihr untergeschoben, ward erbittert und ließ ihm bei einem Gastmahle, das seinetwegen angeordnet war, einen Becher voll Gift reichen. Zum Glück goß ihn Jon für die Götter aus. Jetzt flog eine Taube herbei, trank, und starb auf der Stelle. Der Mundschenk ward nun angegriffen und bekannte auf Creusen. Sie floh zum Altare des Apollo, Jon wollte sie herabreißen. Indem erschien die Priesterin mit dem Kästchen und enträthselte Alles. Xuthus aber gab sich zufrieden, weil ihm Minerva versicherte, daß er bald selbst Söhne erhalten werde. Als endlich die latein. Mythen in die griechischen eingemischt wurden, vermengte man diesen Jon mit dem Janus (s. d. Art.). Vergl. Wielands Grundriß und Beurtheilung der Tragödie Jon von Euripides im N. Att. Mus. Bd. 1 H. 1. S. 3—46. und desselben Erläuterungen zur Uebers. des Jon im 4. Bd. des Att. Mus.

Jonien, 1) der zweite Namen des nachherigen Achaja. 2) Das Land, in welchem sich die Jonier in Kleinasien anbaueten. Es erstreckte sich zwischen den Flüssen Hermus (jetzt Sarabat) und Mäander (jetzt Minder) längst der Küste, den Inseln Samos und Chios gegenüber. Gegen Mittag gränzte es an Karien, gegen A. an das ägäische Meer, gegen Mitternacht an Aeolien und gegen Morgen an Lydien und einen Theil Kariens. Durch Handlung, Schifffahrt und Ackerbau war das Land einer der blühendsten. Es enthielt zwölf Städte, die zusammen einen Vergleich schlossen, der unter dem Namen des ionischen Bundes bekannt ist. Die ionischen Städte waren Phocäa (jetzt ein Dorf Foggia), das noch blühende Smyrna, Clazomene, auf dessen Ruinen Vourla oder Kelisman steht; Erythrä (jetzt Eretri) Chalcis, Tejos (jetzt Bodrun), Mynesus (jetzt Psili), Lebedus (jetzt Karabasch), Colophon (jetzt Altoboscо), Ephesus (jetzt Aja Soluk), Priene, Myus und Miletus (jetzt Palatscha). Ephesus war unter diesen die vornehmste, und die Hauptstadt von ganz Kleinasien. Die Regierungsform der Jonier war anfangs auch monarchisch, indem sie von mehreren kleinen Königen beherrscht wurden; aber bald wurde sie in eine demokratische verwandelt. Jede einzelne Stadt machte einen eigenen Freistaat aus; doch vereinigte alle ein gemeinschaftliches

Band zu einem Ganzen. Der ionische Bund wurde geschlossen, als Medien und andere asiatische Reiche mächtig zu werden anfingen. Die Abgeordneten jeder Stadt kamen alle Jahre bei einem Tempel des Neptun zusammen, welcher in einem heiligen Hain am Fuße des Berges Mykale, nicht weit von Ephesus, sich befand. Nach einem feierlichen Opfer, wobei ein Jüngling aus Priene den Vorsitz führte, berathschlagte man sich über die gemeinschaftlichen Angelegenheiten. Ueber Joniens Geschichte s. Griechenland und Troja.

Jonicus, s. Rhythmus.

Jonische Inseln. Dieser 1815 neu erstandene Freistaat besteht aus 7 größeren und mehreren kleineren Inseln, wovon die wichtigsten Corfu, Paxo, Sta Maura, Thiaki, Cefalonia und Zante, zwischen 38° und 40° N. B., an der westlichen Küste von Griechenland im ionischen Meere, daher ihr Name, liegen; eine aber, Cerigo, an der südlichen Spitze von Morea. Die meisten dieser Inseln bildeten zur Zeit der Blüthe Griechenlands eigne, zum Theil mächtige Freistaaten. Mit dem übrigen Griechenland geriethen sie unter die Herrschaft der Römer und später der byzantinischen Kaiser. Im 13. Jahrh. bemächtigten sich die Könige von Neapel derselben: im 14. die Venezianer, welche ihre Herrschaft bis zum Untergange ihres eigenen Staates 1797 behaupteten. Sie beherrschten sie durch venezianische Provveditoren (Statthalter), und nach den Grundsätzen ihrer argwöhnischen Politik blieben diese Inseln bis auf die neueste Zeit beinahe unbekannt und von dem Verkehr mit Europa ausgeschlossen. Den Franzosen wurden diese Inseln 1799 von den Russen und Türken wieder entrissen und nach dem Wunsche Kaiser Pauls aus ihnen eine Republik der 7 vereinigten Inseln unter dem Schutze der Pforte errichtet. In diesem Zustande, von russischen Besatzungen bewacht, blieben sie, doch nicht ohne innere Unruhen, bis 1807, wo sie wieder an Frankreich fielen; doch konnten sich die Franzosen nur auf Corfu behaupten, die übrigen Inseln wurden ihnen von den Engländern entrissen. Seit 1815 bilden sie nun, nach einer Uebereinkunft der größeren Mächte, einen unabhängigen Freistaat, unter dem Namen: vereinigte Staaten der ionischen Inseln, und stehen unter dem alleinigen Schutze Englands, welches auch Besatzungen in den Festungen unterhält. Die allgemeinen Angelegenheiten werden von einem Senat von 13 adeligen Mitgliedern, welcher auf Corfu seinen Sitz hat, berathen; jede Insel hat bis jetzt noch ihre eigne Verfassung. Alle diese Inseln zusammengenommen enthalten auf etwa 44 Q. M. 187.000 Einw., meistens Griechen, unter denen aber viele Italiener und Juden leben. Die Religion der Mehrzahl ist die griechische; doch leben auch viele Katholiken in den Städten. Die Sprache ist ein durch Beimischung vieler italienischen Wörter verdorbenes Griechisch. Der Boden ist fast durchaus gebirgig, ohne Waldung, mit wenigen Bäumen und Quellen, fast überall den Erdbeben ausgesetzt, dabei aber doch nicht unfruchtbar. Das Klima ist sehr milde. Getreide und andere Nahrungsmittel reichen kaum auf 3—4 Monate zu und müssen aus andern Ländern herbeigeschafft werden; dagegen sind diese Inseln überaus reich an Oliven und Wein, letzterer vorzüglich von der Art, welche man uva passa nennt und die Korinthen liefert. Dies sind bei weitem die Hauptprodukte und die Hauptquellen des Wohlstandes für die Einwohner. Außerdem werden noch schönes Obst, Südfrüchte und Baumwolle gewonnen. Die ärmeren Einwohner gehen jährlich nach Morea und Griechenland und helfen dort bei der Ernte; Fischerei und Seefahrt beschäftigen ebenfalls viele Hände. Handel und Betriebsamkeit haben in der neuesten Zeit sehr zugenommen; wie denn überhaupt erst durch den häufigern Verkehr mit Franzosen und Engländern hier europäische Cultur einheimisch geworden. Unter Englands Schutz und Lord Guilfords weiser

Fürsorge entwickelte auf diesem Inselstaat sich der griechische Geist zu allmähliger Reife. Am 29. Mai 1824 ward zu Corfu die ionisch-griech. Universität feierlich eröffnet. Sie besteht aus 4 Fakultäten, der theologischen, der juristischen, der medizinischen und der philosophischen. Ihr Kanzler ist Lord Guilford. Die Vorlesungen werden im Neugriechischen gehalten. Unter den Professoren zeichnen sich aus: Bámdas aus Skios, der Literator Asopios, und Piccolo, der über die neuere Philosophie Vorlesungen hält.

Jota ist der griechische Buchstabe J; seine Einfachheit hat zu der sprachwörtlichen Redensart: es fehlt kein Jota d. h. Nichts, Veranlassung gegeben.

Iphigenia stammte aus dem verhängnißvollen Geschlechte des Tantalus, und wurde von Agamemnon mit Klytämnestra erzeugt. Der Fluch der Götter, der das ganze Geschlecht verfolgte, berührte auch das unschuldige Leben der Jungfrau. Als die griechischen Schiffe in Aulis versammelt waren, um den Raub der schönsten Frau zu rächen, hielt Artemis die Eilenden zurück, und des Sehers Mund offenbarte, daß die Göttin erzürnt sey auf den Führer Agamemnon, weil er ihr ein geliebtes Wild erlegt, und daß sie nur durch den Tod der ältesten Tochter des Königs versöhnt werden könne. Iphigenia wurde mit der Mutter in das Lager gelockt, vor den Opferaltar gerissen und ihr unglückliches Haupt der zürnenden Göttin geweiht. Schon hatte der Priester das Beil erhoben und den Streich vollführt, als das blutige Haupt einer Hirschkuh im Sande lag. Denn die Göttin war besänftigt, und ihr Herz von der unschuldigen Jungfrau gerührt worden; sie hatte sie entrückt, und in einer Wolke gehüllt auf den Armen des Windes über das Meer nach Tauris gebracht. Dort wurde sie ihre Priesterin, und lebte fern von der süßen Heimath ein einsames trauriges Leben an dem unwirthbaren Strande, wo jeder Fremde als ein blutiges Opfer an dem heiligen Altare der Artemis fiel. Als ihr Bruder Oreste, wegen des Muttermordes von den Rachegeistern verfolgt, das graue Ufer des Todes betrat, sollte er auch geopfert werden, und sie den Opferstahl in das Herz des Angekommenen stoßen. Sie aber erkennt den geliebten Bruder, rettet ihn durch List und entflieht mit ihm, raubend das heilige Bild der Artemis, an welchem des Bruders Heil geknüpft war, in das lang entbehrte Vaterland. — Vielfach ist diese Sage von ausgezeichneten dramatischen Dichtern behandelt worden; im Alterthume von Euripides in dessen beiden Tragödien; Iphigenia in Aulis und Iphigenia in Tauris, deren erstere Schiller nachgebildet hat. Denselben Namen führen auch zwei Opern, von dem großen deutschen Componisten Gluck. Auch hat diese Sage Veranlassung gegeben zu der herrlichen Tragödie Göthe's Iphigenia in Tauris, in welcher die schöne Griechenwelt wieder ins Leben getreten zu seyn scheint.

Ipsarioten, Hydrioten, Spezzioten, s. Spezzioten.

Irak Adschemie, s. Persien.

Irak Arabi, oder das Land der Araber, der südliche Theil Mesopotamiens, das alte Babylonien.

Iran, s. Persien.

Irene (Hore), s. Horen.

Irene, Kaiserin von Konstantinopel, aus Athen gebürtig, von armen Aeltern, zog durch ihre Schönheit die Blicke des Kaisers Leo IV. auf sich, der sich mit ihr 769 vermählte. Nach dem Tode desselben führte sie, während der Minderjährigkeit ihres Sohnes Konstantin VI. Porphyrogenetes, die Regierung, hielt 787 die zweite Kirchenversammlung zu Nicäa gegen die Bilderstürmer (s. d. Art.), schickte auch Truppen gegen Karl den Großen nach Italien, die aber in Calabrien 788 geschlagen wurden. Als Konstantin

herangewachsen war, entfernte er seine Mutter von den Staatsgeschäften; doch durch mancherlei Ränke bemächtigte sie sich der Zügel der Regierung von Neuem und ließ, um von ihrem Sohne Nichts mehr fürchten zu dürfen, demselben 797 die Augen ausstechen. Die Oheime desselben ließ sie ermorden und die ihm treuen Diener wurden verbannt. Um ihre Macht im Morgen- und Abendlande zugleich zu befestigen, soll sie sogar den Plan gehabt haben, sich mit Karl dem Großen zu vermählen. Schon war diese Verbindung dem Abschluß nahe, als der Großschatzmeister Nicephoros sich zum Kaiser aufwarf und sie nach der Insel Lesbos verbannte (802), wo sie den 9. August 803 starb.

Iris, eigentlich der Regenbogen, den aber die Griechen als eine besondere Göttin verehrten, die wegen der Schnelligkeit, womit der Fuß des Regenbogens die Erde zu berühren scheint, während sein Haupt noch in den Wolken schwebt, für die Botschafterin der Götter, insbesondere der Juno gehalten wurde. Auch war der Regenbogen der Pfad, auf welchem die Iris vom Olymp zur Erde herunterstieg, und wieder in jenen zurückkehrte. Sie war eine Tochter des Thaumas und der Elektra, einer von den Töchtern des Oceans. Ihren Aufenthalt hatte sie am Throne der Juno, deren Befehle sie den übrigen Göttern und den Sterblichen überbrachte. Nicht weniger war sie auch die Geschäftsträgerin des Jupiter und anderer Götter. Auch Helden schicken sie bei Homer in ihren Angelegenheiten an die Götter. Auf Achilles Bitte z. B. eilt sie in die Wohnung der Winde, und ruft sie herbei, um das Feuer beim Scheiterhaufen des Patroklus anzufachen. Die vom Diomed verwundete Venus führt sie in dem Wagen des Mars nach dem Olymp zurück, wo sie die Pferde selbst abschirrt, und ihnen Futter vorwirft. Sonst hatte sie auch beim weiblichen Geschlechte eben die Geschäfte, wie Merkur beim männlichen, nämlich die Auflösung der Sterbenden, und ihre Hinabführung in die Unterwelt. Man bildete sie in jugendlicher Gestalt mit goldenen oder safrangelben Flügeln. Auch wird der Augenring, oder der farbige Ring um den Augapfel Iris genannt; so wie Irissteine gewisse Crystalle oder Quarze, welche die Farben des Regenbogens spielen.

Irkutzk, die Hauptstadt des Gouvernements gleiches Namens in Sibirien an der größten Wurzel des Jenisei, an der Angara gelegen, von Petersburg 900 d. Meilen entfernt. Ihre Lage ist angenehm, besonders durch den Zusammenfluß jener beider Flüsse, wozu noch die kleine Ouschakoffka beiträgt. Sie enthält 2800 Häuser und die Straßen sind größtentheils regulair. Die Bevölkerung beträgt gegen 20.000 Einwohner. Sievers fand den Anblick der Stadt gegen die 12 schön gebauten steinernen Kirchen hin prächtig. Man sieht hier in 283 Boutiquen allen Luxus der trefflichsten Pelzereien Sibiriens und der Ostsee-Inseln; ferner die schönsten chinesischen Zeuge, Porzellane, Papiere, lackirte Sachen, Theesorten und hundert Spielereien dieses sonderbaren Volks, neben den russischen und andern europäischen, besonders englischen Manufakturwaaren. Im Großen wird dies Alles auf dem eigenen Bazar oder Marktplatz, längst jenem kleinern Flusse durch das bunte Gemisch von Russen, Kosacken, Chinesen, Buräten, Jakuten, Tunguſen und andern tatarischen Völkerschaften, jede in ihrer eigenen Tracht, auf das interessanteste belebt. Irkutzk hat aber noch höheres Verdienst um die wilden Regionen. „Sie ist der Hauptsitz, oder vielmehr die Quelle der Anstalten für Verbesserung der Lage von Sibiriens Nomaden, und dort der anhebenden Kultur und Industrie. Hier sieht man ein Seminarium und den Sitz des Bischofs, eine Volksschule, eine öffentliche Bibliothek, ein Naturalienkabinet, wie auch ein russisches Theater, dessen Schauspieler fast alle Eingeborne sind. Auch finden sich hier Salzsiedereien von den nahe gelegenen Salzquellen; Branntweinbrennerei, Glas-

fabrik, Juftenfabrik ꝛc. Das geſellſchaftliche Leben iſt ſehr angenehm; Bälle, Comödien und große Diners wechſeln, beſonders im Winter, mit einander ab. Der bedeutende Reichthum vieler Kaufleute gibt dem Ganzen eine Heiterkeit, welche nur allein der Wohlſtand hervorzubringen im Stande iſt. Die Lebensmittel ſind wohlfeil, ebenfalls die chineſiſchen Seidenwaaren, ja ſogar das engliſche Tuch; nur der Wein iſt ſehr theuer. Die Gaſtfreundſchaft erſetzt den Mangel der Wirthshäuſer. In Rückſicht des Handels ſind hier noch bemerkenswerth ſowohl die amerikaniſche Compagnie, als noch mehr ein eigenes Inſtitut zum Unterricht mehrerer jungen Leute im Japaneſiſchen und in Allem, was zur Schifffahrt und dem Handel nach Japan erforderlich iſt. Seit 1764 ward dieſe japaniſche Navigationsſchule errichtet.

Irland, Ireland, von den Einwohnern ſelbſt Eirin oder Erin genannt, woraus die ſchon den Alten bekannten Namen Ierne, Juverna, Overnia, am gewöhnlichſten aber Hibernia, gemacht worden, iſt die zweite der beiden großen brittiſchen Inſeln, von England und Schottland durch das iriſche Meer, oder den Kanal von St. Georg getrennt. Sie enthält 1514 Q. M. und über 6 Millionen Einw., wovon mehr als $^2/_3$ Katholiken ſind. Nur in Süden und Norden befinden ſich einige nicht bedeutende Gebirgszüge; bei weitem der größte Theil der Inſel iſt flach und ſumpfig, daher auch hier die Feuchtigkeit des Klima's den höchſten Grad erreicht, und dennoch giebt es in Irland weder Schlangen noch andere giftige Thiere oder Inſekten. An Mineralien liefert Irland nur Blei, Eiſen und Kupfer; Steinkohlen ſind zwar vorhanden, aber nicht zureichend; und bei der großen Armuth der meiſten Einwohner wird der leichter zu gewinnende und überall vorhandene Torf vorgezogen. Der Ackerbau ſteht noch ſehr gegen den engliſchen zurück und war ehemals noch mehr vernachläſſigt; Kartoffeln werden dagegen in großer Menge gebaut und ſind beinahe die einzige Nahrung der Armen. Außerdem beſchäftigen ſich die Einwohner vorzüglich mit Viehzucht, mit dem Bau des Flachſes und Hanfs, daher auch Leinwand das Haupterzeugniß der dortigen Betriebſamkeit, und endlich mit dem Fiſchfang, der beſonders an Lachſen in den Flüſſen und an Heringen an den nördlichen Küſten ſehr ergiebig iſt. Irland iſt reich an Gewäſſern, ſowohl Seen als Bächen; der einzige bedeutende Fluß iſt der Shannon, der von Norden nach Süden durch mehrere Landſeen fließt und ſich in das atlantiſche Meer ergießt; er iſt durch einen Kanal, der nach Dublin geführt iſt, mit dem iriſchen Meer verbunden. Ein anderer Kanal verbindet den großen Landſee Neagh mit eben dem Meere. — Irland wird in 4 Provinzen, Leinſter, Ulſter, Connaught und Munſter, und dieſe zuſammen in 32 Grafſchaften eingetheilt. In der Provinz Leinſter liegt die Hauptſtadt des Königreichs, Dublin (ſ. d. Art.), in der Grafſchaft gleiches Namens, nach London die größte Stadt im brittiſchen Reiche. In der Provinz Ulſter bemerken wir außer den beiden Handelsſtädten, Belfaſt mit 50.000, und Londondery mit 20.000 Einw., nur noch den berühmten Rieſendamm, welcher an der nördlichen Spitze der Grafſchaft Antrim ſich ins Meer hinaus ſtreckt; er beſteht aus meiſt ſenkrecht ſtehenden Baſaltſäulen, und iſt bei niedrigem Waſſer bei 600 F. lang; die Länge der Säulen beträgt zwiſchen 15 und 36 Fuß. Dieſes Baſaltufer hat die größte Aehnlichkeit und ſteht in der genaueſten Beziehung mit den vielen Baſaltmaſſen der Hebriden. In der Provinz Connaught befindet ſich die Seeſtadt Gallway mit 12 000 Einw., kein bedeutender Ort. In der Provinz Munſter endlich befinden ſich 3 bedeutende Handelsſtädte: Limerick am Shannon, mit 39.000 Einw.; Cork an der Mündung der Lee, mit 87.000 Einw. und Waterfor, mit 30.000 Einw. Die urſprünglichen Einwohner Irlands ſind mit den ſchottiſchen Hochländern

verwandt und reden ebenfalls die erſiſche Sprache, nur in einem abweichenden Dialekt. Die Irländer werden von den Engländern als Leute von ſchweren und verworrenen Begriffen verſpottet, und man wirft ihnen häufig die ſogenannten irish bulls (iriſche Stiere), d. h. widerſinnige und lächerliche Redensarten vor. Der Irländer dagegen haßt den Engländer, und hat bei vielen Veranlaſſungen gezeigt, daß es ihm nur an Macht fehlt, das engliſche Joch abzuſchütteln. Der Hauptgrund dieſes Haſſes iſt die Verſchiedenheit der Religion und die daraus entſtehenden Bedrückungen, die obwohl gemildert, noch immer die Gemüther erbittern. Vorzüglich klagen die Irländer darüber, daß ſie, obwohl Katholiken, doch den Pfarrern und Biſchöfen der anglikaniſchen Kirche, in deren Sprengel ſie wohnen, den Zehnten bezahlen müſſen. Nur die gänzliche Gleichſtellung der irländiſchen Katholiken mit den Proteſtanten, was unter dem Namen der Emancipation eifrig betrieben wird, kann die Irländer für immer mit den Engländern ausſöhnen. Nur in einigen großen Städten hat der Handel Wohlſtand verbreitet, der größte Theil der Einwohner aber ſchmachtet in der bitterſten Armuth und ihrem gewöhnlichen Gefolge, der roheſten Unwiſſenheit und dem entſetzlichſten Schmutze. Irland war den Alten nur dem Namen nach bekannt; nie kamen die Römer dahin, und wir haben daher keine Kenntniß des Landes vor dem 5ten Jahrhundert. Im Anfange deſſelben brachten Palladius und ſein Nachfolger Patricius das Chriſtenthum dahin; Letzterer iſt daher noch der Schutzheilige der katholiſchen Irländer. Wie überall, ſo auch hier, kamen Friede und Bildung im Gefolge des Chriſtenthums; es entſtanden Kirchen und Schulen, und von Irland gingen wiederum Apoſtel des chriſtlichen Glaubens nach Schottland und ſelbſt nach Deutſchland. Dieſer glückliche Zuſtand ward durch die ſeit dem Anfange des 9ten Jahrhunderts ſich häufig wiederholenden Einfälle der Normannen unterbrochen und zerſtört; Irland fiel nach und nach in ſeine alte Verwilderung zurück, bis endlich den ewigen Fehden der vielen kleinen Oberhäupter unter ſich die Eroberung des Landes durch die Engländer unter Heinrich II. 1172 ein Ziel ſetzte. Viele engliſche Coloniſten wurden nach Irland geſendet, um durch ſie den Anbau und die Bildung des Landes zu befördern. Von der Zeit an folgte Irland ziemlich ruhig dem Schickſale Englands, bis die Reformation neue Unruhen erregte. Die Irländer beharrten bei den Anſichten ihrer Väter, und bald entſpann ſich zwiſchen ihnen und den proteſtantiſchen Engländern jener bittere Haß, welcher ſeitdem oftmals blutige Auftritte veranlaßt hat. Die katholiſchen Irländer waren natürlich dem Hauſe Stuart eifrig ergeben, und da ihr Haß oft in Empörung ausbrach, namentlich 1641, wo mehr als 20.000 friedliche Proteſtanten in Irland ermordet wurden, ſo mußten auch die Maßregeln zu ihrer Unterdrückung immer mehr geſchärft werden. Wie wenig dieſer Haß in der neuern Zeit nachgelaſſen, bewieſen die Begebenheiten, welche die franzöſiſche Revolution in Irland veranlaßte. Ueberall zeigte ſich Unzufriedenheit und Empörung, räuberiſche Banden durchſtreiften das Land, und ein kleines franzöſiſches Corps, welches 1798 bei Killala landete, fand eifrige Unterſtützung. Auch dieſe Unruhen wurden indeß durch Waffengewalt gedämpft, und zugleich die Verfaſſung des Landes verändert. Bisher hatte Irland ein eigenes Parlament gehabt und ward von einem Vizekönig regiert; ſeit dem 1. Jan. 1801 aber iſt auch das iriſche Parlament mit dem engliſchen vereinigt und die Würde eines Vizekönigs abgeſchafft. Irland ſendet 4 geiſtliche und 28 weltliche Peers ins Oberhaus und 100 Deputirte ins Unterhaus des Parlaments.

Irmenſäule (Irminſul auch Erminſäul) war ein Nationalheiligthum der alten Sachſen, das bei Eresburg in Weſtphalen in der Gegend des

heutigen Paderborn) in einem heiligen Haine aufgestellt war, und im J. 772 von Carl dem Großen sammt der Veste Ernsburg zerstört wurde. Was diese Säule eigentlich vorstellte, ist fast ganz unbekannt; nach Einigen war es eine eherne Bildsäule, einen gewappneten Mann vorstellend, der in der Rechten eine Fahne hielt, in der Linken eine Wage oder Lanze, dessen Brust ein Löwenhaupt bedeckte, und dessen Schild das Bildchen eines Wolfskopfs führte. Andere geben an, es sey nur eine von Holz errichtete Säule gewesen zu Ehren Armins, des deutschen Helden (Irmin, Ermin, Armin). Am wahrscheinlichsten aber ist es, daß dies Denkmal zu Ehren eines Kriegsgottes oder zum Andenken eines Sieges errichtet gewesen, und zwar nur in der Gestalt einer Säule, da die alten Deutschen fast gar keine Götzenbilder hatten. — Sonst ging die Sage, die alte Irminsäule befände sich in der Kirche zu Hildesheim, und würde daselbst als Leuchter gebraucht.

Irokesen. So nennen die Franzosen die 5, nun 6 verbündeten Nationen, die sich selbst Bundesvölker nennen, eigentlich nur Stämme Eines Volks, die zu ihrer Erhaltung sich zu einem Bunde vereinten: Mohawk, Senga, Onondagos, Oneidas, Cayngas, Tuscarora, mit einer republikanischen Verfassung unter einem allgemeinen Oberhaupte. Ihr Gebiet liegt im S. u. O. des Ontariosees, auf beiden Seiten des St. Lorenzflusses in Nordamerika. Sie treiben seit 1794 Ackerbau, Viehzucht und selbst Spinnerei und Weberei. Es gibt bei ihnen 7 Schulen, in denen die Kinder Lesen, Schreiben und Rechnen lernen. Sie zählen 1500 (im J. 1700 55.550) Krieger. Ihr Hauptort ist Anondago. Die Hauptniederlassung der Senekaer ist Tumssassa in der Nähe der Fl. Alleganey und Cattarapues, 100 H. größtentheils von 2 Stockwerken, von ihnen selbst gebaut; denn ihr Geschick in den mechanischen Künsten kommt ihrem Verstande in der Landwirthschaft gleich. Den Quäkern und der Unterstützung der amerikanischen Regierung, die jährlich 10 000 Dollars für die Vertheilung von Handwerkszeug, Ackerbaugeräthe ꝛc. bestimmt hat, haben sie ihre Fortschritte in der Bildung zu verdanken. Die Oneidas sind neuerlich durch Eleazar Williams, Sohn von Thomas Williams, einen Anführer der Irokesen, größtentheils Christen geworden.

Ironie rührt von dem griechischen Worte εἰρωνεία, Verstellung, her. Die deutsche Sprache besitzt kein Wort, was den Sinn der Ironie ausdrückt; man müßte denn das vom Sprachreiniger Campe erfundene Schalksernst, dafür nehmen wollen. Verstellung liegt der Ironie immer zu Grunde, doch ist damit noch nicht gesagt, daß ihr Zweck böse seye, noch daß sie eine gehässige Gemüthsstimmung voraussetze; im Gegentheil kann man sich ihrer in der gutmüthigsten und liebreichsten Meinung bedienen. Die Ironie bewirkt das Lächeln durch den Contrast, in welcher sie die Mängel, Fehler und Lächerlichkeiten ihres Gegenstandes mit ihrem lobenden Urtheile, das sie unter der Maske treuherziger Einfalt und Unwissenheit, wodurch sie den Schein der Naivetät erhält, stellt. Ein Beispiel wird das Gesagte erläutern. Elias sagt zu den Baalspriestern, die von ihrem Götzen zur Bezeugung seiner Gottheit mit lautem Geschrei ein Wunder fordern: Schreiet doch härter, denn er ist Gott, er spricht vielleicht, oder ist in einem Wirthshause oder auf der Reise oder schläft, damit er erwache. Ist dies Ironie, für welche es bisher allgemein gehalten wurde? Gewiß nicht, denn durch den Zusatz, denn er ist Gott, wird es zur Satyre, indem Elias hierdurch auch die Zuschauer es merken ließ, daß er wohl fühle, das Folgende stehe mit der Idee einer Gottheit in lächerlichem Widerspruche, und sicher hat er es nicht ohne ein Lächeln ausgesprochen. Um es zur Ironie zu machen, müßte jenes „denn er ist Gott" wegbleiben, und das Ganze mit treuherziger Miene, und mit einer Einfalt, die selbst daran zu glauben schiene, gesprochen werden. So ist der Ausspruch:

O! welch schöner Geist, wenn man ihn lächelnd von einem kleinen Geiste gebraucht, Satyre: er wird aber zur Ironie, wenn man ihn mit der Miene des Ernstes spricht. Keiner verstand besser, sich der Ironie zu bedienen, als Sokrates: sie war seine Waffe gegen die verderblichen Sophisten, die er durch seine verstellte Unwissenheit und seine erkünstelte Begierde, belehrt zu werden, verlockte, ihre Meinungen und Lehren ohne Vorsicht auszusprechen, die er dann, indem er sie immer stärker beleuchtete und bestimmter und begränzter hervorhob, mit der Wahrheit in einen solchen Contrast setzte, daß sie lächerlich werden und die Verachtung der Zuhörer auf sich ziehen mußten.

Irrational, rational. Irrational heißt, nicht was unvernünftig ist, sondern was nicht berechnet werden kann. Der Ausdruck wird in der Mathematik gebraucht, von Größen überhaupt, von Zahlen, von Wurzeln. Eine Irrational-Größe würde also eine Größe seyn, für die kein Maß gefunden werden könnte, z. B. das Weltall. Eine Irrational-Zahl, bei der man nie zu Ende kommt, und wenn man tausend Jahre rechnete, z. B. der Bruch $\frac{1}{3}$ ist in sofern eine Irrational-Zahl, als es mir unmöglich seyn würde, ihn in einen ihm völlig gleichen Decimalbruch zu verwandeln, und wenn ich Millionen Nullen an den Zähler hinge. Aus eben dem Grunde heißen Wurzeln Irrational Wurzeln, wenn sie sich nie vollkommen, ohne daß ein Rest übrig bliebe, ausziehen lassen, z. B. die Q. Wurzel von 2. 6. Rational endlich heißen Größen, Zahlen, Wurzeln, mit denen man zuletzt das Ende findet, welches man wünscht. So ist z. B. die Cubikwurzel von 47437428 rational, weil sie genau 362 ist.

Irregulär heißt überhaupt Alles, was von der Regel abweichend oder ihr zuwider ist. In der Mathematik werden diejenigen Raumgestalten irregulär im Gegensatz der regulären genannt, deren Seiten, Winkel, Ecken oder Flächen von ungleicher Größe und Gestalt sind.

Irreseyn, s. Wahnsinn.

Irretabilität, s. Reizbarkeit.

Irrlichter oder Irrwische nennt man kleine Flammen, welche bisweilen bei warmen und ruhigen Abenden nahe über dem Erdboden in der Luft erscheinen. Sie folgen dem Luftzuge und weichen dem aus, der ihnen nahe zu kommen sucht. Fluidel und Chladni versichern, einige gefangen, und darin einen schleimigen, geruch- und geschmacklosen, dem Froschlaich ähnlichen Stoff gefunden zu haben, welcher leuchtete, aber nicht brannte, und wahrscheinlich seinen Ursprung von verfaulten Vegetabilien haben mochte. Manche haben behauptet, daß diese Erscheinung durch Phosphorwasserstoff veranlaßt werde; dies ist aber unmöglich, weil die Gasarten die Eigenschaften besitzen, sich schnell mit der Luft zu mengen, und weil dann der eigenthümliche widrige Geruch jener Gasart an allen Stellen verbreitet seyn müßte, wo Irrlichter entstehen.

Irrthum ist ein falsches Urtheil, das man für wahr hält. Da der Irrthum immer ein Urtheil ist, ein Urtheil aber stets die Verknüpfung und Beziehung zweier oder mehrerer Vorstellungen auf einander enthält, und die Sinne nicht im Stande sind, die Verbindung der Vorstellungen, wie sie im Urtheile vorhanden ist, hervorzubringen, so kann der Irrthum nur aus dem Mißgriffe unseres Verstandes entstehen. Die Ursachen des Irrthums lassen sich auf vier Classen zurückführen. 1) Mangel an Erkenntnissen und Beweisgründen. 2) Wenige Geschicklichkeit, die Erkenntnißgründen geltend zu machen. 3) Mangel des Willens, sich ihrer zu bedienen. 4) Falsche Regeln der Wahrscheinlichkeit. Ohne irgend einen Erkenntnißgrund ist gar kein Urtheil über einen Gegenstand möglich; der Mangel derselben, wodurch der Irrthum veranlaßt wird, drückt daher kein völliges Entbehren der Er-

kenntnißgründe aus; sondern diese stehen entweder dem Verstande in hinlänglicher Anzahl nicht zu Gebote, oder sind zu unbestimmt und schwankend. Die Ursache eines Irrthums liegt nicht selten in einer geringen Fähigkeit des Verstandes, die vorhandenen und zu einem wahren Urtheile hinlänglichen Erkenntnißgründe richtig zu gebrauchen. Viele Menschen sind unfähig, auch nur eine kleine Reihe von Folgerungen zu durchschauen; sie vermögen nicht jedem Umstande seinen rechten Werth zu geben, noch genau es abzuwägen, wie sehr die Beweise, die Zeugnisse, einer den andern überwiegen; solche beschränkte Köpfe können sehr leicht zu Irrthümern verleitet werden. Es gibt Menschen, die nur einen Vernunftschluß, andere, die zwei zu begreifen fähig sind; doch hiemit stehen sie auch an den Gränzen ihres Fassungsvermögens und vergebens erwartet man, daß sie einen Schritt weiter thun. Diese Art Menschen können selten unterscheiden, auf welcher Seite sich die stärksten Beweisgründe befinden, und sind folglich nicht im Stande, beständig der Meinung zu folgen, die an sich die wahrscheinlichste ist. Die 3. Quelle der Irrthümer entspringt aus dem Mangel an Willen, die Beweisgründe zu gebrauchen. Eine überwiegende Neigung zum Vergnügen, und eine beständige Zerstreuung durch Geschäfte, so wie Trägheit und Nachläßigkeit, oder auch Abneigung gegen jedes ernsthafte Studium, und gegen jedes etwas angestrengte Forschen verhindert Manche, ihren Verstand aufzuklären; nicht selten bewegt die Furcht, daß ein unparteiisches Forschen den Meinungen, welche am besten mit ihren Vorurtheilen, ihrer Lebensweise und ihren Absichten übereinstimmen, wenig günstig seyn möchte, die Menschen, ohne Untersuchung und auf Glauben Anderer das anzunehmen, was ihrem Geschmacke am meisten zusagt, und durch die Mode autorisirt wird. Der 4. Grund der Irrthümer liegt in den falschen Regeln der Wahrscheinlichkeit. Locke giebt vier Quellen falscher Probalitäten an, als: wenn man Propositionen, die weder gewiß noch evident an sich, sondern zweifelhaft und unrichtig sind, für Prinzipien nimmt. Die erste und festeste Stütze der Wahrscheinlichkeit ist die Uebereinstimmung des Gegenstandes mit unserer Erkenntniß, und vor allem mit jenen Theilen desselben, welche wir als Grundsätze betrachten. Diese Art Grundsätze haben einen so großen Einfluß auf unsere Meinungen, daß wir gewöhnlich nach ihnen über die Wahrheit entscheiden; und werden oft in dem Grade zum Maßstabe der Wahrscheinlichkeit, daß wir Alles, was mit ihnen nicht übereinstimmt, kaum für möglich halten. So drücken sich die Lehren der ersten Erziehung in die Seele des Kindes, sie seyen falsch oder wahr, so fest ein, und schlagen in der Folge so tiefe Wurzeln, daß es fast unmöglich ist, sie wieder herauszureißen. — Falsche Maße der Wahrscheinlichkeit werden ferner durch die Annahme von Hypothesen, die keine anerkannte Wahrheit zur Stütze haben, begründet. Eine solche Hypothese schleift dem Verstande Brillen, durch die er nur das sieht, was ihr günstig ist, und das Ungünstige entweder nicht beachtet, oder ihm kein Gewicht beilegt, durch die er die Gegenstände nur in dem Lichte anschaut, in welches die Hypothese sie stellt. Als 3. Ursache falscher Maßen der Wahrscheinlichkeiten nimmt Locke herrschende Leidenschaften an; die Probalitäten, welche den Wünschen und Leidenschaften der Menschen widerstreiten, laufen Gefahr, verworfen zu werden. So zeige man mit der größten Wahrscheinlichkeit dem Geizigen, die Ungerechtigkeit und Thorheit seiner Leidenschaft; auf der andern Seite aber, Geld zum Gewinn, und er wird keinen Augenblick anstehen, sich mit seinem Urtheile zur Partei seiner Leidenschaft zu schlagen. Die 4. Quelle endlich sind die Autoritäten; sie halten unsern Verstand gefangen, und benehmen ihm durch das Ansehen, was ihr Alter, oder die Wichtigkeit, die Würde und der Ruf der Person, welche sie lehrt, leihen, die Freiheit, selbst zu forschen;

er beruhigt sich mit dem pythagoräischen Lehrlinge und das: Er hat es gesagt, und nimmt die Irrthümer, welche sich auf Autoritäten stützen, für Wahrheit.

Irus, ein durch seine Freßbegierde berühmter Bettler auf Ithaka. Eigentlich hieß er Arnäus; aber die jungen Ithakenser, welche ihn als Boten gebrauchten, nannten sie ihn Irus. Ungeachtet seiner Größe beschreibt ihn doch Homer als schwach und kraftlos. Den Ulysses, als Bettler, wollte er nicht auf Ithaka leiden, und berief sich auf den Befehl der Freier, ihn wegzujagen. Ulysses drohte ihm wieder, und als die Freier sich um die Streitenden versammelten, that Alkinous den Vorschlag, daß Beide um das Recht zu betteln kämpfen sollten. Beide entkleideten sich, und Irus fing an vor Furcht zu zittern, als er den muskulösen, kraftvollen Körper des Ulysses sahe; aber die Freier suchten durch Drohungen ihm wieder Muth zum Kampfe zu machen. Der Kampf begann, und Ulysses schlug dem Irus die Zähne ein, so daß er zu Boden stürzte. Dann schleppte er ihn bei den Füßen über den Hof hin, bis an die äußerste Umzäunung, lehnte ihn daran, und gab ihm einen Stock in die Hand, um die Schweine und Hunde damit wegzujagen.

Isaak, der Sohn Abrahams und der Sarah, merkwürdig durch die seinen Eltern lange verheißene Geburt, die erst im hohen Alter derselben erfolgte. Als er ein blühender Jüngling gewo den war, befahl Gott dem Vater, ihn zum Brandopfer zu bringen, durch ein Wunder aber ward er gerettet (s. Abraham). Isaak wird der einzige Sohn Abrahams genannt, obgleich er einen ältern Bruder hatte. Das geschieht aber, weil Isaak der Sohn der Verheiß ng war. Er heirathete die schöne Rebekka, die ihm nach zwanzigjähriger Unfruchtbarkeit die Zwillinge Esau und Jakob (s. d. A.) gebar. Isaak starb in einem Alter von hundert und achtzig Jahren. Er gleich seinem großen Vater an Glauben und Standhaftigkeit in der Verehrung des wahren Gottes, jedoch erreichte er ihn nicht in Thatkraft und Seelengröße.

Isabelle von Castilien, Tochter Johanns II. von Castilien und Schwester Heinrichs IV., des Unvermögenden, geb. 1450, vermählte sich 1469 mit Ferdinand V. von Aragon, und brachte ihm, nach dem Tode ihres Bruders, 1474 die castilischen Reiche zu. Denn obwohl ihr die Großen des Reichs ihre Nichte Johanne entgegensetzten, behauptete sie sich doch mit den Waffen, vorzüglich durch die Schlacht bei Toro, 1576 in Castilien. Nach Vereinigung der Reiche Aragon und Castilien nahmen Ferdinand und Isabelle den Namen Könige von Spanien an, obwohl Isabelle fortfuhr, die Regierungsgeschäfte in Castilien allein zu verwalten. Nach dem Ausdrucke eines gleichzeitigen Schriftstellers besaß Isabelle, außer der Anmuth ihres Geschlechts, Heldenmuth, eine tiefe Politik und die glänzenden Eigenschaften eines Eroberers. Sie wohnte fast allen Sitzungen der Minister bei, so wie den Feldzügen ihres Gemahls, und in der That trug sie nicht wenig bei zur Eroberung von Granada und zur Entdeckung von Amerika. Um den Uebermuth der Großen zu zügeln, führte sie ein Polizeigericht, die heilige Hermandad (s. d. A.), ein und starb 1504, eine einzige Tochter, Johanne, hinterlassend, die sich mit dem Erzherzoge Philipp von Oestreich vermählte u. Mutter Karls V. u. Ferdinands I. wurde. S. Spanien.

Iselin (Isaak), ein sehr verdienstvoller schweizerischer Gelehrter, wurde den 17. März 1728 zu Basel in der Schweiz geboren. Er studirte in Göttingen die Rechte und Staatskunde. Nach der Rückkehr in sein Vaterland wurde er 1759 mit noch 2 andern Kandidaten vom akademischen Senat zum Lehramte des Natur-Völkerrechts auf der baseler Universität vorgeschlagen; allein das Loos entschied gegen ihn. Schon vorher hatte ihm einer von seinen göttingischen Lehrern den Gedanken eingeflößt, das eidgenossische Staatsrecht in ein System zu bringen. Iselin lieferte jetzt in einer Inauguraldisputation

eine Probe davon, und erhielt darauf die Würde eines Doktors beider Rechte. Er ging dann auf Reisen, um seine Kenntnisse zu bereichern. Als er wieder nach Basel kam, beschäftigten ihn außer der Rechtsgelehrtheit besonders Philosophie und Geschichte. Er nahm sich vor, das röm. Recht nach philosophischen Grundsätzen zu bearbeiten, las und sammelte Urkunden zu seinem eidgenossischen Staatsrecht, und begann eine philosophisch-politische Bearbeitung der helvetischen Geschichte. Alle diese Entwürfe wurden aber auf einmal vereitelt als ihn im Jahre 1754 der große Rath zum Mitgliede wählte, und 1756 ihm die ansehnliche und wichtige, aber auch sehr mühsame Stelle eines Rathschreibers übertrug, welche mit der Aufsicht über die Staatskanzlei verbunden war und seine ganze Thätigkeit in Anspruch nahm. Rastlos strebte er dahin, den Wohlstand seiner Mitbürger, die Landwirthschaft, die Künste und Wissenschaften in seinem Vaterlande zu befördern. Ungeachtet der häufigen Geschäfte seines Amtes suchte er auch als Schriftsteller seinem Vaterlande und der Welt nützlich zu werden. Nicht bloß für die republikanische Schweiz schlug ihm das Herz; er umfaßte die ganze Menschheit mit Wohlwollen und Liebe. An allem, was nur zur Veredlung des Menschengeschlechtes abzweckte, nahm er den wärmsten Antheil. So unterstützte er Basedows Bemühungen für eine verbesserte Erziehung durch Wort und That, so empfahl er mit dringender Wärme Quesnays neues System der Staatshaushaltung, und suchte es mit möglichstem Eifer zu befördern. Er gab die erste Veranlassung zur Stiftung der helvetischen Gesellschaft, die dem Vaterlande auf mehr denn eine Weise ersprießlich geworden ist; auch erwarb er sich dadurch ein nicht unbedeutendes Verdienst, daß er 1777 in seiner Vaterstadt die Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen stiftete. Die unaufhörlichen Anstrengungen, mit denen er vom frühen Morgen des Tages bis zum späten Abend, ja zuweilen selbst in der Nacht noch arbeitete, untergruben endlich seine ohnehin nur schwache Gesundheit. Er starb den 15. Juni 1782, in einem Alter von 54 Jahren. Iselins Schriften sind reich an erhabenen Ideen, an scharfsinnigen Bemerkungen aus der Geschichte der ältern und neuern Zeit, an Menschenkenntniß, patriotischen Gesinnungen, an starken, freien und neuen Gedanken. Die wichtigsten unter ihnen sind; über die Geschichte der Menschheit, das reifste und vollendetste seiner Werke; über die Gesetzgebung; über die Nothwendigkeit und Unzulänglichkeit der Prachtgesetze; über den wahren Gebrauch der Reichthümer; Ephemeriden der Menschheit oder Bibliothek der Sittenlehre, der Politik oder der Gesetzgebung, die nach seinem Tode von W. G. Becker in Dresden bis zum 10. Jahrg. fortgesetzt wurden.

Isenburg, ein evangelisches reichsständisches deutsches Fürstengeschlecht, das der Rheinbund aufnahm, aber seinen Staat von 48.000 Einw. unter kur- und großherzogliche hessensche Hoheit 1815 durch Beschluß des Wiener Congresses fallen sah. Die ganze Dynastie stammt von Ludwig dem Aeltern, welcher die Grafschaft Büdingen erheirathete und Ahnherr aller jetzigen Isenburger ist. Des 1633 verstorbenen Wilhelm Ernst Söhne stifteten die noch blühenden beiden Linien Offenbach und Büdingen. Von diesen stiftete Wolfgang Heinrich († 1635) die fürstliche offenbacher Linie und dessen Bruder die büdinger. Die jetzigen Besitzungen sind theils diesseit theils jenseit des Mains gelegen und ist eventuell zu Folge alter Hausverträge, nach Abgang des Mannsstamms, das Haus Hessen erbverbrüderter Erbe. 1.) Die fürstliche Linie residirt zu Offenbach und Birstein, ist tief verschuldet und hat 150.000 fl. Einkünfte. Regierender Fürst ist Fürst Wolfgang Ernst III. geb. 1798. Er sowohl, als sein Bruder, beide Oheime und beide Söhne des verstorbenen Fürsten Friedrich Wilhelm, sind unvermählt. Unter darmstädtischer Hoheit besitzt die Linie die Aemter Offenbach, Dreieich und Wenigs mit 19.000 Seelen, unter kurhessischer die Aemter Birstein und Selbold mit 10.000

Seelen. Mit einem Amte paragirte Nebenlinie ist Isenburg Philippseich. Der Graf Heinrich Ferdinand, baierischer Generalmajor, Witwer, residirend zu Philippseich, hat 4 Söhne. 2.) Die gräfliche Linie Isenburg-Büdingen hat 3 regierende Linien. 1) Büdingen, Residenz Büdingen, hat in ihrem Gebiet 10.000 Seelen unter darmstädtischer Hoheit und 60.000 fl. Einkommen. Der regierende Graf Ernst Casimir ist darmstädtischer Generallieutenant, geb. 1780, hat 2 Söhne und 3 Brüder. 2) Wächtersbach, Residenz Wächtersbach, hat nur den regierenden Grafen Adolf, geb. 1795, bisher unvermählt, in seinem standesherrlichen Gebiet unter kurhessenscher Hoheit 6000 Einw. und 36.000 fl. Einkünfte. 3) Meerholz, Residenz Meerholz, hat zum regierenden Herrn, Grafen Karl Wilhelm Ludwig, geb. 1763, 3 Töchter, aber keine Söhne. Doch lebte noch ein Brudersohn, Graf Karl Friedrich Casimir Adolf Ludwig, geb. 1819. Die Linie besitzt in ihrem standesherrlichen Gebiet unter Kurhessen 7000 Mediatunterthanen mit 45.000 fl. Einkünften. Beide letztere Linien haben einen freilich unbedeutenden Antheil an Limburg unter würtembergischer Hoheit. In sämmtlichen Häusern bestehen seit 1371 Familienverträge, nach denen alle ihre Stammgüter als Fideicommisse erklärt sind, die ohne Einwilligung sämmtlicher Familienglieder niemals veräußert werden dürfen. 1692 ward wegen des Glanzes der Familie die Erstgeburt eingeführt und 1713 erneuert, auch oberstrichterlich bestätigt. Das Stammschloß der Grafen von Isenburg, die zuerst bei den Fehden und Turnieren des 10. Jahrh. genannt werden, liegt in Trümmern zwischen Andernach und Coblenz.

Iserlohn, Kreisstadt im preuß. Reg. Bez. Arnsberg, am Fluß Baaren, mit 6000 Einw., ist wohlgebaut, hat drei lutherische, eine katholische, und eine reformirte Kirche, ein Gymnasium, beträchtliche Fabriken in Sammt, Seidenband, Wollenzeugen ꝛc.; ferner werden hier vielerlei Arbeiten von Eisen, Messing, Drath verfertigt. Iserlohn hat acht große Bleichen und einen ausgebreiteten Handel von mehr als 60 ansehnlichen Häusern nach Italien, Frankreich, den Ostseeländern ꝛc. In der Nähe liegt die berühmte Messingfabrik „in der Grüne;" auch ist bei Iserlohn ein starker Gaimei-Bau. Der Kreis enthält in 6 Bürgermeistereien über 30.000 Einwohner.

Isidorus. Eine Menge Heilige, Bischöfe und Mönche führen diesen Namen in der katholischen Kirchengeschichte. Am merkwürdigsten ist der Isidorus, unter dessen Namen eine Sammlung von Dekretalen besteht, die für die Geschichte des päpstlichen Rechts sehr wichtig sind, aber für unecht gehalten werden. (S. d. A. Papst.)

Isis, s. Osiris.

Isistafel (mensa Isiaca auch tabula Bembino) wird ein altes ägyptisches Denkmal genannt, auf welchem der Dienst der Isis dargestellt wird. Es bestand aus einer mit vermischtem blauen Schmelzwerk überzogenen, kupfernen viereckigen Tafel, mit künstlich eingelegten Silberplättchen. Im Jahr 1515 kam dieses berühmte Denkmal in dem Besitz des Kardinals Bembo, hierauf in das Kabinet des Herzogs von Mantua, und nach der Plünderung von Mantua in die Hände des Kardinals Pava, von welchem es der Herzog von Savoyen zum Geschenk erhielt. Jetzt ist es im Schlosse zu Turin befindlich.

Islam, Islamismus, s. Mohammed.

Island, eine zum dänischen Staate gehörige Insel, liegt im Nordmeere, zwischen dem 63.° 30′ und dem 66.° 30′ d. nördl. Br., 140 M. von Norwegen und 27 M. von Amerika entfernt und enthält 1445 Q. M. Die Insel ist allenthalben voll Eisberge, Gletscher, Felsenabhänge Klüfte, Abgründe und Schluchten. der Hauptzug der Gebirge geht von Südost nach Nordwest. Die Schneelinie ist in Island 2000 F. über der

Meeresfläche. Die höchsten Gipfel sind: Schnäfels-Jekul, 6800 F., Eyafialla-Jekul, 5500 F., Hekla, 4300 F. hoch. Der ganze Boden von Island zeigt vulkanische Spuren, und Erderschütterungen verspürt man oft und heftig. 10 Berge sind brennende Vulkane, unter ihnen der Hekla (s. d. A.), Kattlagiau, Oster-Jekul, Evrefa, Scaptar, Klama, Krabla. Unter den Meerbusen sind der Urata- und Borgarfiord, unter den Flüssen der Huitaa und der Thiorsaa, unter den vielen heißen Quellen sind vorzüglich der Geyser zu bemerken. Er treibt täglich einige Minuten eine rauchende und heiße Wassäule 90 F. hoch. Der neue Geyser, 400 Schritte vom altem, treibt sein Wasser, aber nicht regelmäßig, 150 F. hoch und hat 70 F. im Durchmesser. Die Atmosphäre ist fast immer stark bewegt, Kälte und Hitze sind groß. Bäume, wenigstens Birken, könnten an vielen Stellen gedeihen, wenn man solche anpflanzte; jetzt hat die Insel nur Busch, viel Torf und Strandholz. Der Sommer dauert dort von der Mitte Mai bis Mitte September. Die plötzliche Erscheinung von Treibeis besonders an der Nordküste verursacht bisweilen dort im Sommer selbst eine die Vegetation störende Kälte. Vormals war dies seltner und damals hatte auch die Insel mehr Holz und Getreidebau. Korn und Flachs wollen nicht gedeihen, wohl aber Kartoffeln, und viele antiscorbutische Pflanzen. Fische, Seethiere und Strandvögel mit 20.000 Stück Hornvieh und 250.000 grobwolligen Schafen machen den Reichthum des Landes aus, 27.000 Pferde könnten mit Nutzen großen Theils entbehrt und dabei die Rindvieh- und Schafzucht vermehrt werden. Rattenschlag, Vogelfang, Fischfang, Feder- und Dunensammlung, Stricken wollener Strümpfe und Weben des Wadmals sind die Industriezweige außer der Viehzucht. Seit 1816 hat Island freien Handel und erholt sich seitdem. Zu den Ausfuhren gehören nicht mehr die Falken, aber desto mehr Eiderdunen und Gänsefedern, grobe Strümpfe und Tuch, schwarzer oder blauer Farbe. Nur die Küste ist bewohnbar und in den höhern Thälern würde man schwerlich in der Nähe eine hinreichende Weide oder Wiesengrund finden. Im Sommer treibt man Alpenwirthschaft, d. h. sein Vieh zur Weide ins Gebirge, wo man die Butter macht, Schweine mästet ꝛc. Das isländische Moos ist zugleich Nahrungsmittel und gesammeltes Produkt durch Kinder und ärmere Einwohner, das als Arzneimittel nach vorgängiger Reinigung desselben ein Hauptausfuhrartikel der Rückfracht zugeführter Waaren geworden ist. Die Zahl der Einwohner, welche sich zur evangelischen Kirche bekennen, beträgt 48.000. Die Isländer sind weder groß noch kräftig; gewöhnlich ernst; haben eine große Liebe zu ihrem Lande; sind sehr genau mit ihren ältern, in vielen Sagen und Gedichten aufbewahrten Geschichte bekannt, und im Ganzen genommen ein treues Volk von reinen Sitten und nicht gemeiner Ausbildung; äußerst selten findet man einen, der nicht lesen oder schreiben könnte. Ihre Sprache ist die alte skandinavische, welche sich hier ziemlich rein erhalten hat, so daß sie von der heutigen dänischen, welche daraus entstanden, bedeutend abweicht. An der Küste verstehen indeß die meisten das Dänische. Ein norwegischer Abenteurer, Nadoddr, soll der Erste gewesen seyn, welcher vom Sturme verschlagen (861) hier landete; er nannte das Land Snioland, wegen des vielen Schnees. Ein anderer, ein Schwede, Floeco, versuchte bald nachher die Reise, überwinterte auf der Insel und nannte sie Island, wegen des Treibeises. Im Jahre 874 unternahmen es zwei andere Abenteurer, Ingolfe und Leifr, sich hier ordentlich niederzulassen, und in Zeit von 60 Jahren war die ganze Insel bewohnt. Ob sie früher Bewohner gehabt und was aus ihnen geworden, davon findet sich keine Spur. Die neuen Ankömmlinge, meistens Norweger, aber auch Schweden und Dänen, setzten ihre frühere Lebensweise, die in Krieg und Seeräuberei bestand, fort. Das

Christenthum, welches ums Jahr 1000 auch hier eindrang, vermochte kaum die alte Wildheit zu bändigen, bis es endlich den norwegischen Königen gelang, die einheimischen Zerrüttungen zu benutzen und die Insel sich zu unterwerfen. Dies geschah 1261, und seitdem hat Island einen Theil des norwegischen und seit 1387 des dänischen Reiches ausgemacht. Wie häufig in der Geschichte, so war auch hier die Zeit des Krieges und der abenteuerlichen Züge (die Isländer nahmen selbst Theil an den Kreuzzügen) zugleich die, wo die Poesie blühte, und mit dem Christenthume kam auch wissenschaftliche Bildung nach Island. Es läßt sich wohl kaum bezweifeln, daß Isländer schon ums J. 932 Grönland (s. d. A.) und ums J. 1000 einen Theil von Amerika entdeckt haben, welchen sie Winland, d. h. wegen der schönen Vegetation Weinland, nannten. Die ältesten Gedichte, welche die nordische Mythologie enthalten und viele Heldensagen, sind in 2 Sammlungen aufbewahrt, welche unter dem Namen der Edda (s. d. A.) bekannt sind. Mit der Einführung der norwegischen Herrschaft verfiel der Heldensinn und die Poesie. Eine fürchterliche Pest, welche ganz Europa im 14. und 15. Jahrh. verwüstete, verschonte aus Island nicht, und Bevölkerung und Wohlstand sanken von Jahr zu Jahr. Die Kenntnisse verloren sich, und die Unwissenheit war endlich so weit gekommen, daß ein Bischof, der des Lateins und vielleicht des Schreibens unkundig war, 1530 eine Buchdruckerei kommen ließ, um mit fremder Hülfe seine Geschäfte zu besorgen. Die Reformation ward nicht ohne Widerstand, doch ohne Blutvergießen, 1541—50 eingeführt. Die ganze Insel wird nach den 4 Weltgegenden in 4 Viertel oder in Nord-, Ost-, West- und Südland getheilt, jedes Viertel wieder in verschiedene Syssel oder Distrikte. Die Hauptörter sind: Eskefiord, Handelsstadt an der Ostküste. Reikiavick, auf einer Landspitze, Stadt von 500 Einwohnern, Cathedralkirche; Zuchthaus; Sternwarte; Bibelgesellschaft; Wollenfabrik. Rhaundal, Leira, mit einer Buchdruckerei. Bessastader, westl. von Skalholt, am Holmerhafen; gelehrte Schule, Bibliothek. Die Handelsplätze und Häfen: Isafiord, Reikafiord und Buderstad. Reikamäs, Hof und Salzwerk, welches über 300 Tonnen Salz liefert. Holum, Eyafiardur, Skagestrand, Husewig, Häfen und Handelsorte. Letzteres besitzt auch noch eine Schwefelraffinerie.

Isle de France, jetzt Moritzinsel genannt, eine 55½ Quadratmeilen große, den Engländern gehörige afrikanische Insel im indischen Weltmeer, vulkanischen Ursprungs, im N. W. ziemlich eben, sonst voll Berge; die höchsten sind Pieterbock 2544 F. hoch; auf demselben ist ein mehr als 100 Klafter tiefer See, wahrscheinlich ein ausgebrannter Krater. Der größte Krater der Erde von Sieber Bonpland, so wie der Vulkan Humboldt genannt im Durchschnitt über 3000 Toisen (die Krateröffnung des Kotapaxi nur 600 Toisen) völlig erloschen und mit alten Waldungen bedeckt; la Montagne de Pouce, 1460 F. über der Meeresfläche, wie alle übrige, vulkanische Produkte. Sie ist ganz, besonders im Süden, mit Klippen umgeben, die sich an verschiedenen Stellen über eine Stunde ins Meer erstrecken. Mehr als 60 Bäche fließen von allen Seiten ins Meer, wovon aber die meisten in den trocknen Monaten kein Wasser haben; auch sind im Innern viele Teiche, und da sich die Wolken an den Gipfel der stark bewaldeten Berge anhangen, so ist immer Regen auf der Insel, die ein mildes Klima hat. Sonst war die Insel sehr gesund; seitdem man aber die Wälder ausgerottet und den Boden pflügt, herrschen wegen der Trockenheit der Luft mehrere Krankheiten. Der Boden ist nicht so fruchtbar, als auf Isle Bourbon, man findet stachlichten Sargel von 12 F. Höhe; das holzige Korbkraut, woraus man Fäden spinnen und Zeuge weben kann; das Zimmtholz, das frisch geschnitten einen Geruch wie Zimmtblüthe verbreitet, und zu Tisch-

terarbeiten sehr tauglich ist; die vorzüglichsten Produkte sind: Kampfer-, Sago-, Matten-, Oliven-, Apfel- und Ebenholz, Citronen-, Orangen- und Sandelbäume, Reis, Mais, Hirse, Maniok, Gerste, Hafer, Ananas, Gujaven, Bananas, elastisches Harz, Zucker (1799: 20 Mill. Pfund), Pfeffer, Zimmt, Brotbäume, Baumwolle (40.000 Pf.), Indigo (300.000 Pf.), Tabak, Kaffee (6 Mill. Pf.), Muskatbäume, die hierher verpflanzten europ. Bäume, Gemüs- und Obstarten gerathen wenig; Affen, viel Ratten u. Mäuse, Rindvieh, Pferde, Ziegen, Schweine, Schafe, Rehe, Kaninchen, Hirsche, wilde Schweine, Hasen, Papageien, Flamingo, Seeraben, Perlhühner, Repphühner, Heuschrecken, Ameisen, Fische, Korallen, Konchylien; Eisen ꝛc. Die Insel hat durch fürchterliche Orkane am 1. März 1818 und am 23. Febr. 1824 sehr gelitten; alle Pflanzungen von Gewürznelken, Kaffee, Zucker ꝛc. wurden zerstört, und die Zuckerhäuser, Mühlen und Magazine vernichtet, so daß die Kolonie Jahre lang nichts mehr davon erzielen kann. Viele Häuser sind abgedeckt, viele Leute getödtet und fast alle im Hafen befindlichen Schiffe sehr beschädigt worden. Zur Entschädigung dieser Unglücksfälle ward die Insel zu einem Freihafen erklärt. Die Einwohner, theils Weiße, theils freie Neger und Negersklaven, theils Indier, sind 70.000, meistens von französischer Abstammung. Dazu kommen an 400 Verbrecher, die aus Calkutta zu lebenslanger Deportation 1815 hierher geschickt wurden, um statt der bisher eingeführten afrikanischen Sklaven zu öffentlichen Arbeiten gebraucht zu werden. Die vornehmste Industrie ist der Landbau; an Künsten und Wissenschaften ist kein Geschmack, und diese Gleichgültigkeit erstreckt sich selbst über die gemeinsten Gegenstände des Lebens. Wohlhabende Eltern schickten sonst ihre Kinder zur Erziehung nach Frankreich. Zu den Ausfuhrartikeln dieser Insel gehören: Indigo, Zucker, Kaffee, Gewürznelken, Holzarten ꝛc.; die Einfuhr besteht in europäischen Waaren: Wein, Oel, Seife, Tüchern, Seidenzeug, Wachslichtern, Hüten, Handschuhen, Nägeln, Steingut ꝛc. Nach dem Befehl des Prinzen Regenten, jetzt König Georg IV., vom 28. Mai 1819 ist der Handel nach dieser Insel englischen und andern Schiffen fremder Länder, wenn sie in gutem Vernehmen mit der englischen Regierung stehn, gestattet. Zu den nicht einzuführenden Artikeln gehören wollne und baumwollne Fabrikwaaren, Eisen und Stahl. Englische Schiffe dürfen Rückladungen nach allen englischen und fremden Häfen ausführen, wenn die Nationen fremder Häfen, wohin diese Schiffe segeln, mit Großbritannien im Frieden stehn. Fremde Schiffe dürfen aber nur Rückladungen nach solchen Häfen einnehmen, die zu den Ländern gehören, in deren Gebiet diese Schiffe gebaut sind, und sollen unter keinem Vorwande in einem englischen Hafen mit ihren Ladungen zugelassen werden. Man unterhält Handelsgeschäfte mit Madagaskar, Goa, Surate, dem arabischen und persischen Meerbusen, Batavia, dem Cap, Mascate Monbasse, Zanguebar ꝛc. Nach der Bekanntmachung des Gouverneurs vom 30. Okt. 1822 ist der Sklavenhandel durch eine Uebereinkunft mit dem Isman von Mussat von und nach der arabischen Küste abgeschafft worden; in Folge dessen können alle fremde Sklavenschiffe von den brittischen Kreuzern weggenommen werden, die ostwärts vom Cap Delgado gezogene Linie, die 60 englische Meilen ostwärts von der Insel Socotora bis zur Dinspitze, das Westende des Meerbusens von Cambaja geht, getroffen werden, so wie diejenigen, die Sklaven von und nach Madagaskar bringen. Die Insel hat 1817 an 87.000 Pf. Sterl. eingebracht. Die Hauptstadt ist Fort Louis.

Isle (de l'), s. Delisle.

Ismaeliten, eine der merkwürdigsten der im Schoße des Islam entstandenen Sekten. Sie erkennen den Ismael als den sechsten Imam, d. i, Nachkommen des Ali, und als ihren Stifter an. Da er zu Medinah im

83sten J. der Hedschrah frühzeitig starb, so ernannte sein Vater den jüngern Sohn, Musa, zum Nachfolger; allein viele Schiiten (d. i. Anhänger des Ali) erkannten die Seitenlinie des Musa nicht an, sondern die Nachkommen des Ismael. Die orientalischen Geschichtschreiber rechnen sie unter die Bathenin, d. i. Anhänger der innern, allegorischen Lehre des Islam. Sie verwüsteten unter dem Namen Karmaten (wie sie vom Geburtsorte ihres Oberhaupts Karseh Karmati bei Cufe im 8ten Jahrhundert genannt wurden) Irak und Syrien. In Persien, welches sie auch um diese Zeit verheerten, hießen sie Meladehs, d. i. Gottlose oder Talimiten, weil sie sich zu Talims Lehre bekannten, der Mensch könne die Wahrheit nur durch Unterricht lernen. Eine ismaelitische Dynastie, von Muhamed-Abu-Obkid-Allah gestiftet, eroberte 910 Aegypten, und wurde erst 1177, wo sie mit Adhedlidin Allah ausstarb, vom Kalifen Saladin von Bagdad überwältigt. Der andere noch bestehende ismaelitische Stamm gründete 1090 unter dem Iman Hassam Ben Sadbah ein furchtbares Reich in Syrien. Er ist wie seine 7 Nachfolger unter dem Namen des Alten vom Berge bekannt, weil er seinen Sitz auf der Bergfestung Mesiade hatte. Vor ihm zitterten die mächtigsten Könige. Seine Krieger, wegen übermäßigen Genusses des bis zur Wuth berauschenden Hanfblatts (arab. Haschischeh) Haschischi, verstümmelt Assassinen (s. d. A.) genannt, gingen von hier auf Raub und Meuchelmord aus. Die Mongolen machten der Herrschaft des Alten vom Berg am Schluß des 12ten Jahrhunderts ein Ende, und seitdem haben sich nur noch ohnmächtige Ueberreste der Ismaeliten, von denen 1020 auch die Druſen ausgingen, in Persien und Syrien erhalten. Zu Khekh im persischen Distrikt Kahm wohnt noch jetzt ein ismaelitischer Iman, der von den bis nach Indien zerstreuten Ismaeliten wie ein Gott verehrt und von ihrem Raub beschenkt wird, wovon er dem Schach von Persien einen ansehnlichen Tribut zahlt. Die syrischen Ismaeliten wohnen um Mesiade westlich von Hamah und im Gebirge Semmak am Libanon, und werden unter türkischer Hoheit von einem eigenen Scheikh regiert, der für einen jährlichen Tribut von 16.500 Piastern an die Türken die reichen Einkünfte des durch Handel mit den Landesprodukten, Baumwolle, Honig, Seide, Oel ꝛc. blühenden Landes genießt. Neuere Reisende rühmen die Gastfreiheit, Häuslichkeit, Sanftmuth und Religiösität des Volks. Seinen Wohlstand verlor es 1809 in einem Kriege mit den Nosairiern, die Mesiade einnahmen und verwüsteten. Sie verehren mit allen Schiiten den Propheten Ali als die eingefleischte Gottheit, und Muhamed als den Gesandten Gottes. Sie glauben an die Seelenwanderung, nicht aber an den göttlichen Ursprung des Korans, daher sie sich von vielen Vorschriften desselben frei machen. Ihnen kommen die Nosairier (s. d. A.) im Glauben und in den Sitten sehr nahe; allein beide hassen sich. Die Druſen wallfahrten, statt nach Mecca, nach Nadjef, Alis Begräbnißorte, 4 Tagereisen von Bagdad. Sie haben keine öffentlichen Tempel.

Ismail, russ. Stadt und Festung in Bessarabien, am nördlichen Hauptarme der Donau, an 30 Stunden vom schwarzen Meere entfernt. Ihr vormaliger Reichthum, so wie ihre Bevölkerung, sind seit dem russisch-türkischen Kriege von 1790 ganz gesunken; denn in diesem Jahre am 22. Dez. wurde Ismail, das lange den russ. Waffen muthig widerstanden hatte, unter Suwarow (s. d. Art.) mit Sturm genommen, wobei, da kein Pardon gegeben wurde, 30.000 Türken niedergemetzelt wurden. Jetzt wird Ismail nur von 5000 Moldauern und Armeniern bewohnt, welche Chagrin- und Lederfabriken unterhalten und einigen Handel treiben.

Isokrates, ein berühmter Redner Athens, geb. 431 v. Chr. Sein Vater hieß Theodor, lebte zu Athen, und hatte eine Fabrik von musikali-

schen Instrumenten; im peloponnesischen Kriege aber verlor er sein ganzes Vermögen, so daß Isokrates weiter nichts von ihm hatte, als eine gute Erziehung und Talente, wodurch er seinen ganzen Verlust bald wieder zu ersetzen hoffen konnte. Er widmete sich der Beredsamkeit, und unter seinen Lehrern Prodikus, Protagoras, Gorgius und Andern machte er bald die größten Fortschritte darin. Wegen seiner schwachen Stimme und natürlichen Furchtsamkeit wagte er es nicht leicht, sich öffentlich hören zu lassen. Daher beschäftigte er sich desto eifriger mit dem Unterrichte in der Redekunst, und mit Verfertigung von Reden für Andere. Beides brachte ihm sehr viel ein. Für eine Rede, die er dem König von Cypern, Nikokles zugeeignet, erhielt er ein Geschenk von 20 Talenten, oder 27.000 Rthlr; für die Abfassung eines Schreibens, das Timotheus an die Athenienser ergehen ließ, bekam er ein Talent. Den Unterricht in der Redekunst ließ er sich von Fremden mit 100 Drachmen bezahlen, und nach dem Plutarch brachte ihm seine ganze Unterweisung 100 Minen, oder an 22.000 Rthlr. ein. Indessen vergaß er bei seinen Arbeiten doch auch nicht, die Vergnügungen des Lebens zu kosten. Seine erste Geliebte war die schöne Metanira, und noch in spätern Jahren nahm er eine liebenswürdige Buhlerin zu sich ins Haus. Er verstand selbst die Raffinerie in der Wollust, indem er sich, wie Plutarch versichert, ein prächtiges Bette, das die wollüstigsten Düfte athmete, verfertigen ließ. In seiner Kindheit war er ein Gespiele des Plato, und diese so früh angeknüpfte Freundschaft dauerte bis ins späteste Alter. Auch vom Sokrates war er ein großer Verehrer. Nach dessen ungerechtem Tode, der alle seine Schüler mit Furcht und dem Gedanken an Flucht erfüllte, hatte er den Muth, sich öffentlich in Athen in Trauerkleidern zu zeigen. Ein anderes Beispiel von Muth gab er, als er den Theramenes öffentlich vertheidigte, welcher von den dreißig Tyrannen in die Acht erklärt worden war. In der Folge aber schien ihn dieser Muth und die Entschlossenheit ganz verlassen zu haben, und sein von Natur fruchtsamer Charakter ihn mehr als je zu beherrschen. Nie wagt er es, öffentlich aufzutreten, und für das Beste des Staats in den Volksversammlungen zu wirken, und das war auch die Ursache, warum er nie zu Aemtern und Magistratswürden gelangte, zu denen man sich nur durch den Weg der öffentlichen Beredsamkeit emporschwingen konnte — eine Hintansetzung, die seinen Ehrgeiz sehr kränkte, und ihn nicht dafür entschädigte, daß Könige, Feldherren, Staatsmänner, Geschichtschreiber und Schriftsteller jeder Art zu seinen Schülern gehörten. Der Anblick der Rednerbühne kränkte ihn so sehr, daß er in keiner Volksversammlung sich mehr einfand. Die Beredsamkeit hatte ihm indessen viel zu verdanken. Er setzte besonders sein Verdienst in einen zierlichen und ausgesuchten Ausdruck, und in Ründung der Perioden. Das Verfertigen, Feilen, Wiederfeilen und Umändern seiner Schriften kostete ihn eine lange Zeit, so daß er auch nur wenige geliefert hat. Mit seiner berühmten Lobrede auf Athen brachte er ganzer zehn Jahre zu; indessen gerieth sie ihm auch vortrefflich. Man findet in seinen Schriften eine Menge glücklicher Wendungen und so viel wichtige Maximen, daß sie immer zum Muster dienen können. Auch als praktischer Lehrer hatte er viele Vorzüge. Er war immer auf die Fortschritte seiner Schüler und auf den Charakter ihres Geistes aufmerksam, und wußte seinen Unterricht darnach einzurichtrn. Als Fehler warfen ihm die Kritiker seiner Zeit vor, daß sein Styl oft schleppend, weitschweifig und mit Zierrathen überladen wäre, daß er immer mehr dem Ohre zu schmeicheln, als das Herz zu erschüttern suchte, seine Gedanken sklavisch den Worten unterwürfe, mit kindischer Sorgfalt das Zusammentreffen von Vokalen vermiede, oft müßige Ausdrücke und unpassende Figuren brauchte, um Perioden zu ründen. Seine Reden, meistens alle nach einerlei Zuschnitt, erregten wegen Mangel an Mannichfaltigkeit am Ende Kälte

und Unlust. Sie betrafen die wichtigsten Punkte der Sittenlehre und Politik; aber man vermißte in ihnen die Wärme, welche überzeugt und fortreißt. Seine Ermahnungen an Fürsten waren kalt genug, um sie nicht zu verwunden, so daß sie gern seine Bemühungen durch Belohnungen erwiederten. Er wußte sogar die Fürsten auf die feinste Art zu schmeicheln. Ein Beweis davon ist ein Brief, den er an den macedonischen Philipp schrieb, und zwar in einem Alter von 60 Jahren. Er sagte diesem Fürsten zwar auf eine feine Art, aber doch so starke Schmeicheleien, daß selbst der feinste Höfling sich ihrer nicht zu schämen brauchte. Dennoch wünschte er bei allem dem, daß Griechenland seine Freiheit behalten möchte, und keinen stärkern Beweis seines Patriotismus konnte er wohl ablegen, als daß er aus Verdruß über das unglückliche Treffen bei Chäronea sich zu Tode hungerte. Er starb 337 v. Chr., im 80sten Jahre seines Alters. Unter seinem Namen hatte man zu Plutarchs Zeit 60 Reden, von denen Cäcilius 28, Dionysius von Halicarnaß 25 für echt halten. Suidas nennt 32. Jetzt sind noch 21 übrig, unter denen der Panegyrikus und Panathenaikus die vornehmsten sind, auch noch 10 Briefe. Auch als Trauerspieldichter soll er sich ausgezeichnet haben, und nach Plutarch schrieb er 37 Stücke, von denen zwei für unecht gehalten wurden.

Isoliren heißt in der technischen Sprache der Elektricität, einen Körper, der fähig ist, die Elektricität weiter zu leiten, von ähnlichen Körpern absondern; dies geschieht z. B. durch Glas, durch Seide. Um einem Körper viele Elektricität mitzutheilen, stellt man solchen auf einen Harzkuchen mit gläsernen Füßen, wodurch er von weiterer Mittheilung der Elektricität abgesondert ist.

Ispahan, Isfahan, bei den Alten Aspanada, ehemalige Hauptstadt von Persien, in der iranischen Provinz Irak Adschemi, am Zenderud, über den die prächtige auf 34 Bogen ruhende Brücke Alawerdi Khan führt. Die Stadt hatte sonst 3 Meilen im Umfange. Von den 600.000 Einw., welche sie zu Chardins Zeiten (Ende des 17. Jahrh.) hatte, mögen jetzt höchstens 60 bis 100.000 vorhanden seyn; ganze Vorstädte sind verschwunden, oder liegen in Ruinen, wie die Vorstadt Dschulfa, welche Schah Abbas der Große mit 12.000 armenischen Familien besetzt hatte, wovon jetzt kaum noch ein paar Tausend übrig sind. Die Stadt selbst liegt größtentheils in Trümmern. Erdbeben und bürgerliche Kriege haben sie verheert. Von den 137 Pallästen des Königs und der Großen, welche Chardin sah, stehen nur noch drei, die wohl erhalten sind. Noch hat die Stadt einige schöne Moscheen und einen äußerst weitläuftigen Basar (überwölbte Kaufhalle). Ihre schönste Zierde ist der herrliche Platz Meidan, zu welchem eine 3200 Schritt lange, 110 breite Platanen-Allee führt. In der Nähe der Stadt liegt Ferhabad, ein Sommerpallast der ehemaligen Herrscher. Noch immer ist Isfahan die bedeutendste Handelsstadt des Reichs, und hat selbst nicht unbedeutende Fabriken in seidenen und baumwollenen Stoffen, in Glas und Waffen. Westlich von der Stadt auf einem Hügel stand sonst ein berühmter Feuertempel.

Israel, Israeliten, s. Jacob und Hebräer.

Israelitische Christen nennt der russische Ukas vom Jahr 1817 diejenigen Juden, von denen jene Verordnung annimmt, daß sie zahlreich die bedeutenden, angebotenen zeitlichen, persönlichen und Municipalvortheile annehmen würden. Die Idee des Monarchen scheint aber wenige Juden von ihrer Anhänglichkeit am Talmud und vom Handelsgeist zu den christlichen Handwerksgewerbern und dem Landbau zurückgeführt zu haben, da seitdem (s. d. Art. Juden) die Regierung die Juden Polens und der Erwerbungen in der Türkei vom Kleinhandel, Wirthshaus und Schenknahrung entscheidend abweiset und zwar nicht zum christlichen Glauben mit Proselytis-

mus drängt, aber wegen der Verdrängung der Christen von einträglicheren und gemächlicheren Gewerben, in Landcolonien und Fabriken zurückweiset.

Istakar, s. Persepolis.

Istambol, s. Constantinopel.

Isthmus, eigentlich überhaupt jede Erdenge, insbesondere aber die Erdenge bei Korinth, welche den Peloponnes mit dem festen Lande verband. Auf demselben hatte Neptun einen berühmten Tempel, bei welchem die isthmischen Spiele gefeiert wurden. Auf der einen Seite desselben standen die Statuen der Sieger in den Spielen, und auf der andern war ein Hain von Fichten. Dicht am Tempel befanden sich eherne Tritonen und im Vorhause Bildsäulen des Neptun, der Amphitrite und des Meeres. In dem Tempel standen vier Pferde, die bis auf die von Elfenbein gemachten Hufe ganz vergoldet waren; bei den Pferden zwei Tritonen, die von oben bis zur Hälfte vergoldet und von da an von Elfenbein verfertigt waren. Hinter den Pferden stand ein Wagen mit den aus Gold und Elfenbein gemachten Bildsäulen Neptuns und Amphitritens. Nicht weit vom Tempel sah man ein ansehnliches Theater und das Stadium von weißen Steinen, wo die Spiele gehalten wurden. Der ganze Isthmus war dem Neptun heilig.

Istria (Histerreich), eine Halbinsel des nordöstlichen Italiens, am adriatischen Meere, enthält auf 75 QM. 240,000 Einw. Diese, in den Städten italienischer Abkunft, auf dem Lande slav. Ursprungs, zeichnen sich durch einen unüberwindlichen Hang zum Müßiggehen aus, der sie nie mehr arbeiten läßt, als um für den Tag leben zu können. Bleibt der Gewinn einmal durch Zufall aus, so nimmt der gemeine Mann seine Zuflucht zum Betteln, Stehlen oder Rauben; deßhalb ist das Reisen durch das anziehende Land mit so großer Unsicherheit verbunden. In der alten Zeit gehörte Istria, wie jetzt wieder, zu Illyrien, wurde aber von August und Tiber zu Italien geschlagen. Zu Anfang des 15. Jahrh. hatten die Venetianer den ganzen Landstrich unterworfen; nur was gegen Nordosten liegt, besaß Oestreich, welches seit dem Frieden von Campo Formido auch den großern Theil des Landes, unter Venedigs Herrschaft stehend, besetzte, und ihn 1804 zu dem Gouvernement von Triest zog. Späterhin schlug es Napoleon zu den illyrischen Provinzen (s. d. Art. Illyrien): 1818 kam es wieder unter Oestreich, und bildet jetzt seit 1815 nebst Triest den Triester und Istrianer Kreis des Königreichs Illyrien. Capo d'Istria, Rovigno und Pirano sind die bedeutendsten Orte.

Italien, dessen Gränzen im Alterthum von den heutigen nur in unbedeutenden Punkten abweichen, umfaßt jetzt die schöne Halbinsel, welche nördlich durch die Alpenkette von Frankreich, der Schweiz und Deutschland getrennt, südlich von dem mittelländischen Meere umflossen wird; sie erstreckt sich in der Richtung von N. W. nach S. O. zwischen dem 23° 13′—36° 10′ O. L. und dem 46° 42′—37° 50′ N. B. und enthält im Ganzen etwa 5800 QM., wovon 4611 auf das feste Land und etwa 1190 auf die Inseln kommen. Die größte Länge von N. W. nach S. O. beträgt nahe an 180 M.; die Breite der eigentlichen Halbinsel beträgt, wo sie am größten, etwa 34 M., wo sie am geringsten, an 17 M.; die beiden südlichen Landzungen haben eine Breite von 5 bis 14 M. Von dem übrigen Europa wird Italien durch die Alpenkette getrennt, welche in einem großen nach Norden gekrümmten Bogen den Norden Italiens begränzt. Von den Seealpen (s. d. Art. Alpen) an durchzieht der Apennin, als Hauptgebirge Italiens, seine ganze Länge bis zum äußersten südlichen Vorgebirge, und theilt es in eine nordöstliche und südwestliche Hälfte. Italien hat, wie es seine Lage mit sich bringt, nur einen großen Hauptstrom, außerdem meh-

rere nicht ganz unbedeutende Flüsse, eine große Menge kleiner Bäche und mehrere herrliche Seen, so daß das Land im Ganzen gut bewässert zu nennen ist. Der nördliche Theil, der breiteste und zwischen den Alpen und dem Apennin gelegen, ist natürlich auch der reichste an Flüssen und Seen. Hier sind die Hauptflüsse der Po, der in den cottischen Alpen entspringt, und sich, nach dem er eine große Menge an Flüssen aufgenommen, in 7 bis 8 Mündungen in den venezianischen Meerbusen ergießt, und die Etsch, die aus den rhätischen Alpen kommt und sich ebenfalls in den venezianischen Meerbusen ergießt. In der eigentlichen Halbinsel fließen der Arno und die Tiber; sie kommen beide aus dem Apennin und ergießen sich in das tyrrhenische Meer. Unteritalien ist sehr arm an großen Flüssen, der Garigliano, Volturno und Silaro sind die bedeutendsten, alle drei ergießen sich in das tyrrhenische Meer. Am Fuße der Alpen sind die großen Seen: Lago di Como, Lago di Garda, Lago maggiore u. s. w. Die Busen sind am mittelländischen Meere von Genua, Neapel und Salerno, und am adriatischen Meere von Squillace, Tavante, Puglia ꝛc. Das Klima von Italien ist in Deutschland als ein überaus reizendes und mildes berühmt, und alle Reisende wissen viel von den milden Lüften zu erzählen, welche ihnen, sobald sie den Gipfel der Alpen erreicht, lieblich entgegen hauchen und mit der üppigern Vegetation am südlichen Abhang des Gebirges den Eintritt in jenes herrliche Land verkündigen. Im Ganzen genommen ist diese Meinung allerdings richtig; indeß ist das Klima Italiens, wie es die von Norden nach Süden langgestreckte Lage des Landes mit sich bringt, sehr verschieden und keineswegs frei von manchen großen Unannehmlichkeiten. Obgleich im Ganzen gesund, ist die Luft doch in vielen niedrigen Gegenden, am Ausfluß des Po, in den sumpfigen und sandigen Gegenden der Südküste Mittel-Italiens, Maremme genannt, zu welchen auch die berüchtigten pontinischen Sümpfe bei Rom gehören, so wie in einem großen Theile dieser Stadt selbst höchst ungesund und gefährlich. Das nördliche Italien hat ein mehr gemäßigtes als heißes Klima. Das rechte südliche Klima beginnt erst, so wie man die Gränzen Neapels betritt; hier ist mit seltnen Ausnahmen der Winter allerdings höchst unbedeutend und Schnee in den Ebenen eine seltene und immer schnell wieder verschwindende Erscheinung. Ganz Italien ist mehr oder weniger den Erdbeben unterworfen; wahrhaft furchtbar aber haben sich diese bis jetzt nur in dem südwestlichen Theile von Neapel und in Sizilien gezeigt. Aber auch in andern Gegenden von Italien, wo es vielleicht nur deßhalb keine wahre Vulkane giebt, weil die Gebirge keine schmelzbare Fossilien enthalten, finden sich häufig Stellen, wo brennbare Luftarten aus der Erde steigen und zum Theil auch sich an der Atmosphäre entzünden. Der Boden Italiens ist überall, wo nur der Fleiß des Menschen ihm seine Gaben entlockt, überaus fruchtbar, am ausgezeichnetsten in den reichlich bewässerten Ebenen des nördlichen Italiens, so wie in dem von einem unterirdischen Feuer wie es scheint zur höchsten Fruchtbarkeit gesteigerten vulkanischen Gegenden des südlichen Italiens. Selbst die Gebirge, obgleich nicht mit so schönen Waldungen als bei uns prangend, sondern an den höhern Gipfel nur mit mäßigem Gesträuch von Mirten und andern ähnlichen Gewächsen bedeckt, sind an ihren milderen, wenn gleich dürren Abhängen immer noch dem Oel- und Weinbau günstig. Der Anbau selbst ist höchst vortrefflich im nördlichen Italien, elend in einem großen Theile des Kirchenstaats und wiederum ausgezeichnet gut in einigen Theilen von Neapel, über alle Beschreibung elend in Sizilien. Italien ist reich an vielen und edlen Produkten; es kommen hier vorzüglich in Betracht: Getreide, Reis, Wein, edle Früchte aller Art, als Pomeranzen, Citronen, Limonen,

Oliven, Granatäpfel, Datteln, Mandeln, Safran, Baumwolle, Zuckerrohr Hanf, Flachs, Galläpfel, Rindvieh, überhaupt alle unsere Hausthiere, Wildpret, Geflügel, Fische, Seidenraupen, Austern, Gold, Silber, Kupfer, Blei, Eisen, Schwefel, Alaun, Marmor, Spiesglanz, Salz, Achate ꝛc. Italien zählt auf 5800 QM. 19 bis 20 Millionen Einw.; man rechnet auf das feste Land etwa 4619 und auf die Inseln etwa 1190 QM. Schwer und beinahe unmöglich ist es, über den Charakter eines in so viele kleine Staaten zersplitterten, unter so verschiedenen Regierungsformen lebenden Volkes etwas Allgemeines und Richtiges zu sagen. Geist, Lebendigkeit und mancherlei Talente, besonders für Dichtkunst und Musik, und lebendiges Gefühl für alles Schöne kann Niemand den Italienern absprechen. Dagegen wirft man ihnen Mangel an Charakter, an Muth und an Redlichkeit und eine entschiedene Neigung zur Intrigue vor; und allerdings war der Zustand, in welchem Italien bis auf die neueste Zeit versunken, eben nicht geeignet, Selbstgefühl und kriegerischen Muth zu wecken. Eben daraus mag es sich auch erklären, daß ein großer Theil des Volks nur auf sinnlichen Genuß bedacht mit großer Schlauheit seine niedrige Habsucht zu befriedigen sucht. Der Italiener ist durchaus ein höchst sinnlicher Mensch, daher unzuverlässig in seinen Neigungen, leicht aufbrausend und aus Mangel an persönlichem Muth hinterlistige Rache suchend. Selbst seine Frömmigkeit ist sinnlicher Art, sie ist mehr Sache der Gewohnheit und des Herkommens als des Herzens, und bedarf der äußern Anregung, um gewaltige aber nicht tief gehende und daher nicht bleibende Gefühle in ihm zu wecken, und bei der großen Unwissenheit, in welcher ein bedeutender Theil des Volkes schmachtet, und dem Mangel an allen geläuterten Religionsbegriffen, ist es gar nichts Seltenes, eine sogenannte Frömmigkeit mit einem verbrecherischen Leben im Bunde zu finden. Die Religion aller Italiener, mit Ausnahme der Bewohner einiger piemontesischen Thäler, ist die katholische. In der neuern Zeit haben die wenigen fremden Protestanten zu Rom und Venedig die freie Uebung ihres Gottesdienstes erhalten. Schon im hohen Alterthume wurde Italien größtentheils von Völkern bewohnt, die eine hohe Stufe der Bildung erreicht hatten; nur in Oberitalien wohnte ein halbwildes Volk, die Gallier. Südlicher am Arno und an der Tiber wohnten mehrere kleine Völkerschaften, die, wie die Etrusker, Samniter und Lateiner, durch enggeschlossene Bündnisse mit einander ihr betriebsames Leben sicherten. In Unteritalien hatten sich griechische Kolonien angesiedelt; dieser Theil Italiens wurde deßhalb Großgriechenland genannt. Wie alle diese Völkerschaften zuletzt unter die Herrschaft Roms kamen, wird in der Geschichte dieser Stadt dargestellt werden. Die Geschichte der Besiegten verliert sich in die der Sieger. Wir beginnen hier die Geschichte Italiens mit dem Zeitpunkte, in welchem das Land als ein selbstständiges Königreich sich über den Trümmern der römischen Herrschaft erhob. Odoaker, der Heerführer der Heruler und Rugier, stürzte den letzten römischen Schattenkaiser vom Throne, und nahm den Titel eines Königs von Italien an. Allein seine Herrschaft war von kurzer Dauer. Theoderich oder Dietrich, König der Ostgothen in Ungarn, an der Donau und Save, war als Knabe in Constantinopel erzogen worden und ergriff begierig den Wunsch des Kaisers Zeno, Italien von den Herulern zu befreien. An der Spitze seines ganzen Volkes zog er 489 nach Italien, siegte und belagerte Odoaker 3 Jahre in Ravenna; der Tod seines Feindes gab ihm die Herrschaft über Italien. Ohne selbst gelehrte Kenntnisse zu besitzen, schätzte Theoderich die Gelehrsamkeit; mit Weisheit und Mäßigung herrschte er über Sieger und Besiegte, und behauptete ein großes Ansehen unter allen Fürsten germanischen Stammes, welche damals die verschiedenen Theile des ehemaligen römischen

Reiches besaßen. Er ward allgemein bewundert und geehrt, und Italien hatte lange nicht so glückliche Zeiten gesehen, als unter ihm. Aber mit seinem Tode ging die Herrschaft der Gothen bald wieder verloren. Der oströmische Kaiser Justinian benutzte die Zwietracht, welche nach Theodorichs Tode unter den Gothen entstanden war, und sein Feldherr Belisarius, welcher schon den Vandalen Afrika wieder entrissen hatte, griff nun auch Italien mit großem Erfolge 535 an. Eine Zeitlang widerstand zwar noch der letzte gothische König Totila und eroberte selbst Rom wieder, allein als Belisarius zurückgerufen und der Verschnittene Narses seine Stelle eingenommen, unterlag auch Totila 552, und ganz Italien ward, nicht zu seinem Glücke, wieder römisch. Doch auch dieser Besitz war von kurzer Dauer. Narses, bei seinem Herrn in Ungnade gefallen, soll selbst die Veranlassung gegeben haben, daß Alboin, König der Langobarden oder Longobarden, in Pannonien 568 in Italien einbrach und in kurzer Zeit das ganze obere Italien eroberte, welches von den Siegern den Namen der Lombardei erhielt. So war nun Italien getheilt, der ganze nördliche Theil, so wie mehre südwestliche Gegenden waren longobardisch, Ravenna und der südöstliche Theil blieb noch eine Zeitlang kaiserlich und wurde das Exarchat genannt. Der Exarch oder Statthalter wohnte zu Ravenna. Rom war zwar nicht den Longobarden unterworfen, aber doch in einer nur sehr schwachen Abhängigkeit von Constantinopel; ein Umstand, welcher viel dazu beitrug, das Ansehen der Bischöfe dieser Stadt (Päpste) welche oft Gelegenheit hatten, als Vermittler und Beschützer der Stadt aufzutreten, außerordentlich zu erhöhen. Außer dem hatte sich in dem nordwestlichen Winkel des adriatischen Meeres auf mehreren dort gelegenen, flachen, von Lagunen (seichten Meeresstellen) umgebenen Inseln ein kleiner Staat meist von solchen gebildet, welche zur Zeit Attila's dem Verderben entronnen, woraus, aber erst später, die Stadt und Republik Venedig entstand. Das Reich der Longobarden war nie stark; tapfer zwar und kriegerisch, aber höchst ungebildet, verschwanden unter ihnen noch die letzten Spuren altrömischer Bildung. Ihr Reich blieb stets ein Wahlreich, wenn man auch dabei vorzüglich auf die einmal herrschende Familie achtete; und die Macht der Herzöge, welche die verschiedenen Theile des Landes beherrschten, war so groß, daß sie oft Jahre lang ohne König regierten. Diese Uneinigkeit war auch Schuld, daß es ihnen erst spät, 752 gelang, dem schwachen Exarchat ein Ende zu machen; doch behielten die griechischen Kaiser noch immer einige Provinzen im untern Italien. Die Longobarden waren zwar Christen, aber Arianer, und daher Feinde der Päpste, welche stets von ihnen bedroht bei den entfernten Franken Hülfe suchten und fanden. Schon Carl Martell hatte sich der Päpste angenommen; sein Sohn Pipin zwang die Longobarden zu einem Vergleich, wodurch viele ehemals zum Exarchat gehörige Länder den Päpsten eingeräumt wurden, und diese dadurch zuerst in die Reihe weltlicher Fürsten eintraten. Als aber der letzte longobardische König Desiderius abermals den Papst ängstigte, zog Carl der Große über die Alpen, belagerte Desiderius (s. d. Art. u. Carl der Große) in Pavia, nahm ihn 773 gefangen und endete so das Reich der Longobarden (vergl. d. Art.). Er fügte noch bedeutende Ländereien der Schenkung Pipins hinzu, doch behielt er und seine Nachfolger noch lange die unbestrittene Oberherrschaft in Rom und noch mehr als ein Jahrhundert hindurch wählten, bestätigten und entsetzten die Kaiser die Päpste. Der Zustand des obern Italiens blieb einige Jahrhunderte lang höchst traurig. Selbst Carl der Große ließ die vorgefundenen Herzöge im Besitz ihrer Länder; unter seinen schwachen Nachfolgern gelangten sie zu voller Unabhängigkeit, und als vollends die Kaiserkrone an die Deutschen kam, wurde die Oberherrschaft der Kaiser kaum dem Namen nach beachtet. Oftmals wurden Könige von Italien aus den

mächtigen Häusern der Provence und von Burgund erwählt; jeder Herzog, jeder Graf, jeder Mächtige strebte nach Unabhängigkeit und behauptete sie mit den Waffen; daneben erhob sich die Macht der Bischöfe, Aebte und Klöster, welche alle zugleich weltliche Besitzer und Fürsten waren, zu einer in andern Ländern unbekannten Höhe, so daß unendliche Fehden das unglückliche Land zerrütteten und aller Anbau zu verschwinden drohte. Zwar wußten die kräftigen Ottonen eine Zeitlang ihre Macht zu behaupten und einige Ordnung zu erhalten, aber unter ihren Nachfolgern, besonders als die große Fehde zwischen den Kaisern und Päpsten ausbrach, unter Heinrich IV. und V. (s. beide Art.) und jede Stadt, jeder Ort Parthei nahm, erreichte das Elend seinen Gipfel. Dies war der Zustand von Ober-Italien im 9., 10. und 11. Jahrhundert. Doch fingen im 11. schon einige Städte, vorzüglich und zuerst in Mailand an, sich zu verstärken, von den Bischöfen und Baronen loszureißen und wenigstens einige Freistätte und Sicherheit zu gewähren. Glücklicher und früher, als sie, hatte Venedig, vom Meere geschützt, sich erhoben. Bis gegen das Ende des 8. Jahrh. hatten die Bewohner der verschiedenen Inseln unabhängig, jede unter ihrem Tribun, Handel und Schifffahrt getrieben. Die Furcht vor den Seeräubereien der Araber nöthigte sie, sich zu vereinigen, sie erwählten einen Herzog, Doge (von dux), der auf Rialto wohnte; diese Insel ward durch Brücken mit den benachbarten vereinigt und so entstand Venedig. Die Venezianer führten einen einträglichen Handel mit Syrien, Aegypten, vorzüglich aber mit Constantinopel, wo sie große Vorrechte besaßen. Ihre Seemacht überwog bald die der Araber, so daß schon im 10. Jahrh. mehrere Städte Dalmatiens, Zara zuerst, sich ihnen unterwarfen, um gegen die Araber geschützt zu werden. Diese hatten sich schon seit 827 Siziliens bemeistert und fingen selbst an, auf dem festen Lande Italiens sich zu verbreiten, im Kampfe mit den Griechen, welche jene Gegenden noch schwach behaupteten. Beide wurden durch die Normänner verdrängt. Ums Jahr 1000 landete ein Haufen normännischer Pilgrimme aus der französischen Normandie im untern Italien auf ihrer Reise nach Jerusalem. Immer zu Waffenthaten aufgelegt, fanden sie sich bereit gegen die Araber zu kämpfen und ihre Kraft und Tapferkeit setzte die Landesbewohner in Erstaunen. Sie selbst gereizt von der Leichtigkeit des Erfolgs riefen immer mehre ihrer Landsleute herbei, die nun nicht mehr für die Griechen, sondern für sich selbst fochten und schon 1022 Aversa, die erste normännische Stadt, gründeten. Vorzüglich zeichneten sich aus Tankred von Hauteville und seine Heldensöhne, deren Familie die Herrschaft über diese Länder errang. Bald hatten sie die Araber und auch die Griechen vertrieben. Robert Guiscard, Tankreds Sohn, ward vom Papst, den er in einer Schlacht gefangen, zum Herzog von Apulien ernannt und erkannte gern den Papst als seinen Lehnsherrn, so wie dieser dagegen sich an den Normannen eine mächtige Stütze gegen andere Feinde erwarb. Roberts Sohn Roger eroberte 1061 noch Sizilien, und schon 1130 nannten sich seine Nachfolger Könige beider Sizilien; 1150 endlich ergab sich ihnen freiwillig die bis-dahin als eigener Freistaat unter griechischem Schutze gestandene Stadt Neapel. Palermo aber war die Residenz des neuen Reiches. Während so im nördlichen und südlichen Italien neue Verhältnisse sich entwickelten, war im mittlern die Macht der Päpste unbemerkt gewachsen und erreichte im 11. und 12. Jahrhundert ihren Gipfel. Daß der Bischof von Rom, als Oberhaupt der Gemeinde der Hauptstadt, von den Bischöfen in den Provinzen mit einer gewissen Achtung und Ehrfurcht betrachtet wurde, war höchst natürlich. Noch günstiger wurde seine Stellung, als der Sitz des Reichs nach Constantinopel verlegt worden. Während der Patriarch von Constantinopel von der Anwesenheit der Kaiser gedrückt, von ihren Launen

abhing, erschien der Bischof des sich selbst überlassenen Rom häufig als der wohlthätige Vermittler und Fürsprecher der Stadt; und als nun vollends die Eifersucht gegen den Patriarchen von Constantinopel und mehr noch die eigenthümlich verschiedene Bildung und Sinnesart der östl. und westl. Völker eine Trennung der Kirche in eine morgenländische und eine abendländische veranlaßt hatte, war es wiederum ganz natürlich und unvermeidlich, daß der Bischof von Rom oder Papst als das geistliche Oberhaupt der abendländischen Kirche angesehen wurde. Waren ja doch Franken, Britten, Germanen durch seine Abgesandte und in seinem Namen zum Christenthum bekehrt worden. Zu diesen natürlichen Verhältnissen wurden aber bald noch andere Hülfsmittel gesellt, die Oberherrschaft der Päpste zu begründen. Die untergeschobenen Dekretalen (Sammlung päpstlicher Verordnungen) des falschen Isidorus in der Mitte des 9. Jahrh. mußten die Welt belehren, daß von der ältesten Zeit der Papst als Nachfolger des h. Petrus das Oberhaupt der Kirche gewesen, daß alle weltliche Macht nur von ihm ihre Bestätigung und Geltung erhalte, und in jenen Zeiten allgemeiner Unwissenheit fanden diese anfänglich behutsam vorgetragenen Lehren unbedingten Glauben. Nach und nach maßten sich die Päpste eben die Oberlehnsherrlichkeit über die Bischöfe und Erzbischöfe an, wie die Könige sie über ihre Vasallen übten, und um die Geistlichkeit ganz ich an das Interesse des römischen Stuhls zu knüpfen, ward im 10. und 11. Jahrhundert immer strenger auf die Ehelosigkeit der Priester gehalten. Dabei wußten die Päpste mit großem Geschick auch ihre weltliche Vergrößerung zu betreiben. Die Schenkungen Pipins und Carls des Großen legten den Grund zum Länderbesitz der Päpste, welcher durch andere Schenkungen, durch Erbschaft und andere Mittel nach und nach zu einer sehr bedeutenden Größe anwuchs. Dabei waren die Päpste zwar lange Zeit, eben wegen des Länderbesitzes, von den Kaisern abhängig; nicht allein Carl der Große, noch viele seiner Nachfolger, vorzüglich die kräftigen Ottonen, noch Heinrich III. ernannten die Päpste, oder litten wenigstens nicht, daß die Wahl von den Baronen und der Geistlichkeit des römischen Gebiets ausgehend, ohne ihre Genehmigung und Bestätigung geschehe, wie sie denn auch nicht selten unwürdige Päpste absetzten. Als aber die vielen kleinen Staaten Oberitaliens eine schützende Vormauer Roms gegen die Macht der deutschen Kaiser bildeten, gelang es den Päpsten, sich immer unabhängiger zu machen, so daß Nikolaus II. 1059 schon festsetzen konnte, die Papstwahl sollte hinführo nicht mehr von den Baronen und dem Volke, sondern von den 28 Stadtpfarren Roms und den 7 Bischöfen des römischen Gebiets, welche Cardinäle genannt wurden, vollzogen werden. Die mächtigen Normänner schützten ihn gegen den Widerspruch der Barone. Nun erst gelangten die Päpste zur weltlichen Herrschaft über die Stadt Rom, welche sie bis dahin mit den Kaisern wenigstens hatten theilen müssen. Jeder Schritt vorwärts brachte bleibenden, unveräußerlichen Gewinn, jeder etwa übereilte und zurückgewiesene Schritt brachte wenigstens keinen Schaden, weil die wachsende Ehrfurcht vor dem geheiligten Oberhaupt der Kirche keine allzustrenge Ahndung gestattete. So brachten es die Päpste dahin, daß im 12. Jahrhundert, nach langem und hartnäckigem Kampfe mit den Kaisern, ihr höheres Ansehen fest begründet schien und das Ansehen der Kaiser, wenigstens in Italien, tief herabgewürdigt wurde, und sie ernteten noch obendrein den Ruhm, daß sie die Beschützer der Freiheit gegen die Unterdrückung von Seiten der Kaiser gewesen. Wenn auch in einer überall rohen und wilden Zeit, im 10. Jahrh., eine Reihe sittenloser Päpste den heiligen Stuhl entweiht hatten, so erzeugte dagegen das 11. eine Folge höchst ausgezeichneter, geistig und sittlich bedeutender Päpste, denen es nicht schwer ward, ihr Ansehen gegen Kaiser und Könige zu behaupten, und die

auch unleugbar ihre geistliche Macht auf eine heilsame Weise gegen die rohe und gewaltsame Ungerechtigkeit der Fürsten brauchten. Solche Männer, wie Gregor VII. 1073 — 1085, Urban II. 1087 — 1100, Alexander III. 1160 — 1181, vor allen aber Innozenz III. 1198 — 1216, standen in der That und ohne Anmaßung höher, als die meisten ihrer Zeitgenossen. Sie konnten nun unverhohlen aussprechen, was ihre Vorgänger nur angedeutet, die geistliche Macht stehe über der weltlichen, und kraft dieses Satzes Kaiser und Könige absetzen, die Unterthanen von ihren Pflichten lossprechen, Fürsten in den Bann thun, wodurch sie von der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen waren, das Interdikt über ganze Länder aussprechen, wo dann der Gottesdienst, aller Beistand der Kranken und Sterbenden u. s. w. aufhörte. Sie allein beriefen allgemeine Kirchenversammlungen, waren die Vorsitzer derselben und nur ihre Bestätigung gab den Beschlüssen Gültigkeit. Ihre Aussprüche in Glaubenssachen wurden für untrüglich (Infallibilität) gehalten, und das zahllose Heer der Mönche, besonders die Bettelorden, so wie das furchtbare Gericht der Inquisition, waren die folgsamen Diener und Stützen ihrer Macht. So waren die Päpste im 12. und Anfang des 13. Jahrhunderts, Mit diesem und dem 14. beginnt das Sinken ihrer Macht. Vergl. auch d. Art. Papst. — Wir haben schon gesehen, daß bereits im 11. Jahrhundert mehrere Städte Oberitaliens sich zu Unabhängigkeit und Macht erhoben; unter ihnen waren Mailand und Pavia die bedeutendsten. Im 12. bildete sich diese Macht immer mehr aus, so daß das Ansehen der deutschen Kaiser, denen man wohl den Titel: Könige der Lombardei, aber keine wahre Macht zugestand, trotz der Anstrengungen einiger kräftigen Monarchen immer mehr in Verfall gerieth. Bei den langen Streitigkeiten der Päpste mit den Kaisern hatten auch die Städte Oberitaliens eifrig Parthei genommen und Guelfen und Ghibellinen, jene Anhänger der Päpste, diese der Kaiser, bekämpften einander in Italien noch lange, nachdem diese Namen schon ihre ursprüngliche Bedeutung verloren hatten. Friedrich I. (s. d. Art.) demüthigte zwar anfänglich das stolze Mailand, ja er verwüstete es nach einem Aufstande 1162 mit Feuer und Schwert, dennoch brach bald nachher ein neuer Aufstand aus und Friedrich vermochte nichts gegen den großen Bund, welchen nun die meisten lombardischen Städte mit einander schlossen; eben so wenig gelang es Friedrich II. (s. d. Art.) diesen Bund zu überwältigen. Sobald aber die gemeinsame Gefahr vorüber war, brachen die Fehden der einzelnen Städte unter einander um so gewaltiger aus; ja in jeder dieser Städte wütheten die Partheien der Guelfen und Ghibellinen gegen einander, und eben hierdurch gelang es mehren mächtigen Familien, hie und da die Freiheit zu unterdrücken und sich zu Fürsten zu erheben. So wurden aus den Visconti's, ursprünglich kaiserliche Statthalter von Mailand, im 14. und 15. Jahrhundert Herzöge von Mailand, deren Macht später auf die Sforza's erbte, bis Frankreich sich diesen Staat anmaßte und darüber mit den deutschen Kaisern in Streit gerieth. Bei alle dem aber blühte während dieser Kämpfe ein hoher Wohlstand in diesen Städten: Handel, Gewerbe, ja selbst der erste Anfang wieder aufblühender Kunst bereicherten und verschönerten sie, und Lombarden hatten ihre kaufmännischen Niederlassungen in den meisten bedeutenden Städten Deutschlands, der Niederlande und Englands. Am mächtigsten und blühendsten erhoben sich die Seestädte, vorzüglich durch die Kreuzzüge und den Handel mit dem Morgenlande bereichert. Vom 11. bis 14. Jahrhundert hatte Pisa eine bedeutende Seemacht, bis es den Genuesern und endlich 1407 den Florentinern erlag. Genua selbst, schon im 10. Jahrhundert nicht unbedeutend, hatte doch seine Freiheit erst 1238 errungen, kämpfte lange Zeit und zuletzt glücklich mit Pisa um die Herrschaft des mit-

tellándiſchen Meeres, um Sardinien und Corſika und trug einen vollſtändigen Sieg davon; minder glücklich war zuletzt der lange Kampf mit Venedig im 13. bis Ende des 14. Jahrh. Die Genueſer, Nebenbuhler der Venezianer im levantiſchen Handel, hatten ſich durch Wiederherſtellung der griechiſchen Kaiſer große Verdienſte um dieſe erworben und beſaßen Niederlaſſungen am ſchwarzen Meere, mehre Inſeln des Archipelagus, ſelbſt Creta und Cypern und die Vorſtadt Pera bei Conſtantinopel. Im 14. Jahrhundert mußten ſie dem mächtigen Venedig auf vielen Punkten weichen, und die Eroberung Conſtantinopels durch die Türken machte ihrer Herrſchaft in jenen Gegenden ein Ende. Dabei war Genua unaufhörlich von innern Spaltungen zerriſſen, oft wählte man Fremde zu Dogen, deren Einfluß man weniger fürchtete; mehre Male unterwarf man ſich ſelbſt dem franzöſiſchen, dann wieder dem mailändiſchen Schutze (ſ. d. Art. Genua). — Florenz war lange Zeit hohenſtaufiſch, ging dann zu einer demokratiſchen Verfaſſung unter vielen bürgerlichen Unruhen über, bis endlich ſeit 1400 die reiche Kaufmannsfamilie der Medici anfänglich unter bürgerlichen Formen, bald aber mit fürſtlichem Anſehen die Gewalt an ſich riß. Wenige Familien haben ſo viel für die Künſte und Wiſſenſchaften gethan, als die Mediceer im 15. und 16. Jahrh. (ſ. d. Art. u. Toskana). Venedig ſchöpfte ſeinen Reichthum aus den Kreuzzügen und dem Handel mit dem Morgenlande, es erreichte ſeine höchſte Blüthe im 13. Jahrh., als unter ſeinem Schutze das lateiniſche Kaiſerthum zu Conſtantinopel entſtand, beſtand im Ganzen ſiegreich den langen Kampf mit Genua, der 1381 endete, und fing nun an, ſich auch auf dem feſten Lande auszubreiten, vorzüglich im 15. Jahrhundert. Seine Macht und ſeine Blüthe wurden erſt bedeutend erſchüttert, als Conſtantinopel in die Hände der Türken fiel und die Entdeckungen der Portugieſen und Spanier dem Handel ganz neue Wege bahnten. — Die Beſitzungen der Päpſte hatten ſich zwar ſeit dem 12. Jahrhundert bedeutend vermehrt, in Rom ſelbſt war ihre Macht durch den unruhigen Geiſt der Bürger noch ſehr beſchränkt, und dieſe Macht verſchwand beinahe gänzlich, als von 1308 an eine ganze Reihe Päpſte bis 1377 zu Avignon reſidirten. Noch ſchlimmer wurde dieſer Zuſtand, als 1378—1411, während des großen Schiſma (Spaltung), 3 Päpſte zugleich auftraten und einander gegenſeitig in den Bann thaten. Erſt die Kirchenverſammlung zu Koſnitz, welche dieſem Aergerniß ein Ende machte und die Päpſte wieder zu Rom zu wohnen veranlaßte, befeſtigte damit auch ihre Macht über dieſe Stadt. Die letzten Länder-Erwerbungen theils durch Kauf und Erbſchaft, theils durch Gewalt, fanden erſt im 16. und 17. Jahrhundert ſtatt und gaben dem Kirchenſtaat ſeine jetzige Ausdehnung (ſ. Kirchenſtaat). — In Neapel ſtarb der normänniſche Regentenſtamm mit Wilhelm II. 1189 aus; ſeine Tochter Conſtantia heirathete Heinrich VI. Sohn Friedrichs I., und ſo kamen dieſe ſchönen Länder an das Haus Hohenſtaufen, unter welchem, und namentlich unter Friedrich II., der Italien beinahe gar nicht verließ, ſie glückliche Zeiten verlebten. Aber nach dem Tode Conrads, Sohn Friedrichs II., riefen die Päpſte, ewige Feinde der Hohenſtaufen, Carl von Anjou, einen Bruder Ludwigs des Heiligen, welcher auch den Vormund des jungen Conradin, Manfred, der ſich ſelbſt zum Könige aufgeworfen, beſiegte und das Reich in Beſitz nahm. Conradin, der letzte Sprößling jenes edeln Hauſes als Kind in Deutſchland erzogen, kam mit einem Heere nach Italien, um ſein unbeſtreitbares Recht zu behaupten, aber in der Schlacht bei Aquila oder Taglacozzo 1268 gefangen, ließ der unedle Sieger ihn 1269 zu Neapel enthaupten. Vor ſeinem Tode hatte er ſeinen Verwandten Peter, König von Aragon, zum Erben ernannt, und dieſer entriß auch Carln glücklich Sizilien, nachdem alle Franzoſen auf dieſer Inſel am 30. März 1282 (die

sizilianische Vesper) waren ermordet worden. Bis 1442 blieben beide Länder getrennt, wo Alphons V. von Aragon nun auch Neapel erwarb. Nach seinem Tode wurden sie wieder getrennt: sein Bruder Johann II. erbte Sizilien, und von diesem erbte es Ferdinand der Katholische von Spanien. Neapel aber fiel Ferdinand, einem natürlichen Sohne Alphons V. zu, doch wurden seine Nachfolger von Ferdinand dem Katholischen vertrieben, und so blieb das Reich beider Sizilien von 1504 an zwei Jahrhunderte bei Spanien und wurde von Vizekönigen regiert. — Beinahe das ganze 16. Jahrhundert hindurch ward Italien durch Kriege beunruhigt, welche die Eroberungssucht der Franzosen und die Eifersucht der spanischen und östreichischen Monarchie gegen dieses Volks veranlaßten. Neapel war am Ende des 15. Jahrh. im Besitz Alphons II. vom aragon. Stamme; Sizilien gehörte Ferdinand dem Katholischen; aber die Rechte des früher (1414) ausgestorbenen Hauses Anjou waren auf die Grafen der Provence und nach deren Absterben auf Ludwig XI., König von Frankreich, übergegangen. Der Sohn dieses letztern, Carl VIII., aufgemuntert von Ludovico Moro, der sich durch Ermordung seines Neffen zum Herzog von Mailand gemacht, beschloß seine alten Rechte geltend zu machen. Er zog ohne Widerstand mit einem Heere durch Italien, und Neapel öffnete seine Thore 1495. Allein schon 8 Tage nachher mußte er den Rückzug antreten. Diese kühne Unternehmung hatte alle Feinde Frankreichs geweckt, Kaiser Maximilian und die Venezianer sammelten ein Heer in Oberitalien, Ferdinand von Spanien bedrohte die Gränzen Frankreichs, und Carl VIII. mußte sich glücklich schätzen, sich nach Frankreich durchzuschlagen; die zurückgelassenen Garnisonen gingen in kurzer Zeit verloren. Sein Nachfolger Ludwig XII., welcher längst verjährte Rechte auf Mailand hatte, eroberte 1499 dies Herzogthum, und der Usurpator Ludovico Moro wurde von den Schweizern ausgeliefert und starb 1510 im Gefängniß. Nun hoffte Ludwig XII. auch Neapel zu erobern. Er verband sich deßhalb mit Ferdinand dem Katholischen und verabredete eine Theilung der zu machenden Eroberungen. Kaum aber hatte Ludwig dies Unternehmen ausgeführt und Friedrich III. von Neapel abgedankt, als die Spanier über die Theilung Streit erhoben und unter ihrem großen Feldherrn Gonsalvo von Cordova, von 1501 — 1503, den Franzosen ganz Neapel wieder entrissen. Bald darauf 1508 vereinigten sich der Papst Julius II., der Kaiser Maximilian, Ferdinand von Spanien und Ludwig XII. gegen die wegen ihres Stolzes allgemein verhaßten Venezianer: dies war die sogenannte Ligue von Cambray, die erste politische Verbindung dieser Art im neuern Europa. Auch diesmal griff Ludwig zuerst an, allein kaum hatte er einige Vortheile errungen, als seine sämmtlichen Verbündeten sich mit den Venezianern vertrugen und in der von Julius II. gestifteten liga santa sich gegen Ludwig vereinigten; auch Heinrich VIII. von England, die Venezianer und die Schweizer traten diesem neuen Bunde bei, welcher zur Absicht hatte, die Franzosen aus Italien zu vertreiben. Und diesen Zweck erreichte sie auch vollkommen: die Schweizer setzten den Maximilian Sforza, von dem alten Fürstengeschlechte, 1511 auf den Thron von Mailand, und auch Genua warf das französische Joch ab. Ganz Italien war für Ludwig verloren. Der Kampf erneuerte sich und ward anhaltender und hartnäckiger unter Franz I., welcher die ganze Zeit seiner Regierung hindurch nach dem Besitz von Mailand trachtete. Er siegte 1515 bei Marignano über die bis dahin unüberwindlich geachteten Schweizer, und Maximilian Sforza kehrte in den Privatstand zurück. Als aber Carl V. deutscher Kaiser geworden und die Eifersucht zwischen ihm und Franz I. den Krieg entzündet, ward Mailand den Franzosen wieder entrissen und Maximilians Bruder, dem Franz Sforza, zurückgegeben. Vergebens suchte Franz I. in eigner Person

Mailand wieder zu erobern, er ward 1525 bei Pavia geschlagen und gefangen genommen und mußte als Gefangner nach Spanien wandern. Die Siege Carls und die Gewaltthätigkeiten seines Feldherrn, des aus französischen Diensten zu ihm übergegangenen Connetable de Bourbon, welcher um seine Truppen zu bezahlen 1527 Rom stürmen und plündern ließ, wobei er selbst aber den Tod fand, hatten die Gemüther aller Italiener ihm abwendig gemacht, und Franz hoffte in einem neuen Versuche auf Mailand glücklicher zu seyn, war es aber so wenig, daß vielmehr noch Genua, welches seit 1527 wieder französisch geworden, durch den Seehelden Doria 1598 befreit wurde und seine Unabhängigkeit bis 1797 behauptete. Mailand behielt beim Frieden 1529 seinen Herzog Franz Sforza. Als dieser aber 1536 gestorben, erneuerte Franz I. seine Ansprüche und verband sich, um seinem großen Gegner gewachsen zu seyn, mit dem türkischen Sultan Soliman II.; das erste Beispiel dieser Art. Aber auch dieser anfänglich glückliche Feldzug ward vereitelt, die Franzosen wurden wieder vertrieben und Carl gab 1540 Mailand seinem Sohne Philipp, dem nachmaligen König von Spanien. Noch einmal, aber eben so vergeblich, suchte Franz von 1541—44 den Besitz von Mailand zu erringen; es blieb so wie Neapel und Sizilien unter spanischer Herrschaft bis zu Ende des spanischen Erbfolgekrieges. Die übrigen wichtigsten politischen Veränderungen Italiens im 16. Jahrhundert waren, daß die Familie Medici zu Florenz unter dem Schutze Carls V. die Fürstenwürde erhielt, und Ferrara, nachdem das Haus Este 1597 ausgestorben, als ein eröffnetes Lehen vom Papste eingezogen ward. Bis zum Jahre 1700 genoß Italien einer im Ganzen wenig gestörten Ruhe; als aber in diesem Jahre Carl II. von Spanien gestorben und Frankreich mit Oestreich über seine Erbschaft in jenen langen Erbfolgekrieg gerieth, ward auch das nördliche Italien dadurch beunruhigt und der östreichische Feldherr, Prinz Eugen von Savoyen, schlug die Franzosen mehre Male und vertrieb sie 1707 gänzlich aus Italien. Beim Frieden zu Rastadt, 1714, erhielt Oestreich, als seinen Antheil von der spanischen Monarchie, Mailand, Mantua, Neapel und Sardinien; Sizilien dagegen ward dem Herzoge von Savoyen, dessen Haus schon seit 1559 Piemont besaß, mit dem Königstitel gegeben, doch mußte der neue König es bald darauf, 1720, gegen Sardinien vertauschen, wovon er nun den Titel führte. Auch Oestreich behielt Neapel nur bis 1738, wo es wiederum an Spanien gegen Parma und Piacenza abgetretn ward. An die Stelle der 1737 ausgestorbenen Medici trat Herzog Franz Stephan von Lothringen, und seitdem dieser durch seine Ehe mit Maria Theresia Kaiser geworden, hat Toskana bis auf die neuere Zeit östreichische Prinzen zu Beherrschern gehabt. — Die Ruhe Italiens im 18. Jahrhundert ward erst durch die französische Revolution unterbrochen. Die Kriege, welche sie veranlaßte und wovon das unglückliche Italien von einem Ende bis zum andern, bei weitem am meisten das nördliche, der Schauplatz gewesen, haben wir bei Frankreich und Deutschland schon kennen gelernt. Es genüge daher hier nur eine kurze Aufzählung der wichtigsten Begebenheiten, welche in Italien vorgefallen, und der Veränderungen, welche darin rasch auf einander folgten. Im Jahre 1792 drangen die Franzosen in Savoyen ein und verbreiteten sich von da aus in Piemont. Der Krieg mit Oestreich zog sich mit abwechselndem Erfolge bis 1796, wo Buonaparte den Oberbefehl erhielt und nach den siegreichen Schlachten bei Lodi am 10. Mai und bei Arcole vom 15. bis 17. Nov. 1796 dem nördlichen Italien eine andere Gestalt gab. Vergl. den Art. Buonaparte. Durch den Frieden von Campo Formido 1797 erhielt Oestreich die Besitzungen der von Buonaparte vernichteten Republik Venedig; aus Mailand, Mantua, Parma und Modena ward eine cisalpinische Republik gebildet; aus dem Kirchenstaate eine römische; das Genuesische hieß

nun die ligurgische Republik; der König von Sardinien mußte Savoyen und die Grafschaft Nizza an Frankreich abtreten. Im folgenden Jahre aber ward er gänzlich vertrieben. Im Jahre 1799 ward Neapel, wegen seiner Verbindungen mit England, besetzt und in eine parthenopeische Republik verwandelt; nur Englands Uebermacht zur See schützte Sizilien; Toskana ward einstweilen besetzt. Aber noch im nemlichen Jahre drangen die Oestreicher und Russen unter Suwarow überall siegreich vor; Neapel, Rom, ganz Italien bis auf Genua, welches von Massena aufs äußerste vertheidigt wurde, ward befreit. Das folgende Jahr 1800 führte eben so schnelle und eben so gewaltige Veränderungen herbei. Napoleon war aus Egypten zurückgekehrt, ging über die Alpen und die Schlacht von Marengo, am 14. Juni, entriß den Oestreichern Italien wieder. So wie die Zuversicht und die Macht Napoleons in Frankreich stieg, so veränderten sich nach seiner Willkühr die italienischen Verhältnisse. Die cisalpinische Republik verwandelte sich 1802 in eine italienische, deren Präsident Napoleon war; Piemont ward mit Frankreich vereinigt. Als er aber 1805 den Kaisertitel angenommen, ward die italienische Republik abermals in ein Königreich Italien umgeschmolzen und auch Genua Frankreich einverleibt. Nach dem Siege bei Austerlitz und dem Presburger Frieden mußte Oestreich das Venezianische, Istrien und Dalmatien abtreten, welche mit dem italienischen Königreiche vereinigt wurden. Im Jahre 1806 ward das Königreich Neapel besetzt und dem Bruder Napoleons, Joseph Buonaparte, verliehen, welcher es jedoch schon 1808 seinem Schwager Mürat abtreten und dagegen nach Spanien wandern mußte. Auch Etrurien, welches eine Zeitlang ein spanischer Infant mit dem Königstitel verwaltet, ward nun dem französischen Reiche einverleibt. Der Kirchenstaat hatte 1809 das nämliche Schicksal, so wie auch die durch den Wiener Frieden abgetretenen illyrischen Provinzen. Nach dem Unglück, welches die Franzosen in Rußland getroffen, und die Niederlagen, die sie 1813 in Deutschland erlitten, schloß sich Mürat an die Verbündeten an und rettete für diesmal seine Krone. Das übrige Italien kehrte größtentheils zu seinen alten Herren zurück, nur daß die Insel Elba mit völliger Souverainität dem abgesetzten Kaiser und die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla seiner Gemahlin Marie Louise von Oestreich überlassen wurden (s. d. Art. Friedensschlüsse). Als 1815 Napoleon sich wieder auf den Thron von Frankreich geschwungen, ergriff Mürat für ihn die Waffen, ward aber von den Oestreichern am 2. und 3. Mai bei Tolentino so gänzlich geschlagen, daß er nach Frankreich fliehen mußte, und als er, nachdem Napoleon abermals besiegt, mit wenigen Begleitern es wagte, von Corsika aus bei Pizzo in Calabrien zu landen, ward er ergriffen, vor ein Kriegsgericht gestellt und am 18. Oktober 1815 erschossen (s. Mürat). So waren denn Neapel und der Kirchenstaat ihren alten Herren wiedergegeben. Sardinien ward noch durch das Gebiet von Genua vergrößert; der größte Theil vom obern Italien, nemlich das ehemalige Venezianische, Mantua nnd Mailand, bildeten für Oestreich das venezianisch-lombardische Königreich; das Haus Oestreich-Este erhielt Modena; die Erzherzogin Marie Louise Parma und Piacenza; die ehemalige Königin von Etrurien Lucca; der Erzherzog Ferdinand von Oestreich Toskana, und die Engländer behielten Malta und die Schutzherrschaft über die Republik der ionischen Inseln. — Die Italiener hatten zwar seit 23 Jahren beinahe ununterbrochen die Leiden des Krieges erfahren, zugleich war aber doch der kriegerische Sinn der Nation dadurch geweckt und sie mit manchen bessern politischen Ideen und Einrichtungen bekannt geworden, deren Genuß ihnen durch einige der zurückgekehrten alten Regierungen wieder entrissen wurde. Mit Schmerz mußten sie, die in der letzten Zeit die Hoffnung erschöpft hatten, endlich einmal das lange getrennte und zerrissene Italien zu

einer politischen Einheit vereinigt zu sehen, ihr Vaterland wieder in den alten Zustand zurücksinken und das alte Joch priesterlicher Unwissenheit und Herrschsucht wieder emporkommen sehen. Die Unzufriedenheit gährte durch ganz Italien und brach zuerst am 3. Juli 1820 zu Nola im Neapolitanischen aus, wo einige Truppen die spanische Constitution forderten und so schnellen und zahlreichen Anhang fanden, daß diese Constitution schon am 7. vom Könige feierlich beschworen wurde. Ein zusammenberufenes Parlament sollte dieser in der Eil gewählten Verfassung die nöthigen Modifikationen und Festigkeit geben. Aber die zu Laibach zu einem Congreß zusammengetretenen Monarchen (der König von Preußen erschien nicht) verwarfen diese allerdings tumultuarisch entstandenen Einrichtungen; ein östreichisches Heer rückte nach Neapel vor und zog, nachdem es einen unbegreiflich geringen Widerstand gefunden, am 25. März 1821 in die Hauptstadt ein. Zu gleicher Zeit brach am 10. März eine ähnliche Revolution zu Alessandria im Sardinischen aus, der bis zum 13. beinahe alle Truppen beifielen; der König aber, vermuthlich einen Meineid verabscheuend, mochte lieber der Krone zu Gunsten seines Bruders entsagen, als die auch hier ausgerufene spanische Verfassung annehmen. Aber auch dieser Versuch ward durch östreichische Hülfe in wenigen Wochen vereitelt. Vergl. d. Art. der einzelnen Staaten.

Italienische oder künstliche Blumen. Diese Fabrikate kommen ursprünglich aus Siena in Toskana, und lange Zeit waren Florenz, Mailand, Venedig und andere Städte Italiens die einzigen, die einen bedeutenden Handel mit denselben trieben. Später wurden sie auch in Frankreich, vorzüglich in Paris, Lyon, Bourdeaux, Nantes und Marseille, so wie auch in einigen deutschen Städten verfertigt und ins Ausland verschickt. Die französischen Blumen sind weit täuschender, schöner und feiner, als selbst die italienischen.

Italienische Buchhalterei, s. Buchhalterei.

Italienische Kunst. Italien ward im Mittelalter für die meisten Länder Europa's die Wiege der Kunst, weil es früher die Erdin Griechenlands war. Griechische Meister entflohen dem Schwerte der Türken und den Verheerungen der Barbaren; sie suchten Schutz in Italien, wo schon im Alterthume die Griechenkunst so hoch geachtet wurde, und fanden dort gastfreundliche Aufnahme; sie beschenkten dafür Italien mit den Schätzen ihres Vaterlandes, und erweckten die schlummernde Begeisterung für die bildenden Künste. Auch hier war die Religion ihre erste Pflegerin, die sie sorgfältig in ihrem heiligen Schooße groß zog. Doch sie konnte nur schützen, ehren und belohnen; das eigenthümliche, rege Leben, was die schönen Künste in Italien hauchten, konnte sie ihnen nicht allein ertheilen: es entsprang aus der Natur und dem Nationalcharakter. Unter Italiens milden, sonnenhellen Himmel und seiner reichen, in üppiger Fülle sich gestaltenden Natur, traten überall dem Künstler Gegenstände des schönen Anschauens entgegen, und boten seiner Phantasie eine unendliche Menge schöner Formen dar, während sein Schönheitssinn sich in den Meisterwerken der großen alten Kunst belebte, bildete und schärfte. Der historische Anfang der italienischen Kunst fällt ins 12te Jahrhundert, wenn gleich schon früher griechische Künstler dort ihre Werkstätte aufgeschlagen hatten. Was in den vorhergehenden Jahrhunderten für die Kunst geschah, beruht meist auf Sagen; so wußte man von vielen Gemälden, die aus dem 6. Jahrh. herrühren sollten, nicht die Urheber anzugeben, und schrieb sie deßwegen den Engeln und Geistern zu; doch sind noch einige Denkmäler vorhanden, die den Ursprung der italienischen Kunst hoch hinaufsetzen; so wurde schon unter Leo dem Großen, im J. 441, in der Basilika des heil. Paulus, am Wege nach Ostia, ein großes Gemälde in Mosaik gearbeitet, und die Bildnisse der 42 ersten

Bischöfe, die man in derselben Kirche sieht, sind auch aus dieser Zeit. Mosaiken und enkaustische Gemälde waren damals herrschend, später fing man an mit einer Art Leimfarbe zu malen, was man a tempera nannte. Selbst von dem Evangelisten Lukas, der ein Maler gewesen seyn soll, weiset man in Rom einige Gemälde auf, als: die Madonnenbilder zu St. Maria Maggiore, St. Maria del Popolo, St. Maria in Araceli. Man kann füglich in der Geschichte der Kunst in Italien 3 Perioden annehmen. 1) von Cimabue bis auf Raphael; 2) von Raphael bis auf die Caracci; 3) von diesen bis auf die gegenwärtige Zeit. Erste Periode. Die erste Wiege der Kunst war Florenz. Wohl mußte die Kunst in einem von der Natur so vorzüglich begünstigten Lande, wie das Toskanische, frühzeitiger sprossen, als anderwärts und zu gedeihlichen Früchten reifen. Nicht der ältesten Werke der Etrurier zu gedenken, begann hier die Malerei hundert Jahre früher als in Bologna. So sieht man zu Florenz in der Kirche St. Trinita ein Kruzifix, von welchem man Nachricht hat, daß es schon im J. 1003 vorhanden gewesen; auch findet sich zu Siena in der Kirche St. Domenico eine Madonna von Guido da Siena (s. d. Art.), von 1221. Giunta Pisano fertigte 1236 einen Christus am Kreuze für die Kirche St. Maria ai Angeli bei Assisi. Mit Cimabue (s. d. Art.), einem Schüler Giunta Pisana's, aber nimmt die erste Periode ihren eigentlichen Anfang (vom Jahr 1240 bis 1474). Obgleich selbst noch trocken, steif, monoton im Ausdrucke, so wie in der Anordnung und Zeichnung, wußte er dennoch seinen Figuren mehr Leben und Bewegung zu geben, als seine griechischen Vorgänger. Er legte auf diese Weise den Grund zu einer bessern Epoche. Des Cimabue Schüler war Giotto (geb. 1276) s. d. Art.). Er steht in jeder Beziehung höher, als sein Lehrer. Aus Giotto's Schule ging zuerst Taddeo Gabbi (geb. 1300), der Lehrer seines Sohnes Angelo (geb. 1324), hervor; dann Stefane von Florenz (geb. 1300) und sein Sohn Tomaso (geb. 1324). Letzterer wegen der Aehnlichkeit seiner Werke mit denen des Giotto, Giottino genannt. Als ein kräftiger Stamm folgte dem Giotto, Simone Memmi von Siena (geb. 1234), Filippo Memmi (lebte 1361), war sein Verwandter und Schüler. Am herrlichsten unter Allen glänzte Fra Giovanni da Fiesole (geb. 1387) (vergl. d. Art.). Im 15. Jahrh. blüheten alle Künste und Wissenschaften; Cosmus von Medici schätzte sie, und Florenz hatte damals seinen höchsten politischen Glanz erreicht. Aus der Schule des Massellna da Panicale (geb. 1378) ging endlich Tomaso Guidi (Massaccio, geb. 1401) hervor, und mit ihm ein neuer Umschwung der Kunst. Seine Darstellungen zeichneten sich durch eine reine und feste Gattung, durch einen tiefern Charakter und Geist, als in den Werken seiner Vorgänger liegen, aus. Fra Filippa Lippi (geb. 1400) und Filippino, sein Sohn (geb. 1460), Andrea del Castagno (geb. 1403), Alessio Baldovinetti (geb. 1425), Antonio Pollajolo (geb. 1426); dann Sandro Botticelli (geb. 1437) und Lucca Signorelli (geb. 1440) nebst Andern sind ihm gefolgt. Seine Schüler malten zuerst mit Oelfarben, doch nicht auf Leinwand, sondern auf Holz oder auf mit Gyps überzogene Wände; unter ihnen führte Paolo Uccelli die perspektive Malerei ein; Lucca Signorelli sah zuerst den großen Vortheil, der für die Maler aus dem Studium der Anatomie entspringt, und bald nach dem Andrea Verochio (geb. 1432), dessen Schüler unter Andern der vortreffliche Lorenzo Sciarpelloni (da Credi, geb. 1453) gewesen, glänzten am florentiner Kunsthimmel: Leonardo da Vinci (geb. 1452) (s. d. bes. Art.), Verrochi's Schüler, und Domenico Ghirlandajo (geb. 1451), der den Baldovinetti zum Lehrer hatte. Sinnvoll und erhaben in seinen Schöpfungen verband da Vinci einen philosophischen Geist mit tiefem Gefühle. Er war im

eigentlichen Sinne der Schöpfer der florentinischen Schule, und drückte ihr den ersten, sichern, festen, tiefsinnigen Charakter, der sich selbst zu dem Melancholischen neigt, auf. Domenico Ghirlandajo schuf edle Formen mit Gefühl und mit einer Kenntniß der Perspektive, die vor ihm noch keiner besessen hatte; er vereinte auch den Mißbrauch der vergoldeten Verzierungen aus den Gemälden. Sein Styl ist ruhig, ernst und besonnen. Man muß staunen wegen des tiefen Geistes, womit der Meister in jeder Beziehung sein Mannichfaltiges zur strengen Einheit der Handlung und Empfindung zugleich in Wechselwirkung zu bringen, und zu einem Ganzen nur abzuschließen gewußt hat. Fra Bartolomeo di St. Marco (geb. 1469) studierte zwar nach den Werken des Leonardo; allein er gehört, da er seine Eigenthümlichkeit darüber nicht verlor, von allen Schülern am meisten sich selbst an. — Die römische Schule hat, ohne die frühern Sagen vom heil. Lukas zu berücksichtigen, mit Conciolo ihren uns bekannten Anfang genommen. In Subjaco findet sich ein Gemälde, worauf des Künstlers Namen und die Jahreszahl 1219 zu lesen sind. In dieses Jahrhundert fällt auch Oderigi von Gubbio, ein Miniaturmaler, der 1300 gestorben ist. Dem 14. Jahrh. gehören Guido Palmerucci an, der um 1342 gemalt, und Pietro Cavallini. Zeitgenossen des Letztern waren Bocco und Allegreto Nucci da Fabriano, Andreas von Velletri, letzterer blühte um 1334. An diese reihen sich noch an: Ugolino Orvietano, Giov. Bonini, Lello Perugino und Giacomo da Camerino, die alle im Dom zu Orvieto gearbeitet. Häufige und überladene Goldverzierungen mit angebrachter Schrift in meistens gothischen Charakteren, sind auch hier die sichern Kennzeichen der Gemälde aus diesem Jahrhundert. Mit dem 15. Jahrh. beginnt ein besserer Styl. Er entwickelte sich zuerst in den Werken des Ottaviano Martis 1408, und Mariotto da Viterbo, welcher mit noch Anderen in den Jahren 1445 bis 1457 den Dom zu Orvieto schmückte. Von allen zeichnet sich aber Gentile da Fabriano am Meisten aus, der um 1423 geblüht. Vielleicht hat ihm seine Madonna im Dom zu Orvieto das Prädikat des Meisters der Meister erworben. Ein anderer Antonio da Fabriano arbeitete um 1454, und von 1446 hat man Gemälde von Giv. Boccatis de Camereno. Foligno blieb nicht zurück. Niccolo Alunno förderte die Kunst. Seine Gemälde von 1480 und 1492 zeigen einen bedeutenden Unterschied zum Bessern. Auch Urbino war vor dem Schlusse des 15. Jahrh. merkwürdig geworden. Es hat drei wackere Männer, den Lorenzo da S. Severino, den Vater Raphaels, und den Fra Bartolomeo Carradini (Carnevale). Aber von Perugia ging das Heil der römischen Schule aus, und zwar von Pietro Vanucci (Perugino, s. d. Art.) (1446 † 1524). Er hatte viele Schüler, deren wir hier nur der vorzüglichsten erwähnen, zuerst des Bernardino Pinturicchio (1454 † 1513); dann eines Sinibaldo da Perugia, der um 1512 geblüht; des Gianicola da Perugia und Giambattista Caporali, um 1476 geb. Diese Letztern sind jedoch ihrem Lehrer nur als Nachahmer gefolgt. Aber Andrea Luigi (di Assisi) (1470 † 1556), Domenico Alfani (di Paris), der noch 1536 lebte, und dessen Sohn Orazio, folgten ihrem eigenen Genius und vergrößerten den Styl des Meisters von Perugia. Der größte und glücklichste aller Schüler war Raphael (s. d. bes. Art.) († 1520). Nach Venedig kam zuerst der Geschmack aus dem Orient herüber. Andrea Murano und Vittore Carpaccio gehörten zu den frühesten dortigen Künstlern; Giovanni und Gentile Bellino sind die ausgezeichnetsten Maler der frühern venetianischen Schule. Ersterer war 1424 geb. und starb 1514. Der andere arbeitete geraume Zeit unter Mohameds II. Regierung in Konstantinopel. Sie führten die Farbengluth des Orients ein, ihr Styl war einfach, symmetrisch rein,

ohne sich zu Idealen zu erheben. Der treffliche Andrea Montegna, geb. 1431 zu Padua, gest. 1506, war der erste, der anfing die Antiken zu studiren. In Padua war der Hauptsitz der venetianischen Schule; Mantegna verpflanzte ihn später nach Mantua, und sein Styl bildete den Uebergang zur lombardischen Schule. In Verona, Bassano und Brescia blühten die Malerschulen auf. Giovanni von Udine (welcher sich durch treue Nachahmung der Natur in Nebendingen so auszeichnete, daß Raphael ihn die Guirlanden um seine Gemälde in der Farnesina malen ließ), Pellegrino und Pordenone waren die geschicktesten Vorgänger der beiden größten Meister der venetianischen Schule: Giorgino und Tizian (s. d. Art.). Die lombardische Schule hatte eigentlich keinen Centralpunkt; in Ferrara, Imola, Cento, Modena, Reggio, Parma, Mantua, Mailand waren ihre Sitze; erst später wurde Bologna ihr Hauptsitz. Den Anfang der Kunst hat Modena mit Verona gemein. Ihre bekannte Ausübung fällt gleichfalls in die Hälfte des 14. Jahrhunders. Mit Aldigeri da Zevio zu Verona blühte gleichzeitig Thomas von Modena 1332, mit zwei Jahre später. Von ihm ist das Kapitel des Dominikanerklosters zu Trevigi gemalt. Zeitgenosse von ihm und auf demselben väterlichen Boden erzeugt, waren Barnabas und Christoforo, jener übte die Kunst 1377, dieser 1380. An sie schloß Serafino de Serafini sich würdig an. Das Gemälde im Dom zu Modena: Christus mit den zwölf Aposteln von 1335 ist von seiner Hand. Auch das 15. Jahrh. hatte seine wackern Männer, den Rafaello Calori, der um 1452 blühte, und die beiden Lendenara, Erlstoforo und Lorenzo; von dem Ersten befinden sich mehrere Bilder im Dom zu Modena 1465. Diesen kann, nebst Andern, noch Pellegrino von Modena beigezählt werden, der später ein Schüler des Raphael geworden und 1538 gestorben ist. Endlich und noch vor dem Schlusse des 15. Jahrh. (1494) ward Antonio Allegri (da Correggio (s. d. bes. Art.) geboren, der zu Anfang des 16ten Alles, was vor und nach ihm sich der Meisterschaft dieser Schule rühmte, übertroffen hat. Seine Freßco-Gemälde zu Parma in den Kirchen la Madonna della Scala, la Nunziata und Giov. Evangelista, ganz vorzüglich aber die beiden Kuppeln des Doms und der Kirche St. Giovanni sind der ganzen Kunstwelt hinlänglich bekannt. Die Einbildungskraft ist darin aufs Höchste getrieben, Alles geht ins Große und Breite: ein kühnes Werk von gewagten Verkürzungen. Wer unbefangen genug die Werke dieses Meisters betrachtet und gewürdiget hat, dem kann es wohl nicht entgangen seyn, daß eben kein tiefes Leben der Seele ihm aus seinen Werken, selbst den besten nicht, entgegengekommen ist. Ein naiver, stets fröhlicher Geist, und eine scherzende Laune regt sich vorherrschend in seiner Kinderwelt. Dieser natürliche Frohsinn ist mit ihr aufgewachsen, und ins reifere Alter übergegangen. Dort erscheint er nun wieder in seinen weiblichen Figuren, vorzüglich seinen Madonnen, als lächelnde Unschuld, und einer damit verwandten Heiterkeit der Seele, die, fast immer in denselben Formen wiederkehrend, mehr das Auge anzieht, als das Gemüth ergreift. Alles lebt und regt sich nur in einer heitern Gegenwart bei ihm, und wird von derselben angezogen und bestimmt. Darum leuchtet uns auch keine Vergangenheit aus seinen Bildern, und was der Geist in und mit ihr geworden, was er aus ihr sich geistig angeeignet hat, ist darin eben so wenig sichtbar, als der Zukunft dunkle Spuren, die die Seele mit hohen Ahnungen erfüllt und darum den Ausdruck derselben oft gar wunderbar beschränkt und gestaltet. So treibt bei ihm der Geist immer nur sein leichtes Spiel mit der Gegenwart, und in die Seele, die den Ausdruck der Empfindung modificirend bestimmt, ist kein Gleichgewicht gesetzt. Die Kunst wurde in Bologna schon im 12. und 13., also 2 Jahrh. früher geübt, als zu Verona und

Modena. In der Kirche della Baroncella sieht man ein Madonnenbild um das Jahr 1120 gefertiget. Von Guida da Bologna findet sich ein Gemälde vor von 1178 und 1180, desgleichen eines von Ventura, mit der Jahreszahl 1217. Das 14. Jahrh. hatte unter Andern den Vitale. Von ihm befindet sich ein Gemälde mit der Angabe des Jahrs 1320 in der Kirche la Madonna del Monte. Demselben Zeitraume gehören auch Lorenzo, Simone und Jacopo d'Avanzi an, von welchen aber die beiden Letztern schon in das 15. Jahrh. geblüht haben. Obgleich allen diesen Männern das, was eigentlich mit zum Höchsten der Kunst gehört — der Seele Ausdruck — nicht fremd war, und sie es darum auch in ihren Werken daran nicht ermangeln ließen; so zeigt sich gleichwohl darin noch eine große Einförmigkeit, und ein rohes, unbeholfenes Wesen in der Bezeichnung desselben, womit die auffallendste Härte in den Umrissen und Steifheit der Anordnung und Bewegung aller Theile verbunden ist. Lippo Damasi, der gegen 1421 gestorben seyn soll, überträf schon merklich seine Vorgänger. Wenn gleich selbst noch nicht frei von ihren Gebrechen, so verstand er doch, besonders in seinen Frauenbildern, den Ausdruck zarter zu motivieren, und dadurch eine glückliche Mischung darin, wenn auch nur angedeutet, zu erkennen zu geben. Er hatte viele Schüler in seinem Gefolge, unter Andern den Marco Zoppo, der Lehrer des größten Meisters zu Bologna, Francesco Raibolini (s. Francia), geb. 1450. In ihm blühte das goldene Zeitalter der Malerei zu Bologna. Sein stiller, edler, frommer Geist war auch ganz derselbe seines würdigsten Schülers (1508), des Innocenzo Francucci (da Imola). Darum blieb er auch stets der treueste unter den Schülern Francia's. Primaticcio, demselben Jahrh. entsprossen, war von anderer Individualität; darum fand er sich nachmals so leicht hingezogen zu dem kühnen Geiste des Julio Romano, und verlor ganz den Charakter eines Zöglings aus der Schule des Francucci. Auch Prosper Fontana fühlte anders, als sein ruhiger Lehrer da Imola; deßwegen folgte er zuletzt der Leitung eines seiner spätern Zeitgenossen, des Pellegrino Tibaldi, der mit ihm noch der ersten Hälfte des 16. Jahrh. angehört. Um 1350 thaten sich in Verona Aldigeri da Zevio, und gleichzeitig mit ihm Stefano in der Malerei auf eine vortheilhafte Weise hervor; bis endlich diese Kunst gegen Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrh. jene Höhe erreichte, die wir jetzt noch an so vielen hinterlassenen Werken in den Kirchen und Palästen bewundern müssen. In diese letztere Epoche fällt nun der Ursprung der verschiedenen Schulen dieser Stadt, deren jede, wenn auch mitunter der Stifter der einen oder anderen der dasigen in venezian. Schule ging, dennoch ihre ganze Individualität beibehalten, und einen so eigenthümlichen Charakter angenommen hat, daß sie mit Recht jener Stadt stets angehören wird, in der sie ihre Vollendung erreichte. Francesco Carotto mag wohl den Montegna zum Lehrer gehabt haben, allein er studirte auch früher den Liberale, und ist weder Mantegna noch Liberale geworden, sondern Carotto geblieben. Darum ist die Kunst freigeboren, doch bleibt es unerlässig, ihren Zögling in den strengen Regeln mechanischer Kunstfertigkeit mit steter Hinweisung auf den einzigen Typus, der Natur, zu unterrichten; ihn aber, soll er zum selbstständigen Künstler sich bilden, außer dem noch in den beengten Kreis einer Schule sklavisch zu bannen, darin festhalten und leere Förmlichkeiten mit Gewalt ihm aufdringen wollen, ist eitles Bemühen und der Tod aller Individualität. Man hat im Ganzen vier veroneser Schulen bezeichnet: die des Francesco Torbido (del Moro); des Paolo Gielfino; Francesco Carotto und des Antonio Badile. Francesco dai Libri, ob er gleich nur Handschriften verfertigte, und sie, nach damaliger Sitte, mit köstlichen Miniaturen verzierte, — weßwegen man ihn auch dai Libri zubenannt hat — glänzte dennoch in einem unvergleichlichen Schüler und

Sohne Girolamo mehr, als Torbido und Badile in ihrem Zöglinge Orlando Flacco; und Paolo Farinato, ein Schüler des Giolfino, ist keineswegs des Paolo Cavazznolo werth, der aus der Schule des Franzesko Morone, eines Schülers seines Vaters Domenico, hervorging. — In der zweiten Periode sah die Kunst in Italien ihre höchste Blüthe erreichen; an der Spitze einer jeden Schule standen die größten Meister aller Zeiten. Es war Michel Angelo Buonarotti's (geb. 1479, gest. 1514) (s. d. bes. Art.), Riesengeist, der die florentinische Schule zu ihrer außerordentlichen Höhe erhob; Bildhauer- Bau- und Malerkunst ergriff er mit demselben allmächtigen Geiste, mit gleicher Kraft und Tiefe des Genius; doch standen bei Buonarotti Gewalt und Kühnheit einzeln, ohne daß ein mildernder Genius ihm zur Seite wandelte. Die Gewalt seines Feuers zu dämpfen, dazu bedurfte es eines von der Natur selbst seinem Gemüthe eingepflanzten Grades der Mäßigung. Aber die Natur versagte ihm diesen Dienst, und so blieb er unerreicht groß und kühn, wie der beglücktere Raphael unerreicht edel und liebenswürdig. Mit ihm, aber noch mehr in seinen Nachfolgern, traten Geist und Form aus ihren Fugen, und Schönheit mußte der Gewalt weichen. Er war das Idol seiner Zeit, Alles huldigte ihm. Keiner blieb mehr in den Schranken der Wahrheit und Natur. Alle jagten dem Scheine des Großen nach, und gefielen sich nur, wie ihr Meister, im Starken und Auffallenden, in wilder Uebertreibung, in der Kühnheit und Gewalt der Umrisse, der Bewegung und des Ausdrucks. Keiner ward geboren, mit Kraft sich dem Verderben entgegenzustemmen. Dante war Buonarotti's Lieblingsdichter. Der Bau der Peterskirche war in seinen spätern Jahren fast sein einziger Gedanke. Rosso de Rossi, Daniel von Volterra, Salviati, Angelo Brozino, Alessandro Allori und viele Andere waren seine Schüler und Nachahmer. 1580 fingen Ludovico Cigoli und Gregorio Pagani an, einen neuen Geist zu wecken. Sie kehrten zur Natur zurück, und bemühten sich, bessern Geschmack im Helldunkel einzuführen. Der größte aller Künstler römischen Schule war Raphael Sanzio von Urbino (1483, † 1520, s. d. Art.). Raphael's Individualität war die glücklichste, mit der je die Natur einen Meister beschenkt hat: bei ihm boten sich Anmuth und Größe wechselseitig die Hände. Seine unsterblichen Werke beweisen es zur Genüge. Durch ihn stieg die Kunst auf den höchsten Grad der Vollkommenheit; aber nie sank sie auch schneller von ihrer Höhe, als unmittelbar nach ihm. Man kann nicht sagen, daß Raphaels erhabener Geist sich in den Werken seiner Schüler ganz unvermischt erhalten, und so in das 16. Jahrh. fortgepflanzet hat. Julio Romano (s. d. Art.) (1402 † 1546) huldigte mehr dem gewaltigen Michael Angelo, auch Gianfranzesko Penni (il Fattore) (1488 † 1528) vermischte des kühnen Florentiners Geist mit dem sanftern seines unvergleichlichen Lehrers. Giovanni da Udine (1494 † 1564) konnte in den Gegenständen seiner Produktionen Raphaels Geist weniger verläugnen; dagegen aber hat auch Perino del Vago (Buonacorsi) (1500 † 1547) seines Meisters reinen Geist durch fremde Zusätze getrübt. Viele Gehülfen hatte Raphael noch bei Ausführung seiner großen und zahlreichen Werke, die alle zu seinen Schülern gezählt wurden; wir erwähnen nur hier des Polidoro da Caravaggio (s. d. besond. Art.) Pellegrino da Modena, und des Bartolomeo Ramenghi. Allein weder von diesen, noch von allen übrigen auch Einer, war mit dem umfassenden Genius des unsterblichen Meisters begabt, daß er, was jener selbstständig unternommen, auch mit eigener Kraft hätte durchführen können. Und so sank denn mit dem zu früh Dahingegangenen das höchste Ansehen, was je eine Schule durch ihn genossen, schon vor Ablauf der ersten Hälfte des 16. Jahrh. und mit Anfang des 17. Jahrh. unter Fabrizio Barreccio (s. d. Art.) (1528† 1612) und den beiden Zuccari, Taddeo (1529 † 1566), und Federico (1543 †

1609); so, daß selbst die letzte, aber gewiß nicht das glücklichste Mittel, dem überhandnehmenden Verfalle der Kunst durch eine Akademie zu steuern, fruchtlos blieb. Federico Baroccio kämpfte zwar diesem falschen Wesen entgegen, doch fand sein Beispiel nicht viele Nachahmer. Er gehörte mehr der lombardischen Schule an, da er die Grazie des Correggio sich vorzüglich zum Ziele setzte, das er auch glücklich errang. Seine Schüler Franzesko Vanni, Pellegrini und die Gebrüder Zuccheri brachten in die röm. Schule neue Regsamkeit und ein frisches Leben; doch Letztere traten nicht ganz mit Glück in die Fußstapfen ihres glänzenden Musters; der Geist ihrer Darstellungen war mehr lieblich als groß; auch arteten sie wieder in Manier aus. Muziano zeichnete sich zu der Landschafts-, und Nogari, Pulzone und Fachetti in der Porträtmalerei aus. An der Spitze der venetianischen Schule finden wir Giorgione Barbarelli di Castelfranco (gest. 1511), und Tiziano Vecelli (gest. 1576). Beide waren groß im Colorit; Barbarelli's Porträts sind ihrer Wärme und Wahrheit wegen berühmt. Der Letztere war in allen Kunstfächern groß, in Verschmelzung und Behandlung der Fleischtinten unnachahmlich, als Geschicht- und Porträtmaler trefflich, der erste große Landschaftsmaler. Selbst in seinem hohen Alter blieb er sich gleich. Arioste und Aretino waren Freunde des lebensfrohen, glücklichen Tizian. Er arbeitete viel für Spanien. Einige seiner berühmtesten Werke sind das Altarblatt des St. Pietro Martyre, seine Venusbilder, sein Bacchanal und seine spielenden Kinder in Madrid, sein Christo della Moneta ꝛc. Er verstand zuerst die Kunst des Lasirens oder mit durchsichtigen Farben zu malen. Bei den Gruppen wählte er die Form der Weintrauben zum Vorbild. Seine Nachfolger, Sebastiano del Piombo, Palma Vecchio, Lorenzo Lotto, Paris Bordone, Pordenone, sind ausgezeichnet, besonders im Colorit. Der treffliche Schiavone, dessen Helldunkel und saftiger Pinsel wahrhaft ausgezeichnet sind; der die Wirklichkeit, selbst die gemeine, bis zur Täuschung nachahmende Giacomo da Ponte, genannt Bassano (der das Haupt einer ganzen Malerfamilie war); der sinnige, glühend begeisterte Robusti, genannt il Tintoretto (gest. 1595), den Tizian aus Künstlerneid früh aus seiner Schule verbannte; der phantastische, prachtliebende Paul Veronese (gest. 1588) (s. d. Art.), der mit freiem Pinsel keck und glänzend malte, aber alle Richtigkeit des Kostüms vernachlässigte und oft die Maskencharaktere in die Geschichtsgemälde mischte, und der Veroneser Cagliari waren Zierden der venetianischen Schule. Sie arteten nun auch aus, und die Manieristen derselben waren noch weit schlechter als die andern Schulen, weil sie nie die Antike und das Ideal studirt hatten. Das Haupt der lombardischen Schule war Antonio Allegri (gest. 1534); im Helldunkel in der Harmonie der Farben, in angeborner Grazie und Innigkeit des Ausdrucks hat den gefühlvollen, lieblichen Correggio noch keiner übertroffen. Seine heil. Nacht, die Altarblätter des heil. Franziskus, heil. Georgs und heil. Sebastians, so wie die kleine Magdalena in Dresden, das Altarblatt des heil. Hieronymus in Parma, die Zingarella, der Christus im Oelgarten in Spanien, der Amor in Wien und die Frescogemälde in Parma, sind weltberühmte Werke dieses Meisters. Seine Nachfolger und Schüler waren: Franzesko Rondani, Gatti, Lelio Orsi und besonders Franzesko Mazzola il Parmegianino (gest. 1540) (s. Mazzola). Dieser Künstler hatte sehr viel Leichtigkeit, Feuer und eigenthümliche Grazie, die oft an Manier gränzt. Gaudenzio Ferrari gehört nebst vielen Andern zu den Zierden der mailändischen Schule; den Lavizzario nannte man im Landschaftsfache den mailändischen Tizian. Die berühmte Sofonisba Anguisciola (geb. 1530) in Cremona zeichnete sich in Musik und Malerei sehr aus. Sie wurde als treffliche Porträtmalerin nach Madrid berufen, wo sie Don Carlos und die ganze königliche Familie malte

und der Königin Elisabeth Unterricht gab. Im Alter wurde sie blind. Van Dyk behauptet, durch die Gespräche dieser Blinden mehr gelernt zu haben, als durch das Studium der Meister. Sie starb 1620. Lavina Fontana, Artemisia Gentleschi, Maria Robusti, Elisabetha Sirani, waren berühmte Künstlerinnen dieser Zeit. Camillo und Giulio Procaccini zeichneten sich durch Kraft der Phantasie und treffliches Colorit aus. In Bologna finden wir in diesem Zeitraum als ausgezeichneten Künstler den Bagnacavallo, den wir schon unter Raphael's Schülern bemerkten; er blühte um 1542. Francesco Primaticcio (gest. 1570), Nicolo dell' Abate, Pellegrino Tibaldi, Passerolli, Fontana waren sehr geschickte bolognesische Künstler. Die dritte Periode nimmt mit den Carracci (s. d. Art.). Ihr Streben war, den alten reinen Styl wieder herzustellen, und sie suchten durch das Studium der Alten, der Natur und der Wissenschaften ihrer Kunst einen Glanz zu ertheilen. Speth fällt über die Carracci folgendes Urtheil; es bezieht sich zwar zunächst auf die Gallerie Farnese, doch läßt es sich auf ihre meisten Werke anwenden: „Es hat noch nie an Lobpreisungen dieser Werke gefehlt, und sie mögen allerdings zu den besten der Meister und ihrer Schule gehören. Es ist wahr, man findet hier in manchem Bilde eine diesen Häuptern, besonders in dem Hannibal und Augustin eigene, gute Zeichnung; die höchste Meisterschaft in Verkürzungen wie etwa in den Schilderungen des Herkules und der Jole, auch in der Aurora, die den Cephalus entführt, in den Figuren des Merkur und Polyphem. Allein Grazie der Stellung, das Naive der Bewegungen, das Zarte und Liebliche der Formen, das Edle der Gestalten, besonders der weiblichen; kurz, was schon mehr einen geistigen Einfluß auf die Führung der Hand fordert; Alles vermißt man hier ungern, und gerade an den wesentlichsten Stellen. Wir erinnern nur an die Nymphen, an die Figuren der Andromeda, der Diana (im Bilde des Pan) und der Venus. Augustin wußte sich mit diesem Theile der Kunst in dem Gemälde der Galathe besser abzufinden. Wer sich schon mit einer konventionellen Zusammenstellung der Figuren zu bloß gefälligen Gruppen begnügt, worin jede ihren Platz gut ausfüllt, ohne darum genau und passend mit dem Charakter der Handlung selbst zusammen zu stimmen; der findet auch hier, wie fast durchgehends in den Werken der Carracci, seine Befriedigung. Darin waren sie die größten Meister. Doch wem die Wahrheit und die Seele des Kunstwerkes vor allem am Herzen liegen, die nicht in der Allgemeinheit irgend eines beliebigen Ausdruckes bestehen, in welcherne er bloß in einem willkührlichen Gegensatze zu einem andern eben so willkührlichen Ausdrucke, gerade die beste Wirkung thut; wer dagegen die strengste Uebereinstimmung verlangt zwischen der Handlung und der gemessenen Zahl aller durch Mienen und Geberden sie genau bezeichnenden Personen; der findet sich hier in seinen Erwartungen getäuscht. Wenigstens ist dieses in den Werken der Carracci von größerem Inhalte, so wie ihrer ganzen Schule, in der Regel nirgends, ja nicht einmal auf halben Wege, die hervorstechendste Parthie. Und so müssen wir denn frei gestehen, daß wir in das Lob des sogenannten größen Styles und der technischen Meisterschaft dieser Schule, bei so fühlbarem Mangel höherer Kunst-Erfordernissen nicht unbedingt einstimmen können." Aus diesem Triumvirat hat sich ein Heer von Schülern gebildet. Guido Reni, Cavedone, Albani, Lanfranco und Dominichino (s. d. besond. Art.) stehen oben an. Sie sind als die Aeste des Carraccischen Stammes zu betrachten, die sich dann selbst wieder ins Unendliche verzweiget haben: so, daß sie, mit dem Stamme zugleich, in das siebzehnte Jahrhundert eingreifen, und darin sich so lange erhalten haben, bis endlich die ganze Descendenz dieser Schule sich mit Francechini, gleichsam ihrem letzten Sprös-

linge, im ersten Drittheile des 18. Jahrh. (1728) in völliger Ermattung erloschen ist. Keine Schule hat so viele Anbeter, Schüler, Nachahmer von Nachahmern gehabt, wie die der Carracci; darum hatte sich auch keine unserem Jahrhunderte so nahe gestellt, als diese. Sie strebten eifrig darnach, die Anmuth des Correggio mit der ernsten Größe römischer Meister zu vereinen. Cesare Aretusi gehört zu denen, die sich durch die treuesten Copien des Correggio auszeichneten. Guido Reni (s. d. A.) (geb. 1575 in Bologna, gest. 1642) zeichnete sich besonders durch die idealische Schönheit seiner Köpfe, die Lieblichkeit seiner Kinderfiguren und die ungemeine Leichtigkeit aus, womit sein Pinsel Alles gleichsam hinschrieb. Sein Frescogemälde, die Aurora vorstellend, im Pallast Borgheſe, und sein Oelgemälde, die Himmelfahrt Maria, in München sind weltberühmt. Francesco Albani (s. d. A.) (geb. 1578 zu Bologna, gest. 1660) lebte in stetem Wetteifer mit Guido. Er lieferte viele größere Kirchengemälde, doch wurde er besonders berühmt durch den namenlosen Reiz, womit er in kleinem Maßstabe liebliche Gegenstände der Mythe und besonders Gruppen von Amoriden darstellte. Seine Gemälde in der Gallerie Verospi und seine vier Elemente, die er für die Familie Borgheſe malte, erwarben ihm allgemeinen Ruhm. Seine landschaftlichen Hintergründe sind trefflich, Alles athmet Heiterkeit, Scherz und Anmuth in seinen Werken. Es war ihm sehr kränkend, daß seine Zeitgenossen sich immer wegen der ernsten Gegenstände, die sie malten, über ihn erhoben. Der dritte große Mitschüler der Carracci, Domenico Zampieri, genannt Domenichino (s. d. A.) (geb. 1582, gest. 1641) wurde erst von diesen wenig geachtet, wegen seiner großen Schüchternheit und Bescheidenheit. Dreimal waren schon von Lodovico bei Preisvertheilungen Zeichnungen gekrönt worden, deren Urheber man nicht ausfinden konnte; endlich forschte es Agostino aus, da gestand der Jüngling Dominichino mit ängstlicher Furcht, er habe die Zeichnungen gemacht. Er wurde durch Fleiß und eifriges Streben der Liebling seines Meisters. Seine Werke zeugen von den gründlichsten Kenntnissen und sind reich an Charakterausdruck, Kraft und Wahrheit. Seine Communion des heil. Hieronymus, seine Marter der heil. Agnes und seine Frescogemälde in Grotta Ferrata, sind unsterbliche Meisterwerke. Schüchterne Bescheidenheit blieb ihm eigen. Er wurde nach Neapel berufen, doch von der dortigen Malergilde verfolgt und geängstigt, ja man vermuthet sogar, vergiftet. Giovanni Lanfranco (geb. 1580 zu Parma, gest. 1647) zeichnete sich besonders durch Effekte der Beleuchtung aus. Bartolomeo Schidone gehört zu den trefflichsten Coloristen dieser Schule. Noch verdienen die Bibbiena (s. d. A.), die Mola, Al. Tiarini, Pietro di Cortona (s. d. A.), Ciro Ferri, hier genannt zu werden. An der Spitze der Naturalisten, die durchaus nur die Natur ohne Auswahl, ohne gebildeten Schönheitssinn, mit kühnem, oft frechem Pinsel nachahmten, steht Michel Angelo Merigi, oder Amerigi da Caravaggio (s. d. A.) (geb. 1569). Sein Hauptgegner in Rom war der Ritter d'Arpino, der an der Spitze der dortigen Idealisten oder vielmehr Manieristen stand. Caravaggio und seine Nachfolger: Manfredi, Leonello Spada, Guercino da Cento (s. d. A.) ꝛc. wählten oft die gemeinste Natur zum Modell, das sie sklavisch nachahmten, und so entweihten sie die echte Würde der Kunst, obschon ihnen Kraft und Genie nicht abzusprechen war. In Rom riß zu dieser Zeit, dem Anfang des 17. Jahrh., der Unfug der Bambocciaden (s. d. A.) ein, welche zuerst durch Peter v. Laar dort verbreitet wurden. Viele Künstler, besonders Michel Angelo Cerquozzi (s. d. A.), folgten diesem ausgearteten Geschmack. Andrea Sacchi strebte ihm kräftig entgegen. Seine Zeichnung war richtig und groß, sein Vorbild Raphael. Sein berühmtester Schüler war Carlo Maratti (s. d. A.) (geb. 1625 zu Camerano), dessen

Styl edel und geschmackvoll war. Der Ritter Pietro Liberi, Andrea Celisti; die Portraitmalerin Rosalba Carriera (geb. 1675, in Venedig, gest. 1757), die sich in der Pastellmalerei auszeichnete; der anmuthige Francesco Trevisani, Pinzetta Tiepolo und der Perspektivmaler Canaletto waren die berühmtesten venezianischen Maler dieser Zeit. Carlo Cignani (s. d. A.) (geb. 1628, gest. 1719 in Bologna) erwarb sich großen Ruhm durch Eigenthümlichkeit und seine eben so kräftige als angenehme Behandlung der Farben: unter seinen Schülern zeichnet sich besonders Mark Antonio Franceschini aus (geb. 1548, gest. 1629), dessen Werke reizend und seelenvoll sind. Giuseppe Crespi, genannt Spagnuoletto, verdient um seines Fleißes und guten Styles Willen Erwähnung; leider sind nur seine Gemälde sehr nachgedunkelt. Unter den Römern zeichnete sich Pompeo Battoni (geb. 1708, gest. 1747) ganz vorzüglich aus, und wetteiferte mit dem berühmten Mengs (s. d. A.). Man behauptete, Letztern habe die Philosophie, Ersteren die Natur zum großen Maler gemacht. Angelika Kaufmann verdient als Grazienmalerin genannt zu werden. Unter den Nebenschulen in Italien sind die neapolitanische und die genuesische. Von den Neapolitanern nennen wir: Tommaso de' Stefani (geb. 1503), Fil. Tesauro, Simone, Colantonio di Fiori (geb. 1552), Solario il Zingaro, Sabatino (geb. 1480), Belisario, Caracciolo, Giuseppe Ribera Spagnuoletto (geb. 1594), Spadaro, der treffliche Francesco di Maria (geb. 1623), Andrea Vaccaro, der kühne, geistreiche Landschaftmaler Salvator Rosa (s. d. A.) (geb. 1615), Preti, genannt il Calabrese (geb. 1613), und Luca Giordano (s. d. A.) (geb. 1632, gest. 1705), Solimena (geb. 1657) und Conca gehören zu den neuern Meistern dieser Schule. Die Genueser haben einen Semino (geb. 1485), Luca Cambiasi (geb. 1527), Pagi Strozzi, mit dem Beinamen il Prete Genovese, Castiglione (geb. 1616), Biscaino, Gaulli und Parodie besonders unter ihren Künstlern zu nennen. Auch in der Kupferstecherkunst thaten sich die Italiener früh hervor. Tommaso Finiguerra (1460) ist der erste bekannte Meister dieser Kunst, welcher sie dem Baccio Bandini (s. d. A.) mittheilte. Ihnen folgte Mantegna; allein erst Marco Antonio Raimondi von Bologna (1500) brachte größere Freiheit in seine Kupferstiche. Seine Arbeiten nach Raphael werden wegen ihrer richtigen Zeichnung stets von großem Werth bleiben. Kein Kupferstecher hat ihn in allen diesen Stücken so glücklich erreicht, keiner mittels einer liebenswürdigen Einfalt und strengen Consequenz des Grabstichels so eigenthümlich und treffend wieder gegeben, als Marc-Anton. Er dünkt uns unter den Kupferstechern, was Raphael unter den Malern. Diese rühmliche Strenge und Einfachheit ging von ihm aus, und hat sich in einer Reihe trefflicher Schüler fortgepflanzt. Wer schätzt nicht in dieser Hinsicht die Werke der Diana, Giovanbattista und Adamo Chisi; der beiden Ravenna, Silvestro und Marco; des Bonasone, Augustino Veneziano und Anderer, die alle in einfach treuer Nachbildung dem Style ihres Meisters mit Ruhm gefolgt sind. Es dürfte hierbei nicht leicht in Abrede gestellt werden, daß die wesentliche Ursache dieses kunstgerechten Verfahrens in die damals noch dürftige Führung des Grabstichels zu setzen ist. Man legte die Schraffirungen schlicht und einfach, nur nach Bedarf der charakteristischen Form der Glieder, die dadurch in's Bunte gestellt werden sollten, ohne Anspruch auf Glanz und Zierlichkeit. Dadurch verlor der Künstler die Hauptsache, Charakter der Form und des Ausdrucks, die ihm über der technischen Mühseligkeit des künstlerischen Grabstichels so oft entgehet, nicht aus den Augen; die Hand konnte frei und willig dem Gefühle folgen, denn die Einfachheit des Mechanismus forderte keinen Aufwand künstlicher Mittel, deren Gebrauch mehr die Hand, als den Geist beschäftigt hätte. In diesem Zustande erhielt sich die Kupferstecherkunst in

Italien eine geraume Zeit, bis man anfing, sie mehr und mehr zum Handwerke zu machen und fabrikmäßig zu betreiben. Sie erfuhr das Schicksal des später in die Malerei eingeführten Styles. Man liebte das Einfache nicht mehr, und die vormals streng bestimmten Umrisse mußten in süßeinde Weiche und charakterlose Unbestimmtheit verwandelt werden, damit so, wie in der Malerei, auch im Kupferstiche, überall mehr, und durchaus befriedigende Wirkung für das Auge hervorgebracht würde, wie sehr auch das Nachbild im Stiche hinter seinem Originale zurückbleiben mochte. Man glaubte dies am besten durch Ausbildung einer bloß mechanischen Fertigkeit bewirken zu können, und widmete jetzt einer eleganteren Führung des Grabstichels die ganze Aufmerksamkeit. Man fing an, die Tallen geschwungener und mannichfaltiger zu legen, sie feiner, zierlicher und glänzender zu schneiden. Die Wirkungen davon traten überall brillant hervor, und Schatten und Licht in breiteren Massen zu frappanten Effekten; Alles nahm sich zarter und gefälliger aus. Jeder übersetzte sein Original, das er im Stiche geben wollte, mit mehr oder weniger Gelingen in die Manier seines Grabstichels, sie mochte dem Style des Gemäldes, dessen Formen und Charakter entsprechen, oder nicht; wenn nur Alles für das Auge wirksam, fein und gefällig erschien. Erst in unseren Tagen erhielt die Kunst durch Raphael Morghen und Giuseppe Longhi einen neuen Glanz. Wer sich der höchsten Vollendung jenes Bildes von Raphael, der Fornarina in der Tribune der Gallerie zu Florenz erinnert, der wird in Morghens Kupferstich den Ton des Kolorits und die zarte Behandlung glücklich wiedergegeben finden. Longhi besitzt einen der glänzendsten Grabstichel, der an Kraft, Feinheit, Schwung und Sicherheit keinem nachsteht. Wir haben hiermit nur kurz die Kupferstecher-Kunst berühren, und in dieser Beziehung, ohne weitere Berücksichtigung der Nebenzweige, nur auf die sich entgegengesetzte Tendenz der zwei Hauptepochen in Italien, der ältesten unter Marc-Anton und seiner Schule zunächst, und der neuesten, unter Morghen und Longhi, aufmerksam machen wollen. Als ein Mittelglied zwischen Malerei und Bildhauerkunst (was diese besonders bei den Italienern betrifft, s. d. Art. Bildhauerkunst) muß die Mosaik betrachtet werden, in welcher man aus dem Wunsch, die Meisterwerke unzerstörbar zu machen, viele Gemälde in Italien nachbildete. Die römische Mosaik besteht darin, daß kleine, kubisch geschliffene Steine oder Glasstücke von verschiedenen Farben und Abstufungen mittelst eines Kittes so an einander gesetzt und befestigt werden, daß sie Gemälde bilden. Schon Taft, Giotto und Cavalini verfertigten dergleichen. Die florentinische Mosaik dagegen besteht aus Steinen von bedeutender Größe, sogar Edelsteinen, welche so zusammengestellt werden, daß sie Thiere, Früchte, Blumen u. s. w. vorstellen (s. d. Art. Mosaik). Die Kunst in Scaglola (s. d. Art.) zu arbeiten, blüht schon seit zwei Jahrhunderten in Toskana. Lamberto Gori zeichnete sich in neuerer Zeit hierin aus. Seit dem Tode des Notare und des Casanova (s. d. Art.) schien der Künstlergeist einige Zeit von Italien gewichen zu seyn, bis durch Canova's herrliche Sculpturarbeiten auch eine neue Begeisterung unter den Malern erwachte. Canova's Einfluß war groß und verbreitete sich auf mehrere Zweige der bildenden Kunst; doch hätte er auch kein anderes Verdienst, als das, den Unarten des in und außer Italien so lange herrschend gewesenen Berninischen Styles und seiner Schule zuerst ein Ende gemacht zu haben, wodurch er die Plastik auf einen reinern Geschmack zurückgeführt; so würde ihm, schon dieses Verdienstes wegen, die erste Stelle gebühren. Canova erkannte wohl, daß außer dem Studium der Antike, kein Heil für die neuere Plastik: aber er erkannte diese Nothwendigkeit auf jene zurückzukommen mehr, als er ihr selbst mit Ernst und Consequenz folgte. Daß er in seinen

Werken von der Antike ausgehe, ist zwar nicht zu leugnen; allein aus Mangel eines echt plastischen Sinnes, weiß er sich weder mit der strengen Richtigkeit und Bestimmtheit ihrer Formen, noch mit den charakteristischen Theilen und dem reineren Style derselben überhaupt gewissenhaft abzufinden. Canova's Individualität neigt sich durchgreifend zum Weichlichen und Ueberweichlichen hin. In allen seinen Werken ist dieses unverkenndar, sie mögen der Plastik oder der Malerei angehören. Diese Eigenthümlichkeit, so völlig einseitig ausgebildet, und bis zum Vorherrschenden in allen seinen Kunstgebilden, ist nicht die glücklichste. Und dennoch könnte sie es seyn, hätte sie der Künstler gleich anfangs mit den strengeren Forderungen der Antike, mit der Gediegenheit der Form und der Wahrheit ihres Charakters in Verbindung gebracht: hätte er das Positive, die Kraft, mit dem Negativen, dem Weichen; das männliche mit dem weiblichen Prinzipe glücklich zu vereinen gewußt. Nur aus einer wechselseitigen Beschränkung beider geht ein Produkt im Style der Antike hervor. Wo der Kraft das Weiche nicht beigegeben ist, da artet jene in Starrheit und Härte aus, und wo das Weiche der Kraft ermangelt, da herrscht Charakterlosigkeit. Bei den Produkten fehlt es dann entweder an Fluß und Schönheit der Umrisse, oder an richtiger Bestimmtheit der Form, und an Wahrheit ihrer charakteristischen Bedeutung im Runden. Bei Canova's Gebilden verhält sich dies anders; in ihnen herrscht das Negative vor. Dies zeigt sich am auffallendsten bei seinen männlichen Statuen. Man betrachte nur (um ein einziges Beispiel anzuführen) seinen rasenden Herkules, der den Lichas in's Meer schleudert, im Pallaste des Duca Torlonia. Mit Recht wird diese mißverstandene Weiche als charakterlose, schwammige Aufgetriebenheit da und dort an Canova's Heroen-Gebilden getadelt, womit er, da es ihm nun einmal eigen ist, Alles mürbe und weichlich zu bilden, auch männliche Kraft und Stärke bezeichnen zu wollen scheint. Diese Besonderheit von Canova's Kunsttalent zeigt sich bei seinen weiblichen Standbildern unter andern Modifikationen. Hier ist er ganz in seinem Elemente. Gefälliger, schmeichelnder und reizender für das Auge zu bilden, ist unmöglich. Von ausgezeichneter Schönheit ist Canova's Gruppe der drei Musen Euphrosina, Aglaja und Thalia. Vergl. d. Art. Canova. — Landi und Cammuccini sind unter den neuesten italienischen Malern die berühmtesten; sie gehören zwar von Geburt dem Lande der Kunst an; allein jener mehr in der bolognesser, dieser in der französischen Schule befangen, zeigen die Werke beider nichts von jenem großen, einfachen Style, nichts von dem tiefen Ernst der früheren Kunstperiode bis auf Raphael. All das Conventionelle, was beiden Schulen eigen ist, tritt auch in ihren Werken hervor, nirgends eine wesentliche Eigenthümlichkeit, die auf eine individuelle Auffassung der Natur und Wahrheit losging. Die Plafond-Gemälde beider Künstler im Pallaste Torlonia bestätigen dieses. Die Anordnung mag immer gefällig seyn, und den Blick des Liebhabers anziehen, den Kenner stellt sie nicht zufrieden. Cammuccini hat im Ganzen sich eine gute Zeichnung zueigen gemacht, die ein wesentliches Verdienst seiner Schule ist. Wenn hier seine Färbung etwas kalt und monoton anspricht, so übertrifft ihn Landi durch ein wärmeres Kolorit. Aber bei all dieser Technik gebricht es Beiden und vorzüglich dem Letztern an geistiger Kraft und Fülle, ihre Werke tiefer und gehaltvoller damit zu beleben. Und dennoch erscheinen Beide als ehrenwerthe Künstler, als Meister von unleugbaren Verdiensten, wenn man die Arbeiten der französischen Pensionairs in Rom damit in Vergleichung setzt. Ein französischer Künstler, Fabre, der immer in Florenz lebt, wetteifert mit Benvenuti; seine Landschaften sind eben so trefflich wie seine Hirtengemälde. So ist gleichfalls der dort lebende Coiignon sehr brav. Appiani, der vor kurzem in Mai-

land starb, war besonders durch die Grazie seiner weiblichen Gestalten berühmt, so wie der gleichfalls verstorbene Bossi, im ersteren und strengeren Styl. Der Florentiner Sabbatelli, dessen Federzeichnungen sehr geschätzt sind, lebt jetzt in Mailand. Ermini in Florenz ist ein reizender Miniaturmaler in Isabey's Manier. Alvarez, ein Spanier, und Apez, ein hoffnungsvoller junger Venezianer, sind in Rom sehr geschätzt. Doch vor allen zeichnet sich der junge Künstler Agricola in Rom jetzt aus. Er ist aus Urbino gebürtig. An Reinheit des Styls und Gefühl, welches entfernt vom theatralischen Ausdruck ist, soll er alle neuern Künstler übertreffen.

Italienischer Gesang, s. Italienische Musik.

Italienische Musik. Wie schon ursprünglich die Religion zur Verherrlichung ihrer äußeren Formen und Gebräuche mit der Kunst überhaupt in Bund getreten ist, so nahm auch von jeher ins Besondere die Musik — die durch die Macht der Töne das menschliche Herz so wunderbar ergreifende — den thätigsten Antheil an der Religion und ihren gottesdienstlichen Handlungen. Auch den ersten Christen konnt der Gebrauch der Musik bei ihren gottesdienstlichen Versammlungen durchaus nicht fremd seyn; doch mit mehr Gewißheit lassen sich dagegen die Verdienste bestimmen, welche der heil. Ambrosius, Bischof von Mailand (380), sich um die neuere Einrichtung des damaligen Gesanges in der abendländischen Kirche erworben hat; so, daß er als der Stifter einer eigenen Epoche bis auf Gregor den Großen zu betrachten ist. Rhythmus und Metrum waren aber von dem heutigen wesentlich verschieden, und jener nichts anders, als der Unterschied zwischen langen und kurzen Sylben, wobei der Ton auf jenen noch einmal so lang, als auf diesen ausgehalten werden mußte. Metrisch war der Gesang, wenn durch den ganzen Vers das Sylbenmaß beibehalten und derselbe gleichsam nach Art des Skandirens gesungen wurde. In welcher harmonischen Abstufung (Melodie) aber diese Töne unter sich gestanden haben mögen, davon ist nichts mit Gewißheit auf uns gekommen. Mit Gregor dem Großen (591 — 604) beginnt eine neue wesentlichere Reform im Kirchengesange. Zuerst hält man dafür, daß er, zur deutlicheren Unterscheidung aller Arten von Gesängen, die durch Ambrosius festgesetzten vier authentischen Tonarten noch mit den vier ersten plagalischen der Griechen vermehrt, und so die Zahl auf acht Tonarten — die acht Kirchentöne — bestimmt hat, die noch jetzt in dem von Gregor benannten Gregorianischen Kirchengesange bestehen. Dann soll er auch die früher üblichen fünfzehn Tonzeichen, womit ein Umfang von zwei vollen Oktaven bezeichnet wurde, nur auf sieben, zur Bezeichnung der innerhalb einer Oktave liegenden wesentlich verschiedenen Töne zurückgeführt haben. Wodurch sich aber der Gregorianische Kirchengesang am eigenthümlichsten von dem früheren unterscheidet, ist das völlig gleiche Verhältniß, in welchem alle seine Töne gesungen werden, so daß weder Rhythmus noch Metrum dabei beobachtet ist. Dadurch erhielt er eine Art von Feierlichkeit, die der Würde der Kirche überhaupt nicht nur angemessen, sondern ihn auch zu seiner eigenthümlichen Bestimmung, von ganzen Gemeinden leicht gesungen zu werden, vorzüglich geschickt macht. Von jetzt an, d. h. vom Anfang des siebenten Jahrhunderts (604), wo Gregor mit Tod abging, bis zum elften Jahrhunderte, meldet uns die Geschichte Wenig oder gar Nichts von weiteren, wesentlichen Fortschritten der Kirchen-Musik in Italien. Im elften Jahrhundert (um 1022) ward der Kirchenmusik durch Guido, einen Benediktiner Mönch von Arezzo, ein neuer Anstoß zur Erweiterung und Vervollkommnung gegeben. Guido's Verdienste um die Musik dürften sich im Wesentlichsten darauf beschränken, daß er das, was vor ihm schon erfunden war, näher geprüft, dann nach seiner Art be-

richtiget und verbessert, Neues daraus abgeleitet und darauf endlich eine mehr geordnete und zusammenhängende Lehr-Methode gegründet hat. Bis auf Guido fehlt es an allgemeiner Uebereinstimmung der Tonzeichen; Jeder bediente sich zu seiner erfundenen Melodie eigener, willkührlicher Zeichen. Eine größere Uebereinstimmung der Tonzeichen ist Guido's Werk. Jetzt durfte man nur die weit beschränktere Anzahl derselben gleichsam als allgemeine Typen für jede Melodie kennen lernen, um selbst ohne Hülfe eines Lehrers singen zu können. Für den Unterricht damals ein sehr erleichterndes Mittel. (S. Guido v. Arezzo). Im 13. Jahr. verbreitete sich in Italien die Erfindung der Mensuralmusik, von welcher die Erfindung des Contrapunktes und des Figuralgesangs abhing. Die Instrumente vermehrten und vervollkommneten sich im 14. und 15. Jahrh. Viele Päpste begünstigten die Musik, namentlich den Gesang, und heiligten sie durch ihre Breve's; doch beschränkten auch kirchliche Verordnungen die selbstständige Ausdildung der Musik. Häufig wurde im 15. Jahrh. im Singen Unterricht gegeben, und nicht mehr bloß von Mönchen. Die theoretische Musik erlangte den Rang einer Wissenschaft, und der Gesang wurde contrapunktisch ausgebildet. Der frühere Gebrauch der Linien war Guido nicht unbekannt. Er bediente sich zuweilen deren selbst, doch in verschiedener Zahl, bald mehr, bald weniger. Doch in dem 16. und den folg. Jahrh. wird Italien für die Musik das wichtigste Land und der Boden ihrer höchsten Blüthe, wie er es früher ihrer ursprünglichen Keime gewesen war. Es umfaßt gleichsam, wenn wir so sagen dürfen, ihre beiden Extreme — Anfang und Ende. Wie weit man in der Lehre der Harmonie zu Anfang des 16. Jahrh. in Italien gekommen war, sehen wir aus den theoretischen Werken des Franchinus Gafor, namentlich aus dessen Practica musicae. Unter Italiens älteste Heroen im Contrapunkte zu Anfang dieses Jahrh. zählt man Annibale Padovinus, er blühte etwa um 1510; Costanzo Porta (bl. 1546—1606); Giuseppe Zarlino, ein Venezianer, der 1599 gestorben ist. Er war ein Zeitgenosse Palestrina's und mit Costanso Porta ein Schüler des berühmten Willaert. Als Schriftsteller und Componist gleich berühmt, dem auch das Verdienst der Ausmittlung des wahren Verhältnisses der großen und kleinen Terz zugeschrieben wird. Durch Palestrina (s. d. Art.) erhielt die Kirchenmusik in Italien um die Mitte des 16. Jahrh. einen so hohen Grad der Ausbildung, daß sie von jetzt an als das Muster des wahren Kirchenstyles zu betrachten ist. Die contrapunktischen Künste, und eine gänzliche Vernachlässigung des Textes hatten bisher darin so überhand genommen, und die Harmonie war ihres rührenden Einflusses auf das Gemüth so völlig beraubt, daß Papst Marcellus II. im Begriffe stand, alle Kirchenmusik als zwecklose, ihrer eigentlichen Bestimmung widersprechende Künstelei aufzuheben. Dies bewog damals (1555) den 26jährigen Palestrina zur Composition einer Messe, wodurch er beim Papste die Kirchenmusik in ihren verjährten Rechten zu erhalten suchte. Es gelang ihm auch durch hohe Simplicität und den ernsten, feierlichen Gang seiner Harmonie den Vater der Kirche auf andere Gesinnungen zu bringen. Palestrina's Kirchenstyl ist durchaus deutlich und von erhabener Schönheit. Jedes seiner Werke ist mit der größten Einsicht und Genauigkeit geschrieben. Seine vortrefflich wechselnden Chöre, wovon meistens ein jeder für sich ein Ganzes macht, winden sich, wie zu einem anscheinend verwirrten Dialoge mit so vieler Kunst durch einander, daß man das Ineinandergreifen und Verschmelzen so vieler Stimmen zu einem harmonischen Ganzen nicht genug bewundern kann. Den Mangel an Melodie, welche unter so viele Stimmen vertheilt stets ohne auffallende Wirkung bleiben muß, so wie die Sparsamkeit ihrer Modulationen suchte Palestrina durch die breiten Massen seiner reinen, er-

greifenden Harmonie zu ersetzen, womit er jederzeit den geeigneten, zuweilen tief rührenden Ausdruck verband. Palestrina's Geist ging zwar auf das 17. Jahrh. über; aber die Formen, in welchen er sich nach und nach in den musikalischen Werken dieser Epoche zeigte, waren nicht durchgängig mehr dieselben seines Jahrhunderts. Zwar bedienten man sich bisher immer noch des Contrapunkts und der strengeren Fuge; allein bald nach der Einführung des General-Basses wurde auch die Begleitung der Instrumente auf die Kirchenmusik angewandt, ob sie gleich nur von Note zu Note mit der Singstimme ging, bloß zur Verstärkung ihrer Wirkung. An die Stelle der von jetzt an, und in der Folge immer seltener werdenden streng contrapunktischen Verwickelungen traten kürzere Sätze, ein jeder und selbst die kürzesten mit einer eigenen oft halben oft ganze Cadenz versehen. Zu den gefeierten Helden im Kirchensatze der ersten Hälfte des 17ten Jahrh. gehören Paolo Agostini, Francesco Foggia, Orazio Benevoli und Gregorio Allegri da Correggio; sie blühten gleichzeitig. Diesen folgten in der zweiten Hälfte die beiden Bernabei, Ercole († 1690) und Giuseppe Antonio (geb. 1643), Vater und Sohn; Tomaso Bai und Antonio Caldara. Doch unter den genannten großen Meistern dieses Jahrhunderts glänzt Gregorio Allegri, ein Stern erster Größe am römischen Kunsthimmel, wie ein Jahrhundert früher Palestrina unter seinen Zeitgenossen, mit dem er hinsichtlich der erhabenen, würdevollen Einfachheit der reinsten Harmonie ganz auf gleicher Stufe steht. Mit diesem Zeitraume scheint die blühendste Epoche des Kirchenstyles der römischen Schule sich zu schließen, und einer neuen, der neapolitanischen Platz zu räumen, die jetzt, von der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts an, für die Folge in jeder Hinsicht eine der merkwürdigsten wird; wobei zugleich nicht unbemerkt lassen kann, daß nun der Einfluß des Operustyles auf die Kirchenmusik immer fühlbar zu werden anfängt, da die meisten Componisten dieser Schule, von welcher eigentlich das dulce Melos in der Musik ausging, sie zugleich in die Kirchen- und Opernmusik getheilt haben. Aless. Scarlatti (s. d. Art), geb. zu Neapel 1650, scheint wohl den Grund dazu gelegt zu haben. Er war ein Schüler Carissimi's, im Contrapunkte tüchtig erfahren und nach Hasse und Jomelli einer der größten Meister in der Harmonie und Kirchen-Composition von ganz Italien. Porpora (s. d. Art.) (geb. 1685) eröffnet die Reihe der Kirchen-Componisten im 18ten Jahrh. Nebst dem erwarb er sich die wesentlichsten Verdienste um die Gesanglehre. Er gab der Arie eine bessere Form und lehrte einen richtigen Vortrag der Worte im Recitativ. Bis ins 16. Jahrh. hatte man sich auch außer der Kirche zu verschiedenen Volksfesten und Belustigungen der Musik bedient, wozu die Ballade und Canzonette, die Mai- und Carnevals-Lieder und das Madrigale gehörten, welches letztere zu Ende des 16. Jahrh. die einzige Unterhaltung in Gesellschaften war, und in dessen Composition und Vortrag sich Luca Marenzio (1580) solchen Ruhm erwarb, daß er nicht nur für das erlesenste Muster aller Madrigalisten galt, sondern auch von seinen Zeitgenossen il più dolce Cigno genannt wurde. Als um diese Zeit die theatralische Poesie wieder auflebte, fingen auch die italienischen Fürsten an, zur Vergrößerung des Glanzes und der Pracht bei ihren Festen, die Poesie, Musik und Malerei zu einem Ganzen zu vereinigen. Man gab theatralische Vorstellungen, wobei man sich anfänglich der Musik zur Begleitung der Chöre in Tragödien, und der Zwischenspiele (Intermezzen) in den Comödien und Pastoralen bediente. Solche Spiele wurden in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. zuerst in Florenz und Mailand bei Vermählungs-Festlichkeiten aufgeführt. Wesentlicher Verdienste um die Oper hatten sich zu derselben Zeit einige Künstler in Florenz erworben. Vicenzo Galilei erfand eine neue Art des hierzu mehr geeigneten einstimmigen

Gesangs, und suchte die Harmonie auf singbare Worte, d. h. auf empfindungsvolle und leidenschaftliche Gedichte anzuwenden. Diese Bahn verfolgten hierauf Giulio Caccini und Jacopo Peri in Verbindung mit Jacopo Corsi und Ottavio Rinuccini, einem guten Dichter. Ihrem Bestreben, Musik und Worte mit einander zu vereinigen, verdankt man zunächst das Recitativ, welches Caccini und Peri in Rinuccini's Daphne 1594 in Florenz zuerst auf die Bühne brachten. Einige Jahr später (1597) versuchte sich auch schon Orazio Vecchi in seiner komischen Oper: Antiparnasso. Diesen Componisten der Oper folgte zunächst Claudio Monteverde. Seine erste Oper ist v. 1606. Er war der erste, der schon um das Ende des 16. Jahrh. von den vorhandenen Regeln des steifern Contrapunkts abwich, und sich neue Freiheiten in der Fortbewegung der Harmonie erlaubte, die Septime und None in gewissen Fällen frei anschlug, die kleine Quinte ohne Bindung gebrauchte ꝛc. Durch diese Neuerungen legte dieses von seinen Zeitgenossen so mächtig angefeindete Genie den Grund zu dem freieren, dem älteren contrapunktischen Style entgegengesetzten, musikalischen Satze. Vor allen und in jeder Hinsicht ausgezeichnet steht um die Mitte des 17. Jahrh. Giacomo Carissimi, Meister an der päpstlichen Capelle zu Rom 1649. Sein Streben ging auf Schönheit der Melodie und Modulation, wobei er zuerst dem bis auf seine Zeit noch steifen und schwerfälligen Basse mehr Bewegung und Figuren gab. Sein Styl ist sanft und fließend, dabei aber auch edel und erhaben, wie wir aus seinen Motetten und Cantaten sehen. Man zählt ihn auch unter die Ersten, die mit jenen die Instrumental-Begleitung verbunden, und diese für die Kirche auf geistliche Gegenstände angewendet haben. Balthasarre Galuppi, geb. 1703, Lotti's Schüler, und Giacchino Cochi, geb. 1720, folgten beide zu Venedig ihrem Vorgänger im Opernsatze. Beide, zum Heiteren geboren, verfolgten den komischen Styl der Oper, und brachten zuerst diese Gattung in Italien in Aufnahme. Beide arbeiteten mit Geist und Geschmack. Während dieser Zeit hatte sich zugleich der Styl der Neapolitaner-Schule immer mehr für die Oper entfaltet. Doch erst mit Durante's eigentlichen Schülern, größtentheils Neapolitanern, gründete sich zu Neapel die glänzendste Periode der von jetzt an immer freier sich hervorbildenden Opern-Musik und deren brillianteren Ausbildung zunächst für ganz Italien. Giambattista Pergolese beginnt die Reihe. Sein Styl zeichnet sich auch in dieser Musik-Gattung durch Einfachheit, Wahrheit der Empfindung und natürlichen Ausdruck aus, er ist klar ohne künstlichen Aufwand, angenehm und mannigfaltig; voll Leben und Wärme im Duett; zierlich und geordnet im Heitern; aber auch kräftig und rührend im Tragischen, ob er gleich in diesem von Jomelli und Traetta an Stärke des Ausdrucks übertroffen wird. Nicolo Jomelli wußte dem Texte seine Musik anzupassen, sein Gesang ist daher ausdrucksvoll und seine Recitative sind voll richtiger Deklamation. Seine Melodien sind süß, ohne weichlich zu seyn, mit schöner Abwechslung der Stimmen. Nicolo Piccini (s. d. Art.) (geb. 1728), fruchtbar, von lebhafter Einbildungskraft, ein neuer Schöpfer der komischen Oper (Opera buffa). Man glaubt ihm zuerst die Einführung der Finale in die komische Oper zuschreiben zu müssen. Da das Gefällige ein vorherrschender Zug in Piccini's Musik ist, so fällt er in tragischen Opern zuweilen ins Einförmige und Charakterlose. Francesco oder Ciccio di Majo, ein Schüler Feo's um 1730 zu Neapel; nach Piccini's Bericht aber hörte er den Unterricht des gelehrten Pater Martini und bildete sich nach Jomelli. Seine Melodie und Harmonie haben etwas Neues, Eigenthümliches. Seinen allzeit erhabenen, reizenden Gesang, der an verschiedenen Stellen voll Feuer und Nachdruck hervortritt, opferte er nie der Begleitung der Instrumente auf. Eben so besaß er auch die Kenntniß, seinen Text in

Beziehung auf Charakter und Ausdruck glücklich zu bearbeiten. Er wird dieser Verdienste wegen unter die geachtesten dramatischen Componisten gerechnet. Giovanni Paesiello, geb. 1736, gehört allgemein unter die beliebtesten Opern-Componisten. Er schrieb mit Leichtigkeit, Feuer und Einbildungskraft. Seine Ritornelle sind voll neuer Gedanken, sein einfacher Gesang ist reich instrumentirt und seine Finale gehören ihrer glücklichen Form wegen zu den besten. Ein charakteristischer Zug seiner Werke ist die darin häufig vorkommende Wiederholung einer und derselben Stelle. Thomas Traetta, geb. 1738, war einer der letzten Schüler Durante's und vielleicht der größte Componist Italiens im Tragischen. Ein Original-Genie, an Wahrheit, Feuer und Stärke des Ausdrucks ein zweiter Jomelli. Melodie und Harmonie sind in seinen besseren Werken nicht selten neu, gründlich, passend, abwechselnd mit glänzender Begleitung der Instrumente, die er zuweilen obligat einführt; in seine Arien legte er Bravour und in seine Recitative eine edle, richtige Deklamation. Auch seine schwächeren Arbeiten sind nicht ohne ausgezeichnete Stellen. Während in andern Ländern die Musik sich immer höher hob, war von Italien der gute Genius der dramatischen Musik schon längst gewichen. Der bessere Geist der ältern Schule eines Carissimi, A. Scarlatti, und der aus ihr hervorgegangenen Componisten war verpflüchtiget; man vernachlässigte, was Durante's spätere Schule durch Jomelli, Majo, Traetta, Terradeglias im Tragischen, und durch Piccini und Paesiello im Heitern Großes und Gefälliges geleistet hatte; man achtet nicht mehr der richtigen Deklamation im Recitative, der glücklichen Bearbeitung des Textes in Beziehung auf Charakter und Ausdruck, des melodischen Gesanges, der Reinheit und Correktheit der Harmonie, der Einfachheit und Abwechselung einer mäßigen, aber dem Ausdrucke entsprechenden Begleitung mit verständiger Wahl der Instrumente. Dagegen gefiel und gefällt fortwährend noch Alles, was ein gebildeter Geschmack für Gebrechen ausgeben würde, nämlich daß sie des Charakters der Einheit völlig entbehrend in regelloses Stückwerk ausgeartet der einzelnen Virtuosität eines Sängers oder einer Sängerin wegen geschrieben, aber auch nur von diesem Gesichtspunkte aus vom Publikum beachtet wurde. Salieri, Cherubini, Spontini und Paer haben sich frühzeitig von Italien, ihrem Vaterlande, abgewandt, und ihren ungleich bessern Opernstyl in Frankreich und Deutschland ausgebildet, und es dürfte wohl keinem Zweifel unterliegen, daß auch sie, wären sie in Italien geblieben, dort im Strome herkömmlicher Formen und der Mode gleich den Uebrigen untergegangen wären; sehen wir doch, daß selbst die deutsche Eigenthümlichkeit eines Simon Mayer, der jetzt bei längerer Zeit ausschließend Italien angehört, von den bewegten Fluthen des frivolen Geschmacks sich überwältigen ließ. Caraffa und Nicolini gehören zu den besseren der neuesten dramatischen Componisten in Italien, ihre Werke sind nicht ohne gefühlvolle Stellen des Ausdrucks, nicht ohne Spuren dramatischen Styles. Auch Fioravanti und Pavesi entwickeln manches Gute in ihren Opern, allein sie besitzen alle nicht Tiefe und originelle Kraft genug, nicht die Macht des Genies, die es wagt, über das Conventionelle sich hinwegzusetzen, worin sie zum Theil weniger, als die gleichzeitigen Coccia, Generali, Puccita und Rossini befangen sind. — Die große und schnelle Entwickelung der Oper übte auf die Kirchenmusik gegen das Ende des 17. Jahrh. einen solchen Einfluß aus, daß diese eine veränderte Gestalt annahm. Die ältere Strenge des Gesanges war völlig gewichen, und an deren Stelle Melodie, Mannigfaltigkeit und weniger gebundene Freiheit in der Bewegung desselben getreten, auch zur Verstärkung der Wirkung eine damals noch leiche, einfache Instrumental-Begleitung beigegeben. In diesen noch mäßigen Schranken eines veränderten freieren Kirchenstyles hielten sich Leo, Durante Vinci bis auf Pergolese und Jomelli

mit immer noch lobenswerther Einfalt. Erst, als im Verlaufe der ersten Hälfte des 18. Jahrh. an die Stelle des echten, einfachen Gesanges die Bravourarien traten, die Begleitung mit größerer Anzahl der Blasinstrumente verstärkt, und letztere selbst obligat eingeführt wurden, gefiel sich das Publikum so sehr darin, daß die damaligen Opern-Componisten kein Bedenken trugen, mit ähnlichem Prunke auch die Kirchenmusik auszustatten. So setzte Majo in einem Salve Regina zur Gesang-Begleitung der Worte: Eja ergo advocata nostra illos tuos misericordes oculos ad nos converte, nebst zwei Ripien- noch zwei Obligat-Trompeten, zwei Fagotte und eine Hoboe Solo. Welcher Abstand von Pergolese! — Sarti vermehrte die Zahl aller möglichen Instrumente zur Begleitung seiner Psalmen noch mit russischen Jagdhörnern; und als ihm bei seinem Te Deum des betäubenden Lärmens noch nicht genug war, verstärkte er ihm mit — Kanonendonner! —

Italienische Poesie. Die provenzalischen Dichter führten im 12. Jahrh. die Poesie in Italien wieder ein. Bis in das 13. Jahrh. klangen in Italien die Liebeslieder und Romanzen der provenzalischen Troubadours, die in der Sprache ihres Vaterlandes sangen; doch von den Reizen ihrer Sprache und Poesie angezogen, hatten bald die Italiener selbst im provenzalischen Romanzo zu dichten gesucht. So finden wir schon Folco oder Folchetto von Genua, der 1213 starb, und Sordello von Mantua, der in der zweiten Hälfte des 13ten Jahrh. lebte, als ausgezeichnete Provenzaldichter genannt. Die Troubadours fanden allenthalben bei dem gesangliebenden italienischen Volke die freundlichste Aufnahme, besonders aber in Oberitalien an dem Hofe des Markgrafen Azzo von Este (reg. von 1215 bis 1264), der die berühmtesten Dichter seiner Zeit um sich versammelte. So lebten an diesem Hofe, des Marchese Töchter Beatrice und Costanza besingend, die Troubadours Americo di Reguitain, Raimondo d'Arles, Rambaldo di Vacheiras, und eben so viele Italiener, die in provenzalischer Sprache und Weise dichteten; unter ihnen zeichnete sich Maestro Ferrari nach einer Anmerkung, die sich in einem 1254 geschriebenen Codex von Provenzal-Liedern befindet, besonders aus. S. Troubadours. Während nun in Oberitalien die fremde Poesie der Provenzalen ihre liebliche Blüthen trieb, hatte das südliche Italien bereits Dichter in seiner eigenen Sprache, die weit sanfter und ausgebildeter war, als die Landessprache des obern Italiens. Petrarka sagt ganz bestimmt in der Vorrede zu seinen freundschaftlichen Briefen, daß die italienische Poesie von Sizilien ausgegangen sey, und hiemit stimmen alle Nachrichten überein. Die Lieder der Provenzalen waren hinüdergeklungen, hatten zu ähnlichen Versuchen in der Landessprache Anregung gegeben, und zur Entwicklung der einheimische Poesie trug nicht wenig der Hof Friedrich II. bei, der seine Jugendjahre (1198 — 1212) in Palermo verlebte; an diesen Hof, wo alle ritterlichen Tugenden geübt wurden, zogen Troubadours aus allen Landen, Saitenspieler und Dichter, weil dort der Gesang hoch geehrt und reichlich belohnt wurde. Friedrich selbst übte sich im Reimen und Dichten, und nicht nur von ihm, sondern auch von seinen beiden Söhnen Enzio und Manfredi, so wie von seinem Kanzler Pietro delle Vigne (Petrus de Vineis), haben sich die gefälligsten Lieder, voll zarter und schöner Gefühle, erhalten. Unter den vielen Dichtern, die damals in Sizilien blühten, sind die ausgezeichnetsten, die uns noch bekannt sind, folgende: Ciullo oder Vicenzo d'Alcomo, von dem noch verschiedene in provenzalischer Form abgefaßten Gedichte auf uns gekommen sind: Arrigo Testa, Jacopo da Lentino, der den Namen il Notajo führte, Ranieri, Ruggieri, Inghilfredi von Palermo u. m. A., von denen allen wir aber nur noch einzelne Bruchstücke besitzen. Da nun alle heimische Poesie von Sizilien ausging, so ist es leicht zu erklären, daß man selbst

nach Dantes Zeiten (s. dessen Schrift de vulgare eloq. c. 12) sizilianisch statt italienisch schreiben sagte. In kurzer Zeit aber verbreitete sich vom poetischen Hofe der sizilianischen Fürsten die Dichtkunst über ganz Italien, und schon in der letzten Hälfte des 13. Jahrh. blühten in und außerhalb Toskana eine Menge Dichter, die in toskanischer Sprache sangen. Wir nennen hier vornehmlich Guittone aus Arezzo († 1294), dem das Sonett, eine provenzalische Erfindung, seine heutige regelmäßige Form verdankt; von ihm haben wir noch ein Buch Gedichte und 40 Briefe moralischen Inhalts, in welchen Prosa und Verse gemischt sind; Guido Calvalcanti (s. d. A.) († 1300 zu Florenz); von ihm besitzen wir eine ausgezeichnete Canzone metaphysischen Inhalts über die Natur der Liebe und mehrere andere Gedichte; Guido Guinicelli von Bologna (starb 1276), des erstgenannten Guido Zeitgenosse: ihn nennt Dante den Vater aller Dichter, die je süße liebliche Lieder der Liebe gesungen haben; Ugolino Ubaldini: von ihm ist eine Idylle in unregelmäßiger Canzonenform übrig; Dante von Majano: von diesem ein Buch Gedichte; Cino de Sinibaldi, auch nach seine Vaterstadt Cino de Pistoja genannt (lebte von 1290—1341); seine Gedichte, in welchen er einem schönen Mädchen, Namens Selveggia, huldigte, hauchen alle den Geist einer romantischen Liebe, und zeichnen sich in der vordanteschen Periode vor allen übrigen sehr aus; Brunetto Latini: er war Dante's Lehrer und schrieb zwei poetische Werke: il Pataffio und il Tesoretto. Neben diesen zeichnet sich vorzüglich als Dichter geistlicher Lieder Jacopone da Todi aus. Die Formen, in denen sich diese italienischen Dichter bewegten, waren denen der provenzalischen Troubadours nachgebildet; denn bei diesen finden wir auch schon Canzonen, Sonette, Ballaten, Sestinen, die erst später von den Italienern immer mehr ausgebildet wurden. Die Ottave rime oder achtzeilige Stanze war auch schon den Sizilianern bekannt. Was den innern Charakter dieser Dichter betrifft, so ist die Liebe der stete Grundton ihrer Poesie. Die obengenannten Dichter waren mehr oder weniger in der Berechnung der italienischen Sprache zum poetischen Gebrauch Dante's Vorläufer; diesem selbst blieb aber das Hauptwerk überlassen. Dante (siehe den ihm besonders gewidmeten Artikel) wählte aus den verschiedenen Mundarten, in welche sich die Italiener theilen, das Beste aus, und veredelte die schon vor ihm vorhandene Schriftsprache bis zum Vulgare illustre, wozu ihm der florentinische Dialekt, seine Muttersprache, die reichsten Beiträge gab. Wie ein Meister rang er mit ihr in seiner divina Comedia, einem ungeheuren Gedichte von 100 Gesängen in terza rima, für das kein Fachwerk in unsern Poetiken paßt. Nach dem Vorgange einer in Italien bekannten Legende (der Vision des Alberico), wandert der Dichter in einem Gesicht i. J. 1300 in der Charwoche bis zum Ostertage unter der Begleitung des Dichters Virgil und seiner verstorbenen Geliebten Beatrix durch Hölle, Fegfeuer und Paradies, wodurch das regellose Ganze in 3 Theile, jeder von 33 Gesängen, und in eine Einleitung zerfiel, welche die Zahl der 100 Gesänge voll machte. Die verschiedenste Mischung des Styls, des tragischen und komischen, des erhabenen und niedrigen, des anmuthigen und schrecklichen, soll den Dichter auf den Namen Comedia geführt haben; die Bewunderer seiner regellosen Phantasie setzten das Beiwort divina zu. So wenig man auch in die Vergötterung, welche ein Theil der Italiener mit den rohen Schöpfungen einer zügellosen Phantasie treiben, in Zeiten des gebildeten Geschmacks einstimmen mag, so muß doch der Ruhm großer und origineller Talente und mannichfaltiger Verdienste dem Dichter unverkümmert bleiben. Im 14. Jahrh. mußte das Gedicht mächtig anziehen, durch die ganze Masse der Gelehrsamkeit, die darin ihre Stelle fand, weil sie damals etwas Neues war, und durch die kühnen, oft

kaustischen Schilderungen noch lebender Personen aus allerlei Ständen, besonders seiner politischen Feinde, die nicht ohne eine weit verbreitete Sensation bleiben konnten. Seine Schicksale und Melancholie tauchten seinen Pinsel oft in Galle. Die Neugierde des Zeitalters, in welchem es erschien, las und schrieb ab; das folgende Zeitalter schrieb die Anekdoten nieder, auf welche der Dichter anspielte; alle gewöhnten sich an den Ausdruck, den er sich zu seinem Vortrag geschaffen hatte, wodurch die toskanische Mundart zu dem Vorzuge kam, die italienische Dichter- und Büchersprache zu werden. Doch hatte Dante's Sprache noch so viel Ungewöhnliches und Dunkles, daß zur Erklärung nicht bloß der Anspielungen, sondern auch des Ausdrucks der göttlichen Komödie seit der Mitte des 14. Jahrh. auf den italienischen Universitäten ordentliche Lehrstellen gestiftet wurden, welche die berühmtesten Männer, Boccaccio, Villani, Andini u. A. bekleideten. Auf der Bahn, die Dante gebrochen, suchten mehrere Dichter zu seinen Lebzeiten schon und bald nach seinem Tode fortzuschreiten. Cecco d'Ascoli schrieb ein Lehrgedicht über Physik, Moral und Religion in 5 Büchern unter dem Namen Acerba, dessen anfänglich großer Ruhm im Laufe der Zeit untergegangen ist. Francesco da Barberino dichtete unter dem Titel Documenti d' Amore eine Abhandlung über Tugend und ihre Belohnung in schlechten Versen, so wie ein moralisches Gedicht del Reggimento e de Costumi delle Donne. Zeitgenossen Dante's waren ebenfalls die Lyriker Antonio da Ferrara, Bindo Bonichi, Venuccio Salimbeni, Sennuccio del Bene, Francesco degi Albizzi; doch werden sie sämmtlich durch Francesco Petrarka (vergl. d. Art.) überstrahlt. Durchdrungen von dem Geist und dem sanften Hauch der Provenzalen, besang Petrarka an dem Quell Vaucluse seine Laura in melodisch-süßen Tönen. Als rohen Demant hatte er die italienische Sprache überkommen; in der feinsten Politur übergab er ihn der Nachwelt. Welche Festigkeit und welchen Wohllaut, ja welche geistige Geschmeidigkeit erhielt nicht das italienische Romanzo unter seiner Hand! Zart und süß, wie seine Liebe, ist auch seine Diktion, voll Harmonie ihr Rhythmus, voll Leben ihre Malerei: die Form, die unter ihm die lyrische Dichtkunst angenommen hat, ist nach mehr als 5 Jahrh. in Italien noch nicht veraltet. Seine Nachahmer waren unzählig, jedoch fehlte denselben Petrarka's sinnvoller Erfindungsreichthum, den er in seinen Sonetten und Canzonen zeigt. Nicht weniger Nachahmer als Petrarka erweckte dessen Freund Giovanni Boccaccio (1313—1375), besonders berühmt durch seinen Decameron, wodurch er die Sprache zur Prosa herangebildet hat. In seinen versifizirten Werken ist Boccaccio weniger bedeutend. In seinem Filostrato hat Boccaccio den ersten großen Schritt zur Ausbildung der Stanze gethan; die amarosa visione ist eine noch unglücklichere Nachahmung des Dante, als Petrarka's trionfi. Er selbst sah ein, daß seine Gedichte keinen großen Werth hatten, und er wollte sie auch den Flammen übergeben, als er die Gedichte Petrarka's kennen lernte. Das Ausführliche über Boccaccio siehe im besondern diesem gewidmeten Artikel. Mit ihm wetteiferte sein Zeitgenosse Sacchetti; in seinen Novellen erzählte er wirkliche Vorfälle, kurz und desto unterhaltender und so sprachrichtig, daß aus ihnen, lange ehe sie gedruckt waren, Schriftsteller und Sprachforscher ihre Streitigkeiten über die Richtigkeit eines Ausdrucks zu entscheiden pflegten. Die erste Herausgabe davon erschien schon vor 1420, nachher ist sie noch mehr als hundertmal gedruckt und dann in alle Sprachen Europa's übersetzt worden. Das herrliche Triumvirat Dante Alighiere, Francesco Petrarka und Giovanni Boccaccio gab der italienischen Sprache einen festen Standpunkt, und erhob sie zu der Höhe, auf welcher sie noch unter den lebenden Sprachen prangt. Nur langsam verbreitete sich hinter diesen Dichterkoryphäen der neu entstandene gute Geschmack über Italien und rückte in dem ganzen 15. Jahrh. nicht

beträchtlich fort. Die Dichter künstelten bloß Petrarka's süße Verse nach und glaubten seinen Geist zu athmen, wenn sie seine Worte trillerten: außer seiner Sprache geistiger Liebe gab es für andere Empfindungen und Begriffe noch keinen geschmeidigen Ausdruck. Die toskanische Sprache war noch immer ein Geheimniß, in das es schwer war, eingeweiht zu werden. Noch fehlte die Buchdruckerkunst, das große Vehikel der Kommunikation, und das mit der schönen Literatur von Italien zugleich erwachende Studium der alten Sprachen hielt ihre Ausbreitung noch mehr auf. Die damaligen Literatoren glaubten der lateinischen Sprache die Blüthe ihrer schönsten Jahre und ihre ganze Geisteskraft widmen zu müssen; in ihr drückte man, was Schätzung haben und Unsterblichkeit des Namens geben sollte, aus, und der Muttersprache behielt man bloß Kleinigkeiten vor; die Last der Erudition lähmte allen Geistesschwung. Erst gegen das Ende des 15. Jahrh. hob sich die schöne Literatur von Italien wieder einigermaßen, da Lorenz von Medici sich der verwaisten Kunst annahm. Im Anfang des 15. Jahrh. lebte Giusto de Conti, ein Römer († 1449 zu Rimini); er ahmte den Petrarka nach, und pries in seinen Gedichten besonders die schöne Hand seiner Geliebten, weßhalb seine Liedersammlung den Namen Bella mano führt. Dominico Burchiello († 1448 zu Rom) (s. d. A.), ein Barbirer, zeichnete sich durch seine burlesk-satyrischen Sonette aus, die uns aber wegen ihres Lokalitäts-Witzes meist unverständlich sind. Seine Barbirstube war, wie die Ueberlieferung sagt, der Sammelplatz der damaligen florentinischen Dichter, deren Namen und Werke aber untergegangen sind. Lorenzo de Medici (1448—1492), der Perikles der florentinischen Republik, ward von Lukretia Donati, einer schönen Florentinerin, begeistert, dem Petrarka mit selbstständigem Dichtergeist nachzufolgen. Er war der Zögling des Platonikers Marsiglio Ficino. Wir besitzen von ihm Sonette, Canzonen, Stanzen, Terzinen, Karnevalslieder und eine Parodie des Dante, das Symbosium oder die Trinker überschrieben, in welchem 3 Reisen durch einen Weinkeller beschrieben werden. Sein Freund war der liebliche Sänger der Liebe, Girolamo Benivieni. Angelo Ambrogini, von seiner Vaterstadt Montepulciano Poliziano zubenannt (1454—1494), ist nicht nur als Dichter, sondern auch als Philolog berühmt; außer seinem Orfeo, einem Mittelding zwischen Schäferspiel und Trauerspiel, besitzen wir von ihm nebst kleinern Gedichten, auch einige herrliche Stanzen, die er zum Lobe des Julian von Medizi bei Gelegenheit eines Turniers, das die Brüder in Florenz gaben, verfertigte. Jetzt folgen die 3 Brüder Pulci, Bernardo, Luca und Luigi. Bernardo schrieb ein Gedicht über die Leidensgeschichte Jesu, 2 Elegien und übersetzte zuerst die Eklogen des Virgil in das Italienische. Luca dichtete Heroiden, ein Schäfergedicht Driadeo d'Amore und ein episches Rittergedicht Ciriffo Calvaneo, das nach seinem Tode Bernardo Giambellari erst vollendete: ist dieses Gedicht auch an sich ohne Werth, so ist es doch schon merkwürdig als erster bedeutender Anklang zu jenem ironisch-ernsthaften Ritterheldengedichte, welches bei dem untergehenden Geiste des Ritterthums und beim Ausgang des eigentlich poetischen Mittelalters durch den dichterischen Charakter der Italiener nothwendig bedingt war. Luigi, der jüngste (1431—1489), berühmt durch sein episch-romantisches Heldengedicht Morgante maggiore, eigentlich nur eine gereimte Erzählung der Thaten Karls der Großen und seiner Paladine, aus welcher Quelle die spätern Epiker Italiens fast alle schöpften. Außer diesem Gedichte besitzen wir von ihm La confessionine le stanze lode della Beca und mehrere bisweilen schmutzige Sonette, in welchen er sich gegen die Scherze seines Freundes, des Kanonikus Matteo Franco, vertheidigt. Was Luigi Pulci durch seinen Morgante in Florenz, bewirkte Francesco Cieco da Ferrara in Mantua durch seinen Membriano. Ein Vorläufer des Ariost war Matteo Maria

Bojardo, Graf von Scandiano (1446—1494), durch sein Heldengedicht Orlando inamorato in 69 Gesängen, das durch Niccolò degli Agostini, einen mittelmäßigen Dichter aus der ersten Hälfte des 16. Jahrh., noch um 33 Gesänge vermehrt, durch den Orlando Furioso des Ariosto aber ganz verdunkelt ward. Bojardo dichtete außer diesem Heldengedichte noch viele Sonette und kleinere Gedichte. Gleichzeitig mit diesem Dichter laufen die Poesien der sogenannten Petrarchisten als Hauptbestandtheil der Masse italienischer Poesien fort. Unter ihnen sind die ausgezeichnetsten: Francesco Cei, Gasparo Visconti, Agostini Staccoli d'Urbino, Serafino d'Aquila, Antonio Tebaldeo, Bernardo d'Accolti, ein berühmter Improvisator, der sich selbst den Einzigen nannte, ein Neapolitaner unter dem Namen Notturno, ein Florentiner Christoforo unter dem Namen l'Altissimo, u. A. Antonio Fregoso, mit dem Beinamen Filoremo, schrieb ein moralisch erotisches Gedicht la cerva bianca von geringem Werth, ferner Selve und heitere und schwermüthige Capitoli. Mehre nicht so merkwürdige übergehen wir, nennen aber hier noch Sannazar (1485—1530), berühmt durch seine Arcadia, in der er seine Jugendgespielin Carmosina Bonifacia gefeiert hat. Sie ist eine jugendlich-lieblich-romantische Dichtung, in wechselnder Prosa und Versen, deren zum Grunde gelegte unbedeutende Erzählung bloß zur Verbindung einzelner Gesänge und Schilderungen, Sonette und Canzonen dienen soll. Nicht weniger berühmt ist Sannazar unter den neuen lateinischen Dichtern. Bembo (1547 als Kardinal gestorben), auch als Philolog und Geschichtschreiber ausgezeichnet, hat mit Glück den Petrarka nachgeahmt. Als italienische Dichterinnen glänzen in diesem Jahrh.: Battista Montefeltro, die Gemahlin Galeazzo Malaspinas, ihre Enkelin Costanza Bianca von Este, Domicilla Trivulci, Cassandra Fedele, und zwei Isotta. Wir kommen jetzt zu dem 16. Jahrh., mit welchem die sogenannte gute Zeit, das Buon secola, anbrach. Es beginnt mit dem phantasiereichen Ariosto, von dessen Orlando sowohl, als übrigen Gedichten wir in einem eigenen Artikel gesprochen haben. Zur selben Zeit dichtete Giovanni Giorgio Trissino ein ernstes Epos: Italia liberata da Goti, das eben so trocken als nüchtern ist. Giovanni Rucellai gefällt in seinem didaktischen Gedichte le Ape durch einiges Zartgefühl um so mehr. Luigi Alamanni trug in einer eleganten Sprache die sämmtlichen Geschäfte des Landmanns in einem Lehrgedichte (la Coltivazione) vor, wobei Virgil sein Vorbild war; sein romantisches Epos Cironne il cortese und seine Avarchide sind nur von mittelmäßigem Werthe. 1554 gab Lodovico Domenichi die Gedichte von 50 Frauen heraus, unter welchen sich Vittoria Colonna, des Ritters Fernando d'Acalo, Marchesen von Pescara, zartfühlende Gemahlin, besonders auszeichnet; Francesco Berni (s. d. A.) ist durch seine burlesken Gedichte berühmt. Als Burleske nennen wir hier noch: Giovanni della Casa, Varchi, Bino, Molza, Firenzuola, Lodovico Mortelli und Aretino, der oft zu einem schmutzigen und ausgelassenen Pasquillenton herabsinkt (s. d. bes. A.). Bern. Tasso (1493 — 1569) zeigt sich in seinem Heldengedicht Amadis und in seinen lyrischen Gedichten als einen talentvollen Dichter; doch übertrifft ihn sein Sohn Torquato Tasso, dessen Gerusalemme liberate allbekannt ist (s. beide A.). Batt. Guarini aus Ferrara (1558—1613) (s. d. A.) verdankt den höchsten Ruhm seinem Pastor Fido; in seinen lyrischen Tändeleien athmet unendliche Zartheit. Gabr. Chiabrera (1552—1621) (s. d. A.) sang die höhere Ode dem Pindar nach. Bernardino Baldi aus Urbino (1553—1617) einer der gelehrtesten Männer seines Zeitalters, wagte den ersten Versuch unter den Neuern, in Prosa und ohne alle poetische Ausbildung die äsopische Fabel in ihrer ursprünglichen Einfachheit und Kürze wieder herzustellen, und seine Apologen sind unstreitig das Vorzüglichste, was die italienische Literatur in diesem Fache aufzuweisen hat. Teofilo Folengi (s. d. A.), bekannter unter dem

Namen Merlin Coccajo, muß als Erfinder der maccaronischen Poesie erwähnt werden. Schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. hatte das Verderbniß des Geschmackes begonnen, und im Fortgange der Zeit immer zugenommen, so daß Marino (s. d. A.) mit seinem Aftergeschmack im Anfange des 17. Jahrh. leichten Eingang fand. Marino wurde ohne Widerstand das Oberhaupt einer exentrischen Partei, die Ariosto's Genie übersliegen wollte, die klassische Korrektheit in den Ruf der Pedanterei brachte, und in Schwulst und leerem Wortgepränge poetische Verdienste suchte. Claudio Achillini, Girolamo Preti, Casoni und Antonio Bruni verdienen als seine eifrigsten Bewunderer und Nachahmer ausgehoben zu werden. Alessandro Tassoni aus Modena (1565—1635) wurde durch seinem Eimerraub (la Secchia rapita) Vater der komischen Epopöe unter den Italienern. Francesco Bracciolini dalle Ape aus Pistoja († 1645) ahmte in seiner Croce riaquissato mit nicht unglücklichem Erfolge dem Tasso nach, und machte in seinem Scherno degli Dei dem Tassoni die Ehre der Erfindung des komischen Epos streitig, kam ihm aber an Feinheit und Zierlichkeit nicht gleich. Eine Nachahmung der Tassonischen Epopöe ist die Wiedereroberung Malmantiles oder der Tischtuchsburg von Lorenzo Lippi, einem ital. Maler aus Florenz († 1564); sie ist aber mager und matt, da ihr größter Witz in den gebrauchten florentinischen Sprichwörtern und spitzfindigen Redensarten besteht; ebenfalls hat il Torrachione desciato von Paolo Minucci eine geringen Werth; doch haben beide das Verdienst einer reinen toskanischen Sprache. Dasselbe gilt von den nachgeahmten Heldengedichten des Grafen Carlo de' Dottori, Bart. Bocchini und Cesare Caporali von Pistoja. Vincenzo da Filicaja erwarb sich in der ernsthaften Ode und im leichten Liede einen fast klassischen Namen. Fulvio Testi wählte den Horaz zum Vorbilde, und ahmte ihn bald in den antiken Sylbenmaßen, bald in dem Sylbenmaß der alten Canzonen nach. Der Maler Salvator Rosa (1615 — 1670), der glücklichste Nachahmer des Ariost bei seiner unaffektirten und männlichen Sprache, schüttet, ohne freie Ironie, bloß bittere Herzenserleichterungen über Sitten, Denkart und Geschmack seines Zeitalters in Musik, Malerei und Poesie aus. Der Aufenthalt der Königin Christina zu Rom, die eine entschiedene Vorliebe für das klassische Alterthum hatte, war Ursache, daß die Dichter, die sie umgaben, den marinischen Schwulst verbannten und ihren Gedichten einen antiken Anstrich zu geben suchten. Ihr Uebertritt zur katholischen Kirche war Veranlassung, daß der religiöse Gesang, geistliche Oden und Lieder schnell eine allgemein beliebte Dichtungsart wurde. Jedoch starb mit der Königin Christina auch die Liebe zur geistlichen Poesie in den Dichtern wieder ab. Fortinguerra gab in seinem Ricciardetto ein Muster des romantisch-komischen Styles, wie ihn Italien noch nicht besaß. Zappi war in leichten, zarten, lieblichen, anakreontischen Liedern so glücklich, daß man mehrere seiner Sonette ins Lateinische, Französische und Spanische übersetzte. Dem Dichter Rolli floß, so oft er sang, die angenehme, sanfte und milde Sprache, wie sie die leichte Ode liebt, und dieselbe reihte sich in Metastasio zu einem musikalischen Sylbentanz der Harmonie. Durch jenen, der Miltons verlornes Paradies übersetzte, wirkte die englische Poesie zum ersten Mal auf die italienische, während gleichzeitig der französische Geschmack hereinzubrechen begann, welche besonders auf die dramatische Literatur der Italiener seinen Einfluß bewies. Der Parnaß Italiens wird von nun an immer öder. Carlo Innocentio Frugoni aus Genua († 1768) hat eine Menge poetischer Werke geschrieben, die meist kalte Gelegenheitsstücke sind. Mattei hat die Psalmen mit Glück ins Italienische übersetzt. Lodovica Riccoboni suchte durch sein Lehrgedicht l'Arte rappresentativa die Schauspielkunst zu heben. Der Graf Franz Algarotti aus Venedig († 1764), ganz französisch gebildet und deßhalb an dem kleinen phi-

losophischen Hofe Friedrichs II. wohl gelitten, ahmte mit Glück in seinen Oden, poetischen Episteln und Uebersetzungen die französische gefällige Leichtigkeit und Präcision des Styls nach. Lorenzo Pignotti und Giambattista Roberti zeichnen sich in der Nachahmung und Uebersetzung der phädrischen Fabeln vor ihren Vorgängern durch Leichtigkeit und Anmuth in der Sprache aus. Giambattista Casti aus Ponto in Toskana († 1803), berühmt durch sein Animali parlanti, zeigt allenthalben in seinen Werken echten Humor und Witz. Cesarotti übersetzte den Ossian. Den tragischen Dichter Alfieri nennen wir wegen seiner Satyren und lyrischen Gedichte. Als Lyriker und Erotiker in Anakreons Weise verdienen Luigi Savioli, Gherardo de' Rossi, Giov. Fantoni, Ippolito Pindemonti so wie sein Freund Aurelio Bertola von Rimini erwähnt zu werden. Der größte Dichter Italiens unserer Zeit ist Vincenzo Monti. Außer seinen dramatischen Werken ist seine Basvigliana sein ausgezeichnetstes Werk. Eine Probe des neuesten italienischen Volkswitzes sind die Abentheuer des Bertoldo, Bertoldino und Carasenno, ein Volksmährchen im Geschmack des Till Eulenspiegel, von dem man zwanzig Bearbeitungen von zwanzig verschiedenen Verfassern zusammengestellt hat, von jedem nach der ihm eignen Gabe des Witzes. Die Biographien und kritischen Würdigungen der vorzüglichsten Dichter Italiens finden sich in besondern Artikel, auf die wir verweisen. Ausführliche Nachrichten über die italienische Poesie, besonders die ältere, findet man in den Werken Crescimbeni's, Quadrio's, Tiraboschi's, ferner in Ginguene's unvollendeter Histoire littéraire d'Italie, in Sismondi's Werk De la Littérature du Midi (deutsch mit Zusätzen von L. Hain) und bei Bouterwek, welche beiden Letztern bis auf unsere Zeit reichen. S. Improvisatoren.

Italienische Sprache. Es ist wohl eine der schwierigsten Aufgaben, die Entstehung dieser überaus herrlichen, zarten, wohltönenden Sprache bestimmt nachzuweisen. Daß sie auf der lateinischen, der ehemaligen Landessprache Italiens, fußt, sieht Jeder beim ersten Anblick. Wie sie sich aber nach und nach herausgebildet, und es bis zu ihrem jetzigen Grade von Vollkommenheit gebracht hat, läßt sich nicht so deutlich darthun; da selbst in den verschiedenen Provinzen auch verschiedene Mundarten, die mehr oder weniger von einander verschieden, und auch jetzt meist Schriftsprache sind, in so weit man Werke in denselben abgefaßt aufweisen kann. Ehe sich die eigentliche italienische Sprache zur Schriftsprache erhoben hatte, diente als solche in Italien die der Provenzalen, welche in Südfrankreich, Italien, Spanien nach der Völkerwanderung, außer der lateinischen, zuerst als Schriftsprache herrschte. Eine dieser Mundarten von der andern als älter vorzuziehen, mag wohl nicht rathsam seyn; denn daß eine vor den andern jetzt größere Früchte im heimischen Schriftenthum aufzuweisen hat, hängt vom bloßen Zufalle ab, da gerade in der schönsten Blüthenzeit der italienischen Literatur die vorzüglichsten Meister und Stifter derselben in Florenz das Licht erblickten, und so die toskanische Mundart die übrigen unterdrückte, wozu die später in Toskana gebildeten Akademien, die sich vorzüglich mit der heimischen Sprache und dem heimischen Schriftenthume beschäftigten, nicht wenig beitrugen, vorzüglich die Accademia della Crusca. Dante, der eigentliche Schöpfer der italienischen Poesie und Prosa, zeigt in seinen Werken, daß er eine Mundart vorgezogen, da man in denselben Anklänge aus allen möglichen findet, und er behauptet auch in seiner bekannten Abhandlung de vulgari eloquentia (Paris 1577, 8.), daß es durchaus nicht zulässig sey, eine Mundart zur Schriftsprache zu erheben. Fernow (röm. Studien, B. 3. No. XI.) zählt fünfzehn Hauptmundarten, d. h. solche, in denen Schriftwerke abgefaßt sind, ohne die Nebenmundarten, und diese sind oft so verschieden, daß die Italiener

sich selbst untereinander nicht verstehen. Was die Aussprache und die Reinheit der Sprache angeht, so spricht sich hierüber ein italienisches Sprichwort auf diese Weise aus: Lingua toscana nella bocca romana (Toscanische Sprache im römischen Munde; da die Sprache der Provinz Toscana grammatisch am meisten ausgebildet, und die römische Aussprache am wohlklingendsten ist). Die italienische Sprache wird von den italienischen Schriftstellern, im Gegensatz der lateinischen, lingua volgare genannt. Die Grenzen der letztern sind wohl schwerlich ganz bestimmt abzustechen, da selbst an den Naturgrenzen des Landes die Sprache noch hinüber klingt, und sich mit den jenseitigen Sprachen vermischt, bis ihre Töne allmählig ganz verklingen. An Zartheit und Wohlklang kommt ihr wohl keine Sprache bei, daher sie sich auch so eigends zum Singen paßt. Wegen ihrer bezaubernden Anmuth und Süßigkeit nannte Karl V. sie die Sprache, um mit den Frauen zu sprechen. — Die vorzüglichsten italienischen Sprachlehren für Deutsche sind die von Fernow (Tübing. 2. Aufl., 1816), von Valentini (Berlin 1824), von Wagner und von Filippi. Die ausgezeichnetsten Wörterbücher, die von Jagemann, Filippi, Flathe. Treffliche Handbücher der italienischen Sprache, d. i. Sammlungen gehaltvoller Stücke aus den classischen Schriftstellern Italiens, sind die von Ludwig Ideler (2. Aufl., Berlin 1820, erster, prosaischer Theil, 1822, zweiter Band, poetischer Theil).

Italienisches Theater. Nach dem langen Schlaf des dramatischen und theatralischen Geistes im Mittelalter, der sich, unabhängig von den classischen Mustern, in Mysterien und Moralitäten wieder zu regen anfing, erwachte zuerst bei den Italienern das Bestreben, wie in andern Künsten und Gattungen der Poesie, so wie auf dem Theater die Alten nachzuahmen. Als das erste regelmäßige Trauerspiel wird gewöhnlich die Sophonisbe des Trissino aus dem Anfange des 16. Jahrh. genannt. Da selbst die Gelehrten, welche am meisten auf Nachahmung der Alten dringen, sie für ein todtes Werk des Fleißes ohne dichterischen Geist erklären, so dürfen wir es wohl ohne nähere Untersuchung bei diesem Urtheile bewenden lassen. Merkwürdig ist, bei der ängstlichen Beibehaltung der alten Formen bis auf den Chor, der Uebergang aus dem Gebiet der Mythologie in das der römischen Geschichte. Epoche machen die Schäferspiele des Tasso und Guarini, die nach der Mitte des 16. Jahrh. fallen, und in denen die Darstellung zwar größtentheils nicht tragisch, aber doch edel, ja idealisch ist. Auch sind sie mit hinreißend schönen Chören ausgestattet, die nur freilich wie lyrische Stimmen in der Luft schweben, die nicht persönlich erscheinen, noch weniger als beständige Zeugen der Handlung nach wahrscheinlichen Bestimmungen herbeigeführt sind. Der Pastor fido ist eine unnachahmliche Hervorbringung: originell und doch classisch; romantisch durch den Geist der dargestellten Liebe; in den Formen mit dem großen einfachen Gepränge des classischen Alterthums bezeichnet; neben den süßen Tändeleien der Poesie voll von hoher keuscher Schönheit des Gefühls. Nach der Sophonisbe und einigen gleichzeitigen Stücken, die Calsabigi das erste tragische Kinderlallen Italiens nennt, werden eine Menge aus dem 16., 17. und 18. Jahrh. angeführt, doch ist nichts darunter, was einen bedeutenden Ruf erworben, oder wenigstens behauptet hätte. Einen größern Ruf erwarb sich die Merope des Maffei, welche zu Anfange des 18. Jahrh. erschien. In Italien hat sie sogleich großes Aufsehen erregt, auswärts besonders durch Voltaire's Wetteifer damit einen ungemeinen Ruf erlangte. Ein ausführliches eben so unpartheiisches als einsichtsvolles Urtheil darüber fällt Lessing in seiner Dramaturgie. Er erklärt es bei allem Verdienst eines reinen und einfachen Geschmacks mehr für die Arbeit eines gelehrten Antiquars als eines für die

dramatische Kunst gebornen und darin geübten Geistes. Seitdem sind Metastasio und Alfieri (vergl. beide Art.) aufgetreten, jener vor der Mitte, dieser im letzten Viertel des 18. Jahrh. Die musikalischen Schauspiele des ersten können hieher gerechnet werden, weil sie durchaus eine ernste pathetische Wirkung bezwecken, weil sie auf idealische Darstellung Anspruch machen, und in der äußern Form zum Theil dasjenige darin beobachtet ist, was man zur Regelmäßigkeit eines Trauerspiels rechnete. Beide Dichter, wiewohl in ihrem Streben einander entgegengesetzt, haben dennoch einen gemeinschaftlichen Einfluß verspürt, nämlich den des französischen Theaters. Die Verwandtschaft ist bei beiden unleugbar, auffallender aber beim Alfieri, wegen der Einmischung des musikalischen Elements beim Metastasio: sie besteht in der gänzlichen Abwesenheit des romantischen Geistes, in einer gewissen fantasielosen Nüchternheit der Composition, in der nicht recht mythologischen, und der nicht recht historischen Behandlung der historischen Stoffe, endlich in der bezweckten tragischen Reinheit, welche in der Einförmigkeit ausartet; Metastasio nur die letzte, weil man von dem Operndichter Veränderung der Scene sogar forderte. Alfieri hingegen läßt die Augen meistens ganz leer ausgehen. In seinen Planen hat er auf die antike Einfachheit hingestrebt; Metastasio hat in der reichen Verwickelung der seinigen spanische Muster vor sich gehabt, besonders aus dem Calderon viel entlehnt. Doch ist jenem die harmonische Idealität der Alten eben so fremd geblieben, als diesem der aus scheinbar widersprechenden unauflöslichen Mischungen hervorgehende Reiz der romantischen Dichter. Schon vor dem Metastasio hatte Apostolo Zeno die Oper, wie man es nennt, gereinigt, was aber im Sinne der neuern Kritiker oft bedeuten will, ausgeleert. Metastasio verdunkelte den Zeno, weil er bei einem ähnlichen Streben doch biegsamer einlenkte, um sich den Bedürfnissen des Musikers zu fügen. Seine Vorzüge sind: die vollkommenste Reinigkeit, Klarheit, Zierlichkeit und Anmuth der Sprache überhaupt, und insbesondere der sanfteste Wohllaut und die größte Lieblichkeit in den Liedern. Vielleicht hat nie ein Dichter eine größere Fertigkeit gehabt, als er, in der Kunst, die wesentlichen Züge einer pathetischen Situation in der Kürze zusammenzufassen; seine Lieder, womit die Personen abgehen, sind fast immer der gediegenste musikalische Auszug einer Gemüthsstimmung, der sich geben läßt. Aber freilich muß man gestehen, er schildert die Leidenschaft nur nach ganz allgemeinen Bestimmungen: sein Pathos ist geläutert sowohl von allem charakterischen als kontemplativen Gehalt, und so hat die poetische Darstellung nicht schwer daran zu tragen, und kann unermüdlich mit leichter Bewegung forteilen, um alsdann dem Musiker die Sorge einer reichern Entfaltung zu überlassen. Metastasio ist durchgehends musikalisch; aber er besitzt von der poetischen Musik nur den Theil der Melodie, ohne harmonischen Umfang, und ohne die geheimnißvollen Wirkungen des Contrapunktes. Seine Helden sind galant wie die des Corneille, seine Heldinnen zärtlich wie die des Racine. Durch die tragischen Ansprüche hat er seinen Handel verdorben: seine Kräfte waren ihnen nicht gewachsen, und die beabsichtete verführerische Schmeichelei war mit erschütterndem Nachdruck nicht vereinbar. Glänzende Oberflächlichkeit ohne Tiefe; prosaische Gesinnungen und Gedanken, mit einer gewählten poetischen Sprache ausgestattet, eine höchste Schonung in allem, in der Behandlung der Leidenschaften wie des Unglücks und der Verbrechen; Beobachtung der Schicklichkeit und scheinbare Sittlichkeit, denn die Wollust wird in diesen Schauspielen nur eingeathmet, aber nicht genannt, und es ist immer nur vom Herzen die Rede: alle diese Eigenschaften mußten diese tragischen Miniaturen der feinern Welt empfehlen. Der Pomp edelmüthiger Gesinnungen ist nicht gespart, daneben sind aber frevelhafte Streiche in

ziemlich leichtsinnigen Verknüpfungen angebracht. Alfieri, ein kühn und stolz gesinnter Mann, verschmäht durch solche Bestechungen, wie Metastasio sie aufgeboten hatte, zu gefallen: er war höchst entrüstet über die schlaffe Versunkenheit seines Volkes, über die Ausartung seiner Zeitgenossen überhaupt. Diese Entrüstung feuerte ihn zur Aufstellung männlicher Seelenstärke, stoischer Grundsätze und freier Gesinnungen, auf der andern Seite zur Schilderung der Greuel des Despotismus an. Seine Begeisterung war weit mehr politisch und moralisch als poetisch, und man muß seine Trauerspiele mehr wie Handlungen des Mannes als wie Werke des Dichters loben. Bei der großen Abneigung, die er davor hatte, denselben Weg als Metastasio einzuschlagen, gerieth er natürlich auf das entgegengesetzte Aeußerste: man möchte ihn einen umgekehrten Metastasio nennen. Ist die Muse des letzten eine liebeschmachtende Nymphe, so ist Alfieri's Muse eine mannweibliche Amazone. Er gab ihr eine spartanische Erziehung, er wollte der Cato des Theaters werden; aber er vergaß, daß der tragische Dichter wohl ein Stoiker, aber die tragische Darstellung selbst nicht stoisch seyn darf, wenn sie anders rühren oder erschüttern soll. Seine Sprache ist so bildlos, als ob die redenden Personen durchaus von aller Phantasie entblößt wären; sie ist abgebrochen und herbe: er wollte sie von Neuem stählen, und sie verlor dadurch nur ihren Glanz und wurde spröde und unbiegsam. Er ist nicht nur musikalisch, sondern geradezu antimusikalisch, er zerreißt das Gefühl durch die härtesten Mislaute ohne alle Milderung oder Auflösung. Charakteristische Tiefe und Feinheit muß man beim Alfieri eben so wenig erwarten als beim Metastasio; es ist nur eine entgegengesetzte Einseitigkeit in Auffassung der menschlichen Natur. Seine Menschen sind eben so nach nackten allgemeinen Begriffen entworfen, und er malt häufig schwarz und weiß grell neben einander. Der einschmeichelnden Grazien, ja auch alles untergeordneten Reizes und Schmuckes entäußerte er sich geflissentlich seinem ernsteren sittlichen Zwecke zu Gunsten. Von der Tragödie der Griechen, die Alfieri erst am Ende seiner Laufbahn entdeckte, ist er durch eine ungeheure Kluft getrennt; und in der Gattung des französischen Trauerspiels kann man seine Stücke nicht als einen Fortschritt betrachten. — Die Italiener gingen in der Gattung des Lustspiels anfangs von einer nicht genugsam auf den Unterschied der Zeiten und Sitten Rücksicht nehmenden Nachahmung der Alten aus, wie man denn auch auf den ältesten Theatern den Plautus und Terenz übersetzt aufführte; sie geriethen aber bald in die seltsamsten Ausschweifungen. Man hat Lustspiele vom Ariost und Machiavell, von jenem in reimlosen versi sdrucciolí, von diesem bis auf eines in Prosa. Solche Männer können nichts hervorbringen, worin sich ihr Verstand ganz verleugnete. Aber Ariost hielt sich im Zuschnitt der Stücke zu nahe an die Erfindungen des Alten, und brachte daher keine lebendigen Sittengemälde hervor. Beim Machiavell ist dies nur in seiner Clizia, einer Nachahmung des Plautus, der Fall; die Mandragola und ein anderes Lustspiel ohne Namen sind florentinisch genug, nur leider auf eine wenig erbauliche Art. Als Mimen, das heißt als Auffassung der Sprache des gemeinen Lebens mit allen Idiotismen, mögen sich diese Arbeiten sehr empfehlen. Auch die Lustspiele des Pietro Aretino sollen nur durch ihre Unverschämtheit merkwürdig seyn. Es ist als ob diese Schriftsteller, da sie den Geist einer züchtigeren Liebe mit dem Wesen des Lustspiels für unverträglich hielten, noch recht die Hefen von den sinnlichen Liebschaften des griechischen Lustspiels ausgeschöpft hatten. Vom Tasso hat man ein Lustspiel, gli intrichi d'amore, das eher ein weitläufiger Roman in Gesprächsform heißen könnte. Es sind so viele und so abentheuerliche Begebenheiten in den engen Raum von fünf Aufzügen zusammengedrängt, daß nun jede Thatsache nackt neben der andern steht, ohne im min-

besten menschlich erklärt zu seyn. Verbrecherische Anschläge werden mit Gleichgültigkeit geschildert, und das Belustigende soll darin bestehen, daß irgend ein Zufall ihrem Erfolge zuvorkommt. Man erkennt hier gar nicht jenen Tasso wieder, dessen zartes Gefühl für Liebe, Ritterthum und Ehre sich im befreiten Jerusalem so liebenswürdig ausspricht, weßwegen auch bezweifelt worden ist, ob dies Werk wirklich von ihm herrührt. Eine Menge ungefähr in diesem Zeitraume geschriebene italienische Lustspiele sind eben so verflochten, nur noch mit weniger Ordnung und Zusammenhang, und hauptsächlich scheint darauf gerechnet zu seyn, durch Unanständigkeiten zu ergötzen. Unter den Lustspieldichtern dieser Classe verdient Giambattista Porta ausgezeichnet zu werden. Seine Anlagen sind zwar, wie die der Uebrigen, Nachahmungen des Plautus und Terenz oder dramatisirte Schwänke der Novellisten, aber in seinen mit Vorliebe angebrachten und ausgeführten Liebesgesprächen athmet ein zärtliches Gefühl, das sich mitten unter der hergebrachten Rohheit des ältern italienischen Lustspiels und dem oft widerstrebenden Stoff Luft macht. Im 17. Jahrh., da das spanische Theater schon im vollen Glanze blühte, scheinen die Italiener häufig daher entlehnt zu haben, schwerlich ohne Mißverstand und Entstellung. Die Verwahrlosung der regelmäßigen Bühne nahm um so mehr überhand, als einerseits die Leidenschaft für die Oper Alles verschlang, andrerseits der Geschmack des Volkes sich immer für die improvisirte Posse mit stehenden Masken erklärte. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erschien als Reiniger des Lustspiels Goldoni (vergl. d. Art.) und fand so viel Beifall, daß er sich fast ausschließend in Besitz der komischen Bühne setzte. An theatralischer Einsicht fehlt es ihm gewiß nicht, nur wie sich's ausgewiesen, an Gehalt, an Tiefe der Charakteristik, und an Neuheit und Reichthum der Erfindung, um sich auf die Dauer zu behaupten. Seine Sittengemälde sind wahr, aber zu wenig aus dem Gebiete des Alltäglichen hinausgespielt; er hat das Leben von der Oberfläche abgeschöpft; und da wenig Fortrücknng in seinen Dramen ist, und Alles sich immer auf demselben Punkte herumdreht, so vermehrt dies noch den Eindruck von Leerheit und Langerweile als dem herrschenden geselligen Zustande. Die Masken (s. d. Art.) hätte er gern gänzlich abgeschafft, wofür er doch schwerlich einen Ersatz aus seinen Mitteln anbieten konnte; er brachte nur einige derselben, als Arlequin, Brighella und Pantalon an, mäßigte ihre Bedeutung, und schränkte ihren Antheil ein. Uebrigens verfiel er wieder in eine große Einförmigkeit der Charaktere, die er zum Theil durch Wiederholung der Namen eingesteht: z. B. seine Beatrice und Rosaura sind immer das muntere und das gefühlvolle Mädchen, auf andere Unterscheidungen läßt er sich nicht ein. Der unmäßige Beifall, den Goldoni fand und die Unterdrückung, welche die Masken-Comödie dadurch erlitt, zu deren Behuf die damalige Truppe Sacchi in Venedig vortreffliche Talente besaß, veranlaßte Gozzi's Schauspiele (s. Gozzi). Es sind dramatisirte Feenmärchen, in denen er aber neben dem wunderbaren versifizirten und ernsthaften Theile die sämmtlichen Masken anbrachte, und ihnen die freieste Entwickelung ließ. Es sind Stücke auf den Effekt, wenn es je dergleichen gegeben hat, von kecker Anlage, noch mehr fantastisch als romantisch, wiewohl er zuerst unter den italienischen Lustspieldichtern Gefühl für Ehre und Liebe zeigt. Die Ausführung ist keineswegs sorgfältig und künstlerisch ausgebildet, sondern nach Art einer Skizze hingeworfen. Er ist bei aller grillenhaften Kühnheit sehr volksmäßig, die hauptsächlichen Motive werden bis zur unzweideutigsten Begreiflichkeit eingeschärft, alle Striche der Darstellung sind derb und handfest: er sagt, er wisse wohl, daß seine Landsleute die robusten Situationen lieben. Dem abenteuerlichen Wunderbaren der Feenmärchen diente die eben so stark aufgetragene Wunderlichkeit

der Maskenrollen vortrefflich zum Gegensatz. Die Willkühr der Darstellung ging in dem ernsthaften Theile wie im beigesellten Scherz gleich weit über die natürliche Wahrheit hinaus. Gozzi hatte hieran fast zufällig einen Fund gethan, dessen tiefere Bedeutung er vielleicht selbst nicht einsah: seine prosaischen meistens aus dem Stegreif spielenden Masken bildeten ganz von selbst die Ironie des poetischen Theils. Die Italiener haben dies nicht eingesehen, und Gozzi hat keine Nachfolger gefunden, welche seine rohe Anlage weiter ausgebildet hätten. Statt wie er, nur in feineren Anschungen, den Reiz wunderbarer Poesie und aufheiternden Scherzes zu verbinden, den Gozzi, ungeachtet des großen Abstandes, mit den ausländischen Meistern im romantischen Drama zu vergleichen, und aus der unbewußt eingetretenen Verwandtschaft in Geist und Anlage auf ein gemeinschaftliches in der Natur gegründetes Prinzip zu schließen, haben sie sich damit begnügt, Gozzi's Stücke als wilde Geburten einer ausschweifenden Einbildung von der Bühne zu verbannen. Im Trauerspiel ahmen die Italiener meistens den Alfieri nach, der ihnen, wiewohl es allgemeiner Ton ist, ihn zu bewundern, doch schon zu stark und männlich dünkt, um ihn auf der Bühne ertragen zu können. Sie haben einzelne Stücke von Verdienst geliefert, aber die Grundsätze der tragischen Kunst, welche Alfieri befolgte, sind durchaus falsch, und vollends in der lärmenden herzlosen Deklamation ihrer Schauspieler stellt sich diese mit catonischer Strenge von allem Reiz der Gruppirung, der musikalischen Harmonie und der zarteren Rührungen entkleidete tragische Poesie mit der tödtendsten Einförmigkeit dar. Da alle reichlichen Belohnungen den Sängern aufgehoben bleiben, so ist es natürlich, daß ihre Schauspieler, die fast nur als Lückenbüßer zwischen Gesang und Tanz eintreten, meistens nicht einmal das Abc ihrer Kunst, eine reine Aussprache und ein geübtes Gedächtniß, besitzen. Sie haben keinen Begriff davon, daß man seine Rolle auswendig wissen könne, deßwegen hört man jedes Stück auf einem italienischen Theater beinahe doppelt; der Soufleur spricht so laut wie anderswo ein guter Schauspieler, und um sich von ihm zu unterscheiden, schreien sie ungebührlich. Der Dichter Giovanni Pindemonti hat mehr Umfang, Wechsel und Natur in seine historische Schauspiele zu bringen gesucht, allein es ist ihm von den italienischen Kunstrichtern sehr verargt worden, daß er von der Höhe des Kothurns herabgestiegen, um die Wahrheit der Umstände zu erreichen, ohne welche die Gattung nicht bestehen kann; vielleicht auch, daß er von der strengen Beobachtung der blindlings verehrten hergebrachten Regeln abgewichen. Für das Lustspiel hat man in Italien noch keine passende Versart ausgefunden. Der verso sciolto taugt anerkannter Maßen nicht dazu, er hat keine Vertraulichkeit. Neue Lustspiele haben die Italiener gar nicht, oder es sind höchstens noch stehendere oder flachere Sittengemälde als die von Goldini, ohne Lustigkeit, ohne Erfindung, und in ihrer alltäglichen Gemeinheit geradezu widerwärtig. Dagegen haben sie eine rechte Sucht nach dem rührenden Drama und bürgerlichen Trauerspiele bekommen, sie spielen eifrig die beliebten deutschen Stücke dieser Art, und bringen die verkehrtesten Nachahmungen ans Licht. Die Gewöhnung an die Oper und die Ballette, als ihre Lieblingsschauspiele, worin sie nichts als von Zeit zu Zeit eine schöne Arie und Luftsprünge suchen, hat ihrem Publikum, wie es scheint, gänzlich die Fähigkeit benommen, sich um dramatischen Zusammenhang zu bekümmern: sie nehmen gar keinen Anstoß daran, zwei Akte aus verschiedenen Opern an einen Abend, oder den letzten zuerst aufführen zu sehen. Wir glauben daher nicht viel zu sagen, wenn wir behaupten, sowohl die dramatische Poesie, als die Schauspielkunst sey in Italien im kläglichen Verfall, es sey noch nicht einmal der Anfang zu einer Nationalbühne gemacht, auch ohne einen gänzlichen Um-

schwung in den leitenden Begriffen keine Aussicht dazu vorhanden. Calsabigi sucht die Ursachen dieses Zustandes in dem Mangel stehender Schauspieler-Gesellschaften und einer Hauptstadt. Dies letzte hat allerdings einigen Grund: in England, Spanien und Frankreich hat sich ein nationales System der dramatischen Kunst entwickelt und festgesetzt; in Italien und Deutschland, wo es nur Hauptstädte der einzelnen Staaten, aber keine allgemeine gibt, findet das Aufkommen des Theaters große Schwierigkeit. Die in einer falschen Theorie liegenden Hindernisse konnte Calsabigi freilich nicht in Anschlag bringen, weil er ihr selbst zugethan war.

Italienische Literatur und Gelehrsamkeit (mit Ausschluß der Poesie, welcher ein besonderer Artikel gewidmet ist). Nach der Auflösung des abendländischen Reichs trat in Italien eine Zeit der Finsterniß und Unwissenheit, wie der Unordnung und Zerrüttung ein. Kultur und Wissenschaften erlagen unter den Zerstörungen der wilden Barbaren und unter der Noth der Zeit. Die kaiserlichen Schulanstalten gingen unter, die Bücheranstalten wurden aufgebrannt, wodurch das letzte Licht wissenschaftlicher Bildung erlosch. Daher sind die Spuren einer gelehrten Erziehung so etwas Seltenes, daß Peter von Pisa, Paul Diaconus und Theodulf, welche Carl der Große zur Bildung der rohen Franken aus Italien an seinen Hof berief, wie einzelne Spätlinge erscheinen, die aus verlornen Samenkörnern durch einen bloßen Zufall hervorgekeimt sind. Carl des Großen Bemühungen zur Wiedererweckung der Studien, die für Deutschland und Frankreich so erfolgreich waren, erstreckten sich nicht bis nach Italien und so stieg die literarische Finsterniß in Italien immer höher bis Lothar der Erste unter Ludwig dem Frommen (823) die Regierung von Italien übernahm. Er befahl in einem eigenen Capitulare in acht verschiedenen Städten Schulen anzulegen, in welchen Grammatik, das ist nach dem Sinne jener Zeiten, lateinische Sprache, Poesie, Beredsamkeit und Geschichte gelehrt werden sollten. Der Papst Eugen der Zweite folgte seinem Beispiele und legte in einem eigenen Canon den Bischöfen die Verpflichtung auf, an ihren bischöflichen Sitzen und anderwärts Lehrer anzustellen, welche die freien Künste zu lehren verständen. Allein die Folgen dieser Verordnungen waren nicht sehr bedeutend, denn es fehlte an tüchtigen Lehrern, und keiner der nachfolgenden Carolinger kümmerte sich weiter um die geistige Bildung Italiens. Auch die Geistlichkeit wäre in gänzliche Unwissenheit zurückgesunken, wenn nicht 853 das Concilium zu Rom den Canon von 823 bekräftigt und der Bischof Athanasius zu Neapel auf Unterricht in der Grammatik gedrungen hätte. Dazu kamen die verheerenden Einfälle der Ungarn und Araber und innere Fehden, die eine allgemeine Verwirrung und Zerrüttung des Landes hervorbrachten. Unter diesen feindlichen Einwirkungen von außen und von innen konnte keine wissenschaftliche Bildung aufblühen; und es ist kein Wunder, daß Italien bis in das 11. Jahrh. in allen edlern Kenntnissen weiter zurück und barbarischer war, als alle übrigen Reiche des westlichen Europa. Nur sehr wenige Männer ragen in dieser Periode der italienischen Literatur durch ihr Wissen hervor. In geistlicher Gelehrsamkeit zeichneten sich aus die Päpste Hadrian der Erste, der oben genannte Eugen der Zweite, Leo der Fünfte, Nicolaus der Erste und Sylvester der Zweite, ferner die Bischöfe Paulinus, Patriarch von Aquileja (seine Werke, Venedig 1737), Theodolphus, Bischof von Orleans (seine Werke, Paris 1646), beide Zeitgenossen Carls des Großen, die beiden mailändischen Erzbischöfe Petrus und Adelbertus, Marentius, Patriarch von Aquileja, und endlich die beiden Aebte des Klosters Monte Casino, Autpertus und Bertarius. Unter den Geschichtschreibern dieser Zeit, die, wenn auch in einer rohen und barbarischen Schreibart, uns höchst wichtige Nachrichten mitgetheilt haben, sind

die bedeutendsten: Paulus Warnefried, mit dem Beinamen Diaconus, Verfasser mehrerer Schriften, besonders einer Geschichte der Longobarden, sodann die Fortsetzer des genannten Werks, Erchempertus und die zwei Ungenannten von Salerno und Benevento; ferner ein Priester von Ravenna, Namens Agnellus (auch Andreas), der eine Geschichte der Bischöfe von Ravenna schrieb; Andreas von Bergamo, Verfasser einer Chronik Italiens von 868 bis 875; Anastasius, Bibliothekar der römischen Kirche, wichtig durch seine Lebensbeschreibungen der römischen Bischöfe, und Luitprandus von Pavia, Verfasser einer Geschichte seiner Zeiten. Erst gegen das Ende des 11. Jahrh. zeigten sich die Vorboten einern bessern literarischen Zukunft. Mehrere italienische Städte erkämpften sich eine freie Verfassung, die dem Geiste einen ungehinderten höheren Schwung gab. Gregor der Siebente und Alexander der Zweite erließen Verfügungen zur Verbesserung der Schulen, die Abschriften der alten classischen Werke wurden vermehrt, und ihr Studium mit Eifer betrieben. Die innere Ordnung begann allmählich zurückzukehren, der Landmann baute ungestört sein Feld, der Städter arbeitete sicherer in seiner Werkstätte; der Handel hob sich und mit ihm verbreitete sich ein allgemeiner Wohlstand über das schöne Land. Unter so begünstigen Umständen erhoben sich im 11. Jahrh. die Wissenschaften in Italien wieder. Bononien war ein Sitz der freien Künste, der selbst aus fremden Ländern lerndegierige Schüler an sich zog. Hier schlug die Rechtsgelehrsamkeit ihren ersten Wohnsitz auf. Yrnerius erklärte das römische Gesetzbuch und erwarb sich den höchsten Ruhm. Bald wurden in ganz Italien Schulen eingerichtet, in denen die Rechtsgelehrsamkeit vorgetragen wurde, namentlich zu Modena, Mantua, Padua, Piacenza, Pisa, Mailand. Viele ausgezeichnete Rechtsgelehrte aus dieser Zeit könnten wir namhaft machen, begnügen uns aber, nur den berühmten Gratian (vergl. d. Art.) anzuführen, der zuerst die Kirchengesetze zum gerichtlichen Gebrauch ordnete, und als der Stifter des canonischen Rechts anzusehen ist. Salerno ward der Sitz der praktischen Medizin und eines förmlichen Unterrichts darin für künftige praktische Aerzte; vergl. d. Art. Arzneikunde (Geschichte der). Als gelehrte Theologen verdienen genannt zu werden: der Römer Fulbert, Bischof von Chartres; die beiden berühmten Erzbischöfe von Canterbury, Lafranc und dessen Schüler Anselmus; Petrus Lombardus, Lehrer der Theologie zu Paris, und am berühmtesten durch seine vier Bücher Sententiarum; ferner Petrus Damianus; der Cardinal Albericus; Bruno, Bischof von Segni; Anselmus, Bischof von Lucca; Petrus Grossolanus oder Chrysolaus, Erzbischof von Mailand; und Bonizone, Bischof zu Sutri, später zu Piacenza. In der Dialektik, außer welcher alle übrigen Theile der Philosophie gänzlich vernachlässigt wurden, zeichneten sich folgende aus: die schon genannten Lafranc und Anselmus, Gerardus von Cremona, der zu Toledo lehrte, und unter andern die Werke des Avicenna und den Almagest des Ptolemäus aus dem Arabischen in die lateinische Sprache übersetzte, und Johannes, der Italiener, der zu Constantinopel die platonische und aristotelische Philosophie erklärte und Unterricht in der Disputirkunst gab. Guido Arezzo, ein Benedictiner im Kloster zu Pomposa, erfand das Notensystem. Das Sprachstudium der alten Classiker wurde vorzüglich durch Lafranc und Anselm, Cardinal Humbert, Papst Leo der Neunte u. A. gehoben. Papias war einer der ersten, die lateinische Wörterbücher schrieben. Für die Geschichte erwarben sich im 11. und 12. Jahrh., weniger durch schöne Darstellung als durch klare Abfassung Verdienste: Arnolphus, die beiden Landolpus, Sire Raul, Otto Morena und dessen Sohn Acerdus, Godofredus Malaterra und mehrere Chronikenschreiber und Verfasser von Klostergeschichten. Mitten unter politischen Stür-

men und Revolutionen kam Italien zu der schönen Jugendblüthe, in welcher wir es am Ende des 12. und am Anfange des 13. Jahrh. erblicken. Gewerbe, Manufakturen, Kunstfleiß und Handel standen im herrlichsten Flore. Die Kreuzzüge hatten den Kreis der Kenntnisse erweitert und die Geister auf vielfache Weise angeregt. Der Freiheitssinn des italienischen Volkes entwickelte sich immer mehr und zeigte sich im kühnen Denken und im muthigen Auflehnen gegen angemaßte Herrschaft. Aus dem Kampfe seiner Partheien, der Welfen und Ghibellinen, gingen Krieger, Staatsmänner und Redner, voll innerer Kraft und Stärke hervor, und neben ihnen und durch sie bildeten sich die Volkswissenschaften, Poesie, Geschichte und Philosophie, verschieden von derjenigen, die in den Sälen der Scholastiker widerhallte. Statt des barbarischen Lateins, in welchem man bisher nur geschrieben, bedienten sich jetzt die Gelehrten und Dichter der lebendigen Sprache des Volkes (lingua volgare), die zuerst sizilianische Dichter zur Poesie ausgebildet. Die Republiken, Fürsten und Päpste wetteiferten mit einander in Begünstigung und Aufmunterung der Gelehrten, und in Begründung neuer Schulen und Lehranstalten. Große Verdienste erwarben sich die beiden Kaiser Friedrich der Erste und Zweite (s. diese Art.), besonders der letztere, der selbst sehr ausgebreitete wissenschaftliche Kenntnisse besaß. Auch sein Sohn Manfredi und sein gelehrter Kanzler Peter de Vineis waren sehr eifrige und thätige Beförderer der Gelehrsamkeit. Unter den Päpsten zeichneten sich als Gelehrten und Schriftsteller Innocenz der Dritte, Innocenz der Vierte und Urban der Vierte aus. Die Universität Bologna zählte bereits zu Anfang des 13. Jahrh. 10.000 Schüler aus allen Ländern Europa's: mit ihr wetteiferten Padua, Vicenza, Arezzo, Neapel u. a. m. Unter den Theologen dieser Zeit sind Thomas von Aquino († 1274), der Franziskaner Bonaventura († 1274) und Egidio Colonna († 1316), durch ihre Gelehrsamkeit und die Menge ihrer Schriften ausgezeichnet. In der Philosophie wurde Aristoteles den Italienern bekannt und stieg zu hohem Ansehn; Thomas von Aquino widmete sich hauptsächlich der Erklärung seiner philosophischen Schriften. Brunetto Latini gab einen Auszug der Ethik des Aristoteles in seinem Tesoro, einer Encyklopädie aller damaligen Kenntnisse. In der Mathematik und Astronomie, die mit der Astrologie verbunden war, zeichneten sich aus: Campano, Lanfranco; die beiden Dominikaner Reinero de Todi und Leonardo de Pistoja, Guido Bonatti de Forlivio und Andere waren enthusiastische Lobredner der Astrologie. In dieser Zeit fällt die Erfindung der Brillen und der Magnetnadel. Für die Medizin blieb Italien bis zur Erwachung der alten Literatur der Hauptsitz, und das Vaterland der meisten medizinischen Schriften, die berühmtesten Schulen waren Salerno und Neapel und mit diesen wetteiferten ihre Schwestern bnrch ganz Italien, zu Bologna, Pavia, Ferrara, Mailand, Piacenza und anderwärts. Doch herrschte noch viel Aberglauben in dieser Wissenschaft, die Astrologie war ein Hauptheil derselben, und die berühmtesten Aerzte nannten sich Doktoren der Arzneiwissenschaft und Astrologie. Hippokrates und Galen waren zwar bekannt geworden, allein noch immer behauptete die arabische Medizin über die griechische das Uebergewicht. Unter den Aerzten dieser Zeit waren die ausgezeichnetsten: Pietro Musandino, Matteo Plateario, Mauro, Ugo von Lucca; Thaddäus zu Bologna, der in seinen Auslegungen des Hippokrates und Galenus die ganze Fülle der Scholastik und arabischen Medizin niederlegte; Matthäus Sylvaticus, der ein medizinisches Wörterbuch schrieb, Simon von Genua u. A. Die Chirurgie wurde durch Roger von Parma, dessen Schüler Rolando, Wilhelm von Saliceto, Lanfranco, Brunus und Theoderich gefördert. Keine Wissenschaft machte aber glücklichere Fortschritte, als die Rechtswissenschaft im

13. Jahrh. Die vornehmsten Rechtsgeleheten dieser Zeit waren: Azzo von Bologno (dessen Summae über die Institutionen und Apparatus ad Codicem auch gedruckt sind); Ugolino dei Prete, auch ein Bologneser (der die von Anselmus von Orto gesammelten Lehngesetze und Verordnungen der neuen Kaiser dem Corpus Juris einverleibte), Accorso, ein Florentiner (der sich dadurch, daß er die besten Glossen seiner Vorgänger sammelte und einige hinzufügte, den Beinamen Glossator erwarb), Odofredo (Verfasser eines Commentars über den Codex und die Digesten) u. s. w. Im kanonischen Rechte hatte bisher Gratian's Sammlung als Richtschnur gegolten. Zu dieser kamen jetzt die vier verschiedenen Sammlungen des Bernardo von Pavia, des Pietro Collivaccino u. s. w., welche als Gesetzbücher angesehen wurden, bis die durch Gregor den Neunten veranstaltete Sammlung, die noch jetzt den größten Theil des kanonischen Rechts ausmacht, die früheren verdrängte; zu dieser fügte Bonifaz der Achte 1298 noch das sechste Buch der Dekretalen hinzu. In der Geschichtschreibung übertraf Italien seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. alle andere Nationen; der politische Geist, der durch die vielen Republiken über Italien verbreitet worden, gab selbst seinen Antiquarien und Schulgelehrten eine richtige Ansicht der Begebenheiten und lehrte sie das Wichtige vom Unwichtigen unterscheiden. Zu gleicher Zeit bemächtigten sie sich der lateinischen Sprache in ziemlicher Vollkommenheit, und seitdem wußten sie ihrer historischen Darstellung Reize zu geben, die man bei andern Nationen vergeblich sucht. Ihren ersten Geschichtschreibern leuchtete es schon damals ein, daß die neue Geschichte eigentlich in der Landessprache abgefaßt werden sollte: ein Beweis, daß Italien früher auf dem Wege der rechten Bildung war als andere Länder. Spinelli († 1268) schrieb eine Geschichte von Neapel in neapolitanischer Mundart; Ricordano Malaspini gab gleich darauf eine florentinische Chronik von den ältesten Zeiten bis 1281; Filippo de Castelseprio und Stephanardo de Vimercate schrieben eine Geschichte von Mailand. So hatte fast jede Provinz und Stadt ihren Chronisten, deren Namhaftmachung aber hier zu weit führen würde. Das Studium der Grammatik erhielt im 13. Jahrh. einen neuen Schwung durch Buoncompagno, Bertoluccio, Galeotto, und vorzüglich durch den schon erwähnten Brunetto Latini, Dante's Lehrer. Noch müssen wir des Marco Polo erwähnen, der seit 1295 in Gesellschaft seines Vaters Nicolaus 26 Jahre lang den größten Theil Asiens bis Peking durchstreifte, und von dem indischen Ozean und von Japan die ersten zuverlässigen Nachrichten lieferte. Im 14. Jahrhundert gelangten alle Wissenschaften durch das Licht der altclassischen Literatur, das sich nach Italien verbreitete, zu einer höhern Blüthe. Petrarka und Boccaccio wurden die beredtesten Lobredner der griechischen Literatur, und erwarben sich bleibende Verdienste um die Wiederherstellung der Gelehrsamkeit. Allenthalben wurden Schulen errichtet, auf welchen classisch-gebildete Männer die römische und griechische Sprache lehrten. Handschriften und Kunstwerke wurden zur Erläuterung des Alterthums aufgesucht, und in Bibliotheken und Kunstkabinetten gesammelt. Die Könige von Neapel, besonders Robert (1309 — 1343); die Visconti zu Mailand, die della Scala zu Verona, die Carrara in Padua, die Este in Ferrara, die Gonzaga in Mantua, die Mediceer in Florenz u. A. unterstützten die Gelehrten mit voller Hand. Die Universitäten häuften sich schnell: 1361 ward Pavia, 1391 Ferrara, 1400 Turin, 1413 Cremona, 1433 Florenz, 1445 Catania auf Sizilien angelegt, und auf jeder die alte Literatur gelehrt. Coluccio Salutato machte durch Vergleichung mehrerer Handschriften der alten Classiker, die durch unwissende Abschreiber entstellt und verstümmelt worden waren, einen Anfang in der Kritik. Die Theologie ward von unzähligen Scholastikern bearbeitet, aber durch die meisten mehr ver-

dunkelt als aufgeklärt. Ehrenvolle Ausnahmen machen unter Andern, die wir, da sie wenig oder nichts geschrieben haben, übergehn, Albert von Padua, Gregor von Rimini, Michael Aiguani von Bologna, Bartolomeo Caruso von Urbino, Alessandro Fassitelli, welche sämmtlich zu Paris lehrten, ferner Porchetto de Salvatici von Genua, Ranieri von Pisa oder von Ripalta, Jacopo Passavanti, Simon von Cascia, Petrus von Aquila, Bonaventura de Peraga, Marsilio Raimodini von Padua und Lodovico Marsigli. In der Philosophie, die noch höchst verworren und finster war, zeichnete sich der einzige Petrarka aus, der mehrere lateinische Werke über Gegenstände der Moral schrieb. Von den mathematischen Wissenschaften ward die Astronomie und mit ihr die Astrologie am fleißigsten bearbeitet. Peter von Apono brachte die Astrologie sogar in ein System, und obgleich Franzesko Cecco für seine astrologische Werke auf dem Scheiterhaufen büßte, so schreckte dies doch von dem trügischen Studium nicht ab. Andalone del Nero wird von Boccaccio als der größte Astronom seiner Zeit gepriesen. Von Paolo, mit dem Zunamen Geometra, erzählt Villani, daß er durch selbst erfundene Instrumente die Geschichte der Bewegung der Gestirne berichtigt und zuerst einen Kalender geschrieben habe. Jacopo Dondi (1350) stellte zu Pavia eine messingene Uhr auf, die außer anderen die Bewegungen der Sonne und Planeten anzeigte; sie war eine solche Seltenheit, daß sie seinem Sohne Johann Dondi, der sie in einer eigenen Schrift beschrieb, den Beinamen des Johann von der Uhr (Giovanni d'Orologio) erwarb. Die Medizin befand sich noch immer in einem höchst unvollkommenen Zustande, und verdiente wenigstens zum Theil die Verachtung, mit der Petrarka sie betrachtete. Die Araber galten noch allgemein als Lehrer und Muster. Die Schule zu Salerno war in Verfall gerathen, dagegen hatte sich Neapel sehr gehoben. Unter den vielen Aerzten jener Zeit sind die berühmtesten: der Florentiner Dino del Garboe, der einige Schriften des Avicenna und Hippokrates, wie auch die Liebescanzone des Guido Cavalcanti commentirte, und über die Chirurgie u. s. w. schrieb; dessen Sohn Tommaso, Petrarka's Freund, der außer einer Summa der Arzneiwissenschaft eine Anweisung, wie man sich bei der Pest verhalten müsse, schrieb, und Galen's Bücher vom Unterschied der Fieber und von der Zeugung erläuterte; Torriglano Rustichelli, der über Galen's kleinen Apparat schrieb; Gentile von Foligno, Jacopo von Forli, Marsilio von Santa Sofia u. A., deren Schriften vergessen sind, endlich Mundino aus Bologna gebürtig, der zuerst ein vollkommenes Werk über die Anatomie schrieb, das sich zwei Jahrh. hindurch in Ansehn erhielt. In der Rechtswissenschaft glänzten mehrere ausgezeichnete Männer. Vor allen zeichneten sich als Schriftsteller aus im Civilrecht: Rolando Placiola; Alberto von Gandino (schrieb de maleficiis); Oldrado da Ponte (schrieb Consilia und Quaestiones); Jacopo von Belfiso (schrieb unter andern vom Lehen); Franzesko Ramponi (erläuterte einige Bücher des Codex); Cino von Pistoja und die beiden berühmtesten Rechtsgelehrten dieses Zeitalters, Bartolo und Baldo; im kanonischen Recht aber, das durch die klementinischen Dekretalen und Extravaganten erweitert wurde, glänzte als der vorzüglichste der Florentiner Giovanni d'Andrea, der die sechs Bücher der Dekretalen kommentirte und mehrere verdienstvolle Schüler bildete, die wir jedoch, so wie andere namhafte Kanonisten, hier übergehen müssen. Um die Geschichte, auf welche die alte Literatur den meisten Einfluß ausgeübt hatte, erwarb sich vorzüglich Petrarka und Boccaccio Verdienste, die mehrere geschichtliche Werke in lateinischer Sprache abfaßten. Ihnen schließt sich eine lange Reihe von Verfassern allgemeiner Geschichten und Chroniken an, unter denen wir als die wichtigsten auszeichnen: Benvenuto von Imola (schrieb eine Kaisergeschichte

von Julius Cäsar bis Wenzel und kommentirte den Dante), Franzesko Pipino aus Bologna (schrieb eine Chronik vom Anfang der fränkischen Könige bis 1314) und Guglielmo von Pastrengo, Verfasser der ersten allgemeinen Bibliothek von den Schriftstellern aller Nationen, worin sich eine für jene Zeit bewundernswürdige Belesenheit zeigt; ferner die Florentiner Paolino di Piero, Dino Compagni und die Villani, welche zugleich zur Bildung ihrer Muttersprache mächtig beitrugen; der Venetianer Andrea Dandolo (schrieb eine schätzbare lateinische Chronik seiner Vaterstadt von Christi Geburt bis 1342) und sein Fortsetzer bis 1388, Rafaele Caresino; der Paduaner Albertino Musato (schrieb in gutem Latein mehrere Geschichtswerke, theils in Prosa, theils in Versen u. A., wegen deren Namen und Werke wir aus Mangel an Raum auf Muratori's Sammlung verweisen. Das Studium der morgenländischen Sprache hatte noch keinen rechten Fortgang, obgleich Clemens der Fünfte die Errichtung von Lehrstühlen für diese Sprache befahl. Das griechische Sprachstudium wurde besonders durch Petrarka und Boccaccio befördert, und Florenz ward der erste Sitz der griechischen Literatur, durch einen eigenen Lehrstuhl, den zuerst Leontius Pilatus einnahm, und nach ihm Manuel Chrysolaras schmückte. Auch wurden damals die ersten italienischen Novellen und Romane geschrieben, deren älteste Sammlung die cento novelle antiche, kurze, höchst einfache Erzählungen von unbekannten Verfassern sind. Hierauf folgten die Novellen des Boccaccio (s. d. Art.) und dessen Nachahmer Franzesko Sarchetti und Ser Giovanni. Auch muß Dante hier genannt werden wegen seiner in italienischer und lateinischer Prosa geschriebenen Werke: vita nuova, Convita, de monarchia und de vulgari eloquentia, an welches letztere sich des Antonio da Tempo Buch rhythmus vugaribus anschließt. Ueberhaupt machten Grammatik und Wohlredenheit durch das Studium der Alten bedeutende Fortschritte. Unter den Reisebeschreibern dieses Jahrhunderts sind die ausgezeichnetsten: Petrarka, der eine Reisebeschreibung nach Deutschland gab, worin vorzüglich sein Bericht über Köln interessant ist; und der Minorit Odoriko von Pordenone, der seine Reisen durch einen großen Theil Asiens beschrieb. Im 15. Jahrh. reifte die italienische Literatur zu ihre schönsten Blüthe heran. Zwei Ereignisse wirkten besonders wohlthätig darauf hin: die Flucht der griechischen Gelehrten nach Italien, die die reichsten und mannichfaltigsten Kenntnisse mitbrachten, und die Erfindung der Buchdruckerkunst, die eine schnelle allgemeine Verbreitung der klassischen Literatur zur Folge hatte. Dazu beseelte die ersten Fürsten Italiens ein edler Eifer, sich als Nährer, Pfleger und Wohlthäter der neu belebten Wissenschaften auszuzeichnen; vor allen aber zeichnete sich das Haus Medici in Toskana in der Begeisterung für Künste und Wissenschaften aus. Schon im vorigen Jahrhundert hatte sich eine poetische Akademie gebildet, jetzt entstanden auch wissenschaftliche Akademien, z. B. in Florenz, Rom, Venedig und Neapel. Durch Guarini von Verona, Giovanni Aurispa und Fr. Filelfo wurden die Werke der griechischen Klassiker immer mehr ans Licht gezogen; Andere waren für die römische Literatur nicht minder eifrig bemüht. In keinem Theile der Literatur zeichneten sich die Italiener bis zu Ende des 17. Jahrh. mehr aus, als in dem humanistischen. Von den vielen Gelehrten, die sich als Uebersetzer und Herausgeber der Klassiker verdient gemacht haben, s. Mehreres im Art. Philologie. Gianozzo Manetti aus Florenz überragte alle seine Zeitgenossen in der hebräischen Sprachkunde. Unter den vielen Gelehrten dieser Zeit verdienen erwähnt zu werden: Nic. Malerbi, der zuerst die Bibel in seine Landessprache übersetzte, Bonino Mombrizio und Platina. Auf das Studium der Philosophie hatte die erneuerte Bekanntschaft mit der klassischen Literatur den wohlthätigsten Einfluß; das Joch der ari-

stotelischen scholastischen Philosophie wurde abgeschüttelt, und man gewöhnte sich zuletzt zum freien und eignen Denken besonders seit Ankunft der Griechen in Italien. Einer der vornehmsten Philosophen war der nach Italien geflüchtete Grieche Johannes Argyropolus, der den Aristoteles erklärte und verschiedene Werke desselben übersetzte. Georgius Gemistus las über den Plato, und erregte einen hartnäckigen Streit über den Vorzug des Aristoteles oder Plato, an welchem der berühmte Theodor Gaza, der Cardinal Bessarion und Georgius von Trapezunt Theil nahmen. In Florenz blühte die von Cosmus gestiftete platonische Akademie fort; ihr dienten besonders Marsilius Ficinus, der sich vor allen seinen Zeitgenossen die größten Verdienste um die platonische Philosophie erwarb, und Johannes Picus von Mirandola zur Zierde. Die berühmtesten Nachfolger derselben waren Poliziano und Landino. Auch die mathematischen Wissenschaften blieben hinter den Fortschritten der übrigen Wissenschaften nicht zurück. In der Astronomie, die noch immer mit der Astrologie verbunden war, traten neben den Theoretikern auch fleißige Beobachter des Himmels auf. Die gelehrtesten Astronomen ihrer Zeit waren: Giovanni Bianchino, der astronomische Tafeln vom Lauf der Planeten verfertigte, Domenico Maria Novara, Lehrer des Kopernikus, und vor allen Paulus Toskanellus, berühmt durch das von ihm in der Domkirche zu Florenz verfertigte Gnomen. Um die Arithmetik und Geometrie erwarb sich besonders Lukas Paccioli del Borgo, Schüler des Leonhard von Pisa, Verdienste. Ueber die Kriegskunst schrieb zuerst Roberto Valturio aus Rimini. Leone Battista Alberti verdient als ein gründlicher Schriftsteller über die Baukunst eine rühmliche Erwähnung. Um die Theorie der Musik machte sich Franchino Gafurio durch mehrere schätzbare Schriften verdient. Die Arzneikunde ward im Verhältniß zu der Menge der Aerzte nur wenig gefördert und bereichert; man begnügte sich mehr, die Beobachtungen der Vorgänger zu sammeln. Antonio Cermisone schrieb praktische Consilia; Bartolomeo Montagno Consilia medica und drei Bücher von den Bädern zu Padua; Giovanni de Concoreggio eine Praxis totius fere medicinae u. s. w., Giovanni Martiano (zugleich ein geübter Mathematiker und Philosoph) einen Commentar über den Avicenna. Andere übergehen wir und nennen nur noch als hauptsächlich verdient um die Anatomie: Gabriel Zerbi, Alessandro Achillini und Nicolao Leoniceno, welcher letztere in einem eignen Werke die Fehler der Alten rügte und vielleicht zuerst de morbo gallico schrieb. Die bürgerliche Rechtswissenschaft stand immer noch in hohem Ansehn. In ihr zeichneten sich durch Schriften aus: Cristoforo di Castiglione und dessen Schüler Rafaello de Raymondi und Rafaello de Fulgosi (sie schrieben Consilia und Erläuterungen der Digesten), Giovanni von Imola (kommendirte den ersten Theil des Digestum novum), Paola von Castro (schrieb Erläuterungen über den Codex und die Digesten), Pietro Filippo Corneo (hinterließ rechtliche Consilia), Antonio von Patrovecchio (verbesserte das Lehnrecht und schrieb unter andern ein Lexicon juridicum), Angelo Gambiglione (schrieb de maleficiis u. s. w.), der große Franzesko Accolti von Arezzo; Alessandro von Imola, mit dem Zunamen Tartagno (hinterließ viele juristische Werke über die Digesten, den Codex, die Dekretalen und Clementinen, viele Consilia u. s. w.), Bartolomeo Cipolla (schrieb de servitutibus u. s. w.), Pietro da Ravenna, Bartolomeo Soccino und sein Gegner Giason dal Maino und viele Andre. Im kanonischen Recht machten sich als Schriftsteller vor andern berühmt: Nicolo Tedeschi, Giovanni von Anagni, Antonio Roselli, Felino Sandeo und der Cardinal Giannantonia da S. Giorgio. Die Geschichte machte die glücklichsten Fortschritte. Durch die genaue Bekanntschaft mit den griechischen und römischen Historikern gewann die Geschichte der alten Welt den ersten

festen Grund und Boden; sie reinigte sich allmählich von den groben Fehlern, mit welchen sich die magere Kunde von ihr durch die Chroniken des Mittelalters hindurch gezogen hatte, und bereicherte sich nach und nach aus ihren Quellen selbst, die man nun wieder las. Die Geschichtschreiber folgten den Mustern der Alten, und strebten nicht nur nach Wahrheit, sondern auch nach schöner Darstellung. Römische Alterthümer und alte Geschichte bearbeiteten: Blondo Flavio (seine Hauptwerke sind Roma instaurata, Roma triumphans, Italia illustrata, Historia romana, de origine et gestis Venetorum), Bernardo Ruccellai (de urce Roma), Pomponio Leto (de antiquitatibus urbis Romae, de magistratibus Romanorum, Compendium historiae Romanae u. s. w.) und Annio von Viterbo dessen Antiquitatum variarum vol. XXIV. die Werke alter Schriftsteller enthalten, deren Unechtheit jetzt anerkannt ist. Geschichtswerke von Anfang der Welt bis auf ihre Zeiten haben geliefert: der Erzbischof Antonino zu Florenz, Pietro Ranzano, Jacopo Filippo Foresti, Matteo und Matthia Palmerio und Sozomeno, welche alle nur insofern, als sie von ihren Zeiten handeln, Werth haben. Als Geschichtschreiber ihrer Zeit und meist ihres Vaterlandes verdienen Auszeichnung: Aeneas Sylvius, nachmaliger Papst unter dem Namen Pius der Zweite, der eine Menge historischer Werke hinterließ, und dessen Geschichte seiner Zeit der Cardinal Jacopo Ammanato fortsetzte; Giovanni Michael Alberto von Carrara, Leonardo Bruni von Arezzo, die Florentiner Poggio und Bartolomeo Scala, die Venetianer Marco Antonio Sabellico, Bernardo Giustiniano, die Paduaner Pietro Paolo Vergerio und Michael Savonarola (der Arzt), der Vicentiner Giambattista Pagliarini, die Brescianer Jacopo Malvezzi und Cristoforo di Soldo, die Mailänder Andrea Biglia, Pietro Candido Decembrio, Leodrisio Crevello, Giovanni Simonetta, Giorgio Merula, Donato Bosso, Bernardino Corio und Tristano Calchi, die Neapolitaner Lorenzo Valla, Bartolomeo Fazio, Antonio Panormita, Gioviano Pontano, Michele Ricci, Giovanni Aldino, Tristano Caraccioli, Antonio Ferrario u. A., denen sich Paudolfo Collenucio von Pesaro, als der einzige, der eine allgemeine Geschichte von Neapel schrieb, anschließt. Die Geschichte von Genua schrieben Giorgio und Giovanni Stella, ferner Bartolomeo Senarega und Jacopo Bracello. Savoyen hatte in diesem Zeitraume zwei Geschichtschreiber, Antonio von Asti (der eine versifizirte Chronik seiner Vaterstadt schrieb) und Benvenuto di Sangiorgio (eine mit Urkunden belegte Geschichte von Montferrat). Als Geschichtschreiber von Mantua verdient Platina Auszeichnung. Andere, minder bedeutende übergehen wir, so wie auch diejenigen, welche die Geschichte des Auslandes schrieben. Um die Erddeschreibung machten sich verdient: Cristoforo Buondelmonte, welcher Asien bereis'te, Franzesko Berlinghieri, der ein geographisches Werk in Versen schrieb, Caterino Zeno, der seine Reise durch Persien beschrieb, die berühmten Seefahrer Ca da Mosto, Amerigo Vespucci und Cabotta u. m. A. Im Verlauf des 16. Jahrh. stieg Italien auf den Gipfel seiner Größe. Sein Reichthum an Mitteln, den physischen und geistigen Menschen zu befriedigen, die Macht seiner Republiken und fürstlichen Häuser, ihr Enthusiasmus und ihre Freigebigkeit für Alles, was den Glanz der alten Zeiten, der in unvergänglichen Werken ihnen vor Augen lag, wieder herstellen könnte, ihre Energie und Thätigkeit, machte Italien würdig, ein Muster für ganz Europa zu werden. Während daher Italien unter dem Elende des Kriegs erlag, den Ferdinand der Katholische, Karl der Fünfte und Franz der Erste auf seinem Grund und Boden führten, blieb der Stamm der Wissenschaften nicht bloß aufrecht stehen, sondern trieb sogar neue Zweige. Die ehedem gestifteten Universitäten dauerten nicht bloß fort, sondern ihre Zahl wurde auch durch

neue vermehrt, durch Macerata 1540, durch Messina 1548, und durch Mailand 1565. Doch ragte nur Padua unter ihnen merklich hervor. Unter den Päpsten waren Julius der Zweite, Leo der Zehnte (s. d. beide Art.), Clemens der Siebente, Paul der Dritte, Gregor der Dreizehnte (der den julianischen Calender verbesserte), Sixtus der Fünfte und Urban der Achte (s. beide Art.), die eifrigsten Beförderer und Freunde der Künste und Wissenschaften. Auch dürfen die Cardinäle Bembo und Feder. Borromeo und Agostino Valerio als Gelehrte und Beschützer der Gelehrten nicht unerwähnt bleiben. Hinter den Päpsten und ihren Prälaten blieben die weltlichen Fürsten nicht zurück, welchen der italienische Adel rühmlich nacheiferte. Ungeachtet der ausgedrelteten Sprachkunde, die Italien besaß, machte die Theologie nur geringe Fortschritte zur Aufklärung: denn seit dem Ausbruch der Reformation hielt man nur desto fester auf die einmal bestimmte Lehre, denn die klassische Ausgabe der Septuaginta und Vulgata abgerechnet, gewann das Studium der heiligen Schriften wenig durch die Sprachschätze, die Italien besaß. Unter den Vertheidigern des alten Glaubens wiegt der einzige Cardinal Bellarmin an innerm Werth alle übrigen auf. Günstig aber wirkte die Polemik, da sie zum historischen Vertheidiger der Rechte des Papstes den Cäsar Baronius (von 1607) und zu ihrem Bestreiter den Paolo Sarpi aufstellte. So eifrig nun auch Alles angewandt wurde, was den Katholizismus aufrecht halten konnte, so entstand doch um diese Zeit eine philosophische Sekte, die mit dem Kirchenthum zugleich alle Religion verwarf. Petrus Pomponatius, der den völligen Untergang nach dem Tode lehrte, hinterließ eine lange dauernde Schule von Ungläubigen, zu welcher manche der ersten Literatoren gehörten. Neben ihnen stand Telesius, auch ein Prediger des ruchlosesten Unglaubens, doch wie Pomponatius bis an seinen Tod unangefochten; dagegen Vanini, Bruno und Campanella für minder verderbliche Ideen auf eine schreckliche Weise büßen mußten. Durch diese kühnen Denker kam zugleich Mathematik und Physik in Schwung, und ward Italien das erste Vaterland des tiefen Erforschens der Natur. Telesius, Bruno und Campanella suchten die Phänomene der Natur noch aus allgemeinen Grundsätzen abzuleiten und zu erklären; Hier. Cardanus verband solche Spekulationen mit der Mathematik. Der berühmte Gal. Galilei setzte Mathematik und Naturerforschung durch unausgesetzte Beobachtungen in die engste Verbindung. In der Mathematik waren Tartaglia, Cardanus und Bombelli fleißige Bearbeiter der Algebra. Cavalleri bahnte den Weg zur Infinitesimalrechnung, Commandinus machte sich um Eukl. Elemente verdient, und Marino Ghetaldi klärte Archimedes Lehren von der Hydraulik auf; Lucas Valerius erweiterte die Mechanik durch Entdeckungen; Castelli ward ein neuer Schöpfer der Hydraulik; Maurolykus brach Bahn in der Optik, della Porta erfand die Camera obscura und machte die ersten Fortschritte in der Aerometrie; Grimaldi entdeckte die Berechnung der Lichtstrahlen, Magini vervollkommnete den Brennspiegel, Torricelli erfand den Barometer und Riccioli gab reiche Himmelsbeobachtungen. Die Naturkunde wurde in allen ihren Zweigen erweitert. Als Erforscher und Zergliederer der Menschen traten auf: Fracastori, Fallopius, Piccolomini, Aggiunti und Malpighi. Um die Thier- und Kräuterkunde machte sich Ulysses Aldrovandi verdient; durch die botanischen Gärten in Bologna, Padua und Florenz kam die Botanik in Italien in Blüthe. Mattiolo, Colonna und Malpighi waren die ausgezeichnetsten Botaniker. Für die Chemie errichtete der Großherzog von Toskana, Cosmo der Zweite, den ersten Lehrstuhl zu Pisa. Die zweite Hälfte des 16. Jahrh. und die erste des 17. Jahrh. war eine glorreiche Zeit für die Wissenschaften in Italien: als seine Künste abzunehmen anfingen, ward es der fast allgemeinen Lehrer der mathematischen und physikalischen

Wissenschaften, besonders der Medizin und Physik. Mit dem großen Galilei lebte Fallopius berühmter Schüler Fabricius ab Aquapendente, der Harvey auf die Bahn des Blutumlaufs führte, und eine Menge anderer Mathematiker, Astronomen, Physiker, Naturforscher und Aerzte, ein Borelli und Torricelli, Vellini und Malpighi und Alpini, der Vater der Semiotik. Bei diesen Verdiensten konnte man vergessen, daß das Studium der Rechte nach der Periode der Scholastik keine große Köpfe mehr anzog. Geschichtschreiber und Geschichtforscher hielten sich mit Vorliebe an die Geschichte ihres Vaterlandes. Carlo Sigonius gab eine allgemeine Geschichte in lateinischer und Girolami Briani (von Hannibal bis 1527) in einer lesbaren italienischen Sprache, und Guicciardini in klassischem Styl; für die Spezialgeschichte lieferte Macchiavelli in seiner Geschichte von Fiorenz das erste historische Meisterstück neuerer Zeiten, und wer könnte alle die historischen, geo-, topo- und chorographischen Beschreibungen einzelner Staaten, Landschaften, Distrikte, Städte und selbst geringere Oerter, einzelner Klöster, Bibliotheken und Kunstkabinette, die neben und nach ihm erschienen sind, namhaft machen? Wie heben nicht die Geschichtschreiber ihres Zeitalters, Paul Jovius, Giambattista Adriani (von 1536 an) und Vittorio Siri in seinen Memorie und Mercurio (von 1601 an) jedes geistige Verdienst ihrer Zeitgenossen und Vorfahren heraus! Seit dem Ende des 15. Jahrh. war Venedig der Mittelpunkt der Diplomatik, und der wahre Sitz der Statistik. Aus Forschungen und Berichten venetianischer Geschäftsträger kam manche statistische Notiz in das größere Publikum, wovon Sansovino's Schrift über die Regierung (1567) und Botero's allgemeine Staatsberichte (1595) zur Probe dienen können. Für das Studium der morgenländischenn Sprache wurde die Religion ein Hebel. Der Papst setzte sich mit den Maroniten am Libanon in Verbindung. Um sie unzertrennlich mit sich zu verbinden, errichtete Gregor der Dreizehnte aus ihnen ein eignes Collegium in Rom, räumte ihnen zu ihrem Gebrauche eine arabische Presse ein, und Sixtus der Fünfte setzte ihnen Besoldungen aus. Diese Anstalt verpflanzte die morgenländische Literatur nach Rom. Berühmt wurden: Amira, Gabriel Sionita und Abraham Ecchellensis. Aus römischen Pressen erschienen mehrere arabische Werke. Giggeus zu Mailand lieferte das erste vollständige arabische Lexikon, und Maraccius zu Padua die erste erklärende Ausgabe des Koran. Die Philologie hatte im 16. Jahrh. in Italien ihren Hauptsitz. Die Werke wurden besonders durch die Buchdruckerkunst in Umlauf gesetzt, manche neu entdeckt, viele im Einzelnen erläutert. Die ausgezeichnetsten Philologen dieses Zeitraums s. im Art. Philologie. Mit dem Ende des 16. Jahrh. beschränkte sich die humanistische Thätigkeit vorzugsweise auf Archäologie, die sich Verdienste erworben: Marochius, Giacomo und Ottavio di Strada, Fulvio Ursino, Fr. Angeloni und Giov. P. Bellori, Fil. Buonarotti, Fil. Paruta und Leon. Agostino. Das Studium der Griechen und Römer hatte auch einen geläuterten Geschmack zur Folge. Man strebte nicht nur nach einer klassischen Darstellung in der lateinischen Sprache, sondern auch in der Muttersprache. Jedoch mit Ausnahme eines Macchiavelli, Sperone Speroni, A. Caro und Bentivoglio hat die italienische Sprache keine klassische Vollkommenheit erhalten. Die ältern Novellendichter fanden in diesem Zeitraum mehrere Nachahmer. Unter diesen sind die namhaftesten: Bandello, Firenzuola, Paraboſco, Massuccio, Sabadino degli Acienti, Luigi da Porto, Molza, Giov. Brevio, M. Cadamosto, Grazzini, Ant. Mariconda, Ortensio Lando, Giov. Fr. Straparola, Giamb. Giraldi, denen sich der Romanschreiber Franz. Loredano und der originelle Ferrante Pallavicino anschließen. Die Kritik war in diesem Jahrh. noch sehr unsicher und schwankend in ihren Urtheilen. Dies beweisen die Streitigkeiten über Tasso's Jerusalem, Guarini's treuen Schäfer, Tassoni's Angriffe auf Petrarka u. s. w.

Doch fehlt es nicht an theoretischen Werken. Bembo ward durch seine treffliche Schrift della volgari lingua der Vater der italienischen Kritik, Trissino's Poetik und Castellano sind nicht ohne Verdienst; Claudio Tolomei schrieb Regeln der neuern Poesie, Sperone Speroni (nachdem schon Sansovino, Cavalcanti u. A. vorangegangen) Dialogen über die Rhetorik, Benedetto Varchi einen Dialog über die toskanische und florentinische Sprache (auf Veranlassung des von Caro und Castelvetro erregten Streits) und Foglietta sogar eine Theorie der Geschichtschreibung. So stand Italien bis in die Mitte des 17. Jahrh. in gelehrtem Wissen oben an; hierauf sank es aber unaufhaltbar und schnell von einer Höhe. Die Beschränkung der Denk- und Preßfreiheit, die Abnahme des Wohlstandes, seitdem Italien den Welthandel verloren, die Kriege und Verwüstungen der Türken, Spanier und Franzosen, und das allgemeine Sittenverderbniß, das dem Geiste alle Energie raubte, bewirkten den geistigen Verfall Italiens. Die ganze Nation versank in eine dumpfe Gleichgültigkeit gegen alle eigne Größe und in eine wahre Erschlaffung. Nur noch einzelne Fürsten und Päpste waren thätige Beförderer der Wissenschaften. Leopold von Medici, Graf Marsigli, Pazzi u. s. w. (meist Privatpersonen) stifteten wissenschaftliche Anstalten zu Florenz, Siena, Bologna, Turin und Pisa, die besonders zur Ausbildung der Mathematik und Naturwissenschaft nützlich wirkten. Unter den Päpsten zeichneten sich durch ihre Thätigkeit für die literarische Bildung Clemens der Siebente, Benedikt der Dreizehnte und Vierzehnte und Clemens der Vierzehnte aus; ihnen schlossen sich die Cardinäle Tolomei, Passionei, Albani und Quirini an. In neuern Zeiten verdienen der Cardinal Borgia, der Venetianer Nani, und der Fürst von Torremuzza die rühmlichste Erwähnung. Unter der Regierung Maria Theresiens und Leopolds hoben sich die Lombardei und Florenz aufs Neue, besonders durch die Sorgfalt, welche die Regierungen auf bessere Beziehungen und Einrichtungen der Studien wendeten. Dennoch blieben alle Wissenschaften, außer den mathematischen und physikalischen, zurück. Die Politik hat nach Machiavelli keinen allgemeinen Schriftsteller von Wichtigkeit erhalten; kaum daß einige Capitel derselben von Beccaria und Filangieri auf eine ausgezeichnete Weise behandelt worden sind. Die Philosophie blieb auf den Lehrstühlen der Universitäten immer scholastisch: Italien hat kein einziges neues philosophisches System aufgestellt, und keinem der neuen Systeme des Auslandes von Cartesius bis auf Kant einen Italiener zum Bearbeiter gegeben. Die Theologie gewann keinen einzigen Denker: die wichtigsten Werke, die sie betreffen, gehen nicht über eine steife und barbarische Scholastik, oder über schwerfällige Sammlungen und unbedenkliche Ausgaben der Kirchenväter hinaus. Ungenießbar war das ausführliche dogmatische System des Berti; an Ughelli's weitläufigere und Lucentius kürzere Italia sacra, so wie an Gallands Bibliothek der Kirchenväter und Mansi's Concilienſammlung, ist nichts, außer dem Sammelfleiß zu loben. Bianchini's Fragment der alten latein. Uebersetzungen, und de Rossi's Variantenlesen zum hebräischen Text des A. T. liefern der Kritik brauchbare Materialien: Benutzung und Bearbeitung derselben haben aber die Herausgeber Andern überlassen. Denn Kritik und Exegese der heil. Schrift haben für das Ausland wenig Wichtiges hervorgebracht, da die Vulgata das Hauptmittel zur Bestätigung des Inhalts des A. und N. Test. ist; bloß nach ihr ist die wegen ihrer reinen Sprache berühmte Uebersetzung des Florentin. Ant. Martini gearbeitet. Dem Studium der asiatischen Sprachen und morgenländ. Literatur bereitete der Missionseifer zu Rom ein Hauptsitz. Der gelehrte Assemanni machte reiche Auszüge aus morgenländischen Handschriften bekannt. Die Missionsanstalt der Propaganda erzog mehrere gelehrte Orientalisten, und leistete dem asiatischen Sprachstudium durch die Herausgabe mehrerer

asiatischen Alphabete und Grammatik wichtige Dienste. In der Herausgabe, Interpretation und Kritik der klassischen Werke des Alterthums ist Italien hinter dem Auslande weit zurückgeblieben; die Geschichte kennt kaum einige Namen, welche sich mit den Humanisten anderer Länder messen könnten, etwa für die röm. Klassiker einen Volpi, Targa und Facciolati, und für die griechischen den Grafen Mazocchi und den Literator Morelli (vergl. d. Art. Philologie). Aber desto größer war der Eifer der Literatoren in der Aufsuchung, Abbildung, Beschreibung und Erklärung der Alterthümer, besonders seitdem Winkelmann sie nicht bloß von der antiquarisch-historischen Seite, sondern auch als Werke der Kunst betrachten lehrte. Dieses Studium führte die Untersuchung auf die uralten der lateinischen Sprache vorhergegangenen Sprachen Italiens, besonders auf die etruskische. Für dieselbe brachen Gori, Maffei, Lami, Passeri die Bahn, die endlich (1789) Lanzi ebnete. Auf die italienische Prosa begann die franz. Literatur einen bedeutenden Einfluß auszuüben, der besonders in den Schriften des Algarotti, Bettinelli, Beccaria, Filangieri, Gaspard Gozzi sichtbar ist. Am weitesten ist die Geschichte mit ihren Hülfswissenschaften in der neuern Zeit in Italien zurückgeblieben. Doch müssen Muratori, Maffei, Manni, als Forscher und Sammler von anerkanntem Verdienst genannt werden; eben so verdienen die alterthümlichen Stylisten Lucchesini und Buonamici, so wie der edle Märtyrer geschichtlicher Wahrheitsliebe P. Giannone eine Erwähnung. Der berühmteste Geograph Italiens ist der Minorit Vincentio Coronelli, Kosmograph der Republik Venedig, der zu Venedig eine kosmographische Akademie errichtet hat und über 400 Karten herausgab. Unter den Reisebeschreibungen haben sich nur Martini, Sestini, Griselini und einige Andere ausgezeichnet. Von den Rechtsgelehrten sind nur die schon genannten Beccaria und Filangieri im Ausland bekannt geworden, die beide über die wichtigsten Gegenstände der Gesetzgebung und Staatswissenschaft scharfsinnig und musterhaft philosophirt haben. Bei dieser Mangelhaftigkeit blieben die Werke, welche in den mathematischen, physikalischen und medizinischen Wissenschaften erschienen, bis auf die neuesten Zeiten der Triumph der ital. Literatur. Große Meister in der Mechanik, Hydrostatik und Hydraulik waren: Frisi und Girolamo Mazzucchelli, in der höhern Analysis und Geometrie: Boscowich und Mascheroni. In der Meßkunst sind Lorgna, Fontana, Cagnoli, Russini, Casella zu unserer Zeit geachtete Namen. Manfredo Settala verfertigte berühmte Brennspiegel; Cassini erweiterte die Astronomie durch große Entdeckungen; Campani zeichnete sich in Verfertigung optischer Gläser aus; Torelli stellte die Elemente der Perspektive mit geometrischer Strenge dar; Zonotti lieferte reiche Himmelsbeobachtungen und Piazzi machte sich als Entdecker der Ceres unsterblich. Die Physik, für deren Vervollkommnung mehrere Anstalten an verschiedenen Orten thätig waren, machte die glücklichsten Fortschritte. Marsiglio Landriani, Felice Fontana, Toaldo, Tiberio Cavallo, Giovanni u. A. bereicherten sie durch wichtige Entdeckungen. Die Botanik ward erweitert durch Malpighi, Giovanni Sebastiano Franchi, Micheli, Giuseppe Ginanni, Vitaliano Donati u. A. Geschickt wußten die Italiener das Mikroskop zu gebrauchen. Mit Hülfe desselben machten Redi (der klassische Werke über die Naturgeschichte hinterließ), Vallisneri, Felice Fontana, Lazaro Spallanzani, eine Menge von Beobachtungen. Allen Kennern der Naturgeschichte und Chemie ist Volta ein verehrter Name. Um die Naturgeschichte des Menschen und die Anatomie machten sich verdient: Gagliardi, Malpighi, Paolo Manfredi, und nach diesen Valsalva, Santorini, Fantoni und Morgagni. Daneben ward die praktische Medizin nicht vernachlässigt. Francesco Torti lehrte den Gebrauch der Chinarinde; Rammazini traten der Pathologie und Therapeutik in Sydenham's Fußtapfen, und durch Borelli, Baglivi (der jedoch in der Praxis dem Hippokrates folgte), Guglielmini,

Bellini und Michelotti ward Italien das Vaterland der iatromathematischen Schule in der Arzneikunde. Um die Literaturgeschichte haben sich Crescimbeni, Quadrio, Fontanini, Zeno, Mazzuchelli, Fabroni, Tiraboschi, Corniani u. A. verdient gemacht. Bei den vielen literar. Blättern, Journalen u. Bibliotheken, die die Italiener seit 1668 den Franzosen nachahmten, zu verweilen, läßt der beschränkte Raum nicht zu. Wenn man nun von dem Ende des 18. Jahrh. aus den geistigen Zustand der italienischen Nation und die Beschaffenheit ihrer Literatur überschaut; so erkennt man auf den ersten Blick, wie tief jener und diese, wenige Fächer ausgenommen, gefallen ist. Energie, Leben und hoher Genius ist aus den Schriften der Italiener gewichen; das goldene Zeitalter des Landes und in den meisten Fächern der Literatur ist vorüber, und dem jetzt lebenden Geschlecht bleibt nur der leidige Trost, sich über den Glanz seiner Vorfahren zu freuen. Seine Sprache, die erste gebildete unsers Welttheils, ist auch am ersten wieder gesunken und ausgeartet: das schöne Geklingel von Worten ist nur übrig geblieben: aber Kühnheit und Neuheit der Gedanken und des Ausdrucks ist verloren gegangen, und die besten neuen italienischen Schriften liefern nur Blüthen, welche die Kunst in einem Treibhaus hat hervorschießen lassen.

Ithaka eine kleine Insel im ionischen Meere, neben Cefalonia, das Vaterland des berühmten Ulysses, besteht aus einem Felsen von geringem Umfange, auf welchem uns Homer einen Berg mit Namen Neion, und dabei die Stadt Ithaka, ferner einen Rabenfelsen Coraconpetra, eine Quelle Arethusa und einen Hafen Reithron bemerkt. Nach Wheler wird sie jetzt Val di Compare genannt. Andere Neuere geben ihr den Namen Dhaki, oder Teaki, auch Klein-Cefalonia. Der Hafen Reithron heißt jetzt Porto Vathi. S. Cefalonia.

Itys, s. Philomele.

Iwan. Diesen Namen führen mehrere Beherrscher Rußlands, unter welchen Iwan der Erste Wasiliewitsch und Iwan der Zweite, der die Größe des russischen Reiches begründete, die berühmtesten sind: siehe über diese beiden den Art. Rußland. Iwan der Dritte, dem während seiner Minderjährigkeit die Krimm zufiel, war der älteste Bruder Peters des Ersten, wurde aber wegen seines schwachen Geistes vom Throne ausgeschlossen und starb im Jahre 1696. — **Iwan der Vierte** war der Urenkel desselben und der Großfürstin Anna und des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel Sohn. Er war geb. den 23. Aug. 1740, und am 28. Oktober desselben Jahres folgte er seiner Tante, der Kaiserin Anna, die ihn in ihrem Testamente zu ihrem Nachfolger ernannt hatte. Während der Minderjährigkeit desselben sollte der Herzog Ernst Biron, ihr Günstling, die Regentschaft führen; allein dieser wurde bereits am 7. Novemb. 1740 von den Aeltern des jungen Kaisers durch den Feldmarschall Münnich gestürzt und nach Sibirien geführt. Anna führte nun die Regentschaft, bis Elisabeth durch einen Aufstand der Garden in der Nacht vom 24 — 25. Novemb. 1741 auf den Thron erhoben wurde. In jener Nacht wurde die Regentin und ihr Gemahl aus dem Bette und der junge Kaiser aus der Wiege geholt und nach Sibirien abgeführt. Anna starb 1746; der unglückliche Iwan ward aber 1764 auf der Festung Schlüsselburg, wo er gefangen saß, ermordet, als ein Kosackenlieutenant, Namens Mirowitsch, den Anschlag machte, den Prinzen zu befreien.

Irion, König der Lapithen in Thessalien, nach der gewöhnlichen des Lasein Sohn des Phlegias oder des Leontes, ein Enkel des Periphas, der Angabe pithas, des Stammvaters der Lapithen, Sohn war. Er heirathete die Dia, des Dejoneus Tochter, mit der er Pirithous zeugte. Weil er seinem Schwiegervater die Hochzeitgeschenke, womit man damals die Braut lösen mußte,

verweigerte, so raubte er ihm dafür die Pferde. Irion beschloß Rache, wollte aber diese heimlich nehmen. Deswegen verstellte er sich, und lud den Dejoneus zu einem Feste ein. Bei diesem aber ließ er ihn durch eine verborgene Falle in einen feurigen Ofen fallen, wo er von den Flammen verzehrt wurde. Nachher bereuete Irion diese Grausamkeit, und wußte sich bei den Göttern so beliebt zu machen, daß Jupiter ihn zur Tafel zog. Hier verliebte er sich in Juno, und ruhete nicht eher, als bis er glaubte, das Ziel seiner Wünsche erreicht zu haben; aber die Göttin täuschte ihn durch ein Blendwerk, und er umarmte statt ihr eine Wolke, aus welcher Umarmung die fabelhaften Centauren entsprungen seyn sollen. Nach Einigen zeugte er mit der Wolke den Hyperphialus, von dem denn die übrigen Centauren abstammten. Nach Andern zeugte er die Centauren mit Pferden. Irion wurde um den begangenen Frevel von den Göttern gestraft. Jupiter schleuderte ihn mit einem Blitze in den Tartarus, und fesselte ihn mit Schlangen an ein Rad, das vom Sturmwinde in ewigen Kreisen umgetrieben wurde.

Jacob, Isaaks und der Rebekka Sohn und Abrahams Enkel, merkwürdig als der letzte unter den Patriarchen und als der echte Stammvater Juden. Im Mutterleibe war er mit seinem Bruder Esau schon in Zwiespalt. Er hielt mit seiner Hand die Ferse des erstgebornen Esau, bei dessen Geburt, und wurde deßwegen Jacob (Fersenhalter) geheißen. Esau war ein rauher Jägersmann und der Liebling des Vaters; Jacobs Gemüth aber war sanft und weich, und er blieb zu Hause und lebte fromm und still, darum gewann ihn die Mutter lieb. Einst kam Esau hungrig und müde vom Felde, und mit listigem Sinne erhandelte Jacob um ein Linsengericht vom Bruder das Recht der Erstgeburt. Auch brachte er auf Anstiften seiner Mutter den älteren Bruder um den ersten Vatersegen, den er sich unter dessen Maske vom blinden und altersschwachen Isaak zu erschleichen wußte. Darüber aber ergrimmte Esau, und Jacob mußte fliehen vor dem Zorne des gekränkten Bruders. Auf seiner Mutter Rath wandte er sich zu deren Bruder Laban in Haran; auf der Hinreise ward ihm die erste Bekräftigung jener göttlichen Verheißung Abrahams. Im Traume sah er eine Leiter, die mit ihrer Spitze an den Himmel rührte, und auf dessen Sprossen die Engel Gottes auf- und niederstiegen; und oben darauf stand der Herr und sprach zu ihm: „das Land, da du auf liegest, will ich dir und deinem Samen geben; und dein Same soll werden wie der Staub auf Erden, und du sollst ausgebreitet werden gegen Abend, Mitternacht, Morgen und Mittag.“ Die Erscheinung dieses Traumgesichtes stärkte den Glauben in ihm, daß Jehova der schützende Gott seines Stammes sey und ihn zum Stammvater eines großen Volkes auserkoren habe. Er setzte hierauf seine Reise gegen Morgen muthig fort und kam zu Laban, seiner Mutter Bruder; hier sah er die schöne Rahel, Labans Tochter, gewann sie lieb und diente sieben lange Jahre um die Geliebte. Als die Zeit vorbei war, verlangte Jacob den Lohn von Laban; dieser aber betrog ihn und führte ihm des Abends seine ältere Tochter, die häßliche Lea, zu. Jacob mußte nun, um seine geliebte Rahel zu erhalten, noch sieben neue Jahre dienen. Da erhielt er sie endlich zum Weibe, und mit ihr Bilha zur Magd; seiner Tochter Lea hatte Laban Silpa zur Magd mitgegeben. Ehe Jacob hinzog in sein Land, diente er dem Laban noch 6 Jahre um eine Heerde, die ihm zugesprochen wurde, und indem er auf eine sinnreiche Weise (1 Mos. 30, 27—43) seinem Schwiegervater den Betrug vergalt, gewann er ein beträchtliches Eigenthum und floh mit Weib und Kindern aus Mesopotamien ins Land Kanaan zu seinem Vater Isaak. Laban verband sich hierauf mit seinen Brüdern, jagte ihm nach und ereilte ihn auf dem Berge Gilead; hier aber erschien ihm ein warnendes Traumgesicht und er schloß mit Jacob einen Freundschaftsbund. Kaum war Jacob nun

seinen Weg weiter gezogen, als er die Nachricht erhielt, daß sein Bruder Esau mit 400 Mann ihm entgegen zöge. Da ergriff ihn die Angst vor der Rache des zürnenden Bruders, und er flehte den Gott seiner Väter mit dringendem Gebete um Beistand an. In der Nacht rang ein Mann mit ihm, bis die Morgenröthe anbrach; Jacob ging als Sieger aus dem Kampfe, doch mit gelähmter Hüfte; der Mann aber segnete ihn, und nannte ihn Israel d. i. Held Gottes, weil er mit seinem Gotte gerungen. In seine Seele kam Muth und Vertrauen und er freute sich, daß er Gott von Angesicht gesehen hatte. Hierauf ging er, gestärkt in seinem Herzen, seinem Bruder in demüthiger Unterwürfigkeit entgegen; dieser aber empfing ihn mit offenen Bruderarmen, umschloß ihn, herzte und küßte ihn, und nahm die reichen Geschenke, die ihm Jacob zur Versöhnung andot, nicht an. Hierauf trennten sie sich, und Jacob zog seines Weges gegen Kanaan. Jetzt aber kam die Zeit, da Jacob für die Sünden seiner Jugend hart büßen sollte, es traf ihn Unglück auf Unglück. Seine Tochter Dina schändete ein Fürstensohn der Hevither, und seine unbändigen Söhnen rächten die entehrte Schwester durch die Schärfe des Schwertes und durch Plünderung der Stadt dieses Volkes. Diese Unbesonnenheit seiner Söhne nöthigte Jacob weiter zu ziehen im Lande Kanaan; kurz darauf starb ihm seine geliebte Rahel bei der Geburt Benjamins. Auch mußte er die Befleckung seines eigenen Ehebettes durch seinen erstgebornen Sohn Ruben noch erfahren, der mit seinem Kebsweibe Bilha Blutschande getrieben. Sein kummervolles Vaterherz wurde aber fast zerrissen durch den Verlust seines geliebtesten Sohnes Joseph, den seine neidischen Brüder an einen Haufen ismaelitischer Handelsleute verkauft hatten. Joseph (s. d. Art.) aber wurde nach Aegypten geführt und an Potiphar, Pharaos Kämmerer, verkauft; hier am Hofe Pharaos stieg er bald durch seine glücklichen Traumdeutungen zu den höchsten Ehrenstellen empor. Zu der Zeit einer allgemeinen Hungersnoth schickte Jacob seine Söhne nach Aegypten, um Getreide einzukaufen, da bloß in diesem Lande durch die kluge Vorsorge Josephs die Kornhäuser noch gefüllt waren. Joseph aber erkannte seine Brüder, als sie bei ihm einkehrten, verzieh ihnen, ließ seinen Vater mit Hab und Gut aus Kanaan kommen, und gab ihm die fruchtbarste Gegend Aegyptens zum Wohnsitze. So war es dem alten Vater denn noch einmal vergönnt, den so lange todtgeglaubten geliebten Sohn zu umarmen, und unter seinem Schutze seiner letzten Tage in sorgloser Ruhe sich zu erfreuen. Jacob lebte noch 17 Jahre in Aegypten und ward 147 Jahre alt. Da er zum Sterben kam, versammelte er seine sämmtlichen Söhne um sein Bette, segnete jeden besonders und verkündigte einem jeden, was in künftigen Zeiten ihm begegnen würde. Seinen erstgebornen Sohn Ruben setzte er zurück, wegen jenes Frevels, den er auf des Vaters Ehebett verübt; eben so die auf ihn folgenden Simeon und Levi, wegen des Mordes des Hevithervolkes. Statt jenen gab er seinem vierten Sohne Juda den Vorzug der Erstgeburt und des ersten Segens; auch segnete er seine Enkel, Josephs Söhne, Ephraim und Manasse, und verlieh ihnen gleiche Rechte wie seinen übrigen Söhnen. Zuletzt geboth er ihnen, ihn zu begraben bei seinen Vätern im Lande Kanaan, und Joseph zog hinauf, und begrub ihn im Erbbegräbnisse vor dem Haine Mamre in Kanaan.

Jacob der Erste, König von England (als König von Schottland Jacob der Vierte), war ein Sohn Heinrich Stuarts und der unglücklichen schottländischen Königin Maria, und wurde 1566 geborrn. Nachdem ihn Elisabeth zu ihrem Nachfolger ernannt hatte, bestieg er nach ihrem Tode (24. März 1603) den Thron Englands, und vereinigte die Krone Schottlands, Irlands und Englands mit einander. Bei seinem Einzuge strömte das Volk von allen Seiten zusammen, und empfing ihn mit lautem Frohlocken und Zurufen; Jacob

aber verdroß der Frohsinn des gutmüthigen Volkes, und er ließ den Befehl ergehen, daß sich die Volksmenge zerstreuen sollte. Hiedurch verstimmte er schon gleich die Gemüther seiner neuen Unterthanen und keiner weissagte sich Gutes von dem fremden König, der unter einem auswärtigen und feindlichen Volke geboren und erzogen war. Schon gleich am Anfang seiner Regierung zeigte er, daß er sich in seinem Handeln mehr durch Laune und Neigung, als durch die Regeln politischer Klugheit bestimmen ließ, indem er mit der Ausspendung von Ehrenstellen so verschwenderisch war, daß in einer Zeit von sechs Wochen 273 Personen den Ritterorden von ihm erhielten. Den Tadel der Engländer zog er sich dadurch um so mehr zu, daß er seine Gunstbezeugungen vor allen seinen alten Unterthanen zuwandte, und oft durch seine Freigebigkeit gegen unwürdige Liedlinge die Einkünfte des Staates vergeudete. Da er sich der Schwäche seines persönlichen Ansehens bewußt seyn mochte, so war er sehr eifersüchtig auf seine königliche Gewalt, und er wollte dieselbe öffentlich von seinen Unterthanen als unumschränkt anerkannt wissen. Der Geist der Engländer, von Elisabeths gewichtigem Zepter noch in den Schranken gehalten, hatte nun aber schon einen höhern und freieren Schwung genommen, und dem Volke Muth und Entschlossenheit genug gegeben, seine Freiheiten gegen die Eingriffe der königlichen Macht zu vertheidigen. So verwickelte er sich durch sein Widerstreben gegen den allgemeinen Volksgeist in eine Menge Streitigkeiten, wodurch er die Liebe und Achtung seines Volkes gänzlich verlor. Am meisten aber hatte Jacob die Römisch-Katholischen gegen sich aufgebracht, die sich in den Erwartungen, die sie sich von diesem König bei seiner Thronbesteigung gemacht hatten, getäuscht sahen, da Jacob ganz im Geiste Elisabeths gegen sie handelte, und die strengen Gesetze, die gegen sie gegeben waren, ausüben ließ. Von den Jesuiten, die sich seit Jacobs Erhebung wieder eingeschlichen hatten, angefeuert, faßte die katholische Partei den Entschluß, an dem König, der königlichen Familie, und dem Adel und den Bürgern schreckliche Rache zu nehmen (vergl. auch d. Art. Jesuiten.). Sie traten schon im zweiten Jahre der neuen Regierung in eine geheime Verschwörung zusammen, die in der Geschichte unter dem Namen der Pulververschwörung bekannt ist. Ihr Zweck war, den König und das Parlament auf einmal in die Luft zu sprengen, und dann die katholische Religion zur herrschenden in England zu erheben. Zur Ausführung des ungeheuren Frevels war der 5. Nov. (1605) bestimmt; auf diesen Tag nämlich sollte das Parlament versammelt werden. Zehn Tage vorher aber empfing Lord Monteagle, ein katholisches Parlamentsmitglied, einen Brief, in welchem er gewarnt wurde, der Sitzung beizuwohnen, weil das Parlament plötzlich einen schrecklichen Streich empfangen und doch nicht sehen würde, woher er komme. Der Lord ließ diesen Brief sogleich dem König übergeben, der aus den räthselhaften Worten desselben auf eine Pulververschwörung rieth, und sogleich den Befehl gab, die Gewölbe unter den Parlamentshäusern zu untersuchen. Man fand dort 36 Tonnen Pulver und eine Menge Kohlen, so wie einen spanischen Offizier mit brennenden Lunten, der aus Religionsschwärmerei sein eigenes Leben der Vernichtung der Ketzer hatte aufopfern wollen. Hierauf ließ Jacob die Katholiken jenen berühmten Eid ablegen: die Gewalt des Papstes, Könige abzusetzen und die Unterthanen der Pflicht der Treue zu entbinden, nicht anzuerkennen, und dem Könige streng zu gehorchen. Jedoch vermehrte er nicht die Schärfe der Gesetze gegen die Katholiken, sondern zeigte sich vielmehr mäßig und großmüthig gegen sie; ja er schien sich sogar zu ihnen mehr hinzuneigen, und eine Vereinigung mit der alten mütterlichen Kirche beabsichtigen zu wollen. Allein dies erregte bei seinem Volke nur Mißtrauen und Widerwillen gegen ihn. Allgemein ward das Murren und Klagen über ihn, als er in dem Kampfe des Protestantismus gegen weltlichen und geistlichen Despotismus unthätig blieb. Man ver-

achtete seine feige Ruhe und sah seine Neutralität für einen Abfall von der Sache Gottes und seiner heiligen Religion an. Besonders brachte er die Nation dadurch gegen sich auf, daß er, anstatt seinem Schwiegersohn, dem unglücklichen Churfürsten Friedrich der Fünfte von der Pfalz, der sich vom Glanze einer Krone zum böhmischen Kriege hatte bethören lassen, mit dem Schwerte in der Hand zu Hülfe zu eilen und sein trauriges Schicksal von ihm abzuwenden, sich in Unterhandlungen einließ mit den Höfen zu Wien und Madrid, und unkriegerischen Sinnes nur Vorstellungen und Bitten anwandte, wo die Ergreifung der Waffen ehrenvoller für ihn gewesen wäre. Heftig und laut äußerten sich in einer Versammlung des Parlaments 1621 die Klagen des Volkes über die politischen und religiösen Grundsätze des Königs, und besonders darüber, daß er die Strenge der Gesetze gegen die Katholiken nicht handhabe, daß er den Churfürsten von der Pfalz nicht genugsam unterstützt habe, und gegen die wachsende Größe Oestreichs zu gleichgültig sey, und daß er den Prinzen von Wales mit einer kathol. Prinzessin von Spanien vermählen wolle. Seit dieser Zeit bildeten sich zuerst die beiden Parteien der Torys und der Whigs, von denen die erstere für den König, die andere für die Freiheit des Volkes stritt. Jacobs Ansehen sank täglich tiefer, sowohl im Inlande, als in den auswärtigen Staaten. Wegen seiner noch immer fortdauernden Unterhandlungen um Wiedereinsetzung des Churfürsten von der Pfalz, wurde er öffentlich bespottet, und vom spanischen Hofe wurde ihm der Heirathsantrag des Prinzen von Wales mit der Infantin zurückgewiesen. Nachdem er 1625 noch mit den Waffen einen verunglückten Versuch gemacht hatte, die Pfalz wieder einzunehmen, starb er am 27. März 1625. im 59. Lebensjahre nach einer 22jährigen Regierung über England. Die lange Zeit seiner Regierung, die durch keinen Krieg von außen beunruhigt wurde, ist zwar aller glänzenden Ruhmesthaten leer; allein sie war sehr beglückend, und Englands Blüthe in Handel und Wohlstand konnte sich unter ihm ungehindert entfalten, ohne alle Störung feindlicher Einwirkungen. Die Künste des Friedens, die das Leben verschönern und aufheitern, fanden Eingang beim Volke, das zu einer bessern Menschenbildung heranblühte. Die Wissenschaften erwachten wieder, und große Schriftsteller brachten die Gelehrsamkeit in Achtung. Auch wurden unter Jacob in Amerika englische Kolonien angelegt. Trotz aller wohlthätigen Wirkungen dieser friedlichen Regierung wurde sie dennoch im In- und Auslande verächtlich betrachtet. Ueber Jacob selbst haben sich die verschiedendsten Urtheile gebildet. Man kann ihm zwar, ohne ungerecht zu seyn, Herzensgüte, gelehrte Kenntnisse, und Liebe zum Frieden nicht absprechen; allein diese waren mit Fehlern verpaart, die in schwachen Seelen gar leicht aus diesen Vorzügen entstehen. Seine Gunst verschenkte er nicht selten an nichtswürdige Lieblinge, unter denen der Herzog von Buckingham der berüchtigste ist; seine Freigebigkeit artete oft in Verschwendung aus, und die Pedanterie seiner Gelehrsamkeit erregte ihm häufig bittren Spott. An Unternehmungsgeist fehlte es ihm gänzlich; indessen wäre es etwas voreilig, daraus einen nachtheiligen Schluß auf seinen persönlichen Muth zu machen. Uebrigens war er der erste, der sich nach der Vereinigung Englands, Schottlands und Irlands den Titel eines Königs von Großbritannien beilegte. Er war nur einmal vermählt, mit Anna von Dänemark, die ihm 1619 starb. Sein Sohn Carl der Erste, folgte ihm auf dem Throne; seine Tochter Elisabeth war mit dem Churfürsten Friedrich von der Pfalz vermählt: diese beiden waren die einzigen, die ihm von sechs ehlichen Kindern am Leben blieben. Noch ist von Jacobs literarischen Bestrebungen zu reden. Das merkwürdigste seiner Werke, die 1618 in London in einem Foliobande herausgekommen sind, ist sein Basilicon Doron (königliches Geschenk), welches er für seinen früh verstorbenen Sohn Heinrich geschrieben

hatte. Besonders die beiden letzten Bücher, das wahre Gesetz der freien Monarchie, seine Antwort an den Cardinal Perron, und alle seine Reden ans Parlament zeigen, daß er nicht ohne Geist und Talent war. Jedoch kann man ihn nur zu den mittelmäßigen Schriftstellern rechnen. Uebrigens ist dieses Basilicon Doron mehrmals und in verschiedenen Sprachen übersetzt, dreimal bis vielmal ins Lateinische und auch Französisch mehrere Male aufgelegt worden.

Jacob II., ein Enkel Jacobs I., und der zweite Sohn des unglücklichen Carl I., bestieg nach dem Tode seines Bruders Carl II. 1685 als der einzige übriggebliebene Sprößling des Hauses Stuart den großbritannischen Thron. Von seiner Gemahlin und den Jesuiten beherrscht, verletzte er schon gleich am Anfange seiner Regierung die heiligsten Rechte seines Volkes, die religiöse und bürgerliche Freiheit. Er schickte Gesandte zum Papste, ihm das Reich zu unterwerfen, der Testakte zuwider, wurden die Katholiken mit den höchsten Stellen bekleidet, und der katholischen Priesterschaft wurden Kirchen und Ländereien eingeräumt. Dieses Verfahren erregte große Unzufriedenheit, die der Herzog von Monmouth, ein unehlicher Sohn Carls II., der sich damals in Holland befand, zu benutzen suchte, um Jacob von dem Throne zu stoßen. Mit einer kleinen Mannschaft landete er an der westlichen Küste Englands; allein die königl. Truppen hatten sein Heer bald aufgerieben, er selbst wurde gefangen, und mußte seine jugendliche Unbesonnenheit mit dem Tode büßen. Die Schmeicheleien der Höflinge und die Anreizungen der Pfaffen führten den König nun immer weiter in seinen willkührlichen und gesetzwidrigen Handlungen. Da das Parlament gegen seine Neuerungen Einsprüche zu machen wagte, hob er dieses gänzlich auf, und erklärte, ohne Parlament regieren zu wollen. So verfuhr er gegen jeden, ohne Unterschied des Standes und Amtes, der sich gegen seine Grundsätze und Absichten äußerte, mit tyrannischer Härte. Ganz in der Gewalt des Paters Peter, seines Beichtvaters, Ministers und Hauptrathgebers, entfernte er alle Nichtkatholiken aus seiner Nähe, und setzte seine Angriffe auf Alles fort, was seinem Volke werth und heilig war. Er errichtete sogar wieder ein geistliches Gericht nach Art der ehemals so verhaßten hohen Kommission, und ließ durch dasselbe jeden Geistlichen seines Amtes entsetzen, der gegen den Katholizismus zu predigen wagte. In Irland, wo die meisten Einwohner Katholiken waren, wurden die Protestanten fast wie Ketzer verfolgt, und in dem protestantischen England hatte Jacob die Frechheit zu erklären, daß er strenge Gewalt gegen die Protestanten nicht gebrauchen wollte. Im Frühlinge 1688 machte er eine neue Akte zur Begünstigung der Katholiken bekannt, und befahl jedem Prediger, dieselbe von der Kanzel abzulesen; als sich aber gegen diese Zumuthung sieben Bischöfe, unter denen der Erzbischof von Canterbury, Primas des Reiches, sich befand, bescheiden erklärten, ließ er diese vor das neue geistliche Gericht fordern und von da in den Tower bringen. Alles dies erregte den höchsten Unwillen des engl. Volkes, und brachte leise und laute Klagen und Beschwerden darüber hervor. Die allgemeine Unzufriedenheit, so wie die Besorgniß und das Schrecken, das sein eigenmächtiges und gewaltthätiges Verfahren schon verbreitet hatte, stiegen noch höher, als er zu seiner Sicherung in der Nähe von London ein Heer irländischer und schottländischer Truppen zusammenzog und hier ein Lager beziehen ließ. Obgleich der Geist der Empörung schon sehr verbreitet war und im Verborgnen wirkte, so hatte dennoch das duldende Volk bisher getröstet und von einem Aufstande zurückgehalten, daß der König keine männlichen Erben hatte und auch nicht hoffen konnte, noch einen zu erzeugen, da er schon bejahrt war und seine Gemahlin kränklich. Und so hoffte das Volk auf die baldige Nachfolge seiner beiden Töchter aus der ersten Ehe, die in der protestantischen Religion erzogen waren und derselben beharrlich, trotz aller

Bemühungen des Königs, sie zum Uebertritte zu bewegen, anhingen. Da erscholl aber plötzlich die Nachricht von der Schwangerschaft der Königin und alle schöne Hoffnungen des Volkes auf eine bessere Zukunft lagen darnieder. Die katholischen Priester und alle Papisten jubelten über das große Glück, und schrieben es der Wirkung der Fürsprache von der Madonna zu Loretto zu, deren Verwendung zu Folge die Königin auch einen Sohn gebären würde. Ein dumpfes Gemurmel ging durch das ganze Land, und Haß und Abscheu gegen die Papisten ließen schnell den Argwohn aufkommen, daß diese mit einer Betrügerei umgingen und die ganze Schwangerschaft der Königin erdichtet hätten. Dem Hofe und selbst der Königin blieb zwar dieser allgemeine Argwohn nicht unbekannt, allein sie thaten auch nicht das Mindeste, denselben zu entkräften, vielmehr benahmen sie sich auf eine solche Weise, daß der Verdacht eines Betruges noch stärker werden mußte. Endlich erfolgte am 10. Juni 1688 die Niederkunft der Königin, und der Donner der Kanonen des Towers verkündete dem englischen Volke, daß ein Prinz von Wales geboren sey. Die Katholiken jauchzten bei dieser Nachricht hoch auf, die Soldaten in dem Lager bei London überließen sich der ausgelassensten Freude, alle auswärtigen Mächte sandten Glückswünsche an den Hof, und der Papst übernahm die Pathenstelle; die Protestanten aber, von Bestürzung und Schrecken erfüllt, suchten ängstlich alle Beweismittel auf, die die Niederkunft der Königin zu einer bloß vorgespiegelten und die Echtheit des neugebornen Prinzen ungewiß machen konnten. Mehrere angesehene Personen und Schriftsteller erklärten sich für die Unechtheit des Prinzen von Wales; und bald hatte sich unter dem Volke der allgemeine Glaube verbreitet, der Prinz sey untergeschoben, um die Regierung nicht in protestantische Hände kommen zu lassen. Die ganze Nation kam in Gährung und Wilhelm, der Prinz von Oranien, des Königs Schwiegersohn, erhielt mündliche und schriftliche Aufforderungen, sie von dem Joche des papistischen Königs zu befreien. Wilhelm nahm sich des unterdrückten Volkes an, und erschien mit einer wohlgerüsteten Flotte an der Westküste Englands; Jacob war zuerst entschlossen, seinem Eidam entgegen zu gehen, aber bald bemächtigten sich des Tyrannen Schrecken und verwirrende Angst, er suchte durch schnelle Widerrufung aller seiner gesetzwidrigen Verordnungen sein Volk zu versöhnen, er entließ das Heer und schickte an den Prinzen Gesandte mit Vergleichsvorschlägen. Alles dies hatte aber keinen Erfolg; der Prinz ward überall als Retter des Vaterlandes mit offenen Armen aufgenommen, und marschirte ohne Unterbrechung auf London los. Jacob, von allen Guten verlassen, und von seinem bösen Gewissen geängstigt, entfloh bei der Annäherung des Prinzen in der Nacht des 12. Sept., in aller Eile nach Frankreich, wohin er schon Weib und Kinder vorausgeschickt hatte. Ludwig XIV. empfing die entflohene Königsfamilie mit vieler Artigkeit, und führte sie selbst nach dem königlichen Schlosse Saint-Germain, welches er ihr zu einem beständigen Wohnorte anwies. Mehrere Familien, besonders des schottischen Adels, folgten ihm hier nach, und bildeten einen zahlreichen Hofstaat um den entwichenen und bald darauf entsetzten König. Mit den Anhängern des Hauses Stuart, besonders in Schottland und Irland, unterhielt er von hier aus noch immer Verbindungen, und versuchte mehrere Male, mit Hülfe derselben den Thron wieder zu erlangen. 1692 wurde die Königin abermals schwanger, und gebar, von keinem in Zweifel gezogen, eine Tochter; hiedurch erwies sie sich wenigstens fähig, gesunde Kinder zu gebären. Durch den Ryswiker Frieden (1697) schienen Jacob alle Aussichten benommen zu seyn, den verscherzten Thron je wieder zu erlangen; allein durch die Mißhelligkeiten, die im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts zwischen Frankreich und England ausbrachen, wurden aufs Neue die Hoffnungen der vertriebenen Königsfamilie belebt. Da starb aber Jacob der Zweite schon 1701, noch vor dem Aus-

Krieges. Der Prinz von Wales ward nun von Ludwig dem Vierzehnten als Jacob der Dritte und König von England, Schottland und Irland anerkannt.

Jacob III., auch der Ritter St. Georg oder der Prätendent genannt, Sohn des vertriebenen Königs Jacobs des Zweiten (s. d. vor. Art.). Er ward frühe mit den Ansprüchen seiner Familie bekannt gemacht, und als der Thronerbe Großbritanniens erzogen und behandelt. Gleich nach dem Tode seines Vaters Jacobs des Zweiten erkannte ihn Ludwig der Vierzehnte als König von England, Schottland und Irland an; ebenso erklärten sich öffentlich für ihn der König von Spanien Philipp der Fünfte, der Papst und die Herzöge von Parma und Modena. Einige eifrige Anhänger des Hauses Stuart hatten den Muth, die Proklamation des neuen Gegenkönigs in London abzureißen, und die Schotten, unter denen er die meisten Freunde hatten, schlugen dieselbe auf dem öffentlichen Markte in Edinburg an; allein die Regierung ließ die Proklamation herunterreißen, durch den Henker verbrennen, die ganze Parthei des Prätendenten wurde streng verfolgt und mehrere seiner Anhänger ergriffen. Das englische Parlament erklärte den Prinzen von Wales des Hochverrathes schuldig und sprach seine Ausschließung vom großbritannischen Throne auf ewige Zeiten zum zweiten Male aus. Ludwig der Vierzehnte wiederholte hierauf Jacob dem Dritten öffentlich die Versicherungen, ihn zu schützen und zur Wiedererlangung des Thrones zu verhelfen. Unterdessen waren in Schottland Unruhen ausgebrochen, weil dieses Königreich, das sonst für sich bestand, mit England zu einem Reiche verschmolzen worden war; die Unzufriedenheit darüber war in allen Ständen gleich groß, weil man allgemein eine Unterwerfung Schottlands unter der Herrschaft von England in dieser Vereinigung erkannte. Täglich wurde die englische Herrschaft immer verhaßter, und Jacobs des Dritten Anhang wuchs immer mehr und mehr; es schien, als wenn ganz Schottland auf seine Ankunft nur wartete, um in einem allgemeinen Aufstand gegen England sich zu erheben. Nach wiederholtem Gesuche Jacobs des Dritten ließ sich Ludwig der Vierzehnte endlich zu einer Unternehmung auf Schottland bewegen. Im Frühlinge des Jahres 1707 reiste Jacob mit den schönsten Hoffnungen erfüllt an der Spitze einer französischen Flotte ab. Mit fröhlichem Muthe segelte er auf sein zukünftiges Reich zu, dessen Erkämpfung ihm nicht sehr mühsam schien, da es durch den Partheigeist des englischen Ministeriums in einen sehr vertheidigungslosen Zustand gerathen war. Als das englische Parlament von dem Unternehmen Jacobs Nachricht erhalten hatte, veranstaltete es in der größten Schnelligkeit die Ausrüstung einer Flotte, und setzte einen Preis von hundert tausend Pfund Sterlingen auf den Kopf des Prätendenten, ein Name, dessen sich das Parlament bei dieser Gelegenheit zum ersten Male bediente, und den ihm die Königin Anna in einer Rede, die sie im Parlament hielt, zuerst gegeben hatte. Die französische Flotte hatte indeß die schottische Küste erreicht, und war bei Edinburg vor Anker gegangen, allein während man sich noch mit der größten Heftigkeit stritt, ob man landen müsse, oder nicht, erscholl die schreckende Nachricht von der Nähe der großen englischen Flotte. Sogleich wurde von den französischen Anführern der Befehl gegeben, die Anker zu lichten, um den Angriffen des überlegenen Feindes zu entfliehen. Günstige Winde brachten die Flotte schnell und wohlbehalten wieder nach Frankreich. Hierauf wurde Jacob von Ludwig dem Vierzehnten zum Heere des Herzogs von Burgund geschickt, unter welchem er als Freiwilliger den Feldzug in den Niederlanden mitmachen sollte. Auch in den beiden folgenden Jahren 1709 und 1710 theilte er die Schicksale dieses Heeres, er gab nach den Zeugnissen der Feldherren manche Beweise persönlicher Tapferkeit. Da aber das Kriegsglück Ludwig dem Vierzehnten von Jahr zu Jahr ungünstiger wurde, so sah er sich genöthigt, den ver-

bündeten Feinde Anträge zum Frieden machen. Doch diese verlangten stets als eine der ersten Bedingungen: die Anerkennung der Königin Anna und der protestantischen Erbfolge in England, Entfernung des Prätendenten aus Ludwigs Staaten und Entziehung seines Schutzes und Beistandes. Obgleich Ludwig darauf dem Prätendenten aufs Neue die glänzendsten Versprechen gab, so sah dieser doch trotz seiner Jugend und Unerfahrenheit wohl ein, daß Ludwig es nicht redlich mit ihm meine. Seine Hoffnungen zu einem glücklichen Wechsel seiner Lage wurden weit mehr belebt, durch die Veränderung der Verhältnisse am englischen Hofe 1710; unter den Männern, welche an das Ruder des Staates gekommen waren, befanden sich viele Freunde des Hauses Stuart, und die Königin Anna neigte sich nach dem Tode ihrer Kinder immer mehr zum Prätendenten hin, den sie als ihren Bruder anerkannte. Sie unterhielt einen geheimen Briefwechsel mit ihm, und es schien ihre ernstliche Absicht zu seyn, ihm die großbritannische Krone zuzuwenden. Allein Anna hatte nicht den Muth, einen entscheidenden Schritt zu Gunsten ihres Bruders zu thun, weil die allgemeine Stimmung des Volkes zu sehr gegen einen katholischen König war. Indessen wurden die Friedensunterhandlungen zwischen Frankreich und England mit allem Ernste betrieben und 1714 kam der Abschluß des Utrechter Friedens zu Stande. In diesem Frieden ließ sich Ludwig der Vierzehnte verpflichten, den Prätendenten aus Frankreich zu verbannen, ihn auf keine Weise mehr zu unterstützen, und die hannoveranische Erbfolge anzuerkennen. Indessen wurde hiedurch die Lage des Prätendenten nur scheinbar verschlimmert; Anna hatte keineswegs ihre Gesinnungen gegen ihn verändert und der König von Frankreich seine Hand nicht gänzlich von ihm abgezogen. Er nahm seinen Aufenthalt zu Bar le Duc in Lothringen, und unterhielt von hier aus einen ununterbrochenen Briefwechsel sowohl mit dem Hofe zu Versailles als mit dem zu London. 1714 starb aber schon die Königin Anna, ohne etwas für ihren Bruder gethan zu haben, und die mächtige Parthei der Whigs erhob den Kurfürsten Georg auf den Thron. Indessen hatte auch der Prätendent Jacob der Dritte sehr viele Anhänger in England, die unter dem Namen der Torys und Jacobiten eine starke und wirksame Gegenparthei der Whigs ausmachten, und mit der neuen Regierung sehr unzufrieden waren. In London zeigten sich aufrührerische Bewegungen, die sich in die entfernteren Provinzen verbreiteten. Auch in Schottland erwachte die alte Anhänglichkeit an das Haus der Stuarts, und mehr als je schien den Prätendenten das Glück begünstigen zu wollen. Dazu waren zwischen Ludwig dem Vierzehnten und Georg dem Ersten Mißhelligkeiten eingetreten, die zwar keinen Bruch veranlaßten, bei Ludwig dem Vierzehnten aber aufs Neue die Neigung erweckten, den Prätendenten zu unterstützen. Er ließ diesem auch wirklich eine Summe Geldes zur Ausrüstung einer Flotte auszahlen; allein sein 1715 erfolgter Tod benahm dem Prätendenten alle Hoffnung zu einer fernern Unterstützung von Seiten Frankreichs, besonders da ein gleiches Interesse den König von England und den Nachfolger Ludwigs des Vierzehnten einander näherte. Indessen wurde seine Parthei in Schottland und England immer stärker, und besonders hatte eine Schrift des Prätendenten, in welcher er seine Ansprüche auf den Thron zu beweisen gesucht, viel Eindruck gemacht und die Gährung vermehrt. Der Graf von Mar rief ihn an der Spitze 300 bewaffneter Vasallen am 6. Sept. 1715 zu Castel Town feierlich zum Könige aus, und forderte das Volk auf, für seinen rechtmäßigen König die Waffen zu ergreifen. Der Aufruhr hatte sich beinahe über ganz Schottland und einen großen Theil von England verbreitet, und Alles harrte auf die Ankunft des Prätendenten; allein dieser ließ den günstigen Augenblick unbenutzt, und verzögerte seine Abreise,

noch immer auf Unterstützung von Frankreich und andern Mächten hoffend. Endlich unternahm er 1716 eine Landung nach Schottland; bei seiner Ankunft aber hatte sich die Lage der Sachen schon sehr zu seinem Nachtheile geändert. Die königlichen Truppen hatten schon mehrere Siege über die Aufrührer erfochten, und diese vermochten keinen kräftigen Widerstand zu leisten, weil es ihnen an allen Kriegsbedürfnissen fehlte, und ihre Anführer unter sich uneinig waren. Der Prätendent, von den königlichen Heeren unter dem Herzog von Argyle bedrängt, sah sich nun zum zweiten Male genöthigt, sein Unternehmen auf Schottland aufzugeben, und entfloh heimlich von seinen Truppen in den Schutz Frankreichs. Durch ein solches Benehmen hatte er sehr vieles bei seiner Parthei verloren; man verachtete ihn nun und spottete seiner. Frankreich, durch England bewogen, verwehrte ihm seinen bisherigen Aufenthalt, und setzte ihn in die Nothwendigkeit, seine Zuflucht zum Papste zu nehmen. Er begab sich nach Avignon, wo ihm der Papst durch den Legaten nicht nur Aufenthalt und Schutz, sondern auch jede Art von Unterstützung zusichern ließ. Im folgenden Jahre 1717 berief ihn der Papst sogar zu sich nach Italien, wo er überall wie ein wirklicher König mit der ehrenvollsten Auszeichnung empfangen und behandelt wurde. Am päpstlichen Hofe wurde ihm mit der größten Ehrerbietung begegnet; und der Papst empfing ihn mit den ausgezeichnetsten Beweisen von Achtung und Theilnahme. Indessen waren mehrere seiner Anhänger und unter ihnen vorzüglich der Herzog von Ormand; unermüdend thätig, dem Prätendenten einen neuen Weg zum großbritannischen Throne zu bahnen. Der 1718 ausgebrochene Krieg zwischen Spanien und England erregte in ihnen neue Hoffnungen zum glücklichen Erfolge ihrer Bemühungen; der Herzog von Ormand begab sich nach Spanien, und verabredete mit dem spanischnn Premierminister Alberoni einen Angriffsplan auf Schottland und Irland. Zu diesem Zwecke wurde sogleich eine Flotte ausgerüstet, und der Prätendent eingeladen, nach Madrid zu kommen. Er verließ schleunigst Rom, und reiste am 8. Febr. 1719 mit dem Grafen von Mar und vielen Glückwünschungen zu seinem abermaligen Abentheuer begleitet, nach Spanien. Um aber nicht in die Hände der Engländer zu gerathen, verbreitete er das Gerücht, daß er die Reise zu Lande über Bologna und Mailand mache, während er selbst sich nach Nettino begab, und sich dort in ein spanisches Kriegsschiff einschiffte. Dieses leitete wirklich die Aufmerksamkeit der Feinde irre, und die Gefangennehmung von zweien seiner Hofleute, die diesen Weg gegangen waren, veranlaßte das allgemeine Gerücht, daß der Prätendent gefangen genommen und nach Mailand gebracht worden sey. Dieser war aber glücklich dem Späherauge der Feinde entkommen, und am 8. März zu Roses in Spanien gelandet. Von hier aus setzte er seine Reise nach der Hauptstadt fort, und hielt schon am 26. März mit feierlichem Pompe seinen Einzug in Madrid. Hier wurde er am Hofe auf das ehrenvollste empfangen, und in den zu seinem Aufenthalte auf das prächtigste eingerichteten Pallast Buen-Retiro geführt. Am 3. April aber begab er sich schon nach Valladolid, das der Hof zu seinem bleibenden Aufenthalte bestimmt hatte, jedoch bald darauf ihn mit Lugo vertauschen ließ. Ehe er in Spanien noch angekommen war, hatte der Herzog von Ormond die ausgerüstete Flotte gegen England schon unter Segel gehen lassen. Der größte Theil derselben aber wurde durch einen Sturm zerstreut, und kehrte eiligst nach Cadix zurück; nur zwei Fregatten landeten an der Küste von Nordschottland, allein die Anführer derselben vermochten weder durch Manifeste noch durch andere Bemühungen einen allgemeinen Aufstand zu bewirken, und mußten sich schnell wieder einschiffen, um der Gefangenschaft zu entkommen. Da der spanische Minister nach dieser aber-

mals mißlungenen Unternehmung nichts mehr für den Prätendenten zu thun vermochte, so bekümmerte er sich nun auch nicht weiter um ihn. Verachtet und vergessen lebte er jetzt in Lugo in einer Art Gefangenschaft, bis es ihm endlich gelang, in einem Matrosenkleide versteckt aus Spanien zu entwischen. Er nahm nun seine Zuflucht wieder zum Papste, von dem er allein Schutz und Aufenthalt erwarten durfte. Am 25. August landete er zu Livorno, und von diesem Zeitpunkt an wird seine Lebensgeschichte weniger anziehend, sie verliert sich von nun an größtentheils in der Verborgenheit des Privatlebens. Kurz nach seiner Zurückkunft vermählte er sich mit der polnischen Prinzessin Sobieska, einer Enkelin des Königs Joh. Sobiesky, um welche er während seines Aufenthaltes in Spanien geworben hatte. Er lebte von einer Pension von 160.000 Skudi, die ihm der Papst zugesichert; auch bezog er fortwährend bedeutende Unterstützungen von Frankreich und Spanien. Obgleich er jetzt in ruhiger Zufriedenheit seine Ansprüche und Hoffnungen auf den Thron vergessen zu haben schien, so vermochten ihn dennoch seine Anhänger und Freunde, noch einmal nach dem Tode Georgs des Ersten (1727) sein Glück zu versuchen. Von Bologna aus, wo er sich damals aufhielt, meldete er seinen Entschluß dem Papste, der ihm seine Einwilligung gab, und ihn auch mit einer Summe Geldes unterstützte. Er reiste darauf im Julius nach Genua, um sich von dort nach England zu begeben. Mancherlei Gerüchte haben sich darauf über seine Reise und ferneren Maßregeln verbreitet; genaue und authentische Nachrichten sind nicht bekannt geworden. Späterhin erscheint er wieder in Albano; dort lebte er von nun an ganz ruhig in der Zurückgezogenheit des Privatlebens, und genoß bis an seinen Tod Schutz und Unterstützung des Papstes. Er starb am 1. Januar 1766 in seinem 79. Lebensjahre. Er hinterließ zwei Söhne, von denen der älteste Carl Eduard (s. d. Art.) in die Fußstapfen seines Vaters trat, und der zweite Heinrich Benedikte sich dem geistlichen Stande weihte. Der letztere ist als Cardinal von York bekannt geworden; mit seinem am 13. Juli 1807 zu Freskati erfolgten Tode ist die Familie Stuart ausgestorben.

Jacobi (Joh. Georg), dieser liebliche, anmuthsvolle deutsche Dichter wurde zu Düsseldorf 1740 geboren. Was seine Vorbereitungsstudien betrifft, so zeigte er neben Lernfähigkeit eine glückliche Empfänglichkeit für das Verstehen fremder Sprachen, ohne durch Neigung und zweckmäßigen Unterricht auf den eigentlichen Geist des Wissens und des Studiums geführt zu seyn. 1758 ging er nach Göttingen, um Theologie zu studiren, und von da, durch die Kriegsunruhen vertrieben, nach Helmstädt, wo er von der Theologie zur Rechtswissenschaft übertrat. Mit dem Herbste 1762 ging er wieder nach Göttingen zurück, um das Studium der Rechte fortzusetzen, das er jedoch nicht liebgewinnen konnte, und bald mit einem fleißigen Studium der schönen Wissenschaften vertauschte. Auf die Empfehlung von Klotz, dessen Liebe er sich durch einige poetische Versuche erworben hatte, wurde er 1765 als außerordentlicher Professor nach Halle berufen. Hier wurde Jacobi mit Gleim bekannt, der von jetzt auf sein Leben einen mächtigen Einfluß übte, und mit Liebestreue die Blüthe seines Dichtertalentes pflegte. In heiterer Musenlust und Gesangesfreude lebten die beiden an Geist und Gefühle so verwandten Dichter zusammen, als Jacobi 1769 von Halle nach Halberstadt, Gleims Wohnort, zog, wo ihm durch Gleims Vermittlung eine geistliche Pfründe zu Theil ward. Schon seit einigen Jahren hatte Jacobi den Plan zu einer Quartalschrift für Frauenzimmer unter dem Titel: „Iris" (1774—76) entworfen, und begann um 1774, unterstützt von seinen Freunden, besonders von Heinse, dieselbe herauszugeben. Sie hatte die gepriesensten Männer der deutschen Literatur zu Mitarbeitern, und wirkte sehr wohlthätig auf die

Bildung der Deutschen in ästhetischer Hinsicht. 1784 war er auf van Swietens Vermittlung von Wien aus zum Professor der Philologie und Beredsamkeit nach Freiburg berufen. Hier wirkte er mit dem glücklichsten Erfolge auf die Gesammtheit der akademischen Zuhörer. Als Dichter treffen wir ihn zuletzt (in seiner als Taschenbuch fortgesetzten Iris und seinen sämmtlichen Werken) auf einer höheren Stufe der geistigen Kultur, von dem Getändel der Liebesgöttin zum Altare der Weisheit gewendet, wo er mit dem ihm eigenen Reize der Farbengebung Gott, die Tugend, reinen Lebensgenuß, Freundschaft und Seelenfrieden feiert, und bei vorschreitenden Jahren beweist, daß sein Dichtertalent durch immer thätige Geistesbildung verherrlicht wurde. Am 4. Jan. 1814 starb er in hohem Alter. Wie verschiedenartig auch die Urtheile über Jacobi's literarische Erscheinung ausfallen mögen, deren bedeutende Wirksamkeit in der deutschen Literatur nicht bezweifelt werden kann, so wird doch Jacobi's Name, als eines sinnig zarten Dichters, unsterblich sein, wie alles Schöne und Edle. — Sein jüngerer Bruder Friedrich Heinrich wurde 1743 zu Düsseldorf geboren. Er lebte mehrere Jahre zu Pempelfort bei Düsseldorf und bildete sich im Kreise seiner Familie und in den reizenden Umgebungen der Natur zu dem aus, wie er sich später durch seine Gedichte und philosophischen Schriften der Welt zeigte. Ueber sein Leben und frühern Schicksale sind wenige Nachrichten bekannt geworden; schon vorher zum jülich- und bergischen Hofkammerathe und Zollkommissär und darauf zum Geheimenrathe zu Düsseldorf erhoben, wurde er 1804 nach München als baierischer Geheimrath und Präsident der Akademie berufen. Hier starb er den 10. März 1819. Die Briefsammlung Eduard Allwill's (Königsberg 1792) und Woldemar (Flensburg 1779) begründeten seinen Ruf als Dichter; die Briefe über die Lehre des Spinoza (Breslau 1782. N. Aufl. 1789); die Schrift wider die Beschuldigungen, welche Mendelssohn gegen jene Briefe erhob (Leipzig 1786), David Hume über den Glauben oder Idealismus und Realismus (Breslau 1787 N. Aufl. Ulm 1795; Sendschreiben an Fichte (Hamburg 1799), setzen ihn in die Reihen der ersten Philosophen Deutschlands. Den Dichter zeichnet eine kräftige Darstellung, ein tiefer Blick in das menschliche Herz, reizende Schilderungen der Natur, eine kühne, sichere und lebendige Sprache und eine große Innigkeit und Wärme des Gefühls aus. Man nennt ihn zwar den Platon Deutschlands; demungeachtet sind die Meinungen über seinen Werth als Philosoph vielfach getheilt. Er haßte alle Systeme und behauptete, sie führten mit Consequenz verfolgt, zum Fatalismus; er stellte den Satz auf, daß allem Wissen ein Glauben vorhergehe, und daß jenes aus dem unmittelbaren Glauben entspringe; mit vieler Feinheit und großem Scharfsinne hat er seine Sympathie mit dem Unsichtbaren, die unbedingliche Hingebung in die Gnade Gottes entwickelt. Da er alle philosophischen Systeme verwarf, so war es natürlich, daß er sich der Philosophie, wo sie den dogmatischen Lehrton annahm, und eine Schule bilden wollte, überall als polemischer Kritiker entgegenstellte.

Jacobiner, Jacobinismus, der böse Dämon der franz. Revolution, der wie ein giftiger Wurm in dem Baume der Freiheit saß, Wurzel, Mark und Frucht desselben verdarb, und in jede Hoffnung der besseren Menschen seine Drachenzähne säete, so daß auf die Morgenröthe einer glücklichern Zeit ein blutiges Vierteljahrhundert voll Jammer und Thränen folgte. Schon zu Versailles, während der ersten Sitzungen des Reichstages, traten häufig Deputirte, die sich näher kannten, in kleine Klubs zusammen, um die Maßregeln zu verabreden, die ihre ungewisse Lage nöthig machte. Der Bürgerstand von Bretagne hatte die Blüthe seiner Bürger zu Deputirten auf den Reichstag ausgewählt; sie hielten fest zusammen, und mittelst ihrer gemeinschaftlichen Ueberlegung jeder Angele-

genheit zeichneten sie sich schon in den ersten Sitzungen vor allen andern aus; ihr Club war der beträchtlichste. Der Convent zog nach Paris und ernannte sich nach der Auflösung der bisherigen Verfassung zu einer konstituirenden Versammlung. Nun waren ihre Geschäfte höher; ihre Zwecke wichtiger; es war noch größere Einigkeit und Bedächtigkeit vonnöthen. Die Bretagner vom Bürgerstande hatten schon die Aufmerksamkeit ihrer Mitrepräsentanten durch die Weisheit und Festigkeit ihrer Stimmen auf sich gelenkt; ihr Club zu vorbereitenden Berathschlagungen kam in Achtung und die vorzüglichsten Häupter des dritten Standes suchten in denselben aufgenommen zu werden. Als anerkannte Patrioten waren sie willkommen, um so mehr, da mit der Anzahl ihrer Glieder auch die Gewißheit zunahm, in der National-Versammlung immer ihre Meinung durchzusetzen. Am Ende des Jahres 1789 war ihre Gesellschaft für ein Privathaus zu groß; sie verlegte nun ihre Versammlungen in die Kirche des aufgehobenen Jacobinerklosters in der Straße St. Honore, und gab sich eine regelmäßige Verfassung unter einem wechselnden Präsidenten, dem einige Sekretäre zugegeben waren. Sie selbst nannten sich anfangs Freunde der Revolution; und nach der Zeit, der Constitution; Andere gaben ihnen von ihrem Versammlungsorte den Namen Jacobiner. Neben diesem Club formirte sich ein anderer von solchen Deputirten, die zu viel Selbstständigkeit besaßen, als daß sie fremden Führern hätten folgen mögen; der Club von 1789, in welchem Lafayette und Bailly, Sieyes und Mirabeau, Condorcet und Talleyrand, Bischof v. Autun, die berühmtesten Wortführer waren. Doch wurde die Verbindung mit den Jacobinern häufiger gesucht, weil sie populärer und fester, als die andere war. Die Mitglieder der letztern waren in Gesinnungen und Meinungen zu verschieden, sie konnten lange Zeit durch ihr persönliches Gewicht auch ohne Clubs zu siegen hoffen; ihre Association ging früh wieder auseinander. Desto ungehinderter breiteten sich die Jacobiner aus. Schon jetzt war dieser Club ein großes Uebel. In jede Sitzung des Convents kam eine angesehene Partei, die nicht den untersuchenden Debatten, so lange sie dauerten, mit Ueberlegung folgte, um bei dem Schlusse derselben sich für eine Meinung zu bestimmen, sondern die vor aller Untersuchung schon für einen Schluß entschieden und die verpflichtet war, für ein gewisses Resultat zu stimmen; eine Faktion, die immer das verwarf, was Andere, die nicht zu ihr gehörten, wollten. Was allein das Recht, eine berathschlagende Versammlung zu beherrschen haben sollte, uneigennützige Tugend und erprobter Patriotismus, tiefe Einsicht, erhabenes Talent, hinreißende Beredsamkeit, das ward von der vereinigten Kraft des Ehrgeizes unterdrückt. Die Aemter, welche in dem Mittelpunkte der Staatsmaschine alle Räder in Bewegung setzen und erhalten, und eine Feder nach der andern springen lassen sollten, wurden durch Ränke einer Faktion gelähmt; die National-Versammlung war von einem Theil ihrer Mitrepräsentanten abhängig. Das Uebel wurde ärger, als neben den echten und einsichtsvollen Patrioten immer mehrere Feuerköpfe von einem wo nicht unverständigen, doch wenig aufgeklärten Patriotismus, und aus dem Bürgerstande, die meisten Feinde der privilegirten Stände, und aus den beiden Ständen die, welche aus der neuen Ordnung und der Anarchie größern Vortheil, als ihnen Adel und Clerisei bisher gewährt hatten, sich versprachen, zu den Jacobinern übergingen. Ihre Plane waren die des dritten Standes, Alles anzuwenden, was die beiden ersten Stände zertrümmern und ein Reich der Gleichheit gründen könne. Manche hatten schon die Republik im Sinne; nur daß sie, weil die königliche Würde zum Eckstein einer neuen Constitution die allgemeine Stimme für sich hatte, noch nicht wagten, mit ihren excentrischen Ideen laut zu werden, nach welchen man

das ganze Reich zu nivelliren und zu aplaniren suchen sollte. Selbst die orleansche Partei schlich sich in den Kreis der Jacobiner. Denn es ist unwahrscheinlich, daß sich der Club an den Trümmern dieser Rotte zuerst gesammelt hätte. So viele gute und einsichtsvolle Patrioten, die von Anfang an ihre Stimme in demselben hören ließen, würden nicht mit diesen Ungeheuern sogleich nach ihren Gräuelthaten in Vereinigung getreten seyn. Diese schlossen sich vielmehr an jene an. Denn seitdem ihr Oberhaupt sich gezwungen sah, mit Verachtung, Schmach und allgemeinem Haß beladen aus dem Reiche zu gehen, traten sie ins Dunkel der Verborgenheit zurück, um nicht Schmach und Haß mit ihm zu theilen. Durch das angenommene System der Zurückhaltung gewannen sie wieder einiges Vertrauen und den Zutritt zu den Patrioten. Erst nach Orleans Zurückkunft aus seiner Verbannung zu dem Bundesfeste, äußerte sich diese wilde Faktion wieder offenbarer. Die Hauptstadt wurde auch in dieser Rücksicht Muster für die Provinzen. Kaum hatte dort ein Club der Patrioten sich gezeigt, so traten allerwärts, in größern und kleineren Städten patriotische Clubs zusammen, anfangs ohne Zweck und Wirkungskreis; es war ein bloßes Spiel zum angenehmen Zeitvertreib. Mittlerweile lernte der Pariser Club seine Kräfte kennen; was er wollte ging in den Debatten der konstituirenden Versammlung durch. Zwar machten seine Glieder noch lange nicht die Majorität der National-Versammlung aus; aber anfangs leiteten die Sitzungen der Jacobiner gute Patrioten, und die Resultate ihrer Vorderathschlagungen kamen mit den Wünschen anderer Patrioten überein. Als nach der Zeit excentrische Köpfe in dem Jacobinerclub das Ruder an sich rissen, auch da regierten nach wie vor die Jacobiner den Convent. Ihr Schluß hatte immer wenigstens einen Schein von dem System der Freiheit, und weil die patriotischen Deputirten in der Minorität oft nur zwischen entgegengesetzten Meinungen der Aristokratie und des Jacobinismus wählen konnten, so gaben sie dem letztern den Vorzug, weil er sich ihren Gesinnungen am meisten näherte. Dieses Gefühl der Ueberlegenheit reizte den Ehrgeiz der Gesellschaft aufs höchste, und lenkte sie auf den Gedanken, das ganze Reich durch die Clubs der einzelnen Städte, als durch ihr Organ zu unterjochen. Der Pariser Club setzte sich an die Spitze der übrigen im ganzen Reiche, trat mit ihren Direktoren in Correspondenz, schrieb ihnen Plane, Meinungen und Betragen vor; und ehe noch ein Jahr vergangen war, herrschte er in allen Theilen Frankreichs. Bis 1791 blieb in dem Club der Jacobiner Mäßigung. So häufig auch die unruhigen Köpfe brausten, so behaupteten doch die Männer, die gesetzliche Ordnung liebten, meistentheils die Oberhand. Der Schranken endlich überdrüssig, welche die Mehrheit ihnen vorschrieb, trennten sich die wildesten Köpfe von den Jacobinern, sie versammelten sich in der Kirche der vormaligen Barfüßer, und benannten sich von ihrem Versammlungsorte Cordeliers. Dieser Club hieß die Mäßigung der Jacobiner Feigheit, ihren Patriotismus Heuchelei; in ihm nahm die orleansche Partei ihren Hauptsitz. In ihm erhob sich Marat, und die Talente Dantons gaben ihm Kredit. So lange die Jacobiner ihre ersten Grundsätze beibehielten, lebten beide Faktionen mit einander in beständigem Krieg. Sie bildeten in der National-Versammlung eine rechte und linke Seite; dorthin begleiteten beide die Logen ihres Clubs und füllten die Tribunen des Convents, um durch Toben und Beifallgeben ihrer Faktion das Siegen zu erleichtern. Beide stellten Journalisten auf, durch welche sie das Volk zu bearbeiten suchten: die Jacobiner als gemäßigte, die Cordeliers als wilde Demokraten. Diese Faktionen, denen ein König an der Spitze der Constitution ein großer Anstoß war, arbeiteten rastlos in und außer ihren Sitzungen, schriftlich und

mündlich darauf hin, durch giftige Lästerungen jede Achtung gegen Ludwig und die letzten Spuren von Ergebenheit an ihn zu vernichten. Und wirklich hatten sie das königliche Ansehen schon so geschwächt, daß sich ein Volksauflauf der Abreise des Königs nach St. Cloud, wo dieser die Osterfeiertage zubringen wollte, am 18. April 1791 mit Gewalt widersetzte. Schon saß der König im Wagen, die Bürger-Cavallerie, mit ihrem Commandanten Lafayette an der Spitze, machte um denselben die Bedeckung; da drang der Pöbel in großen Massen an, und trotz der Ermahnungen, Bitten und Drohungen Lafayettes weigerten die Cavallerie und Bürgermiliz, ihre Schuldigkeit zu thun. Nach zwei Stunden, die der König auf Erlösung wartend im Wagen zubrachte, mußte er endlich beschimpft, gelästert und verhöhnt wieder aussteigen und in seinen Hausarrest zurückkehren. Die Partei der Königsfeinde ward nun um so mächtiger, als die gemäßigteren Jacobiner aus dem Club austraten, und die Cordeliers den 21. Juni sich wieder mit ihr vereinigten. Sie benutzten seit der verunglückten Flucht des Königs nach Montmedy, wodurch sich dieser um seine bisherige Popularität gebracht hatte, alles, um den Volkshaß gegen den unglücklichen Ludwig noch mehr aufzuregen, und schon damals trugen sie sich, und unter ihnen besonders der wilde Robespierre, mit dem Plane zur Absetzung des Königs und zur Republik; aber mehrere der angesehensten Mitglieder der National-Versammlung dekretirten am 19. Juli 1791 die Unverletzlichkeit des Königs, nach welcher er vor kein Gericht gezogen und seine Gefangenschaft aufgehoben werden sollte. Die Jacobiner-Häupter Orleans, Pethion und Robespierre, wie rasend über diese Mäßigung der National-Versammlung, predigten im Jacobiner-Club und durch ihre Werkzeuge, die jacobinischen Journale, Mord und Aufruhr, und gingen damit um, die National-Versammlung auseinander zu jagen, um sodann allein zu herrschen. Ein fürchterlicher Volkstumult tobte, der im Fortgang immer drohender wurde. Aber der Convent setzte sich mit männlicher Entschlossenheit, durch gute Bürger unterstützt, zur Gegenwehr; ihr Versammlungssaal ward durch Kanonen und bewaffnete Bürgerpatrioten vor allem Ueberfall gesichert; gegen die wüthenden Schriftsteller, die Mord und Aufruhr predigten, wie Marat, Danton, Desmoulins (s. diese Art.), ward ein Verhaftsbefehl erkannt; mit den Rotten nahm es Lafayette auf, und da sie nicht in Güte weichen wollten, ließ er auf sie feuern. Auf einmal waren sie zerstreut; die Aufruhr-Prediger verkrochen sich in die Provinzen, und die Ruhe von Paris war hergestellt. Von nun an hielten es die Mitglieder des Convents ihrer Würde als Gesetzgeber nicht mehr angemessen, eine Versammlung zu besuchen, die öffentlich dem Gesetze Hohn und Verachtung sprach, und alle bis auf sechs der wüthendsten Republikaner, wie Pethion, Robespierre, Röderer u. s. w. traten aus dem Club der Jacobiner. Um aber diese rasende Partei, die sie nicht vertilgen konnten, zu schwächen, verbanden sich die edlern Patrioten zu einem engern Bunde und stifteten den Club der Feuillants, so benannt von dem Kloster, in welchem sie sich versammelten. Von dieser Zeit an sind die Jacobiner die frechsten Anarchisten, deren Arsenale, die Jacobinerclubs in den Provinzen, mit ihren Zerstörungen durch ganz Frankreich reichen. Doch konnten sie bis zum Oktober 1791, so lange noch die konstituirende Versammlung saß, nicht über ihre Beschlüsse herrschen; der Convent behauptete sein Ansehen gegen sie. Jedoch gelang es dem Convente vor dem Schlusse seiner Sitzungen nicht, den Jacobinerclub mit seinen verderblichen Verbindungen zu zerstören; das Dekret war wirkungslos und wurde verlacht. Am 30. Sept. 1791 ging die erste National-Versammlung auseinander, und eine neue gesetzgebende ward unter dem entscheidendsten Einflusse der Jacobiner gewählt. Anfangs hatte zwar die

gemäßigte Partei der Girondisten, welche die neue Verfassung vertheidigten, es aus den talentvollsten Männern, den größten Rednern und thätigsten Geschäftsmännern der gesetzgebenden Versammlung bestanden, eine Zeitlang die Stimmenmehrheit; bald aber erhielten die ungestümmen Königsfeinde, die den letzten Schatten der Monarchie zu vernichten strebten, auf das leichtbewegliche Volk einen überwiegenden Einfluß, besonders zu einer Zeit, wo jede Mäßigung für verdächtig, der Fanatismus aber für Patriotismus galt. Ihr Einfluß wuchs noch mehr, als Pethion, nicht bloß Jacobiner, sondern ein entschiedener Republikaner, an Bailly's Stelle zum Maire von Paris gewählt wurde. Die Munizipalität von Paris trat auf ihre Seite, und allmählig neigten sich die gemäßigsten Jacobiner, und unter ihnen selbst einige Minister des Königs zu ihnen hin. Allenthalben herrschten jetzt die frechen Jacobiner, von keiner Gegenmacht mehr eingeschränkt und zurückgehalten. Nach ihrem Sinne ward Alles geordnet, die Legislatur geleitet, die Bürgermiliz kommandirt, die Menge bewaffnet und zum Aufstand aufgefordert; nach ihrem Sinne ward angeklagt, losgesprochen und verurtheilt; ihrer Gewalt konnte Niemand widerstehen, durch sie gerieth das Volk in völlige Ueberspannung. Die gemäßigte Partei der Feuillants sah in kurzer Zeit ihre Hoffnungen ohne Unterschied verschwinden. Die National-Versammlung wurde von der Partei der Jacobiner beherrscht; mit jedem Tage stieg die Gesetzlosigkeit, Verwirrung und das Elend im Innern. Der König war ganz in ihrer Gewalt, und ihnen zu gefallen, mußte er am 20. April 1791 gegen Oestreich den Krieg erklären, weil sie sich in einer Note des östreichischen Staatsministers, des Fürsten Kaunitz, beleidigt glaubten. Ungeachtet Ludwig in Allem ihren Willen that, so suchten sie dennoch Alles auf, den unglücklichen König zu quälen. So erregten sie am 29. Mai einen Aufstand des Pöbels von Paris gegen die königliche Garde, und bewirkten am 30. einen Beschluß der National-Versammlung, vermöge dessen der König die für ihn von der ersten National-Versammlung dekretirte Leibgarde entlassen sollte. Sie vermochten aber nicht, ob gleich sie einen wüthenden Haufen von 50.000 Menschen aus den Vorstädten St. Anton und St. Marcell gegen den König aufregten, denselben zu zwingen, daß er sein Veto gegen zwei Beschlüsse der National-Versammlung zurücknehme, doch gewannen sie die Mehrheit des Conventes, um die Stifter des Aufruhrs, Pethion, Manuel u. A. m. der verdienten Strafe zu entziehen. Alle die gräulichen Ereignisse seit dem 20. Juni gingen vom Jacobinismus aus. Die Jacobiner waren es, die die Rotte der Föderirten aus Brest, Marseille und überhaupt aus dem südlichen Frankreich nach Paris einluden; durch sie geschah der Angriff auf die Tuilerien in der Nacht vom 9. auf den 10. August, die Suspension der königlichen Gewalt und die Abführung des Königs und seiner unglücklichen Familie als Gefangene der Pariser Munizipalität in den Tempel, am 18. August. Sie schleppten Tausende in die Kerker und brachten eine bedeutende Anzahl geachteter Bürger auf der Guillotine ihrem schrecklichen Fanatismus zum Opfer; sie ließen durch gedungene Meuchelmörder alle Eingekerkerten niederstoßen, deren Namen nicht der Blutrath des Justizministers ausgestrichen, ohne Unterschied der Schuld oder Unschuld, der Tugend und des Lasters; und vom 2. bis 7. Sept. badeten sich die besoldeten Ungeheuer im Blute von 7000 Menschen, die oft kein anderes Verbrechen auf sich hatten, als daß sie der Anarchie nicht günstig waren. Ferner Alles, was die National-Versammlung seit dem 21. Sept. 1792 bis zum 26. Mai 1795 that, besonders die empörende Hinrichtung des unglücklichen Ludwig, ohne alle gerichtliche Form, wobei mitten im Prozeß das Criminalgesetz geändert wurde, und endlich die Einrichtung des furchtbaren Revolutionstribunals kann als ein

Werk dieser Schreckenmänner, wie man sie nannte, angesehen werden. Den Jacobinern kämpften die gemäßigten Girondisten entgegen, die der Constitution von 1791 anhingen; sie hießen die Thalpartei im Gegensatz der Bergpartei, worunter man die wilden Jacobiner verstand. Nach einem heftigen Kampfe unterlag endlich den 31. Mai und 2. Juni 1793 die Thalpartei der Bergpartei oder den Jacobinern, und diese erlangten die alleinige Herrschaft, doch wurden sie ihrerseits von den Marattisten oder Cordeliers unter dem schrecklichen Duumvirat, Robespierre und Danton, deren Gehülfe Marat war, geleitet. Dagegen siegte die gemäßigte Partei in den Provinzen, zu Marseille, Bordeaux, Lyon, und der Süden von Frankreich griff gegen den Convent der Jacobiner zu den Waffen. Die Bergpartei entwarf nun eine neue Verfassung und organisirte am 13. April 1793 auf Billaud de Varennes Vorschlag die Revolutionsregierung des Schreckens, welche bis zum Frieden dauern sollte. Der Convent, der bis dahin unbeschränkt geherrscht hatte, ward seiner Macht beraubt, und der Wohlfahrtsausschuß, an dessen Spitze Robespierre mit Diktatormacht stand, vollendete die Schreckensherrschaft. Schrecken sollten die innern und äußern Feinde vertilgen; 13 Armeen wurden aufgeboten und die Empörung des Südens, nur nicht die der Vendee, wurde mit Feuer und Schwert unterdrückt. Marseille und Lyon wurden bezwungen, Toulon den Britten entrissen, in der Vendee d'Elbee bei Chollet geschlagen; überall ließ der Wohlfahrtsausschuß die Guillotine nachführen, um auf den eroberten Plätzen blutige Orgien zu feiern. Alle Geschlechter und Alter wurden ermordet; Schlösser und Hütten, Dörfer und Städte ausgeplündert und darauf angezündet. Die ganze Vendee schwamm in Blut und rauchte. So wüthete der Convent im Innern der Republik gegen alle seine Feinde mit Feuer und Schwert; und verschaffte endlich dem Terrorismus den Sieg. Wer nicht Jacobiner war, wurde für vogelfrei erklärt; die öffentlichen Gefängnisse reichten bald nicht mehr hin, die Menge der Eingezogenen zu fassen. Ganz Frankreich glich einem ungeheuren Kerker. An allen bedeutenden Oertern wurden Revolutionstribunäle errichtet, Blutgerüste erbaut und auf ihnen Guillotinen gestellt; täglich wanderten von den erstern auf die letztern größere oder kleinere Haufen, um unter dem Mordbeile für ihren Bürgersinn zu bluten. Die Tugend schalt man Laster; die gleichgültigste Handlung nannte man Rebellion, ein unvorsichtiges Wort hieß man Kapitalverbrechen und eine Thräne über dem Grabe eines Vaters, eines Gatten, eines Freundes vergossen, einen Angriff auf das Vaterland, der mit dem Tode gebüßt werden müsse. Alle natürlichen, bürgerlichen und politischen Rechte wurden aufgehoben, und alle Formen der Justiz durchbrochen. Die willkührlichste Gewalt der Tyrannei war in allen Theilen der Regierung an der Herrschaft. Aller Gemeingeist war dahin, aller Freiheitssinn verschwunden; Feigheit, Heuchelei, Niederträchtigkeit und Egoismus galten für Bürgertugenden. Dies Alles war das Werk der Revolutionsregierung. Endlich als die Jacobiner unter sich uneinig geworden, und der Diktator Robespierre mit 104 seiner Anhänger nebst dem Bürgerrath von Paris am 28. Juli 1794 unter dem Beile der Guillotine gefallen war, sank der Terrorismus schnell von seiner Höhe und die Partei der Gemäßigten im National-Convente trat an die Spitze der Geschäfte. Zwar erhielten die Jacobiner vom Convente Verzeihung, und ihr Versammlungssaal wurde durch eigends dazu ernannte Abgeordnete wiederum eröffnet; als sie aber von Neuem gefährlich zu werden drohten, vereinigte sich gegen dieselben die gesammte gemäßigte Partei, deren Verfechter vorzüglich Legendre war. Endlich führte die Untersuchung gegen Carrier den gänzlichen Sturz der Jacobiner herbei; dieses Ungeheuer ward von dem Convente angeklagt, und die Jacobiner waren entschlossen,

den Angeklagten nöthigen Falls selbst mit Gewalt zu retten. Sie rüsteten sich zu einem offenen Aufruhr: eine große Menge rechtlicher Bürger von Paris griff sie aber förmlich an, erstürmte ihren Sitzungssaal und zerstreute ihre Versammlung. Vergeblich klagten am folgenden Tage die Jacobiner darüber beim Convente; dieser erklärte vielmehr, daß auch ferner ihr Club geschlossen bleiben sollte. Indeß dauerten die Grundsätze der Jacobiner noch immer fort, und diese machten mehrere Versuche, ihre verlorne Herrschaft wieder zu gewinnen. Sie benutzten den Brotmangel im März 1795, das immer tiefere Sinken der Assignaten und die Zerrüttung der Finanzen und des Handels in der Republik dazu, die Macht des Terrorismus wieder herzustellen und den Pöbel von Paris zu bewaffnen. Als aber am 1. April 1795 dieser Pöbel in einem bedeutenden Aufstande aufwogte, gegen den Saal des National-Convents heranstürmte, Brot und die Constitution von 1793 verlangte, beruhigte der in Paris anwesende General Pichegrü, an der Spitze der Nationalgarde die empörte Masse des Volkes, nachdem er die bewaffneten Haufen hatte entwaffnen lassen. Der Convent dekretirte darauf die Deportation der Volksrepräsentanten Barrere, Billaud, Collot d'Herbois, Vadier u. A. nach Guyana und die Verhaftung aller derer, welche den Jacobinismus von Neuem begründen wollten. Noch gefährlicher als der Aufstand vom 1. April war die letzte Explosion der Terroristen, die mit bewaffneten Volkshaufen, am 20. Mai unter Cambres Anführung noch einmal in den Saal des Convents eindrangen. Doch siegte der Convent durch die Linientruppen, welche er allmählig von den Armeen in seiner Nähe versammelt hatte; und durch die Entschlossenheit des Volksrepräsentanten Legendre, der den Aufstand an der Spitze einer Menge gutgesinnter Bürger dämpfte, wurde das Revolutionstribunal aufgehoben. Die Jacobiner wurden überall von Militärkommissionen als Terroristen zum Tode verurtheilt, und die Mordsucht der herrschenden Partei der Gemäßigten eilte auch hier der Justiz vor. Die am 23. Juni durch Boissy d'Angles entworfene neue Konstitution und das am 23. Oktober in Wirksamkeit getretene Direktorium unterdrückten die letzten Bewegungen der Jacobiner, bis zur Hinrichtung Baboeufs und seiner Mitverschwornen am 25. Mai 1796. Die Jacobiner waren nun zwar ohne Vereinigungspunkt und dadurch unterdrückt, aber nichts weniger als ausgestorben; sie trieben noch immer mit dem Privat- und öffentlichen Wohle ihr verdecktes Spiel. Sie hießen jetzt sogar die Patrioten. Aus beständiger Angst, ihre zusammengeraubten Schätze zu verlieren, glühten sie von Patriotismus, und führten fortwährend einen Krieg der Phantasie gegen Emigranten und widerspenstige Priester, über deren Rückkehr und tägliche Vermehrung sie die bittersten Klagen führten. Weitläufiger behandeln folgende Schriften diesen Gegenstand: Mallet du Pan: Corresp. polit. pour servir à l'histoire du républicanisme francois. Hamb. 1796. 8., I. B. Sirey: du tribunal révolut. Paris An. III, 8. und Archenholz: die Pariser Jacobiner in ihren Sitzungen, Hamburg 1793. 8.

Jacobinerorden, s. Dominikaner.

Jacobiten, eine christliche Partei in Syrien und Mesopotamien am Tiger und Euphrat, die statt des ältern Namens Eutychianer, herkommend, vom Abte Eutyches zu Konstantinopel, der im 5. Jahrh. seine Meinung wider den Nestorius behauptete, den Namen Jakobiten von dem Mönch Jakob Baradäus oder Zanzalus († 580) erhielt, der sie zu einer selbstständigen Religionspartei vereinigte, die aus etwa 30—40.000 Familien bestand. Die Gewohnheit der Beschneidung vor der Taufe und die Lehre von der einen Natur Christi (daher sie auch Monophysiten heißen) haben sie mit den Kopten und Abyssiniern (die sich aber von ihren asiatischen Brüdern getrennt haben)

gemein, weichen aber übrigens weniger als die andern monophysitischen Parteien von der Verfassung und Liturgie der orthodoxen griechischen Kirche ab. Ihr vornehmster Patriarch, der seit dem 15. Jahrh. allemal Ignatius heißt, führt den Titel von Antiochien, wohnt aber zu Diarbekir. Der zweite von jenem unabhängige Patriarch regiert vom Kloster Saphran bei Mardin aus die mesopotamischen Gemeinden. Viele Jacobiten haben sich mit der katholischen Kirche vereinigt, und werden mit den gleichfalls vereinigten Nestorianern Chaldäer genannt; ihr Patriarch heißt allezeit Jusof (Josef). — Die Jacobiten in England, Non-jurors (Eidweigerer), sind mehr eine politische, als religiöse Partei, die sich nach dem 1638 vertriebenen Könige Jakob VI. nannten, und von der anglikanischen Kirche nur darin verschieden sind, daß sie den neuen Königen den Eid verweigerten, und um nicht für sie, sondern für die Stuarte beten zu dürfen, eigene Versammlungen hielten. Nach dem Tode des Cardinals York (Königs Heinrich IX.) 1807 beteten diese Jacobiten auch für Georg III. Dennoch ist noch eine kleine Gemeinde derselben in der Parochie Dussus, die ihre eigene Kirche haben, und einen Prediger besolden, um für Könige zu beten, die nicht mehr existiren.

Jagd ist, wie wir in Nordamerika und Sibirien noch jetzt erfahren, unter nomadischen Völkern nördlicher Klimate, derselben einziges Subsistenzmittel, sie mag nun Fische, Vögel oder vierfüßige Thiere betreffen, wofür sie sich Alles verschaffen, was sie von civilisirteren Völkern einzutauschen Neigung fühlen. Der Wilde jagt aus Noth, der vornehme civilisirte Mensch rechnet es unter die privilegirten Vergnügungen seines Standes. So ändern sich die Ansichten des rohen und civilisirten Menschen. Unter civilisirten Völkern betrifft die Wissenschaft der Jagd die Naturgeschichte des Wildes, der Wildzucht und den Wildschutz; aber auch die Lehren von der Erlegung des Wildes, sey es durch den direkten Tod oder durch vorheriges Einfangen, die Rechte der Jagdberechtigten und Pflichten der Frohnden, die Kunstsprache der Jäger, die Vermehrung und Verminderung des Wildes und dessen Benutzung, so wie die Verhütung der Wilddieberei, die Zähmung des Wildes, Ausrottung des Raubzeugs u. s. w. Seitdem die Jagd ein Regal wurde, theilte man solche bald in hohe und niedere, bald in hohe, mittel- und niedere Jagd. In Norddeutschland rechnet man zur hohen Jagd des Roth-, Damm-, Reh- und Schwarzwild, den Luchs, denn der Bär und Wolf ist allenthalben vertilgt, das Auer- und Birkwild, den Fasan, die Trappe, den Kranich, Schwan und alles Uebrige zur niedern Jagd. Zur Mitteljagd wird Reh- und Schwarzwild, das Birk- und Haselwild und der große Brachvogel gerechnet. Der Jürschgang und der Anstand ist die Lieblingsjagd der Jäger aus Liebhaberei, wobei man einen Hund mitnimmt. Es sind die Treibjagden wegen der vielen, zur Frohnde dann berufenen, an dem Tage arbeitslosen Menschen, den Hörigen kostbar, dagegen die Parforcejagden wegen großen Jägereipersonals mit Hunden, Pferden u. s. w. den Jagdberechtigten selbst so theuer wurden, daß sie immer mehr abnahmen und die Höfe junger Fürsten jetzt mehr auf das Theater und weniger auf ihre Jagden zu wenden pflegen, welche vormals ein Hauptvergnügen der Fürsten waren. Früher machte die Mode den Falkenbeizen ein Ende. In einigen Theilen Deutschlands ist aber noch immer die Jagdfreude des Hofes in uneingeschlossenen Parks ein kostbares Vergnügen für die Unterthanen und hindert den guten Bestand der Waldungen. Wo die Jagd, die der Regent nicht selbst benutzt, in sehr mäßigen Parcellen verpachtet wird, da ist den Unterthanen in Hinsicht des Wildschadens leicht geholfen, weil dies den Gutsherren es sehr erschwert, einen unmäßigen Wildstand zu halten, zumal wenn letztere nicht die Jagd zu pachten

den Einfall haben, da sie ihnen dann zu theuer zu werden pflegt. Unergründet sind noch die wahren Ursachen, warum das kleine Wild als Hasen, Rebhühner u. s. w. in Mitteldeutschland so häufig und dagegen in Norddeutschland so sparsam vorhanden sind, selbst da, wo die Einkoppelung dem Wilde in den Gräben und Busch der Erdwälle einigen Schutz gibt (s. Weidwerk). — Jagdbezirk, er erstreckt sich bald über eigene, bald über fremde Gründe. Letzteres bald durch Verträge, bald durch landesherrliche Begnadigungen, in Conkurrenz mit dem Eigenthümer des Bodens, bald ohne solche. Wer aber auch mit der Jagd über alle oder einige wilde Thiere begnadigt worden ist, der muß dennoch die neuen und alten Jagdgesetze strenge befolgen, die Jagd nicht in geschlossener Zeit üben und nicht zum Schaden der Vegetation, des Waldes und der Früchte, das Wild unmäßig anwachsen lassen. — Jagdflinte bestellt man in den Gewehrfabriken und darf solche kein Fremder in einem Jagdbezirk mit sich führen; der zur Jagd unberechtigt ist, muß den Stein abschrauben u. s. w. — Jagdfolge ist die Pflicht gewisser Einwohner eines Distrikts und sogar oft der Heuerlinge auf dem Lande, dem Jagdherrn auf ergangene Kündigung Jagddienste zu leisten. — Jagdfrevel ist die Verletzung der Befugnisse der zur Jagd berechtigten Personen, welche nach den Jagdgesetzen oder Herkommen sich nicht zum Jagdverbrechen qualifiziren. — Jagdfrohne heißen die gesetzlichen oder herkömmlichen Dienste, welche dem Jagdherrn geleistet werden müssen, auf die aber jetzt die Regenten und Gutsherren glücklicher Weise weniger als vorhin Werth legen. — Jagdgehäge ist die hinlängliche Befriedigung eines Jagddistrikts, daß das Jagdvieh außer den Vögeln nicht heraus kommen kann. — Jagdgerechtigkeit ist das Gesammtrecht eines Jagdherrn über die wilden Thiere eines Distrikts, über Jagdfrohnden des Distrikts, oder außer solchem, Pflichten, die dem Jagdherrn, oder seinen Jägern dabei obliegen u. s. w. — Jagdgöttin der Griechen und Römer war die Diana (vergleiche diesen Artikel), welche mit Nymphen jagte. — Jagdhorn, womit die Jäger durch Blasen ihre Signale geben. — Jagdjunker gehören zum adeligen Jagdpersonal und vollziehen die Aufträge des Jägermeisters. — Jagdlehn, ein Lehn, welches unter der Bedingung gewisser Jagddienste ertheilt worden ist. — Jagdliteratur, welche alte und neue Schriften über das Jagdwesen in allen seinen Theilen umfaßt. — Jagdorden, ein zur Ehre der Jägerei gestifteter Orden, wie z. B. der Hubertsorden in Sachsen und der 1702 vom Herzog Friedrich Karl in Würtemberg gestiftete Jagdorden. — Jagdregal. Man hat als Regel in Deutschland angenommen, daß alle Jagd bloß von Concessionen des Regenten ausgeht, aus einer Zeit, wo die Fürsten noch fast täglich zu jagen gewohnt waren und kleinere Territorien hatten als jetzt. In den größeren Staaten, wo die Regenten die Jagd nicht persönlich ausüben, pflegen die Kammern solche zu verpachten, und sind die Distrikte dann nicht zu groß: so pflegen die Klagen der Unterthanen über zu viel Wild gemeiniglich bald zu verschwinden. — Jagdschloß, ein für die Bedürfnisse des Hofes zur Jagdzeit eingerichtetes Gebäude, das indeß bisweilen von sehr ansehnlicher Größe ist. — Jagdstück, ein Jagdgemälde von wirklichen oder idealen Jagdbegebenheiten.

Jagemann (Chr. Jos.), weimarischer Rath und Bibliothekar, geb. 1735 zu Dingelstedt im Eichsfelde, trat jung beredet in den Augustiner-Orden und entwischte bald nach abgelegtem Noviciat, flüchtete nach Dänemark, kehrte dann ins Vaterhaus zurück und mußte zur Strafe nach Rom pilgern, empfing in Florenz nach päpstlicher Dispensation die Priesterweihe, wurde deutscher Beichtvater daselbst, ließ sich dann in Erfurt als Direktor des katholischen Gymnasiums anstellen und hernach zum Privatbibliothekar

der verwitweten Herzogin Amalia in Weimar. Im nördlichen Deutschland verbreitete er den Geschmack an der italienischen Literatur und Sprache. Er starb 1804. — 2) (Ferdinand), Sohn des Vorigen aus zweiter Ehe, geb. 1780 in Weimar, weimarscher Hofrath und Hofmaler, starb 1820, gleich nachdem er in der karlsruher Hauptkirche die Himmelfahrt Christus aufgestellt hatte. Dies und das Bild des Großherzogs von Weimar in sprechender Aehnlichkeit mit seinem großen Ahnherrn Kurfürsten Friedrich dem Weisen, werden für seine vorzüglichsten Stücke gehalten.

Jagernat, s. Oschagrenat.

Jagellonen, s. Polen.

Jahr wird der Zeitraum genannt, in welchem die Erde ihren Lauf um die Sonne vollendet, und die davon abhängigen Veränderungen in der Natur wiederkehren. Da in der Vorzeit der irrige Glaube herrschte, die Sonne bewegte sich um die Erde, so nannte man diesen Zeitraum ein Sonnenjahr. Zuerst sollen die Aegypter sich der wahren Größe des Sonnenjahrs genähert haben; ihr Jahr hatte 12 Monate von 30 Tagen und eine Zugabe von 5 Tagen; allein bald bemerkten sie, daß der Sirius, dessen Wiedererscheinung vor Aufgang der Sonne die Ueberschwemmung des Nils anzeigt, alle vier Jahre um einen Tag später hervortrat. Obgleich sie also alle vier Jahre einen Tag zurückblieben, so behielten sie doch jene Bestimmung bei, weil eine Aenderung Verwirrung in ihrer Festrechnung gebracht haben würde, bis sie unter die Herrschaft der Römer kamen, die den julianischen Kalender bei ihnen einführten. Genauer war die Bestimmung des Jahres von 365 ¼ Tagen bei den Griechen, und dieses wurde vom griechischen Astronomen Sosigenes dem julianischen Kalender zum Grunde gelegt. Nach neuern Beobachtungen ist das Jahr noch um 11 Min. 15 Sek. kürzer, als das julianische. La Lande bestimmt es auf 365 Tage, 5 St., 43 Min., 35 Sek., 30 Tertien und von Zach auf 365 Tage, 5 St. 48 M., 45,016 Sek. Dieser so genau bestimmte Zeitraum, den man das astronomische Jahr nennt, muß man vom bürgerlichen Jahre unterscheiden. Dieses beruht auf dem julianischen Kalender, der später vom Papste Gregor XIII. verbessert worden ist. Sowohl der julianische als gregorianische Kalender kommen darin überein, daß sie ein gemeines Jahr von 365 und ein Schaltjahr von 366 Tagen annahmen. Dieses lassen sie alle vier Jahre, indem sie zwischen den 23 — 24. Febr. einen Tag einschalten, wiederkehren, damit sich die Jahresrechnung mit dem Sonnenlauf ausgleiche; denn, weil der Sonnenlauf über die 365 Tage noch 5 Stunden und 49 Min. und also beinahe 6 Stunden erfordert, so müssen dieselben alle vier Jahre, da sie fast einen ganzen astronomischen Tag betragen, eingeschaltet werden, damit eines Theils das Jahr allezeit mit einem vollen Tage anfangen, und andern Theils durch Auslassung der noch übrigen Stunden die Jahresrechnung von der Jahreszeit nicht abweiche. Dieser Abweichung so viel als möglich zuvorzukommen, hat Gregor verordnet, daß, weil die übrigen Stunden und Minuten des gemeinen Jahrs nach vier Jahren noch keinen vollen Tag, sondern nur 23 St. 16 Min. ausmachen, alle 100 Jahre dreimal nach einander anstatt des einfallenden Schaltjahrs ein gemeines Jahr behalten werde, und allein das vierhunderte Jahr ein Schaltjahr sein sollte, damit die in 400 Jahren übrig bleibenden 22 St. 40 Min. gekürzt und der wahre Sonnenlauf so genau als immer möglich beobachtet werde. Hierdurch wird an Genauigkeit so viel gewonnen, daß in 400 Jahren das bürgerliche von dem astronomischen Jahre nicht mehr als 1 Stunde und 20 Min. abweicht. Unter Mondenjahr versteht man die Zeit der 12 Umdrehungen des Mondes, welche nach La Lande 354 Tage, 8 St., 48 Min., 37 Sek. ausmachen; mithin ist das Mondenjahr 10 Tage, 21 St. kürzer als das Sonnenjahr.

Des Mondenjahres bedienten sich viele alte Völker. Mit dem julianischen Sonnenjahr kommt das Jahr überein, nach welchem die Perser seit dem 11ten Jahrh. zählen, wo es vom Sultan Gelal eingeführt wurde. Die Türken und Araber haben ein Mondenjahr von 12 Monaten, die mit 29 und 30 Tage abwechseln. Das heutige Judenjahr ist eigentlich ein Mondenjahr von 354 Tagen, dessen 12 Monate wechselweise 30 und 29 Tage haben. In Schaltjahren fügen sie nach dem Monat Adar einen ganzen Monat ein, den sie Geadar nennen, und dieses geschieht nach gewisser Ordnung in einem Umlauf von 10 Jahren. Der Anfang des Jahres ist nicht bei allen Völkern gleich. Bei uns und in ganz Europa wird das bürgerliche Jahr mit dem 1. Januar angefangen; die griechischen, orientalischen und habessinischen Christen beginnen es mit dem September; die Juden fangen ihr bürgerliches Jahr im Herbste mit dem Monat Tisri an, das Kirchenjahr aber im Frühling mit dem Monat Nisan (s. Annus u. Calender).

Jahr und Tag, s. Frist.

Jamaika, südlich von Cuba, der Größe nach die dritte der großen Antillen, aber die wichtigste Besitzung der Engländer in Westindien. Jamaika ward von Columbus 1494 entdeckt und blieb bis 1655 im Besitz der Spanier, denen sie von den Engländern entrissen wurde. Sie ist etwa 260 QM. groß sehr gebirgig, so daß die sogenannten blauen Berge an 7500 F. sich erheben, aber von mehr als 100 Flüssen und Bächen bewässert, am Küstenrande und in allen Thälern trefflich angebaut und in den Bergen mit den schönsten Waldungen bedeckt. Das Klima ist heiß, nur in den Bergen mäßiger, überall sind die Nächte kühl und daher dem Europäer höchst gefährlich. Der Boden ist nur mittelmäßig fruchtbar und bedarf vieler Arbeit und Düngung. Die Produkte sind die nämlichen wie auf den übrigen Antillen. Zucker, Kaffee und Piment oder englisch Gewürz sind die Hauptgegenstände des Anbaues; auch die Viehzucht ist sehr bedeutend. Man zählt über 360.000 Einw., worunter aber nur 30.000 Weiße, 15.000 freie Farbige und an 320.000 Sklaven. Diese große Zahl und die früher wenigstens harte Behandlung derselben veranlaßte viele, sich in die Gebirge zu flüchten, wo sie unter dem Namen Maronen-Neger theils ganze Dorfschaften anlegten, theils einen wüthenden Krieg gegen die Weißen führten. Nach manchem Kampf und manchem Frieden ist es erst in den neuern Zeiten gelungen, sie zu unterwerfen, und die meisten sind als freie Leute nach Sierra Leona versetzt worden. Auch jetzt noch wird Jamaika mehr als andere Inseln von Sklavenaufständen bedroht. Die Verfassung der Insel ist wie der meisten englischen Besitzungen in Amerika: dem Gouverneur, welcher die Stelle des Königs vertritt, steht ein Staatsrath oder Oberhaus, welches die Regierung ernennt, und eine Assembly oder Unterhaus von gewählten Repräsentanten zur Seite. Die Insel wird in drei Grafschaften getheilt. Die Hauptstadt St. Jago de la Vega oder Spanisch-Town, unter 18°, in geringer Entfernung von der Südküste am Flusse Cobre, ist der Sitz des Gouverneurs und aller Behörden, sie wurde 1520 angelegt, und ist finster, hat aber einige schöne Gebäude, namentlich das Gouvernementshaus, doch nur 5000 Einw. und wenig Handel. Weit wichtiger ist Kingston, östlich von der vorigen, an der nemlichen Küste und an der Bai Port royal, eine neuere, regelmäßig und schön gebaute Stadt, mit einem sehr geräumigen, aber nicht ganz sichern, durch zwei Forts geschützten Hafen, und 33.000 Einwohnern. Sie ist jetzt der Hauptsitz des Handels. Früher war es Port-Royal, an der nemlichen Bai, in geringer Entfernung von Kingston, mit einem guten Hafen und an 15.000 Einwohner. Sie hat sehr durch Erdbeben und Orkane gelitten.

Jamblichos, ein berühmter Philosoph, aus Chalkis in Cölesyrien, blühte unter der Regierung Konstantins d. Gr., und starb 333. Er war ein

Schüler des Anatolios und Porphyrios, und machte sich als Prophet, Geisterbeschwörer und Wunderthäter berühmt, daher er den Beinamen Σαυμασιος, der Göttliche, erhielt. Seine vielen Schriften sind verloren gegangen bis auf ein Bruchstück seiner Schrift über Pythagoras Leben (neue Ausg. v. Kiesling, Leipz. 1816), worin er als synkretischer Kompilator ohne Kritik, und seine Schrift über die Seele und seine Briefe (bei Stobäus), in welchen er als besonnener Gelehrter und Kenner philosophischer Vorstellungsarten, nicht ohne Einmischung einiger schwärmerischen Meinungen, erscheint. Wenn das Buch von den Geheimnissen der Aegyptier von ihm ist, so hat in ihm die schwärmerische Philosophie den höchsten Punkt erreicht.

James (St.), s. London.

Janina, Hauptstadt von Albanien (Epiros), am westlichen Ufer des gleichnamigen See's, des acherusischen See's der Alten, eine offene Stadt mit einigen abgesonderten festen Werken. Sie ist meist gut gebaut, hat mehre Paläste, Kirchen, Moscheen, aber enge Straßen. An der Ostseite auf einer in den See hineinragenden Halbinsel liegt die große Veste, mit Mauern, Thürmen und starken Werken rings umgeben, besonders gegen die Stadt durch einen hohen Wall und tiefen Graben, über welche eine Zugbrücke führt, gesichert. Auf dem felsigen Berge Littharizza bei der Stadt, dem höchsten unter allen, welcher jene Hauptveste im See beherrscht, ließ Ali Pascha ein neues Schloß bauen und befestigen. Auf einer andern beherrschenden Höhe liegt die Veste la Gullia. Sie ist der Sitz eines Pascha's, eines griech. Erzbischofs, und zählt über 40.000 Einw., meistens Griechen, die zu den gebildetsten und fleißigsten Bewohnern des neuen Griechenlands gehören; dann Mahamedaner, Juden und Zigeuner. Sie hat eine vorzügliche Bildungsanstalt für die höhern Wissenschaften, Bibliothek und natur-historisches Cabinet. Janina treibt beträchtlichen Handel mit Oestreich, Rußland und den ionischen Inseln. Seit 1788 war Janina die Residenz des Ali Pascha, und seitdem seufzten die Einwohner unter dem harten Drucke dieses Tyrannen. In jener Veste im See hielt er sich mit wenigen seiner Getreuen ein ganzes Jahr gegen das türkische Belagerungsheer, bis endlich im Februar 1822 seine Freunde ihn auslieferten. Vergl. d. Art. Griechen (Insurrektion und Kampf der Neu-).

Janitscharen. Dieser vornehmsten Theil der türkischen Infanterie wurde von Murat I. in der Mitte des 14ten Jahrhunderts aus Kriegsgefangenen, Christensklaven und deren Kindern errichtet und bekam den Namen Jeng-Itscheri oder neue Soldaten, woraus der bei uns gewöhnliche entstand. In der Türkei selbst heißen sie jetzt Kapikuli, oder besoldete Infanterie. Anfänglich bestand dieses Corps, das mit Christenkindern, die man lockte oder raubte, rekrutirt wurde, nur aus 7000 Mann, nach und nach stieg aber die Anzahl und mit derselben auch das Ansehn der Janitscharen, das sich auf die wichtigen Dienste, die sie dem Staate leisteten, gründete. Sultan Soliman führte die Gewohnheit ein, den Janitscharen bei der Thronbesteigung ein Geschenk zu machen, welches für jeden einzelnen beinahe in 17 Rthlr. besteht, und ihre Anmaßung vergrößerte, welche zuletzt so weit ging, daß sie selbst über die Regierung und den Kaiser Gewalt bekamen. Nach und nach wurde indessen dieses usurpirte Ansehn wieder vermindert, und man schuf die Janitscharen mehr zu ruhigen Bürgern um, indem man ihre Gerechtsame darauf beschränkte, Handel und Gewerbe mit Zollfreiheit treiben zu dürfen, und sie zugleich in dem weiten Umfange des ganzen Reichs vertheilte, sie auch, wenn sie Meutereien anfingen, mit großer Strenge behandelte, wodurch sie nach und nach minder furchtbar wurden. Gleichwohl werden sie noch jetzt von der Regierung und den Ministern gefürchtet, und mancher Große verliert nur deßhalb seinen Kopf, weil er die Gunst der Janitscharen nicht besitzt. So wie die Menge der Janitscharen anwuchs, wurde

es schwieriger, sie aus Christenkindern zu rekrutiren, daher man nach und nach arme Türken aufnahm, bis endlich die Vorrechte, welche die Janitscharen genossen, selbst Reichere reizten, sich einschreiben zu lassen, wodurch die ganze Menge bis über eine Million angewachsen ist. Von diesen sind jedoch kaum 400.000 wirklich in Diensten, die übrigen aber genießen mit jenen gleiche Vorrechte, stehen alle unter ihren Offizieren und sind steuerfrei. Löhnungen werden aus der Schatzkammer nicht mehr als 40.000 ausgezahlt, und diejenigen, welche sie erhalten, heißen vorzugsweise Janitscharen der Pforte, bekommen aber nicht gleichen Sold. Die neu angeworbenen erhalten nicht mehr als 1 Gr. 6 Pf. unseres Geldes täglich, dieser Sold steigt aber, nach Verhältniß der Dienstjahre und des Wohlverhaltens, bis auf 8 Ggr. 9. Pf. Außer demselben bekommen die wirklich Dienstleistenden, die in den Kasernen liegen, Kost und jährlich eine Montur. Die Löhnung wird ihnen vierteljährig gereicht, welches bei den in Constantinopel garnisonirenden vor der Thür des Divans geschieht, wobei zugleich jeder Mann ein Reiskuchen erhält. Weigern sie sich diesen anzunehmen, so ist dieses ein Beweis, daß sie mit der Regierung oder einem der Staatsbeamten unzufrieden sind, und man ist dann gewöhnlich sogleich bereit, ihre Forderungen zu erfüllen. Das ganze Corps ist in 162 Horda oder Regimenter eingetheilt, und jedes derselben hat eine besondere Oda, Caserne oder Gebäude, worin sie zusammen wohnen. Jede Oda, welche ihren Obersten, Oda-Baschi, Schatzmeister, Fähndrich und Koch hat, soll 1000 Mann stark seyn, erreicht aber öfters nicht die Hälfte, und die 111 Odas, die sich in Constantinopel befinden, enthalten nicht mehr als ungefähr 30.000 Mann. Jede Oda hat kleinere, aus ungefähr 70 Mann bestehende Abtheilungen, welche ein Hauptmann, Arra-Badschi, Baschi oder Schiur-Baschi, befehligt. Die vornehmern Offiziere der Janitscharen sind der Janitscharen-Aga, der Kjetchuda-Begh, der in jenes Abwesenheit den Dienst versieht, der Kui-Kjetchuda, der letzterm folgt, der Kulkjihaja, welcher mit unserm Generalquartiermeister übereinkömmt, und der Janitscharen-Effendi, der den Sold auszahlt, die Musterrolle führt und die gerichtlichen Angelegenheiten des ganzen Corps betreibt. Diese alle befinden sich bei der Garnison in Constantinopel, in jeder Provinz des Reichs ist aber noch ein Unter-Janitscharen-Aga oder Serdar, welcher die daselbst liegenden Janitscharen befehligt. Nach ihrem Aufenthalte werden sie in europäische, asiatische und egyptische eingetheilt; die ersten haben Flinten, einen Säbel, Dolch und eine Pistole, die zweiten Pfeile, Bogen und Dolche, die dritten theils die erstern, theils die letztern Waffen, nachdem sie aus Europa oder Asien stammen, denn die Aegyptier werden so wenig als die Araber gewürdigt, unter den Kern der türkischen Armee aufgenommen zu werden. In Friedenszeiten werden ihre Waffen, wenigstens in Constantinopel, in einem Zeughause aufbewahrt, und sie führen indessen nur lange Stäbe. Die Farbe seines Kleides kann sich jeder nach Gefallen wählen, alle tragen aber lange blaue Hosen und rothe Strümpfe, auch hatten sie sonst weiße, hohe, oben breite Mützen, mit langen herunterhängenden Säcken, statt derselben tragen aber gegenwärtig viele Turbane. Sie halten unter sich gute Ordnung, dulden keinen unter sich, der einen Diebstahl begangen, oder sich mit einer liederlichen Weibsperson verheirathet hat, sondern stoßen ihn aus und reißen ihm zum Zeichen den kleinen Kragen ab, der sich an der Kleidung befindet. Zum Tode Verurtheilte werden strangulirt und in einem mit Steinen beschwerten Sacke in das Wasser geworfen. Die Janitscharen fechten nicht in geschlossenen Gliedern, sondern Truppweise, jede Oda besonders, feuern nur einmal und bedienen sich dann ihrer übrigen Waffen. Sie greifen öfters im schnellsten Laufen an, sind aber zu nicht mehr als drei Angriffen verbunden, und können, wenn sie beim drittenmale nicht siegen, die Flucht ergreifen, ohne verantwortlich zu werden. Ehemals durften sie we-

der heirathen noch ein Gewerbe treiben, doch in dem Kriege vor dem Carlowitzer Frieden wurde Beides erlaubt, um Leute zu dieſem Corps zu locken, unter welches ſich beinahe Niemand mehr wollte einſchreiben laſſen. Verheirathete dürfen bei ihren Weibern in Privathäuſern wohnen, da hingegen Unverehelichte in den Caſernen leben müſſen. 2) In Deutſchlands theils alle zu einem Chor von türkiſcher Muſik gehörigen Tonkünſtler, theils auch nur diejenigen, welche die große Trommel, die Becken, den Triangel, die Glocken ſchlagen.

Janſen, Janſenismus, Janſeniſten. Cornelius Janſen wurde 1585 in einem Dorfe bei Leerwarden geboren. Seine erſte literäriſche Bildung erhielt er zu Utrecht, bezog dann die berühmte Hochſchule zu Löwen, wo er ſich mit Eifer den theologiſchen Wiſſenſchaften hingab, in welcher der als Vertheidiger des Michael Bajus (ſ. d. Art.) bekannte Jacobus Janſen ein Lehrer war. Auch ſchloß er in Löwen Freundſchaft mit dem ſpäter durch ſeinen Antheil an den Streitigkeiten über die Gnade, ſo wie durch ſeinen ſchwärmeriſchen Myſtizismus und ſeine düſtere Frömmigkeit bekannt gewordenen Abt von Saint Cyran, Jean du Vergier du Havranne. Nach ſeinem Abgange von der Hochſchule lebte er zwölf Jahre in Frankreich einzig dem Studium der Werke des h. Auguſtin, und bildete ſich ein eignes Syſtem über die Gnadenwahl. Nach Löwen zurückgekehrt, erhielt er die Doktorwürde und beſtieg den Lehrſtuhl der h. Schrift. Seiner Verdienſte wegen erhob ihn der König von Spanien 1635 zum Biſchof von Ypern, in welchem Amte er 1638 an der Peſt ſtarb. Unter ſeinen hinterlaſſenen Werken iſt das vornehmſte: Auguſtinus, welches 1640 zu Löwen erſchien, und worin ſein ganzes Lehrgebäude über die Gnade aufgeſtellt iſt. Es erregte großes Aufſehen und viele Unruhen, und die Streitigkeiten der verſchiedenen geiſtlichen Orden über jene Doktrine, welche der Papſt Pius V. durch das weiſe Gebot eines gänzlichen Stillſchweigens über den ſtreitenden Punkt beendigt hatte, begannen aufs Neue. Die Jeſuiten traten als Hauptgegner auf; wogegen die Auguſtiner und Dominikaner ſo wie einige Doktoren der Sorbonne ſich als die eifrigſten Vertheidiger des janſeniſtiſchen Syſtems zeigten. Janſens Buch wurde indeß 1642 vom Papſt Urban VIII. durch eine Bulle verdammt, „weil es die alten Streitigkeiten gegen das Verbot Pius V. wieder erneuere, und weil es mehrere ſchon im Bajus verworfene Sätze enthalte.“ Janſens Freunde, anſtatt ſich dem Urtheile des Papſtes zu unterwerfen, erklärten die Bulle für unterſchoben, und verbreiteten ihre Grundſätze immer mehr. 1653 verdammte endlich Innocenz X., auf den Bericht von 85 franz. Biſchöfen, folgende fünf Sätze aus Janſens Werke Auguſtinus: 1) gewiſſe Gebote Gottes können von den Frommen nicht gehalten werden, und es fehlt ihnen, auch wenn ſie Willen dazu haben, hinreichender göttl. Beiſtand; 2) den Gnadenwirkungen kann im Naturzuſtande Niemand widerſtehen; 3) um von Gott etwas zu verdienen, darf der Menſch nicht eben frei von aller (auch innerer) Nothwendigkeit, ſondern nur frei vom (äußern) Zwange handeln; 4) es iſt ein Irrthum, zu behaupten, der Naturmenſch habe das Vermögen, die zuvorkommende innere Gnade auszuſchlagen, oder anzunehmen; 5) es iſt falſch, daß Chriſtus für alle Menſchen geſtorben ſey. Um dieſem vatikaniſchen Ausſpruch auszuweichen, ſuchten Janſens Anhänger zu behaupten, dieſe 5 Sätze könnten auch in einem andern Sinne genommen werden, und wären dann untadelhaft; daher kömmt der berufene Unterſchied zwiſchen dem Rechte und der Thatſache. Um dieſe Behauptung zu vereiteln, beſchloſſen die Kirchenvorſteher Frankreichs 1654: daß die 5 Sätze in dem eigentlichen und natürlichen Verſtande des Janſenius ſeyen verworfen worden. Eben dieſes that auch Alexander VII. 1656 in einer feierlichen Bulle, worin er erklärte, daß die verworfenen Sätze in dem irrigen Sinne, den ſie haben könnten, in Janſens Buche ſtänden, und ſchickte 1665 eine Eidesformel nach Frankreich, die alle

Geistlichen unterschreiben und darin beschwören sollten, daß sie sich in die Verordnung des Papstes fügten und die 5 verdammten Sätze, so wie sie der Verfasser verstanden und der römische Stuhl sie verworfen, ebenfalls mit vollem Herzen verdammten. Ludwig XIV. befahl durch eine im Parlament einregistrirte Erklärung die Annahme dieser Eidesformel, und erhob sie zu einem Kirchen- und Staatsgesetze. Da sich die Jansenisten dennoch nicht den Entscheidungen des Papstes, der meisten franz. Bischöfe und jetzt des Königs unterwerfen wollten, so nahm Ludwig XIV. strengere Maßregeln, und viele Jansenisten, den Verfolgungen zu entgehen, wanderten aus. Andere suchten sich dadurch zu helfen; daß sie behaupteten, der Papst könne sich in solchen Dingen irren, wo es darauf ankomme; ob etwas geschehen sey oder nicht; ob Jemand z. B. seine Ausdrücke in diesem oder jenem Sinne genommen habe. Mehrere enthielten sich des Urtheils, und wollten schweigend dem Papste ihre Ehrfurcht bezeigen aber nicht unterschreiben. Auch die Nonnen von Port-Royal (s. d. Art.), vom Abt St. Cyran in den jansenistischen Lehren unterrichtet, erklärten sich in diesem Sinne. Endlich erlangten die Jansenisten unter Clemens XI. einen Scheinfrieden und eine äußerliche Aussöhnung; denn dieser Papst erlaubte 1669 eine bedingte Unterschrift. Indeß war die Ruhe, deren sich beide Parteien freuten, von kurzer Dauer; da die Jansenisten ungehindert fortfuhren, ihre Lehrsätze mit schwärmerischer Begeisterung anzupreisen und in Schriften zu verbreiten. 1697 erhoben sich in den Niederlanden, wohin sich viele Anhänger des Jansenismus aus Frankreich geflüchtet hatten, neue Zwistigkeiten über die Eidesformel, welche Innocenz XII. durch mehrere Breven, aber vergebens beizulegen sich bemühete; da die Jansenisten, besonders so lange noch Männer wie Arnault, Pascal, (s. diese A.) Nicole, Perrault u. A. an ihrer Spitze standen, stets neue Auswege wußten, dem Papst und den meisten Kirchenvorstehern Frankreichs auszuweichen. Die von den Königen von Frankreich und Spanien beim Papst Clemens XI. ausgewirkte Bulle Vineam Domini (1705), welche sich auf das Bestimmteste über die 5 Sätze erklärte, wurde von der Mehrzahl des franz. Clerus als ein bindendes Kirchengesetz angenommen; aber der Jansenismus hielt sich aufrecht trotz dem allen, und kämpfte mit seinen eifrigsten Gegnern, den Jesuiten. Quesnel, ein Oratorianer, ward nach Arnauld das Haupt der Jansenisten; seine schon 1671 erschienenen moralischen Betrachtungen über das Neue Test., damals ein allgemein beliebtes Buch, war die Veranlassung zu der Bulle Unigenitus (s. d. A.), 1714, worin 101 Sätze des Pater Quesnel verworfen werden. Eine Trennung unter dem franz. Clerus war die Folge dieser Bulle, die erst unter dem Regenten Herzog v. Orleans auf dessen Befehl als ein Kirchengesetz angenommen wurde. Jetzt, als keine Gründe zur Widersetzlichkeit mehr vorhanden waren, nahmen die ganz in exaltirter Schwärmerei schwebenden Jansenisten zu Wundern ihre Zuflucht, die in Paris und Port-Royal geschehen seyn sollten. Am meisten Aufsehen erregend waren aber die Wallfahrten zum Grabe des jansenistischen Diakons, Franz Paris († 1727), der aus schwärmerischer Heiligkeitssucht sich durch wüthende Selbstpeinigungen zu Tode gemartert hatte, und dafür Wunder thun sollte. Die seit 1731 aufgekommenen Rasereien der Convulsionairs, Menschen, die auf dem Grabe dieses Heiligen in Krämpfe und Zuckungen geriethen, und den Jansenismus mit begeisterten Worten priesen; die Sekuristen, die sich zu ihren Zuckungen noch besondere Hülfe leisten, und mit Fußtritten, Schlägen und Stichen martern ließen; die Naturalisten und Figuristen, die bald die Hülflosigkeit des unbegnadigten Naturmenschen, bald die Reinheit der Kirche durch unanständige Entblößungen darzustellen suchten; der Discernanten und Melangisten, die sich über die Frage stritten: ob Gott oder der Teufel die Convulsionen hervorbrächte? und andre schwärmerische Jansenistenparteien machten eine Sache

der man ohnehin nachgerade müde ward, lächerlich, und die ernstlichen Maßregeln der Polizei, das fortgesetzte Verbrennen der jansenistischen Bücher, die häufigen Verhaftungen und das nach dem Gange der Natur erfolgende Erlöschen jedes Enthusiasmus brachte sie endlich in Vergessenheit. Aber sie hielt in Frankreich immer Freunde, und eine Partei im Klerus, die durch ihre Bereitwilligkeit zum Constitutionseide in der Revolution bewies, daß sie sich lieber vom Papste, als von ihrer Meinung trennen mochte. In den Niederlanden hat sich aber ein öffentlich anerkanntes kirchliches Institut der Jansenisten gebildet, das sich, zufolge der auf der jansenistischen Provinzialsynode zu Utrecht 1763 gefaßten Beschlüsse, zwar nicht von der katholischen Kirche ausschließen will, auch den Papst als geistliches Oberhaupt achtet, die Bulle Unigenitus aber verwirft, und ein allgemeines Concilium (dem allein es Unfehlbarkeit zuschreibt, und an welches sie feierlich appellirten) über ihn stellt, jedoch bei dem in Jansens Buche Augustinus enthaltenen Systeme über die Gnade beharrt, und den innern Gottesdienst als das vorzüglichste Merkmal der Frömmigkeit betrachtet. Sie haben seit 100 Jahren einen eignen Erzbischof zu Utrecht und zu Harlem und Deventer Bischöfe, eine der Civilobrigkeit unterworfene Geistlichkeit und eine wohlgeordnete Kirchenverfassung. Die niederländische Regierung beschützt solche, ungeachtet ihre Bischöfe, die jedem neuen Papste ihre Verehrung bezeigen, jedes Mal eine Art Exkommunikationsbulle zurück erhalten, da dieser, so wie alle Bischöfe der römisch-katholischen Kirche, sie als Schismatiker betrachten.

Januarius. Dieser Heilige ward, laut der Legende, als Bischof von Benevento im J. 305 enthauptet, nachdem eine Menge ihm angethaner Martern ihn nicht zu tödten vermochten, und die wilden Thiere, welchen man ihn vorwarf, ihn nicht zerreißen wollten. Eine fromme Matrone von Puzzuolo, wo Januarius starb, füllte mit dessen Blute zwei Fläschchen und verehrte sie dem Bischof Severus zu Neapel. Hier befinden sie sich noch jetzt nebst seinem Haupte in einer besondern Kapelle, der übrige Körper liegt aber in der Cathedralkirche. Die Neapolitaner glauben, das geronnene Blut werde in dem Fläschchen flüssig, wenn man es dem Haupte nähere und die Priester geben ihnen dieses Schauspiel jährlich dreimal, vornehmlich den ersten Sonntag im Monat Mai, auch zuweilen bei außerordentlichen Unfällen, als Erdbeben, Landplagen und dgl. Wird das Blut in der Hand des Priesters bald flüssig, so hält man sich der Gunst des Heiligen für gewiß, glaubt ihn hingegen ungnädig, wenn das Blut lange Zeit braucht, ehe es fließt.

Janus, eine uralte, den Griechen unbekannte, Gottheit der Römer. Die Pelasger glaubten zwei höchste Gottheiten, unter denen sie sich die Natur und ihre Befruchtung dachten. Sie wurden bald als zwei, und zwar männlichen und weiblichen Geschlechts, vorgestellt, bald in eine zusammengezogen. Diese Gottheit nahmen nun die Aboriginer von den Pelasgern auch an, und nannten sie Janus. Sie verehrten in dem Janus den Deus Deorum, wie ihn die Saliarischen Gedichte nennen, den Regierer des Jahres und aller menschlichen Schicksale, den Entscheider des Krieges und Friedens, und der wichtigsten menschlichen Begebenheiten. Man bildete ihn daher mit einem Speer in der Rechten und einem Schlüssel in der linken Hand, auf einem strahlenden Throne sitzend; desgleichen mit zwei Gesichtern, wovon eins vor- das andere rückwärts sahe, weil man, nach Nitsch, ihn mit der andern höchsten Gottheit der Urvölker Italiens, dem Saturnus, in eine zusammenschmolz. Es war nämlich eine alte Sage, daß Janus und Saturn zusammen als Könige über Latium geherrscht hätten, d. h. zu einerlei Zeit den Aboriginern bekannt geworden wären. Dieser Sage zufolge machte man nun den Janus zu einer historischen Person, und dichtete ihm folgende Mythe. Janus war

einer der alten Könige der Aboriginer oder Lateiner. Auf dem Janiculum bauete er eine Stadt, die von ihm den Namen erhielt. Seine Gemahlin war nach Einigen die Meergöttin Venilia, nach Andern seine Schwester Kamese. Erstere, Vanilia, war bei den alten Italienern die Flucht, Letztere, die Kamese oder Kamese, war eine wahrsagende Göttin. Mit einer von beiden zeugte Janus eine Tochter, Caneus. Er lehrte übrigens sein Volk den Ackerbau, und führte gute Gesetze und gottesdienstliche Gebräuche ein. Bald erhielt er einen Gehülfen seiner wohlthätigen Regierung. Saturn, von seinen Kindern vertrieben, flüchtete sich nach Latium, wurde vom Janus gut aufgenommen, und zu seinem Mitregenten erwählt. Unter Beider Regierung sah Latium sein goldenes Zeitalter. Ein ewiger Friede beglückte es, und ohne Mühe und Beschwerden gewann jeder seinen reichlichen Unterhalt von dem freigebigen Boden. Janus war nach ihm der Oberthürhüter im Himmel und auf Erden. Er öffnete die Himmelspforte, um den Tag herauszulassen, und verschloß sie, wann er wieder zurückgekehrt war. Alle Arten von Aus- und Eingängen standen unter seinem Schutze. Von ihm hieß eine Thür janua, und jeder unverschlossene gewölbte Durchgang, wodurch man aus einer Straße oder einem Platze in einen andern kam, ein Janus. Er ward daher auch der Gott des Tages und des Jahres; ihm war der erste Tag des Jahres und von jedem Tag die erste Stunde heilig; bei allen feierlichen Opfern machte man mit ihm den Anfang. Romulus bauete ihm den berühmten Tempel, der nach der Verordnung des Numa bei dem Anfange eines Krieges aufgeschlossen wurde, so lange der Krieg dauerte, offen blieb, und nicht eher, als bis in allen den Römern unterworfenen Ländern Friede war, wieder geschlossen wurde. Nur dreimal geschah dieses in dem langen Zeitraume von 700 Jahren: das erstemal unter Numa, das zweitemal nach dem ersten punischen Kriege, das drittemal nach der Schlacht bei Actium. Die Janustempel unterschieden sich von den andern Tempeln dadurch, daß auf ihren Giebeln das Bild des Janus sich befand. Nach Varro war der älteste Tempel des Janus nichts weiter als eine Thür, mit dem Bildniß des Janus. Sie stand auf dem Forum Romanum neben dem Bildniß des Janus; zuletzt wurde ein Tempel darüber erbauet, der ganz von Erz gewesen seyn soll. Numa soll am Argileto vor dem carmentalischen Thore am Theater des Marcellus 2 kleine Tempel dicht neben einander haben aufführen lassen, ihnen nur Einen Namen gegeben, und sie dem Janus gewidmet haben. Nachher mag vielleicht die zwischen beiden Tempeln befindliche Scheidewand abgebrochen und beide in Einen verwandelt worden seyn, weil der Senat sich in demselben versammelte, als die Fabier gegen die Vejenter ausgezogen. Den dritten Tempel des Janus bauete C. Duilius zwischen der Tiber und dem Theater Marcellus. In jeder der 12 Regionen der Stadt hatte Janus einen Altar.

Japan (Kaiserthum). Es besteht aus mehrern, einen Bogen von S. W. nach N. O. bildenden, den Küsten von Korea und der Mandschurei gegenüber liegenden Inseln, welche sich vom 31° bis zum 50° N. B. und vom 148° bis zum 170° O. L. erstrecken. Das eigentliche Reich wird von der Hauptinsel Nipon und den 2 südwestlich davon liegenden Inseln Sikok und Kiusiu gebildet; die weiter nördlich sich erstreckende Inselreihe ist erst später von den Japanern in Besitz genommen worden. Der Flächeninhalt mag über 12.000 Q. M. betragen, wovon indeß nur etwa 7000 auf die 3 Hauptinseln kommen. Dieses Reich wurde zuerst 1542 von Europäern besucht, ist aber, da es sich in der neuern Zeit noch ungleich strenger als China vom Weltverkehr abgeschlossen, in seinem Innern äußerst wenig bekannt. Die 3 Hauptinseln sind durchaus gebirgig, mehrere ihrer Berge sind mit ewigem Schnee bedeckt und das Land den Erdbeben sehr unterworfen, auch soll es noch mehrere

brennende Vulkane auf Nipon geben. Viele reißende und doch zum Theil schiffbare Ströme ergießen sich nach O. und W., und der Fleiß der Einwohner hat außerdem noch viel Bewässerungskanäle angelegt. Im Ganzen ist die Westküste von Nipon milder und fruchtbarer, die Ostküste äußerst steil, und das Meer um alle diese Inseln gehört wegen der häufigen Typhons und Nebel zu den gefährlichsten auf Erden; ehemals gaben die Holländer von 6 Schiffen, die sie dahin schickten, jedesmal eins verloren, und oft gingen noch mehrere zu Grunde. Der Boden ist im Allgemeinen nicht sonderbar ergiebig, mehr steinig und sandig, allein der unglaubliche Fleiß der Japaner hat selbst die höchsten Berge für den Anbau gewonnen; kein Land der Welt ist vielleicht in solcher Ausdehnung und so gartenmäßig angebaut als dies. Das Klima dieser Inseln ist nicht so warm, als man nach ihrer Lage vermuthen sollte, es fällt sehr viel Regen, und Nebel und Stürme sind häufig, vorzüglich aber ist die Temperatur schnellen und großen Wechseln unterworfen. Bei der großen Bevölkerung des Landes und dem allgemeinen Anbau kann es hier nur wenig wilde Thiere geben, selbst Bauholz mangelt und muß von den nördlicheren Inseln herbeigeschafft werden. Japan hat wenig vierfüßige Thiere, man unterhält weder Elephanten, noch Kamele, noch Esel, selbst Schaafe und Ziegen sind sehr selten. Die einzige Hausthiere sind Rinder, Pferde, Hunde und Katzen und etwas Geflügel, was indeß auch nur der Eier wegen gehalten wird, da der Japaner meist nur Vegetabilien und Fische genießt. Die Seidenkultur ist bedeutend, und das Meer liefert außer einer großen Menge Fische, Austern, Korallen und Schwämme. Unter den Kultur-Pflanzen nimmt der Reis den ersten Rang ein, er macht die Hauptnahrung aller Japaner aus und soll hier besser seyn als irgendwo in Asien; man baut auch unsere Getreidearten und hat einen Ueberfluß an schönem Obste, wie auch an Südfrüchten. Der japanische Thee ist nicht so gut als der chinesische. Ferner wird viel Baumwolle, Tabak und Hanf gebaut. Der Firnißbaum giebt hier einen schönern Firniß als den der Chinesen; der Kampfer aber ist viel schlechter als der von Borneo. Das Land erzeugt eine große Mannigfaltigkeit von Blumen, sie sollen aber weniger Geruch haben als in andern Gegenden. Man findet viel Gold in Japan, theils in Gängen, theils in Flüssen; etwas Silber; außerordentlich viel und schönes Kupfer; wenig, aber sehr feines Zinn; eben so viel, aber ausgezeichnet schönes Eisen, so daß die japanischen Säbelklingen zu den besten in der Welt gehören. Endlich findet sich Quecksilber, Steinkohlen, sehr viel Schwefel, Porzellanerde und Asbest, welcher auch zu unverbrennlichen Zeugen verarbeitet wird. Die Zahl der Einwohner läßt sich zwar durchaus nicht bestimmen, mag aber bei dem tiefen Frieden, dessen das Land schon seit lange genießt, und dem trefflichen Anbau leicht 6000 auf die Q. M., also über 40 Millionen betragen. Die Japaner gehören augenscheinlich zur mongolischen Rasse, doch vermuthen viele eine ursprüngliche Vermischung dieser mit der malaiischen Rasse, wenigstens zeichnen sie sich vor den Chinesen, die sie verabscheuen, höchst vortheilhaft aus. Sie sind in der Regel nicht groß, besonders die Frauen auffallend klein, aber gut und kräftig gebaut und nicht so zum Fettwerden geneigt wie die Chinesen. Alle Nachrichten stimmen darin überein, daß die Japaner ein stolzes und tapferes Volk seyen; man rühmt ihre Wißbegierde, ihre Bereitwilligkeit sich von Fremden belehren zu lassen, ihre leichte Fassungsgabe und ihre Redlichkeit. Dabei sind sie mäßig, höchst arbeitsam, sehr reinlich, aber auch hart und rachsüchtig, wozu die furchtbare Strenge ihrer Regierung viel beitragen mag. Von ihrer Todesverachtung gibt es wohl keinen stärkern Beweis als daß, wer sich von einem andern beleidigt glaubt, sich nicht selten den Leib mit seinem Säbel aufreißt,

welches dem andern, wenn er nicht für ehrlos gelten will, das nämliche zu thun gebietet. Die Männer scheren den Bart und den Kopf bis auf einige Haare an den Schläfen und im Nacken, welche oben zusammengebunden werden; Hüte tragen sie nur im Regen, aber gewöhnlich Sonnenschirme und Fächer. Die verheiratheten Frauen reißen sich die Augenbraunen aus und schminken das Gesicht, vorzüglich die Lippen. Nur vornehmere Frauen leben sehr zurückgezogen; geringere gehen frei herum. Das Gesetz erlaubt zwar nur Eine Frau, aber Vornehmere nehmen so viel Conkubinen als sie wollen. Die Kleidung gleicht unsern Schlafröcken, mit weiten Aermeln, welche zum Theil zugenäht als Taschen dienen. Man zieht mehrere solcher Röcke, Frauen wohl an 20 über einander an; ein Gürtel, woran 1, auch wohl 2 Säbel befestigt sind, hält die Kleidung zusammen. Beinkleider werden meist nur auf Reisen getragen; die gewöhnliche Farbe ist die schwarze, weiß deutet Trauer an. Reichere tragen nur Seide, Aermere Baumwolle. Die Nahrung aller Nicht-Reichen besteht fast nur in Reis und Fischen; überhaupt wird wenig Fleisch genossen. Thee ist das gewöhnlichste Getränk, doch wird auch aus dem Reis ein berauschendes Getränk bereitet. Männer und Frauen rauchen leidenschaftlich. Die Familiennamen erben zwar fort, jeder aber legt sich selbst einen eignen Namen bei, den er oft mit einem andern bei irgend einer Veranlassung vertauscht. Im Allgemeinen stehen die Japaner etwa auf der nemlichen Stufe der Kultur wie die Chinesen, doch übertreffen sie diese weit in manchen Fertigkeiten und vorzüglich an Bildsamkeit. Die japanische Sprache ist eine durchaus eigenthümliche und vielspibige, man unterscheidet auch hier eine Hof-, eine Bücher- und eine Volkssprache, und bedient sich theils der chinesischen Charaktere, theils eines eignen Alphabets. Fast jedermann kann schreiben und lesen. Ihre wissenschaftliche Kultur mag indeß wohl nur sehr gering seyn. Sie übertreffen die Chinesen in der Kunst zu lackiren, in allen Stahlarbeiten und in einigen Geweben, vorzüglich Kreppflor; dagegen ist ihr Porzellan weniger fein, als das chinesische, was aber wohl nur am Material liegt. In der Architektur zeichnen sie sich wenig aus; fast alle Häuser sind nur von Holz und ein Stockwerk hoch, was auch der Erdbeben wegen nothwendig ist; nur der größere Umfang zeichnet die Paläste aus. Das Innere der Häuser ist nur durch bewegliche Wände oder Schirme in mehrere Zimmer getheilt, aber sehr reinlich, die Wände gewöhlich mit Papier bekleidet, der Boden mit feinen Matten bedeckt, Hausgeräthe findet man wenig, und die Fenster haben statt des Glases geöltes Papier. Zur Erwärmung dienen Feuerbecken. Die reichern Japaner haben hübsche Gärten gern an ihren Häusern. Die Zahl der Städte und Dörfer ist unglaublich groß, sie erstrecken sich oft meilenlang neben den Landstraßen, sind aber höchst einförmig gebaut, da man hier keine Prachtgebäude kennt; nur die Brücken sollen schön seyn. Die Landstraßen sind vortrefflich, und leicht zu unterhalten, da man in Japan fast kein Fuhrwerk sieht. Man reist zu Pferde, wobei das Pferd eine Art von Strohschuh anhat, und stets von einem Diener geführt wird, oder man läßt sich in Sänften tragen, oder geht zu Fuß. Drei verschiedene Religionen sind in Japan herrschend. Die erste, die man die Staatsreligion nennen könnte, ist die Sinto-Religion, deren Oberhaupt der Kinrei oder Daïro. Sie nimmt ein höchstes Wesen und die Unsterblichkeit der Seele an; jener höchste Gott wird zwar verehrt, jeder Eid bei ihm geleistet und im Tempel errichtet, doch wird er nicht bildlich dargestellt; nur ein großer Metallspiegel, mit Streifen weißen Papiers verziert, befindet sich in der Mitte des Tempels, sinnreiche Symbole der Reinheit und des Gewissens; vor diesen verrichtet der Japaner sein Gebet. Dieser Glaube nimmt zwar unzählige Untergötter an, sie werden aber eben so wenig abgebildet. Der Daïro war ehemals der Regent von Japan, zur Zeit als das Land noch unter viele

kleine Fürsten getheilt war; seitdem aber der weltliche Kaiser oder Kubo sich erhoben, ist ihm nur eine fast göttliche Verehrung und die Leitung der geistliche Angelegenheiten geblieben. Er lebt unsichtbar für das Volk in einem weitläuftigen Pallaste zu Meako, welche Stadt und Provinz ihm ausschließlich gehört; er hat 12 Weiber, und seine Würde ist in seinem Geschlechte erblich. Auch die Priester dieser Sekte sind verheirathet, und die Anhänger derselben enthalten sich der meisten Fleischspeisen. Die zweite Religion ist die des Buddha (s. d. Art.), welcher hier mit seinem Gefolge von unzähligen Neben- und Untergöttern unter dem Namen Siaka verehrt wird; die Priester heißen Bonzen. Diese Sekte befördert ungleich mehr als die erste den elendesten Aberglauben und übt wenig Einfluß auf die Sittlichkeit ihrer Anhänger. Die Religion des Confutsee ist auch hier die der Gelehrten und hat keine Tempel. Außerdem soll es noch Gestirn-Anbeter in Japan geben. Das Christenthum hatte im 16ten Jahrh. schon sehr bedeutende Fortschritte in Japan gemacht, wurde aber im 17ten gänzlich ausgerottet. Nachdem nämlich der erste Portugiese Fernando Mendez Pinto 1542 durch Sturm verschlagen Japan entdeckte, sendeten die Portugiesen 1543 ein Schiff dahin mit der doppelten Absicht, eine Niederlassung zu begründen und den christlichen Glauben zu verbreiten; auch Franz von Xavier (starb 1552) (vergl. d. Art.) befand sich auf diesem Schiffe. Beide Absichten gelangen über Erwarten. Den Portugiesen wurden Niederlassungen auf Kiusiu und freier Handel durch das ganze Reich gestattet, welches ihnen unermeßliche Vortheile erwarb; auch die Missionäre fanden eine willige Aufnahme, und bald hatten sich sogar mehrere der damaligen Landesfürsten zum Christenthum bekehrt. Allein schon 1575 brach unter einem neuen Kubo-Sama, der den rechtmäßigen, von den Christen anerkannten, Thronerben vertrieb, die erste Verfolgung gegen die Christen aus und ward unter blutigen Kriegen mit unerhörter Grausamkeit bis 1622 und 1623 fortgesetzt, wo die letzten Christen in Japan ausgerottet wurden. Die Holländer, welche aus Handelsneid den heidnischen Japanern gegen die dortigen Christen kräftige Hülfe geleistet, blieben nun die einzigen Europäer, denen einiger Handel, aber unter den erniedrigendsten Bedingungen, gestattet wurde; die Portugiesen wurden gänzlich verbannt, aber die Japaner selbst verabscheuten das Betragen der Holländer und gaben ihnen die stärksten Beweise ihrer Verachtung. Sie dürfen nur jährlich 3 Schiffe nach Japan senden, deren Ladung nicht den Werth von 300.000 Thaler übersteigen darf; außer ihnen wird Japan nur noch von Chinesen besucht, welche wo möglich noch empörender behandelt werden als die Holländer. Alle Versuche der Russen in der neuesten Zeit, eine Handelsverbindung mit Japan anzuknüpfen, sind gänzlich gescheitert. Die Regierung in Japan ist eine reine Despotie, welche sich ganz ganz gibt für das was sie ist, und wenigstens nicht die erlogenen Formen der chinesischen heuchelt. Die Gesetze sind mit Blut geschrieben, fast jedes Vergehen wird mit dem Tode gebüßt, und nicht selten muß die Familie des Schuldigen, ja seine Nachbarn, sein Schicksal theilen, wodurch jeder zum strengen Beobachter seiner Angehörigen wird. Jetzt ist die Macht gänzlich in den Händen des Kaisers oder Kubo, auch Kubo-Sama, welcher Zusatz das höchste andeutet. Bis 1142 war der Daïro das Oberhaupt des Landes, aber neben ihm gab es viele Erbfürsten, welche große Provinzen besaßen. Um diese Zeit ward die Würde eines Kubosama, oder Kron-Großfeldherrn eingeführt, welche schon die Macht des Daïro sehr beschränkte, bis endlich 1575 ein Mensch aus dem niedrigsten Stande sich durch Tapferkeit und Talente, zu dieser Würde emporschwang, den Namen Taikosama (höchster Herr) annahm und die Macht sowohl der Erbfürsten als des Daïro fast gänzlich vernichtete. Seine Nachfolger sind diesem Systeme treu geblieben. Noch jetzt gibt es zwar viele Damjos oder Erbfürsten, die in ihren Gebieten

unumschränkt herrschen, aber so gänzlich vom Kubo abhängen, daß er sie verbannen und hinrichten lassen kann; auch müssen ihre Familien stets als Geißel in der Residenz des Kubo wohnen und sie selbst jährlich mehrere Monate sich dort aufhalten. Außerdem giebt es noch einen Erbadel. Die übrigen Stände bestehen aus Geistlichen, Kriegern, Kaufleuten, Handwerkern und Bauern; doch giebt es hier keinen Kastenzwang. Die Sklaven bestehen aus den Nachkommen ehemaliger Kriegsgefangenen und aus solchen Kindern, welche die Eltern aus Armuth verkauft haben. Die Kriegsmacht der Japaner ist nicht unbedeutend: außer den eigentlichen Reichstruppen des Kubo hält noch jeder Damjo ein kleines Heer. Die Soldaten sind nur zum Theil mit kupfernen Luntenflinten versehen; die meisten führen Bogen; die Artillerie ist ganz unbedeutend. Noch schlechter sind die Fahrzeuge der Japaner; Kriegsschiffe haben sie gar nicht, und selbst ihre kleinen Handelsfahrzeuge sind äußerst schlecht gebaut. Der Handel der Japaner war ehemals sehr bedeutend; jeder Fremde durfte zu ihnen kommen, und sie besuchten alle Theile Indiens; die argwöhnische Politik Taikosama's hatte dies gänzlich verändert, jetzt darf kein Japaner sein Vaterland verlassen, nicht einmal eine fremde Sprache erlernen, mit Ausnahme der 150 für den Handel mit den Holländern angestellten Dolmetscher, und aller Handel beschränkt sich auf die verschiedenen Inseln unter einander. Wir wissen nur im Allgemeinen, daß das eigentliche japanische Reich in 7 große Provinzen zerfällt, wovon 5 auf Nipon kommen und die beiden Nebeninseln jede eine ausmachen, wovon dennoch die andern den Japanern unterworfenen Inseln kommen, und müssen uns daher begnügen, nur die wenigen den Europäern bekannt gewordenen Orte zu verzeichnen. 1. Auf der Hauptinsel Nipon oder Nifon liegen: a) Jeddo, unter 35° 15′ N. B., die Hauptstadt des Reichs und Residenz des Kubo. Sie liegt halbmondförmig an einem Meerbusen an der Südostküste, soll über 4 Meilen im Umfange und über 1½ Millionen Einwohner haben, was leicht möglich ist, da sich hier alle Behörden, ein zahlreicher Hofstaat, die Familien aller Vasallenfürsten zusammendrängen und der Handel überdies sehr bedeutend ist. b) Miako oder Kio, die alte Hauptstadt des Reichs und jetzt Residenz des Daïro, etwa unter 34° N. B., am Flusse gleiches Namens, welcher sich an der Südwestküste ins Meer ergießt. Sie ist kleiner als Jeddo, mag doch aber leicht eine halbe Million Einwohner zählen. Sie ist der Sitz der japanischen Gelehrsamkeit, hat eine Art Universität und viele berühmte Schulen; hier werden alle Bücher gedruckt; auch ist hier die einzige Münze des Reichs. c) Osaka, eine der größten und reichsten Handelsstädte des Reichs. 2) Auf Kiussu liegt der berühmte Hafen Nangasaki (s. d. Art.), unter 32° 44′ N. B., an einem schönen von Bergen umgebenen Meerbusen; er ist jetzt der einzige, wohin Holländer und Chinesen kommen dürfen. Die Insel Sikoko, nordöstlich von der vorigen, ist noch nie von einem Europäer betreten worden; man weiß nur, daß sie eben so bevölkert und eben so gut angebaut ist, als die vorige. Die Insel Jesso, deren Inneres ebenfalls noch nie von Europäern besucht worden ist, liegt nördlich von Nipon, von welcher sie durch die Straße Sangaar getrennt wird. Die Insel Karafta oder Sachalin oder Tschoka; (den ersteren Namen führt sie bei den Japanern selbst, liegt im N. von Jesso und streckt sich mit geringer Breite bis über die Mündung des Amur hinaus an der Küste der Mandschurei entlang. Nur die Küsten sind von europäischen Seefahrern und doch so unvollständig beobachtet worden, daß man noch streitet, ob es eine Insel sey, oder ob sie südlich von der Amur-Mündung mit dem festen Lande zusammenhänge. 3. Die Inselgruppe Bunin. Diese Inseln, einige 80 an der Zahl, liegen im S. von Japan zwischen dem 23° und dem 30° N. B., und waren bis auf die neueste Zeit unbekannt. Gegen das Ende des 17ten Jahrh. haben sich

Japaner auf 10 derselben niedergelassen, die übrigen sind zu klein und zu felsig, um den Anbau zu gestatten. Sie genießen eines milden Klima's und sind reich an den köstlichen Vegitabilien jener Breiten. Die Einwohner, ohne eigentlich Unterthanen des japanischen Reichs zu seyn, verkehren doch nur mit ihren Landsleuten in Japan.

Jargon. Für dieses Wort hat die deutsche Sprache keinen gebräuchlichen Ausdruck. Es bedeutet entweder eine verdorbene Sprache oder Sprachweise mancher Personen und Stände, oder eine selbst gemachte Sprache, über welche Mehrere übereinander gekommen sind, sich derselben in ihrer Gesellschaft zu bedienen, um nicht verstanden zu werden. So haben Studenten, Handwerksburschen, Diebe, Schmuggler sich eine besondere Sprache gebildet, die nur der Eingeweihte versteht. Auch nennt man nicht selten ein gewisses, leichtes, manchmal angenehmes Geschwätz, das bei den Menschen, die eine große gesellige Gewandtheit besitzen, häufig die Stelle des wahren Geistes, des gesunden Verstandes, der Vernunft und der Kenntnisse vertritt, ein Jargon; es besteht in sonderbaren Sprachwendungen, in einem auffallenden Gebrauche gewisser Redensarten; in der Kunst, geringfügige, kindische, gemeine Ideen durch einen gesuchten Ausdruck zu heben. Je kleinlicher, verdorbener ein Volk ist, desto mehr gefällt es sich in einem solchen Jargon. Das Kostbare, oder jene gezierte Affektion in der Sprache, welche der Natürlichkeit, dem guten Geschmacke und der Offenherzigkeit so sehr entgegen ist, und auf die man nichtsdestoweniger nicht selten im gesellschaftlichen Umgange stößt, ist auch eine Art Jargon. Man nenne ihn niedlich, fein, witzig, liebenswürdig, er ist und bleibt immer ein Zeichen des kleinlichen frivolen Geistes. Man unterscheidet manchmal die alten, ursprünglichen Sprachen von den neuern, die von ihnen abstammen, durch Jargon; so sollen das Französische, Italienische, Spanische, lateinische Jargons seyn. In diesem Sinne würde die lateinische Sprache auch ein Jargon der griechischen oder einer andern seyn; und es dürfte keine Sprache geben, von der sich nicht dasselbe sagen ließe, weil jede sich mit andern mehr oder weniger vermischt hat.

Jaspis, ein undurchsichtiger Stein, der zum Kieselgeschlecht gehört. Unter mehreren Arten desselben ist vorzüglich merkwürdig: der ägyptische Kiesel mit zwei oder mehreren Farben in concentrischen Kreisen, die bald mehr, bald weniger regelmäßig sind; er ist braun in mancherlei Abstufungen, mit Adern oder gestreift und mit dendritischen Zeichnungen. Er läßt sich vortrefflich poliren, und findet sich vorzüglich in Oberägypten. Der Band-Jaspis findet sich grau, grün, gelb und roth; diese Farben erscheinen oft vereinigt in bandförmige Streifen geordnet. Man trifft ihn in Sachsen und Sibirien. Der gemeine Jaspis nimmt auch eine treffliche Politur an und zeigt sich in primitiven Gebirgslagern in fortlaufenden Adern.

Jassy, die Hauptstadt der Moldau (s. d. Art.), auf Hügeln und an den sandigen Ufern des Bachs Bachlui in einer reizenden Gegend gelegen, ist ein offener, größtentheils zerstörter Ort von 20.000 Einw. in 2000 Häusern, im Ganzen schlecht gebaut mit Balken belegten Straßen. Die Einw. bekennen sich zum griechischen Ritus, doch haben auch die Katholiken freie Ausübung ihres Kultus. Jassy ist der Sitz des Hospodars, dessen Schloß gegenüber einer kleinen Festung liegt, und des griechischen Metropoliten; hat 14 Pallaste der Magnaten, 43 Kirchen und Kapellen, 8 Klöster; Kannefaß- und Pfeifenrohr- (Zibuken) Fabriken, beträchtlichen Handel mit Getreide, Wein, Pelzwerk, Häuten, Wolle, Wachs, Honig ꝛc. Messen. Auch ist hier eine russische Post und ein russischer Konsul. Die Stadt ist in den Türkenkriegen oft verwüstet worden; im März 1753 brannte fast die ganze Stadt mit dem Pallast des Hospodars ab, und 1772 wüthete hier die Pest. Am 9. Jan. 1790 ward hier der Friede zwischen den Russen und Türken unterzeichnet. In der Nähe findet man natürliches Glaubersalz.

Java, der Hauptsitz der holländischen Macht in Ostindien und die wichtigste aller dortigen Inseln, mit einem Flächeninhalt von 2300 □ Meilen und beinahe 5 Mill. Einw. Obgleich gebirgig, hat Java keine zusammenhängende Bergreihen, sondern viele einzelne Gruppen, worunter mehrere Vulkane; die Berge erreichen eine Höhe v. 7 — 8000 F. Die ganze Südküste ist felsig, schroff und fast unzugänglich. Die Nordküste ist flach, sumpfig und bietet viele Häfen dar; allein hier verändert sich der Meeresboden sehr oft durch Korallenbau, Anschlämmungen und vulkanische Wirkungen. Alle Flüsse ergießen sich an der Nordküste. Nur diese verdient den Ruf der Ungesundheit, in welchem Java steht; so daß man es wohl ein Paradies für Unsterbliche und das Grab der Europäer genannt hat. Allein die Unvernunft der Holländer, welche nichts gethan, um die Moräste abzuleiten und die Wälder zu lichten; die überall sumpfige Kanäle wie in ihrer Heimath anlegten, und in Speisen und Kleidung die Sitten des Vaterlandes eigensinnig beibehielten, hat wohl mehr als das Klima selbst zu dieser Sterblichkeit beigetragen. Die Hitze ist nur an der Nordküste bedeutend, im Innern ist das Klima sehr angenehm und gesund. Die Insel hat keine Metalle, dagegen zeigt sich hier die Fruchtbarkeit vulkanischer Länder, wie kaum sonstwo auf Erden. Die Hauptprodukte bestehen in Reis, Kaffee, Zucker, Pfeffer, Indigo und den bekannten eßbaren Vogelnestern. Alle Früchte Indiens gedeihen hier vortrefflich, so, daß auch der Aermste, unter dem drückendsten Verhältniß, sich leicht die Bedürfnisse des Lebens verschafft. Von den vielen zum Theil noch wenig bekannten trefflichen Baumarten der Insel erwähnen wir nur des berüchtigten Giftbaumes Boan Upas (s. d. Art.). Man findet hier keine Elephanten und Rhinozerosse, wohl aber viele Hirscharten, den Königstiger und einen kleinern schwarzen Tiger. In den Gewässern findet man Krokodile, aber kleiner als die des festen Landes; sehr viele Schlangen machen die Wälder gefährlich. Die weißen Ameisen, welche nicht allein Lebensmittel, Bücher, Kleider und Meubles vernichten, sondern auch das Holzwerk der Häuser zerstören, sind sehr häufig. Die eigentlichen Bewohner der Insel, die Javaner, scheinen mit den Hindus verwandt, sie sind ein schwaches, träges und furchtsames Volk, welches nur die äußerste Unterdrückung zuweilen zu einzelnen Thaten der Verzweiflung gebracht hat. Lange vor der Ankunft der Europäer soll es auf der Insel nur ein einziges großes Reich gegeben haben, für dessen bedeutende Cultur sehr viele herrliche Ruinen sprechen, welche die Neugier der Engländer in den Wäldern und Gebirgen entdeckt hat. Die Holländer hatten sich nie darum bekümmert. An einem Orte, Branbanam, finden sich auf einem Umfange von etwa 2 Meilen eine große Menge schöner Tempelruinen, alle von sauber bearbeitetem Granit, mit Basreliefs und vielen Statuen, welche sämmtlich auf die Religion der Hindus deuten. Auf einer Treppenschlucht von 1000 Stufen steigt man zu dieser Tempelebene; von 400 in Ruinen liegenden prangen noch 21 dieser Tempel in ihrer alten Herrlichkeit. Solche Ruinen finden sich an mehrern Orten. In den Meisterwerken der alt-javan. Skulptur findet der Forscher eine auffallende Aehnlichkeit mit den Reliquien ägineticher und etruskischer Kunst. Das gegenwärtige Geschlecht vermag kaum die Paläste seiner Fürsten von Backsteinen aufzuführen. Auch die Sprache verräth den hindustanischen Ursprung, die an der Küste gesprochene Sundasprache ist mit malaiischen Wörtern vermischt, aber die im Innern gesprochene und noch mehr die heilige Sprache Yawi soll ganz mit dem Sanskrit übereinstimmen, und in dieser besitzen sie viele alte Gedichte. Erst seit 1406 bekennen sich die Javaner zum Islam, haben aber eine Menge heidnischer Gebräuche und Ansichten

beibehalten; auch rechnen sie nicht nach der Hedschra, sondern seit dem Jahre 73 nach Christo. Die Polygamie ist herrschend, und die Fürsten werden nur von Weibern bedient und bewacht. Die Lust an Hazardspielen, besonders an Hahnengefechten, ist hier wie auf Sumatra sehr gewöhnlich. Die Malaien gehören hier nur zu den Fremden und sind meistens arm. Die Chinesen sind überaus zahlreich und höchst fleißig; die eigentlichen Holländer wenig zahlreich; ihre meisten Beamten und Soldaten bestanden aus Deutschen. Die holländische Verwaltung, einzig auf unmittelbaren Gewinn bedacht, war die drückendste und ungerechteste von allen europäischen in diesen Gegenden. Seitdem die Engländer die Insel 1811 in Besitz genommen, ist sie erst einigermaßen bekannt geworden, und der Zustand des Landes und der Unterthanen hat sich bedeutend gebessert; doch ist diese wichtige Besitzung jetzt den Holländern zurückgegeben. Als die Holländer zuerst 1594 hier landeten, gab es vier unabhängige Reiche auf Java, nämlich Bantam, Jakatra, Cheribon und Mataram; die drei ersten sind nach und nach von den Holländern unterjocht worden; nur das letzte, jetzt getheilte, besteht noch. Die holländischen Besitzungen nehmen den westlichen Theil der Insel und die ganze Nordküste ein und sollen an 3 Millionen Einw. enthalten. Die älteste Niederlassung der Holländer, Bantam, an der Nordküste, ist jetzt nur noch ein Haufen Ruinen; der Ort mußte wegen seiner Ungesundheit verlassen werden. Dafür bauten sich die Holländer 1619 weiter östlich an der Nordküste Batavia. Die eingebornen Fürsten besitzen noch den ganzen südlichen und östlichen Theil der Insel. Dieser machte bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts das große Reich Mataram aus, welches die Holländer bei einem entstandenen Streit um die Thronfolge in zwei gleiche Theile unter die beiden Bewerber theilten. Der Beherrscher des westlichen Theils behielt den Titel Susunan oder Kaiser, der des östlichen ward Sultan genannt. Beide Reiche werden völlig despotisch regiert, stehen aber unter genauer Aufsicht der Holländer, welche sogar kleine Citadellen in der Nähe der Residenzen unterhalten. Die Residenz des Susunan ist Surukarta; sie liegt in der Mitte des Landes am Flusse Solo und soll über 100.000 Einw. haben. Der Sultan residirt in Dschukschukarta, über 2 Meilen von der Südküste; auch diese soll über 90.000 Einw. haben. Einer der Paläste des Sultans liegt mitten in einem tiefen See und hat keinen andern Zugang, als einen unterirdischen Weg. Gegenwärtig (1826) sind einige javanische Sultane mit den Niederländern im Krieg begriffen. S. Batavia und Cheribon.

Jaucourt (Ludwig, Ritter von), Mitglied der königl. Akademien zu London, Berlin und Stockholm, wurde 1704 zu Paris geboren und starb zu Compiegne 1780. Während seinem Leben zeichnete er sich nicht weniger durch seine Uneigennützigkeit und Tugenden, als durch seinen Adel aus. Er zog ein glanzloses Leben, wahre Philosophie, und unverdrossene Arbeit allen Vortheilen vor, auf die er vermöge seiner Geburt Ansprüche machen konnte. Schon frühe hatte er sich gründliche und umfassende Kenntnisse der Medicin des Alterthums, von den Sitten der Völker, der Moral und der Literatur erworben. Die zahlreichen Artikel, welche er über diese Zweige in der Encyclopädie bekannt machte, sind mit einer klaren Methode behandelt; sein Styl ist angenehm und leicht. An der Bibliothèque raisonnée arbeitete er von ihrem Entstehen bis zum Jahre 1740. Er gab in Verbindung mit den Professoren Gaubius, Muschenbroek und Massuet das Museum Sebaeanum 1734 heraus. Er hatte ein allgemeines medicinisches Lexicon in lateinischer Sprache abgefaßt; es ging aber mit dem Schiffe, das es nach Holland bringen sollte, unter. Man hat noch einige andere, weniger weitläufige Werke über Physik und Medicin von ihm. Jaucourt war fünf Jahre hindurch ein Schüler des Boerhaave. Dieser machte ihm die schmeichelhaftesten

Anerbietungen, um ihn nach Holland zu ziehen; doch Jaucourt schlug sie aus, er wollte ihnen seine Zurückgezogenheit nicht opfern.

Jeanne d'Arc, s. d'Arc (Johanna).

Jeddo, s. Japan.

Jeffreys oder Jefferys (Sir Georg), Baron Wem, gemeiniglich bekannt unter dem Namen: Richter Jeffreys, wurde zu Acton in Denbighire, in einer zahlreichen aber wohlhabenden Familie geboren, und widmete sich der Rechtsgelehrsamkeit. 1666 erschien er bei den Assisen zu Kingston; weil die damals herrschende Pest den größten Theil der Anwälde entfernt hielt, so mußte ihm aus Nothwendigkeit die Erlaubniß ertheilt werden, zu praktiziren. Von dieser Zeit an beschäftigte er sich vorzugsweise mit der praktischen Jurisprudenz, bis er sich zu den höchsten richterlichen Aemtern erhoben hatte. Ein Alderman, sein Verwandter, führte ihn in die Welt ein; seine Gewandtheit im gesellschaftlichen Umgange verschaffte ihm eine Menge Geschäfte, durch deren Führung er sich einen solchen Ruf erwarb, daß er zum Greffier ernannt wurde. Sein Ansehn, was Jeffreys sich in diesem Amte erworben hatte, verschaffte ihm das Zutrauen des Herzogs von York, der ihn in einer wichtigen Sache zu seinem Geschäftsmann annahm. Sein Einfluß in der Altstadt-Gemeinde zu London, den er mit Eifer zur Beförderung aller Maßregeln der Regierung verwandte, ebnete ihm den Weg zu hohen Würden und wichtigen Aemtern; er wurde nacheinander zum Ritter geschlagen, zum Chef des Chester-Gerichtshofes erhoben, und bald darauf berufen, dasselbe Amt bei der königlichen Bank zu bekleiden. Als Jakob II. den Thron bestieg, wurde er Lordkanzler. Jeffreys war ein Beförderer aller willkührlichen und unterdrückenden Maßregeln, welche die unglückliche Regierung Jakobs II. auszeichneten. Sein unmenschliches und grausames Verfahren gegen die Anhänger des Herzogs von Monmouth hat sein Andenken der Verachtung der Nachtwelt geweiht. Bei Vorfällen, wo keine Leidenschaft ihn beherrschte, zeigte er als Richter Gerechtigkeitsliebe und Talente; er sprach mit Leichtigkeit und Geist; doch wenn ein Angeklagter nicht von seiner Parthie, oder das Opfer dem Hofe angenehm war, so setzte er alle Pflichten aus den Augen, überhäufte den Angeklagten und seine Zeugen mit den gemeinsten Schmähungen, drohte die Geschwornen mit Geldbuße und Gefängnißstrafen, und zwang sie, ihr Schuldig auszusprechen. Ein Notar von Wapping wurde vor sein Tribunal gebracht; Jeffreys mißhandelte ihn mit Schimpfwörtern, und erschreckte ihn so sehr durch seine furchtbaren Mienen, daß der Angeklagte bei seinem Abtreten beteuerthe, er wolle lieber sein Leben verlieren, als noch einmal vor einem solchen Richter zu erscheinen. Bei der Landung des Prinzen von Oranien suchte der Lordkanzler, der vom Volke bitter gehaßt und verabscheut wurde, in dem Augenblicke einer allgemeinen Verwirrung England zu verlassen, der mißhandelte Notar erkannte ihn aber unter dem Anzuge eines Matrosen in einem Wirthshause. Vergebens versuchte Jeffreys, als er sich beobachtet merkte, zu entwischen; er ward erkannt, das Volk warf sich über ihn, und führte ihn zum Lordmajor, von wo er unter einer starken Escorte zum Tower gebracht wurde. Der Gram machte den 18. April (1689) seinem Leben ein Ende, ehe über ihn ein richterliches Urtheil gefällt worden war.

Jehova, Jehovah, in der hebräischen Sprache der Name Gottes. Ueber seine Etymologie, seine Bedeutungen, Vokale und Aussprache sind eine große Anzahl Bücher geschrieben worden. Er stammt von dem Worte Seyn her; Jehovah ist der, der ist. Diesemnach könnte man glauben, daß Moses, der zuerst seinem Volke in seiner Gesetzgebung Jehovah verkündet, bei der Bildung dieser Benennung die berühmte Inschrift des Isistempel: Ich bin Alles, was ist, war und seyn wird, im

Auge gehabt habe. So viel ist gewiß, Moses konnte keinen bessern Ausdruck für das ewig bestehende, unveränderliche Wesen schaffen, als das vom Seyn abgeleitete Jehovah. Einige sind der Meinung, daß der jüdische Gesetzgeber die Idee eines ewigen Gottes aus den Mysterien der Isis geschöpft habe; es sind keine Beweise vorhanden, welche dies mit Sicherheit darthun; wohl aber geht es aus der mosaischen Religion unwidersprechlich hervor, daß kein Volk, kein Weiser des höhern Alterthums sich die Idee eines Gottes so rein, und so wenig anthropomorphistisch dachte, als Moses, und daß kein Gesetzgeber so sehr bemüht war, auch bei seiner Nation die Reinheit des Begriffes zu erhalten, als er. Es war den Juden verboten, sich Jehovah sinnlich vorzustellen und von ihm ein Idol zu entwerfen. Ob die Juden diesen weisen Vorschriften des Moses nachkamen, ob sie im Geiste ihres großen Führers sich die Gottheit dachten? Es lag schon im Mosaismus, der sich mehr dem Herzen und der Phantasie als der Vernunft des rohen Volkes empfehlen mußte; der deswegen auch dem Volke einen bestimmten Ort, wo sich vorzüglich die Gottheit sinnlich offenbare (die Bundesarche), gab; wie nicht weniger in der geringen Bildung der Hebräer selbst, daß sich im Volke die Idee des Jehovah nicht so rein und unverfälscht erhalten konnte. Die Juden stellten sich ihn zwar nicht unter einer menschlichen Gestalt vor; sie verknüpften aber gewisse furchtbare Naturerscheinungen, als Donner und Blitz, Flammen und Wolken mit seiner Vorstellung, als Mittel sich den Menschen kund zu geben, so fest, daß sie stets den Unsichtbaren durch diese versinnlichten. Ueberdies nahmen die Juden Jehovah für einen National-Gott, der ihnen ganz eigen war, und hielten ihn für ihren ausschließlichen Retter und Beschützer. Diese Vorstellungen mußten den reinen, mosaischen Begriff der Gottheit vermenschlichen.

Jemappe, s. Gemappe.

Jena, eine freundliche Stadt im Großherzogthum Sachsen-Weimar mit einer Steinbrücke über die Saale, einem Schlosse und fast 5000 Einw., geringer Fabrikatur, aber der Ober-Appellationshofe für sämmtliche sachsen-ernestinische und reußische Lande und zugleich Sitz einer vom Kurfürsten Johann Friedrich 1548 errichteten Universität, welche jedoch erst 1533 nach seinem Tode eingeweihet ward, und deren Studentenzahl durch Zeitereignisse auf 500 sank. Es war wesentliche Idee des Stifters, daß sie ganz vorzüglich die evangelische Lehre in ihrer Reinheit bewahren und dazu Lehrer in der Kirche und für die Schule bilden solle. Erst in unsrer Zeit, nachdem das nahe Weimar sich eine Zeitlang zum deutschen Athen erhob, befiel solche in der Fakultät der Philosophie dieser Universität eine Neigung, durch neue Ideen glänzen zu wollen. Die allgemeine Literaturzeitung wurde dort gestiftet, ging aber mit dem großen Humanisten, dem Hofrath und Professor Schütze bald nach Halle über; jedoch die Freigebigkeit der Regierung erlaubte die Gründung einer neuen literarischen Zeitung im J. 1804. Kants Philosophie fand ihre ersten Vertheidiger in Jena, aber man blieb nicht stehen bei den Forschungen des bedächtigen Greises; Reinhold ging nach Kiel, indeß Fichte und später Fries eine für die Universität unvortheilhaft gewordne Aufmerksamkeit erregten. Das Wartburgsfest 1817 wurde Veranlassung einiger Excentricitäten, dann kam die Reformationssucht durch eigne Statuten in der Burschenschaft hinzu, welche wider das akademische Interesse fortdauerte. Etwas spät erfuhren die Statuten eine Reform in den Pflichten und Rechten sowohl der Lehrer als der Studirenden. Man glaubte nach Göttingens Vorbilde, durch ein philologisches, theologisches, homiletisches und katechetisches Seminarium, mit Stipendien und Prämien verbunden, und durch eine theologische, juristische und medizinische und durch zwei philosophische

jährliche Preisaufgaben, den fähigeren Studirenden eine so thätig beschäftigende Leitung und der Aemsigkeit mit Talent einen Sporn zu geben — und scheint, was augenblicklich für die Akademie wichtiger ist — auch dort die Epuration von der gefährlich geachteten Burschenschaft vollendet zu haben. Die Bibliothek ist zahlreich, aber in einzelnen Fächern mangelhaft und mit Werken bloß antiquarischen Werths überfüllt, so bedeutend auch die großherzoglichen Unterstützungen sind. Wichtiger sind die andern akademischen Sammlungen, und der botanische Garten ist ungeachtet seiner Kleinheit, werthvoll. Nützlich scheint für die Universität und die Unabhängigkeit der Rechtssprüche des Ober-Appellationsgerichts zu seyn, daß die fünf ersten juristischen Professuren zugleich mit dem Sitz im Oberappellationsgericht verbunden sind, wodurch die gelehrte Theorie mit der praktischen Doktrin in dieser Fakultät eine dem Ganzen vortheilhafte Verbindung erhielt. Zugleich hat Jena ein doppeltes Spruchcollegium, seine Juristenfakultät und seinen Schöppenstuhl. Außer Sachsen werden aber die Aktenversendungen durch neuere Prozeßordnungen immer seltner. Jena litt nach der Niederlage der Preußen vor seinen Thoren am 14. Oktober 1806 eine Plünderung und der Platz von 27 niedergebrannten Häusern bildet den jetzigen Eichenplatz. In den Gartenhäusern jenseit der Saale an den Bergen dürfte die Verwüstung in Gebäuden, Bäumen und Mauern wegen verfallener städtischer Nahrung lange sichtbar bleiben.

Jena (Schlacht bei), s. Auerstädt.

Jenner (Edward), geb. 1749 zu Barkley in Glocestershire, Zögling des Anatomen Hunter, Entdecker und Einführer der Kuhpockenimpfung. Er widmete sich dem Studium der Physiologie und Naturgeschichte, wurde aber bald als praktischer Arzt und als Naturforscher durch eine Geschichte des Kukuks bekannt. Nach einer trefflichen Beschreibung der Angina pectoris wendete er sich mit verdoppeltem Eifer auf Forschungen über die Natur der Kuhpocken, die in Glocestershire und andere Grafschaften einheimisch waren und entschloß sich 1797, zuerst einen Versuch mit dem Impfen zu machen. Ohnerachtet er durch Geheimhaltung seines Verfahrens hätte große Summen verdienen können, verschmähte er doch diesen Gewinn auf Kosten der Menschheit und machte seine Erfindung durch Schriften allgemein bekannt. 1798 erschien sein erstes Werk darüber, und schnell verbreitete sich die Vaccination durch die Einführung derselben bei der brittischen Land- und Seemacht und da sie durch nordamerikanische Gesetzgebung anbefohlen wurde, bis zu den wilden Indianerstämmen. 1802 und 1807 bewilligte ihm das Parlament eine Geldprämie. Wenige Wohlthäter des Menschengeschlechts haben, wie er, bei ihrem Leben den Triumph ihrer Anstrengungen erlebt. So gewiß es ist, daß schon vor Jenners Schrift in Holstein ein Schullehrer Plett 1790 die Kuhblattern zur Einimpfung empfahl, um sich vor den natürlichen Blattern zu sichern: so wenig nimmt dies dem großen Jenner seinen Ruf, die Welt vor der Gefahr der natürlichen Blattern mehr als durch die Einimpfung der natürlichen Blattern gesichert zu haben; denn der Werth der ersten Entdeckung ist sehr unfruchtbar, bis er ins Leben eingeführt wird, und dies, nicht das erste Auffassen einer nutzlos verbliebnen interessirt die Menschheit. Von Jenners Versuchen, durch künstliche Geschwüre auch andre Krankheiten zu erleichtern, kennt man keine Resultate. Er starb allgemein betrauert den 26 Januar 1823.

Jenny-Maschinen heißen die berühmten Maschinen, welche Baumwolle spinnen, und gegen das J. 1775 von Richard Arkwright erfunden worden sind. Er nannte sie nach seiner Frau Jenny-Maschine, und späterhin, nachdem er dieselbe noch verbessert hatte, Jenny-Mule (Bastard'Jenny) von Mule, Maulthier. Diese künstliche Erfindung, Baumwolle zu spinnen

besteht aus vier Haupttheilen, der Kratzmaschine (Carding mill), welche die Wolle reinigt und ihr die Form eines Tuchs giebt; der Strichmaschine (Drawing mill), welche die Reinigung der Wolle vollendet, und diese in eine wurstartige Form bringt; die Vorspinnmaschine (Bowing mill), auf welche die Wolle, nachdem sie vorher in der Laterne noch mehr verdünnt und auch etwas gedreht worden ist, aufgespult und solchergestalt zum Spinnen fertig gemacht wird, und der eigentlichen Spinn-Maschine, einer aus vielen Spindeln bestehenden Vorrichtung, auf welcher, vermittelst eines bewundernswürdigen Mechanismus, welcher nur wenige Hände zu leiten brauchen, die Wolle alsdann zu Garn gesponnen wird. Die Spinnmaschine ist eigentlich wieder doppelter Art: die eine liefert das Garn (Twist), und die andre das Einschlaggarn (Weft). Letztere soll eigentlich nur den Namen Jenny-Maschine führen. Die Bewegung aller dieser Maschinen geschieht entweder durch ein großes Wasserrad, oder auch durch ein Dampfmaschine.

Jeremias, der zweite unter den großen Propheten des alten Testaments, lebte zwischen 642 und 588 v. Chr. Er war der Sohn des Hohenpriesters Heikias, vielleicht desselben, der zu Josias Zeit das Gesetzbuch fand. Schon im dreizehnten Regierungsjahre dieses Königs, da Jeremias noch sehr jung war, gab der Herr ihm seine Sendung an das Volk. Die zarte Empfindung des Mannes zeigt sich in seinen Schriften. Er stand gleichsam zwischen Gott und dem Volke, dräuete diesem und seinen Königen, des Josias unwürdigen Söhnen; lenkte aber auch mit freundlicher Wehmuth die Verirrten, und schüttete sein Herz in Fürbitten vor dem Herrn aus. Aber für seine Lehren und Warnungen lohnte ihn das verkehrte Volk mit Kerker, Mißhandlung und Todesgefahren. Nach der Zerstörung Jerusalems ehrte ihn jedoch Nebukadnezar, da alles Volk in die babylonische Gefangenschaft geführt ward, als den Edelsten seiner Nation, und stellte ihm die Wahl frei, ob er mit ihm nach Babylon reisen oder in Juda, wo das ganze Land ihm offen steht, bleiben wolle. Jeremias blieb bei den Trümmern der heiligen Stadt, und als das noch zurückgebliebene Volk nach Aegypten zog, begleitete der alte Prophet es dahin, und leitete es durch Lehre und Rath. Nach einer Ueberlieferung ward er dort in hohem Alter auf Befehl des ägyptischen Königs Apries ermordet. Schon im vierten Jahre der Regierung Jojakims hatte Jeremias seine Weissagungen, die er wider Juda und wider alle Völker im Namen des Herrn gesprochen hatte, durch seinen Gefährten Baruch, der selbst Prophet war, sammeln und an einem Festtage öffentlich im Tempel dem versammelten Volke vorlesen lassen. Sie sind im alten Testamente enthalten und Zeugen der glühendsten Vaterlandsliebe und des unerschütterlichsten Vertrauens auf Gott. Mit Bestimmtheit sagte er den Untergang Jerusalems vorher, und ergoß auf den Trümmern der heiligen Stadt seine Gefühle in rührenden Klageliedern, die wir noch besitzen, und die zu den schönsten Ueberbleibseln der hebräischen Poesie gehören.

Jericho, auch Palmenstadt genannt, eine alte Grenzstadt in Judäa, nicht weit vom Jordan, 4 Meilen von Jerusalem, ist in der jüdischen Geschichte vorzüglich berühmt. Sie wurde von den Israeliten unter Josua, als sie Palästina erobern wollten, zuerst angegriffen, und am 7. Tage auf wundervolle Art erstürmt und zerstört, später aber wieder erbaut. Sie lag in einer anmuthigen von Bergen umschlossenen Ebene, die mit Palmen, Balsamstauden und andern kostbaren Gewächsen gesegnet war. Ihre Stätte bezeichnet jetzt das arabische Dorf Rikha; die Gegend umher gleicht einer Wüste, und produzirt nur wenigen Balsam. — Jerichorose, eine seit den Zeiten der Kreuzzüge in unsere Gärten verpflanzte, wunderbar gestaltete, wohlriechende Blume, an einem rankenartigen Gewächs.

Jersey, s. Guernsey.

Jerusalem (Joh. Friedr. Wilh.) wurde 1709 zu Osnabrück in Westphalen geboren, wo sein Vater Pastor primarius, Superintendent und Scholarch war. Schon in früher Jugend entwickelten sich seine vortrefflichen Anlagen. Er war erst 16. Jahre alt, als er 1724 nach seines Vaters Tode, mit allen nöthigen Vorkenntnissen ausgerüstet, die Universität Leipzig beziehen konnte. Dort widmete er sich mit dem ausdauernsten Fleiße dem theologischen Studium. In seinem 21. Jahre ward er zu Wittenberg Magister, und kehrte bald darauf in seine Vaterstadt zurück. Nach einem kurzen Aufenthalte daselbst, unternahm er zu seiner weitern Ausbildung eine Reise nach Holland, wo er zwei Jahre hindurch blieb, und theils auf der Universität Leyden, theils in Haag und zu Amsterdam sich aufhielt. Nach seiner Rückkehr in Osnabrück nahm er mit Freuden den Antrag an, zwei Edelleute als Führer auf die eben errichtete Universität Göttingen zu begleiten. Nach einem 3jähr. Aufenthalte in Göttingen, wo er mit den ausgezeichnetsten Männern in Verbindung gekommen war, reiste er nach London, wo sich seinem Forschungsgeist, seinem Studium, seiner Welt- und Menschen-Beobachtung ein neuer Schauplatz eröffnete. 1740 ging er nach Deutschland zurück, und zwei Jahre darauf berief ihn der Herzog Carl von Braunschweig zu seinem Hof- und Reiseprediger, so wie zum Lehrer und Erzieher des damals siebenjährigen Kronprinzen. In dieser Stelle, die er 1742 antrat, beschränkte sich seine Thätigkeit nicht bloß auf seine Amtspflichten, sondern er verfolgte zugleich auch manche andre gemeinnützige Zwecke mit edlem Eifer und geprüfter Einsicht. Er gab die erste Idee, und entwarf den ersten Plan zu dem Collegium Carolinum — einer Anstalt, welche die bisherige Lücke zwischen den Schulen und Akademien ausfüllen sollte. Als Kurator derselben, erhob Jerusalem sie durch einen unglaublichen Aufwand von Ruhe, Zeit und Kosten in kurzer Zeit zu hohem Ansehen. Sein schon damals weit verbreiteter Ruhm, sein ausgezeichnetes Vertrauen, welches er durch sein Verdienst, Talent und Charakter sich erworben hatte, seine treffliche und glückliche Auswahl der Lehrer, unter welchem Ebert, Gärtner, Schmidt und Eschenburg sich befanden, zogen Jünglinge aus allen Nationen an, und das Collegium wurde eine der berühmtesten Anstalten innerhalb Deutschland sowohl, als außer demselben. Außer der Gründung des Carolinums erwarb er sich noch mehr Verdienste um die braunschweigischen Lande, indem er die musterhafte Einrichtung des Armenwesens in Braunschweig veranlaßte, und den Plan zu einer vortheilhaften Anlage eines weitverbreiteten Buchhandels entwarf, an dessen Vortheile alle Landeseinwohner durch Aktien Theil nehmen konnten. Seine patriotischen Bemühungen blieben indessen nicht unbelohnt; 1743 ernannte ihn der Herzog zum Probst der beiden Klöster St. Crucis und Aegidii; 1749 ertheilte ihm die Universität Helmstädt die theologische Doktorwürde; in demselben Jahre erhielt er auch nach Mosheims Abgang nach Göttingen die Abtei des Klosters Marienthal, die er jedoch nur drei Jahre behielt, indem er 1752 zum Abt des Klosters Riddagshausen in der Nähe von Braunschweig ernannt wurde. Nach Mosheims Tode wurde er als Kanzler der Universität nach Göttingen berufen; allein aus Anhänglichkeit an das braunschweigische Haus folgte er diesem Rufe nicht. Dafür ernannte ihn der Herzog 1771 zum Vicepräsidenten des Konsistoriums zu Wolfenbüttel. So sah nun Jerusalem mit freudiger Seele und frohem Bewußtseyn den Abend seines Lebens herannahn, als ihn plötzlich wie aus heiterer Luft der härteste Schlag traf. In seinen letzten Tagen nämlich verlor er seinen hoffnungsvollen, von ihm zärtlich geliebten Sohn, der sich in der Blüthe seines Lebens zu Wetzlar erschoß. Er selbst starb in einem Alter von achtzig Jahren. Als Gelehrter und Denker gehört Jerusalem zu den ausgezeichnetsten Männern in den Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Unter seinen Schriften zeichnen sich vornehmlich die auf Veranlassung

des ehemaligen Erbprinzen, nachherigen regierenden Herzogs von Braunſchweig geſchriebenen Betrachtungen über die vornehmſten Wahrheiten der Religion aus; ferner ſeine Sammlungen von Predigten, in welchen er den mehr gelehrten Mosheim an philoſophiſchem Geiſte, an Gründlichkeit und Gedankenfülle übertraf. Mitunter geht er auf die tiefſte Rührung des Herzens aus; doch iſt ſeine Beredſamkeit nicht ganz frei von Prunk und Schminke, er wühlt zuweilen in Worten und Bildern, welche die Gedanken faſt gewaltſam überſtrömen.

Jeruſalem. Dieſe weltberühmte Stadt in dem zum Paſchalik Damask gehörenden Paläſtina in einer öden Gegend (34° 46′ N. B., 53° O. L.) zwiſchen Felſen und ſehr ſchroffen Thälern am weſtlichen Abhange eines Baſaltberges gelegen — daher die Temperatur weit kälter iſt, als man nach der geographiſchen Lage ſchließen ſollte — hat jetzt kaum eine halbe Meile im Umfange, und gleicht, nach Chateaubriand, einem großen Schutt- und Trümmerhaufen, bei deſſen Anblick man Jeremias Worte nachlallt: „Iſt das die Stadt, von der man ſagt, ſie ſey vollkommener Schönheit, des ganzen Erdkreiſes Luſt?“ Sie iſt mit 120 Fuß hohen, von Soliman 1534 erbauten, Mauern umgeben, welche von viereckigen Thürmen gedeckt und beſtrichen werden, und auf den Flanken der Baſtelen eine Breite von 30 Fuß haben. Dennoch kann Jeruſalem, da es nach allen Seiten hin von den umliegenden Anhöhen beherrſcht wird, ſich nicht gegen einen Feind halten. Die 6 Thore führen arabiſche Namen. Die Häuſer ſind alle von Sandſtein, drei Stock hoch, ohne Fenſtern im untern Stock, und endigen ſich oben in platte Terraſſen, oder in Kuppeln. Die ſchmalen ungepflaſterten Straßen gehen auf unebenem Boden bald auf- bald abwärts; man wandelt entweder im tiefen Staube oder in rollenden Kieſeln; große Leinwandtücher, von einem Hauſe zum andern geſpannt, vermehren die Dunkelheit dieſer Irrgänge. Kein frohes Geſicht begegnet uns; bisweilen ſieht man Weiber in dichte Schleier und weiße Gewänder eingehüllt, Leichen ähnlich, die Straßen durchwandern; kein anderes Geräuſch hört man, als den Galopp einer Stute aus der Wüſte, auf der ein Janitſchar mit dem Kopfeines Beduinen daherſprengt, oder dem Jordan zureiten, um den nomadiſirenden Araber zu plündern. Unter den 30.000 Einw. ſind 20.000 Chriſten faſt aller Bekenntniſſe, 7000 Muhamedaner, und nur wenige Juden, welche, auf einen kleinen Theil der Stadt beſchränkt, im ſchrecklichſten Elend leben. Chriſten und Juden müſſen als Auszeichnung einen blauen Turban tragen. Jeruſalem iſt der Sitz eines Statthalters, eines Cadi's oder Oberrichters, eines Aga's, als Befehlshabers der Citadelle, und eines Mufti's, als geiſtliche Behörde. Die Induſtrie iſt unbedeutend, nur wenige Weber und einige Pantoffelmacher haben Beſchäftigung. Indeß iſt hier für die Araber ſowohl in Aegypten, als in Syrien und Arabien einen Mittelpunkt des Verkehrs; Oel iſt der Hauptausfuhr- und Reiß, von Acre her, der Haupteinfuhrartikel; doch iſt der Handel von wenig wohlthätigen Folgen für die Einwohner. Die Lebensmittel ſind in Ueberfluß und wohlfeil. mit Ausnahme des ſehr theuern Gemüſes; Wildprett findet ſich genug in der Umgegend, und der Wein iſt herrlich. Die Beſuche der Pilger ſind für die Einwohner eine beſondere Nahrungsquelle, locken aber auch eine Menge Bettler an. Die größte Ausgabe der Pilger beſteht in den Abgaben, welche ſie den Türken theils für die Erlaubniß, die heiligen Oerter zu beſuchen, theils für den Durchgangszoll, entrichten müſſen, welche über 160 Franken betragen. Eine Menge Reliquien, Roſenkränze ꝛc. werden den gläubigen Pilgern gegen Geſchenke zum Andenken überlaſſen. Faſt alle Pilger wenden ſich an das große Franziskanerkloſter San Salvador, worin Arme umſonſt, Reiche aber für ihr Geld ernährt werden. Es hat eine eigne Kirche und eine Apotheke. Außer dieſem giebt es noch 61 Klöſter in Jeruſalem, wor-

unter das armenische das größte ist. Sie erhalten sich von milden Beiträgen, die meistens aus Europa ihnen zufließen; indeß sind diese nicht im Stande, die heiligen Oerter zu erhalten, die an allen Seiten einfallen, und aus Mangel an Unterstützung vielleicht bald müssen verlassen werden. Die Leiden, welche die dasigen Mönche von den Türken erdulden müssen, sind außerordentlich; man erschöpft gegen sie die wunderlichsten Launen des orientalischen Despotismus (s. Chateaubriands Reise 2r Bd.); aber dies Alles vermag sie nicht zu bewegen, das Grab des Erlösers zu verlassen. Werden sie am Morgen von einem türkischen Gouverneur ausgeplündert, so findet sie der Abend am Fuße des Calvarienberges betend. Sie nehmen den Fremdling mit Freuden auf, und berauben sich oft der nothwendigsten Lebensbedürfnisse, um Unglückliche zu retten. In der Stadt werden noch viele Plätze und Gebäude unter alten heiligen Namen gezeigt. Die Citadelle, von den Christen der Thurm der Pisaner genannt, erhebt sich nach d'Anville auf den Ruinen der alten Burg Davids und ist eine gothische Festung aus den Zeiten der Kreuzzüge, mit Gräben, innern Höfen, bedeckten Wegen ꝛc. Alles aber im schlechtesten Zustande. Die Kirche des heiligen Grabes ist seit fast anderthalb Jahrtausenden als der heiligste Ort in Jerusalem betrachtet worden. Diese Kirche, deren Mauern alle Stätten, welche aus der Geschichte der Kreuzigung, des Begräbnisses und der Auferstehung Jesu bemerkenswerth sind, umschließen, hält in der Länge 126 und in der Breite 70 Schritte. Sie besteht aus mehrern Kirchen, ist auf dem Golgatha aufgeführt, und von einer großen Menge Lampen erleuchtet. Priester von verschiedenen christlichen Konfessionen bewohnen die mannichfaltigen Abtheilungen der Kirche. Von den hohen Bögen herab, wo sie ihre Wohnungen haben, und aus der Tiefe der unterirdischen Kapellen erschallen Tag und Nacht Lobgesänge. Die Orgel des abendländischen Geistlichen, die Pauke des abyssinischen Priesters, die Stimme der griechischen Mönche, das Gebet der armenischen Eremiten, die Klagstimme des koptischen Cönobiten erschüttern oft auf einmal unser Ohr. Die dienstthuenden Priester und Mönche jeder Parthei bleiben gewöhnlich zwei Monate lang in der Kirche, bis sie von andern abgelöst werden. Man zeigt hier in einem mit gothischen Zierrathen geschmückten großen unterirdischen Gemach das Grab des Erlösers von weißem Marmor, welches sich an die Mauer des Monuments anlehnt, und den katholischen Geistlichen bei Feierung der heiligen Mysterien als Altar dient. Die Bauart der Kirche ist offenbar aus dem Zeitalter Konstantins des Großen. Seine Mutter, die Kaiserin Helena, soll sie, als das wahre Kreuz des Heilandes gefunden worden, gegründet haben. In einer der Kapellen ruht die Asche Gottfrieds von Bouillon und seines Bruders Balduin. Die Zahl der Pilger, welche das heilige Grab besuchen, ist in neuern Zeiten von vielen Tausenden auf höchstens 1500 gesunken und darunter befindet sich nur selten ein europäischer Katholik. Von dem jetzigen Zustande dieser Kirche wissen wir wenig; der Theil, der unmittelbar über dem heiligen Grabe stand, brannte in der Nacht vom 11ten zum 12ten Oktober 1808 ab, doch blieb die Grabkapelle unbeschädigt. Man hat zwar das Eingestürzte wieder hergestellt, aber ungleich schlechter; elende viereckige Pfeiler tragen jetzt die Kuppel, statt der ehemaligen schönen korinthischen Säulen. — Unter den muhamedanischen Gebäuden ist nur eins von Wichtigkeit, die prächtige Moschee, welche der Kalif Omar nach der Eroberung der Stadt 637 erbauen ließ und welche von seinen Nachfolgern noch bedeutend vergrößert ward; kein Christ und kein Jude darf sie bei Todesstrafe betreten; was man aus der Entfernung wahrnehmen kann, ist ein achteckiges höchst prächtiges Gebäude, vielleicht das schönste dieser Art im Morgenlande, auf einem freien, von einer hohen Mauer umgebenen, länglich viereckigen

Platze. Sie beſteht aus zwei großen Theilen, von denen der eine, El Akſa, mit einer prächtigen Kuppel verſehen, welche vormals mit vergoldetem Kupfer, jetzt aber nur mit Blei bedeckt iſt. Ein Pfeil mit einem Halbmonde krönt die Spitze, und das Ganze gleicht einem arabiſchen in der Wüſte aufgeſchlagenen Zelte. Das andere Gebäude heißt El Sahara, und iſt im Innern mit Marmorplatten und muſſiviſchen Arbeiten verziert. Hier zeigen die Muhamedaner einen Stein, von welchem Muhamed mit Zurücklaſſung ſeiner Fußmalen in den Himmel gefahren ſey. Auch verwahrt man hier einen Koran von 7 Fuß Länge und $2\frac{1}{2}$ Fuß Breite. Das Innere der Moſchee wird durch 350 Lampen erleuchtet. Sie ſteht im ſüdöſtlichen Theile der Stadt, am Rande der Abgründe, auf dem nämlichen Platze, welchen einſt der Tempel einnahm, und wird eben deßhalb von den Muhamedanern nächſt Mekka und Medina für den dritten ihrer heiligen Oerter gehalten. Die verſchiedenen Denkmäler zu Jeruſalem bezeichnen die Epochen der Geſchichte von Paläſtina. Aus der älteſten, abrahamitiſchen, end ich aus den Zeiten der Richter ſind keine Denkmäler mehr vorhanden. Auch die ſogenannten Gräber der Könige im Thale Ben-Hinnon, unweit Jeruſalem, zeugen von dem Einfluſſe des griechiſchen Styls, und ſind unſtreitig aus der Periode der Makkabäer und Hasmonäer. Die Periode nach dem Umſturze des jüdiſchen Staats durch die Römer hat auch nur wenige Spuren in den unförmlichen Trümmern der Burg Antonia und des Theaters zu Jeruſalem zurückgelaſſen. Aus der byzantiniſch-griechiſchen Periode rühren noch einige chriſtliche Klöſter her. Die geldſüchtige Politik der Türken hat die während der chriſtlichen Regierung im 12ten Jahrhundert neubezeichneten Denkmäler der Geſchichte Jeſu nicht ganz untergehen laſſen. In den Umgebungen Jeruſalems iſt das Thal Joſaphat, welches ſich zwiſchen dem Berge Moria und dem Oelberge von Norden gegen Süden erſtreckt, von dem Bache Kidron durchſchnitten wird, und den Bewohnern Jeruſalems zum Begräbnißorte dient. Der Oelberg iſt jetzt ganz ohne Anbau, doch ſieht man noch einige Oelbäume darauf; dieſer Berg iſt der höchſte in der nächſten Umgegend und von ihm überſchaut man die ganze Stadt; den Garten des Oelbergs mit der Stätte von Gethſemane, der Kapelle des Grabes der heiligen Jungfrau, der Grotte des bittern Kelchs und einer kleinen Moſchee auf dem Flecke der Himmelfahrt; Zion, einen Hügel von ödem, gelblichen Anſehn, worauf das Haus des Kaiphas, jetzt eine armeniſche Kirche, das Haus der Einſetzung des heiligen Abendmahls und der Ausgießung des heiligen Geiſtes, jetzt eine Moſchee mit türkiſchem Spitale, und Davids Pallaſt in Ruinen ſtehen; ſüdlich daneben, im tiefen Thale Ben-Hinnon, wo die Quelle Siloa, die einzige Quelle der Stadt, entſpringt, den Blutacker und die Gräber der Könige; innerhalb der Stadt die Schmerzensſtraße (via dolorosa), auf welcher Jeſus den Weg zum Tode ging, eine, 500 Schritte lange Gaſſe vom Hauſe des Pilatus, einer Ruine, bis zur Kirche des heiligen Grabes. Von Jeruſalem hat Prevot an Ort und Stelle ein Panorama gezeichnet. — Die Geſchichte Jeruſalems verliert ſich in dem graueſten Alterthum. Ein Zeitgenoſſe des Abraham, Melchiſedek, erbaute ſie um 2000 vor Chr., und nannte ſie Salem, d. i. Friede. 50 Jahre nach ihrer Erbauung nahmen ſie die Jebuſiter, welche auf dem Berge Zion die Burg Jebus erbauten und die Stadt Jeruſalem, d. i. Erſcheinung des Friedens, nannten, welches die Griechen durch Hieroſolyma (die heilige Solyma) ausdrückten, daher bei neueren Dichtern auch zuweilen bloß Solyma. Die ganze heilige Schrift iſt ihres Lobes voll. Joſua bemächtigte ſich im J. 1500 v. Chr. der Stadt, und ließ den König Adonizek tödten. Die Jebuſiter blieben indeſſen Meiſter in der obern Stadt und in der Burg Jebus, aus welcher ſie erſt nachher durch David (ſ. d. Art.) vertrieben wurden. Sie gehörte dem Stamme Benjamin. Salomon vergrößerte und verſchönerte die Stadt,

und unter seiner Regierung erhob sich unter den Händen kunstreicher Tyrier jener erste vielgepriesene Tempel. Unter seinen Nachfolgern war Jerusalem die Hauptstadt des Reichs Juda. Fünf Jahre nach Salomo's Tode ward sie unter Rehobeam von ägyptischen König Sesak erobert und geplündert; ein Gleiches geschah von den Arabern unter Joram, von den Israeliten unter Amasias, von den Syrern unter Joas, und wieder von den Aegyptern unter Josias (611 v. Chr.). Der letztern Eroberung gedenkt Herodot, welcher die Stadt Kadytas nennt. Da sie die Assyrer anfielen, wurde der König Manasses gefangen nach Babylon geführt. Endlich wurde Jerusalem unter der Regierung des Sedekias durch Nebukadnezar (481 v. Chr.) von Grund aus zerstört, der Tempel verbrannt, und die Juden nach Babylon geführt. Von David waren bis auf Sedekias 477 Jahre verflossen und in diesem Zeitraume hatten 17 Könige über Jerusalem geherrscht. Als 70 Jahre darauf Cyrus den Juden die Erlaubniß zur Rückkehr gab, fing Zerubabel an, den Tempel und die Stadt wieder zu erbauen, beide wurden von Esra und Nehemia allmählig zur Vollendung gebracht. Alexander der Große kam, nachdem er Tyrus erobert, nach Jerusalem, und opferte in dem Tempel, welches aber Einige, weil Josephus der einzige Bürge dafür ist, in Zweifel ziehen. Ptolemäus, der Sohn des Lagus, bemächtigte sich Jerusalems, und führte eine Menge angesehener Juden nach Alexandrien; sein Nachfolger Philadelphus behandelte die Stadt mit Schonung, und schickte prächtige Geschenke in den Tempel. Antiochus der Große entriß Jerusalem dem ägyptischen Scepter, und überließ es darauf dem Ptolemäus Evergetes. Antiochus Epiphanes plünderte Jerusalem aufs Neue, und stellte in dem Tempel die Bildsäule des olympischen Jupiter auf. Die Makkabäer erkämpften ihrem Vaterlande die Freiheit, und vertheidigten es gegen die Könige Asiens. Jerusalem hatte jetzt eine Zeitlang eigene Könige, aber als Aristobul und Hirkan um die Krone stritten und sich an Rom wandten, eilte Pompejus nach Jerusalem, drang in die Stadt, belagerte und nahm den Tempel ein, den sein Nachfolger Crassus ausplünderte. Hirkan, in seiner hohenpriesterlichen Würde sich behauptend, ward durch Antigon, des vergifteten Aristobuls Sohn, bekriegt; dieser rief die Parther zu Hilfe, welche in Jerusalem eindrangen, und den Hirkan in die Gefangenschaft fortführten. Herodes der Große (s. d. Art.), ein vornehmer Beamte vom Hofe des Hirkan, schwang sich durch Begünstigung auf den Thron Jerusalems, und verschönerte die Stadt mit prächtigen Denkmälern. Nach seines Enkels Agrippa Tode wurde Judäa völlig in eine römische Provinz verwandelt. Weil aber die Juden sich einige Zeit nachher gegen ihre Oberherren empörten, so wurde Jerusalem von Titus belagert und eingenommen, wobei über 1,100,000 Juden umkamen. Da sich der Ueberrest der jüdischen Nation unter Hadrians Regierung abermals empörte, so wurde von dem alten Jerusalem nun vollends noch zerstört, was Titus übrig gelassen hatte (118 n. Chr.). Hadrian ließ auf den Ruinen der Stadt Davids eine andere Stadt erbauen, die er Aelia Capitolium nannte; er verbot den Juden unter Todesstrafe sie zu betreten. Zur Zeit der Christenverfolgung unter Diokletian war der Name Jerusalem gänzlich vergessen, und gegen das Ende des 7. Jahrh. führte die Stadt noch den Namen Aelia. Constantin und seine Mutter Helena stürzten die über dem Grabe des Erlösers errichteten Götzenbilder, und heiligten diese verehrungswürdigen Oerter durch viele neue christliche Kirchen. Vergebens versammelte Julian 32 Jahre später die Juden zu Jerusalem, um daselbst den Tempel wieder herzustellen; Feuerflammen, die aus den halbausgegrabenen Fundamenten hervorschlugen, zerstreuten die Arbeiter, und machten dem ganzen Unternehmen ein Ende. Jerusalem blieb nun unter der Herrschaft der orientalischen Kaiser, bis es im J. 613 von dem persischen König Cosroes erobert ward. Heraklius be-

siegte 627 den Cosroes, erhielt im Frieden 628 die heilige Stadt und das heilige Kreuz, was die Perser mit weggenommen hatten, zurück und brachte es im Triumph nach Jerusalem; aber 637 wurde die Stadt nach einer 4 monatlichen Belagerung vom Kalifen Omar aufs Neue erobert. Das Entstehen mehrerer Kalifate in Arabien und Syrien, der Sturz der Dynastie der Ommiaden und die Erhebung der Abbassiden machten auch Jerusalem 200 Jahre hindurch zum Schauplatz der Verwirrung und des Elends. Von den Arabern ging die Herrschaft endlich an die Turkomanen über; aber 1097 ward Jerusalem unter G. v. Bouillons (s. d. Art.) Anführung von den Kreuzrittern erobert, dieser zum König des neuen Reich erhoben, das aber 1291 den Christen von dem ägyptischen Sultane entrissen ward. 1382 wurde es von den cirkassischen Mamelucken erobert, bis es 1514 unter Selim an den Großherrn zu Constantinopel fiel. Das gegenwärtige türkische Jerusalem, sechszehn Mal zerstört, bietet nun der Anblick des siebzehnten Schattens seiner ehemaligen Größe dar.

Jesaias, der erste der sogenannten großen Propheten, wirkte als Volksführer und Prophet zwischen 760 und 762 v. Chr. Er stammte nach der Behauptung der Kirchenväter mit Wahrscheinlichkeit von David ab, und sein Vater war hienach ein Sohn des Königs Joas und ein Bruder des Königs Amasias. Das hohe Ansehn, in welchem Jesaias unter verschiedenen Königen stand, selbst unter dem gottlosen Achaz, giebt dieser Behauptung Gewicht. Wofern er wirklich von Manasses zum Tode verurtheilt und zerfetzt worden ist, muß er ein sehr hohes Alter erreicht haben, da er wenigstens nicht später als im Todesjahr des Königs Ozias zu weissagen begann. In seinen Dichtungen rügt er die Frevel und die Gottvergessenheit der Nation, und dräuet mit harter Heimsuchung, gibt aber auch herzerhebende Aussichten in eine schönere Zukunft. Auch erscheint in ihnen die Weissagung des Messias und seines herrlichen Reiches in vielen Ausdrücken, bald in Bildern, bald in voller Klarheit.

Jesuaten, Mönche, welche eigentlich Clerici apostolici hießen, und jenen Namen von dem auffallend häufigen Gebrauche des Namens Jesu bekamen. Sie entstanden 1367, gehörten zu den Bettelorden, und wurden 1668 vom Papst Clemens IX. wieder aufgehoben.

Jesuiten oder Gesellschaft Jesu. Seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften und dem Umsichgreifen eines mächtigen Reformationsgeistes konnte Institute, denen die Richtung auf das Praktische und die heitere Außenseite abging, nicht mehr ihr Glück machen; die aufgeregte Welt wollte nun lieber zum Handeln, als zur Beschaulichkeit angeleitet seyn, und die Mönche hatten ihre glänzendste Epoche überlebt: es galt jetzt, den Katholizismus gegen die Angriffe des Protestantismus zu vertheidigen; und so wie die physische Natur den Kräften Gegenkräfte schafft, eben so ist auch die moralische Natur nicht minder thätig. Ein neuer Orden entstand in der katholischen Kirche, der über zwei Jahrhunderte lang der Gegenstand der Verehrung und Bewunderung fast aller Nationen, in dem Gebiete der Wissenschaften unumschränkter Herrscher, und durch seine moralische Kraft in alle Verhältnisse des öffentlichen und häuslichen Lebens mächtig eingriff; gegen welchen sich endlich auf einmal alle Mächte, alle Stände, alle Elemente der bürgerlichen Gesellschaft feindlich verbanden: unstreitig (wie Robertson sagt) eine der seltensten, der Aufmerksamkeit des Philosophen und Geschichtsforschers würdigsten, historischen Erscheinungen. Der Stifter des Ordens ist ein spanischer Edelmann, Ignaz von Loyola (geb. 1491), den seine glühende Einbildungskraft und Empfindung frühe zu ernstem Religionseifer hinriß. Am Hofe Ferdinand des Katholischen als Edel-

knabe erzogen, trat er bald gegen die Ungläubigen in Kriegs-Dienste, und zeigte eine ritterliche Tapferkeit. Der erfochtene Ruhm machte ihn eitel, und er beschloß die militärische Laufbahn weiter zu verfolgen. Als er bei der Vertheidigung von Pampelona 1521 gegen die Franzosen schwer verwundet worden, las er zur Erheiterung während der langwierigen Cur, in Ermangelung eines Romans, die Lebensgeschichte Jesu und die Legenden der Heiligen, welche auf sein empfindsames Herz einen solchen Eindruck machten, daß er beschloß, der Welt zu entsagen, und sich einem geistlichen Leben zu widmen. Nach seiner Genesung verließ er seine Familie, legte seinen Ritterschmuck bei dem berühmten Bildniß der heiligen Jungfrau im Kloster Montserrat (in einer kaum zugänglichen Wildniß, welche sich über alle Berge Catalonlens erhebt) ab, gelobte ewige Keuschheit und copirte die Regeln eines heiligen Lebens, die ein frommer Abt, Vetter des Cardinals und Staatsministers Ximenez, vorgeschrieben hatte. Er unternahm eine Wallfahrt nach Palästina, erlangte nach beschwerlichen Studien 1534 in Paris die Magisterwürde in den philosophischen Wissenschaften, und verband sich mit mehreren Gleichgesinnten (Pierre Lefevre, ein Savoyard, Franz Xavier, ein Navarese, Jakob Lainez und Nikolas Bobadilla, zwei kräftige, geistvolle Spanier, und Rodriguez, ein portug. Edelmann) zur Stiftung eines neuen Ordens (1534), der 1540 durch eine Bulle Pauls III. feierlich bestätigt wurde. Einer ihm angeblich widerfahrenen Vision zufolge nannte ihn Ignaz, der 1541 bei einer Versammlung zu Rom zum ersten General erhoben wurde, die Gesellschaft Jesu. Seine Absicht war ursprünglich mehr auf eine mystische und ascetische Verbindung gerichtet, wie seine Exercitien beweisen, aber schnell wurde der Orden den Bedürfnissen der Kirche angepaßt, welches besonders von den staatsklugen Maximen Lainez, des zweiten Generals, ausging, so daß sich allmählig eine Gesellschaft bildete, welche, nach Joh. v. Müller, den großen Anstalten der Gesetzgeber des Alterthums verglichen zu werden verdient. Omnia ad majorem dei gloriam war der Wahlspruch und die in allen seinen Einrichtungen vorherrschende Idee des Ignaz. Welche Meinung man auch in den andern christlichen Confessionen von einem solchen Plane haben mag; so ist doch offenbar, daß in der bloßen Idee schon etwas Großes liegt. Durch ein dreifaches Gelübde mußten sich alle Mitglieder zur evangelischen Armuth, vollkommener Keuschheit und freiwilligem Gehorsam verbindlich machen; auch alle Würden, Aemter und ehrenvolle Auszeichnungen in der Kirche sowohl als im Staate verachten. Endlich mußten sie sich noch durch ein viertes Gelübde verpflichten, sich in jedes Land, wohin der Papst sie als Missionarien unter Häretiker, Ungläubige oder sonst zum Dienste der Kirche schicken würde, unverweigerlich und ohne Lohn zu begeben, und ihre Aufträge mit allen möglichen Kräften ins Werk zu setzen. Die Päpste Paul III. und Julius III., wohl ahnend, welche Stützen gegen die überhandnehmende Reformation sie an den Jesuiten haben würden, bewilligten diesen regulirten Clerikern außerordentliche Vorrechte. Sie sollten nicht nur alle Rechte der Bettelmönche und Weltgeistlichen zugleich genießen und mit ihren Gütern von jeder bischöflichen und weltlichen Gerichtsbarkeit befreit seyn, so daß sie außer ihren Ordensobern und dem Papste keinen Herrn auf Erden anzuerkennen, und priesterliche Amtshandlungen jeder Art, den Parochialrechten ungeachtet, bei Menschen aus allen Ständen, selbst während eines Interdikts, auszuüben befugt wären, sondern auch von allen Sünden und Kirchenstrafen absolviren (mit Ausnahme jener, welche dem Papste, und die in einer Diözese dem Bischofe vorenthaltenen Fälle sind), Gelübde der Laien in andere gute Werke umwandeln, ohne weitere päpstl. Bestätigung überall Kirchen und Güter erwerben, Ordenshäuser anlegen,

und nach Befinden der Umstände sich selbst von der Abwartung der canonischen Stunden, Fasten und Speisenverboten, auch vom Gebrauch des Breviers dispensiren dürfen. (Mehrere dieser Vorrechte waren den Jesuiten als Missionarien ertheilt worden.) Allgemeine Verbreitung in der menschlichen Gesellschaft bei möglichst festem innern Zusammenhang als Orden war der Hauptgrundsatz der Verfassung des Ordens, zufolge der sich die Gesellschaft in mehrere Classen oder Stände theilte. Die Novizen, die aus den talentvollsten, wohlgebildetsten Jünglingen und Männern ohne Rücksicht auf Geburt und äußere Verhältnisse gewählt, und zwei Jahre lang in dem Noviziat zubringen mußten, wurden hier zu allen Tugenden des Ordens geführt, und gleichsam in denselben eingeweiht, ohne unter die wirklichen Mitglieder zu hören. (Es war hinsichtlich der Gelübde offenbar eine der weisesten Einrichtungen, daß die Novizen nach 2 Probejahren nur erst die einfachen Gelübde ablegen, die den Obern das Entlassungsrecht und den Gliedern das Austretungsrecht frei ließen, zur Ablegung der feierlichsten Gelübde aber erst nach einem großen Zeitraume, nachdem sie 3 Jahre die Philosophie studirt, 4 oder 5 Jahre die Humaniora gelehrt, 4 Jahre sich dem theol. Studium gewidmet, und dann erst noch das 3. Probejahr ausgehalten hatten, zugelassen werden konnten.) Es gab außer den Coadjutoren noch sogenannte weltliche Jesuiten, wovon viele Schriftsteller so großes Aufsehen gemacht haben; aber das ganze Geheimniß von diesen weltlichen Jesuiten mag wohl darin bestehen, daß Jesuiten in Ländern, wo sie ihr Ordenskleid nicht tragen durften, in weltlicher Kleidung einhergingen, und daß sie wie andere Orden Affiliationsbriefe an Nichtjesuiten ertheilt, und diese aller Gebete und Verdienste des Ordens theilhaftig gemacht haben, wie man von Ludwig XIV. glaubt. Die Scholastiker und geistlichen Coadjutoren mußten die feierlichen Gelübde leisten, und sich insbesondere zum Jugendunterricht verpflichten. Sie wirkten als Professoren auf Akademien, als Prediger in den Städten und an fürstlichen Höfen, als Rektoren und Lehrer in den Collegien, als Beichtväter und als Gehülfen bei den Missionen. Den obersten Stand bilden die Professen, deren Kenntnisse und Gewandtheit in Geschäften, denen Energie und Treue gegen den Orden sich vorzüglich bewährt hat. Sie dienen, wenn sie in den Profeßhäusern zusammenleben, als Missionäre unter den Heiden und Häretikern, als Beichtväter und Residenten des Ordens an Orten, wo er noch keine Collegien hat, und sich ansiedeln will, und sind völlig befreit von der Verpflichtung zum Jugendunterricht. Nur sie haben eine Stimme bei der Wahl des Generals, der aus ihnen die Assistenten, Provinzialen, Superioren und Rektoren wählt, und selbst Profeß gewesen seyn muß. Die Vereinigung unter einem einzigen Oberhaupt war durchaus nothwendig; indem der Hauptzweck des Ordens bloß dadurch konnte erreicht werden, daß es einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt gab, von welchem aus den vereinten Kräften aller Zweige desselben die zweckmäßigste Richtung und nöthige Impulsion konnten ertheilt werden. Der General bekleidet seine Würde lebenslänglich; er ist der Centralpunkt der Regierung des ganzen Ordens, und erhält durch monatliche Berichte von den Provinzialen, und vierteljährliche von den Superioren der Profeßhäuser, von den Rektoren der Collegien (welche die eigentlichen Klöster der Jesuiten sind), und von den Noviziatmeistern Nachricht über merkwürdige Ordensbegebenheiten und über die Charaktere, Fähigkeiten und Verdienste aller einzelnen Glieder. Ihm ist freigestellt, alle Mitglieder mit Aufträgen, wohin er will, selbst unter von der Kirche ausgeschlossene Häretiker zu senden, aller Orten Lehrer der Theologie anzustellen und mit akademischen Würden zu bekleiden, die denen der Hochschu-

len gleich gelten sollten. Uebrigens sorgen die Gesetze des Instituts mit Weisheit dafür, daß der General sich nie eine willkührliche Gewalt anmaßen möchte. Nicht durch schwankende, sondern fest bestimmte Gesetze sind die Gränzen seiner Macht, so wie der Kreis seiner Pflichten vorgezeichnet; überschreitet er jene, oder entfernt er sich von diesen, so verordnet die Verfassungsakte seine Entsetzung. Derselbe kann so wenig Despot seyn — wie man so oft vorgegeben hat — daß er vielmehr selbst unter der Aufsicht eines Monitor steht, der, von der Gesellschaft gewählt, völlig unabhängig von ihm, ihn, gleich als wäre er sein Gewissen, controlirt. Dem General stehen außerdem noch fünf Assistenten oder Räthe zur Seite, welche die fünf Hauptnationen, Italiener, Deutsche, Franzosen, Spanier, Portugiesen, bei ihm repräsentiren. In geistlichen Angelegenheiten steht er unter dem Papst, in weltlichen unter der Regierung, unter welcher er lebt, und in solchen, welche ihn persönlich oder die Gesellschaft allein betreffen, unter der Generalcongregation des Ordens. Unter keinem Vorwande darf er — wäre es auch zum Besten der Religion oder zur Beförderung der Frömmigkeit, wie die Constitution ausdrücklich sagt — sich in andere Geschäfte mischen, als bloß solche, welche den Orden unmittelbar betreffen. Diese feste Constitution und die strengen Prüfungen, fortwährende Aufsicht, und unbedingter Gehorsam in erlaubten Dingen vergewisserten der Gesellschaft eben so sehr ihren innern Zusammenhang, als die Fähigkeit und Reinheit ihrer Glieder. Der Orden theilte sich in Provinzen, deren jeder ein Provinzial vorstand. Unter diesem standen nun die Profeßhäuser mit einem Präpositus an der Spitze, und die Collegien mit einem Rektor. Dies ist eine kurze Darstellung der innern Verfassung des Ordens, der bei Loyola's Tode 1556 schon über 1000 Glieder in 12 Provinzen zählte. Die erste Provinz, der Entstehung nach, war Portugal, wo Franz von Xavier (vergl. d. Art.) und Rodriguez schon 1540 auf Einladung des Königs Collegien angelegt hatten. Nicht minder schnell ging es mit der Fortpflanzung der Jesuiten in den italienischen Staaten, in Spanien, wo ungeachtet des Widerspruchs vieler Bischöfe, doch das Beispiel mehrerer Granden (vorzüglich Franz Borgia's, Herzogs von Gandia, der selbst in den Orden trat, General wurde, und nach seinem Tode die Ehre der Canonisation erhielt) sehr bald durch drang, und im katholischen Deutschland, wo Oestreich und Baiern, das wirksamste Gegenmittel gegen den mächtig anwachsenden Protestantismus in ihrem erfolgreichen Streben, den Glauben der alten Kirche aufrecht zu erhalten, erkennend, ihnen mit Begünstigungen und Fundationen entgegen kamen. Auf den Hochschulen zu Wien, Prag und Ingolstadt erlangten sie ein Uebergewicht, in dessen Besitz sie sich 200 Jahre lang behaupteten. Hauptsächlich zeichneten sie sich auf dem Concilium zu Trient aus, wo Lainez und Salmeron als päpstliche Theologen auftraten. Es ist gar nicht zu bezweifeln, daß die Reformation viel weiter um sich gegriffen haben würde, hätten die Loyoliten nicht gekämpft für ihre Kirche. Der Katholik darf dieses ein Verdienst nennen, und selbst der Protestant möchte solche Leistungen liberal beurtheilen, der erwägt, daß die evangelische Kirche nicht allein, sondern nur in Opposition gegen die kathol. Kirche, die also vorhanden seyn muß, bestehen kann. Auch als Lehrer und Bildner der Jugend waren die Jesuiten thätig. Ihr General Aquaviva (s. d. A.) († 1615) ward der Schöpfer der jesuitischen Pädagogik. Die weltberühmten Jesuiten-Schulen waren theils Erziehungsanstalten für Knaben aus allen Ständen, theils Seminarien für Jünglinge, die in den Orden treten sollten, bis zur Aufnahme in das Noviziat. Den Unterricht ertheilten die in den Collegien zusammenlebenden Scholastiker und Coadjutoren nach Methoden, die auf das Bedürfniß der Jugend wohl berechnet,

und durch auffallende Erfolge bewährt, von dem großen Kanzler Baco seinen protestantischen Glaubensgenossen als die besten zum Muster angepriesen wurden, und noch im 18. Jahrh. ihren Ruhm behaupteten. Ein freierer Geist bei unablässiger Aufsicht, eine freundliche Herablassung zu den Schülern, und eine weise Sorgfalt für die Bewahrung ihrer Unschuld und Sittlichkeit zeichnete sie vor andern Klosterschulen aus; und soll man es ein Verbrechen nennen, daß sie die Classiker, welche man den Knaben und Jünglingen in die Hände gibt, castrirten, d. i. von allen den unsittlichen Bildern und Gemälden reinigten, die so leicht die jugendliche Einbildungskraft beflecken, die Begierden entzünden, und den Gedanken gleichsam in seinem feinsten Organe schon vergiften? — Liebe und Vertrauen regierten; was nur den Wetteifer beleben kann, öffentliche Redeübungen, Belohnungen, Ehrentitel, wurden angewendet, um den Fleiß anzuspornen; auch der Körper ward durch gymnastische Uebungen gebildet, und der äußere Anstand durch theatralische Darstellungen verfeinert. Da aber in allen Schulen Einförmigkeit der Lehrsätze und der Lehrmethode herrschte, so war dieses freilich der Weg nicht, den Forschungsgeist und das Selbstdenken zu erwecken; es war aber das sicherste Mittel, der Neuerungssucht und den Verirrungen des Verstandes vorzubeugen. Was aber dem Unterricht der Jesuiten so vorzüglichen Werth gab, war, daß die Religion Alles beherrschte; es wurden katholische Christen gebildet, nicht zerrissene Gemüther, die innern Haltes ermangeln. Oft zählte ein Collegium mehrere hundert Schüler; die adelige Jugend wurde ihnen fast ausschließlich anvertraut und auch aus protestantischen Ländern zugeschickt. Für ihren Orden zogen die Jesuiten aus ihren Schulanstalten den großen Vortheil, die besten Köpfe frühzeitig auswählen und für die Gesellschaft heranbilden zu können; daher es denn erklärlich ist, wie die Societät Jesu sich durch wissenschaftliche Verdienste so bedeutend hervorthun, und bei der gelehrten Welt in Achtung setzen konnte. „Das große Jesuitencollegium in Paris — sagte noch vor wenigen Jahren der bekannte Cardinal Maury — war der Centralpunkt, der die Aufmerksamkeit aller Gelehrten, aller bedeutenden Männer aus allen Ständen Frankreichs auf sich zog. Es war das höchste Tribunal, welches alle Gelehrten mit Ehrfurcht als die Quelle literärischen Ruhms, als den Brennpunkt der öffentlichen Meinung betrachteten, und welches Piron die Chambre ardente des réputations literaires nannte." Dieses war auf alle Collegien, die der Orden in den großen Capitalen Europa's hatte, anwendbar. Die glänzende Reihe der in den Künsten und Wissenschaften berühmten Jesuiten ward während der Existenz des Ordens niemals unterbrochen. Naturforscher, Chemisten, Botaniker, Mathematiker, Mechaniker, Astronomen, Dichter, Geschichtschreiber, Uebersetzer, Alterthumsforscher, Journalisten hat der Orden in Menge geliefert. Jesuiten, wie Serrarius, Petav, Sirmond, Tursellin, Bellarmin, Balde, Mariana, Gretser, Flechier, Bourdaloue u. v. A. (s. d. des. Art.), förderten die Geschichte und Geographie, das Sprachstudium und die Beredsamkeit auch außer ihrem Orden und ihrer Kirche, und noch in der letzten Zeit beugten sich die ersten Mathematiker Italiens vor den Namen eines Ricati oder Lecchi; wurden die Sternwarten der Jesuiten in Rom, Florenz und Mailand, welche unter der Direktion eines Boscowich (s. d. Art.), Ximenes, Lagrange standen, von den größten Astronomen besucht; die Jesuiten Mayer und Hell (s. bde. Art.) waren die ersten Astronomen Deutschlands, und der Name des polnischen Jesuiten Poczobuet, Direktor der königl. Sternwarte in Wilna, ward in allen Ländern geehrt. La Lande und Maskelyne waren seine Correspondenten und Freunde. Daher macht Chateaubriand die sehr richtige Bemerkung, daß, ohne den andern gelehrten Gesellschaften zu nahe zu treten, doch nur

die Jesuiten, in dem eigentlichen Sinne des Worts, eine wahre gelehrte Gesellschaft gebildet hätten, indem nur von ihnen alle Wissenschaften ohne Ausnahme, alle Zweige und Nebenzweige des menschlichen Erkenntnisses wären cultivirt worden. — Was die Missionen betrifft, so ist unstreitig nichts mit dem Flammeneifer zu vergleichen, den sie hierin bewiesen. Ihre nie zu ermüdende Standhaftigkeit, ihr nie erkaltender Eifer auf diesem weitschichtigen Felde gränzenloser Mühseligkeiten, waren von jeher Gegenstände der Bewunderung. Länger als zwei Jahrhunderte hindurch wurden ihre Bemühungen stets von dem schönsten Erfolge gekrönt. Losgerissen von allen Wünschen und Bequemlichkeiten des Lebens; entschlossen, Alles für das Wohl der Menschheit zu unternehmen; ohne Rücksicht auf Entfernung, oder Clima, in jedes Land zu gehen, wohin das Gebot der Obern ihn rief; gleich geschickt für die Einsamkeit, wie für das öffentliche Leben; dort arbeitend an seiner eigenen Heiligung, hier belehrend durch hervorleuchtendes Beispiel; glücklich in der Abgeschiedenheit, zufrieden in dem Geräusche der Welt — nirgends hatte der Jesuit eine Stätte der Ruhe; er mußte seine Thätigkeit nach allen Richtungen ausbreiten, und seine Wirksamkeit in alle Welttheile tragen. Xavier begann 1541 die außereuropäischen Missionen. Tief im Innern Asiens, in Japan, wo der Orden sich vorzüglich unvergängliche Kränze wand (denn halb Japan bekannte sich schon zum Katholizismus, als eine unglückliche Revolution, die in Beda entstand, alle Christen und mit ihnen alle Jesuiten, aus demselben theils vertrieb, und theils vertilgte), auf den Molucken errichteten die Jesuiten das Zeichen der Erlösung und predigten die Lehre des Evangeliums; sie verkündeten es in China, in den beiden Indien, in Aethiopien und in dem Lande der Caffern. Auf der andern Hemisphäre drangen sie in die von ewiger Kälte erstarrenden Zonen des nördlichen Amerika's. Nun wurden die Huronen civilisirt, und Canada hörte auf, bloß von Barbaren bewohnt zu seyn. Andern gelang es unter dem rauhen Himmel Californiens, wo eine erzürnte Natur dem Menschen beinahe alle ihre Gaben entzogen hat, neue Horden zu civilisiren und in christliche Gemeinden zu vereinigen. Zu gleicher Zeit durchzogen wieder Andere jene weitschichtigen Länder, welche, von herumirrenden Völkerschaften bewohnt, nordwärts von Mexiko liegen, und wohin vor ihnen noch kein Apostel des Evangeliums gedrungen war. Während dieses in solchen bis dahin kaum dem Namen nach bekannten Gegenden geschah, fuhr eine noch größere Anzahl von Ignazens Jüngern fort, in Brasilien, Paraguai und Maragnon ganze Nationen dem Evangelium zu unterwerfen. An den Namen eines Europäers hatten sich unter den Bewohnern Amerika's bis heran bloß Begriffe der Grausamkeit, des Geizes, der Herrschsucht und der schändlichsten Frevel geknüpft. Nur den Jesuiten — wie Montesquieu (in seinem unsterblichen Werke Esprit de loix) und Robertson (Gesch. Carls V.) sagen — war es vorbehalten, den so schwer beleidigten Genius der Menschheit mit der europäischen Cultur wieder zu versöhnen. Außerdem forderte das Institut jede Art von Dienstleistung, welche die Menschen von den Dienern der Religion erwarten können; und Alle, welche die Jesuiten gekannt haben, geben ihnen einstimmig das Zeugniß, daß sie, so lange ihr Orden existirte, alle ihnen deßfalls auferlegten Verbindlichkeiten mit dem größten Erfolge erfüllten. Mit Bewunderung hörte man in allen Ländern ihre Prediger, überall drängten Vornehme und Niedrige sich zu ihren Beichtstühlen; Kranke und Sterbende sahen sie zu ihrem Trost, zu ihrer Hülfe herbeieilen; ihre Gebet- und geistlichen Bücher waren in Jedermanns Händen, und Hospitäler, Zuchthäuser, und Lazarethe waren zu allen Zeiten die Schauplätze ihres unermüdeten Eifers. Im 16. und 17. Jahrh. fielen im Dienste der von der Pest befallenen Menschen mehrere

hundert Jesuiten als Opfer ihrer thätigen Nächstenliebe, und während der letzten Rückzugs des franz. Heeres von Moskau fanden 10 Jesuiten in den von franz. Gefangenen überladenen Spitälern ihren Tod. — Unter den Kaisern Ferdinand II. und III. glänzten sie auch als Staatsmänner; sie entwickelten im dreißigjährigen Kriege ein ungemeines politisches Talent; die durch sie belebte Ligue der Katholiken that ohne sie keinen Schritt; sie durften 1629 die, zufolge kaiserlichen Mandats von den Reichsstädten restituirten, kathol. Kirchengüter zum Nachtheil der Orden, denen sie gehört hatten, in Besitz nehmen, wodurch sie natürlich sich viele Feinde zuziehen mußten. Der Jesuit Lamormain, Beichtvater des Kaisers, stürzte den mächtigen Wallenstein, und wußte Baiern bei Oestreich zu erhalten. 1618 zählte der Orden 13.112 Mitglieder in 32 Provinzen, wozu Frankreich, die Rhein- und Niederlande, Polen und Litthauen, und außer Europa das spanische Amerika, die Philippinen und China neu hinzu gekommen waren. 1640 feierten sie unter dem General Vitelleschi mit großem Gepränge das 100jährige Jubiläum ihres Ordens; ein Fest, dessen Freude jedoch nicht ganz ungetrübt seyn konnte. Denn ungeachtet des großen Beifalls, den sie an den Höfen und unter dem Volke fanden, hatten sie dennoch viele Feinde nicht nur unter den Protestanten, die sie fortwährend bekämpften, sondern auch, und zwar vorzüglich unter den Katholiken, wo sie als ein neuer, mit großen Privilegien ausgestatteter, das Unzeitgemäße der Mönchsorden nicht theilender, die Gelehrsamkeit der bisherigen Institute überstrahlender Orden, häufig ein Gegenstand des Neides und Hasses waren. Unter die Hauptbeschuldigungen, welche man gegen den Orden erhoben, ist die einer die Moral vergiftenden Casuistik: der tödtlichste Dolchstich, den man den Jesuiten geben konnte, er trifft und durchbohrt das Herz des ganzen Ordens; denn haben die Jesuiten den Königsmord, Treulosigkeit, Meineid, Mißbrauch des geschenkten Vertrauens und eine Menge anderer Laster in Tugenden umgewandelt, sobald jene nur als Mittel zur Erreichung eines geistigen Zwecks dienen konnten: dann lastet schwere Schuld auf ihnen, und furchtbar ist die Anklage. Aber sich durch Entsagungen und Bußübungen zu seinem Berufe fähig zu machen — wie die Constitution vorschreibt — „dies führte," wie der Protestant Stäudlin († 1826) sagt, „sie so wenig dahin, die Moral zu verfälschen und zu verderben, daß man ihnen vielmehr zugestehen muß, daß sie die Moral der Kirche mit großem Nachdruck verkündigten, ja selbst eine noch strengere Moral lehrten und durch ihr Beispiel bestätigten." Indessen hat es unter den Casuisten des Ordens mehrere gegeben, deren aufgestellte Sätze Irrthümer enthielten. Aber wo gab es je ein Institut, deren Glieder ohne Ausnahme gegen jeden Irrthum geschützt gewesen wären. Auf ein ganz, von jedem Irrthum, von jedem Wahne geläutertes System Anspruch machen zu wollen, konnte nur den Gnostikern im Mittelalter, den Jansenisten so wie den Philosophen des 18. Jahrh. einfallen. Ueberhaupt hatten die Jesuiten in der theologischen Moral eine doppelte Richtschnur: stets jenen Meinungen beizupflichten, die jedesmal von den übrigen Theologen am allgemeinsten angenommen waren, und dann nie einen Satz wieder aufzustellen, der einmal von der Kirche verdammt war. Wenn also einige Casuisten Lehrsätze vortrugen, welche zu derselben Zeit in allen Schulen vorgetragen, nachher aber von der Kirche verworfen wurden, so begehen ihre Feinde eine große Ungerechtigkeit, ihnen daraus ein Verbrechen zu machen. Die vornehmsten der ihnen gemachten Beschuldigungen sind: 1) daß sie dem Probabilismus angehangen; aber derselbe war schon 100 Jahre vor der Entstehung des Jesuitenordens die allgemeine Lehre fast aller Bischöfe, der vornehmsten Universitäten und aller Ordensgeistlichen. Unter den gehörigen Beschränkungen ist diese Lehre auch nichts weniger als unvernünftig, oder

für die reine Sittenlehre verderblich. Das Wesentliche davon besteht darin, daß, wo ein Gesetz nicht deutlich ausgesprochen ist, und die Meinungen der Ausleger darüber so getheilt sind, daß nirgends Gewißheit zu finden ist, es alsdann erlaubt sey, derjenigen Meinung zu folgen, welche, ebenfalls durch hinreichende Gründe unterstützt, mehr für die natürliche Freiheit des Menschen, als die Strenge des Gesetzes entscheidet. Nun aber entstand auch die Frage, ob es erlaubt sey, der wahrscheinlichen Meinung zu folgen, und nicht der wahrscheinlicheren. Die Probabilisten beantworteten sie mit Ja. Dieses ward nun von vielen Theologen, besonders aus dem Dominikanerorden, z. B. Lopez, de Mercado, Medina, Bannez, lange vor den Jesuiten gelehrt. Vasquez war der erste Jesuit, der dieselbe (1593) ebenfalls aufstellte. Da aber bei der Anwendung dieser Lehre, durch ungebührliches Deuteln und Beugen, die reine Sittenlehre wirklich in Gefahr kommen kann; so hatten die Jesuiten das unverkennbare Verdienst, die Ersten gewesen zu seyn, welche gegen den Probabilismus geschrieben haben. Es waren die Jesuiten Rebello (1608), Comitolus, Molina, Aquaviva, Vitelleschi, Gonzalez, Bellarmin, Bianchi, Gisbert, Daniel u. A., die den Probabilismus theils unbedingt bekämpften, theils in vernünftige Schranken zurückführten, und von Gonzalez sagt Bossuet: „daß Niemand gelehrter als er, Niemand offenherziger gegegen geschrieben habe." Nur den Jansenisten (vergl. d. Art.), welche sich Alles gegen die Jesuiten erlauben zu dürfen glaubten, fiel es zuerst ein, eine Beschuldigung gegen den Orden hierauf begründen zu wollen. Pascal und Nicole traten zuerst auf; jener wollte die Jesuiten lächerlich, dieser sie gehässig, beide sie verächtlich machen; zu ihnen gesellten sich nachher noch Perault und Arnauld, Doktoren der Sorbonne. Aber alle diese Schriften wurden durch verschiedene Beschlüsse der — sonst immer gegen die Jesuiten feindlich gesinnten — Parlamente von Paris und Bordeaux „für verleumderische, mit Unbilden, Betrügereien, Verfälschungen und roher Unwissenheit angefüllte Schriften" erklärt, und durch den Büttel öffentlich zerrissen und verbrannt. Dieses Urtheil haben auch mehrere berühmte Gelehrten — selbst aus andern Confessionen — unterschrieben, so daß nach v. Murr „jeder unbefangene Protestant, dem es um Wahrheit der Beweise zu thun ist, über jene Schriften, ihrer falschen Angaben wegen, unwillig werden muß." (Gesch. der Jesuiten in Portug.) Im 18ten Jahrh. wurde der Probabilismus noch von Gelehrten aus andern Orden vorgetragen; und es ist noch sehr die Frage, ob durch die von den Jesuiten angeblich gelehrte laxe Moral, oder durch die Rigoristen, und durch das Skandal, welches die Gegner der Jesuiten dadurch erregten, daß sie dergleichen Maximen darlegten und ausmalten, mehr Schaden angerichtet worden. So hat wenigstens d'Alembert (Encyklop. Art. Casuistes) geurtheilt. Empörender ist 2) die Beschuldigung, daß die Jesuiten zuerst die schreckliche Lehre vom Königsmorde aufgestellt, sie in ihren Schulen vorgetragen, und wirkliche Königsmörder gebildet hätten. Schon 125 Jahre vor der Entstehung der Jesuiten hatte Joh. Petit, Doktor der Pariser Universität, ohne alle Einschränkung die Rechtmäßigkeit des Tyrannenmordes behauptet, welche Lehre zwar vom Erzbischof von Paris verdammt, von M. Porre, Bischof von Arras, aber auf dem Concilium zu Costnitz als eine Meinung vertheidigt wurde, die sehr viele Gelehrten bisher ohne Widerspruch vorgetragen hätten. Das Concilium verdammte von Petits aufgestellten Sätzen nur den: „Jeder Tyrann kann von seinem Unterthan erlaubter Weise getödtet werden." Nach diesem gefällten Urtheile hatte es also das Ansehn, als wenn dennoch der Tyrannenmord unter gewissen Umständen erlaubt wäre, und nun wurde diese Frage ein Gegenstand der Untersuchung für alle Theologen und Gelehrten durch das ganze 15. Jahrh. bis in die Mitte des 16., vorzüglich aus dem Dominikanerorden, wovon viele,

ungeachtet des vom Concilium in der Hauptsache ausgesprochenen Anathema's, dennoch jene Lehre behaupteten. Nach Entstehung ihres Ordens nahmen auch die Jesuiten an der Streitfrage Theil; aber nicht (wie man ihnen vorgeworfen), um diese verderbliche Lehre noch mehr zu entwickeln und auszubilden, sondern vielmehr um dieselbe entweder durchaus zu bekämpfen, oder doch soviel als möglich unschädlich zu machen. Der Jesuit Salmeron, Ignazens berühmter Gefährte, sagt ausdrücklich: daß Niemand befugt sey, einen Fürsten, habe er sich auch der Herrschaft gewaltsam bemächtigt, zu ermorden, besonders wenn er einmal im ruhigen Besitze derselben sey. Die Jesuiten Molina und Lessius sagen, daß der Mord des Regenten, selbst wenn er der größte Tyrann wäre, nach der h. Schrift niemals erlaubt sey. Von allen Jesuiten — überhaupt waren es ihrer nur ungefähr 12, welche sich mit der Untersuchung dieser Frage befaßten, und wovon einige, z. B. Busenbaum (s. d. Art.), den Dominikaner Prierias wörtlich abgeschrieben — fiel es dem einzigen Mariana ein, in seinem Buche de rege et regis institutione 1590 die Lehre vom erlaubten Tyrannenmord, obschon mit einigen Einschränkungen, aufzustellen, woran die damalige Staatsverfassung Spaniens und sein Studium des Thomas Aquino keinen geringen Antheil hatte. Aber gleich nach Erscheinung des Buchs wurde die darin enthaltene Lehre de Tyrannicidio von den gelehrtesten und berühmtesten Jesuiten, Bellarmin, Berthier, Gretser, Heiße, Jouvency, Keller ꝛc. widerlegt, 1610 von Aquaviva, General des Ordens, als eine abscheuliche Lehre verworfen, und allen Jesuiten auf's Ernstlichste verboten, solche auch nur von weitem zu berühren. Seit dieser Zeit war alles auf diesen Gegenstand Bezug habende aus ihren Schriften und Schulen verbannt. Uebrigens war eben diese Lehre nie das Eigenthum weder eines besondern geistlichen noch weltlichen Ordens. Es war bloß Sache der Meinung; man disputirte dafür und dagegen. Der Irrthum lag in dem Geiste jener Zeiten, und war eine Folge der noch ungeläuterten verworrenen staatsrechtlichen Begriffe jener Jahrhunderte. Die gefahrvollen politischen Grundsätze, die der Orden soll gelehrt haben, sind in den Monita secreta, einem Werke, welches 1610 zum ersten Mal erschien, enthalten. Es enthält wirklich die schlimmsten Grundsätze, seine Unechtheit wurde aber immer von den Jesuiten behauptet, welche besonders dadurch glaubwürdig wird, daß auch die heftigsten Gegner des Ordens das Gegentheil nie haben beweisen können, welches auch der freimüthige Dr. Paulus in Heidelberg bekennt; er glaubt indeß, daß sich darum doch nicht die Unechtheit folgern lasse. Zudem haben der römische Stuhl, der General des Ordens, viele Bischöfe ꝛc. das Buch einstimmig als eine der Gesellschaft Jesu angedichtete Verleumdung verworfen. Das Privatleben der Jesuiten war musterhaft. Durch eine seltene Reinheit und Strenge in ihren Sitten, durch Anstand und Würde in ihrem Benehmen, und durch das Edle und Erhabne, das aus allen ihren Gesinnungen hervorleuchtete, wußten sie ihrem religiösen und moralischen Charakter ein Gepräge aufzudrücken, dem selbst die ärgsten Feinde des Ordens ihre Ehrfurcht und Bewunderung nicht versagen konnten. Robertson (Geschichte Amerika's, 2. Bd., verdeutscht v. J. Fr. Schiller) tadelt das ausschweifende Leben der meisten amerik. Geistlichen und Mönche, gedenkt aber, in Uebereinstimmung mit allen Schriftstellern über Südamerika, der Jesuiten mit den größten Lobsprüchen wegen ihres streng-sittlichen Lebenswandels. Wie allgemein derselbe anerkannt war, sieht man aus dem Abscheu, der Europa durchfuhr, als das Unerhörte geschah, daß ein Jesuit — einer von Hunderttausenden, die im Orden gelebt — Girard nämlich, wegen einer Schändung angeklagt ward. Es hat nie eine Gesellschaft gegeben, wo solche Ausnahmen — unvermeidbar bei Menschen — seltner waren, selbst mit Hinzurechnung der übrigens noch keineswegs völlig constatirten amores Marelli, mit denen Hr.

v. Lang menschenfreundlicher Weise die Welt beschenkte (München 1815). Hier noch über das Privatleben der Jesuiten Voltaire's gewichtige Worte: „Was habe ich die 7 Jahre hindurch, da ich bei den Jesuiten wohnte, gesehen? Ein sehr mühsames, mäßiges und ordentliches Leben. Alle ihre Stunden waren eingetheilt, theils in ihre Schularbeiten, theils in diejenigen, welche ihr strenger Orden mit sich bringt. Ich nehme tausend und abermal tausend Menschen zu Zeugen, die sowohl als ich bei ihnen erzogen worden, und kein einziger von allen wird hier mich einer Unwahrheit beschuldigen können. Ich kann behaupten, daß nichts Widersprechenderes, Ungerechteres und Schändlicheres für das Menschengeschlecht gefunden werden könne, als wenn man sie einer lockern Sittenlehre zu beschuldigen sucht." An einem andern Orte sagt er: „Pascals (s. d. Art.) Provinzialbriefe sollten sogar beweisen, daß es in dem Plane der Jesuiten läge, statt die Menschen zu bessern, dieselben vielmehr zu verschlechtern, „aber, setzte der Philosoph hinzu, ein solcher Plan ist so unzweckmäßig und ungereimt, daß selbst noch keine Sekte in der Welt ihn je weder hatte noch haben konnte." Der berühmte Astronom und Philosoph La Lande sagt in seinem Schreiben im Journal des Debats vom 15. Pluviose (l'an 8 d. l. Republ., 1799): „Zurückgezogenheit, Sanftmuth, Mäßigkeit und freiwillige Verzichtleistung auf Alles, was die Wünsche anderer Menschen reizt, machten aus diesem Orden eine Gesellschaft, in welcher die Wissenschaften den schönsten und liebenswürdigsten Bund mit allen menschlichen und göttlichen Tugenden geschlossen hatten. Ich habe sie in der Nähe betrachtet; sie bildeten einen Verein von Helden für Religion und Menschenglück" u. s. w. — Es ist anziehend, die Geschichte der Verfolgungen der Jesuiten zu betrachten. Da diese Societät aus Menschen bestand, und die Krankheit aller Dinge unter dem Monde, nämlich Unvollkommenheit, an sich trug, so würde man wohl gewiß unglaubliche, ja unmögliche Dinge behaupten, wenn man die Jesuiten von aller Schuld an dem, was sie betroffen, gänzlich freisprechen wollte. Aber das muß Jedem, der so viel Gelehrsamkeit und Belesenheit besitzt, um sich überzeugen zu können, und so viel Ehrlichkeit, guten Willen und Unparteilichkeit, um sich auch überzeugen zu wollen, unwidersprechlich einleuchten, daß diese Societät weder die Grundsätze, noch alle die Gebrechen und Verbrechen, welche Katholiken und Protestanten, Jansenisten und die franz. Encyklopädisten ihr Schuld geben, an sich trug. Daß sie zuweilen über andere Orden sich erhoben und zu glänzen gesucht, daß sie in ihren Verhältnissen gegen andere Orden und gegen die Weltgeistlichkeit nicht immer die gehörige Klugheit beobachtet; daß sie der wirklichen Vorzüge, die ihre Erziehungsmethode hatte, sich hie und da überhoben und andere herabgesetzt; daß sie in ihren gelehrten Streitigkeiten nicht immer mit der nöthigen Mäßigung zu Werke gegangen; daß sie bei ihrem Eifer gegen die Protestanten und andere, und zur Ausbreitung und Aufrechthaltung des Katholizismus oft zu weit gegangen und nicht immer vorsichtig genug in der Wahl ihrer Mittel gewesen; daß sie von der gewöhnlichen Krankheit der Höflinge und Günstlinge sich auch wohl haben anstecken lassen, ihren Einfluß gemißbraucht und sich in weltliche Angelegenheiten gemischt — es wäre zu wünschen gewesen, daß die Jesuiten sich von den Beichtväterstellen bei den Höfen eben so sehr, wie von den Kirchenwürden, entfernt gehalten hätten —; daß sie bei ihren Verhältnissen gegen den römischen Hof oft mehr dem Eifer als der Klugheit Gehör gegeben, ihre Privilegien zuweilen gemißbraucht, und überhaupt ihres Glücks, ihrer Vorzüge, ihres Ansehns, ihres Einflusses, ihrer Güter sich hin und wieder überhoben: wer möchte das leugnen? Aber wo sind die Menschen von gleicher Lage und Verhältnissen, von welchen dies nicht gesagt werden könnte? Um die Beurtheilung der Jesuiten ist es immer eine eigene und sonderbare Sache. Wenn man sie anklagen will, schreibt man ihnen zugleich eine so große, fast über-

menschliche Klugheit zu, daß man denken sollte, sie hätten nach derselben gar nicht in die Fehler anderer Menschen verfallen können. Eben diese Anklagen indessen, diese Vorwürfe, die man ihnen macht, beweisen da, wo sie aus ihrer Geschichte als gegründet erscheinen, doch deutlich, daß sie — eben so gut als andere Menschen in der Welt und in den Klöstern — fehlerhafte Menschen waren, und daß sie dasjenige, was die Lage der Umstände noch Nachtheiliges für sie mit sich führte, noch zuweilen mit Unüberlegtheiten vermehrten, die ihren Feinden freie Hände ließen, um sie zu verderben. Wohin man hier sich wendet, stößt man auf die auffallendsten Widersprüche. Nach den Behauptungen ihrer Widersacher soll sie nichts, und wenn sie selbst zu Gift und Dolch hätten greifen müssen, gehindert haben, ihre Gegner sich vom Halse zu schaffen, wenn es auch selbst gekrönte Häupter gewesen wären. Dennoch ist von diesen so fürchterlichen Menschen ihren heftigsten Verfolgern, Choiseul, Aranda, Pombal, Tanuzzi, Felino, Chauvelin, Platel ꝛc. nicht ein Haar gekrümmt worden. Sie, die durch ihre ausgebreiteten Connexionen Alles wissen sollten, wußten nicht einmal, was ihnen selbst am nächsten war und vorging, die Cabalen nämlich, die zu ihrem Verderben gespielt wurden, und waren bei der großen Gewalt, die man ihnen zuschrieb, und wornach die ganze Welt durch ihre Intriguen geleitet werden sollte, nicht im Stande, jene Cabalen von sich abzuwenden. Sie sollten die aufrührerischsten und gefährlichsten Unterthanen seyn, und förmlich die Rebellion in ihren Schriften predigen; dennoch brachten sie diese ihnen vorgeblich eigene Lehre so wenig in Ausübung, daß sie die tyrannischste Unterdrückung mit der größten Resignation ertrugen, sich von Gefängnissen zu Gefängnissen schleppen, deportiren und verjagen ließen. Sie, die für Jedermann eine so laxe Moral haben sollten, daß sie immer für die Gewissen einen Ausweg zu finden wußten, hatten doch dieselbe so wenig für sich, daß sie lieber Alles über sich gehen ließen, als daß sie den mit ihrem Gewissen unverträglichen Eid geschworen hätten, welcher ihnen, nach ihrer Aufhebung in Frankreich, vom Pariser Parlament zu leisten vorgelegt wurde. Sie, welche die Reichthümer beider Indien besitzen und in allen Banken von Europa Millionen sollten niedergelegt haben, hatten doch so wenig, daß ihre Plünderer in ihren Erwartungen fürchterlich getäuscht wurden, und sie selbst nach ihrer Aufhebung ohne mildthätige Unterstützung den Bettelstab hätten ergreifen oder im Elende umkommen müssen. Solcher Widersprüche gibt es unzählig mehrere. — Die ersten Verfolgungen hatten die Jesuiten in Frankreich zu bestehen. 1540 kamen sie zum ersten Mal dahin. Das Parlament haßte sie als Freunde des römischen Stuhls, die Universität als Nebenbuhler ihres literärischen Ruhmes, der Erzbischof von Paris entschied gegen sie, weil ihre vom Papst erhaltenen Privilegien und Exemtionen der bischöfl. Gerichtsbarkeit entgegen wären. Ohne ein Haus, ohne eine eigene Kirche zu haben, lebten sie nun 10 Jahre in Paris, bis ihnen der Bischof von Clermont eine Wohnung schenkte. Heinrich II. ertheilte ihnen Patentbriefe, welche sie des Eigenthums fähig machten sollten; das Parlament mußte sie, ungeachtet seiner wiederholten Protestation, einregistriren, verwies aber die ganze Sache an den Erzbischof und die Sorbonne. Ersterer untersagte ihnen alle kirchliche Verrichtungen, und sich dem Gebot unterwerfend, zogen die Jesuiten nach St. Germain, indeß der Orden in mehreren franz. Provinzen Häuser und Collegien erhielt. Endlich wurden sie auf der Versammlung der Reichsstände zu Poissy unter Carl IX. 1561 als Institut in ganz Frankreich anerkannt, jedoch mußten sie auf mehrere wichtige Privilegien (vergl. oben) Verzicht leisten. (Das Wesen eines Ordens besteht wahrlich nicht in solchen Freiheiten, von welcher Art sie auch seyn mögen.) Ihre Schulen in Paris eröffnend, war der Zulauf der Studirenden bald außerordentlich; des Jesuiten Maldonat aufs Höchste gestiegene Celebrität, und die hiedurch ver-

ödeten Hörsäle der Hochschule erregte den Neid und die Scheelsucht dieser letztern. Unaufhörlich erschollen daher ihre Klagen in dem Parlamentssaale. Endlich ließ der Rektor den Jesuiten andeuten, ihre Schulen zu schließen: treu dem Geiste ihres Instituts gehorchten sie; aber es entstand ein großer Auflauf unter den Studenten, und der König befahl den Jesuiten, sogleich ihre Schulen wieder zu eröffnen, und der ganz grundlosen Anmaßungen der Universität nicht zu achten. Aber kaum hatten Reichsgeschäfte den Hof und die Minister auf längere Zeit von Paris entfernt, als sogleich auch die Universität nun bei dem Parlament in Paris eine förmliche Rechtsklage gegen die Jesuiten erhob. Arnauld (vrgl. d. Art.), Pasquier und Dollee, die Anwälde der Universität, griffen die Jesuiten mit mehr Eifer als Gerechtigkeitsliebe an; ihr Advokat Versoris vertheidigte sie; und da das Parlament zu ihren Gunsten entschied: so mußte das Recht in Riesengröße ihnen zur Seite stehen. Neuen Haß zogen die Jesuiten sich während der Ligue zu, wo sie — wie auch in allen übrigen Ländern, sobald kritische und gefährliche Zeiten eintraten — dem Geist ihres Ordens getreu, durch Mäßigung, Ruhe, Schonung, Klugheit und edle Haltung vor andern sich auszeichneten. Als Heinrich IV. Paris belagerte, behaupteten sie, im Widerspruch mit den übrigen Theologen, daß man sich nicht den Kirchenbann zuziehe, wenn man einem nichtkatholischen Könige die Stadt übergäbe. Als nun die Ligue, durch Heinrichs Uebertritt zum Katholizismus, ihr Ende erreicht hatte, und die Parlamente wie die Universität dem neuen Könige zu huldigen gezwungen waren, beschlossen diese, die Verbannung der Jesuiten zu bewirken, bevor der König selbst die Regierung übernommen hätte; aber Sully that, auf Befehl des abwesenden Königs, dem Verfahren gegen die Jesuiten Einhalt. Die Kläger wie die Richter mußten zwar für jetzt ihren Plan aufgeben, aber aller alter Haß brach los, als Chatel Heinrich IV. zu ermorden versuchte. Man verachtete selbst die unwürdigsten Kunstgriffe nicht (s. Bayle's Lexikon, Art. Chatel), um die Schuld der Ermordung auf die Jesuiten zu werfen; aber selbst, als man Alles anwandte, was die Kunst sinnreicher Henkersknechte Qualvolles erfinden mochte, konnte man von dem Unglücklichen kein Geständniß erhalten, daß er Mitschuldige habe. Das Parlament verfuhr tumultuarisch, und justizmordete den Jesuiten Guignard, in dessen Zimmer man aufrührerische, das Ansehen des Monarchen beleidigende Schriften gefunden zu haben vorgab, wie der Kanzler Cheverney (der vollkommen davon unterrichtet seyn konnte) in seinen Memoiren schreibt, u. verwies den Orden aus dem Reiche. Ganz Frankreich erkannte indeß die Unschuld der Jesuiten, und selbst die Richter gestanden nach einigen Jahren, daß sie bei der Untersuchung sich übereilt hätten. Der Parlamentspräsident de Thou sagt: „So geschah es, daß die Väter, ergriffen von der drohenden Gefahr, ohne der gesetzlichen Formen zu achten, noch die dabei interessirten Theile zu hören, so wie es in aufrührerischen, tumultuarischen Zeiten zu geschehen pflegt, den ganzen Jesuitenorden aus dem Reiche verbannten." (Lib. 152.) Indessen weigerten sich mehrere Parlamente, das Dekret des Pariser Gerichtshofes zu registriren, erklärten dessen Verfahren für ungerecht, und nahmen die Jesuiten in Schutz. Vorzüglich in Bordeaux und Toulouse fanden sie eine freundliche Aufnahme, und aus dem ganzen Reiche strömten ganze Züge von Knaben und Jünglingen zu ihnen hin. Von allen Seiten ergingen also Bitt- und Schutzschriften zu Gunsten des Ordens an den Monarchen. Zu deutlich hatte die öffentliche Meinung sich ausgesprochen und der König, überzeugt von ihrer Unschuld, und auch vom Papst dazu mehrmalen aufgefordert, rief sie, trotz den Gegenbemühungen des Pariser Parlaments zurück, und sprach sie in einer an eine Parlamentsdeputation gehaltenen Rede, welche die franz. Historiographen Matthieu und Du pleix der Nachwelt in ihrer Geschichte Heinrichs IV. aufbewahrt haben, von allen gegen sie erhobenen Beschuldigungen frei, und zollte ihren

Vorzügen und Verdiensten gerechte Anerkennung. Daß die Jesuiten an Ravaillac's Ermordung Heinrichs IV. Theil gehabt, wird von allen gleichzeitigen Schriftstellern als eine Unwahrheit erklärt. Das alberne Mährchen von dem Antheil des Herzogs von Lerma und seines Oheims, des Jesuiten Alagnon, an Ravaillac's That, welches Wolf (Allgem. Gesch. d. Jes. Th. 2) erzählt, ist in den Quest. s. l'encycl. (Tom. I. Genf 1777) nach Verdienst gewürdigt worden. — In England waren die Jesuiten nie sehr bekannt; dieselben bildeten bloß eine kleine Abtheilung von Missionären, die ihre Verrichtungen unter den überall zerstreuten und gedrückten Katholiken im Stillen und unter dem Schleier des Geheimnisses übten. Durch nichts zogen sie die Aufmerksamkeit der Nation auf sich, als bloß durch die ungewöhnliche Strenge der in ältern Zeiten gegen sie gegebenen, nunmehr aber durch das Parlament wieder aufgehobenen peinlichen Gesetze, welche einzig in den groben Vorurtheilen der Nation ihren Grund hatten, da man sich von den Jesuiten einen Begriff bildete, an welchen sich die Idee jedes Verbrechens und jedes Lasters anknüpfte. Sie werden in der engl. Geschichte als solche ausgezeichnet, welche sowohl wider das Leben der Königin Elisabeth, als auch von der berüchtigen Pulververschwörung unter Jakob I. die eigentlichen Anstifter gewesen, und auch unter Carl und Jakob II. an aufrührerischen Complotten Theil genommen haben. Walpole, Campian, Garnet, Oldekorn u. a. Jesuiten haben in England als Hochverräther auf dem Blutgerüst ihr Leben geendet; allein sie waren vielmehr unglückliche Opfer des Parteigeistes. Walpole's ganzes Verbrechen bestand darin, daß er als Missionär nach England gekommen; und die ihm angebotene Begnadigung unter der Bedingung, die Königin Elisabeth als Kirchenoberhaupt anzuerkennen, ausschlagend, starb er für seinen Glauben. Den Jesuiten Campian, durch Religionseifer nach England getrieben, traf ein gleiches Loos. Drei von seinen Richtern weigerten sich, das Todesurtheil zu unterzeichnen, und ungeachtet selbst Elisabeth von der Unschuld Campians und seiner Gefährten — wie Camden (ann. rer. angl. P. I. p. 326) berichtet — sich überzeugt hielt, so ließ sie doch das Urtheil auf's Strengste vollziehen, „um," wie der angeführte Geschichtschreiber sagt, „ihren Unterthanen die Furcht zu benehmen, daß der Katholizismus je wieder geduldet würde." Daß man noch überdies Menschen zu Jesuiten machte, die nie diesem Orden angehört, sieht man in Hume's Gesch. Bd. II. S. 4. Der Jesuit Garnet verhauchte 1606, als Haupttheilnehmer an der Pulververschwörung (s. d. Art.) sein Leben am Galgen. Indeß betheuerten die Beschuldigten noch auf dem Blutgerüst seine Unschuld, und überhaupt werden die Jesuiten von Lefevre de la Boderie, Heinrichs IV. Gesandten in London, von den franz. Geschichtschreibern Mezeray, Dufresnoy, Dupleix, Matthieu u. A. freigesprochen, sondern auch selbst engl. Geschichtschreiber, Wilson, Higgens, urtheilen über die berüchtige Verschwörung ganz und gar nicht so, daß man sie, wie so oft geschehen ist, den Jesuiten zur Last legen könne. Unter Carl II. wurde Whitebrand, Provinzial des Ordens, und die Jesuiten Henwic, Turner und Harcourt, auf das falsche Zeugniß der berüchtigen Oates und Bedloe (vergl. Hume's Gesch. Cap. 67) von dem Tribunal als Hochverräther zum Tode verdammt und hingerichtet. Sie starben als Opfer der Intoleranz. — Auch in Venedig, Malta, den Niederlanden, in Böhmen, Ungarn, Siebenbürgen, in Polen, Rußland, in Abyssinien hatte der Orden mit widrigen Schicksalen zu kämpfen. Das 18. Jahrh., das philosophische genannt, ist dasjenige, in dem die Jesuiten untergingen. Der Orden hatte um die Mitte desselben seine höchste Blüthe erreicht; er zählte in allen Assistenzen 39 Provinzen, 24 Professhäuser, 669 Collegien, 176 Seminarien, 61 Noviziathäuser, 335 Residenzen und 273 Missionen in heidnischen und protestantischen Ländern, und im Ganzen 22.800 Glieder aller Grade, worunter über die Hälfte geweihte Priester

waren. Die einmalige Zerstörung ihres Ordens war den Jesuiten zum öftern zuvorgesagt worden. Schon der merkwürdige 14. Brief, den Bobadilla 1554 an Ignatius schrieb, redet von einer einmaligen Vernichtung der Gesellschaft. Von Portugal aus begann der Sturm. Joseph I. bestieg 1750 den portugiesischen Thron; auf die Empfehlung der Jesuiten ward Pombal (s. d. Art.) sein erster Minister. Kaum zu diesem Posten erhoben, strebte er auch schon, den Einfluß der Geistlichkeit, vorzüglich der Jesuiten, und die Macht des Adels zu beschränken. 1714 trug er dem spanischen Hofe einen Tausch einiger Provinzen in Paraguai (s. d. Art.) an, wo die Jesuiten ihre Missionen hatten, gegen andere, 300 Meilen weit entfernte Distrikte, in der Meinung, daß jene Gegenden eine Menge den Bewohnern unbekannte Goldminen enthielten. Nachdem ihm dieses gelungen, sollten alle in jenem Theile von Paraguai lebenden Indier (300.000) ihren heimischen Boden verlassen, und in ein über 400 Stunden weitentlegenes unfruchtbares Land ziehen. Die tiefgefühlte, lebendig überwallende Anhänglichkeit an ihr Vaterland, die den Naturmenschen charakterisirt, verbunden mit der unbarmherzigen Härte, mit welcher man ihnen gebot, zu gehorchen, brachte sie zum Aufstand; ein furchtbarer Kampf endigte mit ihrer Besiegung. Aber die Jesuiten nahmen nicht an dieser — auf den ewigen Grundsätzen des Völkerrechts und der Moral beruhenden — Gegenwehr einigen Antheil: im Gegentheil, nachdem sie alle Vernunft- und Billigkeitsgründe in ihren Vorstellungen an die Cabinette von Lissabon und Madrid erschöpft hatten, suchten sie sogar die Indier zu bereden, der eisernen Nothwendigkeit nachzugeben; aber hiedurch verloren sie deren Zutrauen, und das schöne Band, welches diese Völker an die Missionäre knüpfte, war auf immer gelöst. Eine große Anzahl verbrannte ihre eigene Wohnungen, floh zu Tausenden in unzugängliche Gebirge, wo sie aber größtentheils zu Grunde gingen. Nachdem man vergebens die Erde durchwühlt und keine Goldmine gefunden hatte, gelang es Pombal, daß unter Carl III. der Vertrag wieder aufgehoben wurde; nachdem eine ganze Nation durch ihn war unglücklich geworden. Aber nur einem Manne, wie Pombal, konnte es einfallen, die Jesuiten nun gar ehrgeiziger Verbrechen anzuklagen. Eine Menge Libelle wurden unter seiner Aegide geschrieben, sorgfältig über Europa verbreitet und in alle Sprachen übersetzt. Nun hieß es überall, die Jesuiten hätten in Südamerika einen vor der ganzen Welt verborgenen großen Staat gegründet, ansehnliche Kriegsheere errichtet, dieselbe auf europ. Art organisirt, und mit zahlreichem Geschütz versehen; jetzt kam gar ein Jesuitenkönig Niklas mit seinem Hofstaat, Feldmarschällen ꝛc. zum Vorschein. Indessen wurden in Madrid Pombals Schriften verbrannt, und die mexik. Bischöfe, so wie der Gouverneur von Peru, Don Ulloa, u. m. A. widerlegten durch ihre Berichte Pombals Fabeln und ertheilten den Jesuiten die größten Lobsprüche. Dessen ungeachtet wurden sie aus sämmtlichen portug. Ländern außer Europa mit unerhörter Härte als Verbrecher nach Portugal geführt und eingekerkert. Es kamen noch andere Beweggründe hinzu, welche Pombals Abneigung gegen die Jesuiten stets mehr und mehr verstärkten. Mit gleicher Festigkeit arbeitete Pombal dahin, den hohen Adel zu demüthigen, und als der König am 4. Sept. 1758, heimkehrend von einem Liebesabenteuer, von Meuchelmördern verwundet wurde, setzte der despotische Minister daraus eine Verschwörung des Adels und der Jesuiten zusammen, „die, wie Voltaire (Siècle de Louis XV.) sagt, das Uebermaß des Lächerlichen und Abscheulichen gewesen." Der Herzog von Aveiro, das ganze Haus Tavora wurden auf die grausamste Weise hingerichtet, und Tausende des portugiesischen Adels in Gefängnisse gestoßen. Die Jesuiten Malagrida (s. d. Art.), du Matos, Alexander, wurden als vorzügliche Theilnehmer der sogenannten Verschwörung eingezogen, letztere starben im Kerker, und ersterer wurde 1761, da man an ihn keines Antheils zeihen konnte,

von der folgsamen Inquisition als Ketzer gerichtet und verbrannt! Im Namen des Königs trug er dem Papste vor, den Orden zu reformiren, „weil — so hieß es, — sie von ihrem frommen und heiligen Institute abgefallen seyen." Benedikt XIV. gab dem Cardinal Saldanha hiezu den Auftrag; da aber dessen Visitation den Erwartungen Pombals nicht entsprach, so verbannte der Minister alle (1840) Jesuiten (3. Sept. 1759) aus dem Reich, ließ sie nach dem Kirchenstaat schiffen, wo sie, von Allem entblößt, die Barmherzigkeit mitleidiger Menschen in Anspruch nahmen. Als mit des Königs Tode (1777) Pombals Regiment eine Ende hatte, er selbst verhaftet, der schrecklichsten Verbrechen angeklagt, von dem Gerichtshofe zum Tode verurtheilt, durch die Königin aus politischen Gründen aber begnadigt wurde, ließ die Letztere auch den Verschwörungsprozeß untersuchen, und die Hingerichteten alle für unschuldig erklären. — In Frankreich war die vorzüglich durch Voltaire, d'Alembert, Diderot u. A. gestiftete Revolution der Meinungen den Jesuiten gar nicht günstig. Jetzt, da in Portugal der Stern des Ordens untergegangen, glaubte man auch in Frankreich am Zeitpunkt zu seyn, die Jesuiten zu vertreiben. Anfänglich wollte man den 1757 von Damiens intendirten Königsmord dazu nützen, und es fehlte schon nicht an Gerüchten, von den franz. Encyklopädisten und Jansenisten verbreitet, welche dieses Attentat den Jesuiten zuschrieben. Das Mißlige dieser Beschuldigung fühlend, da es an Beweisen fehlte, gab man die Anklage auf, und Voltaire schrieb 1763 an Damilaville: „die Nachwelt würde mit vereinter Stimme die Vertheidigung des Ordens übernehmen, wenn ich denselben eines Verbrechens beschuldigte, von welchem alle Vernünftige, ja ganz Europa, selbst Damiens ihn längst schon frei gesprochen haben." Unter den Feinden der Jesuiten in Frankreich standen der Minister, Herzog von Choiseul, und des Königs Maitresse, Pombadour, oben an. Als Letztere 1756, um Hallastdame bei der Königin zu werden, eine Bekehrung affektirte, und den Jesuiten du Sacy als Beichtvater zu sich kommen ließ, forderte dieser vor Allem von ihr, daß sie den Hof verlassen, sich in die Einsamkeit begeben und so das von ihr gegebene Skandal wieder gut machen solle. Dies entrüstete das stolze Weib so, daß sie von der Zeit an die erklärte Gegnerin des Ordens ward. Was Choiseul betrifft, so konnte er schon deßwegen den Jesuiten nicht geneigt seyn, weil sie und ihre Grundsätze gar nicht zu seinen neuen Philosophemen paßten; aber die eigentliche Ursache, warum er mit unversöhnlichem Hasse den Orden verfolgte, war, weil der Dauphin denselben öffentlich in Schutz nahm. Man wartete bloß auf eine schickliche Veranlassung, und diese ward bald gefunden. Der Jesuit Lavaiette auf Martinique hatte Handel — nur mit den Erzeugnissen von den der Mission zugehörenden Ländereien, welches dort jeder Grundeigenthümer thun muß — getrieben; seine Schiffe wurden eine Beute der englischen Caper, und seine Wechsel nicht bezahlt. Daher belangten die deßwegen interessirten Bankiers den ganzen Orden vor dem Pariser Parlamente (welches bei jeder sich darbietenden Gelegenheit seit 2. Jahrh. sich wenig günstig den Jesuiten gezeigt hatte) und dieses verurtheilte ihn zur Bezahlung einer weder von ihm gemachten, noch veranlaßten, noch gutgeheißenen Schuld. Dieser Prozeß ward ein allgemeines Signal für alle Feinde des Ordens. In wenigen Wochen erschienen mehr als 140 Schmähschriften gegen die Jesuiten, welche alle seit 2 Jahrh. dem Orden gemachte, längst widerlegte Vorwürfe aufs Neue wieder erneuerten. Das Resultat war, daß das Parlament, wegen Erhaltung des Staats plötzlich Besorgniß affektirend, auf Choiseuls Betrieb, ohne einmal die Jesuiten zu hören, noch auf das Gutachten der franz. Bischöfe von 1762 zu achten: „daß ihre Lehre echt, unverfälscht, ihre Sitten tadellos wären, und ihre Statuten sowie die ganze Tendenz des Ordens den Pflichten gegen König und Staat nicht im mindesten zuwiderliefen," die Gesellschaft aufhob: „weil in ihrem Institute (welches Pombal fromm und heilig hieß), in den

Bullen, ihrer Constitution, den Formeln zur Ablegung der Gelübde, den Dekreten der Generale ꝛc. wirklich Mißbrauch vorhanden, und deßhalb der Orden der geistlichen und weltlichen Autorität gefährlich sey." — Spanien folgte nicht lange darnach dem in Portugal und Frankreich gegebenen Beispiele. Als Carl III. 1759 den spanischen Thron bestieg, gab er dem Ordensgeneral die Versicherung, daß er den Orden in seinen besondern Schutz nehmen würde. Allein es begab sich anders; denn als der Herzog von Aranda, Choiseuls Freund, ins Ministerium trat, war das Loos der Jesuiten entschieden. Aranda nahm zu einem kleinen Staatsstreich seine Zuflucht. Einst ward nämlich an einem Abend dem Rektor des Jesuitencollegiums zu Madrid ein Fremder gemeldet, der ihn zu sprechen verlange. Der Fremde, angebend, daß er von Sevilla vom Rektor des dortigen Collegiums komme, übergab ihm ein Paquet Schriften mit der Bitte, dieselben mit Aufmerksamkeit zu durchlesen und seine Bemerkungen hinzuzusetzen, er selbst würde das Paquet nach einigen Tagen wieder abholen. Der Rektor, nichts Arges ahnend, ließ die Papiere auf sein Zimmer bringen, ging aber gleich, da die Stunde der Zusammenkunft im Refektorium schon begonnen hatte, dahin. Kaum dort angekommen, meldeten sich königl. Commissarien, welche alle Papiere, auch das eben angekommene Paquet, unter Siegel legten, und Alles ins Büreau von Aranda brachten. Aus ihrer sorglosen Unbefangenheit wurden die Madrider Jesuiten furchtbar aufgeschreckt, als in der Nacht vom 1—2. April 1767 plötzlich in Einer Stunde alle Collegien der Jesuiten im ganzen spanischen Reich von Soldaten umgeben, sie aus ihren Wohnungen herausgerissen, und nach dem Kirchenstaat geschickt wurden. Am folgenden Tage erklärte der König Carl III. feierlich, „daß die Ursache der Gefangennehmung und Vertreibung der Jesuiten aus dem Spanischen für immer ein, in seinem Herzen tiefverschlossenes Geheimniß bleiben, und er solches mit ins Grab nehmen werde." Ganz Spanien, ja die halbe Welt zerbrach sich den Kopf, was wohl dies königliche Geheimniß seyn mochte. Pius VI., damals noch Cardinal und Mitglied der wegen den Angelegenheiten der Jesuiten niedergesetzten Congregation, entdeckte zuerst diese schändliche Intrigue. Die span. Regierung hatte gleich nach der Vertreibung, um sich zu rechtfertigen, sehr viele von den vorgeblich bei den Jesuiten gefundenen Papieren nach Rom geschickt. Unter denselben befanden sich Briefe angesehener span. Jesuiten an andere des verruchtesten Inhalts, in welchen die Person des Königs auf das Schändlichste mißhandelt war. Allein es fand sich, daß diese Briefe falsch und unterschoben waren, indem man die Handschrift mit echten Handschriften des angeblichen Schreibers auf das Sorgfältigste mit einander verglich u. s. w. Jetzt erinnerten sich die Madrider Jesuiten jenes Paquets, welches wenige Augenblicke vor der Beschlagnahme ins Collegium gebracht worden. Es bedurfte keiner scharfsinnigen Combinationen mehr, um das nicht sehr fein gesponnene Gewebe der Intrigue des Aranda und Campomanes zu durchschauen; gelöst war das Räthsel und errathen das in der königl. Brust so lange verschlossen gehaltene Geheimniß. Aus Neapel und Sicilien, wo Tanuzzi das Staatsruder führte, aus Parma und Piacenza wo Felino regierte, und von Malta ward der Orden auf Choiseuls und Aranda's Betrieb ebenfalls verbannt. Nach dem Tode Papst Clemens XIII., den die Vertreibung der Jesuiten und andere Gegenstände mit Portugal und den bourbonischen Hofen entzweit hatte, bestieg der Cardinal Ganganelli unter dem Namen Clemens XIV. (vergl. d. Art.) den päpstl. Thron (1772). Dieser erließ, auf die beständigen Forderungen Portugals und der bourbonischen Höfe, endlich am 21. Juli 1773 das bekannte Aufhebungsbreve (zu einer Bulle würden die Cardinäle nie ihre Zustimmung gegeben haben) des Ordens in allen Staaten. Eigentliche Gründe der Aufhebung sucht der aufmerksame Forscher vergebens darin. Nach einer langen ermüdenden Aufzählung der

vielen kleinen, meist höchst unbedeutenden Orden, welche von seinen Vorgängern sind aufgehoben worden, erwähnt er, daß häufig wiederholte Klagen zu verschiedenen Zeiten gegen die Jesuiten seyen erhoben worden, daß das Concilium von Trient in Betreff dieser Gesellschaft nichts Besonderes festgesetzt, und führt dann unter andern selbst die Zudringlichkeit der span. Inquisition, zu deren eifrigsten Beförderern, Dienern und Helfern man die Jesuiten so oft dargestellt hat, unter den sein Verfahren gegen die Jesuiten rechtfertigenden Beweggründen an. Vier Wochen nach der Aufhebung setzte Clemens eine Commission nieder, „welche die gegen die Jesuiten erhobenen Beschuldigungen und Anklagen untersuchen sollte!!" Hier passen des liebenswürdigen Denis Worte: „Ein Gott geweihter, jeglicher Menschenart durch alle Zonen fröhnender Männerbund erlag den Ränken, ward zerrissen unüberwiesen und ungehört." Und Johann von Müller sagte: „Weisen Männern ward bald bemerklich, daß eine gemeinschaftliche Vormauer aller Autoritäten gefallen war." Die Aufhebung wurde allenthalben rasch und gewaltsam durch Militär ausgeführt, weil man glaubte, daß eine förmliche Unterdrückung zu gefährlichen Gegenwirkungen Zeit gelassen hätte; „aber diese Menschen, sagt Bausset, die man unter den gehässigten Zügen der Rachgier, des Geizes und der Herrschsucht malte, denen man ungeheuern Reichthum und gränzenlosen Einfluß in allen Cabinetten zum Vorwurf machte: diese beugten sich willig und ohne zu murren unter die Hand, die sie zermalmte." In Deutschland behandelte man sie am Schonendsten. Aber weder in den Archiven noch in den Cassen der Jesuiten fand sich das Gehoffte, und wenn Manche glauben, daß die Schätze geflüchtet, so hat man davon doch bis jetzt nichts weiter erfahren. In Rom wurde das Noviziathaus rein ausgeplündert; selbst die Kloaken durchwühlend, ohne die vermeintlichen Schätze zu finden, wurden die Jesuiten hier noch persönlich untersucht, welches auch in andern Ländern geschah. Ricci, der General des Ordens, ein ehrwürdiger Greis, wurde gleich einem Räuberchef nach der Engelsburg geschleppt, wo er nach langem Verhaft im Kerker starb. Er betheuerte noch vor seinem Ende bei Gottes Allwissenschaft, daß die Gesellschaft Jesu keinen Grund, auch nicht den kleinsten, zu ihrer Aufhebung gegeben hat; er versichert dies mit der ganzen moralischen Gewißheit, die ein Oberer haben kann, der genau von dem unterrichtet ist, was in seinem Orden vorgeht; dann betheuert er aufs Feierlichste seine Unschuld und die reinen Absichten, welche ihn in seinem Amte stets geleitet; daß er sterbe mit dem Bitten für seine und des Ordens Feinde. Friedrich der Große erkannte die Aufhebung nicht an, sondern behielt die Jesuiten als eine nützliche Gesellschaft in Schlesien, welches er dem Papst durch seinen Geschäftsträger in Rom erklären ließ. Da aber die Jesuiten, vielleicht aus zu großem Gehorsam gegen den Papst, den König um Genehmigung ihrer Aufhebung baten, willigte er endlich ein, „um ihrem Gewissen keinen Zwang anzuthun." Er zeigte gegen sie eine, die meisten kathol. Mächte beschämende Milde, gab vielen reichliche Pensionen oder einträgliche Benefizien, und ließ die Uebrigen, welche dieses vorzogen, ruhig in ihren Collegien wohnen und die Jugend unterrichten. Erst unter seinem Nachfolger Friedr. W. II. wurden sie völlig getrennt. Auch Catharina II. hielt den Orden in Rußland aufrecht, welches schon in ihrem Artikel erzählt worden. Clemens XIV. überlebte den Fall des Ordens kaum um ein Jahr; seine Krankheit wie sein Tod waren von sonderbaren Symtomen begleitet, und man nahm daher keinen Anstand, den Jesuiten ebenfalls die Schuld davon zuzuschreiben. Die Umgebungen und Aerzte des Papstes erklärten sich wider diese Verläumdung, und Lebret lieferte in seinem Magazin der Staaten- und Kirchengeschichte so genaue und die Jesuiten vollkommen rechtfertigende Nachrichten, daß jene Verleumdung nicht zur Meinung werden konnte. Durch die Zerstörung des Jesuitenordens ward auch jenes Erziehungssystem

zerstört, welches sich durch seine beständige Richtung auf das Religiöse besonders auszeichnete; und im öffentlichen Unterricht öffnete sich eine Lücke, die jetzt noch nicht überall — besonders in Frankreich und den südlichen Ländern — ausgefüllt ist. Da man sich die Zwecke des Ordens so weitumfassend gedacht hatte, so war es kein Wunder, daß man glaubte, die Gesellschaft existire noch, obschon sie aufgehoben sey. So sollten die Exjesuiten sich der Rosenkreuzerei bemächtigt und die Plane der Illuminaten eigen gemacht haben: bald glaubte man, daß sie sich in die Maurerei eingedrungen hätten, um von dieser Seite die Welt zu bearbeiten. Durch das Geschrei der allgem. deutsch. Bibl., welche gar die Exjesuiten zum Untergang des Protestantismus verschworen sah, und überall Spuren ihres Einflusses entdecken wollte, bildete sich in Berlin durch Biester, Nicolai u. A. ein ordentliches System der Jesuitenriecherei; und jeder Protestant, der einmal gut von Katholiken sprach, oder mit ihnen freundlich verkehrte, mußte ein heimlicher Jesuit seyn. Die neueste Zeit veranlaßte in einigen katholischen Ländern die Meinung, daß der Jesuitenorden der beste Damm sey gegen die revolutionäre Richtung der Völker. Papst Pius VII. bestätigte 1801 den Jesuitenorden in Weißrußland und Litthauen, wo er noch immer fortgeblüht hatte; stellte 1804, in Uebereinstimmung mit der weltlichen Regierung, den Orden auf der Insel Sicilien, im Interesse der Schulbildung der Jugend, wieder her. Nachdem der Papst durch den Wiener Congreß zu seiner weltlichen Souveränität und durch die katholischen Mächte zur Herstellung der durch Frankreichs militärische Regierung unterbrochenen alten kirchlichen Verhältnisse gelangt war, erneuerte er, nach dem Wunsche der damaligen sämmtlichen mächtigeren katholischen Regenten, was historisch ist, den 7. Aug. 1814 den Jesuitenorden dergestalt, daß er wieder aufgeben solle, wie er unterging. Am 11. Nov. 1814 ward das Noviziathaus in Rom wieder eröffnet, und seitdem viele durch Rang und Bildung ausgezeichnete Männer aufgenommen. Auch in einigen Staaten Italiens, in der Schweiz (zu Freiburg Sitten ꝛc.), seit 1818, ist der Orden aufgenommen, und ihm die Jugend-Erziehung anvertraut worden. In Spanien befahl Ferdinand VII., am 29. Mai 1815, die Wiederherstellung ihrer ehemaligen Collegienhäuser und Missionen in allen Orten des Königreichs, die es begehren würden. Als aber 1820 die Revolution ausbrach, die Constitutionellen siegten, und die Cortes sich als gesetzgebende Versammlung präsentirten, wurde am 16. Aug. von ihnen die Aufhebung des Ordens ausgesprochen und vom König genehmigt. Indeß seitdem der Monarch durch franz. Truppen wieder in seine alten Rechte ist eingesetzt, scheint jenes Dekret als nichtig betrachtet zu werden. In Portugal und Brasilien wurden die Jesuiten nicht wieder aufgenommen. Der Prinz-Regent hat in einem aus Rio-Janeiro den 1. August 1815 an den Papst erlassenen Staats-Schreiben erklärt, daß er die Verordnung vom 3. Sept. 1759 aufrecht erhalten und den Jesuiten nie wieder die Aufnahme in seinem Reiche gestatten würde. In Frankreich hat der Orden jetzt sieben Seminarien, und findet dort eben so eifrige Freunde als Feinde; unter den letztern ist jüngst der Graf Montlosier mit einer förmlichen Anklage, welche sogar in der Pairs- und Deputirten-Kammer zur Sprache gekommen ist, gegen die Loyoliten aufgetreten, daß sie die Religion sowohl als den Staat durch allerlei Umtriebe zu stürzen, und den sogenannten Ultramontanismus herrschend zu machen suchten; wogegen aber der Culminister, Bischof v. Hermopolis, in einer trefflichen Rede das Ungegründete jener harten Beschuldigung bewiesen hat. In Großbritannien und Irland, wo ihnen die Erziehung der kathol. Jugend anvertraut ist, haben sie ansehnliche Collegien; der dem König unlängst geleistete Eid der Treue ist ein neuer feierlicher Beweis ihres Civismus und ihrer Anhänglichkeit an die englische Constitution. In den vereinigten Staaten von Nordamerika haben sie eine Congregation zu Georgetown (1824: 26 Väter, 14 Novizen), eine

Universität (seit 1815) zu Washington, Noviziat zu Whitemarsch in Maryland, auch steht die kathol. Universität in letzterm Lande unter ihrer Leitung; außerdem mehrere Missionen. Aus Petersburg und Moskau wurden sie indeß durch ein Ukas vom 1. März 1817 verwiesen, weil mehrere vornehme, bei ihnen studirende Jünglinge griech. Religion zur kathol. übergetreten waren. Als sich dies auch mit einem Neffen des Fürsten Gallizin, Ministers des Cultus und des öffentlichen Unterrichts, ereignete; als die Jesuiten sich den Bibelgesellschaften nicht anschließen wollten, so wie aus mehreren andern Ursachen, welche noch nicht allseitig aufgeklärt sind, wurden sie endlich durch den Jmnoi-Ukas vom 25. März (6. April) 1820 in Rußland und Polen sämmtlich über die Gränze geschickt. Die Jesuitenakademie zu Polozk ward mit den dazu gehörigen Schulen aufgehoben, und die liegenden Gründe der Jesuiten kamen unter die Kammer der Finanzen; doch sollte deren Ertrag zum Vortheil der kathol. Kirche verwendet werden. Späterhin verbot der Kaiser seinen Unterthanen, was vorzüglich in den polnischen Provinzen 1823 geschehen war, ihre Kinder in die Jesuitenschulen der östreichischen Monarchie zu senden. Oestreich nahm über 50 der aus Rußland verwiesenen Jesuiten in Gallizien auf, und räumte ihnen das große Dominikanerkloster zu Tarnopel ein; auch durften sie Lyceen errichten, oder schon bestehende mit Lehrern versorgen. Ende des J. 1820 sollen sie, nach öffentlichen Blättern, zu Wien ein Noviziat errichtet haben; und ihnen, nebst den Redemteristen, wird vorzüglich die Erlaubniß zugestanden, als Erzieher der Jugend zu wirken. Das übrige Deutschland hat bis jetzt ihre Aufnahme verweigert; auch scheinen Jesuitenschulen, bei der hohen Stufe der Bildung, auf welcher die Nation steht, entbehrlich zu seyn. Ein Haupthinderniß der Wiederaufnahme des Ordens ist aber, daß er mit vielen ungerechten Vorurtheilen allerwärts zu kämpfen hat. Denn noch immer sind die ehrwürdigen Trümmer eines dem Menschenglück einst unter jeder Zone fröhnenden Männerbundes den Angriffen ihrer unversöhnlichen Feinde ausgesetzt. Umsonst erwarten noch immer die Tausende und abermal Tausende, die im Laufe zweier Jahrh. in dem Orden lebten, wirkten und Segen verbreiteten, von einer gerechteren Nachwelt ihre Rechtfertigung; als Eingeweihte des Lasters und jedes Verbrechens werden ihre Namen noch immer gelästert, ihr Andenken geschändet und sie selbst, gleich einer verheerenden Pest, dem Fluch und Abscheu aller kommenden Geschlechter bezeichnet. Aus ihren über die beiden Hemisphären zerstreuten Grüften erschallen ihre klagenden Stimmen und rufen um Gerechtigkeit. Es ist einmal Zeit, daß die Wahrheit ihre Stimme erhebe, und die Geschichte ihr weltrichterliches Amt wieder übe; endlich ist es zu wünschen, daß Männer, ausgerüstet mit Kraft und Idealität, das furchtbare Organ der Wahrheit und Gerechtigkeit werden. Treffliches hat schon ein protestantischer Britte, R. C. Dallas (Ueber den Orden der Jesuiten, übersetzt und erläutert vom Verf. d. W. Ueber d. Geist u. d. Folgen d. Ref. ꝛc. Düsseld. 1820) geleistet.

Jesus Christus, die sichtbare Offenbarung der Gottheit auf Erden, Gott und Mensch zugleich, versöhnte das gefallene Menschengeschlecht mit dem Unendlichen, und steht als Vermittler zwischen beiden. Wunderbar war sein erstes Erscheinen in der Welt, und nicht weniger sein Austreten. In dem Glanze des Außerordentlichen, in dem Pompe der Wunder findet man gewöhnlich die Urkunde seiner Sendung; und doch würden sie nichts beweisen, wenn sein Leben ihnen widersprochen hätte; sie sind nur in so weit göttlich, als dieses göttlich ist, u. wie sehr war es dies! Im J. R. 750, unter August, ward Jesus zu Bethlehem in Judäa von Maria, einem Sprößling aus dem damals verarmten Geschlechte Davids, geb.; sie war mit einem Zimmermanne aus Nazareth, Joseph, verlobt. Seine Geburt kündigten Engel den Hirten des Feldes an, und ein Stern erschien im Orient, der drei Weisen zur Anbetun

des göttlichen Kindes gen Bethlehem führte. Am 8. Tage wurde es beschnitten und am 40. trug es die Mutter in den Tempel. Um ihn den Verfolgungen des alten Königs Herodes zu entziehen, mußte Joseph mit der Mutter und dem Kinde nach Aegypten flüchten, und kehrte nicht eher, als nach dem Tode des grausamen Herrschers zurück. Sie wohnten zu Nazareth und gingen jährlich nach Jerusalem, um dort die Ostern zu feiern. Sie führten Jesus in seinem 12. Jahre mit sich; er aber blieb zurück, und die Eltern, nachdem sie ihn vergebens bei ihren Freunden gesucht hatten, fanden ihn im Tempel mitten unter den Weisen des Volkes. Die heil. Schrift sagt über die Jugendgeschichte Jesu nichts weiter. Im 30. Jahre trat er als Lehrer seines Volkes auf, nachdem er sich vorher von Johannes hatte taufen lassen, und 40 Tage in der Einsamkeit verlebt hatte, um sich zu seinem großen, heiligen Zwecke vorzubereiten. Jesus war ungefähr 33 Jahr alt, als er öffentlich erschien. Begleitet von 12 Aposteln, die er zum Hirtenamte berufen hatte, durchwandelte er Judäa, erfüllte es mit seinen Wohlthaten und bestätigte die Wahrheit seiner Lehre durch seine Wunder. Die Dämonen und Krankheiten gehorchen ihm, der Blinde sieht, der Gelähmte geht, der Tode kehrt ins Leben zurück, wenn sein allgewaltiges Wort ertönt; doch verrichtet er keine Wunder, bloß um seine göttliche, über die Gesetze der Natur gebietende Kraft zu zeigen; sie haben alle einen edlern, schönern Zweck; um zu segnen, heilen, beglücken ist er in die Welt gekommen, nicht um zu glänzen; deswegen entzieht er oft seine unbegreiflichen Werke dem Auge des Volkes, schreibt nicht selten die wunderbare Hülfe den Geretteten zu: Dein Glaube hat dir geholfen; und verweiset es selbst dem Volke, daß es zu seiner Ueberzeugung geblendet seyn will, daß seine Vernunft nicht eher begreift, was es so deutlich in seiner Brust vernimmt, was Natur, Vernunft u. Menschenleben lehrt, als bis die Wahrheit ihm durch das Unerklärliche, Geheimnißvolle, durch Wunder aufgedrungen werde: Ihr glaubt nicht eher, sprach er, als bis ihr Zeichen seht. Seine Lehre enthält demnach unsere Heiligung, sein Moral soll uns seinem unsichtbaren Vater durch Veredlung, Läuterung und höhere Entwicklung unserer eigenen Kräfte näher bringen. Und wie menschlich rein ist die, wie erhaben und wie einfach; sie scheint vom Himmel zu stammen, und ist doch nur das unverfälschte Eigenthum eines unverdorbenen Menschenherzen; er predigt Liebe, Humanität und Milde. Der kindlich-gläubige Sinn und die Unschuld des Geistes und des Körpers ist der Inhalt seinen Lehre. Vor seiner Liebe fallen die Schranken, welche Nationalität, Eifersucht, verschiedener Sektenglauben ꝛc. um die Völker der Erde gezogen haben und sie feindlich von einander halten; der Jude und Samaritaner in seinem Herzen eben nahe; sie haben gleichen Anspruch auf den Segen, den er bringt; sie sind ihm mit gleichem Rechte Kinder Eines Vaters, Erben Einer ewigen und unendlichen Güte. Sein ganzes Leben ist nur Einem Zwecke gewidmet; aber er ist der höchste, heiligste; er will sein Volk aus der moralischen Verworfenheit, und den Banden des Lasters retten; er will zum Troste aller Völker und aller Zeiten das Evangelium der Erbarmungen Gottes gegen das Menschengeschlecht verkünden. Das Volk lehrt er durch Gleichnisse und Parabeln, in Bildern zeigt er ihm die Tugenden und in kurzen eindringlichen Sentenzen giebt er ihm moralische Lebensregeln, die so einfach als göttlich, so wahr als menschlich sind: den Priestern und Lehrern des Gesetzes aber antwortete er auf ihre Sophismen und heimtückischen Fragen so klug und richtig als erhaben. Mit einem stillen und unschuldsvollen Leben, das aber bei jedem Schritt den Gang einer Gottheit bezeuget, verbindet er die größte Anspruchlosigkeit und Uneigennützigkeit. Er ist arm geboren, dürftig erzogen, und der Heiligste, der Reichste an Kraft, Geist und Herz, weiß oft kaum, wohin er sein Haupt legen soll; und doch lockt ihn kein Reichthum, keine Erdengröße; unter den Armen und Geringen im Volke sucht er seine ersten Jünger; unter den Niedern pflanzte

er zuerst den zarten Sprößling seiner Himmelspflanze, welche, sammt dem Gärtner, die Höhern und vorzüglich die Priesterschaft auszurotten sich bemüht waren. Er bekämpfte die alten Vorurtheile und Mißbräuche, und bedrohte hierdurch die Wurzeln ihrer Macht und ihres Ansehns, das Leben ihres politischen Körpers; nicht so ruhig sahen sie es deswegen mit an, daß das Volk durch sein Leben, seine Thaten und Reden befeuert, gehoben und gestärkt, mit Enthusiasmus an ihm hing, und in dem Glauben bestätigt wurde, als sey er der verheißene Messias. Je mehr es ihnen sichtbar hervortrat, daß Jesus Streben auf eine moralische und religiöse Palingnese der Juden gerichtet sey, desto heftiger verfolgten sie ihn, desto fester bei ihnen die Ueberzeugung, daß nur durch den Tod des Gefürchteten die Reste des Mosaismus und ihr politischer Einfluß aufrecht erhalten werden könnten. Was sie selbst sich wünschten, schoben sie ihm unter, wornach sie selbst geizten, sollte der Wunsch seines Herzens sein: politische Größe und Macht im Volke. Wenn gleich dieser Gedanke ihnen natürlich sein mochte, da im Judenthume das politische System so innig mit dem religiösen verbunden war, daß sie eigentlich nur eines ausmachten; so hätte sie doch Jesus Lebenswandel überzeugen müssen, daß Hoheit und weltliche Gewalt nicht sein Ziel sey. Mehrmal hatte eine zahllose Menge Volks ihn als König begrüßt, und ihm somit die Herrschaft über Judäa angetragen; doch stets hatte er sich seinem Zujauchzen entzogen; bei seinem letzten Einzuge in Jerusalem strömte ihm zwar das Volk entgegen und feierte ihn als den ersehnten König, doch von seiner Seite geschah nichts, die augenblickliche Begeisterung des Volkes zu ehrgeizigen Zwecken zu gebrauchen. Das Hosanna schreckte nur seine Feinde auf, und regte sie an, alle Thätigkeit zu seinem Untergange aufzubieten. Ihr geschäftigter Haß verbarg sich in das Dunkel der Nacht. Die Häupter des Volkes saßen zum blutigen Rathe, und die Verrätherei schlich sich in die heilige Schaar der Jesusjünger; sie lieferte den reinen Lehrer, nachdem er drei Jahre, unermüdet Segen und Heil verbreitend, durch die Gegend seines Vaterlandes gezogen war, den Feinden der Wahrheit, der Unschuld und Göttlichkeit. In der Nacht vor dem Rüsttage zum Osterfeste wurde er eingezogen. Unter dem Vorsitze des Oberpriesters wurde er in der Sitzung des hohen Rathes angeklagt; erkaufte Zeugen standen gegen ihn auf; die Widersprüche in ihren Aussagen thaten seine Unschuld kund; Feindseligkeit und Haß saßen zu Gerichte, und doch konnten sie ihn keiner Sünde zeihen, sie erkannten selbst sein Leben ohne Flecken. Wenn irgendwo, so zeigte sich hier die außerordentliche Größe des Charakters Jesu; ein Wort aus seinem Munde hätte ihn in dieser entscheidenden Stunde retten können; aber er sprach nach seiner innern Ueberzeugung und Wahrheit: Ich bin Christus, der Messias (der Gesalbte des Herrn), und ruhig hörte er in dem Geschrei der Richter sein Verdammungsurtheil als Gotteslästerer an. Am andern Morgen führten sie ihn vor das Tribunal des römi. Präters Pilatus, und hier offenbarte es sich wieder, daß die Bosheit keine Niederträchtigkeit, keine Lüge verschmäht, wenn sie durch diese ihr Ziel erreichen kann. Den sie Abends vorher als Gotteslästerer verdammt hatten, mußten sie vor dem römischen Richterstuhle, weil sie keine Beweise für ihr Urtheil angeben konnten, als Empörer anklagen, und da Pilatus den Angeklagten des Vergehens nicht schuldig zu finden vermochte, zwangen sie den schwachen Mann durch Geschrei und durch die Furcht vor dem Kaiser, mit dem sie drohten, das Todesurtheil ab, und das Volke was ihn einige Tage vorher jauchzend erheben, ihn seinen König nannte, hört jetzt frohlockend seinen Fall. Er wurde unverzüglich zum Richtplatze geschleppt; auch am Kreuze verließ ihn nicht sein großes alliebendes Herz, sein reiner, göttlicher Sinn. Er starb im 34. Jahre seines Lebens, um die 3. Nachmittagsstunde des Rüsttags den

15. des Monats Nisan. Zwei Männer vom hohen Rathe, seine Freunde, bestatten in der Dämmerung seinen Leichnam, und nachdem er ungefähr 30 Stunden in der Gruft gelegen, erhebt er sich, so hatte er selbst vorausgesagt, vom Lager des Todes; er erscheint seinen eingeschüchterten Jüngern, und sendet sie nach allen Landen aus, um alle Völker unter die Friedenspalme seines Evangeliums zu versammeln. Die Heiligkeit dieses Evangeliums, sagt ein Weltweiser, spricht so warm zu meinem Herzen. Schlaget die Bücher der Philosophen auf, wie klein sind sie mit ihrem Pompe gegen dies. Kann ein Buch, zu gleicher Zeit so erhaben und einfach, ein Menschenwerk seyn? Kann der, dessen Geschichte es beschreibt, nur ein Mensch seyn? Ist dies die Sprache eines Enthusiasten oder ehrgeizigen Sektenstifters? Welche Sanftmuth, welche Reinheit der Sitten! welche rührende Grazie der Lehren! welche Erhebung in den Grundsätzen! welche tiefe Weisheit herrscht in seinen Reden! welche Geistesgegenwart, Feinheit und Richtigkeit in seinen Antworten, und welche Herrschaft über die Leidenschaften! Wo ist der Mensch, der Weise, der ohne Schwäche und ohne Prahlerei so eben, handeln, dulden, sterben kann? Wenn Plato das Ideal eines gerechten Mannes schildert, bedeckt mit jeglicher Schmach des Lasters und doch jeder Belohnung der Tugend würdig, so malt er Zug für Zug Jesus Christus. Alle Väter der Kirche erkannten die auffallende Aehnlichkeit. Sokrates, ohne Schmerzen, ohne Schmach sterbend, vermochte seinen Charakter bis zum letzten Athemzuge aufrecht zu erhalten, und hätte dieser leichte Tod nicht sein Leben geadelt, dürfte man zweifeln, ob Sokrates mit all seinem Geiste mehr als ein Sophist gewesen sey. Er erfand die Moral, sagt man. Andere hatten vor ihm sie praktisch gelehrt, er lehrte theoretisch, was sie thaten; er zog aus ihrem Leben Sittenregeln. Ehe Sokrates sagte, was Gerechtigkeit sey, war Aristides schon gerecht gewesen; ehe er die Vaterlandsliebe zu einer Pflicht erhob, war Leonidas schon fürs Vaterland gestorben; ehe er die Mäßigkeit lehrte, war Sparta schon lange mäßig gewesen; ehe er erklärte, was Tugend sey, hatten der Tugendhaften schon Viele in Griechenland gelebt. Woher nahm aber Jesus bei seinem Volke diese hohe und reine Moral, deren Lehrer und Muster er zugleich war? Der Tod des Sokrates, mit seinen Freunden ruhig sich besprechend, ist der sanfteste, den man sich wünschen kann; doch das Sterben Jesus, der seinen Geist unter Martern, Schmähungen, Lästerungen und dem Spotte eines ganzen Volkes aufgab, ist das schrecklichste, was man fürchten kann. Sokrates segnet den, welcher unter Thränen ihm den Giftbecher reicht; Jesus unter furchtbaren Qualen betet für seine Henker. Das Leben und Sterben des Sokrates ist das eines Weisen, doch Jesus Leben und Sterben ist das eines Gottes. Soll man behaupten das Evangelium sey erdichtet? So dichtet man nicht. Die Thaten des Sokrates, an die Niemand zweifelt, sind weniger bezeugt, als Jesus Thaten. Dies würde die Schwierigkeit nur aufschieben, nicht lösen: denn es würde unbegreiflicher seyn, daß mehrere Männer das Evangelium in solcher Uebereinstimmung erfunden hätten, als daß Einer den Stoff hiezu hergab. Nie dürften auch jüdische Schriftsteller diese Sprache, diese Sittenlehre gefunden haben; das Evangelium stellt so wahre, und doch so große und unnachahmliche Charaktere auf, daß ihr Erfinder noch bewunderungswürdiger seyn würde, als der Held. Selbst Heiden und Muhamedaner haben dies gefühlt. Ein muhamedanischer Dichter singt von Jesus: Das von Gram zerdrückte Menschenherz zieht Trost aus deinen Worten. Neues Leben und neue Kraft durchglüht die Seele bei deinem Namen. Wenn je der Gedanke des Menschen sich zur Anschauung der Geheimnisse der Gottheit erhebt, so nimmt er Licht von deinem Lichte; aus deinem Herzen nimmt sein Herz das Bedürfniß, sich Gott zu nähern.

Jesus Sirach, s. Sirach.

Joachim I. und II., s. Braunschweig.

Joachim Mürat, s. Mürat (Joachim).

Joachimsthaler. Als man 1516 zu Joachimsthal in Böhmen ein ergiebiges Silberbergwerk entdeckte (welches von 1536 bis 1600 gegen 305.790 Mark Silber geliefert haben soll), ließen die Besitzer desselben, die Grafen Schlick, 1517 eine große Anzahl zwei Loth schwerer Silberstücke schlagen, welche daher Joachimsthaler, oder von jener Familie Schlickenthaler genannt wurden; = ihr Werth ist 1 Thlr. 13 gr. In der Folge soll aus jenem Namen die verkürzte Benennung Thaler entstanden seyn.

Joch-Brücke, eine auf mehrern Jochen ruhende Brücke.

Jöcher (Christian Gottlieb), bekannt durch sein 1750 erschienenes Gelehrten-Lexikon in 4 Quartbänden, das Adelung bis zum Buchstaben J und nach ihm Rotermund in Bremen fortsetzten. Wir haben aber jetzt ein bis auf die neuesten Zeiten fortgesetztes vom Professor Ersch in Halle, welches sich an dieses jedoch mit mehr Ordnung und verständigerer Auswahl anschließt. Jöcher wurde 1694 in Leipzig geboren und starb als Professor der Philosophie, Geschichte und Bibliothekar. Nur in letzterer Eigenschaft war er der gelehrten Welt nützlich.

Jodelle, s. Französische Literatur.

Jodine, Jode, so viel als Veilchen, ein von Courtois neu entdeckter elementarischer Stoff von dunkelblauer Farbe. Man erhält ihn am schnellsten durch Vermischung dessen Mutterlaugen der Vareck oder Tang-Sode mit Schwefelsäure, wodurch das Jode sich als blauschwarzes Pulver abscheidet und durch gehöriges Auswaschen rein dargestellt wird. Erhitzt verflüchtigt es sich als veilchenblauer Dampf, nachdem es vorher geschmolzen war. Mit Wasserstoff verbindet es sich zu einer starken Säure (Hydrojodinsäure des franz. Chemiker), mit Phosphor zu einer siegellackrothen Verbindung. Selbst mit Sauerstoff geht es Verbindung ein.

Johann v. Leyden, s. Wiedertäufer.

Johann v. Schwaben, s. Johannes Parricida.

Johann der Beständige, s. Sachsen.

Johann Friedrich der Großmüthige, s. Sachsen.

Johann Georg I., II., III., IV., s. Sachsen.

Johann ohne Land, König von England, der vierte Sohn Heinrichs II. Er war der Liebling seines Vaters, welcher ihn, sobald er ihn zum Ritter geschlagen hatte, nach Irland hinsandte, um diese Insel als Statthalter zu verwalten. Allein schon nach 8 Monaten mußte er ihn wegen seines unklugen und übermüthigen Betragens zurückrufen. Heinrich gewann ihn um so lieber, da er den gegen den eigenen Vater aufrührischen Sinn der 3 ältern Söhne nicht zu theilen schien, und wollte ihm sogar die Krone zuwenden; allein Richard, sein älterer Sohn, von Frankreich unterstützt, ließ sich sein Recht an der Krone nicht nehmen. Während der langen Gefangenschaft des Königs Richard in Oestreich suchte Johann sich der Länder seines Bruders zu bemächtigen und schloß mit Philipp August, dem Könige von Frankreich, ein Bündniß. Trotz den Bemühungen Johanns und Philipps, die Loslassung Richards zu hintertreiben, erhielt dieser dennoch 1194 seine Freiheit wieder. Johann ward darauf durch seine Mutter Eleonore mit Richard wieder versöhnt, und dieser ernannte ihn kurz vor seinem Tode zum Nachfolger in der Herrschaft (1199). Es war aber auch ein Sohn des ältern Bruders Gottfried, Arthur von Bretagne, da, der nach der Feudalsitte ein näherer Erbe der Krone war. Jedoch durch die mächtige Verwendung des Primas Hubert bei dem Volke, welches gegen Johann wegen seines bisherigen Betragens gestimmt war, ward es diesem nicht schwer, die Krone dem mehrberechtigten Neffen zu entreißen. Dieser verbündete sich nach dreien Jahren mit dem Könige von Frankreich und versuchte durch die Gewalt der Waffen den Oheim vom ange-

maßten Throne zu stoßen. Allein das Glück war ihm ungünstig; er ward mit den vornehmsten seiner Kampfgenossen gefangen genommen, und auf dem Schlosse von Falaise eingesperrt. Bald darauf erscholl die Nachricht, daß er gestorben wäre; das allgemeine Gerücht aber bezeichnete Johann als den Mörder des unglücklichen Jünglings. Constantia, die Mutter des Prinzen, und die Einwohner von Bretagne riefen den König von Frankreich um Rächung des schnöden Mörders an. Johann ward als französischer Vasall vor das Gericht der Pairs beschieden; da er sich aber nicht stellte, ward er seiner sämmtlichen französischen Lehen verlustig erklärt. Zu träge um gegen die Vollziehung dieses Urtheils Vorkehrungen zu treffen, ließ er sich der herrlichen Besitzungen seines Hauses jenseits des Meeres berauben. Darauf unternahm er nach langem Zögern einen Zug gegen Philipp August, und landete mit einer ansehnlichen Macht zu Rochelle. Das Glück ward ihm günstig und die Stimmung der Gemüther für ihn; aber er wich zurück, als der französische König an der Spitze eines Heeres erschien, und schloß mit demselben einen Waffenstillstand auf 2 Jahre, der Philipp in dem Besitze aller eroberten Länder bestätigte (1206). Als er darauf nach England zurückgekommen war, gerieth er mit dem Papste Innocenz III. wegen einer streitigen Wahl für die erledigte Stelle des Primas in Zwist. Ohne die Beistimmung des Königs erzwang der Papst von einem Theile des Kapitels von Canterbury die Wahl des Kardinals Stephan Langton zum Erzbischofe; Johann aufgebracht über diese Verspottung des königlichen Ansehens, verjagte die Mönche von Canterbury aus England, und sandte dem Papste einen drohenden Brief. Dieser entgegnete dem Könige in wildem Tone und warnte ihn, den Anordnungen der Kirche nicht zu widerstreben; da aber Johann bei seinem Vorsatze blieb, den neuen Primas nicht anzuerkennen, so belegte der Papst England mit dem Interdikte. Da standen auf einmal die Tempel öde da, keine Glocke rief mehr zum Gottesdienste, keine Wohlthat der Religion ward dem Volke mehr zu Theil, und es schien, als wenn der Fluch des Himmels auf dem ganzen Lande ruhte. Jedoch rührte den König nicht im mindesten der Kummer seines Volkes. Mit wilder Wuth verfuhr er gegen die Geistlichen; mit willkührlicher Herrscherlaune entehrte er die vornehmsten Familien, zerriß die Zäune um seine Forsten, daß seine Hirsche die Felder seiner Unterthanen abweideten, und entriß seinen Vasallen, um sich ihrer Treue zu versichern, ihre Kinder als Geißeln. Da schleuderte der Papst den Bannstrahl über den König, sprach alle seine Unterthanen von der Treue gegen ihn los, und bedrohte jeden mit dem Kirchenbanne, der sich einer Gemeinschaft mit ihm schuldig machte. Ja den König von Frankreich, alle Barone und Ritter der Christenheit forderte er auf zu einem Kreuzzuge gegen Johann, um die heilige Religion der Christen zu rächen. Geschreckt durch die furchtbare Macht, welche seiner Herrschaft drohte, geschreckt durch das Bewußtseyn, daß er der Treue seiner Unterthanen unwürdig sey, bebte König Johann vor Furcht und Angst, und er war hoch erfreut, als ihm der Papst durch den Kardinal Pandulpho eine Urkunde des Friedens vorlegen ließ. Er unterzeichnete diese, und schwur, die Hand auf das Evangelium gelegt, der Kirche Gehorsam. Darauf wurde am 13. Mai 1212 zu Dover der Friede bekannt gemacht und feierlich bestätigt. Den zweiten Tag nach diesem Friedensschlusse übertrug er dem Papste die beiden Reiche England und Irland, um sie als Lehen wieder zurück zu empfangen; anstatt der Vasallendienste, die er dem päpstlichen Stuhle zu leisten schuldig wäre, verpflichtete er sich zur Entrichtung eines jährlichen Tributs von 10.000 Mark Silber. Darauf schwur er öffentlich vor Pandulpho den Eid der Vasallentreue. Philipp August aber, der sich vom römischen Hofe überlistet sah, wollte die Waffen nicht niederlegen und ward fest entschlossen, die Landung in England auszuführen. Jedoch des Grafen Wilhelm von Salisbury glücklicher Ueberfall

der französischen Flotte befreite England plötzlich von aller Gefahr. Nun wurde auch Johann vom Banne freigesprochen, nachdem er mit einem Eide das Versprechen hatte bekräftigen müssen, die guten Gesetze seiner Vorfahren wieder herzustellen, die ungerechten Anordnungen abzuschaffen, und den gewöhnlichen Rechtsgang zu achten. Johann, durch die glückliche Wendung seines Schicksals Muth gewinnend, wollte nun seine französischen Besitzungen wieder erobern; allein keinen seiner Vasallen vermochte er zu einem Zuge nach Frankreich zu bewegen. Das brachte ihn aufs Neue in Wuth, und er eilte, Rache auszuüben an den ungehorsamen Baronen; aber an diesem Beginnen hinderte ihn der Primas Stephan Langton, und drohte jeden, der vor Aufhebung des Interdiktes gegen irgend jemand feindselig die Waffen führte, mit dem Banne zu belegen. Jedoch dem Könige gefiel die Fessel nicht, welche seinem willkührlichen Handeln angelegt war; er hoffte von ihr befreit zu seyn, wenn er sich von Rom und vom Christenthume ganz losrisse. Er sandte deßhalb zwei Ritter und einen Geistlichen zu Miramulin, dem Kaiser von Marokko und einem großen Streiche von Spanien, mit der Kunde, daß er und sein ganzes Reich sich dem Gesetze Mahomeds unterwerfen wollten. Der arabische Fürst aber verwarf diesen Antrag mit Verachtung. Da ihm dieser Plan mißlang, so schickte er Gesandte nach Rom, um die Unterwerfung seines Reiches unter den päpstlichen Stuhl aufs Neue zu bekräftigen. Seine Absicht war dabei; den verhaßten Primas Stephan Langton zu stürzen. Dieser aber hatte bei einer großen Versammlung der Stände in der Paulskirche zu London (Sept. 1213) einen furchtbaren Bund der Baronen im Geheimen wider ihn veranlaßt, welche in seiner Gegenwart die verlornen Freiheiten, die ihnen durch eine Urkunde Heinrichs I. gegeben waren, mit ihrem Blute wieder zu erkämpfen schwuren. Im folgenden Jahre 1214 wurde endlich durch den päpstlichen Legaten, den Bischofen Nikolaus von Thuskulum, das Interdikt gänzlich aufgehoben, das 7 Jahre wie ein schwerer Fluch das Reich gedruckt hatte. Unterdessen hatte Johann durch die Hülfe des Kaisers Otto und des Grafen von Flandern gehofft, seine Besitzungen jenseits des Meeres wieder zu erobern; allein diese Hoffnung wurde durch den Sieg des französischen Königs bei Bovines gänzlich vereitelt. «Nachdem ich mich,» sprach er in seinem Unmuthe, «mit Gott und der Kirche versöhnt, will mir nichts auf Erden mehr gelingen.» In England harrten seiner die verbündeten Baronen, die nun den Zweck ihrer Verbindung ausführen wollten. Mit einer zahlreichen kriegerischen Begleitung erschienen sie vor ihm am zweiten Tage des Weihnachtsfestes, vom Könige die Bestätigung der Freiheiten verlangend, welche in den Gesetzen Eduards und der Urkunde Heinrichs I. enthalten wären. Der König, bestürzt über die Eintracht der Baronen, forderte Bedenkzeit bis Ostern. In der Osterwoche versammelten sich die Baronen aufs Neue in voller Rüstung bei Stamford, und wiederholten ihre Forderungen an den König, zu deren Bewilligung ihn sein Schwur vor dem Primas verpflichtete. Obgleich Johann vor Wuth knirschte, und in der Leidenschaft den Eid that, nie solche Freiheiten gestatten zu wollen, so sah er doch zuletzt ein, daß nur gänzliche Nachgiebigkeit ihn aus einer Lage retten könnte, die mit jedem Tage gefährlicher wurde. Am 15. Junius kamen auf der Wiese Runnemede zwischen Staines und Windsor der König und die verbündeten Baronen in zahlloser Menge zusammen, und die Unterhandlungen gingen so rasch, daß Johann schon am 19. Junius die große Urkunde der englischen Freiheit unterzeichnete. Die vornehmsten Artikel dieser sogenannten magna charta regis Johannis sind: der Adel und die Bürgerschaft sollen ihre alten Freiheiten und Gewohnheiten behalten; kein freier Mann soll, außer nach Gerichtsausspruch, verhaftet, und jeder soll nur von seines Gleichen gerichtet werden; der König darf keine Auflagen machen ohne Bestimmung des Volkes,

jedem ist es erlaubt, aus dem Reiche zu gehen, dahin wieder zurückzukehren, und über seine Güter zu verfügen, wie es ihm gut dünkt. Ganz England jauchzte auf über die wiedererrungene Freiheit; der König aber fiel wieder in seine blinde Wuth zurück, er geberdete sich wie wahnsinnig am Abende des Tages, da er den großen Brief der Freiheiten unterzeichnet hatte, und schon in der Nacht sandte er Befehle aus, um sich zur Fortsetzung des Krieges gegen die Baronen zu rüsten. Nach einer schlaflosen Nacht, noch ehe der Morgen anbrach, floh er, geschreckt von seinem verbrecherischen Gemüthe, von Windsor nach dem Eiland Wight. Dort blieb er drei Monate lang, von Rachgierde nach dem Blute seines Volkes durchglüht. Bei dem Papste bewirkte er durch Gesandte, daß dieser eine Bulle wider die Baronen Englands erließ und die Urkunde der Freiheit für nichtig erklärte. Kurz nach Erscheinung dieser Bulle brach er von dem Eiland Wight auf und schiffte nach Dover, wo eine zahllose Menge jenseit des Meeres aufgebotener Söldlinge zusammenströmte. Mit wilder Wuth begann er den Krieg, von Dover bis Berwick durchzog er England, und bezeichnete mit Blut und Flammen den Weg, den er mit seinen wilden Schaaren gegangen war. Die Baronen aber, die sich London versichert hatten, blieben fortwährend im Besitze desselben, und die Bürger der Stadt waren von Muth und Liebe für die Sache der Freiheit beseelt. Dennoch vertrauten sie nicht der eigenen Kraft, wendeten sich an Frankreich und boten dem franz. Prinzen Ludwig sogar die englische Krone an. Trotz den Gegenvorstellungen des Papstes eilte dieser mit raschen Schritten nach Calais, und schiffte sich mit einer großen Macht ein; Johann, der bei Dover stand, floh vor ihm tiefer ins Land, weil er nun auf seine Söldlinge von jenseits des Meeres nicht mehr vertrauen durfte. Darauf wurde Ludwig zu London am 20. Mai 1216 zum Könige gekrönt, und die Baronen und Bürger der Hauptstadt schwuren ihm den Huldigungseid. Der Verzweiflung preis gegeben, durchzog Johann wie ein Rasender die Provinzen Suffolk und Norfolk, und verheerte Alles um sich her mit Feuer und Schwert. Hierauf wandte er sich nach Linkolnshire; da er aber die Zeit der Ebbe u. Fluth im Strome Wellestrem nicht gehörig wahrnahm, so wurde sein Gepäcke mit allen seinen Schätzen und dem königl. Schmucke von dem Strudel verschlungen und er war selbst mit seinem Heere kaum der Gefahr des anschwellenden Wassers entgangen. Er übernachtete in einer nahgelegenen Abtei, und seine Seele war erbitterter denn jemals. Der unmäßige Genuß von Pfirschen, vielleicht noch mehr die Bewegungen seines Innern, versetzten ihn in einen fieberhaften Zustand. Nach einer Sage aber waren die Früchten, die er genoß, von einem Freunde des Abtes vergiftet, weil der König die schöne Schwester des Letztern zur Befriedigung unziemender Begierden sich ausersehen hatte. Schon am folgenden Tage überraschte ihn im Schlosse Stewark, wohin er sich begeben hatte, der Tod (16. Okt. 1216).

Johann Adolf, Herzog zu Sachsen-Querfurt und Weißenfels, ausgezeichnet als Feldherr und Regent, wurde den 4. Sept. 1685 geboren. Im spanischen Erbfolgekriege, der 1701 ausgebrochen war, gab er die ersten Proben seines Muthes und seiner Tapferkeit. Hierauf focht er unter dem Befehle des Erbprinzen von Hessen in Italien und in Flandern, dann im Dienste Augusts, Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, wider die Schweden in Pommern, und gegen die Uebelgesinnten in Polen. Hierauf kehrte er mit Ruhm gekrönt in sein Land zurück, und gab sich ganz dem Wirken für das Wohl desselben hin, so daß Weißenfels in kurzer Zeit aus dem Verfall, in den es unter der vorigen Regierung gerathen war, sich wieder erhob. In den friedlichen Bemühungen um dasselbe wurde er nochmals 1740 durch den Ausbruch des schlesischen Krieges unterbrochen, an welchem er als Feldherr der Sachsen Theil nahm. Am 16. Mai 1746 überraschte ihn auf der Messe zu Leipzig der Tod. Da mit ihm die ganze weißenfelsische Linie erlosch, so fiel das Land an Kursachsen wieder zurück.

Johann VI., König von Portugal, titulärer Kaiser von Brasilien (geb. 1767, gest. am 10. März 1826), s. die Art. Buonaparte, Brasilien, Cortes und Portugal.

Johann Sobiesky, s. Sobiesky.

Johanna (Päpstin) soll eine in Mainz und Athen gebildete Engländerin gewesen seyn, und sich durch Gelehrsamkeit und Verläugnung ihres Geschlechtes vom Notarius zu Rom bis zum Papste 855 emporgeschwungen, aber nach einer 2jährigen Regierung durch ihre unvorgesehene Niederkunft ihr Geschlecht öffentlich verrathen haben. Diese ganze Erzählung, die eine Satyre auf die Päpste bezweckt, ist erdichtet; dieses erhellt, wenn man die Quellen, woraus sie geflossen, genauer untersucht. Der älteste Autor, der diese Begebenheit erwähnt, ist ungefähr 200 Jahr jünger, als der Zeitraum, in dem die Geschichte spielt; wogegen die gleichzeitigen Schriftsteller, wie auch viele andere spätern die Reihefolge der Päpste ohne Unterbrechung von Leo IV. auf Benedikt V. führen. Dazu ist in den ältesten Autoren, Marianus Skotus und Andern, den Thatbestand gang einfach erzählt, und erst allmählig sind die Nebenumstände hinzugekommen. Allein die Autenticität dieser Autoren ist leicht anzugreifen. Vom Marianus Skotus nämlich ist bestritten, ob er von der Päpstin Zeugniß gegeben oder nicht, da ungewiß ist, einmal: ob die Stelle, die hier angezogen wird, nicht ganz von fremder Hand eingeschoben; sodann, ob nicht in dem Manuskript, wonach der Baselsche Abdruck besorgt ist; die Erzählung von der Päpstin durch ein eingeschaltetes »ut asseritur« entkräftet worden, wie dieses namentlich Serrarius behauptet. Auf gleiche Weise verhält es sich mit Martin Polous. Cave (de script. eccl. tom. I. p. 789 und folg.) sagt: daß er es für eingeschoben halte, und führt mehrere Manuskripte, worunter die ältesten und besten an, die der Geschichte der Päpstin durchaus ermangeln. Ein gleiches Urtheil fällt du Pin im 10ten Bande seiner Bibliothek S. 82. Burnet in seinen Reisen S. 300 erzählt: daß er ein Manusskript des Polous gesehen, wo diese Historie nicht im Texte, sondern auf dem Rande sich findet, und zwar von einer andern Hand geschrieben. Zu allen Zeiten hat es auch berühmte Historiker gegeben, die die Sache in Zweifel gezogen, und außer daß wir hier auf Basnags hist. d'église, edit. Rotterd. 1699. tom. I. p. 403 und auf Schmidts Handbuch der Kirchengeschichte Th. 4. S. 274 verweisen, wollen wir noch hören, was in neuerer Zeit Paulus in seinen Vorlesungen über Kirchengeschichte uns über diese Sache mittheilt: Bei Martinus Polous zuerst, nicht aber in allen von ihm vorhandenen Manuskripten, heißt es zum J. 854: »nach diesem Leo sey Johannes Angelikus, woraus alsdann Angelikus gemacht worden ist, 2 Jahr, 5 Monate, und 4 Tage Papst gewesen. Dieser soll eine Frau gewesen seyn. In ihrer Jugend von ihrem Liebhaber in männlicher Kleidnng nach Athen geführt, habe sie in den Wissenschaften so zugenommen, daß sie zuletzt zum Papst gewählt worden seye. So steht es zuerst im Jahr 1003 in Marianus Skotus Chronikon.« Weiter setzte man noch in späterer Zeit hinzu: dieser Papst sey schwanger geworden, und habe das Unglück gehabt, mitten in einer Prozession entbunden zu werden. Darüber berief man sich auf ein steinernes Bild, welches in einer römischen Straße an der Mauer war, welches allerdings da gewesen seyn mag, dessen Deutung aber nur auf der Voraussetzung von einem weiblichen Papste beruhte. Es bleibt also von der ganzen Anekdote nichts übrig, als die kurze Erzählung, daß zwischen Leo IV. und Nikolaus I. ein weiblicher Papst gewesen sey. Andere Umstände beweisen, daß in dieser Zwischenzeit kein andrer Papst gewesen seyn konnte, als ein gewisser Römer Benedikt III. Von diesem wird gerade die nämliche Regierungszeit berechnet, wie von der vorgeblichen Johanna Papissa; auch wird er beschrieben, als ein gelehrter, aber gar zu sanfter Mann. Einige römische Grafen wollten gegen

ihn einen gewissen Anastasius, welcher unter Leo III. exkommunizirt ward, zum Papste machen. Hier wurde Benedikt der päpstlichen Kleider beraubt, geschlagen und mißhandelt; der dennoch, da er bald darauf wieder eingesetzt wurde, seine Feinde küssend wieder zu Gnaden annahm. Nach diesen Umständen scheint es, mögen Manche den gelehrten Mann weibisch genannt haben. Man nannte ihn dann einen sanften Johannes Angelikus, zugleich aber auch femina (weibisch), und durch diese Umstände bildete sich zuerst bloß die Anekdote: eine Gelehrte sey so und so lange Papst gewesen. Die übrigen unmöglichen Geschichten von ihrer Niederkunft u. s. w. wurden später hinzugedichtet.«

Johannes der Täufer. Er war der Sohn des Zacharias und der Elisabeth, und nach der Schrift der Vorläufer Christus, dessen Verwandter er war; 6 Monate vor Jesus kam er zur Welt. Ein Engel kündigte ihn dem Zacharias an; weil aber seine Frau schon bejahrt und bisher unfruchtbar gewesen war, wollte er der Verheißung keinen Glauben beimessen; zur Strafe verlohr er die Sprache und erhielt sie erst bei der Geburt seines Sohnes wieder. Von dem frühern Leben des Johannes wissen wir nichts: Zum Manne herangereift, zog er sich in die Wüste zurück, übte dort strenge Büßungen und führte ein hartes Leben; seine Kleidung bestand aus einem Schaafpelze, und seine Nahrung aus Heuschrecken und wildem Honige. Seine rauhe Tugend, die Selbstverläugnung und Verachtung aller Lebensgenüsse, welche mit der weichlichen Verdorbenheit seines Zeitalters in grellem Contraste standen, zogen die Aufmerksamkeit und die Achtung des Volkes auf ihn; selbst bei den Höhern genoß er ein großes Ansehen; seine mächtigen und kräftigen Reden, in den er auch des gewaltigen Lasterhaften und sogar des Herrschers nicht schonte, forderte zu Büßungen und Vorbereitungen des herannahenden Gottesreiches auf. Er taufte auf seine Lehre längst dem Jordan; doch hielt er seine Taufen nur für das Symbol der Feuertaufe Christi. Viele Schüler schlossen sich an ihn, und die Heiligkeit seines Lebenswandels ließ die Juden in ihm den Messias sehen; doch Johannes sprach: Ich bin die Stimme desjenigen, der in die Wüste ruft. — Als Jesus sich von ihm taufen ließ, zeigte er ihn der Versammlung mit den Worten: Dies ist das Lamm Gottes, das Schlachtopfer der Welt. Sein Eifer war die Ursache seines Todes. Furchtlos warf er dem Herodes Antipas sein Vergehen vor, daß er die Frau seines Bruders, Herodias, geheirathet habe; der Fürst ließ ihn auf der Burg Macheronte ins Gefängniß werfen. Einige Zeit darauf hatte er die Schwäche, den Heiligen der Rache jenes Weibes zu opfern, welches aus einem unvorsichtigen Versprechen, was Herodes ihrer Tochter Salomone gethan, blutigen Vortheil zog. Seine Jünger begruben den Körper, wo sagt die Schrift nicht. Die Aussage der Legenden hierüber ist zweifelhaft. Die Hh. Hieronymus und Augustinus nennen den heil. Johannes den Fürsten der Einsiedler und den ersten Mönch. Eine Menge Jünger blieb nach dem Tode ihres Lehrers seinem Geiste getreu, und wahrscheinlich stifteten sie die unter dem Namen Sabier- oder Johannis-Christen im Orient am Irak und Shuster wohnende Sekte, denen das Andenken des Täufers Johannes ein Gegenstand hoher Verehrung ist.

Johannes der Evangelist, einer der reinsten und liebenswürdigsten Charaktere des christl. Alterthums, geb. zu Bethzaida in Galiläa, Sohn des Zebedeus und der Salomone, jüngerer Bruder des h. Jakobs des Aeltern; er erwarb sich mit seinen andern Brüdern den Lebensunterhalt mit Fischerei. Er war nicht 21 Jahr alt, als des Hellandes Ruf zum Apostelamte an ihn erging; er verließ alles, und folgte ihm mit der unerschütterlichsten Treue, mit der anhänglichsten und reinsten Liebe; auch liebte Jesus keinen seiner Jüngerschaar so innig. Er war jungfräulich, sagt der h. Hieronymus, deswe-

gen liebte der Herr ihn so sehr, deswegen ruhte er in seinem Schooße beim Male, und gab ihm überall die rührendsten Beweise seiner liebenden Huld; selbst im Oelgarten wollte er in seinem Kampfe ihn um sich haben. Joh. war auch der einzige, der auf Golgatha ihn begleitete, und dem er sterbend die Sorge für seine Mutter übertrug. Nach seiner Auferstehung erschien er diesem Jünger zuerst. Auf dem Concilium zu Jerusalem war er, wie der h. Paulus sagt, die Säule der Kirche. Er predigte das Evangelium in Asien, und drang bis zu den Parthern, denen er seine erste Epistel schrieb, welche ursprünglich diesen Titel trug; gewöhnlich hielt er sich zu Ephesus auf, gründete und leitete mehrere Kirchen. Während der Verfolgung unter Domitian im Jahre 95 soll er nach Rom geschleppt, in einen Kessel siedenden Oels geworfen worden und unverletzt wieder herausgestiegen seyn. Er wurde hierauf nach der kleinen Insel Pathmos verbannt, wo er seine Apokalypse schrieb. Nerva, der Nachfolger Domitian, rief die Verbannten zurück und Joh. ging wieder nach Ephesus. In dieser Stadt verfertigte er sein Evangelium auf das Ansuchen mehrerer Bischöfe Asiens, um Ebion und Cerinthus zu widerlegen, die in Christus nur einen Menschen erkannten. Johannes erreichte ein hohes Alter; da er Schwäche halber keine langen Reden mehr halten konnte, wiederholte er den Gläubigen stets dasselbe: Kinder, liebt Euch unter einander. Seine Jünger erstaunt, dasselbe so oft zu hören, fragten ihn um die Ursache. Dies ist die Lehre des Herrn, sprach der Apostel, und wer sie hält, bedarf zur Seligkeit nichts weiter. Im Jahre 100 nach Chr. G. starb der Heilige zu Ephesus unter der Regierung des Trajan. Er führt auch den Zunamen, der Theologe, seiner Offenbarungen und besonders des ersten Capitels seines Evangeliums wegen: die andern Aposteln beschrieben blos das sterbliche Leben Christus; doch Johannes dringt wie ein Adler durch die Wolken, und schaut im Schooße des Vaters das Wort Gottes, dem Vater gleich. Aus dieser Ursache wird er auch mit einem Adler zur Seite abgebildet, ein der vier symbolischen Thiere in der Vision des Propheten Ezechiel. Man kann, sagt der Herausgeber der Avignonischen Bibel, diesem Heiligen, die Größe und Majestät in Sache und Sprache an vielen Stellen unmöglich abstreiten, doch giebt es auch anderen wo der Styl einfach ist; in seinen Schriften ist das Griechische nicht rein, es enthält syrische und hebräische Beimischungen, es kommen häufige Wiederholungen in denselben vor, und Sprachwendungen, die mit der Reinheit des Griechischen wenig übereinstimmen. Alle Welt weiß, daß der h. Evangelist Johannes keine wissenschaftliche Bildung genossen hatte; er besaß keine Beredsamkeit und künstliche Rhetorik; doch diese kleinen Mängel werden tausendfach vergütet durch seine übernatürlichen Kenntnisse, durch die Tiefe der Mysterien, durch den unendlichen Werth der Dinge, über die er schrieb, durch die Wahrheit seiner Gedanken und die Wichtigkeit seiner Lehren. Er besitzt im höchsten Grade das Talent, dem Verstande Licht und dem Herzen freundliche Wärme zu ertheilen; er belehrt, überzeugt, und überredet ohne Hülfe der Kunst und Wohlredenheit.

Johannes Parricida, auch Johann von Schwaben genannt, war der Sohn Rudolfs, des jüngsten Bruders von Kaiser Albrecht I. von Oestreich. Er war größtentheils in Böhmen an dem Hofe des Wenzeslaus, seines mütterlichen Oheims, erzogen worden. Als er herangewachsen war, forderte der ehrgeizige Jüngling vom Kaiser mehrmals und mit Ungeduld den ihm gebührenden Länderantheil, besonders die seiner Mutter verschriebene Grafschaft Kiburg. Albrecht aber verschob stets die Erfüllung seiner Bitten wegen seiner zur Regierung noch unreifen Jahren; als er zum letzten Male seine Bitte durch den Bischof Johann von Straßburg vortragen ließ, verwies er ihn bis auf die Beendigung des Feldzugs wider Böh-

men, in welchem er ihn vorerst noch begleiten sollte. Darüber wurde Johann aufgebracht, und da es schien, als wollte sein Oheim ihn um seine Erbländer und Lehen bringen, um seine Söhne mit denselben zu bereichern, so faßte er den Entschluß, seine gekränkten Rechte durch das Blut des Kaisers zu rächen. Zur Ausführung desselben verband er sich mit mehreren Edelleuten, als dem Rudolf von Wart, dem Walther von Eschenbach, und Rudolph von Palm. Die Gelegenheit hiezu bot sich bald dar, als Kaiser Albrecht im Mai des J. 1303 von Baden im Aargau eine Reise nach Rheinfelden zu seiner Gemahlin machte. Die Verschwornen begleiteten ihn und als sie an den Fluß Reuß kamen, drängten sie sich zum Kaiser, suchten ihn von seinem übrigen Gefolge zu trennen und fuhren mit ihm allein über. Als sie weiter fortritten und Habsburg erreicht hatten, fiel Rudolph von Wart dem Kaiser in den Zaum und Johann stieß ihm den Dolch in den Hals mit den Worten: »Da hast du den Lohn des Unrechts.« Zu gleicher Zeit durchstach ihn Rudolph von Palm, und Eschenbach spaltete ihm das Haupt. Nachdem sie die blutige That vollbracht, zerstreuten sie sich und es wurde nie mehr etwas von ihnen vernommen. Johann soll sich in ein Mönchsgewand verhüllet haben, und in Italien herumgeirret seyn. Wo er zuletzt eine bleibende Stätte gefunden, darüber sind viele Sagen. Nach Einigen soll er in Pisa als Augustinermönch gestorben, nach Andern aber als unbekannter Mönch auf dem Stammgute Eigen bis in das hohe Greisenalter gelebt haben; ja man will sogar einen Sohn von ihm als einen Blinden betteln gesehen haben. Eine schreckliche Rache nahm Leopold, der zweite Sohn Albrechts, und vornehmlich seine Schwester Agnes an den Verwandten und Freunden der Mörder, und mehr als 1000 Unschuldige fielen als Schlachtopfer, besonders weiblicher Rachsucht.

Johannes Sekundus, s. Sekundus.

Johannis- oder Bischofsberg, im Herzogthum Nassau, erhebt sich sanft in Terrassen, und beherrscht eine herrliche Gegend. Vor sich hat man den Rheingau, mit zahllosen Flecken, Dörfern, Landhäusern und Klöstern, die Berge mit ihren zerfallenen Schlössern, und den Rheinstrom mit seinen schattigten Inseln. Diese berühmte Probstei wurde um 1109 von Erzbischof Rudhart II. von Mainz gestiftet, und von dem Rheingauer Grafen Ruhelf reichlich begabt. Erzbischof Adalbert erhob sie 1130 zu einer Abtei, die sich 1567 auflöste, nachdem das Kloster fünfzehn Jahre früher durch Albert von Brandenburg niedergebrannt worden war. Was von Gebäuden noch stand, zerstörten die Schweden im 30jährigen Kriege. 1661 wurde der Johannisberg an den Reichspfennigmeister Hubert von Bleymann, gegen 40.000 fl. verpfändet, und 1711 trat Fulda in das Pfandschaftsrecht seiner Erben. Das Schloß wurde nun aus den Ruinen wieder erbaut, und die Cultur des Weinbergs hob sich bedeutend. Der Ertrag von 63 Morgen wird auf 25 Stückfaß, jedes zu 1300 Flaschen, gerechnet, deren Werth gewöhnlich zwischen 23.000 und 24.000 fl. steht. In guten Jahren kann man die doppelte Summe annehmen. Das Drittel des weit geringern Kirchspielweins ist dabei nicht in Anschlag gebracht. Die Reben des Johannisbergs sind Rislinge. Nahe dem Schlosse wächst die Blume. Die Weinlese hat wenigstens 14 Täge später statt, als im übrigen Rheingau. Die Trauben und Beeren, welche durch diesen Verzug abfallen, werden mit eigends dazu verfertigten Gabeln aufgehoben. Uebrigens ist der Anbau sehr kostbar, und der reine Ertrag nicht bedeutend. 1807 schenkte Napoleon diese Besitzung dem Marschall Kellermann. 1816 wurde der Fürst von Metternich von seinem Monarchen, dem Kaiser von Oestreich, mit dem Johannisberge, gegen Abgabe des Zehntens, belehnt.

Johannitter-Ritter, s. Maltheser-Ritter.

John Bull, s. Bull.

Johnson (Samuel) ward zu Lichfield 1709 in Staffordshire geboren; sein Vater war Buchhändler, und besaß ein geringes Vermögen. Mit ausdauerndem Fleiße legte er sich auf das Studium der alten Classiker, besonders der römischen, und mehrere Uebersetzungen aus seinen Jünglingsjahren beweisen seine bedeutenden Sprachkenntnisse und sein Talent für Dichtkunst. Im Jahre 1728 kam er in das Collegium von Pembroke zu Oxford, und machte sich dort durch eine Uebersetzung des Messias von Pope in lateinische Verse vortheilhaft bekannt. Pope fällt über sie das Urtheil, daß man einstens zweifelhaft seyn werde, welches von beiden das Original sey. Johnson, der schon im Anfange seiner literarischen Laufbahn mit Sorgen der Armuth kämpfen mußte, wurde gezwungen, die Universität zu verlassen, und eine Stelle als Unterlehrer an der Schule zu Market-Bosworth in Leicestershire anzunehmen. Bald darauf ließ er sich in Birmingham nieder, wo er sich mit literarischen Arbeiten sein Leben zu fristen suchte; nach vergeblichen Anstrengungen, sich Unterhalt auf diese Weise zu erwerben, errichtete er dort eine Schule; doch erhielt er nur drei Schüler, unter welcher sich der nachher so berühmt gewordene David Garrick sich befand. Mit ihm machte Johnson seine erste Reise nach London; wo beide ein erntereiches Feld für ihre Talente zu finden hofften, und beide auch einen berühmten Namen fanden. Die Liebe zur Literatur hatte bald Johnson mit Cave, damals Redakteur des Gentleman-Magazin verbunden; dieser nahm ihn zum Gefährten seiner Arbeiten an. Vom 19. Nov. 1740 bis zum 23. Febr. 1743 theilte Johnson in diesem Journal die Debatten des Parlaments mit, und bereicherte es mit den Biographien mehrerer berühmten und wichtigen Personen. Jene des Savage, mit dem er in freundschaftlicher Verbindung stand, wurde 1744 besonders gedruckt. Im Jahre 1738 gab er seine berühmte Satyre, London, heraus, eine Nachahmung der 3ten Satyre des Juvenal; sie wurde in derselben Woche wieder aufgelegt, und legte den ersten Grund zu seinem literärischen Rufe. Popen gefiel sie so sehr, daß er die persönliche Bekanntschaft des Verfassers zu machen wünschte. Immer wieder in die Nothwendigkeit versetzt, seinen Lebensunterhalt mühevoll zu erwerben, suchte er in seiner Feder eine Quelle hiezu; doch war er in Entwerfung neuer Pläne rüstiger, als in der Ausführung. Man fand unter seinen Papieren eine Liste von mehr als vierzig literärischen Projekten, von den keins, entweder seiner Unbeständigkeit wegen, oder aus Mangel an Unterstützung, ausgeführt wurde. Endlich unternahm er seine Riesenwerke. Im Jahre 1747 beschäftigte er sich mit der Herausgabe des Shakespeare, und machte den Plan zu seinem großen englischen Lexikon bekannt. Der Buchhändler Robert Dodsley, der sich mit mehreren anderen zur Herausgabe verband, schloß mit Johnson für 1575 Pf. St. als Honorar den Contrakt. Er vollendete dasselbe eben so schnell als glücklich mit Hülfe von sechs Copisten, deren Jedem er eine bestimmte Arbeit übertrug; während er für sich bei jedem Artikel die Anfertigung der Difinitionen, Etymologien, mit den verschiedenen Bedeutungen des Worts, so wie die Wahl der Beweisstellen behielt. Die Arbeit, welche dies gewaltige Werk erforderte, hinderte ihn nicht, 1748 eine literärische Versammlung zu stiften, in welche die vorzüglichsten Gelehrten London's aufgenommen wurden; auch verfertigte er verschiedene Schriften, die zu den classischen Werken der Nation zu zählen sind, als über die Eitelkeit der menschlichen Wünsche, 1749, eine Nachbildung der 10ten Satyre des Juvenal. Um dieselbe Zeit hatte Garrick die Direktion des Dury-Laner Theaters übernommen; aus Gefälligkeit zu seinem alten Lehrer ließ er dessen Trauerspiel Irene aufführen; es fiel aber durch. 1750 erschien sein Herumschweifer, ein periodisches Blatt im Geschmacke des Zuschauers; es wurde bis 1782

fortgesetzt. 1758 gab er ein ähnliches Blatt, der Müßiggänger, heraus, das unter dem Titel: allgemeine Chronik bis 1760 fortgesetzt wurde. So viel und angestrengt Johnson auch arbeitete, so vermochte er es doch nicht dahin zu bringen, daß ihn keine Lebenssorgen mehr belästigten; als er durch die Bemühungen des M. Vedderbune, nachmaliger Lordkanzler, vom Könige eine jährliche Pension von 300 Pf. St. erhielt. 1765 erschien endlich die längst von ihm angekündigte Ausgabe der Werke des Shakespeare, welche unter der Erwartung der Kunstrichter blieb. In der That scheint Johnson diesem Werke nicht die ganze Fülle seines kritischen und ästhetischen Genies gewidmet zu haben. Nachmals vereinigte er sich mit Georg Steevens zu einer neuen Ausgabe desselben, welche zum ersten Male 1774, und zum zweiten Male 1778 in 10 Oktav-Bänden erschien. Nachdem er noch einige politische Schriften heraus gegeben hatte, ward er durch einen Zweifel an der Echtheit der Ossianischen Gedichte, welchen er öffentlich geäußert, mit Macpherson, dem er vielleicht aus Vorurtheil gegen die Schotten nicht traute, in eine heftige Fehde verwickelt. 1773 besuchte er Schottland und sammelte den Stoff zu seinen Reisen nach den hebridischen Inseln. Sein letztes, großes Werk, was er 1777 begann, und 1782 beendigte, war die Biographien der vorzüglichsten englischen Dichter. Obgleich Johnson es in seinen siebziger Jahren schrieb, so trifft man doch dieselbe musterhafte Schreibart, dasselbe scharfsinnige Urtheil und dieselbe Energie der Gedanken, welche die Schriften seiner jüngern Jahre auszeichnen, in ihnen an. Von der Zeit an sanken seine Kräfte und er starb 1774. Er wurde in die Westminster-Abtei am Fuße des Mausoleums Shakespeare's und nahe bei dem Grabmale seines Freundes und Zöglings Garrick begraben. Die Dankbarkeit der Nation setzte ihm in der Sanct-Paul's Kirche ein Denkmal, von dem Bildhauer Bacon gearbeitet. Johnson's sämmtliche Werke sind 1766 von Hawkins zu London in 12 großen Oktav-Bänden herausgegeben, welche jedoch die poetischen Werke desselben nicht mit enthalten. Sein Freund James Boswell und Arth. Murphey haben sein Leben (in eng. Sprache) beschrieben.

Jokaste, s. Oedipus.

Jomelli oder Jomella (Nikolo), ein berühmter italienischer Tonsetzer, wurde im Atrille oder San-Alpino im Königreich Neapel 1714 geboren. Nachdem er unter dem berühmten Lennardo Leo die praktische Musik gründlich studirt hatte, wandte er sich mit allem Eifer zu Bologna unter Martini, dessen Rathschläge er nicht verwarf, wenn gleich er schon mehrere Stücke componirt hatte, die den Beifall des Publikums erhielten, auf die Theorie dieser Kunst. Als Direktor eines der Conservatorien im Venedig, und im Dienste bei der St. Peters-Kirche zu Rom, lud ihn der Herzog von Würtemberg zu sich; die Auszeichnungen und Belohnungen, mit denen ihn dieser Fürst überhäufte, hielten ihn eine geraume Zeit in Deutschland. Vergebens suchte der König von Portugal, Johann, ihn an seinen Hof zu ziehen; er sicherte ihm sogar eine bedeutende Pension unter der einzigen Bedingung zu, daß er ihm die Copien seiner Compositionen überschicke. Nach Neapel zurückgekehrt, starb er dort 1774 am Schlagflusse, den er sich durch den Verdruß über den unglücklichen Erfolg seiner Oper, und aus Neid über den Sieg, welchen der Deutsche, Schuster, über ihn davontrug, zugezogen haben soll. Seine Werke liefern einen unzweideutigen Beweis seines Genies; Italien besitzt ihrer wenige, weil er, entschlossen wieder nach Deutschland zurückzukehren, sie fast alle in Stuttgard ließ, wo sie sorgfältig bewahrt werden. Jomelli zeichnete sich durch einen eigenthümlichen Styl und durch eine fruchtbare Einbildungskraft aus. Er verfertigte eine Menge Werke; denn seine große Leichtigkeit in der Arbeit machte ihn fast zu einem Improvisator in der Musik, fast immer fehlte er durch zu viele Kunst und Schwierigkeiten, welche ihm zwar das Lob der Kenner zuzog, die aber manchmal dem Volke misfielen.

Jonas, Name eines hebr. Propheten, von dem ein gleichnamiges Buch des A. Test. erzählt. Um sich einer prophetischen Sendung nach Ninive zu entziehn, ergreift Jonas die Flucht zur See. Ein heftiger Sturm bringt das Schiff in Gefahr, das Loos soll entscheiden, wen Jehova's Zorn verfolge; es trifft den Jonas. Ein großer Fisch verschlingt ihn und beherbergt ihn 3 Tage lang in seinem Leibe, nach deren Verlauf er ihn lebendig wieder ausspeit. Der Gerettete begibt sich alsbald nach Ninive, um den Auftrag des Herrn zu erfüllen und den Bewohnern der Stadt Jehovens Drohwort zu verkündigen. Die Niniviten eilen, die Gottheit zu versöhnen, und die angedrohete Strafe unterbleibt. Darüber zürnt Jonas mit Jehova und geht hinaus vor die Stadt. Ein Wunderbaum schießt aus der Erde auf und wölbt sich über ihm zu einer Schattenlaube; aber am nächsten Morgen schon sieht er den Baum, von einem giftigen Gewürme zernagt, dahinwelken. Als er Gott darüber Vorwürfe macht, zeigt ihm dieser die Thorheit seines Benehmens, indem er jetzt den Untergang eines unbedeutenden Strauchs beklage, nachdem er kurz vorher das Verderben einer ganzen Stadt gewollt. Gründet sich diese Erzählung auf eine wahre Geschichte, so können wir darin nichts, als die spätere Bearbeitung einer alten Sage erkennen; vielleicht ist es aber auch bloß eine belehrende Fabel, deren Deutung nicht fern liegt. Berg. Excurse zum Buche Jonas, von Goldhorn. Leipz. 1303.

Jones (Sir William), einer der größten Orientalisten, wurde auf dem Gute seines Vaters in Wales 1746 geboren, und starb in Indien 1794. In der Kindheit verlor er seinen Vater, und ward von seiner Mutter, einer Frau von seltenen Eigenschaften, erzogen, welche ihm die ersten Kenntnisse beibrachte und ihn so weit bildete, daß er die Schule von Harrow beziehen konnte. Hier machte er solche Fortschritte, daß sein Lehrer Summer ihm das Zeugniß gab: sein Zögling verstände mehr Griechisch, als er. Im 16. Jahre verfertigte er ein Gedicht, Prolusions, das er später unter dem Titel Arcadia herausgab. 16 Jahr alt ging er zur Universität Oxford ab, wo er zu seinen großen Kenntnissen in den Klassikern sich die persische, arabische, italienische und portugiesische Sprache eigen machte: in seinem 19. Jahre wurde ihm die Erziehung des Lord Altorpe, später Graf Spencer, anvertraut, und erhielt den Auftrag, Dolmetscher der morgenländischen Sprachen zu seyn, den er ausschlug. Den größten Theil der Zeit, welche er in diesem Hause zubrachte, verwandte er auf das Studium des alten Testaments in der Ursprache, er beschäftigte sich mit der Erlernung der chinesischen Charaktere, und fing im 21. Jahre an sein Commentar über die asiatischen Sprachen auszuarbeiten. 1768 übersetzte er für den König von Dänemark eine morgenländische Handschrift, die Lebensbeschreibung Nadir Shah's, und ward dafür zum Mitgliede der königl. Societät zu Kopenhagen ernannt. Vor dieser Uebersetzung, die 1770 in französischer Sprache gedruckt wurde, steht eine Abhandlung über die morgenländische Poesie, die viel Neues und Anziehendes enthält. Im Jahr 1770 legte er sein Amt als Erzieher nieder, um unabhängig den Wissenschaften leben zu können, und bestimmte sich für die Rechtsgelehrsamkeit, ohne doch die orientalischen Sprachen und ihre Literatur zu vernachläßigen. Er übersetzte im Jahr 1772 einen kleinen Band Gedichte, meistens aus asiatischen Sprachen, und ward 1773 Mitglied der königlichen Societät zu London. Bei der Erlangung der Magisterwürde schrieb er 1774 eine Rede, welche die gelehrten Kenntnisse gegen den Vorwurf, als wenn durch sie der männliche Geist entkräftet, die Freiheit beeinträchtigt und eine sklavische Unterwürfigkeit begünstigt werde, zu schützen suchte. Im Jahre 1774 machte er sein wichtiges Werk: Commentare über die asiatische Dichtkunst bekannt, und 1778 gab er eine Uebersetzung der Reden des Isäus mit Noten heraus: im folgenden Jahre schrieb er seine

Versuche über die Mittel, welche die Gesetze darbieten, um Empörungen zu unterdrücken. 1738 ward er zum Oberrichter zu Fort William in Bengalen und in den Ritterstand erhoben. Bald darauf heirathete er Maria Shipley, Tochter des Bischofs von St. Asaph. Im April d. J. verließ er England, um es nie wieder zu sehen. Im Sept. landete er in Calcutta. Seine Nebenstunden widmete er auch hier den Wissenschaften, bei den er vorzüglich den gelehrten u. politisch. Zustand Indiens ins Auge faßte. 1784 gründete er die gelehrte Gesellschaft zu Calcutta, von deren Errichtung er im ersten Bande der Asiatic Researches umständliche Nachricht ertheilt. Nun studirte er auch, als unentbehrliches Hülfsmittel zur Kenntniß der alten Geschichte Indiens, die Sanskritsprache mit dem größten Eifer. 1785 erschien zu Calcutta eine periodische Schrift: The Asiatic Missellani, deren Inhalt sich meistentheils auf Indien gezieht. Ein Hauptzweck seiner literarischen Bemühungen ging dahin, seinen Landsleuten eine vollständige Sammlung von den Gesezzen der Hindu's und Moslemin mitzutheilen, zu welchem Ende er unter Mitwirkung des Gouvernements für das Geschäft des Sammelns eine hinlängliche Anzahl gelehrter Hindu's und Mohamedaner auswählte, den Plan des Ganzen entwarf, und die Handschriften nachwies, woraus geschöpft werden sollte. 1789 gab er zu Calcutta den ersten Band der obgedachten Researches der Societät heraus. Seine eigenen Arbeiten machen den lehrreichsten Theil derselben aus. Während seines Lebens erschienen noch zwei Bände dieser Untersuchungen, die noch jetzt fortgesetzt werden. Sie enthalten die wichtigsten Aufklärungen über Geschichte, Alterthümer, Künste und Wissenschaften Asiens, besonders aber Indiens. In eben demselben Jahre lieferte Jones die englische Uebersetzung der Sokontala, oder des Schicksalsringes, des indischen Dichters Kalidasa. 1794 erschien seine Uebersetzung der Verordnungen Menu's, welche das ganze indische System religiöser und bürgerlicher Pflichten enthalten. Jones besaß die ausgezeichnetsten und umfassendsten Kenntnisse in Sprachen, Literatur und Künsten des Orients, hiemit verband er die Bescheidenheit und der Glaube eines Christen. Er war fest überzeugt von der Wahrheit der heiligen Schrift, seine literarischen Untersuchungen, außer daß er den Occident mit den Schätzen des reichen Orients vertraut machen wollte, hatten den Zweck, durch unwiderlegbare Thatsachen die Beweise für die Wahrheit der Bibel zu verstärken und zu bestätigen. Er starb im Apr. 1794. Seine Werke, unter denen auch eine sehr gute persische Grammatik Auszeichnung verdient, sind in 6 Quartbänden zu London erschienen.

Jones (Inigo), geb. zu London 1572, gest. 1652. Groß als Baukünstler, ward er der Palladio Englands, wo der wahre Geschmack und die Regeln der Kunst vor ihm wenig bekannt waren. Frühzeitig zeichnete er sich durch seine Fortschritte im Zeichnen und seine Geschicklichkeit in der Landschaftsmalerei aus. Der Graf Wilhelm von Pembroke, sein Beschützer, ließ ihn auf seine Kosten nach Italien und in den größten Theil der civilisirten Länder Europa's reisen. Hierauf ließ er sich zu Venedig nieder, und erwarb sich einen glänzenden Ruf. Christian IV., König von Dänemark ernannte ihn zu seinem Architekten; als dieser Fürst aber im Jahr 1606 eine Reise nach England machte, brachte er Jones wieder in sein Vaterland zurück, wo Jakob I. ihm die Oberaufsicht über die königlichen Gebäude ertheilte. An dieser Stelle gab er das Muster einer seltenen Uneigennützigkeit. Die Administration der Gebäude hatte sich durch außerordentliche Umstände tief in Schulden gesteckt; die Regierung verlangte den Rath des Oberaufsehers; und Jones erbot sich aus eigner Bewegung, nicht eher Gehalt zu beziehen, als bis die Schulden gedeckt seyn würden. Unter Carl I. behielt Jones den ehrenvollen Posten. Man besitzt von ihm die Zeichnungen zum Pallast von Whitehall, den Plan zum anatomischen Amphitheater zu

London; er erbaute die Kapelle der Königin Catharina in dem Pallaste St. James: die Kirche und der Platz von Covent-Garden ꝛc. Kent gab 1727—1744 eine Sammlung seiner Zeichnungen heraus; Isaak Warn hat einige andere bekannt gemacht. Jones hinterließ interessante Noten zum Pallabio, welche in die Ausgabe, die Leoni zu London 1714 veranstaltete, aufgenommen sind.

Jongleurs, jetzt die allgemeine französische Benennung für Gaukler, hießen zu den Zeiten der Troubadours und Minstrels oder Minnesänger, diejenigen, welche den Gesang mit einer Harfe, Cyther oder einem andern Instrument begleiten.

Jonson (Benjamin), bekannter unter dem Namen Ben-Jonson, war ein englischer dramatischer Dichter aus einer altschottischen Familie; sein Vater, welcher des Glaubens wegen verfolgt wurde, verlor sein Vermögen; er trat deshalb in den Priesterstand, ließ sich zu Westminster nieder, und starb 1574 einen Monat vor der Geburt seines Sohnes. Seine Mutter verlangte, er sollte sich demselben Stande widmen; Jonson fand aber keinen Geschmack daran; von allen Aussichten, sich einen Lebensunterhalt erwerben zu können, entblößt, nahm er Kriegsdienste, und zeichnete sich in den Feldzügen in Flandern aus. Bei seiner Rückkehr begann er seine ersten Studien zu Cambridge. Doch Neigung zum Theater bewog ihn, dem Shakespeare zu folgen. Seine Talente verschafften ihm Gönner; selbst Shakespeare gab ihm seine Freundschaft und Achtung; mehrere seiner Stücke konnten nur durch Shakespeare's Empfehlung den Zutritt auf die Bühne erlangen. Jonson war der erste komische Dramatiker seiner Nation, der regelmäßigere und gesittetere Stücke einführte. Den meisten Beifall fanden seine Lustspiele; in seinen Trauerspielen war er gezwungen, und zeigte sich wenig der Aufmerksamkeit werth, Ihnen fehlte Geschmack, Eleganz, Harmonie und Korrektheit. Ein zu knechtischer Nachahmer der Alten, übersetzte er in schlechte englische Verse die schönen Stücke der griechischen und lateinischen Autoren. Sein unfruchtbares Genie wußte sich weder dem Geiste seines Zeitalters, noch dem Geschmacke seiner Nation anzupassen; nichtsdestoweniger erwarben ihm sein durchdringender Verstand und seine großen Kenntnisse einen solchen Ruf, das man auf seinen Leichenstein bloß die Worte einhaute: O seltner Ben-Jonson! Er starb 1637 in Armuth, und ward in der Westminster-Abtei begraben. Die Sammlung seiner Werke wurde 1716 zu London in Oktav, mit Noten und Zusätzen vom Herausgeber Walley begleitet, wieder aufgelegt.

Jordan (Fluß), s. Palästina.

Jordanes, Jorbanus, fälschlich Jornandes, ein Alane, war erst Notarius, trat dann in den geistlichen Stand und soll Bischof zu Ravenna gewesen seyn. Er schrieb unter dem Kaiser Justinian: De Gothorum origine et rebus gestis, bis 552, ein Auszug aus Cassiodor; de regnorum et temporum successione, bis 552; beide in Muratori Script. rerum ital. Tom. I. p. 137. Beide Werke, obgleich in barbarischem Latein geschrieben, sind für den Geschichtsforscher von großer Wichtigkeit.

Joseph, der spätgeborne Sohn Jakobs, den er mit seiner geliebten Rachel erzeugt hatte. Jakob hatte ihn vor allen seinen Söhnen lieb; diese aber beneideten ihn wegen des Vorzugs, den der Vater ihm gab, und haßten ihn wegen seines Uebermuthes, den sie besonders in seinen Träumen, die er ihnen erzählte, zu erblicken glaubten. So träumte ihm einmal, daß er mit seinen Brüdern Garben gebunden, seine Garbe aber sich aufgerichtet, und die ihrigen sich vor seinen gebeugt hätten; ein anderes Mal erzählte er ihnen einen Traum, in dem sich die Sonne, der Mond und elf Sterne vor ihm geneigt. Durch diese Träume noch mehr gegen ihn erbittert, beschlossen seine Brüder, ihn zu tödten. Auf die Vorbitte Rubens aber schonten sie sein Leben, und verkauften ihn an ismaelitische Kaufleute um 20 Silberlinge; seinen Rock

befleckten sie mit Blut und ließen ihn so dem unglücklichen Vater bringen. Die Ismaeliten aber brachten ihn nach Aegypten, und verkauften ihn daselbst dem Potiphar, des Pharao Kämmerer und Hofmeister. Durch Treue und Fleiß erwarb er sich bald das Zutrauen seines Herrn in solchem Grade, daß dieser ihm sein ganzes Haus zu verwalten gab. Potiphars Weib aber entbrannte in sündlicher Liebe zum schönen Jüngling, welchen jedoch die Schmeichelworte des wollüstigen Weibes nicht zu einer Uebelthat gegen Gott, seinen Herrn, zu verleiten vermochten. Einst erwischte sie ihn beim Kleide und zog den Jüngling zu sich hin; er aber ließ das Kleid in ihrer Hand und entfloh. Als Potiphar heim kam, verleumdete das rachsüchtige Weib den tugendhaften Jüngling, als wenn er sie mit Gewalt hätte schänden wollen. Darüber war Potiphar zornig und warf ihn ins Gefängniß. Allein auch hier wußte er sich das Vertrauen des Aufsehers zu gewinnen, der ihm die Aufsicht über alle Gefangene gab. Unter diesen war auch der Mundschenk des Königs, der hatte einen Traum, und Joseph gab ihm die trostvolle Deutung, daß er in kurzer Zeit die Gnade des Königs wieder erlangen und zu seiner vorigen Stelle wieder erhoben werden würde. Wirklich kam der Mundschenk wieder zu Gnaden, und als Pharao von den sieben fetten und magern Kühen, von den sieben vollen Aehren und sieben dürren träumte, und kein ägyptischer Wahrsager den Traum des Königs zu deuten wußte, da erinnerte sich der oberste Mundschenk der geschickten Traumdeutungen des hebräischen Jünglings im Gefängnisse, und Pharao sandte hin und ließ Joseph rufen. Die weise Auslegung des Traumes von den sieben fetten und magern Kühen, daß Aegypten sieben fruchtbare und sieben unfruchtbare Jahre zu erwarten habe, gefiel dem Könige so sehr, daß er ihm seinen Ring gab, ihn zum Zweiten im Reiche ernannte, und ihm die Ausführung der Vorschläge übertrug, die er zur Sicherung des Volkes vor Hungersnoth in den Zeiten der Theurung machte. Durch kluge Vorsorge für das Wohl des Landes erwarb er sich um Aegypten so große Verdienste, daß er den schönen Beinamen „Vater des Landes" erhielt. So lebte er glücklich in der Mitte eines Volkes, das ihn verehrte und liebte; eine liebende Gattin und zwei blühende Söhne bereiteten ihm die stillen Freuden der Häuslichkeit. Als nun die Zeit der Theurung in allen Landen herankam, schickte auch Jakob seine Söhne nach Aegypten, das mit Kornhäusern angefüllt war, um Getreide einzukaufen. Als sie vor Joseph, der das Getreide austheilte, erschienen, erkannte dieser seine Brüder, sie ihn aber nicht. Er gab sich ihnen aber nicht sogleich zu erkennen, sondern bestrafte sie zuvörderst durch einige harte Proben wegen des Unrechts, das sie an ihm verübt. Als sie zum zweiten Mal kamen und seinen jüngern Bruder Benjamin mitbrachten, konnte er das Gefühl brüderlicher Liebe nicht mehr zurückhalten, umarmte und küßte sie und verzieh ihnen Alles, was sie an ihm gethan. Darauf ließ er Jakob aus Kanaan mit seiner ganzen Familie zu sich nach Aegypten kommen, wies ihm die schönste Gegend des Landes, Gosen, an, und gewährte dem alten Vater noch die Freude, den so lange verloren geglaubten Sohn wiederzusehn, in aller seiner Herrlichkeit, und unter seinem Schutze die letzten Tage seines Lebens sorglos dahinzuleben. So ward nun Joseph Beglücker des ganzen Hauses Israel. Jakob segnete deßhalb die beiden Söhne Josephs, Ephraim und Manasse, und ertheilte ihnen mit seinen Söhne gleiche Rechte, damit sie das Andenken an seinen Namen erhalten möchten. Auch nach dem Tode Jakobs suchte er sich nicht an seinen Brüdern, sondern lebte mit ihnen in freundlicher Eintracht bis an seinen Tod. Die Erzählung von Josephs Leben gehört unstreitig zu dem Herrlichsten und Interessantesten der mosaischen Schrift. Es ist daher nicht zu verwundern, daß Josephs Lebensgeschichte ein Lieblingsstoff der christlichen Kunst geworden ist. Poesie und Malerei haben

miteinander gewetteifert, seine Tugenden durch Worte und Farbe zu verherrlichen, und durch Darstellung seiner wunderbaren Schicksale zu unterhalten und zu rühren. Noch in der neuesten Zeit ist seine Erscheinung auf der Bühne durch die Tonkunst gefeiert worden in Mehuls bekannter Oper: „Jakob und seine Söhne."

Joseph I., einer der unternehmendsten und thätigsten Fürsten aus dem östreichischen Hause und römisch deutscher Kaiser vom Jahre 1705 — 1711, war der ältere Sohn des Kaisers Leopold I. und im Jahre 1679 geboren. Er setzte mit allem Ernste den unter seinem Vater Leopold I. ausgebrochenen spanischen Erbfolgekrieg fort, der unter seiner Regierung durch Eugen und Marlborough sehr glücklich gegen Frankreich geführt wurde. Allein Marlboroughs Sturz und der frühe Tod Josephs I. verhinderten die gänzliche Demüthigung des stolzen Ludwigs XIV. und führten das Ende dieses blutigen Krieges herbei, das im Jahre 1713 durch den Utrechter Frieden zwischen England, den Niederlanden und Frankreich erfolgte. Joseph I. war den 17. April 1711 im drei und dreißigsten Lebensjahre an den Pocken gestorben. Er hatte sich durch Thätigkeit, Klugheit und Milde die Achtung und Liebe seiner Unterthanen erworben. Da er ohne männliche Nachkommen starb, so ward sein Bruder, der Erzherzog Karl, Erbe seiner Länder und der deutschen Kaiserwürde.

Joseph II., römisch-deutscher Kaiser, war ein Sohn Franz I. und der Maria Theresia, und wurde am 13. März 1741 geboren. Oestreich war damals hart bedrängt durch Friedrichs des Großen siegreiche Waffengewalt; die beängstigte Mutter wandte sich nach Ungarn, und, auf dem Arme den Säugling, in die Versammlung der Magnaten tretend, bewaffnete sie die Edeln des Ungerlandes zu ihrem und zum Schutze des Sohnes ihrer Könige. Erst sieben Jahre darauf verhallte der Klang der Waffen und die feindlichen Mächte befreundeten sich im Frieden zu Aachen. So waren es also Krieg und Waffen, die sich zuerst der weichen kindlichen Seele Josephs eindrücken. Zum trocknen Schulwissen zeigte der Knabe wenig Neigung; die Tonkunst aber liebte Joseph schon frühe, und in den Sprachen und der Mathematik brachte er es weit. Schon in früher Jugendzeit entwickelte sich sein großer und kräftiger Geist, und nichts mochte dem großherzigen und feurigen Jüngling peinlicher gewesen seyn, als die engen Schranken, in welchen ihn seine Mutter hielt. Maria Theresia's strenger Wille und Josephs schnell aufgeregtes Gemüth stießen oft zusammen; jedoch verletzte er nie die kindliche Pflicht, er blieb stets gehorsamer Sohn, und seinen Unwillen hielt er immer zurück. Indeß hatte Friedrich der Große den siebenjährigen Krieg begonnen, und Joseph sollte sich dem nordischen Helden gegenüber an der Spitze des Heeres stellen. Von freudiger Hoffnung erfüllt im Kampfe mit diesem würdigen Gegner die ersten Lorbern zu erringen, war er schon bereit zur Armee abzugehen, als Maria Theresia plötzlich ihren Entschluß zurücknahm und den ehrgeizigen Jüngling von dem Gange zu rühmlichen Thaten abhielt. Er schloß 1760 mit der Prinzessin Isabelle von Parma ein Band der Liebe, das ihn beseligend umfing; allein es wurde bald darauf durch den Tod seines heißgeliebten Weibes zerrissen. Er schloß hierauf eine politische Ehe mit der baierischen Prinzessin Josephine; da er nicht glücklich mit ihr lebte, und auch bald durch den Tod von ihr getrennt wurde, so beschloß er nun, hinführo sich nicht mehr zu vermählen. Nach dem Abschlusse des Hubertsburger Friedens wurde Joseph 1764 römischer König, und im folgenden Jahre nach dem plötzlichen Absterben seines Vaters Franz, Kaiser des deutschen Reiches. Allein noch war er im freithätigen und selbstständigen Wirken gebunden; denn Maria Theresia, obgleich sie Joseph zum Mitregenten ernannt hatte, behielt doch die eigentliche Regierung in ihren Händen, und

übertrug ihm bloß die Verwaltung der Armee. Die Zeit, während welcher die auf ihrer Macht so eifersüchtige Theresia ihm nur von ferne einen Blick in die Geheimnisse der Regierung vergönnte, benutzte er durch viele Reisen, auf denen er sich vom Zustande seiner eigenen und fremder Länder zu belehren suchte. Er reiste gewöhnlich unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein, ohne Prunk und ohne viele Begleitung. Er ging 1763 durch Ungarn ins Bannat, besuchte die türkische Gränze und die Festungen, und erforschte überall genau den Zustand des Bauern und des Bürgers. Im folgenden Jahre bereiste er Italien, wo er Rom, und in Neapel seine königliche Schwester besuchte, und über Mailand wieder zurückkehrte. Im Herbste dieses Jahres beschloß er den König von Preußen zu besuchen. Auf der Reise durch Mähren ergriff der Kaiser den Pflug eines Bauern und ackerte mehrere Furchen. Am 25. August traf er Friedrich den Großen im Lager bei Neiße; sich über alles Ceremoniel hinaussetzend, beredeten sich die beiden Fürsten geheim und vertraut, und Arm in Arm sah man sie gehen, wie zwei zärtliche Freunde. Im folgenden Jahre steuerte Joseph der Hungersnoth in Böhmen, wurde von Friedrich im Lager bei Mährisch-Neustadt wiederbesucht. Da sprachen sie über die Theilung Polens mit einander, und Oestreich wurde bald darauf durch die Königreiche Gallizien und Lodomerien mit 3 Millionen Menschen vergrößert. Joseph bereiste diese neuen Länder und ließ sich huldigen. Hierauf reiste er nach Frankreich und kam am 18. April 1777 in Paris an, wo er, ungeachtet ihn ein glänzender Hof und eine geliebte Schwester umstrickten, doch nur voll Begierde war zu sehen und zu lernen, und nicht nur die Akademie der Wissenschaften, die größern Naturssammlungen, die berühmten Gelehrten Buffon, d'Alembert und Rousseau, die Gerichtshöfe und Fabriken besuchte, sondern auch die mit Kranken und Sterbenden angefüllten Zimmer des Hotel Dieu. Nach sechs Wochen verließ er wieder Paris, das über ihn entzückt war, bereiste die Seehäfen des Reiches, ging von Bourdeaux nach Spanien und kehrte über Marseille und Lyon zurück. Ferney reiste er vorbei, obgleich der Bewohner desselben auf einen Besuch gefaßt war, besuchte Hallern in Bern, und war am ersten August wieder in Wien. Kurz darauf brach über die Erbschaft des verstorbenen Kurfürsten von Baiern der sogenannte Erbfolgekrieg zwischen Oestreich und Preußen aus. Joseph, von heißer Begierde nach Kriegsruhm entbrannt, eilte an die Spitze der Heere, und erwartete in Böhmen den König in so fester Stellung, daß die Preußen es nicht wagten, ihn anzugreifen, und Böhmen verließen. Nach einigen unbedeutenden Gefechten, nachdem der Krieg noch kein volles Jahr gedauert, wurde durch Frankreichs und Rußlands Vermittelung von Maria Theresia ohne Vorwissen ihres Sohnes am 13. Mai 1779 der Friede zu Teschen geschlossen. Oestreich gab in diesem Frieden alle baierischen Länder außer dem Burgauer Kreise an das Haus Pfalz zurück, und die Erbfolge blieb dem Herzog von Zweibrücken versichert. Noch im Verlaufe der Unterhandlung starb Maria Theresia, und Joseph konnte nun in freiwirkender und selbstständiger Kraft das Zepter führen über sein großes und schönes Reich. Er war gerade im 40sten Lebensjahre und im stärkenden Gefühle der Gesundheit des Leibes und des Geistes begann er mit frischem und heitrem Muthe sein Werk. Im Bewußtseyn der Kürze der Zeit und des weiten Umfangs seiner Aufgabe eilte er nun rasch die schönen Ideale, die sein schöpferischer Genius in ihm erzeugt, in die Wirklichkeit zu führen, den Staat umzuschaffen, und in seine abgestorbenen Theile den belebenden und verjüngenden Geist der Zeit zu hauchen. Zwar hatte ihm Maria Theresia in mancher Hinsicht vorgebildet: allein sie hatte oft mit weiblicher theilnehmender Empfindung die einzelnen leidenden

Opfer der Vorurtheile und Mißbräuche gerettet und geschützt. Joseph mit einem das Ganze umfassenden Blicke, drang bis an die Wurzel staatsbürgerlicher Verhältnisse; von der gerechten Liebe ergriffen, die alle seine Völkerschaften und alle Stände gleich umschloß, opferte er mit strengem Ernst das Einzelne dem Ganzen auf, und Selbstsucht und Eigennutz erzitterten vor der gewaltigen Kraft des Kaisers. In dem berühmten Handbillet, das er an alle Behörden erließ, schrieb er: „Das Gute ist nur Eins, nämlich jenes, so das Allgemeine und die größte Zahl betrifft, Nation und Religion kann keinen Unterschied machen.“ Deßhalb hob er mit solcher Strenge die Privilegien seiner verschiedenen Völker auf, und strebte ihre Nationaleigenthümlichkeiten um der Einheit des Ganzen willen zu zerstören. Er glaubte an Andern Zumuthungen ohne Furcht vor Selbstsucht machen zu können, da er zuerst bereit gewesen war, mit dem Anfang seiner Selbstregierung 22 Millionen Staatspapiere, die er von seinem Vater geerbt hatte, zu verbrennen, und im Pflichtgefühl, bloß für die Beglückung seiner Unterthanen zu leben, alles Persönliche in seinem Leben hintenansetzte. Es war seine Lieblingsidee, aus allen seinen weitschweifigen, und in Sprache und Sitte so abweichenden Besitzungen einen einzigen großen Staat zu bilden, von seinem freien und lichtvollen Geiste beseelt. Wahrlich seine Völker bedurften einer Umbildung; von jedem Emporschreiten zur Bildung und Aufklärung hielt sie das Joch der entwürdigendsten Sklaverei und des dumpfesten Aberglaubens zurück. Joseph fühlte die Kraft in sich, sie zum Höhern und Bessern heraufzuführen und sie glücklich zu machen; er sah ein, daß das wahre Glück der Nationen sich nur auf bürgerliche und geistige Freiheit gründe. Sogleich mit dem Anfange seiner Selbstregierung führte er die Preßfreiheit ein, und in keinem Lande schrieb man freier als in Oestreich. Den 15. Oktober 1781 erschien das erste Toleranzedikt, durch dasselbe erhielten die Anhänger der augsburgischen und helvetischen Konfession, so wie die nicht unirten Griechen völlige Religionsfreiheit, und alle Rechte der Staatsbürger, so wie die Beförderung zu allen Civil- und Militärstellen ihnen zugesichert wurde. Auch das unglückliche jüdische Volk hob Joseph aus seiner Bedrückung empor, erlaubte ihm seine Kinder in öffentliche Schulen zu schicken, und sich auch öffentlicher Aemter fähig zu machen. Schon früher hatte er den Bauernstand mit Ackerung einiger Furchen Feldes mit dem Pfluge eines Landmannes geehrt; jetzt ward er sein Befreier und Beglücker, indem er die Leibeigenschaft gänzlich vernichtet. Eine große Menge von Mönchsorden wurde aufgehoben, vorzüglich die ein beschauliches Leben führten und nichts zum Wohle ihrer Mitmenschen thaten; dann auch alle Nonnenklöster, mit Ausnahme derer, die Kranke pflegten. Da sich der Papst durch diese Veränderungen in den Rechten seines Stuhls gekränkt glaubte, so unternahm er eine Reise nach Wien, um die Angelegenheiten der Kirche, wie er sich in einem Briefe ausdrückte, mit den Gerechtsamen des Kaisers zu vereinbaren. Bei seinem Einzuge im Frühling 1782 wurde er von dem erstaunten und andächtigen Volke mit eben so vieler Ehrfurcht, als vom Kaiser mit der größten Höflichkeit empfangen; dieser ließ aber dennoch nichts von seinem Entschlusse und der ihm gebührenden Oberhoheit fahren, und fuhr selbst während des Papstes Anwesenheit in Wien fort mit der Einziehung der Klöster, so daß innerhalb acht Jahren die Zahl der Ordensleute in seinen Staaten von 63.000 auf 27.000 gesunken war. So mußte der Papst, ohne seine Absichten erreicht zu haben, am 22. April wieder abreisen, und alle seit Josephs Regierungsantritt gegebene Gesetze blieben in Kraft; vermöge deren jede Verbindung der Ordensleute mit auswärtigen Ordenshäusern und deren Vorstehern aufgehoben, und kein General und kein Ordenskapitel, außer den Ordensleuten weiter erlaubt wurden. Vor

seinem Richterstuhle war jeder gleich; kein Stand, kein Ansehen, keine Bitten schützten den Schuldigen vor der Rache des beleidigten Gesetzes. In einem neuen Criminalgesetzbuche hob er aus menschlichem Gefühle alle Todesstrafen auf, und führte statt denselben Anschmiedungen und wiederholte Stockschläge, verstärkte Gefängnißstrafen, oder öffentlichen Arbeiten, z. B. das Schiffeziehen, das Straßensäubern der Stadt Wien ꝛc. ein; neben andern Verbrechen des gemeinsten Standes sah man ansehnliche Beamte, Staabsoffiziere, und selbst einmal einen Grafen aus einer angesehenen Familie mit geschornem Haupte und im groben Kittel, zu den letztern Arbeiten verdammt, in den Straßen, am Schandpfahle oder beim Schiffeziehen. Die ganze Staatsverwaltung, die Polizei und das Kirchenwesen wurden verbessert, Erziehungsschulen zur Bildung des Volkes angelegt, der Landbau befördert, und die inländischen Fabriken durch das Verbot der Einfuhr von fremden Fabrik- und Manufakturwaaren gehoben. Die Umgestaltung Ungarns, die er nun vornahm, um dieses Land durch Veränderung seiner Verfassung seinen übrigen deutschen Staaten gleichzumachen, erregte einen Aufruhr der Walachen, der aber bald durch Hinrichtung ihrer Anführer Horja und Kloska gedämpft wurde. Was er bestrebte, das spricht er selbst am klarsten aus in einem Schreiben an die Stadt Ofen, die ihn bat, ihm eine Ehrensäule errichten zu dürfen: „Wenn die Vorurtheile werden ausgewurzelt und wahre Vaterlandsliebe und Begriffe für das allgemeine Beste der Monarchie beigebracht seyn; wenn Jedermann in gleichem Maße das Seinige zu den Bedürfnissen des Staates, dessen Sicherheit und Aufnahme beitragen wird; wenn Aufklärung durch verbesserte Studien, Vereinfachung in der Belehrung der Geistlichkeit in Verbindung der wahren Religionsbegriffe mit den bürgerlichen Gesetzen; wenn eine bündigere Justiz, Reichthum durch vermehrte Population und durch verbesserten Ackerbau; wenn Erkenntniß des wahren Interesses des Herrn gegen seine Unterthanen und dieser gegen ihren Herrn; wenn Industrie, Manufakturen und deren Betrieb und Cirkulation aller Produkte in der ganzen Monarchie werden eingeführt seyn, wie ich es sicher hoffe: alsdann verdiene ich eine Ehrensäule, nicht aber jetzt, wo nur die Stadt Ofen durch die Versetzung der Landesstelle dahin einen höhern Zins ihrer Häuser erhält." Auch die Niederlande mußten sich dieselben Einrichtungen gefallen lassen, welche Joseph in seinen übrigen Staaten machte. Im Jahr 1784 hoffte er die seinen Niederländern so vortheilhafte, freie Schifffahrt auf der Schelde zu erzwingen. Da die Holländer gütliche Ansuchungen abschlugen, so zog er 1785 gegen sie mit 50.000 Mann. Durch Frankreich wurden aber bald Unterhandlungen eingeleitet, durch welche Joseph zwar für 10 Millionen holländischer Gulden, einige Distrikte und Forts von den Holländern gewann, nicht aber die von ihm beabsichtige Eröffnung der Schelde. Einen eben so unglücklichen Erfolgt hatte 1783 das Tauschprojekt der Niederlande gegen Baiern, welches durch den deutschen Fürstenbund, der sich durch Friedrich gegen Josephs rasches, um sich greifendes Streben gebildet hatte, vereitelt wurde. Im Jahre 1787 reiste er unter dem Namen des Grafen von Falkenstein in die Krimm; er besuchte Katharina, die ihm in Cherson die glänzendsten Feste gab. Als er wieder nach Wien zurückkehrte, war die Unzufriedenheit allenthalben laut geworden, die Gährung war allgemein. Die Niederlande hielten sich durch die raschen Veränderungen des Kaisers in ihren alten Gerechtsamen für gekränkt; das Volk, das sich beleidigt fühlte durch die seine Volksthümlichkeit verletzenden Schritte Josephs, machte mit dem Adel und der Geistlichkeit gemeinschaftliche Sache und eine allgemeine Empörung brach aus. Joseph durch den bevorstehende Türkenkrieg bedrängt, gab ihnen ihre alte Landesverfassung zurück, und die Gemüther war scheinbar beruhigt.

Am 9. Febr. 1788 erklärte der Kaiser den Türken den Krieg und reiste sogleich zur Hauptarmee. Mit großen Hoffnungen wurde der Krieg begonnen, 200.000 Mann wurden in einer Kette längs der ganzen östreichischen Gränze aufgestellt. Allein der heiße Sommer und die Gifte sumpfiger Ausdünstungen rafften Tausende dahin, und nahmen dem Heere Gesundheit und Muth. Die Kaiserlichen mußten sich zurückziehen, nachdem sie 45.000 Mann verloren hatten. Joseph selbst, der alle Beschwerlichkeiten und Anstrengungen des Krieges ertragen, und nicht bloß für die Sicherheit seines Heeres, sondern auch seiner Staaten gewacht hatte, kehrte kränklich im Dezember dieses Jahres nach Wien zurück. Im Frühling 1789 wurde der Feldzug gegen die Türken erneuert, und der Oberbefehl des Heeres dem General Laudon übergeben. Im Verein mit dem russischen Feldherrn Suwarow wurden die Türken bei Fockzan und bei Martinieste geschlagen, die Festung Belgrad erobert, und die östreichischen Heere rückten in Servien, in der Moldau und Walachei vor. Der Kaiser ließ seinem ihm so zugethanen Heere für seine glücklichen Unternehmungen Dank sagen; indeß nahm die verderbliche Gewalt seiner Krankheit immer mehr überhand, und in Leib und Seele wütheten die Schmerzen. Mit dem November dieses Jahrs wurde das neue allgemeine Steuersystem eingeführt, nach welchem die schon bestehende Grundsteuer gleich mäßiger, als vorher und auf alle liegende Gründe nach ihrem Ertrage vertheilt werden sollte. Selbstsucht und Eigennutz erhoben ihr Haupt, Adel und Geistlichkeit lehnten sich gegen die neue Einrichtung auf, und Unordnung und Unzufriedenheit entstanden sogar im Volke. Dazu hatten sich die Niederländer völlig empört, und frei erklärt; ein Manifest des Advokaten van der Noot sprach den Kaiser seiner Herzogswürde verlustigt; die Generalgouverneurs mußten Brüssel verlassen vor dem anrückenden Heere der Niederländer; die kaiserlichen Truppen wurden aus allen Provinzen vertrieben, und nur Luxemburg wurde ihnen gelassen. Obgleich der Kaiser allgemeine Verzeihung versprach und ihnen zusicherte, alle Privilegien wieder herzustellen, und allen ihren Wünschen zu genügen; so verschmähten dennoch die trotzigen Niederländer alle friedliche Unterhandlungen. Zu gleicher Zeit standen die Ungarn gegen die östreichische Regierung auf und forderten mit Nachdruck ihre alte Rechte, Sitten und Verfassung zurück. Der Kaiser versprach bald auf einem Landtage allen ihren Beschwerden abzuhelfen; aber die Ungarn verlangten mit Ungestüm schleunige Hülfe. Da erklärte der gebeugte Kaiser im Januar 1790 alle seit seinem Regierungsantritte gemachte Gesetze und Einrichtungen für aufgelöst, und zerstörte so mit Einem Schlag den mühsamen Bau seines ganzen Lebens. Alle die schönen Ideale, wie sie aus seinem Geiste in das Daseyn gestiegen waren, mußte er nun noch vor seinem Tode vernichtet sehen. Er lebte darauf nicht lange mehr. Noch kurz vor seinem Tode starb die Erzherzogin Elisabeth, an deren Leben er so schöne Hoffnungen geknüpft hatte. Bei ihrer Todesnachricht sprach der „Gewaltigwollende" mit der schwachen Stimme eines Sterbenden: „Gott, dein Wille geschehe." Darauf befahl er die Leiche der Erzherzogin an ihren Begräbnißort zu bringen, „damit für seine eigene Leiche Platz werden möchte." Zwei Tage nach dem Tode der Erzherzogin (20. Febr. 1790) starb er. Der Genius der Menschheit vergoß eine Thräne bei seiner Urne. — Joseph war wohlgebaut und von mittlerer Größe; der Blick seines schönen blauen Auges war erhaben und freundlich zugleich; seine Miene unbeschreiblich angenehm und doch majestätisch; spätter hatten die beständigen Anstrengungen seines Körpers fast alles dieses verwischt. Er war hart und mäßig. Schon in den frühesten Morgenstunden begann er mit seinen Sekretären

im Cabinette zu arbeiten. Den ganzen Vormittag war der Gang vor den Thüren des Cabinettes besetzt mit Leuten jedes Alters, Standes und Geschlechtes; von Stunde zu Stunde kam er heraus, hörte die Leute an, nahm Bittschriften, und führte die, welche mündlich mit ihm sprechen wollten, selbst in sein Zimmer. Da er bemerkt hatte, wie seine Mutter so oft von ihren Umgebungen hintergangen wurde, so wollte er so wenig als möglich Vermittler zwischen sich und dem Volke haben. Von diesem Mißtrauen war auch die Einführung der Konduitenlisten erzeugt, die von Zeit zu Zeit in Betreff der Geschicklichkeit und Sittlichkeit der einzelnen Staatsdiener eingereicht werden mußten. Er hatte ein sehr glückliches Gedächtniß, schnelle Beurtheilungskraft und einen reichhaltigen Witz. In reifern Jahren sammelte er aus eigenem Triebe Kenntnisse für seinen künftigen Stand; er las Schriften über die Regierungskunst und Staatsökonomie, aus denen sich seine Vorliebe für das physiokratische System bildete. Seine Lieblingslektüre waren vorzüglich Voltaire's Schriften. Heilig war ihm die Gedankenfreiheit des Menschen, und selbst Blätter, in welchen er mit der kühnsten Sprache getadelt und geschmäht wurde, las er mit Aufmerksamkeit, und verzieh denen, die ihn ungerecht geschmäht hatten. Er liebte und achtete die Künste und Wissenschaften, vorzüglich aber die, welche einen unmittelbar praktischen Werth im Leben haben, wie Medizin, Mathematik, Technologie u. s. w.; jedoch suchte er auch durch Erziehungsanstalten die Bildung des Volkes zu befördern und bereicherte Bibliotheken und Kunstsammlungen. Von allen Sprachen schätzte er die deutsche am meisten, und er brachte sie auf dem Katheder, der Kanzel, und in den Gerichtshöfen in Ansehen. Er war von höchst regem und feurigem Gefühle, rasch war er in seinem Gange, in seiner Geberde und in allem seinem Handeln. Weder Weichlichkeit noch ängstliche Sorge für das Leben schwächten seinen Muth; mit Gefahren trieb er oft sein Spiel. Seinen schönen humanen Gefühlen widerte alles Conventionelle; jeder war vor ihm gleich, in jedem Menschen achtete er die Würde der Menschheit. Er ließ den bisher verschlossenen Augarten zur Belustigung des Volkes eröffnen, und setzte über den Eingang die Ueberschrift: „Allen Menschen gewidmeter Belustigungsort von ihrem Schöpfer.“ Als ihn Einige baten, daß er den Prater nur für einzelne Stände bestimmen möchte, damit man sich mit seines Gleichen vergnügen könne, erwiederte er: „Wenn ich immer nur mit meines Gleichen seyn wollte, so müßte ich in die kaiserliche Gruft bei den Kapuzinern hinuntersteigen, und darin meine Tage zubringen.“ So ließ der menschenfreundliche Kaiser die Menschen theilnehmen an seinen Freuden und Erholungen, nannte sich laut ihren Bruder und befand sich wohl in ihrer Mitte. Zerstreuende Vergnügen erlaubte er sich nur sehr wenige; strenge Pflichterfüllung war ihm das Höchste. In Gesellschaften besaß er jene heitere Anmuth des Geistes, die die glücklichste und gefälligste Eigenschaft des Gesellschafters ist. In seinem ganzen Leben war er höchst einfach; alle die Pracht, womit Theresia glänzte, verschwand in der Umgebung seiner Person und seines Hofes. Sein großer Zeitgenosse Friedrich II. schrieb über ihn an Voltaire: „Kurz es ist ein Kaiser, wie Deutschland lange keinen gehabt hat. Erzogen in der Pracht, hat er doch einfache Sitten angenommen; unter Schmeicheleien groß geworden, ist er doch bescheiden; entflammt von Ruhmbegierde, opfert er doch seinen Ehrgeiz der Pflicht auf.“ Sein Streben ging offenbar dahin, ganz und gar Selbstherrscher zu seyn; er war die letzte Instanz aller Geschäfte ohne Ausnahme. Jedoch die unmittelbare Theilnahme selbst an unwichtigern Gegenständen überstieg die Kraft Eines Mannes, zerstreute ihn oft, und zog ihn von der sorgfältigen Prüfung größerer, ganz eigentlich für ihn gehöriger Dinge ab. Alle Gedanken und Ideen,

wie sie schön und hell vor seiner Seele standen, wollte er nun auch in seinen Staaten ins Leben treten lassen; eine alte Welt wollte er zertrümmern und eine neue bilden, vom Lichte der Aufklärung erhellet. Allein es ist nicht zu leugnen, daß er im übermüthigen Gefühle seiner Kraft zu weit ging. Er bedachte nicht, daß Staaten sich nicht innerhalb einiger Jahre reformiren lassen, sondern nur durch langsame Entwickelung zu vollkommneren Verfassungen und Einrichtungen heraufblühen; und daß die Völker erst zu einem gewissen Grade heranreifen müssen, um die Ideen würdigerer Verfassung und Gesetze begreifen zu können. Deßwegen mußten die meisten Plane Josephs, die seine Völker nicht zu würdigen vermochten, verunglücken. Vorurtheil, Aberglaube und Eigennutz griffen zu den Waffen und bekämpften übermächtig die Einrichtungen weiser Politik und des gesunden Verstandes. Auch ermangelte sein rascher feuriger Geist der Geduld, um mit diesen widerstreitenden Mächten langsame und kluge Unterhandlungen zu pflegen. „Von allem, was ich unternehme," antwortete er einst, als ihm Vorstellungen wegen seines raschen Handelns gemacht wurden, „will ich auch noch die Wirkung empfinden. Als ich den Prater und den Augarten zurichten ließ, nahm ich keine jungen Sprossen, die erst der Nachwelt dienen könnten; nein, ich wählte gleich Bäume, damit unter ihrem Schatten ich und mein Mitmensch jetzt schon Vergnügen finden möchten." Joseph war ein wahrhaft unglücklicher Fürst; er wollte so viel Gutes und Schönes, er liebte seine Völker wie ein Vater und wollte sie glücklich machen; und zuletzt mußte er erfahren, daß sein ganzes Wirken nichtig, und all sein Dichten und Trachten Hirngespinnste waren. Wie müde muß die Seele des Kaisers gewesen seyn, wie zerwühlt von bittern Erfahrungen verfehlter Absichten, als kurz vor dem Tode alle ihre Schmerzen und Leiden in den kraftlosen Ausdruck der Resignation ausbrachen: „Gott, dein Wille geschehe." Er verließ gern die Welt, die ihn so verkannt, und den Thron, der ihm so wenig gewährt hatte. „Ich weiß nicht," sagte der Monarch, als seine Todesstunde nahe war, „ob der Dichter Recht hat: mais du trône au cercueil, le passage est terrible; ich bedaure den Thron nicht, den ich mit dem Sarge verwechsele; ich bedaure, daß ich so wenig Glückliche und so viel Undankbare gemacht habe; aber das ist nun einmal das Schicksal der Männer auf dem Throne." Doch eine solche Verirrung der Urtheile hat keinen Bestand; nach seinem Tode fühlte das Volk, was es an Joseph verloren und die Gerechtigkeit sprach Urtheil in dem Gerichte über ihn. Sein Neffe, der jetzige östreichischer Kaiser Franz II., hat ihm in Wien 1807 ein prachtvolles Denkmal, vom Bildhauer Zauner verfertigt, setzen lassen.

Josephus (Flavius), ein Jude, geb. 37 n. Chr. zu Jerusalem, Sohn eines Priesters, mit Namen Mathias. Er studirte die bei den Juden gewöhnlichen Wissenschaften, und trat zu der Sekte der Pharisäer. In seinem 26. Jahre kam er nach Rom, genoß hier die Gunst der Popäa, der Gemahlin des Nero, und bewirkte dadurch die Loslassung seiner Anverwandten, welche Felix hatte gefangen nehmen lassen. Nachher wurde er vom Senat in Jerusalem zum Prätor von Galiläa ernannt, in welchem Amte er sich als ein kluger und die Ruhe liebender Mann zeigte. Bei der Eroberung der Stadt Jotapata, die er mit vieler Tapferkeit vertheidigte, wurde er vom Vespasian gefangen; weil er ihm aber das Kaiserthum prophezeite, und diese Weissagung wirklich in Erfüllung ging, so ließ er ihn los, und überhäufte ihn mit Ehre. Aus Dankbarkeit nahm Josephus den Namen Flavius an. Hierauf wohnte er der Belagerung von Jerusalem unter dem Kommando des Titus bei, und ließ sich zu den Unterhandlungen mit den Juden gebrauchen. Nach Eroberung der Stadt ging er mit nach Rom, und beschloß hier sein Leben, im vollen Besitz der Gnade Vespasians und seiner Söhne. Hier

schrieb er seine Geschichte des jüdischen Krieges in sieben Büchern, hebräisch, dann griechisch, ein Werk, das unter allen Geschichtsbüchern dem Livius am nächsten kommt. Seine jüdische Alterthümer (in 20 Büchern) sind ebenfalls trefflich; sie enthalten die Geschichte der Juden von den ältesten Zeiten bis gegen das Ende der Regierung Nero's; doch wirft man diesem Werke vor, daß es die Wunder Christi entstelle, auch alles dasjenige unterdrücke oder mindere, was im Stande gewesen wäre, die Heiden zu beleidigen. Als kluger Politiker deutete er die Weissagung des Messias auf den Vespasianus. Seine Bücher vom Alterthume des jüdischen Volks enthalten kostbare Bruchstücke von alten historischen Schriftstellern, und sind gegen den alexandrinischen Grammatiker Apion, einen erklärten Widersacher der Juden, gerichtet. Die beste Ausgabe seiner Werke ist die von Havercamp, Amsterdam 1729, in zwei Foliobänden, griechisch und lateinisch. Neueste Ausgabe von Oberthür (Leipz. 9781 — 85). Deutsch von Friese.

Journal, s. Buchhalterei.

Journale, s. Tagblätter.

Jouy, Flecken mit 1000 Einw. an der Bièvre nahe bei Versailles im Departement der Seine und Marne mit der Overkampschen Kattun- und Zitzfabrik mit 200 Drucktischen, welche bald im baumwollenen Stoff, bald in den Farben, eleganten Mustern und Modeerfindungen sich auszeichnet.

Joyeuse Entrée, wörtlich der erfreuliche Einzug oder Antritt, hieß in den ehemaligen östreichischen Niederlanden ein Vertrag zwischen dem Regenten und den Ständen, den er vor der Huldigung beschwören, und darin verschiedene hergebrachte Privilegien erneuern und bestätigen mußte, ehe er als rechtmäßig anerkannt wurde.

Juba, ein Sohn des Hiempsal, König von Numidien und einem Theile Mauretanien. Er war im bürgerlichen Kriege der Römer ein treuer Anhänger des Pompejus und ein Feind des Cäsar, weil dieser ihn einst bei einem Streite empfindlich beleidigt hatte. Letzterm fügte er beträchtlichen Schaden zu. Unter andern nöthigte er dessen Unterfeldherrn, Curio, in Afrika zu einem Haupttreffen, welches dieser hätte vermeiden sollen, und brachte ihm eine gänzliche Niederlage bei. Cäsar ging endlich selbst gegen ihn zu Felde; Juba aber, der sich mit der Armee des Scipio vereinigt hatte, machte ihm anfangs viel zu schaffen; ja, er würde ihn vielleicht ganz zu Grunde gerichtet haben, wenn ihm nicht Publius Sittius eine Diversion gemacht hätte, und in Gätulien und Numidien eingefallen wäre. Dies nöthigte den Juba, sich aus Afrika propria zurück zu ziehen, um sein eigenes Land zu vertheidigen. Auf die dringenden Bitten und großen Versprechungen des Scipio kehrte er endlich wieder zurück, und vereinigte sich mit ihm. Es kam nun zur Schlacht bei Thapsus, welche Cäsar gewann. Juba floh nach Numidien, und weil hier auch schon Alles verloren war, überließ er sich der Verzweiflung, und bat einer seiner Sklaven, daß er ihm den Todesstreich versetzen möchte, welches auch geschah. Sein Sohn Juba wurde vom Cäsar im Triumph mit aufgeführt, aber doch zu Rom sehr gut und anständig erzogen. Augustus liebte ihn sehr, verheirathete ihn mit der jüngern Kleopatra, und gab ihm, zum Ersatz seines väterlichen Reichs Numidien, die beiden Mauretanien und ein Stück von Gätulien. Dieser jüngere Juba war auch in verschiedenen Wissenschaften wohl unterrichtet, und hat selbst nach dem Zeugnisse des Plinius viel geschrieben. Plinius führt ihn oft an, und meint fast überall, besonders im sechsten Buche, sein Werk über die natürlichen Merkwürdigkeiten von Arabien. Auch aus seiner Schrift über Afrika, περι λιβυης, hat er Verschiedenes genommen. Ueber die Werke des Juba siehe Heyne's antiquarische Aufsätze II.

Jubeljahr oder Jubelfest feierten die Juden alle 50 Jahre, und weil dieses durch das Blasen eines besondern Hornes, das hebräisch Jobel heißt, angekündigt wurde, so hat davon das Fest den Namen erhalten. In diesem Jahre mußten alle hebräische Knechte ihrer Freiheit und alle veräußerte Güter an ihre vorigen Eigenthümer unentgeldlich wiedergegeben werden, welches eine geheime Bedeutung auf die zukünftige Erlösung durch den Messias hatte. Die kathol. Kirche ergriff die Idee eines solchen allgemeinen Versöhnungsjahres. Der Papst Bonifacius VIII. erklärte 1300 das erste des neuen Jahrh. für ein Jubeljahr oder Jubiläum, er verordnete, daß dieses alle 100 Jahre gefeiert, ein ganzes Jahr währen, und alle Christen, die alsdann die Schwellen der heil. Apostel (Limina Apostolorum) besuchen würden, völligen Ablaß erlangen sollten. Clemens VI. setzte aber 1350 seine Wiederkehr auf 50 und Sixtus VI. auf 25 Jahre, wobei es seitdem geblieben ist. Dieses Fest wird auf folgende Art begangen: Am heil. Abend vor Weihnachten begibt sich der Papst nach der St. Peterskirche auf den Vatikan, er tritt vor die vermauerte heil. Pforte derselben, die, nachdem der Papst dreimal auf dieselbe mit einem silbernen Hammer geschlagen hat, sogleich eingestoßen wird. Der Schutt wird von dem Volke aufgerafft; der Papst geht aber mit seinem Gefolge hindurch und stimmt vor dem Altare der heil. Apostel eine feierliche Vesper an. Nach Verlauf des Jahres wird die heil. Pforte wieder vermauert; der Papst legt nach einigen Gebeten die ersten sechs Steine, wozu einige Cardinäle ihm die Ziegel und den Kalk in silbernen Becken reichen. Wenn sie bis zur Mitte vermauert ist, legt der Papst verschiedene Denkmünzen hinein, worauf sie vollends zugemauert wird, und bis zum künftigen Jubeljahr zugemauert bleibt. So lange das Jubel- oder heil. Jahr währt, kommt eine große Menge Pilger beiderlei Geschlechts nach Rom, die verordnete Andacht zu verrichten und den Ablaß zu gewinnen; in zahlreichen Aufzügen ziehen sie in Pilgerkleidern und mit einem Pilgerstabe dahin. Die Männer sind grau gekleidet, mit bloßem Haupt, einem Pilgerhut auf dem Rücken und Sohlen an den Füßen; die Weiber weiß und verschleiert. Anfangs wurde das Fest nur in der Peterskirche gefeiert, in der Folge aber auch in den sieben Hauptkirchen. Die Päpste verordnen auch noch andere Jubiläen, besonders nach ihrer Erhebung auf den päpstlichen Stuhl; diese währen gewöhnlich aber nur einige Tage und sind nichts anders als Bußtage. Feste von geringerer Bedeutung sind die Jubiläen, welche Universitäten, Gymnasien und andere Anstalten in Beziehung auf die Jahrhunderte ihrer Stiftung, Regenten und Beamte nach einer 50jährigen Amtsführung, und Eheleute durch ihre goldene Hochzeit zu begehen pflegen. S. Halljahr.

Jubilate nennt man den dritten Sonntag nach Ostern, weil an diesem Tage in der ersten Kirche der Anfang des Gottesdienstes mit den Worten des 66sten Psalms, Vers 2: «Jubilate Deo omnes terrae» gemacht wurde.

Juchten oder Juften (von Jufti, russ. ein Paar), eine in Rußland zubereitete Art Leder, bekannt wegen seiner Feinheit, Geschmeidigkeit und Stärke, auch wegen des ihm eigenen Geruches. Die Zubereitung soll eine Erfindung der alten Bulgaren seyn.

Juda, s. Hebräer und Juden.

Judas Maccabäus, s. Maccabäer.

Judäa, s. Palästina.

Jude (der ewige) ist eine dichterische Person des Volksmythus, deren Entstehung sich auf einen durch Ueberlieferung bekannten Auftritt in der Leidensgeschichte Jesu gründet. Als der Heiland auf seinem Gange zum Tode, unter der Last des Kreuzes erliegend, auf einem Steine vor dem Hause des Ahasverus (so nennt ihn der Mythus) ausruhen wollte, trat dieser hervor, stieß ihn mitleidlos hinweg und verwünschte ihn. Jesus aber erwiederte ihm

mit sanftem Blick: Du wandelst auf Erden, bis du mich wieder erblickst. Erst nach einiger Zeit kommt der Jude zu sich selbst zurück, findet, da Alles sich zum Gerichtsplatz gedrängt hat, die Straßen Jerusalems öde, Unruhe und Sehnsucht treiben ihn fort, und er beginnt seine Wanderung, die er von Ort zu Ort bis diesen Tag noch fortsetzt. Dieser Mythus ist auf mannichfache Weise von Dichtern der neuern Zeit bearbeitet worden; unter andern von Schubart, Göthe (im 3ten Theile seines Lebens) und A. W. Schlegel (die Warnung in seiner Gedichtesammlung). Göthe gab nur eine Skizze, in der Ahasverus als ein sokratisirender Schuster in Jerusalem erscheint, dessen Sinn bloß auf die Welt gerichtet ist, und dafür verdammt wird, sich in dieser Welt, für ihn die einzige, so lange umherzutreiben, bis ihm der Sinn für die höhere aufgegangen seyn würde.

Juden. So werden die Hebräer nach der babylonischen Gefangenschaft genannt; denn als ihnen Cyrus die Erlaubniß gab, in ihr Vaterland zurückzukehren, benutzten nur 42.360 Männer mit ihren Familien dieselbe, die meist aus dem Stamme des alten Königreichs Juda waren; die übrigen, die während jener Zeit in den mittlern und östlichen Provinzen des persischen Reiches ansässig geworden waren, blieben zurück. Die unter Anführung Zorobabels aus dem alten Königsstamme und des Hohenpriesters Josua 536 in ihr Vaterland Zurückgekehrten hatten mit der Eifersucht der Samaritaner zu kämpfen, die zu Garizim bei Sichem ein eigenes Heiligthum errichteten und das Verbot der Wiederaufbauung des Tempels und der Stadt bewirkten, das erst Darius Hidaspis wieder aufhob. Unter Esras 473 und Nehemia 445, der der Colonie neuen Zuwachs zuführte, erhielt diese eine festere innere Verfassung. Das Land gehörte unter die Satrapie Syrien; allmählig erhoben sich die Hohepriester zu eigentlichen Vorstehern des Volkes. Nach Alexanders Tode wurde Palästina, so wie Phönizien und Cölesyrien zu Syrien geschlagen. Ptolemäus, König von Aegypten, nahm Jerusalem ein und führte eine ansehnliche Colonie Juden nach Alexandrien (312). Die Juden blieben nun, einen kleinen Zeitraum (311 — 307) abgerechnet, in dem sie unter dem Antigonus standen, unter den Ptolemäern von 307 — 203. In dem Kriege, den Antiochus der Große 203 nach Ptolemäus Philopators Tode gegen Aegypten führte, unterwarfen die Juden sich ihm freiwillig und erhielten die Bestätigung ihrer Vorrechte. Unter Antiochus VI. Epiphanes (176 — 164) wurde das Hoheprieſterthum käuflich und dadurch Veranlassung zu Partheiungen. Der syrische Despot versuchte daher, die Juden abhängig zu erhalten und sich ihre Tempelschätze zuzueignen, indem er unter ihnen griechische Sitten einführte. Da sich aber die Juden nichts weniger als geschmeidig zeigten und Antiochus sich Jerusalems bemächtigte, so entstand unter den Maccabäern ein Aufruhr, welcher die Grundlage zur Freiheit der Juden ward. Johannes Hyrkanus war endlich so glücklich, 130 sich völlig unabhängig zu behaupten und das Gebiet noch durch die Besiegung der Samaritaner und Idumäer zu erweitern. Dagegen wurden die Sekten der strengen Pharisäer und der ungebundenen Sadducäer auch politisch verderblich und Veranlassung zu den heftigsten Reibungen und innern Kriegen. Als sich Aristobul der Regierung bemächtigte, Hyrkan diese durch die Waffen streitig machte, entschied Pompejus 64 für den letztern, machte sich zum Meister von Jerusalem und führte den Aristobulus mit dessen Söhnen als Gefangene nach Rom. Der jüdische Staat war nun von den Römern abhängig. Durch diese kam das Königthum an die Herodianer (39 vor Chr.). Herodes der Große (s. d. A.t.) theilte das Reich unter seine drei ihn überlebenden Söhne, so daß Archelaus als Ethnarch Judäa, Samaria, Idumäa bekam, Philipp einen Theil von Galiläa und Trachonites, Antipas den andern Theil und Peraea nebst Ituraea als Tetrarchen erhielten;

6 nach Chr. ward Judäa und Samaria als römische Provinz zu Syrien geschlagen; 34 n. Chr. hatte Philipps Tetrarchie gleiches Schicksal. Agrippa, ein Enkel des Herodes von Aristobul, erhielt von 37 — 41 nochmals ganz Palästina; nach seinem Tode i. J. 41 aber wurde es als römische Provinz zu Syrien geschlagen. Von den Prokuratoren gepeinigt, in seinen religiösen Gewohnheiten gestört, brach das gereizte Volk, 66 n. Chr., in eine Empörung aus, die mit dem gänzlichen Untergange des jüdischen Staats endigte. Titus eroberte den 7. Sept. 70 n. Chr. Jerusalem mit Sturm, der Tempel ging in Feuer auf, die Stadt wurde geschleift, und was von den Einwohnern nicht umkam, als Sklaven verkauft oder verjagt. Bei 110.000 Juden sollen während der Belagerung und Zerstörung das Leben verloren haben, und es gibt keinen Greuel und keinen Jammer, den das unglückliche Volk nicht dabei erfahren mußte. Gleichwohl konnten die, in den Gebirgen und auf den Trümmern zurückgebliebenen Juden erst nach mehrern vergeblichen Empörungen gezwungen werden, das, in eine unwirthbare Einöde verwandelte Vaterland zu verlassen. Seine Einwohner zerstreuten sich nach und nach in alle Länder des Erdbodens, und erfuhren darin bald härtere, bald gelindere Schicksale, je nachdem ihnen die allgemeine Stimmung der Völker günstig oder ungünstig war. Nie aber glückte es ihnen, selbst unter den mildesten Regierungen, sich ein völlig bürgerliches Ansehen zu verschaffen. Die Rechte und Freiheiten, welche sie unter den spätern heidnischen römischen Kaisern, und selbst noch unter den ersten christlichen, genossen, gingen mit der im 5. Jahrh. unter den Christen annehmenden Unduldsamkeit gegen alle Nichtchristen gänzlich verloren; und der Haß, womit die Juden damals verfolgt wurden, ging zugleich mit der christlichen Religion auf die fremden Nationen über, welche dem römischen Staate ein Ende machten. Sie wurden nur unter den härtesten Bedingungen in den neu gegründeten Staaten geduldet, von allen Aemtern und Bedienungen entfernt, und von der Betreibung des Ackerbaues und jeder Beschäftigung der Freien gänzlich ausgeschlossen. Bei diesen empfindlichen Kränkungen und Bedrückungen, welche die Juden noch nicht einmal gegen öffentliche Mißhandlungen und Beschimpfungen sicherten, war es kein Wunder, daß ihr Charakter immer mehr verdorben und ihre Sitten immer schlechter wurden. Da ihnen unter allen Nahrungszweigen der bürgerlichen Betriebsamkeit bloß der Handel übrig blieb, so zogen sie diesen im Mittelalter größten Theils ausschließend an sich, und rächten sich an den Christen durch einen unmäßigen Wucher und durch die Erhebung übertriebener Zinsen. Der Mangel an baarem Gelde, und die Bedürfnisse großer Summen zu Heereszügen, glänzenden Festen und andern Ausgaben nöthigten die Fürsten und Herren im Mittelalter, zu den Juden ihre Zuflucht zu nehmen, und sich von diesen beträchtliche Vorschüsse gegen Versprechung von sehr hohen und oft ganz übermäßigen Zinsen machen zu lassen. Waren sie nachher, wie das sehr oft geschah, nicht im Stande, das Vorgeschossene wieder zu erstatten, oder erklärte sich die Stimme der Völker laut gegen die Räubereien und den Wucher der Juden: so wußte man sich nicht besser zu helfen, als daß man eine allgemeine Verfolgung gegen sie erhob, sie aus dem Lande vertrieb, und erst dann wieder zurück rief, wenn neue Geldbedürfnisse ihre Gegenwart nothwendig machten. An Veranlassungen zu dergleichen Verfolgungen konnte es nicht fehlen, so lange man sich noch der Religion als Ursache dazu bediente. Bald sollten die Juden geweihte Hostien durchstochen, bald Christenkinder geschlachtet oder andern gotteslästerlichen Unfug getrieben haben. Unter allen diesen Verfolgungen war keine so grausam und blutig als die, welche in den Jahren 1348 und 1349 beinahe in allen Ländern Europa's gegen sie erhoben wurde, weil sie überall die Brunnen vergiftet und dadurch die fürchterliche

Pest bewirkt haben sollten, welche damals beinahe alle Länder der Erde verwüstete und entvölkerte. Der Pöbel in Italien, Frankreich, der Schweiz und Deutschland mordete und wüthete ungescheut unter ihnen. Zu Tausenden wurden sie verbrannt, eben so viele kamen durch andere grausame Martern ums Leben; und nur wenige konnten durch eine schleunige Flucht oder durch die Annahme des Christenthums den ihnen drohenden Gefahren entgehen. Obgleich die Beschuldigungen, welche man ihnen machte, immer für ungegründet befunden und nachher öffentlich widerrufen wurden: so verlor sich dessen ungeachtet, zumal bei den niedern Volksklassen, der tief eingewurzelte Haß gegen sie nicht, und dauerte auch dann noch fort, nachdem die Reformation im 16. Jahrh. ein neues Licht der Aufklärung angezündet hatte. Sie waren von allen bürgerlichen Erwerbsarten, Aemtern und Ehrenstellen ausgeschlossen, nur der Handel, vorzüglich der Kleinhandel, der sie bald zum Betrug und Wucher verleitete, blieb ihnen als der einzige Weg offen, ihr elendes, wegen mißverstandenem Religionseifer grausamen Verfolgungen ausgesetztes Daseyn zu fristen. Sie wurden, vorzüglich bei den Deutschen, den verächtlichsten Sklaven gleichgehalten, und selbst den Fürsten war es nicht erlaubt, ihren jüdischen Unterthanen die Rechte des Bürgers zu gestatten. So befanden sie sich im elendesten Zustande, sowohl in bürgerlicher als moralischer Hinsicht. Erst in der letzten Hälfte des 18. Jahrh. regte sich ein edler Philanthropinismus, der sich auf die Juden bezog; ihre Menschenrechte wurden anerkannt, und Vorschläge zur Verbesserung ihres bürgerlichen und moralischen Zustandes gemacht; zum Theil kamen diese durch den guten Willen der Regierung auch zur Ausführung, indeß nicht selten mit geringem, oft verfehlten Erfolg. Nur der Ansässigkeit, die ihnen von einigen Fürsten zugestanden wurde, konnten sie sich mit Dank erfreuen. Am ernstlichsten unter allen waren die deutschen Fürsten bedacht, die Juden zu Staatsbürgern zu erheben; die entehrenden Bedingungen ihrer bisherigen Existenz wurden aufgehoben, politische Rechte ihnen zugesichert, zur Verbesserung ihres Cultus und ihrer Schulen in Cassel ein israelitisches Consistorium errichtet, dessen am westphälischen Hofe beliebter Präsident Jakobsohn i. J. 1810 die Einweihung eines neuen Judentempels in Seesen veranstaltete. Oestreich und Baiern zeigten sich mit Erfolg für die Verbesserung der jüdischen Schulen thätig; in Prag, Lemberg und in Fürth wurden eigne Akademien für ihre Rabbiner gestiftet; besonders wohlthätig hat sich aber die preußische Regierung gegen die Juden erwiesen, durch das Edikt vom 11. März 1812, nach welchem ihnen gleiche bürgerliche Rechte und Freiheiten mit den Christen eingeräumt worden. Durch diese Bemühungen mancher menschenfreundlicher Regierung schreitet denn nun auch die jüdische Nation im Allgemeinen in Europa, ohne ihre Religion zu verleugnen, jetzt mehr als je, in christlicher Sitte und Bildung vor, während ihre Glaubensgenossen unter den Mahomedanern und Heiden noch die Barbarei ihrer Gebieter theilen, und selbst in dem einzigen bis diesen Tag bestehenden jüdischen Staate der Falaschas in Westen von Habesch, nach den Berichten neuerer Reisebeschreiber, Rohheit und Unwissenheit herrscht. Auch die russische Regierung hat seit 1817 den Weg zur Verbesserung der politischen Verhältnisse der Juden eingeschlagen. Von den neuen, aus England ausgegangenen Veranstaltungen der Judenbehandlung wird im Art. Missionen die Rede seyn. Daß die Juden nicht unfähig sind, höhere Stufen der Bildung zu ersteigen, haben genügende Beispiele aus älterer und neuerer Zeit erwiesen. Arzneikunde, Mathematik und damit verwandte Wissenschaften wurden durch sie in mittlern Zeiten von den Arabern zu den Europäern gebracht, und das Studium der hebräischen Sprache erhalten. Auch in den neuesten Zeiten standen Männer unter ihnen auf, welche sich durch,

ihren Scharfsinn und durch ihren trefflichen moralischen Charakter die allgemeine Achtung in einem vorzüglich hohen Grade erwarben; und man darf hoffen, daß, je weiter die wohlthätigen Wirkungen der Aufklärung sich verbreiten und zu allen Ständen des menschlichen Geschlechtes dringen werden, auch die jüdische Nation hinter der christlichen nicht länger zurückbleiben, sondern sich zu einem höhern Grade der Vollkommenheit und des Wohlstandes emporschwingen wird. Ueber die Anzahl der Juden in Europa hat man vom Jahre 1817 folgende Angaben: Rußland mit Polen 402.800, Krakau 2500, Oestreich 415.000, Preußen ohne die Rheinlande 78.000, deutsche Staaten 68.500, Dänemark 5300, England 25.000, Niederlande 30.000, Frankreich 60.000, Italien 27.000, ionische Inseln 4500, Türkei 60.000; zusammen 1.179.500, welche Summe jedoch viel zu gering ist, da allein Polen vor der Theilung über eine Million und Gallicien 422.000 Juden zählte, und die deutschen gemeiniglich auf 300.000 Köpfe angenommen werden. Die schwarzen Juden in Ostindien sind Eingeborne und Sklaven, die das Judenthum angenommen haben.

Judenschule, s. Synagoge.

Jüdeln heißt Nachahmung des gemeinen deutschen jüdischen Dialekts, der in komischen Lust- und Possenspielen entweder von den Schauspiel-Verfassern oder improvisatorisch von den Schauspielern angebracht wird. — 2) Einen übermäßigen, unerlaubten Gewinn zu erlangen oder jemand bedeutend zu betriegen suchen.

Jüdischer Calender richtet sich nicht allein nach der Sonne, wie der julianische, sondern auch nach dem Monde. Denn die Juden haben Sonnen- und Mondenjahre. Damit sie aber nun von dem Sonnenjahre nicht zu weit abkommen, so machen sie zuweilen ein Schaltjahr von 384 Tagen, dahingegen die gemeinen nur aus 354 Tagen unter 12 Mondenmonaten bestehen; jedoch zählen sie sowohl in dem Gemeinen- als Schaltjahre bisweilen einen Tag mehr, bisweilen einen Tag weniger, als 354 oder 384 Tage. Sie haben auch ein zweifaches Jahr, 1) das politische, welches vom Monat Tisri, und 2) das Kirchenjahr, welches mit dem Monat Nisan, oder in unserm März beginnt. Sie haben auch wie wir vier Quartale oder Jahreszeiten, welche sie Tekuphen nennen.

Juften, s. Juchten.

Jugurtha, ein Sohn des Manastabal, eines natürlichen oder rechtmäßigen Sohns des Masinissa mit einer Beischläferin, und Neffe des Micipsa, der seines Vaters Bruder und König von Numidien nach dem Masinissa war. Dieser sorgte für seine Erziehung eben so gut, wie für seine eigenen Kinder, Adherbal und Hiempsal. Auch besaß Jugurtha viele Eigenschaften, welche ihm allgemeine Liebe und Achtung erwarben. Er war schön von Körper, voll männlicher Kraft und mit großen Talenten begabt. Weit entfernt, sich einem üppigen Leben zu überlassen, wandte er vielmehr seine Jugend dazu an, sich die einem Krieger nothwendigen Kenntnisse und Geschicklichkeiten zu erwerben, worin er alle Jünglinge seines Alters übertraf. Deßwegen liebte ihn auch Micipsa anfangs; aber bald fing er an, von einem so unternehmenden Geiste für seine eigenen Kinder, die weit jünger waren, zu fürchten, und beschloß, den Jugurtha auf irgend eine schickliche Art sich vom Halse zu schaffen, und ihn zu allerlei gefährlichen Unternehmungen zu gebrauchen. So schickte er ihn z. B. mit einer Armee den Römern zu Hülfe gegen Numantia; aber hier gewann er durch sein kluges Betragen und durch seine Tapferkeit die Achtung des Kriegheers und die Freundschaft des Scipio. Schon vorher hatte er die Herzen aller Numidier gewonnen; jetzt, nach seiner Zurückkunft, beteten sie ihn beinahe an, und selbst Micipsa änderte seine Gesinnungen gegen ihn, und suchte ihn durch Güte sich zu ver-

pflichten. Er nahm ihn daher an Kindes Statt an, und erklärte ihn mit seinen beiden Söhnen zum gemeinschaftlichen Erben seiner Krone. Auf seinem Todbette ermahnt ihn Miscipsa zur Treue und Freundschaft gegen seine, durch brüderliche Bande nun mit ihm verbundenen Söhne; diesen aber befahl er, dem Jugurtha mit Ehrerbietung zu begegnen, und seine Tugenden nachzueifern. Jugurtha antwortete dem sterbenden Könige ganz so, wie es dieser nur wünschen konnte, ob er gleich damals schon den Entschluß gefaßt hatte, sich zum Alleinherrscher von Numidien zu machen. Bald nach dem Tode des Miscipsa machte er Anstalt, diesen Entschluß auszuführen, und es gelang ihm, den Hiempsal in der Stadt Thirmida zu ermorden, und seinen Bruder Adherbal aus dem Lande zu jagen, indem er sich fast seines ganzen Antheils an Numidien bemächtigte. Auf die Nachricht, daß Adherbal nach Rom gegangen sey, schickte er auch Gesandte dahin ab, um durch Geld die Bemühungen derselben zu vereiteln. Dies glückte ihm auch wirklich über Erwarten. Der größte Theil des Senats erklärte sich für Jugurtha, und suchte seine Verfahren zu rechtfertigen. Es wurden zehn Bevollmächtigte ernannt, um Numidien zwischen Hiempsal und Jugurtha zu theilen, und über den Tod des Hiempsal an Ort und Stelle Erkundigungen einzuziehen. Auch diese gewann Jugurtha ganz für sich. Sie erklärten die Ermordung des Hiempsal bloß für Gegenwehr, und gaben bei der Theilung dem Jugurtha die reichsten und schönsten Provinzen. Kaum aber waren die Bevollmächtigten abgereiset, als Jugurtha, um den Adherbal zum Kriege zu reizen, in die Grenzen seines Antheils feindlich einfiel, und die schrecklichsten Verwüstungen anrichtete. Allein Adherbal blieb schlechterdings bei allen Beleidigungen ruhig. Wollte also Jugurtha seinen Zweck erreichen, so durfte er nicht weiter auf Vorwand zum Kriege warten. Er brach demnach mit einer zahlreichen Armee in die Länder des Adherbal ein, und nöthigte diesen also mit Gewalt zur Gegenwehr. Bei der Hauptstadt Cirtha kam es zu einem Treffen, in welchem Adherbals Armee fast ohne Widerstand geschlagen und zerstreut wurde. Adherbal konnte kaum nach Cirtha entfliehen, wo Jugurtha ihn belagerte. Die Tapferkeit einiger italienischen Kohorten, die Adherbal bei sich hatte, machte, daß die Belagerung sich in die Länge zog. Adherbal hatte Gelegenheit gefunden, einen Brief nach Rom zu überschicken, worin er seinen kläglichen Zustand schilderte. Dennoch verhinderten es die Freunde Jugurtha's, daß man keine Armee, sondern nur Bevollmächtigte nach Numidien abgehen ließ. Unter diesen befand sich zwar M. Scaurus, bisher immer ein Gegner Jugurtha's; aber ob die Römer gleich anfangs in einem drohenden Tone mit Jugurtha sprachen, so war doch die Art, wie sie endigten, ganz den Wünschen des Jugurtha gemäß. Sie entschieden gar nichts, und überließen den Adherbal der Willkühr seines Feindes. Er belagerte nun Cirtha mit dem schärfsten Nachdruck, und nöthigte den Adherbal zur Uebergabe. Ungeachtet seines Versprechens, ihm das Leben zu schenken, ließ er ihn in Verhaft nehmen, und auf die unmenschlichste Art ermorden. Diese schändliche That stehte in Rom endlich über die Bestechungen des Jugurtha. Das Volk selbst verlangte ernstliche Maßregeln gegen ihn, und der Senat beschloß, mit dem folgenden Jahre den Krieg anzufangen. Er wurde dem Consul L. Calpurnius Pisa aufgetragen, einem Manne, der mit vielen Feldherrn-Talenten die niedrigste Habsucht verband, und durch diesen Krieg sich den Beutel zu füllen zum Zweck machte. Anfangs führte er den Krieg mit vieler Hitze, eroberte mehrere Städte; bald aber ließ er sich mit Jugurtha in Unterhandlungen ein, und bewilligte ihm endlich, als Jugurtha seine Schätze nicht gespart hatte, unerwartet vortheilhafte Bedingungen. Er behielt Numidien, und lieferte der Republik bloß eine Menge Pferde, Elephanten und eine mäßige Geldsumme. In Rom war man über

diesen Frieden sehr mißvergnügt, und Jugurtha wurde beschieden, sich vor dem Richterstuhle des Volks zu stellen. Er fügte sich dem Willen desselben, da ihm sicheres Geleit versprochen war, und verließ sich übrigens auf sein Geld, womit es ihm gelang, einen Volkstribun auf seine Seite zu bringen. Als er sich vor dem Volke verantworten sollte, legte ihm der Tribun Stillschweigen auf, und so mußte das Volk auseinander gehen, ohne das Geringste beschließen zu können. Jugurtha trieb nun seinen Uebermuth in Rom so weit, daß er den Massiva, einen unehelichen Sohn des Gulussa, Bruders des Micipsa, dem das römische Volk die Krone von Numidien zu ertheilen geneigt war, meuchelmörderisch umbringen ließ. Da ihm sicheres Geleit versprochen war, so erhielt er bloß den Befehl, Rom unverzüglich zu verlassen. Der Krieg wurde nun von Neuem erklärt, und vom Consul Posthumius Albinus geführt; aber die Ränke des Jugurtha, der durch leere Versprechungen von Unterwerfung den siegreichen Albinus immer wieder aufzuhalten wußte, machte, daß das Jahr zu Ende ging, ohne daß etwas entschieden war. Gleich nach der Abreise des Consuls war Jugurtha sogar glücklich genug, daß er dessen Bruder, Aulus Posthumius, eine völlige Niederlage beibrachte, ihn zu einem schimpflichen Frieden nöthigte, und seine Armee unter das Joch weggehen ließ. Der Senat erklärte den Frieden für ungültig, und schickte nun den berühmten Metellus nach Numidien. Dieser besiegte den Jugurtha in einem Haupttreffen, und blieb allen seinen Bestechungskünsten unzugänglich. Jugurtha war schon dahin gebracht, daß er einen schimpflichen Frieden unterzeichnen, und sich den Römern zu ergeben beschlossen hatte, als die Furcht vor der Rache der Römer wegen seiner Uebelthaten ihn noch einmal bewog, das Aeußerste zu wagen. Er sammelte daher seine Kräfte aufs Neue, und Metellus sah seinen Wunsch unerfüllt, den Krieg zu beendigen, da Marius durch seine Ränke in Rom bewirkt hatte, daß Metellus zurückberufen, und er selbst an dessen Stelle zum Feldherrn ernannt wurde. Aber noch vor des Marius Abreise von Rom wäre Jugurtha beinahe durch Verrätherei des Bomilkar, einer seiner Bedienten, den Römern ausgeliefert worden; der Anschlag wurde indessen noch zur rechten Zeit entdeckt. Nach einem neuen Siege, den Metellus erfochten hatte, und der den Jugurtha fast aus allen seinen Ländern zu fliehen nöthigte, faßte dieser den Entschluß, die Gätulier und den mauretanischen König Bocchus um Hülfe anzuflehen. Er erlangte sie auch wirklich, und wagte es nun, mit der neuen Armee sich wieder im offenen Felde sehen zu lassen, und die Wiedereroberung seines Reichs zu versuchen. Unterdessen war Marius in Afrika angekommen, um den Metellus im Commando abzulösen. Nachdem er die Stadt Capsa und das feste Schloß Malucha erobert hatte, zog er sich an die Seeküste zurück, wurde aber unterwegs von dem vereinigten Heere des Bocchus und Jugurtha angegriffen, und genöthigt, sich auf einen Berg zurückzuziehen. Hier umschlossen ihn die Feinde, und des vollständigen Sieges gewiß, fingen sie an, sich einem unmäßigen Ausbruch der Freude zu überlassen. Aber da sie, vom Tanzen und Schmausen ermüdet, sich eben dem Schlafe übergeben wollten, stürzten die Römer vom Berge herunter auf sie los, und schlugen sie nach einer gänzlichen Niederlage völlig in die Flucht. Vier Tage hernach erschien Jugurtha und Bocchus wieder, weil sie die Römer in völliger Sicherheit anzutreffen glaubten; aber Marius empfing sie so tapfer, daß beinahe ihre ganze Armee, von 90.000 Mann, niedergehauen wurde, obgleich Jugurtha selbst mit einer bewundernswürdigen Tapferkeit focht. Der mauretanische König Bocchus schloß nun Frieden mit den Römern und verließ den Jugurtha. Ja, als Sylla nachher als Gesandter zu ihm kam, ließ er sich gar von ihm bereden, den Jugurtha zu sich locken, und ihn den Römern zu überliefern. Unter dem Vorwande, einen

Frieden zwischen den Römern zu vermitteln, brachte man ihn an den Hof des Bocchus. Hier wurde er gefangen genommen, und dem Sylla ausgeliefert, der ihn in Ketten legte, und nach Cirtha zum Marius führte. Der Krieg war nun geendigt, und Numidien in eine römische Provinz verwandelt. Marius zierte seinen Triumph mit dem gefangenen Könige und dessen beiden Söhnen. Nachdem er hierbei auf eine grausame Art von dem Pöbel gemißhandelt worden war, wurde er in einen finstern Kerker geworfen, wo er nach sechs Tagen eines schmähligen Hungertodes gestorben seyn soll. So Plutarch. Nach Livius und Andern aber ist er gleich nach geendigtem Triumphe in seinem Gefängnisse hingerichtet worden. Seine zwei Söhne blieben in der Gefangenschaft zu Venusium.

Julia, die durch ihre Ausschweifungen so berüchtigte Tochter des Kaisers Augustus und der Skribonia. Zuerst wurde sie mit dem ältesten Sohne des Antonius, Antylles, versprochen; diese Verbindung kam aber nicht zu Stande, sondern sie heirathete den jungen Marcellus, den Sohn der Oktavia, von ihrem ersten Gemahl. Als dieser darauf starb, ward sie die Gemahlin des M. Vipsanius Agrippa, von welchem sie drei Söhne, den Cajus, Lucius und Agrippa, desgleichen zwei Töchter, die Julia und Agrippina, gebar. Schon bei Lebzeiten dieses ihres Gemahls fing sie ihre liederliche Lebensart an, welche dem Agrippa nicht wenig Kummer verursachte. Ganz Rom wußte es, und dennoch war es immer noch ihrem Vater verborgen. Nach des Agrippa Tode vermählte sie Augustus mit dem Tiberius, der zwar auch ihre schlechte Aufführung kannte, aber sich doch dem Befehle des Kaisers nicht zu widersetzen wagte. Julia ließ sich aber durch diese Heirath im geringsten nicht in ihren gewohnten Ausschweifungen stören. Diese wurden dann endlich auch ihrem Vater nach ihrer ganzen Schändlichkeit bekannt, und er hörte die Nachricht davon mit dem heftigsten Unwillen an. Sein Zorn gegen sie war so groß, daß er sie anfangs gar umbringen wollte; nachher aber begnügte er sich, sie auf eine wüste Insel an der Küste von Campanien, Pandataria genannt, zu verbannen, wohin sie ihre Mutter Skribonia begleitete. Er war auch so unerbittlich gegen sie, daß er sie selbst auf die dringendsten Bitten des Volks nicht wieder begnadigen wollte. Doch ließ er sich endlich erbitten, den Ort ihrer Gefangenschaft zu ändern, und sie von der Insel aufs feste Land nach der Stadt Rhegium zu schaffen; nach Rom durfte sie nie wieder zurückkehren. Nach dem Tode Augustus ward ihr Schicksal sehr traurig. Bei Lebenszeiten desselben hatte Tiberius immer sehr viel Zärtlichkeit gegen sie geäußert, und den Kaiser oft gebeten, sie wieder zu begnadigen; nun aber behandelte er sie mit der äußersten Grausamkeit. Vorher hatte sie bloß die Stadt Rhegium nicht verlassen dürfen; jetzt sperrte sie Tiberius im eigentlichen Sinne in ihrem Hause ein, und erlaubte Niemand von den Einwohnern im geringsten mit ihr umzugehen. Er zog sogar die kleine Pension ein, die Augustus für sie bestimmt hatte, und so starb sie im 15ten Jahre ihres Exils in Mangel und Dürftigkeit.

Julianus (Flavius Claudius), römischer Kaiser, mit dem Beinamen Apostata, Sohn des Jul. Konstanz und Basiliens, seiner zweiten Gemahlin, ward am 6. Nov. 331 zu Konstantinopel geboren. Er war kaum 6 Jahre alt, als sein Vater und mehre Glieder seiner Familie von den Soldaten des Kaisers Konstanz II., seines Onkels, ermordet wurden. Er selbst und sein jüngerer Bruder entgingen kaum dem Tode. In Zwang und in Furcht brachte er seine Jugend zu; er suchte daher Trost in dem Studium der schönen Wissenschaften und der Philosophie. In Athen machte er sich mit den neuplatonischen Systemen seines Zeitalters bekannt, und trat zu dem Heidenthume über. 355 ernannte ihn Konstantius zum Cäsar und übertrug ihm die Vertheidigung der Rheingränze gegen die einfallenden Barbaren. Der thätige

Julian entfaltete in diesem ihm neuen Wirkungskreise bald so ungewöhnliche Talente, daß er, nachdem er Köln besetzt hatte, die Franken zum Frieden nöthigte, bei Straßburg die Alemannen besiegte, Gallien von ihren Streifereien und dem Tribute an sie befreite, und, nach seinem Uebergange über den Rhein, so glücklich in Deutschland vordrang, daß die Eifersucht des Kaisers darüber erregt wurde. Dieser stand (359) gegen die Perser im Felde, und verlangte, daß ihm Julian mehrere Legionen, die seinen Befehlen gehorchten, zusenden sollte. Da nahm Julian zu Paris das ihm von den Legionen angebotene Diadem im März des J. 360, im 29 Jahre seines Alters, und zog mit seinem Heere an der Donau hin, den Kampf um die Krone mit seinem Vetter zu bestehen. Hier aber erhielt er die Nachricht von dem Tode des Kaisers (361) in Asien, wodurch er zur Alleinherrschaft in der römischen Welt gelangte. Julian war der letzte talentvolle Fürst aus dem Hause Konstantins, dessen Mängel von den christlichen Geschichtsschreibern nicht selten mit zu starken Farben geschildert worden sind, weil er den allerdings schon in politischer Hinsicht bedeutenden Fehler beging, sich wieder von der herrschend gewordenen Religion loszusagen, weßhalb er den Namen Apostata (der Abtrünnige) erhielt. Er beschränkte zwar die freie Ausübung des christlichen Gottesdienstes nicht; er eröffnete aber die heidnischen Tempel, und gab einer Religion, die seit Jahrhunderten in das ganze Leben des römischen Staats aufs genaueste verflochten gewesen war, neuen Glanz. Er wollte die heidnischen Priester zu einem sittlichen Leben führen, und stellte bei den Tempeln Vorleser an, welche nach Art der Christen Vorträge halten sollten. Für die Armen bestimmte er beträchtliche Summen, weil die Almosen zur schnellen Verbreitung des Christenthums viel beigetragen hatten. Er suchte den öffentlichen Unterricht der Jugend in der christlichen Religion zu hindern, und erlaubte sich Spöttereien, die aus der ihm von heidnischen Philosophen mitgetheilten Ansicht von dem Christenthume und aus seiner Bitterkeit gegen den ausschweifenden Hof der Konstantine hervorgingen. Als Regent machte er zweckmäßige Einrichtungen; als Feldherr besaß er Umsicht der militärischen Verhältnisse, Muth und persönliche Tapferkeit. Er entließ die überflüssige Dienerschaft des vorigen Hofes; unter ihnen mehr als 1000 Köche, 1000 Barbirer und noch mehr Verschnittene. Er führte ein streng enthaltsames Leben, und war, wie es einem Selbstherrscher ziemt, in hohem Grade thätig. Er hatte die Absicht, den Tempel zu Jerusalem herzustellen. Seine Vorliebe für die geheime Weisheit des Zeitalters (er war in der eleusinischen Geheimnisse eingeweiht) würde ihn vielleicht noch zu manchen harten Schritten gegen die Christen bestimmt haben, wenn er länger gelebt hätte. Er verkannte freilich den Geist der Zeit, als er eine Religion von neuem schützen wollte, die bereits veraltet war und sich überlebt hatte. Den Perserkönig, Sapor, bekriegte er in seinem eigenen Lande jenseits des Tigris, und bedrohte dessen Hauptstadt Ktesiphon. Hier aber erhielt er in einem Gefechte — ungewiß, ob von einem Feinde, oder von einem Römer — eine tödtliche Wunde, und starb am 25. Juni 363. Er schrieb Reden, Briefe und Satiren, welche griech. und lat. mit Bemerkungen, Paris 1630. 4. herauskamen, so wie später von Ez. Spanhemius, Leipzig 1696. Fol.; Heusinger, Gotha 1641, 8. und Th. K. Harles, Erlangen 1735. 8.

Julianischer Kalender, s. Kalender.

Julius, Heumonat; von Julius, dem Zunamen des in diesem Monat gebornen römischen Diktators Cäsar, so genannt.

Julius II., römischer Papst, zuvor Giulio de la Rovera, geb. im Flecken Aldizole bei Savona, war nach und nach Bischof zu Carpentras, Albano, Ostia, Bologna und Avignon, wurde 1471 von seinem Oheim Sixtus IV. zum Kardinal und Feldherrn über die päpstlichen Truppen ernannt. Diesen Prälaten schien sein Ehrgeiz und sein kriegerischer Muth für eine andere

Laufbahn bestimmt zu haben. Allein damals vertrug sich das Schwert mit der Kreuzesfahne noch gar wohl, und Julian bahnte sich mehr mit jenem, als mit dieser, den Weg zur dreifachen Krone. In kurzer Zeit stillte er den Aufstand in Umbrien, hinderte nach Alexanders VI. Tode die Wahl des Kardinals von Amboise, und bewirkte, daß Pius III. zum Papst erwählt wurde, der aber schon nach 21 Tagen wieder starb, und dem er am 1. Nov. 1503 folgte. Er erwählte den Namen Julius II., und zeigte bald eine Thätigkeit, verbunden mit kriegerischen und politischen Talenten, dergleichen noch keiner seiner Vorgänger besessen hatte. Sein lebhafter und thätiger Unternehmungsgeist entsprach der herrschenden Denkart seines Zeitalters, und sein Glück erhob ihn zu einer Höhe, von welcher er auf die stolzesten Fürsten der Erde mit dem Gefühle seiner Ueberlegenheit herabsah. Dem ungeachtet war sein Ehrgeiz nicht die Leidenschaft einer kleinen, beschränkten und kriechenden Gemüthsart; er strebte nicht nach einem vorübergehenden Gewinn, der nur ihm zu gute käme. Dem heiligen Stuhle eine Gewalt zu verschaffen, die sich auf ganz Europa erstrecke, das Eigenthum der Kirche wieder herbei zu ziehen, alle fremde, oder, wie sie damals hießen, barbarische Mächte aus Italien zu vertreiben, und eingeborne Fürsten auf die Thronen dieses Landes zu erheben: dies war der große Plan seines vielumfassenden Geistes. Diesen Wunsch sah er noch bei seinen Lebzeiten großen Theils erfüllt, und es wäre sehr die Frage, ob er nicht ganz in Erfüllung gegangen wäre, wenn Julius den päpstlichen Stuhl früher bestiegen hätte. Er führte mehrere Kriege gegen die stolzen Venetianer, und war der Hauptstifter der gegen sie gerichteten Ligue zum Cambarr. Da aber Julius durch die Abtretung der Provinz Romagna den Zweck erreicht, um dessen willen er allein der Ligue beigetreten war, gab er den venet. Gesandten Gehör und sprach die Republik von Banne los. Dieses Benehmen konnte seinem Bundesgenossen, dem Könige von Frankreich, nicht lange verborgen bleiben; daher eilte der Papst, sich durch die kräftigsten Maßregeln gegen seinen Unwillen zu schützen. So suchte er durch das Anerbieten eines beträchtlichen Geldvorschusses den Kaiser von dem Bündniß mit Frankreich abzuziehen; in Genua, wo er viel Einfluß hatte, bemühte er sich, einen Aufstand gegen Ludwig XII. zu erregen, und in England ließ er Heinrich VIII. auf das dringendste zusetzen, um ihn zum Versuch einer Landung in Frankreich zu bereden. Besser gelangen seine Bemühungen in Spanien; denn auch Ferdinand hatte erlangt, was er wollte, nämlich Neapel, und bot gerne die Hand dazu, die Franzosen aus Italien zu vertreiben. Aber letztere siegten unter dem tapfern Gaston de Foix über die verbündeten Heere; das halbe venet. Gebiet war in seiner Gewalt; Bergamo erklärt sich für Ludwig XII., und Alles schien anzukündigen, daß die sämmtlichen Besitzungen der Venetianer auf dem festen Lande diesem Beispiele bald folgen würden. Was auch immer der Senat bei diesen Aussichten empfinden mochte, so ließ doch Julius II. keine Muthlosigkeit an sich bemerken. Vielmehr schien sein unerschrockener Geist bei dieser Lage der Dinge neuen Schwung zu nehmen, und er that alles Mögliche, um seinen Bundesgenossen Muth einzuflößen. Indeß hatte Ludwig XII. zu Pisa 1511 eine Kirchenversammlung gegen den Papst eröffnen lassen. Sie wurde aber in Mailand im April 1512 geschlossen, oder vielmehr abgebrochen, hernach noch einmal angeknüpft zu Lyon, aber darauf gänzlich zerrissen. Die wenigen, gegen den Papst Julius II. sehr freimüthigen, aber kraftlosen Reden und Beschlüsse dieser Kirchenversammlung sind, nebst den Verhandlungen der ältern und berühmtern Pisanischen, zu Paris 1612. 4. herausgegeben. Der Kaiser versprach sich vermuthlich große Dinge von der Synode für die längstgewünschte Reformation, konnte aber nicht einen einzigen deutschen Bischof bewegen, dieselbe zu

besuchen, und war der beste, der davon zurücktrat. Denn der staatskluge Papst vereitelte die Absichten seiner Feinde auf dem kürzesten und sichersten Wege, indem er selbst eine Kirchenversammlung ausschrieb. Mit großer Feierlichkeit berief er sie am 3. Mai 1512 in die Kirche zu St. Johann im Lateran zusammen, führte selbst den Vorsitz darin, und eröffnete sie, begleitet von allen Kardinälen und allen damals in Rom befindlichen vornehmen Geistlichen. Mehre Fürsten und andere hohe Standespersonen Italiens wohnten ihr bei, und der Kaiser Maximilian, die Könige von England und Aragonien, die Republik Venedig, nebst den übrigen Staaten Italiens erklärten durch ihre Gesandten, daß sie die Kirchenversammlung zu Mailand für ungültig, die vom Lateran dagegen für die einzige gesetzmäßige Versammlung der christlichen Kirche hielten. Indeß vernichtete die für den Papst unglücklich ausgefallene Schlacht bei Ravenna fast seinen Plan zur Vertreibung der Franzosen aus Italien. War gleich der Kaiser Maximilian dem heiligen Bunde, der das Jahr zuvor zwischen Julius II. und den Königen von England und Aragonien geschlossen, nicht ausdrücklich beigetreten; so hatte er doch nun seinen Streit mit Venedig beigelegt, und sich entschieden für den Papst erklärt, wofür er den Besitz von Mailand und dem Herzogthum Burgund als seine Belohnung erwartete. Ludwig XII. hielt es daher, von so vielen mächtigen Gegnern umgeben, für das rathsamste, seinen jüngst erfochtenen Sieg zu einer schnellen Aussöhnung mit dem Papste zu benutzen, die aber nicht ganz erfolgte. Jetzt sann Julius auf Feindseligkeiten gegen seinen Bundesgenossen, den König von Spanien, dessen unumschränkte Herrschaft über Neapel seinen Absichten sehr zuwider war. „Wenn Gott will," sagte er einst, indem er mit dem Stock, auf welchen der gebückte Greis sich zu stützen pflegte, auf die Erde stampfte „so soll Neapel bald einem andern Herrn gehorchen." Unter diesen Entwürfen vergaß aber Julius die Unsicherheit und Hinfälligkeit seines eigenen Lebens; eine Krankheit von wenigen Tagen streckte ihn ins Grab, und setzte seinen weitaussehenden Entwürfen plötzlich ein Ziel, am 21. Feb. 1513 im 70. Jahre seines Alters. Man darf diesen Papst nicht nach einem Maßstabe, nämlich dem als geistl. Hirten, beurtheilen, den er nicht gewählt hatte, und von welchem Niemand erwartet hatte, daß er ihn wählen würde. Alle Schriftsteller sind darüber einig, daß er nicht, wie so mancher andere Papst, seine Regierung durch Nepotismus beschimpfte; denn alle seine Eroberungen wurden dem Kirchenstaat einverleibt. Daß er kein Gelehrter war, gestand er selbst; aber alle, denen er aus eigener Wahl und ohne Einfluß fremder Höfe den Kardinalshut ertheilte, waren Männer von ausgezeichneten Gaben und Kenntnissen. Ueberhaupt ersieht man aus Bembo's Schriften, daß er geistvollen Gelehrten gewogen war. Seine Großmuth, Unerschrockenheit und Tapferkeit; seine Gerechtigkeitsliebe und der Schutz, den er den Künsten und Wissenschaften verlieh, wird von seinen Zeitgenossen gepriesen. Valerian behauptet, daß nicht allein die schönen, sondern auch die ernsthafteren und gelehrten Wissenschaften unter seiner Regierung große Fortschritte gemacht, und eine neue Gestalt gewonnen hätten. Der vatikanische Bücherschatz gewann zwar unter Julius II. keinen bedeutenden Zuwachs, indem er sich vorgenommen hatte, eine auserlesene Handbibliothek zum Gebrauche der Päpste zu sammeln, die sich nicht durch die Menge, sondern durch den Werth ihrer Bücher und Handschriften auszeichnen sollte. Zugleich war es seine Absicht, durch eine kostbare Sammlung von Meisterwerken der berühmtesten Maler und Bildhauer, die er damit vereinigen wollte, ihr noch mehr äußern Glanz zu geben: die Ausführung dieses Plans wurde nur durch seinen Tod vereitelt. Ueber seine Statue vergl. man den Art. Buonarotti (M. A.).

Julius Romanus, s. Romanus.

Julius Cäsar, s. Cäsar.

Jung (Joh. Heinrich), genannt Stilling, geb. 1740 zu Gründ im Nassauischen, der als großherzogl. badischer geh. Hofrath und Professor der Cameralwissenschaften lange dem Staate diente, und pensionirt 1817 in Carlsruhe starb. In dürftiger Jugend war er Schneider und Schul-Lehrer, bis er mit Mühe Gelegenheit in Straßburg fand, Medizin zu studiren und in Elberfeld zu üben. Er wurde bald Volksschriftsteller mit so viel Phantasie und Frömmigkeit, so daß er auch die höheren Stände häufig zur Tugend und Schwärmerei hinriß. Hieher gehören seine Schriften: Theobald, der Schwärmer; das Heimweh; der Volkslehrer; der christliche Menschenfreund (in welchem er die sichtbare Zukunft Christi zwischen hier und 1836 setzt); Taschenbuch für Freunde des Christenthums und Sieg desselben; der graue Mann (eine noch immer fortgehende Wochenschrift). Seine Biographie: Heinrich Stillings Jugend, Jünglingsjahre und Wanderschaft (Berlin 1777 in 3 Theilen), in einer neuen Gestalt unter dem Titel: Lebensbeschreibung (Berlin 1806, wovon der erste Theil des Verfassers Jugend, der zweite seine Jünglingsjahre, der dritte seine Wanderschaft, der vierte, fortsetzende Theil sein häusliches Leben enthält, und der fünfte den Titel Lehrjahre führt), ist voll wunderbarer Begebenheiten. „Weit entfernt, sagt Matthisson in seinen Briefen (Zürich 1745, 1. Thl.), ein zu helles Licht über das Gemälde zu verbreiten, hat er vielmehr Manches, und gerade immer dasjenige, was seinem Geiste und Herzen am meisten zur Ehre gereicht, in ein zweifelhaftes Helldunkel gestellt. Auch hat er uns in demselben manches herrliche Volkslied aufbewahrt, so wie er überhaupt die unverkennbare Bestimmung zum Volksschriftsteller darin bewährte. Allein ein einseitiger Pietismus, zu welchem sein herrschendes Gefühl ihn führte, hat diese Einwirkung auf das deutsche Publikum sehr beschränkt." Die meiste Aufmerksamkeit erregte seine Theorie der Geisterkunde (Nürnberg 1808 und Apologie derselben (1809), welche sich an seine (schon 1803 zu Frankfurt erschienenen) Scenen aus dem Geisterreiche anschließt. Hier hat er seine Meinungen und Hypothesen von dem Verkehr der abgeschiedenen Geister mit Lebenden, gleich evidenten Thatsachen, in systematischer Form vorgetragen. Uebrigens sind seine frommen Träume mit einem ehrwürdigen Charakter verbunden. Vielen nützte er als Operateur des Staars. Schon über 2000 größtentheils armen Blinden, sagt Matthisson, hat er das Gesicht nicht nur unentgeldlich wiedergegeben, sondern viele von ihnen noch beschenkt und auf seine Kosten während der Kur im Wirthshause erhalten. Seine Vorlesungen und Schriften über Gegenstände der Staatsökonomie, Landwirthschaft und Leitung aller Stände zu einem sittlichern Leben müssen auch die kältesten Leser, die für Menschenwohl ergriffen werden können, zur Anerkennung seiner Gründlichkeit in diesen Fächern hinreißen, worin er, sonderbar genug, niedriger als in seiner Mystik gewürdigt wurde. Das letzte Werk, womit er das Publikum beschenkt hat, sind Erzählungen (3 Bändchen 8.), zu welchem Ewald eine Vorrede schrieb. Eine schöne Charakteristik des merkwürdigen Mannes findet man in Göthe: „Aus meinem Leben 2r Thl. S. 378 und 489."

Jünger (Joh. Friedrich) wurde 1759 zu Leipzig geboren. Er war der Sohn eines Kaufmanns daselbst und genoß eine sehr gute Erziehung. Anfangs widmete er sich der Handelswissenschaft, studirte aber nachher auf der Universität seiner Vaterstadt die Rechte und schloß seine akademische Laufbahn mit einer öffentlichen Disputation, indem er 1780 unter dem Vorsitze von Christian Gottlieb Richter Exercitationem juris civilis de conditione nominis, ferendi ultimis voluntatibus adscripta vertheidigte. In der Folge trieb ihn seine Neigung mehr zu den schönen Wissenschaften, und er verließ die juristische Laufbahn. Er wurde Hofmeister zweier Prinzen, ging aber bald nach Weimar und privatisirte dort eine lange Zeit als Ge-

lehrter. Im Jahr 1789 wurde er in Wien von dem Kaiser Joseph II. als k. k. Hoftheaterdichter angestellt. Er schrieb jetzt mehrere Stücke für die Bühne, welche den ungetheilten Beifall des Publikums erhielten. Da aber das k. k. Nationaltheater eine Veränderung erlitt, so wurde er 1749 entlassen. Er beschäftigt sich nun wieder mit Privatarbeiten, und lebte von dem sparsamen Erwerbe, den er aus seinen Schriften zog. In dieser Zeit befiel ihn manchmal eine tiefe Melancholie, die zuletzt an vollen Wahnsinn gränzte. Einige Wochen vor seinem Tode fühlte er sich schon kränklich; das Uebel nahm plötzlich zu, besonders da er nicht aufmerksam genug auf sich selbst war, und sich anfangs einem Afterarzt anvertraute, dessen schlimme Kur nachher sein ordentlicher Arzt nicht mehr zu verbessern vermochte. So starb er 1797 in seinem neun und dreißigsten Lebensjahre. Als Schriftsteller trat Jünger zuerst mit seinem Romane, Huldreich Wurmhaven von Wurmfeld, auf, und trat ab mit dem beliebten Roman, Fritz interessante und komische Situation. Frisches Kolorit, leichte gefällige Erzählung machen seine Romane zu einer unterhaltenden und erheiternden Lektüre, ungeachtet sie einer künstlerischen Vollendung ermangeln. Größer sind seine Verdienste um die deutsche Bühne, auf welcher er lange Zeit hindurch den Beifall des Publikums besaß. Wiewohl er nicht eigentlich Erfinder ist, sondern mehrentheils sich nur mit glücklicher Leichtigkeit ausländische und einheimische Erfindungen Anderer aneignete, und durch seine Bearbeitung in sein Eigenthum verwandelte, so berechtigte ihn doch sein komischer Witz, das Lustige seiner Intriguen, sein leichter, natürlicher Dialog, seine Sprache der Conversation zu einem ehrenvollen Platze unter den deutschen Lieblingen Thaliens. Durch sein früher Tod hat das deutsche Lustspiel einen nicht unbeträchtlichen Verlust erlitten; er wußte, was unserm Theater Noth that. Hätte er zu seinen glücklichen Naturgaben noch mehr Studium gebracht, und sich nicht bald durch den Druck seiner häuslichen Lage, bald durch die Leichtigkeit, mit der er arbeitete, zum Schnellschreiben verführen lassen, er würde ganz unserer Achtung und Bewunderung würdig seyn. Unter seinen Lustspielen, die er in mehreren Sammlungen herausgegeben hat, haben vorzüglichen Beifall auf dem Theater gefunden: Der Strich durch die Rechnung in vier Akten: Verstand und Leichtsinn in fünf Akten; Das Kleid aus Lyon in vier Akten; Der Wechsel in vier Akten; Er mengt sich in Alles in fünf Akten; Maske für Maske in fünf Akten; Der Krug geht so lange zu Wasser bis er bricht, die beiden Figaro in fünf Akten u. m. a.

Junius, Name eines unbekannten engl. Libellenschreibers, der wahrscheinlich nie entdeckt wird, der in einer Reihe von Briefen, die vom 21. Jan. 1769 bis zum 21. Jan. 1771 in der engl. Zeitung Public Advertiser einer Zeitung des Buchhändler Woodfall erschienen, die ersten Staatspersonen der engl. Regierung und selbst den König auf's Heftigste angriff. Der Name des Verfassers ist unbekannt geblieben und man schrieb sie wechselsweise Burke, William Gerhard, Hamilton, John Wilkes, Dunnig, nachher Lord Aschburton, Adair, John Rosenhagen, John Roberts, Karl Lloyd, Samuel Dyer, dem General Lee, und Hugo Boyd zu. Zwei anonyme Schriften: The Identity of Junius with a distinguished living character established; A Supplement to Junius identified (1817) bezeichnen einen sehr geachteten Mann, Sir Philipp Francis, der unter Hastings Beisitzer des hohen Raths von Ostindien zu Calcutta und darauf Parlamentsmitglied war und seit 1806 Ritter des Bathordens ist, als Verfasser jener Briefe, allein in seinen Parlamentsreden ist keine Spur von dem in den Briefen enthaltenen Styl.

Juno, bei den Griechen Here, die höchste und mächtigste Gottheit der Griechen und Römer nach dem Jupiter (griech. Zeus), war die Schwester

und Gattin desselben, und eine Tochter des Kronos (Saturn) und der Rhea. Arkadien, Argos und Samos rühmten sich ihre Geburtsörter zu seyn. An letzterm Orte, am Ufer des Imbrasos, zeigte man die längs desselben stehenden Gesträuche, Keuschbaum genannt, wo sie zuerst das Licht der Welt erblickt haben soll. Nach Homer wurde sie vom Okeanos und der Tethys, nach der gewöhnlichen Meinung aber von den Horen erzogen. Die Vermählung des Jupiter mit der Juno wurde auf der Insel Kreta, nicht weit vom Flusse Theron, feierlich vollzogen und durch die Anwesenheit aller Götter verherrlicht. Diese Ehe der beiden höchsten Götter des pelasgischen Stammes wurde diesen ein Vorbild des ehelichen Standes, und die Geschichte dieser Vermählung in besondern Mysterien mimisch dargestellt. Nach Homer umarmte Zeus die Here ohne Wissen ihrer Eltern; auch soll er sie, nach Andern, durch List errungen und auf der Insel Samos geheirathet haben. Letzteres wird folgendergestalt erzählt. Nachdem er sie schon lange geliebt hatte, ohne jedoch Gegenliebe zu finden, sah er sie einst, von ihren Begleiterinnen getrennt, auf dem Berge Thronax lustwandeln und sich hier niederlassen, um auszuruhen. Plötzlich schickte er ein schweres Donnerwetter und stürzte sich während desselben in Gestalt eines, von Nässe und Kälte zitternden Kuckucks zu ihren Füßen nieder. Mitleidig nahm diese das arme Thier in ihren Mantel, welches sich aber in seine wahre Gestalt umwandelte und ihr die Ehe versprach, um ihre Umarmung zu erhalten. Die Ehe dieser beiden Gottheiten war jedoch keine glückliche. Die stolze, herrschsüchtige und eifersüchtige Juno konnte die öftere Untreue ihres Gemahls nicht gelassen ertragen; er aber behandelte sie wiederum mit aller Härte, die in älteren Zeiten überhaupt der Mann sich gegen die Frau zu erlauben pflegte. Die alten Dichter, besonders Homer, geben uns davon viele Beispiele. Als Juno den Herkules, ihres Gemahls Liebling, durch Sturm nach Kos verschlagen hatte, ward er so ergrimmt auf sie, daß er ihr die Hände band, ihre Füße mit zwei Amboßen beschwerte und sie so schwebend im Olymp aufknüpfte. Keiner der übrigen Götter vermochte ihr zu helfen. Als sie während des trojanischen Krieges den Jupiter eingeschläfert hatte, um während seines Schlafs den Griechen Sieg zu verleihen, entging sie nur mit vieler Mühe den Schlägen, welche ihr Jupiter bei seinem Erwachen zugedacht hatte. In den ältesten Gedichten wurde Juno als eine dem Herkules feindselige Gottheit geschildert, die ihm schon bei seiner Geburt unheilbringend erschien und nachher sich allen seinen Unternehmungen widersetzte. Diese Idee machte Homer allgemeiner und schuf darauf eine feindselige Göttin, deren er sich stets bediente, wenn irgend ein Plan zu verhindern, oder irgend eine Unternehmung zu vereiteln war. Man findet bei ihm eine ausführliche Schilderung der List, welche Juno anwandte, um dem Gebote ihres Gemahls entgegen die Griechen zu schützen. Außerdem wird sie gewöhnlich als die feindselige Verfolgerin aller Frauen vorgestellt, welcher Jupiter geliebt (z. B. der Latona, Semele und Alkmene, s. dies. Art.), und der Kinder, welche er mit ihnen gezeugt hatte. Unter letztern mußte Herkules und Bakchus am meisten leiden. Sogar die Thebaner erfuhren die Wirkungen ihres Hasses, weil Herkules bei ihnen geboren war; Athamas und dessen Familie wurde von ihr verfolgt, weil er den jungen Bakchus erzogen hatte. Auch empfanden alle diejenigen ihre Rache, welche sich oder Andern einen Vorzug vor ihr gaben. Die Schönheit der Juno ist von der erhabenen, majestätischen, und Ehrfurcht einflößenden Gattung; es fehlt ihr aber das Sanfte, Einschmeichelnde, die Herzen Bezaubernde der Venus. Im trojanischen Kriege war sie die Schutzgöttin der Griechen; ja sie mischte sich zuweilen selbst mit in den Kampf. So z. B. erlaubte ihr Jupiter einst, den Mars, den

Schutzgott der Trojaner, aus dem Treffen zu entfernen. Keine der Göttinnen durfte sich im Kampfe mit ihr messen. Diana wagte es einst, aber ihre Wangen mußten die Stärke der mächtigen Juno fühlen. Die Kinder, welche sie dem Jupiter geboren hatte, waren: Hebe, die Göttin der Jugend, Ilythya, die älteste Göttin der Geburt, Mars, der Gott des Krieges, und Vulkan. Letztern soll sie jedoch ohne Begattung geboren haben, gleichsam dem Jupiter zum Trotze, weil dieser Minerven aus seinem Haupte hatte hervorgehen lassen. Nach einigen Schriftstellern brachte sie auch das Ungeheuer Typhon hervor, dem sonst auch eine andere Abstammung gegeben wird. Es werden gewöhnlich vier verschiedene Begriffe mit der Juno verbunden. Nach der orphischen Religion war sie das Symbol der untern Luft, so wie Jupiter der obern, auch wohl der Luft überhaupt. Damit vermischte sich ein anderer Begriff, den man aus der pelasgischen Religion zu Samos geschöpft hatte, nach welchem sie die Königin der Götter war. Hierzu kamen phönizische Vorstellungsarten, indem man die Venus Urania, unter welchem Namen die Phönizier die Natur verehrten, in Griechenland mit der Juno vertauschte. Als solche wurde sie besonders zu Argos verehrt. Endlich gaben ihr die Dichter den Charakter einer feindlichen Göttin, welche die Anschläge Jupiters und anderer Götter, oder Helden und Menschen hintertrieb. Uebrigens ward sie in ganz Griechenland verehrt; ihr vorzüglichster Sitz aber war zu Argos, in dessen Nähe sich ihr berühmter Tempel, Heräum, befand, und zu Samos, dem Orte ihrer Geburt und Vermählung; daher auch, unter vielen andern, der Beiname Samia. Als solche wurde sie auf Münzen, mit dem halben Monde auf dem Kopfe, die Hände auf zwei Stäbe gestellt, abgebildet. Die Gefährtinnen der Juno waren die Nymphen, Grazien und Horen. Unter diesen ist Iris ihre vorzüglichste Dienerin. Unter den Thieren waren ihr der Pfau, die Gans und Kuckuck heilig. Ihre gewöhnlichen Attribute sind das königliche Diadem, wie ein längliches Dreieck gestaltet, dessen kürzeste und zugerundete Spitze wie ein Gipfel in die Höhe steht. Oft trägt sie einen mit Sternen besäeten Schleier, entweder als Kopfputz, oder hinter ihr herfliegend. Auf einer Gemme aus der stoschischen Sammlung sieht man sie in ruhiger Majestät auf einem Throne sitzen, an dessen Rücken zu beiden Seiten Sonne und Mond, und über ihrem Haupte die sieben Planeten gebildet sind, um sie als Herrscherin des Himmels zu charakterisiren. Sie wird auf einem Wagen von zwei Pfauen gezogen. Auf Gemmen findet man sie und Jupiter häufiger mit dem Gesichte en face abgebildet, um den Charakter der Majestät desto besser auszudrücken. Uebrigens waren die Abbildungen der Juno bei den Alten nicht sehr häufig; denn selbst in der Zeit des edelsten Styls der Kunst besaßen die Griechen keine einzige vollendete große und berühmte Bildsäule derselben. Die meisten Junonen auf geschnittenen Steinen sind von griechischen Künstlern aus der Periode der römischen Kaiser, und stellen gewöhnlich die Kaiserinnen als Junonen vor. Bei den Römern hatte Juno denselben Charakter, wie bei den Griechen. Sie nannten sie hauptsächlich Juno Regina (regia; Pronuba Matrona (als Beschützerin der verlobten Jungfrauen) und Lucina (s. d. Art. Lucina und Ilythya). Sie hatte in Rom mehrere Tempel. Alle ersten Tage der Monate und der ganze Junius waren ihr heilig.

Junta, eine Behörde mit collegialer Berathung in Spanien, solche mag nun unter königlicher Autorität oder in der Zwischenzeit des französischen Scepters wieder solchen, oder unter der kurzen Regierung des Cortes sich versammelt haben. Vergl. Spanien.

Jupiter, bei den Griechen Zeus, war ein Sohn des Saturn (daher Kronion und Kronides genannt) und der Rhea, und Bruder der Vesta,

Ceres, Juno, des Neptun und Pluto. Nach den verschiedenen Zeiten Griechenlands verband man mit dieser Gottheit auch verschiedene Begriffe. Die Pelasger verehrten ihn von den ältesten Zeiten an als das Symbol der Natur, und von da schreibt sich noch sein Orakel zu Dodona her, so wie er auch aus diesem Grunde der dodonäische, pelasgische König heißt. In der orphischen Religion war Jupiter ein physisches Symbol und bedeutete die obere Luft, den Aether, und in diesem Begriffe war Juno, das Symbol der untern Luft, mit ihm als Schwester und Gemahlin verbunden. Hieraus erklärt man folgende homerische Mythen. Juno, Neptun und Apollo wollten den Jupiter binden; aber Tethis rief den hundertarmigen Briareus ihm zu Hülfe. Dieser hintertrieb durch seine bloße Gegenwart den Anschlag der Götter. Dies erklärt man von einem Streite der Elemente, in welchem der Aether beinahe wäre überwältigt worden, wenn er nicht endlich durch seine Kraft (Briareus) gesiegt hätte. Eben so symbolisch erklärt man die Mythe, nach welcher Jupiter sich einst vermaß, eine Kette vom Himmel herabzulassen, woran sich alle Götter hängen und doch nicht im Stande seyn sollten, ihn herunter zu ziehen; er aber wolle sie alle, nebst Erde und Meer, zu sich heraufziehen und dann die Kette um den Gipfel des Olymps schlingen, so, daß sie sämmtlich in den Wolken schweben sollten. Alles vereinte Streben der niedern Elemente ist nicht im Stande, den Aether aus seinem Sitze herunter zu ziehen. Aus dem Symbole des Aethers entwickelte sich dann die Dichtervorstellung vom Jupiter, als Beherrscher des Aethers und des obern Luftraums. In diesem Sinne werden ihm folgende, auf die Phänomene der Luft sich beziehende Namen beigelegt: der sich am Blitze Vergnügende; der Wolkensammler; der Hochsitzende; der Weitsehende; der Hochdonnernde; der Wolkentreiber. Ein höherer Begriff ist der des Vaters der Götter und der Menschen, wie ihn schon Homer an mehrern Stellen nennt; doch ist dies noch nicht der Begriff eines höchsten Wesens und Weltschöpfers, welcher erst später entstand. Mehr gehört hierher der Begriff des Jupiter Herkeios, der ein Führer und Schützer des Hauses, der Familien und ihres Eigenthums, auch wohl eines ganzen Volks und eines gewissen Distrikts, mithin eine bloße lokale Gottheit ist. Er ist ferner Regierer und Lenker der menschlichen Schicksale, und hält in seiner Hand eine Wage, womit er Jedermann Gutes und Böses zuwägt. Auch stehen in seinem Pallaste zwei Urnen: in der einen ist das Böse, in der andern das Gute. Bald giebt er den Sterblichen aus beiden vermischt, bald aus jeder allein. Nichts destoweniger ist er selbst wieder dem Schicksale, einem unbekannten in Dunkel sich hüllenden Wesen, unterworfen. Er ist der weiseste aller Götter und Menschen; Minerva sitze stets zu seiner Seite; er faßt seine Entschlüsse ohne Anderer Beihülfe, und wem er sie nicht offenbart, dem bleiben sie unerforschlich. Mit seinem Rathe steht er den Menschen bei, deßwegen er auch der Ertheiler wohl überlegten Raths heißt. Er ist wahrhaftig, seine Versprechungen sind unwiderruflich und untrüglich; er kennt alle Schicksale der Menschen, er hört die Eide der Sterblichen, die sie bei ihm schwören, und rächt den Meineid aufs Strengste. Jede Ungerechtigkeit und Härte ist ihm verhaßt. Wer den um Vergebung bittenden Beleidiger (Hiketes) nicht aufnimmt und ihm nicht vergiebt, den straft der Jupiter Hiketesios. Er ist gütig und liebreich, und will, daß die Menschen eben so einander begegnen sollen. Daher heißt er auch Jupiter Xenios, der Schützer der Fremdlinge. Diese Ideen vom Jupiter, die man, obgleich noch auf Jupiter als Lokalgottheit eingeschränkt, schon bei Homer und den Dichtern seines Zeitalters findet, wurden in der Folge immer mehr entwickelt, je nachdem die Cultur der Griechen fortschritt und eine reinere Philosophie sich zu verbreiten begann.

Hiemit verband man die historische Sage, nach welcher Jupiter auf der Insel Kreta und zwar auf dem Berge Ida geboren und erzogen war; denn ein Orakel des Uranos und der Gäa hatte der Rhea den Rath ertheilt, ihren Sohn auf jenem Berge zur Welt zu bringen, damit er nicht vom Kronos verschlungen werde. Doch soll auch Jupiter zu Messene, Theben, Olenos in Aetolien, Aegä in Achaja, auf dem Berge Lyktos, oder auf dem Dikte in Kreta, auf dem Berge Lykäos in Arkadien (wo die Höhle gezeigt wurde, in welcher seine Mutter mit ihm niederkam) geboren seyn. So verschieden die Oerter seiner Geburt angegeben werden, eben so verschieden sind auch die Nachrichten von dem Orte seiner Erziehung. Nach Homer erzog ihn Gäa, und verbarg ihn während der Nacht in einer Höhle des waldigen Gebirges Argäos; Tauben brachten ihm Ambrosia. Die Arkadier und Messenier ließen ihn durch Nymphen erziehn, welche ihn von den Kureten erhielten und in dem Brunnen Klepsydra badeten. Nach einer andern Erzählung soll die Mutter das Kind den Kureten übergeben haben, welche letzteren es durch die Nymphen Ida und Adrastea warten ließen, und durch das Zusammenschlagen ihrer Schilder beständig ein solches Geräusch machen mußten, daß Kronos das Kind nicht schreien hörte. Statt des Jupiter verschluckte darauf dieser einen in Ziegenfell gewickelten und mit Honig bestrichenen Stein. Wieder nach andern Erzählungen waren die Töchter des kretischen Königs Melissus, Amalthea und Melissa, seine Erzieherinnen, welche ihn mit der Milch einer Ziege, Amalthea, nährten, deren Horn Jupiter in das Fruchthorn verwandelte. Er wuchs sehr schnell heran. In einem Jahre war er schon im Stande, zur Ausführung eines Plans, den die Mutter gegen seinen Vater entworfen hatte, behülflich zu seyn. Von der Metis bekam Jupiter ein Brechmittel, welches er dem Kronos eingab. Dies that eine so gute Wirkung, daß er alle seine bis dahin verschluckten Kinder wieder von sich gab, auch den zuletzt verschluckten Stein, welchen Jupiter zum Andenken bei Pytho, am Fuße des Parnassos, niederlegte. Nun schritt er zur Entthronung seines Vaters. Die ältesten Söhne des Uranus und der Gäa, die Centimanen und Kyklopen, waren in dem Tartaros hart gefesselt, und das Ungeheuer Kampe bewachte den Eingang desselben. Dieses tödete Jupiter auf den Rath der Gäa, und befreiete die Gefangenen. Aus Dankbarkeit bewaffneten diese den Jupiter mit dem Blitze, der bis dahin in der Erde verborgen gelegen hatte, den Neptun mit dem Dreizack und den Pluto mit dem unsichtbar machenden Helme. Darauf entthronte er seinen Vater, den er mit demselben Messer entmannte, mit welchem dieser einst den Uranos entmannt hatte. Die Titanen waren mit dieser Regierungsveränderung nicht zufrieden, und so entstand ein zehnjähriger Krieg zwischen ihnen und den Kroniden und Centimanen. Der Schauplatz des Kampfs waren die Berge Olympos und Othrys. Von diesem fochten die Titanen, von jenem die neuen Götter herab. Endlich siegten die letztern, und die Titanen wurden in den Tartaros gestürzt. Nun war Jupiter im völligen Besitze der Oberherrschaft, und theilte durchs Loos das väterliche Reich mit seinen Brüdern, so daß er selbst den Himmel und die Erde, Neptun das Wasserreich und Pluto die Unterwelt zu seinem Antheile erhielt. Aber noch war die neue Herrschaft nicht hinlänglich begründet. Andere furchtbare Ungeheuer erhoben sich gegen die neuen Götter und drohten ihnen den Untergang. Gäa zürnte, daß ihre Kinder, die Titanen, in den Finsternissen des Tartaros gefangen gehalten wurden, und brachte die furchtbaren Giganten hervor, welche sich gegen die neuen Götter empörten. Aber sie wurden endlich mit Hülfe des Herkules besiegt. Nun gebar Gäa, noch immer zürnend, von dem Tartaros den Typhoeos (Typhaon, Typhon), das furchtbarste aller Ungeheuer, das Jupiter nur mit vieler Mühe sich zu un-

terwerfen vermochte. Nach Einigen verfolgte Jupiter daſſelbe mit dem Blitze und mit ſeiner Sichel, bis ſie am Berge Kaſios mit einander zu ſtreiten begannen. Typhoeos umwickelte den Jupiter mit ſeinen Schlangenſchwänzen, ſtürzte ihn zu Boden, und ſchnitt ihm mit jener Sichel die Sehnen an Händen und Füßen ab, ſchleppte ihn dann in die korkoriſche Höhle und ſtellte einen Drachen als Wächter vor dieſelbe. Aber Merkur und Aegipan (ein Sohn des Jupiter und der Aega, Pans Gemahlin, oder ein Mitbruder des Jupiter) befreieten ihn heimlich aus derſelben, heilten ihn und ſetzten ihn auf einen geflügelten Wagen, von welchem er auf den Typhoeos ſeine Blitze herabſchleuderte. Bei Niſa entſtand der erſte Kampf, am Hämos der zweite; endlich ſiegte Jupiter und bedeckte das faſt verblutete Ungeheuer mit dem Aetna, oder mit der Inſel Pithekuſa. Nun befand ſich endlich Jupiter im ruhigen Beſitze der Oberherrſchaft, welche ihm von den Göttern feierlich übertragen wurde, wofür er jedem unter ihnen eine Belohnung ertheilte. Seitdem war Jupiter ein König der Götter, ein Begriff, der in den Zeiten entſtanden zu ſeyn ſcheint, wo Griechenland noch lauter kleine Könige hatte. So wie dieſe oft einen allgemeinen König oder Anführer unter ſich wählten, der den Vorrang hatte, wie zum Beiſpiel Agamemnon im trojaniſchen Kriege, ſo machten es auch, den Erzählungen der Dichter zufolge, die Götter. Sie wählten den Jupiter zu ihrem Könige und Anführer, und daher hatte er das Recht, die Götter bei wichtigen Angelegenheiten in ſeinen Pallaſt zu berufen. So hielt er eine Verſammlung mit denſelben im Titanenkriege, und verſprach ihnen, ſie ſämmtlich nicht nur in allen ihren Würden zu beſtätigen, auch diejenigen, welche unter Saturn verſtoßen worden waren, wieder einzuſetzen, ſondern er verhieß ihnen auch große Belohnungen, wenn ſie ihm mit Schutz und Hülfe beiſtehen würden. Im trojaniſchen Kriege unterſagte er den verſammelten Göttern, an demſelben fernerhin Theil zu nehmen, und drohte, den Uebertreter dieſes Verbots mit ſeinem Blitze in den Tartaros zu ſchleudern. Der König Jupiter iſt von Homer ganz nach dem Begriffe der damaligen griechiſchen Könige geformt, ſo wie überhaupt der ganze Charakter deſſelben nach den Sitten der alten griechiſchen Helden, welche roh, wild und leidenſchaftlich waren, geſchildert iſt. Uebrigens wird ihm ſogar eine Geißel zugeſchrieben, womit er als König züchtigt. Dieſe Vorſtellung war von den Aegyptern entlehnt, bei denen die Geißel ein Bild der königlichen Hoheit war. Wir kommen nun auf die Thaten und Liebſchaften Jupiters. Als Regent der Erde hatte er ſein Augenmerk vorzüglich auf das Menſchengeſchlecht gerichtet, welches er, weil es verderbt und laſterhaft war, von Grund aus vertilgte, und aus Bäumen ein anderes und beſſeres ſchuf. Den Prometheos, der das Feuer für die Menſchen geſtohlen hatte, ließ er durch Vulkan an den kolchiſchen Kaukaſus ſchmieden, und ſeine Leber von einem Geier verzehren. Den Aeskulap erſchlug er mit ſeinem Blitze, weil er durch ſeine Heilkunde das Reich des Pluto entvölkert hatte; und als Phöbos, um ſeinen Sohn zu rächen, die Kyklopen tödtete, welche den Blitz geſchmiedet hatten, verbannte er ihn eine Zeitlang aus dem Himmel, und verſtieß ihn auf die Erde. So ſtreng ächtete er jede Beleidigung ſeiner Majeſtät. Aus demſelben Grunde tödtete er auch den König Salmoneos, der den Donner nachahmte; den Idas, welcher den Pollux erſchlagen wollte, und den Kapaneos, welcher zuerſt Thebens Mauern erſtieg; ferner die Kureten, weil ſie, von der Juno verführt, den jungen Epaphos verbargen, und den achäiſchen Flußgott Aſopos, der ſeine Tochter, die Jupiter entführt hatte, wieder zurückverlangte. Auch zog er durch die Welt, ſtrafte die Böſen und belohnte die Guten. Seine beſtändigen Diener waren die Horen und Merkur; ſein und der übrigen Götter Mundſchenk, Ganymedes,

vorher Hebe. Sein Pallast ist auf dem Olymp. Themis oder Dike sitzt neben ihm auf dem Throne. Seine erste Gattin war Metis, eine Tochter des Okeanos, die klügste unter allen Gottheiten. Als aber Uranos und Gäa ihm weissagten, daß sie ihm ein Kind gebären würde, welches ihm seine Herrschaft rauben sollte, so verschlang er sie, als sie schwanger war, und gebar darauf aus seinem Haupte die Minerva. Seine zweite Gemahlin war Themis, eine Tochter des Uranos und der Gäa, mit welcher er die Horen und Parzen erzeugte; seine dritte und bekannteste die Juno. Außerdem hatte er unter Göttinnen und sterblichen Mädchen eine große Anzahl von Geliebten. Unter der Göttinnen liebte er die Dione, eine Tochter des Aethers und der Gäa, und ward durch sie der Vater Aphroditens; ferner die Mnemosine, des Uranos und der Gäa Tochter, mit der er die neun Musen erzeugte, indem er neun Nächte in ihrer Umarmung zubrachte; die Ceres, seine Schwester, welche durch ihn Mutter der Proserpina ward; die Eurynome, des Okeanos und der Tethys Tochter, Mutter der Grazien; die Latona, Tochter des Titanen Kös und der Phöbe, Mutter Apollos und Dianens. Weit größer ist die Anzahl seiner sterblichen Geliebten. Zu ihnen gehören; die Danae, des Akrisios Tochter, Mutter des Perseus; die Niobe, Tochter des Phoroneos, die erste Sterbliche, die Jupiter liebte, und mit der er den Argos, den dritten König von Argos, zeugte; die Maja, Tochter des Atlas und Mutter des Merkur; ihre Schwester Taygete, Mutter des Lakedämon, und die dritte Schwester Elektra, Mutter des Dardanos; ferner die Semele, Tochter das Kadmos und Mutter des Bakchus; Europa, Tochter des Phönix oder Agenor und Kadmos Schwester, Mutter des Minos, Sarpedon und Rhadamanth; Kallisto, des Lykaon oder Nykteos Tochter, Mutter des Arkas; Jo, des Inachos oder Argos Panoptes Tochter, Mutter des Epaphos; Leda, Tochter des ätolischen Königs Thestios oder Glaukos, Mutter der Helena und des Pollux; Aegina, Tochter des Flußgottes Asopos und Mutter des Aeakos; Antiope, Tochter des Nykteos und Mutter des Amphion und Zethos; Elara, Tochter des Orchemenos und Mutter des Riesen Tityos. Die letzte seiner Geliebten war die schöne Alkmene, die Mutter des Herkules. Auch nennt man die Nymphen als Töchter des Jupiter; so wie er ferner durch die Entführung des schönen Ganymedes den Griechen das erste Beispiel der Knabenliebe gab. Jupiter hatte mehrere Orakel in Griechenland, nämlich eins zu Dodona, eins zu Olympia, welches aber bald aufhörte, und eins in der heiligen Grotte auf dem Berge Ida in Kreta. Sein vorzüglichster Tempel in Griechenland war der zu Olympia oder Pisa. Außerdem wurde er noch besonders verehrt zu Dodona in Epiros, auf dem Berge Kasios in Aegypten, in der Stadt Nemea in Argolis, am Aetna, auf den Bergen Athos und Dikte und an vielen andern Orten. Hieraus erklären sich viele Beinamen des Jupiter. Bei den Römern hieß er Feretrius, Elicius, Stator, Capitolinus u. s. w. Sein gewöhnlichstes Attribut ist der Blitzstrahl, den er entweder selbst in der Hand hält, oder welchen der Adler neben ihm trägt. Diesen findet man immer bei ihm; auch zuweilen den schönen Ganymedes. Gewöhnlich wird er mit Krone und Scepter abgebildet. Sein Blick verräth Ernst und Majestät, mit Güte und Heiterkeit vermischt. Von Statuen, die den Jupiter darstellten, haben sich verhältnißmäßig nur wenige aus dem Alterthume erhalten; und noch dazu keine vom ersten Range. Desto schönere Vorstellungen findet man auf Gemmen, welche uns den König der Götter bald als Büste, bald in ganz ausgedrückter Figur, bald allein, bald mit andern Figuren gruppirt, in den verschiedenen Auftritten seiner Geschichte darstellen. Die berühmteste Bildsäule des olympischen Jupiters war die des Phidias. Jupiter war hier sitzend, auf einem

Throne, den goldnen Olivenkranz auf dem Haupte, in vollkommen colossaler Größe vorgestellt; der Oberleib war nackt, die Hüften bedeckte ein weiter Mantel, der in reichen Falten bis auf die Füße herabfloß, die auf dem Fußschemmel des kunstreich verzierten Thrones ruhten. Die nackten Theile des Bildes waren von Elfenbein, die Bekleidung von getriebenem Golde mit einer Nachahmung von Stickerei durch Farben, wobei ihm Panänos geholfen haben soll. Auf der rechten vorwärts gekrümmten Hand stand die dem Gotte zugekehrte Siegesgöttin, die, auch aus Elfenbein und Gold, eine Binde emporhielt, womit sie den Oelkranz umwinden zu wollen schien. In der linken hielt der Gott das aus allen Metallen kunstreich zusammengelöthete vielfarbige Scepter, auf welchem der Adler ruhte. Der Ausdruck der Macht, Weisheit und Güte waren in seinem Haupte vereinigt, und er saß als der Gott, der den Vorsitz über die Hellanodiken führt, und den Siegern in den feierlichen Spielen zu Olympia den Siegerkranz und die Palme darreicht, thronend in ruhiger Würde da; das Ideal des griechischen Anthropomorphismus. Cicero erzählt (de Oratore, II.), wie der Künstler durch eine Stelle des Homer zur Entwerfung seines Ideals angeregt worden sey, und nach ihm Wieland (über die Ideale). Höchst imposant war der Anblick des Gottes, noch mehr wurde der Ausdruck dadurch verstärkt, daß die Statue mit einem großen Teppich verhangen war, welcher erst dann weggezogen wurde, wenn der Gott sichtbar werden sollte. Pracht und Größe warfen staunend den Beschauer zu Boden (Vergl. Völkels, Siebenkees und Tölke's Schriften über den Tempel des Jupiter zu Olympia.) Diese Statue ist zwar für uns verloren gegangen; aber höchst wahrscheinlich sind uns in den vielen vortrefflichen Jupiters-Köpfen auf Gemmen die Hauptzüge desselben aufbehalten. Auf einer Gemme des stoschischen Cabinets bewundert man besonders den hohen, mit himmlischer Milde gepaarten Ernst, der über sein ganzes Gesicht verbreitet ist, und den schönen, nicht in krausen Locken der Jugend, sondern in den sanften Schwingungen des reifen, männlichen Alters herunterfallenden Haarwuchs, der am treffendsten sich mit der Mähne des Löwen des Königs der Thiere, vergleichen läßt. Auf einer andern Gemme thront Jupiter als König des Himmels und der Erde auf einem Lehnstuhle. Mond und Sterne um ihn her, den Erdball in der Rechten, das Scepter in der Linken, und ein Diadem um sein Haupt, bezeichnen ihn deutlich als den höchsten Herrscher. Der Untertheil des Leibes ist bekleidet; der Adler zu seinen Füßen blickt zu ihm hinauf, seine Befehle erwartend. Wenn Jupiter steht, so ist er meistens ganz nackend, weil er dann im Handeln begriffen ist, wobei ihm die Kleidung nur hinderlich seyn würde. Gewöhnlich opferte man ihm Stiere und Adler; Eichen und Buchen waren ihm besonders heilig. Im zweiten Monate jedes fünften Jahrs wurden ihm die olympischen Spiele gefeiert. Außer der homerischen und orphischen Hymne auf den Jupiter, haben wir noch eine vom Kallimachos und Kleantes. Noch merken wir an, daß die Alten mehrere Jupiter unterschieden. Varro gibt deren 300 und Cicero 3 als die vornehmsten an: den Sohn des Aethers, des Kölos und des Saturn. In dem letzten wurden endlich die Geschichten aller Jupiter vereinigt. Ueber den Planeten dieses Namens, s. d. Art. Planeten.

Jura, zwischen der Schweiz und Hochburgund in Frankreich, nächst den Alpen das höchste deutsche Gebirge, doch weit niedriger als diese. Er geht von der Rhone unterhalb Genf in nordöstlicher Richtung und in zwei gleichlaufenden Hauptzügen bis an die Quelle der Birs westlich von Solothurn, wo der östliche Zug längst der niedern Aar bis an den Rhein zwischen Basel und Klingenau, der westliche Zug nördlich zum Wasgau-Gebirge

geht. Es ist bis zur Mündung der Aar 34 M. lang, südlich und in der Mitte 3, nördlich bis 8 M. breit. Die Nebenzüge und Zweige sind mit den Hauptzügen gleichlaufend, weßhalb unter allen europäischen Gebirgen der Jura die meisten Parallel- und die wenigsten Quer-Thäler hat. Die größere Masse des Gebirges ist in der Schweiz und fällt hier überall sehr steil, in Burgund allmähliger und quer über mehrere gleichlaufende Züge. Der südliche Theil ist am höchsten, der nördliche besonders nordöstliche Theil am rauhesten und waldigsten, und an dem Rhein und der Aar sehr felsig; übrigens ist es an der Westseite mehr bewaldet, als östlich in der Schweiz. Die Rücken dehnen sich wellenförmig aus, und haben nirgends steile kuppenförmige Erhebungen. Seine höchsten Kuppen sind, im südlichen Theile die Dole 5182 F., der Mont tentre 5170 und der Reculet 5196 F.; im nördlichen Theile der Chasseral (Gestler) 4936 F. Der Jura ist bei weitem nicht so wasserreich als die Alpen, und nur im nördlichen Theile finden sich eben so schöne Weiden als in den Alpen.

Jurisprudenz, s. d. Art. Rechtswissenschaft und die einzelnen Rechte, als Civilrecht, Criminalrecht, Römisches Recht u. s. w.

Jury (Geschwornengericht). Da bei jedem Criminal-Fall zwei Fragen aufgestellt werden: Was ist faktische Wahrheit, oder hat der Angeklagte sich des Vergehens schuldig gemacht, und welche Anwendung finden in diesem Falle die Gesetze, oder welche gesetzliche Folgen muß der überwiesene Schuldige erleiden? so läßt man in vielen Staaten, um der exekutiven Richtergewalt keinen zu großen Spielraum, auf dem sie in Despotie ausarten könnte, einzuräumen, durch eine gesetzmäßig bestimmte Anzahl Männer, die bei jedem Falle aus der Masse des Volks gewählt werden, über die erste Frage entscheiden; über die zweite Frage hingegen fällen die Richter das Urtheil. Der Name Jury, Geschwornengerichte, entstand daher, daß jene Volks-Repräsentanten bei der Criminal-Justiz einen Eid ablegen müssen, nach ihrem Gewissen und ihrer innern Ueberzeugung ihr Schuldig oder Nichtschuldig auszusprechen. Ueber den Ursprung der Jury herrschen zwei Hauptmeinungen. Nach Einigen ist sie aus dem nordischen Institut der Eideshelfer; nach Andern hingegen aus dem Schöffengerichte hervorgegangen. Bemerkt mag übrigens auch noch werden, das Einige das Geschwornengericht aus der im röm. Rechte feststehenden Trennung der Rechts und Thatfrage (praetor und judex) ableiten, vermeinend, daß hievon Spuren in England zurückgeblieben. Ohne diese Ansicht gradezu bestreiten zu wollen, möchten wir doch zu bedenken geben, ob sie zu vereinigen sey mit der Thatsache, daß man in Skandinavien ebenwohl das Geschwornengericht hatte, und daß jeder germanische Volksstamm sein Recht und seine Gerichtsverfassung für sich behielt — den Staat Theodorichs des Ostgothen ausgenommen — und nirgend die Ausrottung der Eingebornen und der Haß gegen dieselben so stark gewesen, als in England. Wie immer nun die Geschwornengerichte entstanden seyn mögen, so viel ist gewiß, daß sie die Sache ordentlich vor sich verhandeln lassen, alle Mittel zur Erforschung der Wahrheit anwenden, und dann endlich auf ihren Gewissenseid ihre Ueberzeugung aussprechen, die, an sich subjektiv, zur förmlichen Wahrheit, zu objektiver Gewißheit, wird. Das Gesetz fordert von den Geschwornen keine Rechenschaft von den Gründen ihrer Ueberzeugung; es schreibt ihnen keine Regeln vor, wornach sie die Vollständigkeit und Hinlänglichkeit eines Beweises beurtheilen sollen; aber es fordert von ihnen, daß sie in der Stille und mit gesammeltem Gemüthe sich selbst befragen, und in dem Innersten ihres Gewissens erforschen, welchen Eindruck die wider den Angeklagten vorgebrachten Beweise, und die dagegen von diesem vorgetragenen Vertheidigungsgründe, auf ihre Ueberzeugung gemacht haben. Das Gesetz

verlangt nicht von den Geschwornen: daß sie eine Thatsache für wahr halten sollen, — weil sie von so viel Zeugen bekundet wird; es verlangt nicht von ihnen: daß sie jeden Beweis als unzureichend verwerfen sollen, der nicht auf diesen oder jenen Protokollen, auf diesen oder jenen Urkunden, oder auf so und so viel Zeugen oder Anzeigen beruht, sondern es richtet nur die einzige, den ganzen Umfang ihrer Pflichten enthaltene Frage an sie: Ob sie eine feste und innige Ueberzeugung erlangt haben. — Der Freiheitssinn der brittischen Nation erfand, um des Unheils willen, das schon durch bloße Anklagen verursacht werden kann, die sogenannte große Jury, ebenfalls geschworne Volksstellvertreter, welche über die Zulässigkeit einer Anklage zu urtheilen haben und ob in Gemäßheit ihrer mit der Criminalunterſuchung gegen Jemand zu verfahren sey. Ihr Ebenbild bestand in Frankreich bis 1809 unter dem Namen: Jury d'accusation. Um in England jemand für schuldig zu erklären, wird Einstimmigkeit der Geschwornen erfordert, in Frankreich aber genügen schon 8 Stimmen gegen 4 zur Verurtheilung, und bei 7 Stimmen gegen 5 treten die Richter ins Geschwornenkolleg, das alsdann aber nach absoluter Stimmenmehrheit richtet, so daß wenn auch nur 2 Richter den 7 Geschwornen beitreten, 3 Richter aber für die Unschuld stimmen, der Angeklagte verurtheilt wird. Eine solche Einrichtung ist zu sehr zum Nachtheil des Angeklagten, und man sollte wirklich meinen, daß eine Thatsache, die 3 Richter und 5 Geschworne bezweifeln, nicht füglich eine historische Wahrheit genannt werden könne. Die gegenwärtige legitime Regierung in Frankreich hat daher auch für den Fall von 7 gegen 5 bestimmt, daß 3 Richter den 7 Geschwornen beitreten müssen, wenn Verurtheilung geschehen soll. Es können noch folgende Umstände dazu dienen, den Charakter eines Geschwornengerichts zu entwerfen. Der Angeklagte muß durch Bürger seines Standes gerichtet werden. Da nun in England alle Bürger, die Pärs des Reiches ausgenommen, aber auch diese nur für ihre Person, ihre Familie nicht, vor dem Gesetze gleich sind, und keiner besondere Rechte des Standes und der Geburt besitzt, so müssen alle Adliche oder Nichtadliche, Bauer und Bürger vor demselben Gericht sich stellen. In den altdeutschen Gerichten, die ihrer wesentlichen Einrichtung nach Geschwornengerichte waren, mußte eine strenge Unterscheidung zwischen Adlichen und Bürgern gemacht werden, und nur Ebenbürtige konnten übereinander zu Gericht sitzen. — Die Regierung wählt die Geschwornen; in England der Sheriff; um jeder Ungerechtigkeit und Partheilichkeit vorzubeugen, steht es aber dem Angeklagten frei, einen Theil der Geschwornen zu verwerfen; dasselbe Recht hat auch der Ankläger. Ohne irgend eine Ursache anzugeben, kann jener in England 20, und bei einem Majestäts-Verbrechen 35 von den Erwählten verwerfen; während der Ankläger im Namen des Königs keinen ohne einen hinlänglichen Grund zu ertheilen, abweisen darf. Da die Geschwornen aus der Masse des Volkes genommen werden, so können sie ihr Urtheil durch einen gesetzlichen Beweisführer nicht motiviren; sie sprechen es nach ihrer moralischen Ueberzeugung, nach subjektiven Gründen aus, welche innere Ueberzeugung zwar für die Richter zu objektiven Wahrheit wird; aber doch keiner Revision, in sofern diese die Aussprüche der Jury materiell reformiren soll, und keiner bestimmten höhern Behörden unterworfen seyn kann: die Entscheidung der Jury kann daher nur formell, ob nemlich bei der Untersuchung die vom Gesetze vorgeschriebene Criminal-Prozeßordnung ist beobachtet worden oder nicht, revidirt werden. — Die Jury ist ein öffentliches Gericht; es müssen daher alle Handlungen, die auf die Untersuchung Bezug haben, und zum Erweis des Faktums dienen, vor den Augen der Geschwornen geschehen. Es würde eine große Schwierigkeit und Weitläufigkeit des Prozesses nach sich ziehen, wenn jeder Geschworne sich aus Protokollen und Akten Kenntniß des Thatbestandes ziehen sollte, auch

würde es der Willkühr des Protokollführers oder des richterlichen Beamten, der es aufnahm, einen Spielraum gegeben, der sich mit der Idee des Geschwornengerichts nicht verträgt. Daher hat auch in England ein Zeuge mehr Gewicht, als eine Menge Akten.

Jussieu (Antonie de), geb. zu Lyon 1686, wurde Tourneforts Nachfolger, als Lehrer der Botanik zu Paris und Aufseher des königlich botanischen Gartens daselbst, bereiste auf königl. Kosten das südliche Frankreich und Spanien, reiche Ausbeute mitbringend, und starb 1758. Er hinterließ eine große Anzahl Abhandlungen in den Memoiren der Akademie und schrieb: Histoire du jardin royal de Paris, 1714: Traité des vertus des plantes, 1772 Institutiones reiherbariae, Lyon 1719. — 2) (Bernard de), des Vorigen Bruder, geb. zu Lyon den 17. Aug. 1699, legte sich nach dem Beispiel seines Bruders, ebenfalls auf Pflanzenkunde, begleitete ihn auf Reisen, und wurde 1720 adjungirt als Aufseher über den königl. botanischen Garten. Er hatte die Freude, die Ceder vom Berge Libanon, die in dem Garten des Königs fehlte, und von welcher er selbst in seinem Hute zwei Stecklinge aus England nach Frankreich gebracht hatte, unter seinen Augen über alle andre Bäume des Gartens hinwegwachsen zu sehen. Linné besuchte ihn während seines Aufenthalts in Frankreich, und wohnte einer seiner botanischen Wanderungen bei. Jussieu's Schüler, so erzählt man, erlaubten es sich, ihren Lehrer auf die Probe zu stellen, indem sie ihm Pflanzen, deren Kennzeichen sie absichtlich zerstört hatten, darbrachten und eine Erklärung derselben von ihm verlangten. Stets erkannte dann Jussieu den Betrug und gab, ohne in Verlegenheit zu gerathen, die verlangte Auskunft. Einst wollten die Schüler mit Linné denselben Versuch machen; dieser aber erklärte frei heraus, nur Gott allein oder ihr Lehrer (Jussieu) könne ihre Frage beantworten. Nachdem sich Jussieu lange Zeit mit einer systematischen Eintheilung des Pflanzenreichs beschäftigt hatte, starb er zu Paris den 6. Nov. 1777. Man verdankt ihm eine Ausgabe der Geschichte der Pflanzen in der Gegend von Paris, von Tournefort, Paris 1725, 2 Bde. 12., viele Abhandlungen in den Mem. der Akademie und Catal. desarbres et arbrisseaux qui se peuvent élever aux environs de Paris.

Justi (Bernh. Joh. Karl), Professor der Philosophie, alten Literatur und Theologie und Superintendent zu Marburg, geboren zu Münchhausen den 5. Dez. 1753, bezog 1769 die Universität Marburg, um Theologie zu studiren, und 1773 Göttingen, wo er seine akademischen Studien vollendete. Hierauf kehrte er, mit Kenntnissen mancher Art bereichert, nach Marburg zurück, wo er 1774 Diakonus an der evangelisch-lutherischen Pfarrkirche und Definitor des Ministeriums wurde. Da er in Göttingen den Vorsatz gefaßt hatte, neben seinen Prediger-Arbeiten auch Collegien zu lesen, so nahm er in demselben Jahre die Würde eines Doktors der Philosophie an. Schon bei seinem Abgange von Göttingen hatte er die vortreffliche Uebersetzung des Weissagungsgesanges Mosis an die Israeliten herausgegeben, die unstreitig die ästhetisch vollendetste Arbeit Justi's ist. Im Jahr 1775 fing er sein e philologischen und exegetischen Vorlesungen mit Beifall an, und 1779 ward er ordentlicher Professor der Philosophie und alten Literatur. In dieser Zeit war er am thätigsten als akademischer Lehrer und Schriftsteller. Er schrieb seine bekannte, hauptsächlich gegen Michaelis gerichtete Schrift: Ueber die den Aegyptern von den Israeliten bei ihrer Abreise abgeforderten Geräthe: seine gründlichen historisch-philosophischen Untersuchungen über den Genius des Sokrates; und nahm einen sehr thätigen Antheil an Eichhorns Repertorium für bibl. und morgenländische Literatur. Im J. 1789 erhielt er eine ordentliche Professur der Theologie; und in eben diesem Jahre wurde er zum Superintendenten der lutherischen Gemeinden und Schulen des Oberfürstenthums Hessen gewählt, womit zugleich

die Stelle eines Konsistorialraths verbunden ist. Im Jahr 1792 ward er auch zum Direktor des vom ihm gestifteten Predigerseminariums ernannt. Obgleich er jetzt so verschiedenartige Aemter zu verwalten hatte, und seine Geschäfte zum Theil sehr verwickelt waren, so blieb er dennoch auch als Schriftsteller nicht unthätig, wie mehrere seiner dem von Paulus fortgesetzten Repertorium und dessen Memorabilien einverleibten Aufsätze beweisen. Zur Ausarbeitung größerer Werke hatte Justi weder Zeit noch Geduld. Im Jahr 1795 veranstaltete er eine Sammlung seiner kleinen theologischen Schriften, und im Jahr 1798 gab er eine zweite Sammlung derselben heraus. Im Sommer des Jahrs 1794 hatte er schon ein Apoplexie erlitten, wovon eine halbseitige Lähmung zurückblieb. Am 8. April 1800 befiel ihn ein Stickfluß, hiezu gesellten sich noch andere krankhafte Zufälle, die am 12. Mai seinem Leben ein Ende machten.

Justinianus I., der Große, Kaiser des oström. Reiches, geb. 483 zu Tauriſium in Illyrien in einer unbekannten Familie; seine Mutter aber war eine Schwester des Justinus, den die Laune des Glückes aus einem Viehhüter in einen byzantinischen Kaiser verwandelt hatte. Dieser rief seinen Neffen an den Hof, und ernannte ihn 527 zum Mitkäiser, da ihm das Zepter in der alterschwachen Hand zu schwer geworden war. Justinus starb noch in demselben Jahre, und Justinian bestieg sogleich nach ihm den byzantinischen Thron. Schon gleich nach Anfange seiner Regierung vermählte er sich mit jener berüchtigten Theodora, einem unzüchtigen Weibsbilde, das er aus den Schlupfwinkeln der Unsittlichkeit hervorzog und neben sich auf den Thron setzte. Er begann nun mit wüthendem Eifer die Unterdrückung Andersgläubiger, und verfügte über jeden die Todesstrafe, der sich der Lehre der herrschenden Kirche nicht unterwerfen würde. Mit Fluch und Haß wider den Kaiser und das Christenthum flüchteten Heiden, Juden und Ketzer aus den entvölkerten Provinzen, und Tausende fielen als Schlachtopfer des rohen Religionseifers. Zu gleicher Zeit suchte er die Sitten des verderbten Volkes durch unvernünftig strenge Gesetze zu verbessern, stiftete aber hiedurch mehr Böses, als Gutes. Inzwischen wurde der Kaiser durch den persischen Krieg beunruhigt, obgleich Belisar, dessen Fähigkeiten und Tapferkeit schon damals der Hof erkannt hatte, mehrere Vortheile über den Feind erfochten hatte. Justinian, verstrickt in dem Gewebe der Hofränke, die schon damals gegen Belisar gesponnen wurde, rief diesen zurück und erkaufte vom neuen Großherrn der Perser, Cosrhoes, einen schimpflichen Frieden mit 11.000 Pfund Goldes (532). In Konstantinopel standen zu dieser Zeit 2 mächtige Parteien, bekannt unter dem Namen der Blauen und Grünen, in leidenschaftlichem Hasse gegen einander; 532, als Justinian das Fest seiner Thronbesteigung im Cirkus feierte, entstand ein blutiger Streit zwischen denselben, den der Kaiser durch die Hinrichtung der Anführer beider Parteien bestrafen zu müssen glaubte. Dies brachte aber das Volk in Wuth, alles brach in wilden Aufruhr aus, die Parteien vereinigten sich gegen den Kaiser, und die blutgierige Menge wüthete durch die Straßen und mordete und sengte. Die Stadt loderte auf, und Tempel und Paläste stürzten in Asche zusammen. Der Kaiser, vor Schrecken und Angst erblaßt, war auf heimliche Flucht bedacht, und nur die muthige Entschlossenheit seiner Gemahlin Theodora konnte ihn zurückhalten. Die Anführer hatten schon einen Gegenkaiser gewählt, einen gewissen Hypatius, als sie plötzlich von Belisar mit 3000 Veteranen angegriffen wurden. Das Blut floß in Strömen, 3000 Mann wurden erschlagen, der ungeheure Brand der Stadt vermehrte die Schreckniſſe des Tages. Justinian ließ darauf seinen Sieg im ganzen Reiche kund thun. Die Gewaltthätigkeiten des vandalischen Machthabers Gelimer gegen den rechtmäßigen Kronerben Hilderich, mit dem Justinian in Verbindung stand, gaben diesem die Veranlassung zu einer Unternehmung auf

Afrika. Belisar schiffte 533 mit 10.000 Mann Fußvolk und 6000 Reitern hinüber, nahm den König Gelimer gefangen, zertrümmerte innerhalb dreier Monate das schwache Reich der Vandalen und kehrte schon im Herbste 534 im Triumphe nach Konstantinopel zurück. Der glückliche Erfolg dieser Unternehmung ermunterte den Justinian, auch einen Versuch zur Wiedereroberung Italiens zu machen; die Rächung des schnöden Mordes an der vortrefflichen gothischen Königin Amalasuntha durch Theodat vorgebend, sandte er den Belisar 535 mit einer Flotte von 7000 Mann nach Italien. Belisar bemächtigte sich Siziliens, drang sogar in Rom ein, nahm Ravenna in Besitz, und war im Begriff, ganz Italien der byzantinischen Herrschaft zu unterwerfen, als ihn die Eifersucht des Kaisers nach Konstantinopel zurückrief, unter dem Vorwande, ihn gegen Cosrhoes zu stellen, der sich zu einem neuen Kriege rüstete. Dieser kriegerische Fürst hatte mit Unmuth die neuen Eroberungen des Kaisers angesehen, war in Syrien eingedrungen, und hatte Antiochien geplündert und in Asche gelegt. Justinian war abermals niederträchtig genug, einen augenblicklichen Frieden mit 5000 Pfund Goldes zu erkaufen, und dem persischen König einen jährlichen Tribut von 500 Pfund zu versprechen. Dieser Friede wurde bald darauf wieder gebrochen, und Justinian schickte den Belisar wieder die Perser. Dieser nöthigte zwar den Cosrhoes, sich über den Eufrat zurückzuziehen, wurde aber gehindert, seine Vortheile weiter zu verfolgen, da gefährliche Unruhen im Westen seine Gegenwart in Italien erheischten. Dort hatte der tapfere Totilas dem ostgothischen Reiche wieder neue Kraft gegeben, und Lukanien, Apulien, Kalabrien und Neapel schon unter seine Botmäßigkeit gebracht. Belisar erschien im Frühlinge 544 in Italien, aber mit einer so geringen Unterstützung vom Kaiser, daß er unthätig in Ravenna bleiben und ruhig den glücklichen Unternehmungen des Feindes zusehen mußte. Nach 5 Jahren mußte er, ohne seinen alten Ruhm behaupten zu können, wieder nach Konstantinopel zurückkehren. Justinian, anstatt seinen Feldherrn thätig zu unterstützen, und anstatt sich zu bemühen, dem schwachen Reiche Haltung und Festigkeit zu geben, wetteiferte mit Salomo, prachtvolle Gebäude aufzuführen, und erschöpfte durch seine eitele Prachtliebe den öffentlichen Schatz. Gleich nach dem Abgange Belisars wurde Rom von den Gothen in Besitz genommen, und Sizilien, Sardinien, und Korsika wurden zum Gehorsame zurückgebracht. Zu gleicher Zeit wurde das Reich von Lombarden, Herulern, Gepiden und Slaven bedroht, die, mit barbarischer Wildheit Städte und Schlösser zerstörend, und mit ausgelassener Mordlust gegen Alles, gegen Weiber und Kinder wüthend, in Thrazien und Illyrien hereinbrachen, und sogar bis an die Thore Konstantinopels streiften. Dazu entzündete sich von neuem der persische Krieg, und Justinian ließ sich wiederum so entehrende Friedensbedingungen vorschreiben, daß das Volk darüber öffentlich murrte. So nachgiebig Justinian gegen die Forderungen der Perser war, so starrsinnig wies er die Friedensvorschläge des Totilas zurück, der im Namen seines Volkes einen Tribut zu erlegen, allen Ansprüchen auf Sizilien und Dalmatien zu entsagen, und in allen seinen Kriegen Dienste zu leisten versprach, wenn er ihn ruhig im Besitze seiner Länder in Italien lassen wollte. 552 wählte Justinian den Eunuchen Narses zum Feldherrn gegen die Gothen, und unter seinen Fahnen zog ein starkes auserlesenes Heer zu Lande nach Italien. In der Ebene von Lentagio wurden die Gothen in die Flucht geschlagen, und ihr König Totilas von einer Lanze durchbohrt. In einer zweiten Schlacht, in welcher Tejas an ihrer Spitze focht und ebenfalls im Kampfe den Heldentod fand, ließen sie endlich, von der langen Blutarbeit ermüdet, den Narses bitten, sie mit aller ihrer Habe aus Italien frei abziehen zu lassen. Dies wurde ihnen zugestanden, und so war das ostgothische Reich aufgelöset, und die Eroberung von Italien vollendet. Mitten unter diesen

großen Reichsangelegenheiten trieb der Kaiser sich in theologischen Streitigkeiten herum, und despotisirte mit seinen Glaubensansichten die Gemüther der Menschen in dem freiesten der Gebiete, dem der Religion. Eine lange anhaltende Pest, schreckliche Erdbeben, der gewaltige Andrang wilder Barbaren verfinsterten sein Gemüth noch mehr; in allen diesen Drangsalen sah er die göttliche Rache, die er durch den schonungslosen Religionseifer, mit dem er gegen alle Andersgläubige wüthete, zu entwaffnen hoffte. Zwei bis dahin unbekannte Völker, die Avaren und Türken, rückten bis an die Grenze des Reiches; ein ungeheures Heer von Hunnen war in Thrazien eingebrochen, und setzte das Reich in bebende Furcht. Da stand Belisar, der seit 10 Jahren vom Hofe unbeachtet geblieben war, noch einmal auf, und leitete wiederum die verderbenschwangere Wolke vom Reiche ab. 562 erniedrigte sich Justinian zu einem abermaligen schimpflichen Friedensschlusse mit den Persern, welchen er durch 30.000 Stücke Goldes vom persischen Großherrn erkaufte. Noch vor dem Ende seiner Regierung entspann sich eine Verschwörung wider sein Leben, in die sogar Belisar verflochten gewesen seyn soll; die Verschwornen aber wurden noch, ehe sie die That ausgeführt, entdeckt und in Verhaft genommen. Kurz vor seinem Tode verfiel Justinian noch in die Ketzerei, die er vorher so wüthend verfolgt hatte; er bekannte sich öffentlich zu der Sekte von Irrgläubigen, welche behaupteten, daß der Leib Christi, von seiner Empfängniß an, keiner Veränderung fähig gewesen sey. Er verbannte den Patriarchen, und alle Geistlichen, die seiner Meinung nicht beistimmen wollten, und schon begann sein dumpfer Sinn mehr, als je, mit despotischer und frevelhafter Willkühr die heilige Freiheit des Gewissens der Menschen anzugreifen, als er 565 im 84. Jahre seines Lebens und im 39. seiner Regierung starb. Von Aelteren und Neueren ist Justinian sehr verschieden beurtheilt worden. Zu Ende des 16ten Jahrh. hat ihn ein Patriarch zu Konstantinopel heilig gesprochen: dagegen sagt Evagrius, ein gleichzeitiger Schriftsteller: „Er habe das ganze Reich mit Unrecht und Unordnung erfüllt, und werde in der Holle sein Urtheil empfangen." Ebenso schmäht ihn die geheime Geschichte des Prokopius, welche Einige für falsch erklärt haben, Montesquieu aber für ganz authentisch hält. In der neueren Zeiten waren es besonders Rechtsgelehrte, welche Justinian bis zu den Wolken erhoben haben. Allerdings ist ihm ein gewisser Sinn für Größe nicht abzusprechen, der sich besonders in seinen prachtvollen und herrlichen Gebäuden offenbart hat, unter denen die Sophienkirche am berühmtesten ist. Da dieses Meisterstück der Baukunst schon einmal bei einem Aufruhre der Blauen und Grünen abgebrannt war, so wurden bloß die Gewölbe, um es vor Feuersbrünsten zu sichern, ganz aus Marmor ohne alles Zimmerholz gemacht. Die Wände des Saactuariums waren mit Silber bekleidet, und der von Demanten blitzende Altar ruhte auf 6 Pfeilern gediegenen Goldes. Diese Kirche, die noch vorhanden, jetzt aber in eine türkische Moschee umgewandelt ist, würde ein rühmliches Denkmal Justinians seyn, wenn dieser nicht durch ihre Aufbauung den öffentlichen Schatz erschöpft hätte. Man kann nicht zugeben, daß seine Regierung beglückend gewesen, und daß er dem Reiche Kraft gegeben; in seiner Eitelkeit gefiel er sich mehr, mit launiger Willkühr zu schalten und zu walten, als daß er sich beeiferte, seine Unterthanen glücklich zu machen. Von Juristen ist Justinian aber besonders hoch gepriesen worden, als Gesetzgeber und als Freund und Beförderer der Rechtswissenschaft. Was seine eigenen Gesetze betrifft, so ist trotz der Lobsprüche seiner Bewunderer nicht zu verkennen, daß sie oft sehr mangelhaft sind, und von Eigensinn oder Laune eingegeben zu seyn scheinen. Montesquieu fällt über ihn als Gesetzgeber folgendes harte Urtheil: „die Gesetze dieses Kaisers haben die Rechtsgelehrtheit in dem Laufe einiger Jahre mehr ermuntert, als es in den letzten 3 Jahrh. unserer Monarchie geschehen ist. Diese

Abänderungen betreffen meist solche unwichtige Dinge, daß man keine Ursachen sieht, die den Gesetzgeber dazu habe bewegen können; wenn man dies nicht aus der geheimen Geschichte des Prokopius erklärt und sagt, daß dieser Fürst eben so wohl seine Urtheile als die Gesetze verkauft habe." Größere Verdienste um das Recht, das damals sehr schwankend und ungewiß und in manchem Bezuge veraltet war, erwarb er sich dadurch, daß er eine Bearbeitung und möglichst vollständige Sammlung des röm. Rechtes durch die gelehrtesten Männern veranstalten ließ. Die erste dieser Rechtssammlungen war der sogenannte justinianische Codex, den er im Jahre 528 durch 10 Rechtsgelehrte zusammen zu stellen befahl; er bestand aus 12 Büchern und enthielt sämmtliche Verordnungen der Kaiser von Hadrian bis auf Justinian. Bald darauf 530 trug Justinian dem Tribonian auf, mit Hülfe von 16 andern Rechtsgelehrten, einen Auszug aus den vorzüglichsten Werken der ältern Juristen zu machen. Diese hatten von Justinian eine sehr ausgedehnte Vollmacht zu ihrer Zusammenstellung; sie waren berechtigt nach eigner Einsicht abzukürzen, zuzusetzen, wie es die Zeit erforderte, umzuformen, und die oft vorkommenden Widersprüche der älteren Juristen zu heben. Binnen dreien Jahren wurde das ungeheure Werk, das ein Auszug aus 2000 juristischen Abhandlungen war, vollendet; es bestand aus 50 Büchern und erhielt den Titel: Digesta und Pandekta. Er war vorzüglich für den Gerichtsgebrauch bestimmt, und deßhalb bei der Anordnung der einzelnen Materien hat man so viel als möglich der Ordnung des Ediktes gefolgt. Die Stellung der einzelnen Auszüge hat man lange für ganz unsystematisch und willkührlich gehalten, bis vor wenigen Jahre Professor Blume auch hierin eine gewisse Ordnung entdeckt und erwiesen hat. Noch vor Bekanntmachung der Pandekten ließ Justinian durch den Tribonian und dessen Gehülfen Theofilus und Dorotheus aus den Pandekten ein kurzgefaßtes Lehrbuch, für den Anfänger in der Rechtsgelehrsamkeit zusammentragen, das unter dem Namen der Institutionen bekannt ist und aus 4 Büchern besteht. Die Institutionen wurden zugleich mit den Pandekten in dem Dez. 533 publizirt: dabei untersagte Justinian allen fernern Gebrauch der älteren juristischen Werke. Da Justinian seit Abfassung des im Jahre 529 bekannt gemachten Codex mehrere Verordnungen und Gesetze (Constitutiones) erlassen hatte, so befahl er dem Tribonian, eine Verbesserung und Erweiterung desselben vorzunehmen. Hieburch entstand eine neue Ausgabe des alten Codex unter dem Namen Codex reditetae praelectionis, welcher am 16. Nov. 534 bekannt gemacht wurde und noch jetzt vorhanden ist. Da der alte Codex ganz abgeschafft wurde, so ist dieser für uns verloren gegangen. Ungeachtet dieser reichen Gesetzsammlungen erließ aber Justinian binnen seiner langen Regierung von 535 bis 565 noch eine beträchtliche Anzahl neuer Verordnungen. Diese wurden Novellen (novellae constitutiones) genannt, und waren größtentheils in griechischer Sprache abgefaßt; Justinian hat sie in keiner Sammlung bekannt gemacht, sondern erst später haben die Glossatoren sie in neun Collationen zusammengestellt. Den Namen Authenticae haben sie ebenfalls von den Glossatoren erhalten, zur Unterscheidung von dem Auszuge, den Justinianus 530 aus demselben gemacht hat. Diese sämmtlichen Gesetzbücher machen den Inhalt des sogenannten Corpus juris aus, und sind die Grundlagen aller neueren Gesetzgebungen geworden. Vergl. den Art. Civilrecht.

Justinus, ein lat. Historiker, über dessen Herkunft Leben, und Zeitalter man sehr ungewiß ist; wahrscheinlich aber lebte er zu Rom im 2. oder 3. Jahrh. Wir haben noch von ihm seinen Auszug aus der Geschichte des Trogus Pompejus; dieser war ein Philosoph und Redner aus Gallien, der sein größeres, aber verloren gegangenes Werk unter dem Augustus schrieb, und worin er am Ausführlichsten die macedonische Geschichte bearbeitete. Dem Auszuge

nach zu urtheilen hat er viele grobe Fehler gegen die Geographie und Chronologie begangen, und besonders die Geschichte der Juden mit den größten Anachronismen entstellt. Justins Styl hat für seine Zeit viel Eleganz. Vorzügliche Ausgaben von A. Gronovius, Leyden 1719 8., von Fischer Leipzig 1757 8., von Wetzel, Liegnitz 1806, deutsch mit Anmerkungen von Ostertag, Frankfurt 1781, 2 Thl. 8; lat. und deutsch von F. X. Schönberger, Wien 1806, 4 Thl. 8.

Justinus, dem sein herrlicher Tod den Namen eines Märtyrers erwarb, einer der größten Zierden seiner Zeit, war von griechischer Abkunft, und zu Neapolis in Palästina im Anfange des 2. Jahrh. geboren. Von Jugend an sich nach Wahrheit sehnend, ward der forschende Jüngling, dem der Unterricht verschiedener Philosophen nicht genügte, von einem Weisen auf die heilige Schrift verwiesen. Er las sie mit Aufmerksamkeit, überzeugte sich von der Göttlichkeit des Christenthums, wozu auch der Christen heiliger Wandel in Verbindung mit der Märtyrer Freudigkeit vieles beitrug, und ließ sich taufen. Auch als Christ fuhr Justinus fort, den philosophischen Mantel zu tragen; er unternahm zur Verbreitung der Heilslehre Jesu Reisen in Asien, Griechenland und in Italien, lebte aber mehrentheils zu Rom, wo er öffentlichen Religionsunterricht gab. Als sich unter Antonin dem Frommen eine Verfolgung wider die Christen erhob, schrieb Justin im J. 150 eine Apologie für die Christen, welche er dem Kaiser selbst übergab. Eine zweite Schutzschrift schrieb er später an den Kaiser Markus Aurelius. Nebst der freimüthigsten Vertheidigung der Christen gegen die Verleumdungen der Juden und Heiden enthalten diese Schriften eine umständliche Darstellung des Gottesdienstes, der kirchlichen Gebräuche, der reinen Sitten und unerschütterlichen Standhaftigkeit derselben, und eine gründliche Erklärung und Bekräftigung der vorzüglichsten Wahrheiten und Geheimnisse des Christenthums. Justinus bestätige seine Lehre durch seinen standhaften und reinen Glauben, und litt den Märtyrertod im J. 167. Die gerichtlichen Akten vom Verhör und Tod des h. Justinus sind auf uns gekommen. Außer den erwähnten, und einem Gespräche mit dem Juden Triphon, hinterließ er noch einige andere Schriften. Die beste Ausgabe griech. und lat. ist vom Marand, Paris 1742 Folio. Man findet viele Gelehrsamkeit und eine vollkommene Kenntniß der Philosophie und der Geschichte des Alterthums darinnen, und in der Schreibart herrscht eine edle Einfalt ohne allen rednerischen Schmuck.

Justitia, die Gerechtigkeit, eigentlich so viel als Astrâa, Themis. Bei den Römern aber gab es noch eine von diesen verschiedene Justitia, welche man in sitzender Stellung, in der einen Hand eine Schale, in der andern einen Zepter haltend, vorgestellt findet.

Justitium, Juristitium, der förmliche Stillstand der Rechtspflege, z. B. bei Landestrauer, bei sehr gefährlichen Kriegszeiten, während der Pest, desgleichen auch bei erfreulichen Veranlassungen.

Justizhoheit wird in die bürgerliche Justiz- und Criminalgewalt getheilt. Jene begreift alle Rechte der obersten Staatsgewalt, die die Rechtsverletzungen von den Staatsbürgern im Innern des Staats abzuwenden, die entstehenden Rechtsstreitigkeiten zu untersuchen und zu entscheiden, und die gesprochenen Urtheile zu vollstrecken bestimmt ist. Sie begreifft daher 1) das Recht der Gesetzgebung; 2) die richterliche Gewalt im engern Sinn, oder die Gerichtsbarkeit, die sich mit Untersuchung und Entscheidung streitiger Rechte beschäftigt, und mit der gewöhnlich die Befugniß zur Vornahme der Handlungen der freiwilligen oder willkührlichen Gerichtsbarkeit verbunden ist; 3) das Recht der Vollstreckung, und 4) das Recht der Oberaufsicht über das gesammte Justizwesen. Die Criminalgewalt bezeichnet alle Rechte der obersten Staatsgewalt, die sich auf die Bestrafung der Verbrechen beziehen. Sie begreift daher

Verzeichniß

der

im sechsten Bande enthaltenen Artikel.

Griechen (Hülfsvereine der) Seite 1
Griechen (Insurrektion) 3
Griechenland 26
Griech. Arzneikunde, s. Arzneikunde (Gesch.) 53
Griech. Beredsamkeit
Griechische Brander 54
Griechische Bühne 55
Griechisches Feuer, s. Feuer (Griechisches) 56
Griechische Geschichte
Griechische Kirche 58
Griechische Kunst, s. Baukunst, Bildhauerkunst, Malerei u. Musik (Gesch. d.) 60
Griech. Literatur
Griech. Philosophie 63
Griechische Poesie 66
Griechische Prosa, s. Griechische Beredsamkeit, und Griechische Geschichte 73
Griechische Sprache
Griesbach 74
Griesbach (J. J.)
Grimaldi
Grimm (Freih. von) 75
Grimma
Griphi
Grisaille, s. Grau in Grau
Gröningen
Grönland 76
Gröppler (Johann) 80
Größe, s. Mathematik
Gronov (Joh. Friedr.)
Groschen 81
Gros de Tours
Groß-Admiral
Groß-Avantur 82
Groß-Beeren (Treffen bei)
Großbritannien, s. England Seite 83
Großbritannische Gesellschaftsunternehmungen
Großbritannisches Kanalsystem 84
Großbritann. Politik 85
Großbritannisches oder Brittisches Reich 86
Groß-Görschen (Schlacht bei), s. Lützen 89
Groß-Griechenland, s. Griechenland 89
Groß-Jägerndorf (Schlacht bei)
Großmann (G. F. W.) 90
Großwardein
Grotius (Hugo)
Grotte 93
Grotesk
Grube
Grubenbau
Gruber (G. M.) 94
Grübel (J. C.)
Grüner Donnerstag, s. Donnerstag
Grünspan
Grünstadt
Grüßen
Grumbach (Wilh. v.) 95
Grund 97
Grund-Akkord
Grundkräfte 98
Grundrente
Grundriß 99
Grundsteuer, s. Steuer
Grundstoffe, s. Elemente
Grundverträge
Gruner (C. J. v.) 100
Grupello (Ritter)
Gruppe 101
Grustnien Seite 101
Gryph (Andreas) 102
Guadeloupe 103
Guajakharz 104
Guarini
Guatemala, s. Mittelamerika
Guebriant
Gülden 105
Güldene Zahl, s. Calender
Guelfen, s. Welfen
Güldenstadt (J. A.)
Günther
Günz (Simon) 106
Guercino (G. B.)
Guericke (Otto von)
Guerillas
Guernsey
Gürtelthier, s. Armadil und Brasilien 107
Guesclin (Bertr. du)
Güter
Guevara
Guglielmi (Pietro) 108
Guglielmi (Gregorio)
Guiana
Guibert (F. A. Gr. v.) 109
Guicciardini (F.)
Guido Aretinus 110
Guido Cavalcanti 111
Guido Reni, s. Reni
Guido da Siena
Guignes (Joseph de)
Guillotine 112
Guinea 113
Guinee 114
Guiscard (Robert)
Guitschard (C. G.)
Gulfe (Herzoge v.) 115
Guitarre 116
Gulden
Gummi 117

Harmony Seite 211
Harnisch
Harpe (J. F. de la), s. Laharpe (J. F. de)
Harpeggio
Harpokrates 212
Harpyen
Harrington (James)
Harris (John)
Harrison (John) 213
Harsdörfer (G. P.)
Hart
Hartleben (F. J.) 214
Hartsoeker (N.)
Harun al Raschid, s. Aaron al Raschid
Haruspex, s. Aruspex
Harvey (Wilhelm) 215
Harwick
Harz (Gebirg) 216
Harze
Harzheim (J. von) 217
Hase
Hasenclever (Peter) 218
Hasenscharte
Hasse (J. A.) 219
Hasselquist (Friedr.) 220
Hastings (Warren) 221
Hatti-Scherif 223
Häßler (Joh. Wilh.)
Haubitze
Hauptbuch, s. Buchhalterei 224
Hauptnote
Hauptsatz, s. Thema
Hauptton, s. Grundton
Hauksbee (Francois)
Hausehre
Hausen
Haut 225
Hauteliſſe]
Hautkrankheiten
Hautrelief, s. Basrelief 226
Hautpoul-Salette
Hauy (R. J. Abbé)
Havannah, s. Cuba 227
Havelberg
Havercamp (S.) 228
Haverei, s. Avarei
Havre
Hay
Haydn (Joseph)
Hayducken 230
Hayti Seite 230
Hazardspiele 233
Heber 234
Hebert (Jacq. René) 235
Hebezeug
Hebräer
Hebräische Literatur 237
Hebräische Sprache und Schrift 242
Hebriden 244
Hebron 245
Hecate
Hecatombe 246
Hecla
Hector
Hecuba 247
Hedlinger (J. C.)
Hedwig die Heilige 248
Hedwig (Joh.)
Hemsterk (M. v.)
Hemsterk (J. v.) 249
Heer (stehendes)
Heerbann 251
Hegesias
Hegira
Heidegger (J. J.) 252
Heidelberg
Heidelb. Bibliothek 253
Heiden
Heilbronn 254
Heilig 256
Heilige
Heilige Allianz 257
Heiligthümer
Heilkunst, s. Arzneikunde
Heilmethode
Heilmittellehre, s. Arzneikunde 260
Heimfallsrecht, s. Aubaine (Droit d')
Heimweh
Hein (Pet. Petersen) 261
Heineccius (J. G.)
Heinecke (Samuel)
Heinecken (Ritter) 262
Heinecken (C. H.)
Heinitz (A. Freih. v.) 263
Heinrich der Erste
Heinrich der Dritte 265
Heinrich der Vierte 266
Heinrich der Fünfte 267
Heinrich d. Siebente 268
Heinrich der Dritte
Heinrich der Vierte 269
Heinrich der Zweite 272
Heinrich der Fünfte 273
Heinrich der Sechste
Heinrich der Siebente 274
Heinrich der Achte
Heinrich der Löwe 276
Heinrich d. Jüngere 277
Heinr. der Seefahrer 278
Heinrich v. Preußen, s. Fried. Heinr. Ludw.
Heinrich I. v. Hayti 279
Heinse (Wilhelm) 281
Heinsius (Daniel) 282
Heinsius (Anton)
Heißhunger 283
Heizung, s. Ofen
Hektisch
Hela, s. Nord. Mythol.
Heldenbuch
Heldengedicht
Helena 286
Helena (Heilige) 287
Helena (Insel), s. St. Helena
Helenenfeuer
Helenus
Helgoland 288
Helikon
Heliocentrisch
Heliometer 289
Helios
Helioscop
Hell (Maximilian)
Hellas 290
Helldunkel
Helle 291
Hellen
Hellenen
Hellenismus
Helleniſten 294
Helleſpont, s. Dardanellen-Straße
Helm
Helminthologie
Helmont (J. B. van)
Helmstädt
Heloise, s. Abaillard
Heloten
Helsingfors 295
Helsingör
Helst (Barth. van der)
Helvetier 296
Helvetius (Cl. A.)

Helvoetsluys Seite 298
Hemeradromen
Hemikranie, s. Migräne
Hemisphäre, s. Halbkugel
Hemmelink (Johann)
Hemsterhuis (T.) 299
Hemsterhuis (F.)
Hendekasyllaben 300
Hengist
Henll 301
Henke (H. P. C.)
Henrici (C. F.) 302
Henriette Marie
Henriette Anna 303
Hephästion
Hephästos, s. Vulkan
Heptachorde
Heptagonalzahlen 304
Heraklíden
Heraklius, s. Oströmisches Kaiserthum
Heraklit
Heraldik, s. Wappenkunde 305
Heräus (Carl Gust.)
Herbarium
Herberstein (Sigm.) 306
Herbst
Herbst (J. F. W.)
Herculanum 307
Hercules 309
Herder 318
Here, s. Juno 320
Hering
Hermandad 321
Hermann
Hermann v. Thüring. 324
Hermannstadt 325
Hermaphrodit
Hermelin
Hermen 326
Hermeneutik
Hermes, s. Merkur
Hermes Trismegistus
Hermes (J. T.) 327
Hermetische Kunst, s. Alchymie
Hermione
Hermitage
Hermode, s. Nordische Mythologie
Hernia 328
Hero
Herodes der Große 329
Herodianus Seite 330
Herodotus
Heroen, s. Halbgötter
Heroide
Heroisch 331
Herold
Herons-Ball
Herostrat
Herrenbank 332
Herrera
Herrera de Barnuevo, s. Barnuevo
Herrnhut
Herschel (Wilhelm) 333
Hertha 334
Herz (Markus)
Herz 335
Herzkrankheiten
Herzberg (Graf v.) 336
Herzog 339
Herzogenbusch
Hesekiel, s. Ezechiel
Hesiod
Hesperiden 340
Hesperus 341
Heß (Ludw.)
Hessen 342
Hesychius
Hetären
Hetäria 345
Heterodoxie 347
Heterogen
Heteroscii
Hetmann
Hetrurien, s. Etrurien
Heuschrecke
Heuristik 348
Hevel (Joh.) 349
Hexagonalzahlen, s. Zahlensystem 350
Hexameter
Hexapla
Hexe und Hexerei
Heynatz (J. F.) 352
Heyne (C. G.) 353
Hiatus 357
Hibernien, s. Irland
Hibriden
Hidalgo
Hierarchie, s. Kirchenverfassung (kathol.)
Hieres, Hier. Inseln
Hiero der Erste 358
Hiero der Zweite
Hierodulen Seite 359
Hieroglyphen 360
Hieronymiten 361
Hieronymus der Heil. —
Hieronymus v. Prag 362
Hierophant, s. Eleusinische Geheimnisse
Highwaymen 363
Hilarius (der Heilige)
Hildburghausen
Hildebrand, s. Gregor der Siebente 364
Hildesheim
Hill (Aron)
Hiller (Joh. Adam) 365
Hiller (J., Freih. v.)
Himalaya-Gebirge, s. Hindustan
Himmel
Himmel (Fr. H.) 366
Himmelskugel (künstliche), s. Globus
Hindenburg (C. F.)
Hindustan
Hindus 370
Hinkmar 372
Hinken
Hintergrund
Hiob 373
Hipparchos 374
Hippel (Th. G. v.)
Hippias 377
Hippiatrik
Hippocentauren
Hippocrates
Hippocrene 378
Hippodamia 379
Hippodromos
Hippogryph
Hippolytus, s. Phädra
Hippolytus a Lapide
Hipponax 380
Hire (de la)
Hirschberg
Hirschfeld (Chr. C. L.)
Hirtenbrief 381
Hirtengedicht, s. Idylle
Hirzel (H. C.)
Hispanien 382
Historie, s. Geschichte 383
Historienmaler, s. Geschichtsmalerei
Historiker, s. Geschichtschreiber

Historiograph. Seite 383
Historisch
Histrionen 385
Hobbes (Thomas) 386
Hochamt, s. Messe 388
Hoche (Lazare)
Hochheim 389
Hochkirch
Hochland, s. Schottl. 390
Hochstädt, s. Blenheim
Hochverrath, s. Majestätsverbrechen
Hoditz (A. J. Graf v.)
Hof
Hofer 391
Hoffmann (F.) 393
Hoffmann (E. L.) 394
Hoffmann (E. T. A.) 395
Hoffmannswaldau 398
Hofnarren 399
Hogarth (Will.) 401
Höhe 403
Höhenmessungen
Hoheit 405
Hohenlohe
Hohenlohe-Ingelfingen
Hohenlohe-Kirchberg 406
Höhenrauch
Hohenstaufen
Hohenstaufen (Berg) 409
Hohenzollern
Hohenofen 410
Hohepriester, s. Pontifex
Hohes Lied
Höhlen 411
Hohlmünzen, s. Blechmünzen 412
Holbach (Bar. v.)
Holbein (Hans) 413
Holberg (L. Frh. v.) 414
Holland (Freih. v.) 415
Holland, s. Niederlande
Holländer
Holländerei
Holländische Sprache u. Literatur, s. Niederländische Sprache und Literatur
Holländische Schule, s. Niederl. Schule
Hollar (Wenzel)
Hölle
Holm
Holstein Seite 417
Hölty (L. H. Chr.) 419
Holz 420
Holzanbau 422
Holzbrand 423
Holzconsumtion
Hölzerne Uhren 424
Holzflösse, s. Flösse
Holzhandel
Holzsäure 425
Holzschneidekunst, s. Formschneidekunst
Holzsparkunst
Holzwaaren 426
Homann (J. B.)
Home (Henry)
Homeros
Homilie 431
Homilius
Homocentrisch 432
Homogen, s. Heterogen
Homöopathie
Hompesch (Baron) 433
Hondekoeter (Melch.)
Honig
Honneurs
Hontheim 434
Honthorst (Gerh.)
Hood (Sam.) 435
Hooft (P. C. v.)
Hopfen
Hopital (M. de l') 436
Horatier
Horatius Cocles 437
Horatius (Q. F.)
Horeb 440
Heren
Hören, s. Gehör 442
Horizont
Hormayr (Freih. v.)
Horn
Horn, s. Waldhorn
Horn (Cap)
Horn oder Hornes
Horn (G., Gr. v.) 443
Horneck
Hornemann
Hornhaut 444
Hornsilber
Hornstein
Hornwerk
Horoskop
Hörrohr, s. Gehörwerkzeuge (künstliche)
Horst Seite 444
Horus
Hose 445
Hoseas
Hosianna
Hospitäler, s. Krankenhäuser
Hospitalfieber, s. Typhus
Hospodar
Hostie 446
Hottentotten
Hottinger 447
Houel (J. P.)
Houris 448
Houtmann (Corn.)
Howard (John)
Howe (R. Graf) 450
Hoym (Graf)
Huarte (Juan)
Huber (Joh. Ludw.)
Huber (Michael) 452
Huber (Ludw. Ferd.)
Hubertsburg 453
Hübner (Johann) 454
Hübsch (Baron)
Hudson
Hudsonsbai
Hudsonsbai-Gesellschaft
Huehuetlapallan 455
Hughes
Hugo der Große
Hugenotten 456
Hühnen, Hühnengräber, s. Riesengräber
Huldigung
Hull
Human
Humanistische Stud. 458
Hume (David) 459
Humor 460
Humoral 464
Hundsrück 465
Hundstage
Hundswuth
Hunger 466
Hunnen
Hunter 467
Hupazoli
Huronen 468
Husaren
Huß, Hussiten
Husten 472
Hut
Hutten (Ulrich v.) 473

Hüttenkunde Seite 475
Hüttenrauch
Hutzwang
Huygens (Chr.)
Hypsum 476
Hyacinth
Hyacinthen
Hyacinthus 477
Hyaden
Hyäne, s. Abendwolf
Hyder Ali, s. Ayder Ali
Hydra v. Lerna, s. Herkules, u. Lernäische Schlange
Hydraulik
Hydryaden 478
Hydrocephalus, s. Wasserkopf
Hydrographie
Hydrologie
Hydrophobie, s. Wasserscheu
Hydrostatik
Hydrostatische Senkwage 480
Hygea 481
Hygin
Hygrometer
Hylas 482
Hymen
Hymne
Hypatia 483
Hyperbel, s. Kegel
Hyperbel (rhetor. Figur)
Hyperboräer
Hyperides 485
Hyperion
Hypermnestra
Hypnos, s. Schlaf
Hypochondrie
Hypokritisch 487
Hypothek, s. Pfandrecht
Hypothekarische Kreditinstitute
Hypothenuse 488
Hypothese
Hypsipyle
Hyrkan (Johann) 489
Hyrkanien
Hysterie

J 491
Jambus, s. Rhythmus
Jarbas, s. Dido
Jason Seite 491
Ibarra 492
Iberien
Ibis 493
Ibycus
Ich
Ichthyolith 494
Icon
Ida
Idalium 495
Ideal
Ideal-Geld — Münze Realmünze, s. Münze
Idealisiren
Idealismus 497
Idee 498
Identität
Identitätssystem, s. Schellingsche Philosophie 499
Ideologie
Ideolektrisch, s. Elektrizität
Idioma, s. Idiotikon
Idiosynkrasie
Idiot
Idiotikon
Idiotismus 500
Idiolatrie, s. Götze
Idomeneus
Idria 501
Iduna, Idunna, s. Nord. Mythologie
Idus, s. Calender
Idylle
Iferten, s. Yverdün 502
Iffland
Ignaz, s. Jesuiten 503
Ikarus, s. Dädalus
Iliade, Ilias, s. Homer
Ilithya
Ilium 503
Illuminatenorden, s. Weishaupt
Illusion, s. Täuschung
Illyrien
Iman 504
Imaus
Imbert
Immatrikulation, s. Matrikel 505
Immediatstände, Immediate Stifter, s. Stifter
Immensurabel, s. Incommensurabel 505
Immunität
Impanation, s. Transsubstantiation
Imperativ, s. Categorien
Impfen
Imperator
Imprägnation
Improvisatoren
Imputation, s. Zurechnung 507
Inachus
Inaugural-Disputation, s. Disputat. 508
Inca, s. Peru
Incest, s. Blutschande
Inclination
Incognito
Incommensurabel
Independenten, s. Anglikanische Kirche
Index
Indicativ
Indien (Gesch. von) 509
Indifferentismus 515
Indigenat 517
Indigo
Indirekte Steuern 518
Indische Baukunst
Ind. Bildhauerkunst 521
Ind. Literatur 522
Ind. Mythologie 529
Ind. Sprache 535
Ind. Weltmeer 538
Individuell
Indolenz 539
Indossiren 540
Induktion
Indulgenz, s. Ablaß 541
Indult
Industrie
Industrieschulen 542
Ines de Castro
Infamie 543
Infant
Infanterie
Inferien
Infinitesimalrechnung
Influenza 544
Inful
Infusions-Thierchen
Ingenhouß 545
Ingenieurkunst, s. Kriegsbaukunst

Inhalt Seite 545
Injurie
Inkunabeln 546
Innocenz (Päpste)
Innung, s. Gilde 547
Ino
Inoculation 548
Inschriften, s. Aufschriften 556
Insektenkunde
Inseln im Winde 558
Inseln der Seligen
In solidum, s. Solidarisch
Insolvenz, s. Falliment
Inspiration
Inspirirte 559
Insbruck 560
Instanz
Instinkt
Institute, s. Pensions Anstalten 561
Institut (National-), s. National-Institut
Institutionen, s. Corpus juris u. Röm. Recht
Instrument
Instrumentale-Arithmetik 562
Instrumentalmusik s. Musik
Insurrektion
Intaglien, s. Steinschneidekunst
Integralrechnung, s. Infinitesimalrechnung
Intellektuell
Intelligenz
Intelligenzblätter 563
Intelligibel, s. Intellektuell
Intension
Interdikt
Interesse
Interim 564
Interjektion 565
Intermezzo
Internunzius
Interpolation
Interpretation
Interpunktion
Interregnum 566
Intervall
Intervention
Intestat-Erbe Seite 567
Intoleranz, s. Toleranz
Intonation 568
Intrade
Introduktion 569
Invaliden
In versa methodus tangentium
Investitur
Invocavit 570
Involute
Jo
Joch
Johannisfeuer
Jokaste
Jole, s. Herkules 572
Jon
Jonien
Jonikus, s. Rhythm. 573
Jonische Inseln
Jota 574
Iphigenia
Ipsarioten, Hydrioten, Spezioten, s. Spezioten
Irak Adschemie, s. Persien
Irak Arabi
Iran, s. Persien
Irene, s. Horen
Irene (Kaiserin)
Iris 575
Irkutzk
Irland 576
Irmensäule 577
Irokesen 578
Ironie
Irrational 579
Irregulär
Irreseyn, s. Wahnsinn
Irretabilität
Irrlichter
Irus 581
Isaak
Isabelle v. Castilien
Iselin
Isenburg 582
Iserlohn 583
Isidorus
Isis, s. Osiris
Isistafel
Islam, s. Mahomet
Island
Isle de France 585
Isle (de l'), s. Delisle 586
Ismaeliten Seite 586
Ismail 587
Isokrates
Isoliren 589
Ispahan
Israel, Israeliten
Israelitische Christen
Istambol 590
Isthmus
Istria
Italien
Italienische Blumen 601
Ital. Buchhalterei, s. Buchhalterei
Ital. Kunst
Ital. Musik 613
Ital. Poesie 618
Ital. Sprache 624
Ital. Theater 625
Ital. Literater 630
Ithaka 642
Itys, s. Philomele
Iwan
Ixion
Jacob 643
Jacob der Erste 644
Jacob der Zweite 647
Jacob der Dritte 649
Jacobi (J. G., F. H.) 652
Jacobiner 653
Jacobinerorden, s. Dominikaner 658
Jacobiten
Jagd 660
Jagemann Chr. J.) 662
Jagernat, s. Dschagrenat
Jagellonen, s. Polen
Jahr
Jahr u. Tag, s. Frist 663
Jamaika
Jamblichos 664
James (St.), s. London
Janina
Janitscharen
Jansen 666
Januarius 668
Janus
Japan 669
Jargon 674
Jaspis
Jassy
Java 675
Jaucourt (Ritter) 676
Jeanne d'Arc, s. d'Arc

Jeddo, s. Japan 677
Jeffreys oder Jefferys
Jehova
Jemappe, s. Gemappe 678
Jena
Jena (Schlacht bei), s. Auerstädt 679
Jenner
Jenny-Maschinen
Jeremias
Jersey, s. Guernsey 680
Jerusalem (J. F. W.) 681
Jerusalem 682
Jesaias 684
Jesuiten
Jesuaten
Jesus Christus 702
Jesus Sirach, s. Sirach 705
Joachim, s. Mürat 706
Joachimsthaler
Joch-Brücke
Jöcher (C. G.)
Jodello, s. Franz. Lit.
Jodine, Jöde
Johann v. Leyden, s. Wiedertäufer
Johann v. Schwaben
Johann der Beständige, Joh. Fr. der Großmüthige, s. Sachsen
Johann Georg I., II., III. u. IV., s. Sachsen
Johann ohne Land
Johann Adolph 709
Johann IV. 710
Johanna (Päpstin)
Johannes d. Täufer 711
Johannes Evangelist
Johannes Parricida 712
Johannes Sekundus, s. Sekundus 713
Johannesberg
Johanniter-Ritter, s. Maltheser-Ritter 714
John Bull, s. Bull
Johnson (Samuel)
Jomelli 715
Jonas (Prophet) 716
Jones (S. W.)
Jones (Inigo) 717
Jongleurs 718
Jonson (Ben.)
Jordan, s. Palästina
Jordanus
Joseph 720
Joseph I. 722
Joseph II.
Josephus (Flavius) 728
Journal, s. Buchhalterei 729
Journale, s. Tageblätter
Jouy
Joyeuse Entrée
Juba
Jubeljahr 730
Jubilate
Juchten
Juda, s. Hebräer u. Juden
Judas Maccabäus, s. Maccabäer
Judäa, s. Palästina
Jude (der ewige)
Juden 731
Judenschule, s. Synagoge 734
Jüdeln
Jüdischer Calender
Juften, s. Juchten
Jugurtha
Julia 737
Julianus (Fl. Cl.)
Julianischer Calender, s. Calender 738
Julius
Julius II. (Papst)
Julius Romanus, s. Romanus 740
Julius Cäsar, s. Cäsar
Jung (Joh. H.) 741
Jünger (Joh. Fr.)
Junius 742
Juno
Junta 744
Jupiter
Jura 749
Jurisprudenz, s. Rechtswissenschaft und die einzelnen Rechte 750
Jury
Jussieu (Antoine de) 752
Justi (B. J. C.)
Justinianus I. 753
Justinus (Historiker) 757
Justinus (Philosoph) 758
Justitia
Justitium
Justizhoheit
Jütland, s. Dänemark 758
Juvenalis (D. J.)
Juventa
Jynx

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google